BUCH DER WELT: ILLUSTRIRTES VOLKSBLATT



<36610538830017




Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre xc.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.



Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1847.




Lauterbrunnen Thal

Ansicht der Jungfrau

Ansicht der Jungfrau.


Das
Buch der Welt.
1847.
Stuttgart.
Carl Hoffmann

Alphabetisches Register.

Das Lauterbrunner Thal und die Jungfrau.

(Taf. 1.)

Die Eilpost hatte uns vom Neuenburger See, wo wir uns längere Zeit verweilt hatten, ohne besonderen Aufenthalt über Erlach und Aarberg nach Bern gebracht. Geschäfte hatten uns die herrliche Natur, in deren Mitte wir lebten, vergessen lassen, Geschäfte riefen uns über Frankreich nach der Heimath zurück; in acht Tagen mußten wir abreisen und hatten von der Schweiz, den Kanton Neuenburg und den Bieler-See abgerechnet, noch nichts gesehen. Ein Abstecher in's Berner Oberland sollte unser Verzögern wieder gut machen. Daß alles in Eile gehen mußte, versteht sich von selbst; trotz aller Eile aber wird der Genuß der kurzen Tour in's Herz der Schweiz uns unvergeßlich sein.

Es dämmerte bereits, als wir die Thore Berns passirten und im Falken freundliche Aufnahme fanden. Die Abendtafel raubte uns die kurze Zeit, die wir noch hätten verwenden können, einige Straßen zu durchirren, um uns einigermaßen in der Stadt zu orientiren, und wir mußten unsere Ausflüge bis zum nächsten Morgen verschieben, wo uns ein Diener die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zeigen sollte. Mit dem ersten Grauen des Morgens verließen wir die trefflichen Lagerstellen und durchwanderten vor dem Frühstück die Stadt, ein allgemeines Bild derselben in uns aufzunehmen. Nach dem Frühstück traten wir unsere Rundreise an, besuchten zuerst die Heiligegeistkirche, ein schön von Quadern aufgeführtes Bauwerk; das Rathhaus; die Stadtbibliothek mit ihren reichen Schätzen; das Museum der vaterländischen Naturgeschichte, wo wir eine vollständige Sammlung aller Säugethiere, Vögel, Pflanzen und Mineralien der Schweiz, und die Basreliefs vom Oberlande, von Wallis, Waadt und vom Gotthardt, sahen, und den reichen botanischen Garten, wo des großen Hallers Büste aufgestellt ist. Von hier stiegen wir nach der Münster-Terrasse, der Platteform, hinauf, einer der beliebtesten Promenaden der Stadt, die, 108 Fuß hoch über dem Spiegel der Aar gelegen, reizende Fernsichten bietet, und ließen uns vom Kirchner das Münster öffnen, ein schönes, großes, nach dem Muster des Straßburger Münsters aufgeführtes Baudenkmal des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Kirche selbst ist 160 Fuß lang und 80 Fuß breit; der Thurm ist 191 Fuß hoch, aber nicht ganz vollendet. Die Vorderseite hat ein schönes Portal mit merkwürdiger Bildhauerei. Im Chor sind herrliche Glasmalereien und Holzschnitzwerk; im Innern ein schönes Grabmal des Schultheißen Steiger, und auf sechs Marmortafeln lasen wir die Namen der im Jahre 1798 gefallenen Vaterlandsvertheidiger. In einer Seitenkapelle am Chor zeigte man uns viele Tapeten und Gewänder Karl des Kühnen, Zelte, Fahnen u. dgl., die in der Schlacht bei Murten am 22. Juni 1476 von dem burgundischen Heere erbeutet wurden. Sie sind gut erhalten und geben einen Begriff von dem Geschmacke des damaligen Zeitalters; was aber alles überbot, war die Aussicht vom Thurme des Münsters, den wir bestiegen. Ueberraschte uns schon die Aussicht von der Platteform, so versetzte der Anblick des großen und herrlichen Panorama's, das sich hier vor unsern Augen entwickelte, uns in stummes Staunen! Ein Tempel der Natur, von einem erhabenern Dome bedeckt, als der unter unsern Füßen, eröffnete sich rings um uns. Besonders nach Westen, wo der Jura seine hohen Rücken in die mannigfachsten Tinten gekleidet hinzog, und nach Süden, wo die erhabene Reihe der hohen Alpenkette mächtig hervortrat, und ihre einzelnen Gestalten in riesigen Umrissen genau kenntlich emporragten, war die Aussicht entzückend und überraschend: dort umzog eine fantastisch gebildete, gelb gesäumte Wolke das Wetterhorn mit dem Rosenlauigletscher; das Schreckhorn mit seinen zerrissenen Felsenspitzen; das Finsteraarhorn, von dieser Seite gesehen der höchste weiße Prachtkegel; der Mönch; die Jungfrau, an welcher das Engel- und das Silberhorn glänzten; die fernen Tschingelhörner und die nähere Blumlisalp — ein Anblick, von welchem sich das Auge kaum hinwegwenden konnte. Die Stadt mit ihrem Getreibe glich einem Ameisenhaufen und verschwand, ein unbedeutender Gegenstand im großen All', das uns umgab — wir verweilten über eine Stunde im Anschauen versunken, und klimmten mit eigenthümlichen Empfindungen die Stiegen hinab und zur Stadt zurück, deren Getös und Sehenswürdigkeiten uns jetzt schal und kleinlich vorkamen. Wir bedurften einiger Stunden Ruhe, uns erst selbst wieder zu sammeln, mit dem geschäftlich-

bürgerlichen Einerlei uns wieder in Uebereinstimmung zu setzen. Was wir in den Nachmittagsstunden noch sahen, kam, so interessant es uns zu andern Zeiten auch gewesen sein mochte, uns nichts weniger als sehenswerth vor, und wir bedauerten unsern Führer, dessen Rekapitulation historischer Erinnerungen spurlos an unsern Ohren vorüberging. Das grandiose Zuchthaus, die Universitätsgebäude, das Erlach'sche Hotel, der Zeitglockenthurm mit künstlichem Uhrwerk, das Hotel de Musique mit dem Theater, das Murtner Thor mit den aus Granit gehauenen Bären, und das neue Aarberger Thor mit den daran stoßenden Bärenbehältern; was sind alle diese Anlagen, der reizenden Natur gegenüber, die vom Münsterthurme gesehen, so lockend uns einlud? Gern wären wir in unser Hotel, auf unsere Zimmer zurückgekehrt, unser Führer schien es aber darauf abgesehen zu haben, uns körperlich und geistig zu tödten; endlich, nachdem er uns auf einen Springbrunnen aufmerksam gemacht, der eine der Hauptstraßen zierte, zog er pathetisch seine Uhr aus der Tasche, betrachtete mit großer Aufmerksamkeit diese und den Himmel und sagte mit nicht geringer Wichtigkeit: „Meine Herren, was ein Reisender während eines Tages in unserer Hauptstadt sehen kann, habe ich Ihnen gezeigt, zwar haben Sie die letzte Stunde, wie es schien, meinen Eifer nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit belohnt, was mich als patriotischen Schweizer billig kränken sollte, indessen hat Ihre Begeisterung beim Erblicken unserer schönen Natur mich mit Ihnen ausgesöhnt, und finis coronat opus! jetzt müssen Sie mir noch ein halbes Stündchen weit außerhalb der Stadt folgen!“ — Unser Protestiren half nichts, unsre vorgeschützte Müdigkeit stimmte den Mann gröber, als sich für einen Lohnbedienten paßte, dabei wußte er aber durch spaßhafttreuherzige Einfälle uns wieder so für sich zu stimmen, daß wir ihm endlich folgten, ja selbst seinem Antreiben, unsere Schritte zu verdoppeln, um ja nicht zu spät einzutreffen, willig nachkamen, und, wahrlich! das Schauspiel, welches nach einer kleinen halben Stunde sich vor unsern Augen eröffnete, wird unvergeßlich in uns fortleben. Der Führer hatte uns nach der Enge gebracht, einem anmuthigen Sommerbelustigungsort mit schönen englischen Anlagen und schattigen Spaziergängen im Bremgarten-Walde; hier genossen wir die herrlichste Aussicht auf die lange Reihe der Schneeberge, welche sich über Bern hin am Horizont aufthürmen. Einige der ansehnlichsten Gletscher und Felsenkuppen zeichneten sich durch ihr glänzendes Blinken aus. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die starre Eiswand, die in blendend weißem Glanze strahlte. Kaum war die Sonne unter den Horizont gesunken, als die Berge in einem sanften rosenfarbigen Schimmer erschienen. Nach wenigen Minuten verwandelte sich dieser in ein allmählig prächtig brennendes Feuer, das den Himmel zu entzünden schien, ging dann in eine herrliche Purpurfarbe und endlich in ein von rothen Streifen durchwebtes Blau über, das nach und nach erbleichte und sich zuletzt in verschiedenen Schattirungen in der zunehmenden Dämmerung verlor. Die Prachtscene hatte uns in Begeisterung versetzt, — unser Führer schwelgte in unserer Freude und wies, als wir ihn nach Zurückkunft in unserm Hotel extra belohnen wollten, alles zurück, was über den bedungenen Lohn war; ein Fall, der selten in der Welt vorkommen mag.

Ein leichter Wagen brachte uns am andern Morgen nach dem sechs Stunden entfernten Städtchen Thun, wohin wir bereits gegen neun Uhr gelangten. Wir fuhren dem Lauf der Aar entlang auf einer vortrefflichen Landstraße und durch eine überaus schöne Gegend. Die Aussicht auf die höhern Alpen blieb uns verborgen durch die vielgestaltigen niedrigern Berge der nächsten Umgebung. Ueberall erblickten wir herrliches Vieh, gediegene Landhäuser mit vorgebauten Dächern in schweizerischem Styl, und überall Zeichen von Behaglichkeit und Wohlstand. — Thun bietet eine malerische Ansicht dar: Ein hochgethürmtes Schloß, nur gebaut, möchte man sagen, um eine Landschaft zu zieren, sieht auf der Ostseite von einem Berge herab, über die Gegend hin und bildet den Ruhepunkt des Gemäldes. Die Stadt ist alterthümlich gebaut und wird von der Aar durchschnitten, die eine Viertelstunde von der Stadt dem Thunersee entströmt, und in der Mitte des Orts eine Insel bildet, zu welcher vier Brücken führen. Die ziemlich breiten Straßen werden durch die weit vorstehenden Dächer düster gemacht. Wir rasteten hier nur kurze Zeit, besuchten die Pfarrkirche mit einem merkwürdigen alten Thurme und genossen vom Kirchhofe, zu dem man auf einer großen Zahl von Stufen hinaufsteigen muß, eine der schönsten Aussichten auf die Stadt, den See mit seinen reizenden Ufern, und die liebliche, von hohen Bergen umkränzte Gegend. — Von Thun führen sowohl auf der Nord- als auf der Südseite des Sees Fußpfade, so wie täglich mehrmals Dampfschiffe nach dem jenseits gelegenen Unterseen, da es aber genußreicher sein soll, mit einem Nachen über den See zu fahren, auch beständig eine Anzahl Nachen bereit liegt, so mietheten wir einen Führer, bestellten einen Nachen, die gleich Miethwagen unter besonderer Aufsicht stehen, und deren Fahrlohn durch die Obrigkeit bestimmt wird, versahen uns mit einigen Flaschen Wein, und stießen ab. Der Nachen war ein plumpes, ungeschicktes Fahrzeug mit zwei Rudern, viel zu hoch über dem Wasser, und taugte weder zum Schnellrudern, noch konnte derselbe sich aufrecht erhalten, wenn ein starker Wind sich erheben sollte; er hatte einen kleinen Tisch in der Mitte zwischen den Sitzbänken, unter einer ausgespannten Leinwand, und dies war auch das einzige Beste, was sich von ihm sagen ließ. Beinahe eine halbe Stunde lang hatten unsre beiden Ruderer gegen den starken Strom der Aar anzukämpfen, und erst dann liefen wir in den See ein; der Tag war schön, das Wetter hell, der Wind günstig; unsere Ruderer mit derber Kraft, wenn auch nicht mit Geschick begabt, brachten uns über die blaue Wasserfläche mit ziemlicher

Schnelligkeit weiter, und unser Führer zeigte sich in seiner Art als ein unterrichteter Mann, an dem es sicher nicht lag, wenn etwas von uns übersehen wurde. Der See ist vier Stunden lang und fast eine Stunde breit, ist bis 120 Fuß tief, liegt 1756 Fuß über der Meeresfläche, wird von der Aar durchströmt, und nimmt alle Gewässer auf, die von den höchsten Eisgebirgen der Schweiz, vom Gemmi bis an die Grimsel und von den unermeßlichen Bergstrecken herab kommen, welche die Vorberge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmassen ausmachen. Rechts erblickten wir Scheban, Zeinigen, und auf einer in den See hervortretenden Landspitze das Dorf und Schloß Spiez; im Südwesten erhebt sich die ungeheure Pyramide des Niesen, den man hier in seiner ganzen Schönheit, und an dessen Fuß einen gewaltigen Thurm und die Dächer des Dorfes Wimmis erblickt. Weiterhin liegen am Ufer die Dörfer Faulensee und Leißigen, über welchen Ortschaften die Alpen immer höher aufstufen und vom eis- und schneeumhüllten Gipfel der Jungfrau, des Mönchs, des Eiger und der Blümlisalp überragt werden. Links zeigten sich uns zuerst die Dörfer Hilterfingen, Oberhofen, Gonden am Fuße des Blumberges, Sigriswyl und Ralligen, weiterhin das Dorf Merlingen, dessen Einwohner in der Schweiz geneckt werden, wie die Schöppenstädter oder Schilbaer in Deutschland. — Die Wandflue sendet hier ein Vorgebirge in den See, welches die Nase genannt wird; die südöstlichste Kuppe der Wandflue ist der Beatenberg, auf dessen Höhe das Dorf St. Beatenberg und ein Steinkohlenwerk liegt; im Berge selbst befindet sich eine Höhle, in welcher der heilige Beat, der Apostel dieser Gegend, gewohnt haben soll. — Nach drei starken Stunden erreichten wir Neuhaus, wo sich das vom Lombache durchströmte Habkernthal gegen den See öffnet, in dessen Hintergrund der fast 7000 Fuß hohe wilde Hohgant sich erhob. Wir liefen in einen kleinen künstlichen Hafen ein, der durch Versenkung von Steinen in gleichlaufender Richtung mit dem Landungsplatze gebildet worden ist, und fanden hier eine Flotte von kleinen plumpen Fahrzeugen, dem unserigen gleich, deren Mannschaft am Strande müßig herumschlenderte, um Passagiere zu erwarten. Fuhrwerke verschiedener Art standen hier bereit, die landenden Fremden weiter zu fördern; in wenig Augenblicken saßen wir in einem sogenannten Charäbanc, einem kleinen leichten Wagen ohne Deichsel mit einer Gabel und mit enger Spur, die in den Thälern des Berner Oberlandes überall gefunden werden soll, vor welchem zwei Pferde hinter einander gespannt waren; bald kamen wir an und durch das Städtchen Unterseen, dessen hölzerne, schwarzbräunliche Häuser einen sonderbaren Anblick gewähren; wanden uns südwärts, ließen das schöne Interlaken links liegen, und befanden uns bald mitten in einer dunkeln Schlucht. Jeder Schritt vorwärts erhöhte unsere Theilnahme, die durch die wachsende Herrlichkeit der Naturscenen um uns immer mehr gesteigert wurde, und sich durch den frischen Zauber der Ueberraschung, selbst nach der Aufregung behauptete, in die uns alles an diesem Tage Gesehene versetzt hatte. Die weiße Lütschine, ein herrlicher Strom, schäumte links hinab, und rechts dränete ein schroffer Berg so nah, daß ihn die Peitsche unseres Kutschers erreichen konnte. Alles erschien mit einander übereinstimmend und im Alpen-Maßstabe angelegt. Nach zwei Stunden erreichten wir eine Stelle, wo die Schlucht, oder, diese hatte längst aufgehört, das Thal sich in zwei Abtheilungen schied, von denen die eine immer weiter südwärts, die andere ostwärts ab sich wendet. Jede hat ihren Strom; die eine die weiße, die andere die schwarze Lütschine, die bei Zweilütschinen, bis wohin von Unterseen aus der Weg auf beiden Seiten mit Kirschbäumen besetzt ist, sich vereinigen. Hier führt eine malerische Brücke links auf die Iseltenalp; wir drangen in die südliche Abtheilung des Thales, klommen immer höher hinan, stets an den Ufern der Lütschine, die mit unbeschreiblicher Schnelle das Thal durchströmt, so daß ihr ganzer Lauf fast nur eine Reihe zusammenhängender Wasserfälle ausmacht, die bald durch ihr Geräusch, bald durch die Wellen und Strudel, die sie bilden, bald wieder durch die Formen der Felsen, von welchen sie herabstürzen, das Auge unaufhörlich fesseln. Eine Stunde später erblickten wir einen Faden, wie aus Schaum, der von einer erstaunlichen Höhe in eine enge Oeffnung vor uns versank, und sogleich auch hielt unser Kutscher an der Thür eines behaglich aussehenden Wirthshauses, des Steinbocks. Wir befanden uns im berühmten Lauterbrunner Thal. — Der Kutscher wurde abgeloh- unsere Reisetaschen dem Wirthe übergeben und Ne- lager und Abendbrod besprochen, worauf wir un- Fuß zum Wasserfall, dem berühmten Staubba- gaben, der zehn Minuten südwärts vom Wir- entfernt, über einen beinahe 800 Fuß hohen fe- Felsen mit großem Geräusch herabstürzt und sich einen feinen Regen auflöst, welcher vom Win- und von vorstehenden Felsenstücken aufgefange- in einzelnen Tropfen und Rinnen herabträufel- als stäubender Nebel die Tiefe erreicht und l- Matte umher bethaut.

Aus dem Thale war die Sonne längst verschwunden und wir kehrten in's Wirthshaus zurück. Das Dorf Lauterbrunnen bietet wahrhaft romantische Einzelnheiten, lieblich grünende Wiesen, eine kleine Kirche mit gemalten Fensterscheiben, das Pfarrhaus, in welchem Fremde ebenfalls Aufnahme finden, und das Wirthshaus, das nur zum Sommergebrauch eingerichtet ist, übrigens, wenn auch schweizerisch, zu hotelmäßig aussieht, um malerisch zu sein. Das Thal mag durchgehends eine Viertelstunde in der Breite messen, obschon es nicht einmal in solcher Ausdehnung in's Auge fällt. Die eine Seite zunächst dem Staubbach ist nur eine einzige Mauer von schroffen Felsen; doch die andere ist von grünlichem Gneus, dem einiges Gras und Moos entsprießt, und selbst künstlicher Anbau abgedrungen ist, im Ganzen aber so steil abdachend, daß das Hinabklimmen mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Das ganze Thal und der ganze Bergabhang dieser Seite ist

mit kleinen dunkeln malerischen Sennhütten aus Nadelholz besetzt, und ich zählte deren über hundert aus den Fenstern des Wirthshauses. In der Richtung von Unterseen versperrte ein hoher Berg geradezu den Eingang des Thals, und schien denselben gänzlich zu verschließen, und in der entgegengesetzten Richtung entwickelte sich eine der großartigsten Ansichten: in geringer Entfernung vom Wirthshaus erhebt sich ein ungeheurer Bergabsatz in der Gestalt eines dunkeln Felsen, dessen senkrechte Höhe nicht unter tausend bis fünfzehnhundert Fuß über die Thalfläche ansteigt. Während ich vom Fenster aus diesen schwarzen Riesen anstarrte, dessen Haupt sich in Nebeln barg, verstrichen diese, und sogleich erstand gerade über dem Gipfel die wohlbekannte Gletschermasse der **Jungfrau**, wunderbar erglänzend im Sonnenlicht! Die Höhe und Nähe des vor uns emporragenden Felsen erhöhte den ergreifenden Eindruck des Eisgipfels der Jungfrau über alle Wirkung, die ihr Anblick früher hervorbrachte.

Im Wirthshaus war am andern Morgen Alles schon früh in Bewegung, und da das ganze Innere nur aus stubenartigen Verschlägen aus Föhrenholz bestand, wurden wir gar früh schon vom Gestampfe geschäftiger Reisenden geweckt, die gleich uns den Anblick der Jungfrau genießen und wie wir über Grindelwald nach Meyringen wollten. Eine Gesellschaft neugieriger Engländer, die vor uns angekommen war, und genau nur den herrlichen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit widmete, die sie in Murrays Handbuch verzeichnet fand, die aber [illegible]en Anblick der Jungfrau am gestrigen Abende hinter [illegible] Speisetafel verpaßt hatte, miethete Pferde, wir aber [illegible]ßen uns auf unsere Füße und Alpenstöcke, und [illegible], von unserm Führer geleitet, thalaufwärts bis [illegible]ubbach, und wanden uns dann abwärts dem [illegible]rgstrom zu, der durch die Mitte der Schlucht [illegible] Das Aufsteigen begann sogleich, nachdem [illegible]trom verlassen; denn die Fläche dieses Thals [illegible]ur aus Bergtrümmern, die weniger steil als [illegible]ich, durch die Länge der Zeit mit Gras, Moos [illegible]nd Buschwerk überwachsen sind. Der Pfad steigt gerade vom Abhang aufwärts, erhebt sich allmählig in kurzem Zickzack, und wir brachten drei Viertelstunden zu, den Rand des ersten Bergabsatzes zu ersteigen. Hier erreichten wir eine geneigte Ebene, die mit Sennhütten besetzt und mit einem Teppich schönen Rasens belegt war; bewohnte Hütten lagen überall zerstreut, und alle hundert Schritte kamen uns Kinder entgegen, uns Rosen, Kirschen oder Erdbeeren anzubieten, eine Art malerischer Bettelei, die manchen Batzen aus unseren Taschen lockte, um nur mit guter Art die junge, uns hartnäckig verfolgende Bande los zu werden. — Lauterbrunnen, von dieser Stelle aus erblickt, hat das Ansehen einer bloßen Kluft; Strom und Häuser waren gleichsam im Boden versenkt, und die Weite des Thals zog sich wie ein breiter Spalt zwischen den Bergkuppen hin. Die Felswand, über welche der Staubbach oder Pletschbach herabstürzt, zeigte sich als Fußabhang eines hohen Berges, der sich erst über ihn aufzuthürmen anfängt. Wir folgten den Windungen des Bachs den Abhang hinunter, fast eine halbe Stunde weit, wie er, zwischen Felsblöcken fortstrudelnd, oder durch Gesträuch oder Nadelholz sich windend, hier ein funkelnder Gießbach, dort als ein rauschender Waldstrom erscheint, bis er dem Rand des Absturzes genaht, plötzlich abbricht und verschwindet, und gleich einem silbernen Bogen in dem Abgrund sich verliert. — Beim allmähligen Aufwärtssteigen durch die Wiesen führte nach einiger Zeit der Pfad rechtwinklicht von der frühern Richtung ab, fast gleichlaufend mit dem Streichen des Lauterbrunner Thals, und in gerader Linie nach der Jungfrau zu. Ihr Gipfel war herrlich anzusehen, ganz frei von Wolken, und dem Anscheine nach kaum eine halbe Stunde von uns entfernt; nur wenn das Auge Einzelnheiten ausspähen wollte, wurden wir jedesmal unseres Irrthums wieder eingedenk; und so stiegen wir eine Stunde schräg aufwärts, ohne daß die funkelnde Kuppe vor uns auch nur im Geringsten in Gestalt und Abstand sich veränderte. Alle unsere Entdeckungen beschränkten sich auf die Ueberzeugung, daß ein Theil ihrer eigentlichen Masse sich zwischen den gefrornen Schneedecken unterscheiden lasse, und daß, was in der Ferne ganz und gar gletscherhaft sich ausnimmt, zum Theil wirklich Felsen ist. — Bald erreichten wir eine Stelle, wo fast jede Spur des Thals sich verlor, und nur noch eine Spalte zu sehen war, kaum weit genug, einen herabrollenden Stein durchzulassen, so eng schienen die gegenüber stehenden Massen in einander verwachsen, und von der andern Seite rückten ferne Gegenstände uns nicht blos näher, sondern erschienen fast zu unsern Füßen, wie Unterseen, Interlaken und die Aar unter ihnen, während der Bergabhang in ihrem Strich den Hintergrund des Gemäldes bildete. Schnee bedeckte mehrere Stellen auf den gegenüber befindlichen Höhen, in beträchtlicher Tiefe unter uns, und an unserer Seite des Abhangs nicht weit über uns. Die ungeheure Felsenmasse, über deren schaurigen Gipfel wir am gestrigen Abend den Anblick der Jungfrau aufgefangen, zeigte jetzt ihr dunkles Haupt fast mit uns in gleicher Erhebung. Nach vier starken Stunden erreichten wir die Sennhütte von Wengern, wo wir fast zwei Stunden rasteten und uns durch ein Gebirgsmahl von Milch, Käse und Brod stärkten. — Von dieser Stelle erblickt man die eine Seite des Jungfraugipfels ganz, und diese, die herrlichste, läßt sich hier vom untern Anfang der Schneemassen bis zu ihrer Spitze hinan beschauen. Der Berg, der so lange unsere Bewunderung und Erwartung erregt hatte, lag nun gerade vor uns, und wir standen hier, seine Größe, seine strahlenden Abhänge, seine nicht länger verhüllten Geheimnisse, selbst seine nackten Felsen mit stummer Bewunderung anzustaunen. Stattliche Nachbarn umgaben ihn, und rechts ab dehnt sich eins von den schauerlichen Thälern aus, in welchem Eishügel, Felsenblöcke, Gießbäche in einem Wirrwar durch einander flimmern, daß es, ein malerisches Chaos, keine Feder zu beschreiben vermag. — Die Jungfrau ist, nächst dem Finsteraarhorn, das höchste und mächtigste Felsgebilde der Berner Al-

pen, steigt bis 12,851 Fuß, ist an allen Seiten von schrecklichen Abgründen und Einöden umgeben, von Eisthälern und schaudererregenden Schluchten durchfurcht, wurde aber bereits im August 1812 von den Gebrüdern Meyer von Aarau, zum ersten Male, vom Aletsch-Gletscher her, erstiegen, und von neuem von sechs Grindelwaldnern am 10. September 1828 besucht. Kurze Zeit, ehe wir die Sennhütte erreichten, ging ein Krachen vom Berge aus, das in langem Widerhallen nachdröhnte. Es war der Sturz einer Schneelawine. Während wir, bei der Sennhütte angelangt, längs den Häuptern der drei Berge, der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers, vorüber wanderten, hörten wir noch mehrere und sahen selbst einige. Einmal hörten wir den Schall, gleich dem Brausen eines fernen Sturmes, und wir gewahrten eine starre Schneemasse mehrere hundert Fuß abwärts gleiten und dann liegen bleiben. — Am frühen Nachmittag verließen wir die Sennhütte, wendeten uns links, und bald nachdem wir den Punkt von Wengern, oder vielmehr von Klein-Scheideck umgangen hatten, fingen wir an, abwärts zu steigen. Hier ward uns der Anblick des Thals von Grindelwald, das Ziel unserer heutigen Wanderung. Es lag in einem Kessel von Alpmatten, von wundervollen Berghöhen umragt, und seine angebaute Fläche war mit ländlichen Wohnungen und Sennhütten übersäet, wie der ganze Abhang von Groß-Scheideck uns gegenüber, den aufwärts unser Weg für den folgenden Tag uns führen sollte.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

1. Die frommen Bergleute.

Es waren einmal drei Bergleute, die wohnten in Böhmen beim Kuttenberge, und arbeiteten alle Tage, die Gott werden ließ, von früh Morgens bis in die Nacht. Weil sie so fleißig waren, und auch nicht in die Wirthshäuser gingen und da ihr sauer verdientes Geld verthaten, so nährten sie sich und ihre Familien ehrlich und redlich, und es mangelte ihnen niemals am Nothwendigsten — wie denn der liebe Gott Niemanden sinken läßt, der immer redlich und nach besten Kräften seine Pflicht thut.

Wenn die drei Bergleute des Morgens in den Berg hinab stiegen, so nahmen sie immer dreierlei mit, nämlich das Büchlein, worin ihre Gebete standen, ihr Grubenlicht, welches so viel Oel faßte, daß sie gerade für einen Tag genug hatten, und endlich ein Stückchen Brod zur Stillung ihres Hungers nach der schweren Arbeit. Jedes Mal, ehe sie ihren Hammer aufhoben und den ersten Schlag gegen das feste Gestein thaten, knieten sie in der Grube nieder und beteten zu Gott, daß er ihnen zur Arbeit Kraft und Ausdauer verleihen möge, und dann gingen sie frisch und muthig an das saure Werk.

Eines Tages aber, als sie von Hause weggehen wollten mit Hacke und Grubenlicht, da sagte die Frau zu dem Ersten: „Lieber Mann, mir ist heute so bange um's Herz, als ob ich dich nun und nimmermehr lebendig wiedersehen würde. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so bleibe daheim."

„Und wovon sollten wir leben, wenn ich die Hände in den Schooß legte?" fragte der Mann.

„Ach, ich will lieber einmal einen Abend hungrig zu Bette gehen, als dich heute in den Berg wandern lassen. Ich bitte dich, bleibe daheim!"

Der Bergmann schaute seine Frau verwundert an, und war wirklich schon nahe dran, sein Handwerkszeug wegzulegen, als ihm plötzlich einfiel, daß seine zwei Kameraden doch unmöglich allein im Berge sitzen und arbeiten dürften.

„Laß mich gehn, Frau," sagte er darum. „Wir stehen überall in Gottes Hand, und wenn ich sterben soll, so wird mich der Tod eben so gut zu Hause finden, wie in der Grube drin!"

Und bei diesen Worten warf er seine Spitzhacke auf die Schulter und ging geradeswegs in den Berg.

Es dauerte nicht lange, so kamen seine zwei Kameraden auch; sie beteten wie gewöhnlich ihr Morgengebet, und machten sich dann alle drei an die Arbeit. Sonst hatten sie wohl ein wenig mit einander geplaudert, während sie das harte Gestein zu sprengen und loszuklopfen suchten; aber heute wollte gar kein Gespräch in den Gang kommen; und sie arbeiteten alle drei still und stumm vor sich hin.

„Was habt Ihr nun vor, liebe Freunde?" fragte endlich der Erste, den seine Frau nicht in den Berg hatte gehen lassen wollen. „Es ist ja heute gar nicht wie sonst unter uns."

Der Zweite seufzte und sprach: „Ich denke an meine Frau daheim, und sie kommt mir nicht aus dem Sinn. Als ich heute morgen fortgehen wollte, fiel sie mir um den Hals, und sagte, es wäre ihr so schwer und bange um's Herz, als ob wir uns in langer, langer Zeit nicht wiedersehen würden. Ich mögte doch nur heute einmal aus dem Berge bleiben."

Der Erste schüttelte verwundert den Kopf, und der Dritte sagte: „Ei, das ist ja seltsam. Mir ist es mit meiner Frau eben so gegangen."

„Und mir auch," fügte der Erste hinzu.

Darauf schüttelten alle Dreie die Köpfe und hatten große Lust, nach Hause zu gehen, und sich in Gottes Namen einmal hungrig zu Bette zu legen; doch aber fürchteten sie den Spott der Leute und arbeiteten stetig fort, bis es bald Abend war.

„Nun laßt uns gehen," sagte der Erste. „Wir haben unser Taglohn verdient."

„Ja," sagten die Anderen, packten ihr Handwerkszeug zusammen, und wollten eben den Berg verlassen, als sie plötzlich ein furchtbares Krachen und Gepolter hörten, und fühlten, wie der Erdboden unter ihren Füßen erzitterte.

„Großer Gott!" riefen sie, „da ist die Grube eingestürzt und wir sind alle drei lebendig begraben!"

Und da sie vorwärts zu bringen suchten, fanden sie wirklich den Ausgang verschlossen und merkten, daß ein großer Theil des Berges eingestürzt war.

„Du lieber Gott," sagte da der Erste ganz todtenblaß zu seinen Kameraden, die auch blaß waren wie der Kalk an der Wand, — „unsere Frauen werden nicht wenig erschrocken sein. Hätten wir ihnen doch gefolgt!"

„Ja, ja," sagte der Zweite, „nun müssen wir elendiglich vor Hunger umkommen, denn unser Brod ist schon beinahe verzehrt!"

Und im Finstern müssen wir auch sterben," sagte der Dritte; „wir haben nur für einen einzigen Tag Oel mitgenommen, und das ist bald aufgebrannt."

Darauf schauten sie sich recht traurig an und hätten vor Kummer und Herzeleid beinahe zu weinen angefangen.

„Aber sollen wir hier müßig stehen, und nicht einmal einen Versuch machen, uns durch den Schutt und die Trümmer durchzuarbeiten?" fragte der Erste.

„Ja, das wollen wir thun," antwortete der Zweite. „Laßt uns schaffen, so lange die Lampen brennen und unsere Arme noch Kraft haben."

„Ja, dabei bin ich auch," fügte der Dritte hinzu. „Aber vorerst laßt uns zum lieben Gott beten und unser Schicksal in seine Hände befehlen!"

Die andern beiden nickten, legten ihr Handwerkszeug auf die Seite, knieten nieder auf den feuchten Fußboden, und erhoben Herzen und Hände zum Vater über den Wolken. Und als sie ihn angerufen hatten so recht im Glauben und Vertrauen, da kam eine wunderbare Freudigkeit über sie, und die Trauer verschwand aus ihrer Seele, wie der Nebel vor der Sonne. Sie fiengen an zu arbeiten, und arbeiteten fort und fort, und ihre Arme wurden nicht lässig, wie ihr Arbeitszeug nicht stumpf. Und da verging Tag auf Tag, Nacht auf Nacht, Monat auf Monat, und Jahr auf Jahr, und ihr Stücklein Brod wurde nicht all, obwohl sie jederzeit davon aßen, wenn sie hungrig waren, und die Lampen gingen nicht aus, obgleich nur für einen Tag Oel darein gethan war. Die Männer glaubten daher, sie hätten nur einen einzigen Tag gearbeitet. Sie saßen aber schon sieben volle Jahre im Berge, und merkten es nicht, daß in dieser langen Zeit ihr Haar und ihre Bärte gewachsen waren schier eine Elle lang.

Ihre Frauen aber hielten indessen ihre Männer für todt. Als sie hörten, daß der Berg eingefallen sei und die Grube verschüttet habe, wo die Bergleute arbeiteten, meinten sie nicht anders, als die zusammenbrechenden Felsen hätten sie erschlagen, und betrauerten und beweinten sie, wie Gestorbene.

Es waren gerade sieben Jahre vergangen, seit das Unglück geschehen war, da sagte der Erste von den drei Bergleuten unter der Erde, indem er so recht aus tiefer Brust seufzte:

„Ach, wenn doch der liebe Gott wollte, daß ich nur noch ein einziges Mal das Tageslicht sähe, so wollte ich gerne sterben!"

Und der Zweite, als er dieß hörte, sprach auch einen Wunsch aus und sagte: „Ach, wenn doch der liebe Gott wollte, daß ich noch ein einziges Mal daheim bei meiner Frau an dem Tische sitzen und essen könnte, dann wollte ich gerne sterben!"

Da erhob auch der Dritte seine Stimme und sprach: „Und ich wünschte nur, daß ich noch ein einziges Jahr lang mit meiner Frau zusammen leben dürfte. Wenn mir das gewährt würde, so wollte ich mich auch nicht vor dem Tode fürchten und mit Freuden von hinnen fahren!"

Und siehe, als der Letzte seinen Wunsch ausgesprochen hatte, so donnerte und krachte es furchtbar in den Tiefen des Berges, und plötzlich riß der Berg von oben bis unten mitten auseinander, und ein breiter Spalt klaffte auf, durch welchen die drei Männer an das Tageslicht hinaus gehen konnten. Und als der Erste hinaus trat und die schöne Erde sah mit Wald und Feld, wo die Vöglein sangen, und mit den frischgrünen Wiesen, wo Quellen rieselten und tausend und aber tausend Blumen blüheten, da erhob er seine Augen zum Himmelsgezelte und rief fröhlich aus: „Ach, wie ist es doch so wonnig und wundervoll auf der Welt, und wie dank' ich dir, Gott, daß du mich deine Herrlichkeit noch einmal hast schauen lassen!"

Und wie er diese Worte gesprochen und sich also gefreut hatte, fiel er plötzlich um, that seine Augen zu und war todt. Die beiden Anderen aber gingen gesund und frisch nach ihrem Dorfe, kamen in ihr Haus und fanden ihre Frauen, wie gewöhnlich, bei der Arbeit. Die Frauen kannten sie aber nicht, weil ihre Bärte so lang gewachsen waren, daß sie weit über ihre Gürtel hinab fielen.

„Kennst du mich denn nicht," fragte der Zweite, als er in sein Stübchen trat, und seiner Frau die Hand bot. „Ich bin ja dein Mann."

„Ach, dummes Zeug!" antwortete die Frau. „Wie mögt Ihr nur Euren Spott mit mir armen Weibe treiben. Mein Mann ist schon länger als sieben Jahre todt und seine Gebeine liegen tief drin im Kuttenberge, wo sie auch wohl liegen bleiben werden, bis zum jüngsten Gericht!"

Der Mann aber lächelte und erzählte der Frau so Manches, was nur Er und Sie allein wissen konnten, daß sie doch am Ende zweifelhaft wurde, und ihn schon mit ganz anderen Augen anschaute.

„Geh hinauf," sagte er da, „hinauf in meine Kammer, wo rechts im Winkel das kleine Tischlein steht, zieh' den Schubkasten auf, nimm Seife, Scheere und Messer heraus, und bringe mir Alles hierher. Wenn ich mein langes Haar und meinen Bart abgeschnitten habe, so wirst du mich wohl wieder kennen."

Die Frau that, wie ihr befohlen war, und da sich ihr Mann nun Kopf und Kinn schor, erkannte sie ihn wieder, fiel ihm um den Hals, weinte vor Freude, und herzte und küßte ihn. Darauf ging sie hinaus in die Küche, und kochte ein gutes Mittagsessen, so gut, wie es lange nicht auf den Tisch gekommen war, trug es

auf, setzte sich mit ihrem Manne an die Tafel, und speiste mit ihm ganz vergnügt wohl eine Stunde lang. Als aber der Mann satt war, das letzte Häppchen Brod gegessen und sein Tischgebetlein gesprochen hatte, und eben vom Tische aufstehen wollte, da wurde er auf einmal blaß im Gesichte, fiel vom Stuhle herunter und war todt.

Der Dritte trat in sein Stübchen, wo seine Frau im Fenster saß und spann. Sie blickte nicht auf, als der Mann in die Stube kam, denn ihr Rädchen schnurrte so laut, daß sie seine Schritte nicht gehört hatte. Der Mann sah sich im Stübchen um, fand Alles so, wie er es verlassen hatte, und es war ihm fast, als ob er wirklich nur einen einzigen Tag fort gewesen wäre. Da hieng noch der hölzerne Vogelbauer an der Wand, und der bunte, wohlbekannte Fink hüpfte rastlos darin umher und sang sein schmetterndes Lied, daß es eine Freude war. Da über dem kleinen Spiegel hieng das Kränzlein von gelben Immortellen; auf dem braunen Tische lag das weiße Tuch mit dem kleinen Kruzifix darauf; an der Wand hingen die wohlbekannten, kleinen Bilder, und sogar die nämlichen Blumentöpfe standen noch im Fenster, nur daß andere Blumen darin blüheten.

„Frau," sagte der Mann endlich mit freundlicher Stimme, — „Frau, kennst du mich nicht?"

Die Frau sprang erschrocken von ihrem Spinnrade auf und starrte verwundert den Mann mit seinem langen Barte und dem verwilderten Haare an.

„Nein," sagte sie. „Ich kenne Euch nicht, und hab' Euch auch in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!"

„Ei, so thue doch nur deine Augen auf!" rief der Mann fröhlich, „ich bin es ja, ich, Steffen, dein Mann!"

Da that die Frau ihre Augen recht weit auf, und als sie den Fremden recht scharf anblickte, erkannte sie eine alte Narbe auf seiner Stirn, und auch die blauen Augen kannte sie wieder, und die Stimme war auch die alte, gute, vertraute Stimme gewesen.

„Ja, wahrlich, du bist es!" rief sie freudig und drückte ihn an ihr Herz. „Sage nur um Gotteswillen, wo bist du so lange gewesen."

„Drinnen im Berg war ich sieben lange Jahre, und lag da verschüttet im Innern der Erde, aber der liebe Gott hat mich wunderlich erhalten und wieder an's Tageslicht geführt," antwortete der Mann. „Wir wollen ihn loben und preisen in Ewigkeit!"

„Und nun bleibst du wieder bei mir?" fragte die Frau. „Und Alles ist wieder, wie es vor sieben Jahren war?"

„Alles ist wieder so," antwortete Steffen; „aber nur ein Jahr lang darf ich noch auf Erden wandeln. Dann nimmt mich der liebe Gott von der Erde weg."

Bei diesen Worten wurde die Frau traurig und ihre ganze Fröhlichkeit verschwand wieder.

„Ach," seufzte sie, „ich wollte, dann dürft' ich auch sterben, und wir könnten zusammen bleiben, bis in alle Ewigkeit!"

„Wer weiß, was geschieht?" sagte der Mann. „Wir wollen fleißig und fromm leben das Jahr hindurch, dann wird der liebe Gott uns schon schicken, was uns am Besten zum Heile dient!"

So lebten sie denn noch ein ganzes Jahr lang in Frömmigkeit und Arbeitsamkeit zusammen, und die Tage schwanden ihnen so schnell hin, wie wenn es nur Stunden gewesen wären.

Als es aber gerade ein Jahr war, daß Steffen den Berg verlassen hatte, da saß er mit seiner Frau in dem Gärtchen hinter seinem Hause, und erzählte ihr, wie es drinnen im Berge ausgesehen habe, als er zusammen gebrochen und der Schacht verschüttet worden war. Plötzlich aber schwieg er mitten in seiner Rede still und fiel mit gebrochenen Augen und blaßem Gesichte zurück an die Lehne der Rasenbank. Und seine Frau fiel auch zurück, und sie lagen da still und unbeweglich und waren alle Beide in dem nämlichen Augenblicke gestorben.

Am andern Morgen fanden die Nachbarn sie unter den Blumen, und die Vöglein sangen ihnen ein lieblich rührendes Sterbelied.

So hatte der liebe Gott die Wünsche der drei frommen Bergleute erfüllt, und den Wunsch der Frau nicht minder, weil sie auch ihr Lebelang recht von Herzen fromm und gottselig gewesen war.

Das Goldhähnchen.

(Taf. 2.)

Unter den grasmückenartigen Buschsängern — Sylviae —, den lieblichsten unsrer deutschen Stubenvögel, zeichnet sich das Geschlecht der Zaunschlüpfer — Troglodytes —, die fortwährend die Hecken und Zäune durchkriechen, um dort auf kleine Insekten und deren Larven Jagd zu machen, durch ihre Kleinheit besonders aus. Sie bilden zwei Gattungen, das Goldhähnchen — Regulus —, und den Schlüpfer — Troglodytes —, die beide häufig mit einander verwechselt und oft gemeinschaftlich mit dem Namen Zaunkönig belegt werden, mit denen sie selbst Oken in seiner großen Naturgeschichte bezeichnet, den Schlüpfer aber als Winter-Zaunkönig unterscheidet.

Beide Gattungen sind indessen wesentlich und leicht von einander zu unterscheiden, und während der Schlüpfer sein: zer, zer, zek, zek — zerr, beim Hüpfen lustig ertönen läßt, schreit das Goldhähnchen, das sich mehr auf Bäumen aufhält, munter sein: si, si, si. — Der Schnabel bei Beiden ist länglich, dünn, gerade und pfriemenförmig, beim Goldhähnchen vorn, beim Schlüpfer an den Seiten stark zusammen gedrückt, und bei ersterem ist über jedem Nasenloche eine fest aufliegende, steife Feder, die dem letzteren fehlt; die Zunge des Schlüpfers ist fast pfeilförmig, die des Goldhähnchens hart, flach und dünn; bei ersterem ist die vierte und fünfte Schwungfeder am längsten, bei letzterem die

dritte und vierte, und während bei diesem der kurze Schwanz stumpfwinklich abgestutzt ist, erscheint derselbe beim Schlüpfer keilförmig oder sehr abgerundet.

Das Goldhähnchen sowohl, als der ihm verwandte Schlüpfer, gehören zu den kleinsten europäischen Vögelgattungen, sind beide Insektenfresser, nehmen im Winter aber auch mit Sämereien vorlieb. Vom Goldhähnchen sind 7 Arten bekannt, unter denen nur zwei in Deutschland und Europa gefunden werden; vom Schlüpfer kennt man 8 Arten, davon lebt aber nur eine in Europa, alle übrigen sind in Amerika heimisch, werden zu Zeiten von dort herüber gebracht, halten aber selten lange im Käfig aus.

Das eigentliche Goldhähnchen, Regulus, ist nur 3½—4 Zoll lang und klaftert mit ausgebreiteten Flügeln 6½—7 Zoll; sein Körper ist mit weichen zerschlissenen Federn bedeckt, und die längern Scheitelfedern bilden eine Haube mit schwärzlicher Einfassung, die beim Männchen prächtig gelb, beim Weibchen etwas blasser ist. Das Gefieder ist bei allen bekannten Arten zeisiggrün, grüngelb oder olivengrün, und die ovalen Nasenlöcher sind mit einer steifen Borstenfeder bedeckt. — Am häufigsten findet sich das Goldhähnchen in Nadelholzwaldungen, wo es den Sommer über zubringt, im Frühling und Herbst aber Laubholzwaldungen aufsucht und gegen den Winter zu in die Gärten kommt, wo es die Baumknospen von Insekteneiern reinigt, und schwebend die Insekten von den untern Seiten der Aeste [illegible]liest. Es ist ein munterer, unruhiger und gewandter Vogel, der mit lebhafter Schnelligkeit von einem Baum zum andern flattert, oft mit Meisen und Baumläufern in Gesellschaft ist, und sich wie eine Meise verkehrt an die Spitzen der Zweige hängt. Im hohen Norden, wo er ebenfalls gefunden wird, überwintert er nie, sondern zieht stets nach südlichern Gegenden, oft nur wenige Tagereisen weit, aus flachen, offenen Gegenden nach dichten Waldungen, oder aus kalten Gebirgsstrecken nach belebteren Plätzen; so wie aber der Frühling sich einstellt, kehrt er in Menge aus den Waldungen in die Gärten zurück, und weilt von 14 Tagen bis 3 Wochen in allen Hecken und Gebüschen, von denen aus er später seine Schwarzholzwaldungen wieder aufsucht. Gewöhnlich nistet er auf Tannen, wo er an den Enden der Zweige ein ballförmiges, warmes Nest aus Moos und Federn erbaut, das oben oder an der Seite mit einem Loch versehen ist; gewöhnlich legt er 7 bis 9 fleischfarbene Eier, und brütet jährlich zwei Mal. — Die beiden, in Deutschland heimischen Arten sind:

Das gelbköpfige Goldhähnchen, Regulus flavicapillus, auch gekrönter Sänger, Goldhämmelchen oder gelbköpfiger Zaunkönig genannt. Es ist von 3 Z. 8 L. bis 4 Z. lang und von 6 bis 7 Z. breit, grüngelb vom Gefieder, und hat eine hochgelbe, schwarz eingefaßte Haube, und rings um das große dunkle Auge eine weißgraue Stelle; seine Füße sind dünn und schwach, die Hinterzehe groß, mit starkem Nagel, und die Sohlen warzig. Es lockt und zwitschert das ganze Jahr sein zit, zit oder sein ſi, ſi, ſi, und hat einen artigen, in zwei Tönen abwechselnden Gesang; lebt den Sommer über in Nadelwaldungen, nähert sich aber im Winter den menschlichen Wohnungen, wo es ohne Scheu in Gärten und Höfen herum hüpft und leicht gefangen oder erschlagen werden kann. Man fängt sie häufig auf Tränkherden, wo sie sich meistens nach Sonnenuntergang einstellen. Sie sind leicht zu zähmen, gewöhnen sich ungemein leicht an die Menschen, und sind schon in wenigen Tagen so zahm, daß sie Mucken aus der Hand fressen. Um sie zu gewöhnen, füttert man sie in der ersten Zeit mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern, und gibt ihnen dann abwechselnd gewöhnliches Vogelfutter, doch ohne Rübsaamen, und kann sie auf diese Art ziemlich lange erhalten.

Das feuerköpfige Goldhähnchen, Regulus ignicapillus, ist noch etwas kleiner als das vorige und der kleinste aller deutschen Vögel; es hat eine prächtig feuerfarbige, schwarz eingefaßte Haube, einen weißen Streifen über und einen schwarzen durch das Auge, einen schwarzen Bartstreif und aschgraue Wangen, mithin eine viel schönere Kopfzeichnung als das gelbköpfige Goldhähnchen. In seiner Lebensart ist es dem vorigen völlig gleich, auch hat es einen ähnlichen, aber noch viel einfachern Gesang; gezähmt frißt es gern Hanfsaamen, nimmt aber auch mit gewöhnlichem Vogelfutter vorlieb, wenn man dann und wann mit Mehlwürmern und Ameisenpuppen abwechselt. Man findet es nur im Sommer im südlichen Deutschland, im Winter zieht es südlicher und überwintert in Italien, von wo aus es im Frühjahr wiederkehrt.

Der Schlüpfer, Zaunschlüpfer oder Winter-Zaunkönig, Troglodytes parvulus, ist nach dem Goldhähnchen der kleinste unsrer deutschen Vögel, von diesem aber deutlich zu unterscheiden, und wird nie mit dem Goldhähnchen, dieses aber, dem Namen nach, öfters mit ihm verwechselt und Zaunkönig benannt. Der Zaunschlüpfer ist 4 Z. lang und 7 bis 7½ Z. breit, oben roth- oder rostbraun mit dunkleren Querstreifen, unten blasser mit dunkelbraunen Wellen, und seine Flügel und der keilförmige Schwanz sind kurz und mit schwarzen Bändern geziert. Er ist munter und zutraulich, fliegt schlecht, schlüpft aber behende wie eine Maus durch alle Ritzen der Zäune, Hecken, Holzstöße und Gebüsche, um seine Nahrung zu suchen, die in kleinen Insekten, Würmern und Grassämereien besteht. Den zugerundeten Schwanz trägt er beständig aufrecht, fast ganz gerade, bückt sich fortwährend nieder, und läßt sein munteres Geschrei den ganzen Tag über hören. Der angenehme Gesang des Männchens erinnert an den Kanarienvogel, und besteht aus vielen anmuthig abwechselnden, hellpfeifenden Tönen, die sich in der Mitte zu einem Triller gestalten. Beim Singen sitzt er stets frei, oft auf einem Baumgipfel oder auf Gebäuden, sonst aber kommt er selten auf Bäume, und eben so selten in's Freie. Sein Nest, das dicht aus Moos kugelförmig gebaut und innen mit Haaren, Wolle und Federn ausgelegt ist, bringt er in Baumhöhlen,



Erdklüften, unter Strohdächern und in dicken Hecken an; es ist oben oder an der Seite mit einem Loche versehen, und enthält 6 bis 11 weiße, roth punktirte Eier, auf denen Männchen und Weibchen abwechselnd 13 Tage lang brüten. Im Sommer hält sich der Zaunschlüpfer am liebsten in gebirgigen Waldungen, in der Nähe von Bächen auf; im Herbst zieht er sich in die Gärten, wo er auch den Winter über bleibt, oder sich unter Strohdächer verbirgt; in dieser Zeit ist er leicht in Meisenkasten zu fangen, ist aber schwer zu ernähren und selten lange zu erhalten, obgleich er sich nach und nach an Nachtigallenfutter gewöhnt.

Auf unserer Tafel ist Fig. 1 das Männchen des gelbköpfigen Goldhähnchens, Regulus flavicapillus; Fig. 2 das Weibchen. — Fig. 3 das Nest desselben; Fig. 4 ein Ei; Fig. 5 Männchen des feuerköpfigen Goldhähnchens, Regulus ignicapillus, und Fig. 6 Weibchen desselben.

E. Scheld.

Die Engelapotheke.

Sechs und vierzig Tausend drei Hundert! — Es ist ein horribles Geld für eine Landapotheke, noch dazu in einem Neste, welches von Luxus so viel weiß, wie ich vom Boxen, und wo Kuhmist so gut für ein Cosmetikum gilt, wie bei den Kaffern. Er kann nicht bestehen! —

Vergiß nicht, daß er drei fleißige Aerzte hat, und viele Chirurgen in der Umgegend: die medikastriren alle, und verschreiben am kostbarsten, dürfen auch daneben nicht mucken, wenn man ihnen chinesische Rhabarber für russische ansetzt, Weidenrinde für China abkocht, oder geronnenes Blut in den Moschus mischt.

O pfui, wer würde das thun!

Jeder, der eine zu theure Apotheke gekauft hat, und sich durchschlagen will. Anfangs sagt er, wie du, aber wenn die Termine drückend herankommen, und der Materialist brummt, so nimmt er nach und nach meines einstigen Prinzipals, Herrn Magerleins rentirendes: mundus vult decipi dennoch an, und befindet sich wohl dabei. Wenn er es dann nur bei innerlichen Verordnungen der Chirurgen so macht, so thut's das Ding schon passabel, weil Jeder, der sich von diesen Leuten innere Mittel verschreiben läßt, von vorn herein sagt, daß er gern angeführt sein möchte.

Probirt er es aber bei einem Arzt, so wird die Sache bald zu End sein, d. h. bei einem, dem seine Kranken und seine Praxis am Herzen liegen.

Nun denn, so thun ein Paar Flaschen Malaga, ein Pfund Chokolade und eine Büchse Perlthee auch das Ihrige.

Bei Manchem, ich gebe es zu: doch nicht bei Allen.

Der ärztliche Stand ist eben auch durch die Konkurrenz herabgedrückt, und wenn das Nothwendige oft fehlt, so schwankt der häusliche Frieden, und ist das Familienleben gestört, so hats mit Ehre und Ehrlichkeit auch bald ein Ende. Kein Stand ist brodneidiger, wie der der Aerzte, die Hafenbinder vielleicht hin und wieder ausgenommen, und keiner sollte es weniger sein, wenn die Herrn ihre Würde, als unmittelbare Austheiler von Gesundheit und Leben von Gottes Hand — begreifen wollten.

Phrasen, mein Freund, geben schlechte Suppen und ein graduirter Magen knurrt auch; doch sind die Herrn Doktoren am zunehmenden Sinken der allgemeinen Achtung vor ihrem Stand allerdings zumeist selbst schuld.

Ja nun, was geht das uns an; der Stand der Pharmazeuten hebt sich, und ist nicht mehr die demüthige, behochmuthete Magd der medizinischen Sudelküche.

Aber auch der Preis der Apotheken, und die Anforderungen an deren Inhaber sind zum Entsetzen gestiegen. Fallen die Neujahrspräsente weg, so fehlen auch die armslangen Rezepte von 16—20 Spezies; mit drei, vier Stoffen, einem Infusum, einem Salz oder Extrakt und einem Corrigens ist jede Mixtur fertig: es ist ein Kreuz!

Ganz wahr! Und schäumt ein Syrup, ist ein Extrakt angelaufen, ein Salz nicht schön genug krystallisirt, oder von trüber Farbe, eine Tinktur nicht hell genug, so schneidet der Herr Doktor Gesichter wie ein Nußknacker, und ist im Stand, es anzuzeigen, wenn nicht alles sogleich abgeändert wird.

Zum Glück verstehen die Wenigsten darunter praktisch zu beurtheilen, was sie aus ihrem Geiger, Gmelin oder Döbereiner behalten haben.

Gerade dieß halte ich für das Schlimme an der Geschichte; Halbwisser sind immer am anmaßendsten, und am schwersten zu befriedigen.

Lieben Kinder, begann ein stattlicher, alter Herr, der, zuweilen aus schwerer Silberdose eine Prise nehmend, behaglich im bequemen Sessel ruhte, lieben Kinder, ich sehe, daß seit den fünfzig Jahren, die ich als Apotheker lebte, die Zahl der Plagen unseres Standes sich nicht gemindert, sondern nur hin und wieder den Namen geändert hat. Ihr wollt freier dem Arzt gegenüberstehen, und bekennt, daß er hundertfach Gelegenheit hat, euch zu chikaniren, ihr habt keine Mumie, kein Schädelmoos, kein Krötenpulver mehr in der Offizin, aber täglich neue Präparate und Droguen herzuschaffen, die veralten, wie das Theriacum Andromachae. Ich lobe mir dennoch die alte Zeit, wo Arzt und Apotheker in Ehre und Treue Freunde zusammen waren. Dieß kann jetzt nicht mehr sein: denn die Freundschaft des einen Arztes mit dem Apotheker würde dem andern halben Dutzend das Signal zur Verfolgung. Wie war die ganze Pharmazie doch eine so andre, als ich hier im Erzengel Michael inzipirte.

Väterchen, rief eine junge, schmucke Frau, deren zarten, schlanken Fingern die Beschickung der Theema-

schine gar nett anstand, du hast uns versprochen, einmal von deiner Jugend uns zu erzählen, und könntest wohl heute Wort halten; ich will dir den Meerschaumkopf stopfen. Dem alten Herrn behagte das Schmeicheln der hübschen Schwiegertochter sichtlich. Der Theekessel sang sein monotones Lied, die gewaltige Pfeife brannte mit den Cigarren der jungen Herren in die Wette, als er begann:

Mein Vater starb bald, und nur mühlig konnte die kränkliche Mutter meine Bedürfnisse, so eng ihre Grenzen gezogen waren, befriedigen. Dafür saß ich still lesend an ihrem Bette, wenn der Gliederschmerz sie plagte, und suchte jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, ehe noch sie ihn aussprach. Oft stärkte ich durch Paul Gerhards oder Gellerts fromme Oden ihre Geduld, von denen die Letzten damals eben erschienen waren. Schlummerte sie aber, so las ich in Scheuchzeri Herbarium diluvianum oder Leonhard Fuchsens „New Kreutterbuch," welche beide ich unter altem Gerumpel unter dem Dach gefunden hatte. Kam ich dann in die Apotheke, so schien ihr fremdartiger Dunstkreis mich zu berauschen, und nie konnte ich satt werden, das ausgestopfte Krokodill, den eckigen Rochen, die maldivische Kokosnuß, die mir als das Sitzmittel einer Negerprinzeß gezeigt war, welche sämmtlich über dem Rezeptirtisch hingen, zu bewundern. Du mußt einmal Apotheker werden, Benjamin, sprach dann wohl der Herr Traugott Staudtner, der im rhabarberfarbnen Frack, mit schneeiger Stutzperücke, schwarzen, kurzen Sammtmodesten, seidenen, perlfarbnen Strümpfen und Silberschnallenschuhen, eine gar stattliche Gestalt war, und nun konnte ich die erwachte Idee nicht mehr los werden. Bessere botanische Werke zeigten mir den zarten Bau, das stumme Leben der Pflanzenwelt, in die ich mich stets mehr und mehr vertiefte. Auch der Chemie und ihren Wundern blieb ich nicht fremd, da Staudtner mir zuweilen ein leichteres Buch darüber lieh.

So vergingen einige Jahre, ich ward konfirmirt, und lag nun der Mutter täglich an, mich als Lehrling in eine Apotheke zu thun. Der alte Staudtner bewies auch hier sein Wohlwollen gegen mich, indem er, nach einigen Verhandlungen, mich ohne Lehrgeld aufnahm. Mit welcher Freude, welchen Erwartungen und stillen Gelöbnissen betrat ich das Haus, in welchem ich mich zu einem so geliebten und geachteten Stande heranbilden sollte. Meine erste Arbeit war Enthülsen von Kakao zur Chokolade, und schon nach einem halben Tag wollte mir dieß Geschäft langweilig werden. Als ich nun zu den Nachtlabores angehalten wurde, und die langen Winterabende hindurch Düten kleben, Signaturen falzen, Pulverkapseln machen u. s. w. mußte, ward mir etwas fatal zu Sinne, am Tage mußte ich Pulver sieben, Wurzeln schneiden, in der Dämmerung, die gebrauchten Mörser und Reibschaalen waschen, Spatel putzen, Colatorien reinigen u. dgl. m.

Der Provisor der Apotheke, ein angehender Vierziger, mit steifem Zopf, versäumte Sonntags und Donnerstags nie, einen dünnen Stoßdegen umzuschnallen, der wie ein Lerchenspieß aussah; in der Rechten ein langes, spanisches Rohr, mit vergoldetem Knopf, welches er steif vor sich hinhielt, strebte er dann hinaus auf den Bierkeller, und kehrte erst Abends heim. Dieß war meine beste Zeit, der alte Herr saß dann selbst in der Apotheke, ich durfte den Handverkauf von Camillen, Pfeffermünze, Dörrbandpflaster und dergleichen besorgen, einen Thee, zuweilen auch eine Salbe mischen und in der Zwischenzeit ein unterrichtendes Buch lesen, bis Herr Spatz heimkehrte und mich wieder hinaustrieb aus den heiligen Räumen.

So war der erste Winter vergangen. Meine blaugeschwollenen Hände mit tiefen Schrunden schmerzten mich weniger, und alle vierzehn Tage hatte ich einen Sonntag Nachmittag frei zum Sammeln der sprossenden Blumen und Kräuter. Mein Mütterlein war gestorben: ich hatte also niemand, der mich von meinen botanischen Studien abgehalten hätte. O, wie wohl ward mirs im Freien, wo der Specht hackte, statt des Schneidmessers, und die Dorfglocken für den Mörser klangen. Wie viel lieber pflückte ich die gelben, duftigen Kelche, die ich hier Schlüsselblumen nennen durfte — in der Apotheke waren es flores primulae veris; mit den rothen Sträußen des Seidelbasts schmückte ich den leichten Hut, und dachte nicht an die Schmerzen, welche der cortex mezerei erregte; wie freuete es mich, wenn ich sah, wie das Stiefmütterchen breit auf zwei Stühlen saß, die rechten, gleich gefärbten Kinder jedes einen Stuhl hatten, beide Stiefkinderchen aber nur zusammen einen. Der Herr Spatz hätte derlei allotria gescholten, und kannte nur die herba jaceae. Wie wars mir neulich so übel gegangen, als ich Bleizucker in Wasser gelöst hatte, und eben ein Stückchen Zink hineinhing, mich am flimmernden Wachsen des Bleibaums zu ergötzen: Herr Spatz hatte mich einen nebulo, pessimae notae gescholten, und mir empfohlen, die alte Pharmakopöe zu studiren. Auf diesen schweinledernen Inbegriff alles Apothekerwissens jener Zeit hatte ich nach und nach eine ganz spezielle Malice eingethan, seitdem ich sah, wie Herr Spatz vier arme Kröten in einen neuen, gut glasirten Tiegel gesetzt, Aloe und Myrrhe hinzugethan, alles gut um den genauen Deckel verkittet, und nun die lebendigen Thiere bei ganz gelindem Feuer, welches ich schüren mußte, zu Pulver verbrannt hatte. Ich hatte die armen Geschöpfe innig bedauert, und der Eifer des Herrn Spatz war mir wirklich diabolisch vorgekommen.

Jener Zeit passirte mir eine Fatalität, an der ich eigentlich wohl unschuldig war, die mir aber ums Haar die ganze Apothekerei verleidet hätte. Der alte Arzt hätte nicht um Vieles eine Sache, die er verordnete, bei dem gewöhnlichen Namen genannt; nun ward er zu einem Mann mit etwas Bauchweh geholt, und schrieb auf einen Zettel: flor. anthem. nob. pr. 3 kr. Es war gerade Markttag, und viele Leute warteten in der Apotheke; ich warf das im Handverkauf Verlangte flink auf den Tisch, und als am Ende eine Düte mit römischen Chamillen übrig blieb, leerte ich sie ruhig wieder

aus. Am andern Morgen frug mich der Doktor sehr ernst: Hör Er, was hat er denn gestern der Frau für Chamillen gegeben? Der Mann klagt, er könne den Thee nicht trinken, er sei zu fett, denn die Blumen zerflößen im Wasser zu lauter Oel, doch habe es den Schmerz genommen. Jetzt fiel mirs ein: ich hatte Herrn Spatz Wallrath zu einem Pflaster gewogen, was er nicht schnell genommen, sondern die Frau erhascht hatte. Die Sperma ceti hatte sie für zerriebene Theespezies gehalten, und ihrem Alten brav gesotten, der keine fetten Suppen gewohnt sein mogte. Item, es hatte geholfen, doch nur ein sehr ernster Verweis war der Lohn meiner unfreiwilligen Cur. Nehm Er sich in Zukunft in Acht, murrte der Doktor, Herr Staudtner schüttelte den Kopf, daß die Perücke stäubte, und Herr Spatz wußte seines zirpenden Commentars, auf welche Weise ich mich sonst noch vergreifen und versehen hätte können, und die Menschen zu Dutzenden vergiften — gar kein Ende. Endlich ward mir das ewig variirte Spatzenlied zuviel und ich bat um dessen Ende: da Herr Spatz sich auch öfter vergreife, z. B. wenn er, statt einer starken Dosis aqua laxativa, deren er gar oft zu bedürfen vorgab, vinum malvaticum nehme. — — Herr Spatz schwieg hinfort, handelte aber so kategorisch, daß ich schon daran dachte, den Mörser mit der Trommel zu vertauschen, als er sich abermal vergriff, des Prinzipals Kasse für die seinige ansah, und schon weit weg war, ehe Herr Staudtner das Versehen hindern konnte.

Nun gings mir besser; ich durfte jetzt einfache Interna zusammensetzen, die Defekte aus der Materialkammer ergänzen, bei der Bereitung der Chemikalien im Laboratorium helfen, und ein Stößer mußte den streitbaren Erzengel vor der Thür des Morgens abstauben, Wurzeln schneiden, Kohlen schüren u. s. w. Ich hatte in jeder Woche entweder den Sonntag oder Donnerstags Nachmittag für mich, doch nur Morgens, in den Frühstunden ging ich botanisiren, wenn die Apotheke noch geschlossen war: die Mittage brachte ich im Garten zu, wo eine Bank im dicken duftenden Erlenbusch, die sich über den leise und dunkel darunter hineilenden Strom lehnte, mein, und der eben konfirmirten Jungfer Staudtner Lieblingssitz war. Mary strickte oder nähete — ich studirte meinen Schlegel und Wiegleb, oder Van-der-Sande, doch ohne sonderlichen Nutzen, da die Jungfer mich arg genirte, und auch sie behauptete, ich sei schuld, da sie stets die Maschen fallen ließ, oder ungleich säumte. Da steckten wir denn alle Beide die Arbeit, die nicht gerathen wollte, auf, und plauderten, wie harmlose Kinder mit einander. Sie brachte mir Blumen, und ich preßte sie ihr zwischen Löschpapier und klebte solche, die ihre Farben erhalten hatten, zu hübschen Bouquetten auf aschgrauen Hintergrund. Ich stibizte stets einige Datteln oder Feigen für sie, welches mit einem Stück kalten Braten, oder einer Tasse Kaffee erwiedert wurde, der damals noch nicht so allgemein war, wie jetzt. In der Offizin war ich äußerlich wie mirs im Herzen war, freundlich und heiter; pünktlich zu sein, war ich gewöhnt, und der alte Doktor nannte mich öfter juvenem bonae spei, auch Herrn Staudtners Perücke bewegte sich zuweilen vertikal nickend dazu, und vermied die horizontalen Motionen, die Herr Spatz öfter veranlaßt, gänzlich.

Nun wars erst einige Jahre her, daß Scheele die Blausäure aufgefunden hatte, und in jener Zeit, wo die chemischen Entdeckungen noch nicht so dick kamen, wie jetzt etwa die Proteïnverbindungen, machte so etwas Aufsehen. Bertholet und Caraudau bestätigten die neue Erscheinung, und bald war sie der Liebling der strebsamen Aerzte. Sie beruhigte, ohne vorher zu erhitzen, wie die Narkotika, hemmte vorzüglich keine Sekretionen, wie das Opium, aber ihre Heimtücke kannte man noch nicht, und ward nach und nach keck mit den Gaben des so mild aussehenden Gifts. Auch ich bereitete, nach des Meisters Anweisung öfter tüchtige Portionen davon aus Berlinerblau, und bemerkte seinen lähmenden Einfluß auf meine Nerven recht gut, fand aber auch im Riechen an Salmiakgeist ein kräftiges Gegenmittel. — Mary litt oft an einem einseitigen, heftigen Kopfweh, und so wars gerade an einem Donnerstag, daß sie deßhalb nicht in den Garten kam, was mich sehr hinderte. Ich wollte zwar, ungestört, ganz ungeheuer studiren, aber alle Augenblick fürchtete ich, die braunaugige Störung im gewürfelten Leinenkleide, könnte doch kommen, und guckte übers Buch weg. Dann — was sollte ich mit den zwei Streifen Altheapaste machen, die ich noch extra mit Pomeranzenblüthwasser gestrichen hatte, weil sie es gern so naschte. Daß sie krank sein könnte, fiel mir nicht ein, und die Wohnräume der Familie waren mir so unzugänglich, wie die Spitze der Jungfrau, oder der Thurm zu Babel.

Plötzlich erschien Herr Staudtner in der Gartenthür, und winkte mit beiden Händen; als ich fragend aufsah, ob dieß mir gelte, begann er mit beiden Füßen zu trampeln vor Ungeduld, so daß ich mein Buch weit wegwarf, und quer durch die Pfeffermünzbeete setzte. Helf Er, rath Er, keuchte der Prinzipal, die Mary stirbt, und der Doktor ist aufs Land gefahren! Alle Rücksicht verschwand mir, mein Satz zum Garten hinaus warf den zappelnden Lehrherrn in die Zuckerschoten, aus deren Gerank er sich nicht zu retten wußte. Ich stürmte die Treppe hinan, zum Wohnzimmer, zur Kammer hinein, woher ich der Köchin Heulen vernahm. Da lag sie, die mir das Liebste auf der Welt, bleich, mit halbgeschlossenen Augen, die ein blauer Schein umgab, dem blassen Munde entströmte mit jedem langsamen Odemzug der Geruch nach bittern Mandeln! Jetzt wußte ich genug; mit drei Sätzen war ich in der Apotheke und eben so rasch wieder oben, und goß den Liquor amonii caustici in reicher Fülle über die Bettdecke der Kranken aus, die nach einigen rascheren Athemzügen, kräftig zu husten begann, und die Augen weit aufriß. Schnappend und gestikulirend war die Köchin entflohen, mit blühenden Erbsen behängt erschien Herr Staudtner, entsprang aber, als er die

einzige Tochter erweckt sah, mit lautem „laus Deo!" niesend und hustend, und ich durfte mein süßes Lieb hinaus in's Wohnzimmer tragen, denn ich spürte kaum etwas von dem beißenden Dunst des „Todtenweckers," wie die sächsischen Bauern mein Mittel nennen. Der frische Luftstrom durch die offenen Fenster und etwas anishaltiger Salmiakgeist im Zuckerwasser hoben Marys Lebenskraft bald aus aller Gefahr; ich erfuhr nun von ihr, der Vater habe eine Arznei aus halben Theilen Mandelsyrup und aqua laurocerasi, was ich morgens erst frisch bereitet hatte, ihr gebracht und sie fleißig davon genommen, bis plötzlich Leben und Bewußtsein geschwunden.

Herrn Staudtners Erscheinen wies mich in die gebührenden Schranken zurück. Er hatte die Perücke aus der Umrankung des Vertumnus erlöst, trug sie aber, übel zugerichtet, in der Hand, und schweigend entwich ich vor diesem so stummberedten Vorwurf den heiligen Räumen, meinen Hermbstädt wieder zu suchen.

Ich setzte mich wieder auf die Bank im Erlenbusch, und dankte Gott innig, daß ich dem guten Staudtner sein Herzkind hatte erhalten dürfen. Im Gebet aber ging auch mein Inneres mir auf; nicht Ihm allein war sie erhalten, dem Vater, meinem Wohlthäter, auch vielleicht — mir. Mir, dem blutarmen, verwaisten Lehrling? Einem, der auf den, stets wilder, grausender sich erhebenden Wogen des Lebens, noch eine leere, gehaltlose Blase, geschaukelt wurde, dem sollte Marys helles, unbefangenes Sein hingeworfen werden, weil der Knabe es als Spielzeug begehrte? — Also entsagen sollte, mußte ich, wenn ich nicht in den eigenen Augen jeden Werth verlieren sollte. Aber hatte ich hierzu auch die Kraft? Laut riefs in meinem Innersten, als spräche mein todtes Mütterlein mit mir, „Hab nur den Muth! die Kraft wird dir von Oben." Weinend, wie ein Kind, aber entschlossen, wie ein Mann barg ich die glühenden Wangen in die rothen Blüthen des Klees; wie ein freundlicher Stern sollte Mary mir vorschweben, mich zu jedem Guten und Edeln ermuthigen, und so im tiefsten Herzen, und ohne Vorwurf Mein sein, das gelobte ich meiner Mutter im Grabe!

Mein Entschluß ward mir leichter gemacht, als ich es vermuthete. Nur kurze Zeit nach dem Erzählten, kam ein hoher Medizinalbeamteter, die Apotheke zu visitiren. Seit Herr Spatz durchgegangen, war kein Provisor mehr angestellt worden, und unter Herrn Staudtners Leitung hatte ich mit einem jüngern Lehrling alles besorgt, so, daß das Publikum, der Arzt und der Prinzipal mit mir zufrieden waren. So, hoffte ich, sollte das letzte und fünfte meiner Lehrjahre vollends herumgehen. Herr Staudtner hatte keine Sylbe mit mir von dem Vorfall gesprochen, doch nannte er die Blausäure nie, ohne „das Teufelszeug" hinzuzusetzen. Der Lehrling, ein gutmüthiger Flachskopf, stotterte ganz enorm, und sprach deßhalb nur das Allernöthigste; so ging es bei uns äußerst schweigsam her, wie es meiner Stimmung am meisten zusagte, und der Herr es gern hatte, der im Stübchen seinen Petum optimum subter solem rauchte und den schwäbischen Merkur dazu las, sonst aber auch nur mit der Spitze der kölnischen Pfeife deutete, wobei ich ihn schon verstand. Schwerer ward mir der Verkehr mit dem stammelnden Gotthilf; volle Minuten dauerte es, bis der Arme unter schaurigen Grimassen ein Paar Worte hervorwürgen konnte: doch bemerkte ich staunend, wie er ohne Anstoß mit recht angenehmer Stimme sang, was, wie ich später erfuhr, der Fall mit derlei Leuten häufig ist. Ich benutzte dieß im Verkehr, und Gotthilf sang mir seine Fragen und Antworten im Rezitatio, oder nach Volksmelodien.

Der Medizinalrath, ein kleiner, kluger Mann, mit scharfen, grauen, gutmüthigen Augen war zufrieden. Die Katze hatte zwar in einem Faß mit Baldrian die Wochenvisite der Herrn sehr ungnädig und mit drohendem Knurren empfangen, doch waren es nur uralte Wurzeln, die expreß für Mietz dastanden, während ein anderes Faß, mit gutem Deckel, den Verbrauch enthielt. Sonst fand sich keine Ursache zu Recessen, und von Morgens um acht bis Mittag um zwei war Alles bereinigt. Die Herren setzten sich oben zum Essen, zu dem ich ehrend gezogen ward.

Sie sollen, begann beim Nachtisch, der Medizinalrath, keinen Lehrling halten, wenn Sie keinen Gehülfen haben, ich muß Sie also bitten, baldmöglichst dafür zu sorgen.

Wenn der Herr Medizinalrath, entgegnete mein Herr, und Er, Physicus, mir helfen mögten, so soll ein Gehülfe bald fertig sein. Ich schenke meinem Benjamin wohlverdient, das fünfte Lehrjahr, und bitte die Herrn, ihn alsbald prüfen zu wollen.

Ehe die Ueberraschung mich zum Dank kommen ließ, senkte Staudtner die Pfeifenspitze gegen mich, und hob sie dann rasch wieder senkrecht; das hieß: das Maul gehalten und aufgepaßt.

Da stürzte Gotthilf todtblaß ins Zimmer und zappelte, würgte mit graunhaften Fratzen ohne ein Wort artikuliren zu können. Sing, sing! schrie ich ihm zu, und er begann in der Weise des Jungfernkranzes:

> Der Spiritus im Keller brennt,
> Und alles steht in Flammen!

Rasch, wie neulich im Garten den Herrn, warf ich die Köchin sammt dem Kaffee über den Haufen, die, gebrüht vom eigenen Kunstwerk laut zu zetern begann. Der Keller sah aus wie eine Miniaturhölle aus pietistischer Fabrik. Gotthilf hatte die herabgenommenen und untersuchten Vorräthe wieder ordnen wollen, ein großes Glasgefäß mit Weingeist war ihm entglitten, und sein Inhalt, vom Licht entzündet, flammte den ganzen Boden überschwemmend, blau und graunhaft; auch begannen schon die Repositorien zu brennen, auf denen mehrere große Flaschen mit Naphtha standen, deren Explosion sicher das Haus zerschmettert haben würde. Ein Faß mit feuchter Pottasche, an das ich auf der Treppe stieß, kam meiner Besonnenheit zu

Hülfe und sein dickausgestreuter Inhalt hatte die Flammen erstickt, ehe noch die Herrn die Treppe herabgestolpert waren.

Me Hercle! begann der Physikus, doch Staudtner unterbrach barsch den angefangnen Sermon. Schweig Er, Doktor, und stopf Er sich 'ne neue Pfeife für die zerbrochne; es wird gleich wieder Kaffee kommen. Der Benjamin und ich werden schon fertig mit einander. Wenn er die begoßne Katze, die Köchin, mit Bleicerat versorgt hat, so mag er sich zum Examen stellen; dixi!

Dem Medizinalrath schien die kurze, praktische Weise zu behagen, denn er nickte schmunzelnd, und ermahnte mich, bald wieder zu kommen.

Nun begann der Hexentanz mit mir, und ich kann Euch versichern, es ward mir nichts geschenkt. Der Medizinalrath fing zwar piano an, kam mir aber an allen Räthen herum und frug bei Allem, was ich angab, ein kurzes, ganz fatales Warum? Zum Glück hatte ich nicht blos auf der Gartenbank am Flusse studirt und die Sache ging ganz ordentlich, und der Physikus meinte endlich: Nun kann Er auch einen Degen tragen, und die Lehrlinge kujoniren, wie der Herr Spatz.

Mit welchem Gefühl suchte ich meine Dachkammer! Ich warf mich auf mein Bett, und heiße Thränen erleichterten die gepreßte Brust. Jetzt erst glaubte ich als Glied in die menschliche Gesellschaft eingetreten zu sein, deren willenloses Werkzeug ich bisher war. Endlich war ich ruhiger geworden, und ging hinunter in die Offizin, wo ich Herrn Staudtner allein fand; er hatte Gotthilf spazieren geschickt, da der Schreck über das plötzlich ihn umlodernde Feuer ihn ganz verduzt hatte. Der Abend dämmerte und die Apotheke war leer und still. Benjamin, begann der alte Herr, was denkst du nun zu beginnen? Gott und Ihnen, antwortete ich, will ich durch treuen Dienst danken, mein Lebenlang.

Daran ist weder Gott noch mir gelegen, entgegnete Staudtner, du mußt fort, und es weiter bringen, wie es bei mir möglich ist. Auch gibts noch einen Grund, um deßwillen du fort mußt, von dem wollen wir vor der Hand nicht sprechen. Ich habe dir einen Platz besorgt in Mainz, wohin du abgehst, sobald der neue Gehülfe eintritt. Hier ist etwas für den vorhin verbrannten Rock; equipire dich anständig, und halt das Maul!

Ich stand, die gewichtige Thalerrolle in der Hand, noch betäubt da, als der edle Mann bereits zum Hause hinaus war. Meine Gefühle Euch zu beschreiben, mögte ich vergebens versuchen. Ich sollte fort, fort aus allen gewohnten Verhältnissen, zum ersten Mal fort aus der Vaterstadt, fort von Ihr, deren bloßer Anblick mich stärkte und erfreute. Doch nicht hier, draußen allein war es möglich, mich ihr zu nähern, ihrer würdig zu werden. So vergingen noch einige Wochen, der neue Provisor war gekommen, und zum Tod betrübt, schied ich von Allem, was mir auf Erden lieb und werth war. Mary hatte ich nicht wieder gesehen; sie war zum Besuch bei entfernten Verwandten.

Der Wechsel der Gegenstände, die Reise, das Gefühl der Nothwendigkeit der Besinnung rissen mich gewaltsam aus dumpfem Brüten auf, in welches ich mich mit unendlichem Genuß versenkte. Mein neuer Prinzipal war ein junger, vollkräftiger Mann, der mit feuriger Phantasie und schönem Glauben an die Menschheit die Entwicklung des blutigen Revolutionsdramas beobachtete, und für die Freiheit schwärmte. Ein neuer Horizont, — Völkerwohl, Menschenrecht, that sich mir auf, der nur Bürgerwohl und Familienglück als höchste Norm kannte, und auf sie das Wohl des Staats basirt glaubte. Das gallische fiat justitia et pereat mundus, dieß „Begießen des Freiheitsbaumes mit Blut" dünkte mich entsetzlich, und schaudernd wandte ich mich von den Hoffnungen, die man aus der Blutsaat keimen sehen wollte. Mein Prinzipal hielt mich für beschränkt, schalt mich engherzig, selbstsüchtig, ohne mir indeß eine andere Ansicht beibringen zu können. In der Offizin war er besser mit mir zufrieden, und gern arbeitete ich im Laboratorium, wo eine Menge neuer Erscheinungen mich anzogen und belehrten, und ich, von Niemandes Geplauder gestört, meinen süßen Träumen mich in mancher Viertelstunde hingeben durfte, während im Vorderhause die Offiziere der Republik ihr überspanntes Wesen trieben.

Schon zwei Jahre hatte ich still in Mainz gearbeitet, als die Preußen unter Herzog Braunschweig bei Bacharach über den Rhein gingen, Kalkreuth von Trier her gegen Lautereck vordrang, und Custine sich zurückziehen mußte. Mainz war mit 23,000 Mann Besatzung abgeschnitten und sah allen Schrecken einer Belagerung entgegen. Sie kamen, doch in minderem Maße, als man erwartet hatte, denn ehe Beauharnois die Stadt entsetzen konnte, hatte General d'Oyrée sie übergeben, und die Gaskonaden waren vorüber. Daß es bei der Sache so streng republikanisch zugegangen, muß ich sehr bezweifeln, und sollte schier glauben, daß ein philippinischer Geldesel irgend ein Loch gefunden hatte, da die Belagerer kaum die zweiten Trancheen eröffnet hatten.

In der Apotheke hatte ein Oberst Quartier genommen; es war der einzige, ächte Republikaner, den ich unter den Neufranken kennen lernte, starr wie Stahl, ohne Großsprecherei, menschlich und tapfer, wie alle zugaben, deren Mordfäusten er gefangene Emigranten, die gewöhnlich dem Tode geweiht waren, entriß. Ein Offizier de santé, der sich Moineau nannte, war einige Tage vor der Uebergabe sehr um den Obersten beschäftigt, der etwas unwohl war, ohne jedoch seinen Posten zu verlassen. Ein Trank ward jeden Abend bereit gestellt, den er, wenn er heimkam, in einem Zug austrank, und sich dann niederlegte. Monsieur Moineau fiel mir auf, ich glaubte ihn zu kennen, den dürren, grauen Wicht, dessen Lieblingsthema stets la guillotine, la potence, la fusillade waren, und der schlich, wie eine Katze. Ich hatte eben des Obersten Trank bereitet und auf sein Zimmer getragen, als Mr. Moi-

neau in die Apotheke schwänzelte. Mein Blick folgte ihm unwillkürlich, wie er neugierig tastend jedes Glas rückend an den Repositorien der Tinkturen hinstrich, obgleich ich mir das Ansehen gab, nur mit meinem Buche beschäftigt zu sein. Plötzlich sprang er Treppen an, ins Zimmer des Obersten, und ärgerlich stand ich auf, die aus pünktlicher Reihe gerückten Fläschchen wieder zu ordnen. Unter ihnen fehlte Laudanum liquidum, welches ich erst vor einer Stunde frisch gefüllt. Der Argwohn, Moineau habe es stibitzt, um dem Obersten eine Dosis beizubringen, und das entstandene Unheil auf mich zu wälzen, durchzuckte klar mein Hirn. Da kam er wieder geschlichen, da trieb er sich wieder herum — da stand meine Opiatflasche wieder, aber über halb geleert.

Aus meinem Sinnen, was zu thun sein mögte, weckte mich der klirrende Schritt des Obersten, der die Treppe hinaufeilte. Ich sprang, rasch entschlossen, ihm nach; schon hatte er den Becher in der Hand, als ich mit kurzem: permettez mon Colonel ihn ihm abnahm. Der widrige, dumpf bittere Geschmack des Opiums war unzweifelhaft. Einfach und bündig erzählte ich dem Obersten meine Bemerkung, und bat, den Trank frisch machen zu dürfen. „Nein, entschied er, hinunter in deinen Giftladen, aber nicht aus dem Haus!“ Nach zehn Minuten kam die Ordonnanz mit Mr. Moineau, und mit der gewinnendsten Freundlichkeit bat der Oberst ihn, heute seinen Trank für ihn zu nehmen; das fand der Herr sehr spaßhaft, und weigerte sich dessen. Da nahm der Colonel ein Paar Pistolen von der Wand, und — er trank. Mit Todesangst richtete er flehende, stammelnde Laute an den Obersten, der starr und ohne Bewegung, die Pistole gespannt in der Faust, ihn mit blitzenden Augen beobachtete. Kalter Schweiß brach aus der Stirn des Zitternden, der nach wenigen Minuten aufs Parquet hinsank, und langsam, röchelnd athmete. Dringend bat ich, ihm beispringen zu dürfen — vergebens. Was er mir bereitete, geschehe ihm, hieß es, und Widerspruch fand nicht statt. Die Kinnlade des Vergifteten sank herab, und erstarrend erkannte ich im Leichengesicht — Herrn Spatz! Der Oberst, der jetzt ruhiger geworden war, befahl mir, dem Vergifteten zu helfen, wenn ich könne. Doch umsonst versuchte ich, ihm Zinkvitriol beizubringen, er konnte nicht schlucken und durch das heftigste Rütteln, Schreien, ja sogar durch das Auftröpfeln brennenden Siegellacks nicht zum Bewußtsein gebracht werden. Wohl kamen Aerzte herbei, doch experimentirten sie so fruchtlos, wie ich, krampfige Zuckungen endeten die grause Szene. Der Oberst sah ein, wohin heftiger Widerstand gegen die Infamie der Uebergabe, den man von ihm fürchtete, führen würde, und ließ sie, verächtlich schweigend, geschehen.

Mainz war mir, durch diese Episode zuwider geworden, und ich ergriff die Gelegenheit, als sich in Hamburg eine Stelle mir anbot. Regelmäßig alle Vierteljahre schrieb ich Herrn Staudtner, bekam auch zuweilen, doch selten eine lakonische Antwort, die mir seine und seines Kindes Gesundheit meldete und seine Zufriedenheit mit meiner Aufführung ausdrückte. Zugleich konnte ich daraus ersehen, daß er über alles mich Betreffende fortwährend sehr genau unterrichtet war.

Neun Jahre war ich jetzt aus der Heimath fort, als ein Brief Marys mich schnell zurückrief: dem Vater habe der Schlag die rechte Seite gelähmt, und dringend verlange er nach mir. Es war das erste und einzige Mal, daß sie eine Zeile an mich richtete; lebendig, wie am Abschiedstage stand ihr Bild in meinem Herzen, und treu hatte ich mein Gelübde gelöst. Ihr Andenken hatte mich gehoben und veredelt, von jedem Unwürdigen, so hell auch seine Lockungen geklungen, zurückgehalten. So trat ich mit reinem Bewußtsein vor das Bett meines väterlichen Wohlthäters, vor die herrlich erblühete Jungfrau. Ich übernahm die Leitung des Geschäfts, mit dem festen Vorsatz, nach nichts weiterem zu streben, als das Vertrauen, welches man in mich setzte, zu rechtfertigen, und ohne mein Zuthun geschah es, daß Herr Staudtner, als der Tod ihm näher trat, Eure verstorbene Mutter mir verlobte, mit deren Hand auch die Apotheke mein ward.

Willst du mir, lieber Sohn, drum einen Gefallen thun: so laß den alten Erzengel Michael als Zeichen fortbestehen, ich habe ihn so oft abgestäubt; und laß die Bank im Erlenbusch gut repariren, sie wackelt arg, und nirgend doch denk' ich der Seligen lieber, als dort.

Kamtschatka.

Erzählung.

Vom St. Peter- und Paulshafen sandte ich meinen Kosacken mit den letzten Pferden zurück, um nun meine Reise mit Hunden fortzusetzen. Der Bursch schied ungern von mir, wie ich ihn mit einem wehmüthigen Gefühl scheiden sah. In diesen sparsam bevölkerten Oeden schließt der Mensch sich inniger an den Menschen, der Gefahr und Mühe mit ihm theilt, wenn er ihn in bewohnterem Lande auch wohl nicht zu seinem Gefährten erkoren haben würde. Iwan hatte eine eigene, praktische Art, die Leute zu behandeln, die sich auf eine beinah instinktartige Menschenkenntniß gründete, und die ihm überall seinen Erfolg sicherte. Noch heute denke ich nicht ohne Lächeln daran, wie eine nomadisirende Kirgisenhorde meinem Abgesendeten die Pferde, die zur Weiterreise unumgänglich nöthig waren, störrisch abschlug. Ich bat Iwan, mit ihnen zu reden; er rief aber nur einem Burschen, der ihm in der Wartung der Pferde zur Hand ging, und schickte durch ihn seinen frischgeputzten Pallasch in's Lager der Opponenten, wo er ihn schweigend niederlegen und fortgehen mußte. Gott weiß, welche Bedeutung die armen Teufel dem riesigen Schwerdte, welches auf so unheimliche Weise bei ihnen eingeführt war, beilegen mogten; nach einer Viertelstunde trafen die verlangten Rosse im Gallopp

ein, und noch eines mehr, welches Iwans Pallasch, in eine bunte Decke gewickelt, hertrug.

Zwei chinesische Kaufleute, die des Pelzhandels wegen von Quan-tong bis hieher gekommen waren, schlossen sich mir an. Wir fuhren in sechs Schlitten, jeden mit zehn Hunden bespannt, munter ab, bald fanden wir jedoch, daß unsre Kyurschicks oder Hundelenker sämmtlich berauscht waren, und uns einmal über das andere umwarfen. Schaden konnte man, in dicke Pelze gehüllt, von den niedrigen Sanka's herab, nun wohl nicht nehmen; doch beklagten die Chinesen sich bitter, daß man sie so auf dem harten, weißen Wasser, wie sie den Schnee nannten, herumwälze.

Erst in später Nacht erreichten wir Klutschie, doch ward mir der Weg nicht lang: denn ein mächtiger Vulkan rechts vor uns warf von Zeit zu Zeit eine ungeheure Flammengarbe zum sternlosen Himmel auf, der nach längerer Pause ein dumpfer, rollender Donner folgte. Die Kyurschicks wußten ihn nicht zu benennen, behaupteten aber, er sei weit über hundert Werst von uns entfernt. — Wir schliefen auf Bärenhäuten, die, über Haidekraut gebreitet, ein sehr angenehmes Lager gewährten. Zum Mahl erhielten wir eine gewaltige Lachsforelle, die vom Herbst an gefroren aufbewahrt worden, und als ich den eigenthümlichen Wildgeschmack des Fisches lobte, packte der gutmüthige Toyun mir den ganzen Schlitten damit voll. Nirgend, wie hier, sah ich den Lerchenbaum solche riesige Maße erreichen, und Tausende von Stämmen werden ohne alle Beschwerde nach Nischnikamtschatsk geflößt, um dort als Masten der Marine zu dienen; sie sind fest, zäh und leicht dabei.

Die Gegend um Klutschie soll den schönsten Menschenschlag der ganzen Halbinsel haben, und wirklich waren beide Söhne meines Wirths an sechs Fuß groß, welches für dieses Volk eine überraschende Länge ist, welches selten nur fünf Fuß erreicht.

Sehr viel hatte ich schon vom Nationaltanz Bakeab gehört, und erfuhr nun, daß die Töchter meines Wirths weithin als Tänzerinnen berühmt seien. Es kostete viel Mühe, die verschämten Mädchen zu einer Produktion zu überreden; sie standen, die blauen Schürzen vor den Augen, in der Ecke, und gönnten uns für alle Bitten und Schmeichelworte kaum einen Blick. Unterdeß war ein gerufener Violinspieler angekommen, und begann eine originelle, klagendweiche Weise zu spielen. Die Mädchen horchten auf, wie ein edles Roß beim Klang der Trompete, der Blick suchte fragend und auffordernd das Auge der Schwester, und plötzlich sprangen beide in die Mitte der Hütte vor. Die Schüchternheit war verschwunden, jede Muskel schwoll, Begeisterung sprühete der Blick, und mit bacchantischer Wuth begannen sie den Tanz — eine Reihe von Stellungen, wie Wellenschlag wechselnd, keine ohne Anmuth und Sinn, doch unsern Begriffen meist fremd, und nichts weniger, wie decent.

Am nächsten Morgen fuhren wir am Ufer eines klaren, lauen Flusses dahin, der einige Stunden oberhalb als heiße, starke Quelle entspringt. Ein herrlicher Wald von Lerchen und Pechtannen säumte seine Ufer, von denen zahllose Wasservögel aufrauschten, unter welchen ich die Pfeifente (Anas Penelope) und einen schönen, großen Taucher mit schwarz und weißem Gefieder, den die Eingebornen Gogel nennen, bemerkte.

Auch mehrere Bären störten wir im ergiebigen Fischfang am flachen Ufer, auf das ein gewandter Tatzenschlag den Lachs herausschnellt. Ich wollte nach der Büchse greifen, wie der erste brummend, und oft umsehend, über die Wiese in den Wald trollte; doch die Begleiter hielten mich zurück: der Bär greift hier, wo er Fische und Beeren genug hat, nie an, bietet verwundet aber einen stets sehr ernsten Kampf, in welchem er oft genug Sieger bleibt.

Wir passirten ein kleines Ostrog von etwa zehn Häusern, wo der uns begleitende Gastfreund von Klutschie seinen Sohn rufen ließ, der dort nach alter, patriarchaler Sitte um ein Mädchen diente. Wird jede Heirath bei Euch so geschlossen? frug ich den Vater; o nein, antwortete er, wer Geld und Gut zu spenden vermag, kann sogleich die Braut erkaufen. Ich habe drei Jahre um des Burschen Mutter dienen müssen, und während ihrer viel Hunger und Schläge ertragen; mag er's auch erfahren! — Bis Abends hatten wir Ozernoy erreicht und siebenzig Werst zurückgelegt. — Das erste, was man zu thun hat, wenn man als Gast in die Hütte eines Kamtschadalen tritt, ist, der Hausfrau ein der Bewohnerzahl angemessenes Stück Ziegelthee zu überreichen. Es wird sogleich in den sprudelnden Messingkessel geworfen, und das beliebte, trübe Gebräu herumgegeben. Nachdem auf diese Weise der Bund geschlossen ist, kennt die Gastfreiheit des Kamtschadalen schier keine Gränze, auch wird sie oft bis zum Unverschämten benutzt. Nachbarn machen einander Besuche von vier bis sechs Wochen. Sind alle Vorräthe erschöpft: so bringt der Wirth eine Art Ollapotrida von allen Resten, die er noch auffindet; Fisch, frisch und geräuchert, wildes und zahmes Gethier, Geflügel und Wurzelwerk, alles kömmt in Einer Schüssel, und heißt Talkutha. Sowie dies Gericht erscheint: weiß der Gast, was es bedeutet, und nimmt unbeleidigt alsbald Abschied, um — zuweilen mit dem aufgezehrten Wirth — eine andere Hütte zu brandschatzen. — Zu Anfang läßt man sich von der Schüchternheit des Kamtschadalen gern verleiten, ihn für dumm zu halten, bemerkt aber gewöhnlich bald, und nicht ohne Schaden, daß er die eigenthümliche, versteckte List der Asiaten keineswegs entbehrt. Nach einem guten Glas Walky aber, wenn die Zurückhaltung schwindet, findet man nicht selten Gelegenheit, treffenden, scharfen Witz und seltene Urtheilskraft zu bemerken. Sie sprechen alle sehr langsam, mit hoher, quäkender Stimme, und wissen nicht ungeschickt Allegorien von Hunden, Bären, Fischfang und Jagd zu gebrauchen, wenn sie etwas nicht geradezu sagen wollen. — Die Hütten oder Jurten sind zwar sehr einfach, aber für das Klima des Landes äußerst praktisch gebaut. Es wird ein vier bis fünf Fuß tie-

fes Loch viereckig in den Boden gegraben, und seine Fläche geebnet. Ueber dieses wird ein Gerüst von Holz gelegt, und derbe Prügel, nach innen geneigt, daran in die Erde gesteckt, so dicht, daß sie eine Wand bilden; die ausgegrabene Erde wird zu einem Hügel darüber aufgehäuft, und nur ein Loch mit der doppelten Funktion, der Thür und des Schornsteins, gelassen. Zu ihm herauf führt ein schrägstehender Baumstamm, in welchen Kerben gehauen sind — die erste, ursprüngliche Idee einer Treppe! Solch eine Wohnung ist äußerst warm, verkühlt nur sehr langsam, und widersteht dem Toben des wildesten Schneesturms, der Purga, die Schlitten und Hunde tief begräbt und erstarrt; der Rauch hat freilich sein Unangenehmes, und mag die Hauptursache der so widrigen Triefaugen, die schier allgemein sind, sein.

Das Land selbst ist nach den übereinstimmenden Berichten der Toyuns oder Ortsvorsteher bei weitem nicht so unfreundlich und rauh, wie man gewöhnlich annimmt, ohne zu bedenken, wie viel Tausend Menschen in Europa bei 54° N.Br. sehr vergnügt und bequem leben. Die vielen Sopeka, oder ausgebrannten Vulkane, haben eine Menge zur fruchtbarsten Erde verwitterter Stoffe über das Land gestreut, und eine kaum kleinere Zahl Brennender senden warme und heiße Mineralquellen hinab zur See, die gleichfalls das tiefe Sinken der Temperatur hindert. Im Mai ist das Treibeis sogar verschwunden, und im April kommen die letzten, sogleich wegschmelzenden Schneeschauer. Sowie der Frühling eintritt, entwickelt sich die Vegetation mit reißender Schnelle; der Sommer ist heiß, der Herbst unveränderlich heiter und mild, bis im Oktober der erste Schnee fällt, und der November strenge Kälte, mit wilden Schneestürmen — Purga's — bringt. Es fehlt dem Lande nichts, als fleißige Hände.

Auf einem Ausfluge mit dem Toyun, der mir die Pracht ihrer Wälder und Berge, seitlich meiner Richtung, zeigen sollte, trafen wir auf ein Rudel Bergschafe, oder Argali, die mit Windesschnelle den hohen, steilen Felsbergen zujagten. Es waren schöne, gedrungene Thiere von heller Rehfarbe, um den Schwanz rostgelb, mit weißer Kehle und Schnauze. Ihre Heimath, sagte mir mein Begleiter, sind die wildesten, unzugänglichen Höhen des Gebirges, die sie mit der Gewandtheit der Gemse erklettern, doch sind sie kein so harmloses Wild, wie diese. Bock und Gais tragen ein mächtiges Gehörn, welches sie als furchtbare Waffe zu gebrauchen wissen. Jeder Schlag eines kräftigen Widders tödtet einen Mann, ja oft einen Bären, der sich deßhalb nicht gern mit ihnen einläßt. Das Geweih eines alten Thieres wiegt 35—40 russische Pfund; man verwendet es zu Bechern, Löffeln und anderm Hausgeräth, welches, oft mit zierlicher Schnitzarbeit verschönt, sehr geschätzt wird. Das Brustbein dieser Thiere ist von bewundernswerther Stärke und mit dickem Wollhaar, durch welches keine Kugel schlägt, überpolstert. Sie stürzen sich nicht, wie man vom Steinbock sagt, auf die Hörner, sondern, indem sie alle vier Füße eng anziehen, von steilen Felsen herab auf die Brust. Das Wildpret, welches gefroren den ganzen Winter über bewahrt wird, ist äußerst schmackhaft und im Herbst auch sehr fett; im Frühling sind sie mager und schlecht. Ein starkes Stück wiegt über 300 Pfund. Erlegt werden sie meistens auf dem Anstand, wenn sie aus ihren Felsvesten herabkommen, die würzigen Kräuter der tiefern Hänge zu weiden. Der Vielfraß, der hier Bussomak heißt, ist der gefährlichste Feind der Argali, dem er auf den Rücken springt und das Genick abbeißt. — Man findet hier auch wilde, oder eigentlich verwilderte Rennthiere. Vor tausend Jahren — wie mein Gastfreund sich ausdrückte, zerstörten die Pocken hier die Bevölkerung ganzer Dörfer, und ihre Thiere blieben sich selbst überlassen; ihr Fleisch ist schmackhafter, wie das der Zahmen.

Ich hatte jetzt die bergigen Gegenden verlassen und fuhr nun durch flache, völlig waldlose Küstenstriche, die einen öden, traurigen Eindruck machten. Im Sommer, wenn sie, ein weites, wallendes Weideland, mit üppigem Graswuchs prangen, mögen sie sich heiterer ausnehmen: doch kann ich mir keine schöne Landschaft ohne Berg, Wasser und Wald denken, und wenn sie noch so fruchtbar wäre. — Gegen zehn Uhr holte der Toyun von Govenskoi mich ein, und rief mir zu, rasch ihm zu folgen, eine kalte Purga sei im Anzuge. Wohl wußte ich, wie genau die Eingebornen derlei Wetterveränderungen voraus wissen, und fügte mich jeder seiner Anordnungen um so mehr, als man mir sagte, daß weithin keine menschliche Wohnung zu treffen war. Der Toyun fuhr mit seinen, auch zur Jagd gewöhnten, gut geübten Hunden voran, und wetteifernd folgten die unsrigen. Schon glaubte ich, als bis um zwölf am Himmel nur einzelne weiße Wolken jagend dahinglitten, die Prophezeihung meines Vormanns, der stets seine Thiere antrieb, verlachen zu können, als mit entsetzlicher Schnelle der Himmel sich mit bleigrauem Dunst umzog, und stoßweis sich ein solch rasender Sturm erhob, als wäre es ein Ouragan der Tropen. Er warf uns die scharfen Schneekrystalle mit solcher furchtbaren Gewalt entgegen, daß jeder entblößte Zollbreit Haut augenblicklich blutig war. Die Hunde dreheten sich heulend um, und krochen, in's Geschirr verwickelt, ein winselnder Klumpen, unter die Sanka. Hier können wir nicht bleiben, rief der Toyun, Feuer anzumachen ist unmöglich, und so erfrieren wir mit sammt den Thieren! Nur keinen Branntwein, schrie er, als ich ihm die Flasche mit Walky hinbot, oder alles ist verloren! Ohne sie zu lenken, trieb er seine Hunde an, und heiser kläffend folgten die meinigen. Wohinaus es ging? — ich wußte es nicht, und hatte mich stumm ergeben, im grausen Toben der Elemente in meine Pelze gewickelt. Die Purga hatte ich jetzt auf dem Rücken, doch konnte ich vor dickem Schneetreiben die Hunde vor dem Schlitten nicht erkennen, und schien mit gespenstischer Eile vor dem brüllenden Sturm lautlos in einer Nebelwolke dahin zu schweben. Bald doch weckte mich ein mächtiges Geschrei aus dumpfer Er-


3.

starrung; ein halb Dutzend nomadisirender Korjäken suchten unsre Hunde von einer Rennthierheerde, die in einer Umzäunung stand, abzutreiben, was nur mit Mühe gelang, da die Bestien durch die Unbill des Wetters ganz toll geworden waren.

In warmer Jurte, vor hochloderndem Feuer, auf weichem, mit Rennthierfellen bedeckten Heu fanden wir es höchst behaglich, und der Toyun meinte: jetzt thäte der Walky keinen Schaden. Ich verstand ihn, und holte eine Flasche Arrak hervor, die den Comfort zum Superlativ brachte.

Unser Wirth war ein gastfreier, alter Mann, der eine Heerde von mehr als dreihundert Rennthieren besaß, und sehr erfreut schien über unsern Besuch. Vor den Toyun und mich ward ein flacher, hölzerner Trog gestellt, und die Zunge, das Herz, die Nieren, nebst den fettesten Fleischstücken eines frischgeschlachteten Thiers darin gehäuft — es waren mindestens fünfzehn Pfund, die man mich zwingen wollte zu beseitigen; ich dagegen bot Branntwein und Taback, beides Leckereien von unschätzbarem Werth. Den Frauen schenkte ich einige Glaskorallen, Nadeln, eine Scheere und ein Messer, welche unerhörte Freigebigkeit schallenden Jubel hervorrief.

Die Purga war während des homerischen Mahles verbraust, und heiter lachte der Himmel. Wir gingen hinaus, die Rennthierhürde entlang, wobei mir das Knirren der Fußgelenke dieser Thiere sehr auffiel; es war, als hörte man eine Menge elektrischer Funken knistern. Die Thiere waren so zahm, daß sie die Köpfe durch die Umzäunung streckten, und sich streicheln und kratzen ließen. — Als wir zurückkehrten, führten zwei Knechte, mit langen, handbreiten Messern, dem Toyun und mir einen starken Rennthierbock entgegen. Im Augenblick, wo sie uns erreichten, stießen sie den Thieren die Messer von der Seite in's Herz, daß sie todt uns zu Füßen sanken. Dies war eine unabweisliche Einladung, so lange zu verweilen, bis das Fleisch verzehrt sein würde. Mein Dolmetscher hatte eine Verwandtschaft mit der Frau unsers Gastfreunds herausgebracht, und dem Herrn Vetter zu Ehren mußte noch ein Bock sterben. Nach drei Tagen jedoch, als der Spaß anfing, mich zu langweilen, und mein Arrakvorrath zusammenging, erlaubte man unsre Abreise, hing aber vorher die Rennthierreste, die wir mitzunehmen keinen Platz hatten, feierlich in unserer Gegenwart in den Rauch.

Schmidt.

Die Fledermäuse.

(Taf. 3.)

Die Handflügler, Cheiropterae, oder wie sie im gewöhnlichen Leben am häufigsten genannt werden, die Fledermäuse, Vespertiliones, bilden unstreitig die, an Arten zahlreichste Klasse der Säugethiere. In ihrer äußeren Gestalt von allen andern Säugethieren verschieden, ähneln einige Arten, mit Ausnahme ihrer Flughaut, den Mäusen, haben wie diese einen mit feinen Haaren bedeckten Pelz, fast gleiche Hinterfüße, aber viel größere, meist spitze oder lappenähnliche Ohren und ein anderes Gebiß; den Affen nähern sie sich insofern, als sie, wie diese, nur zwei Ernährungsorgane auf der Brust haben. Unter allen Säugethieren können sie durch ihre Flugfertigkeit allein mit den Vögeln verglichen werden, denn obgleich auch bei einigen andern Säugethieren, bei dem fliegenden Eichhörnchen, dem fliegenden Maki, den Flugbeutlern u. a. verschiedenartig gespannte Häute den Körper im Sprunge unterstützen, so dienen diese doch nur als Fallschirme, und können mit den selbstständig vorwärtstreibenden Flugwerkzeugen der Cheiropteren, die in ihrer Wirkung den Flügeln der Vögel durchaus entsprechen, nicht im geringsten verglichen werden, obgleich sie mit diesen nur der Bestimmung nach, nicht aber im Baue übereinkommen. — Viele Naturforscher haben sie als erste Unterordnung den Raubthieren beigezählt, da der größte Theil derselben sich von Insekten nährt; Cuvier hat aus ihnen eine eigene Ordnung gebildet, der er die Zunft Galeopithecus vorausstellte, die indessen zu den Halbaffen gezählt werden muß; Blumenbach stellte sie, wie sich's gebührt, als selbstständige Ordnung auf; Oken dagegen reiht sie, als neunte Zunft der ersten Stufe der Haarthiere, in die Ordnung der Raubmäuse ein. — Eben so abweichend wie ihre Einreihung in die verschiedenen Systeme, ist die Aufstellung und Einreihung der bekannten Arten in Gattungen, die Linné bei der Aufstellung seines Systems sämmtlich in Einem Geschlechte vereinigte; Blumenbach stellte 11 Geschlechter mit 39 Arten auf, von denen allein 16 in Deutschland leben; Cuvier vertheilte die Handflügler, einschließlich des Galeopithek, in 12 Gattungen, und Oken sammelt sie in 5 Gattungen, die er in zwei Hauptabtheilungen: Insektenfressende und Pflanzenfressende, scheidet. —

Die neueren Entdeckungen reisender Naturforscher haben uns mit so unendlich viel neuen Arten bekannt gemacht, daß weder die Aufstellung Cuviers, noch Okens hinreicht, dieselben in die vorhandenen Geschlechter einzureihen, obgleich beider Hauptabtheilungen völlig genügend sind, und, wenn auch mit andern Benennungen, doch ein und dasselbe bezeichnen.

Cuvier scheidet die Vespertiliones in Handflügler mit ungeschärften Backenzähnen und Handflügler mit Höcker- oder Zackenzähnen. Die erste Abtheilung umfaßt nur ein Geschlecht: 1. den fliegenden Hund, Pteropus; die zweite Abtheilung zehn Geschlechter: 2. das Hundsmaul, Molossus; 3. der Kantenlefzer, Noctilio; 4. die Blattnase, Phyllostoma; 5. die Klappnase, Megaderma; 6. die Hufeisennase, Rhinolophus; 7. der Nachtflieger, Nycteris; 8. die Faltennase, Rhinopoma; 9. der Grabflieger, Taphozous; 10. der Popanz, Mormops, und 11. die Fledermaus, Vespertilio. —

Oken theilt die neunte Zunft der Haarthiere, die Fledermäuse, in Insektenfresser und Pflanzenfresser; die ersteren wiederum in solche, deren Naslöcher in einer Grube liegen: 1. Haut- oder Ballon-Fledermäuse, Nycteris; 2. Zungenfledermäuse oder Blattnasen, Phyllostoma, Glossophaga; 3. Nasenfledermäuse: a) Leyernasen, Megaderma; b) Hufeisennasen, Rhinolophus; — und in solche, mit gewöhnlichen Nasenlöchern: 4. Ohrenfledermäuse: a) Deckelnasen, Rhinopoma; b) Beutelfledermäuse, Taphozous und Saccopteryx;

c) gewöhnliche Fledermäuse, Vespertilio; d) Schartennasen, Nocilllo, und e) Doggenfledermäuse, Dysopes, Molossus, Nyctinomus, Dinops und Chiromeles. — Die Pflanzenfresser umfassen nach ihm: 5. Augenfledermäuse, Pteropus, in 3 Unterabtheilungen: Pteropus, Cephalotes und Harpya. — Seit der Veröffentlichung von Okens großer Naturgeschichte, in welcher derselbe 18 Geschlechter in 5 Hauptgattungen scheidet, sind 16 neue Geschlechter aufgestellt worden, so daß gegenwärtig 34 Gattungen von Fledermäusen in beinahe 200 Arten bekannt sind, die wir, nach Cuviers Zahneintheilung, in nachstehender wissenschaftlichen Ordnung folgen lassen, und bei jedem Geschlechte den Namen des Naturforschers beifügen, der die neue Gattung aufgestellt hat, überall zugleich aber auch einen Repräsentanten der Gattung erwähnen.

Abtheilung I. — Mit Backzähnen ohne scharfe Spitzen; — ohne Schwanz: 1. Pteropus. — *Brisson.* — Fliegender Hund: Pteropus javanicus, der Kalong. — 2. Cephalotes. — *Geoffroy.* — Großkopf: Cephalotes Pallasii, Pallas's Großkopf. — 3. Harpya. — *Geoffroy.* — Harpye: Harpya cephalotes, großköpfige Harpye. —

Abtheilung II. — Mit Höcker- und Zackenzähnen: 4. Molossus. — *Geoffroy.* — (ist: Dysopes — *Illiger.*): Hundsmaul: Molossus amplexicaudatus, das schwanzumfangene Hundsmaul. — 5. Nyctinomus. — *Geoffroy.* — Spaltnase: Nyctinomus bengalensis, die bengalische Spaltnase. — 6. Cheiromeles. — *Horsfield.* — Flatterdachs: Cheiromeles torquatus, der Flatterdachs mit dem Halsbande. — 7. Stenoderma. — *Geoffroy.* — Schmalhäutler: Stenoderma rufa, rothbrauner Schmalhäutler. — 8. Dinops. — *Illiger.* — Hundsnase. — 9. Noctilio. — *Geoffroy.* — Kantenlefzer, Schartennase: Noctilio unicolor, einfarbige Kantenlefzer. — 10. Phyllostoma. — *Geoffroy.* — Blattnase; a. Schwanz ausgezeichnet, doch kürzer als die Ausdehnung der Zwischenschenkelhaut: Phyllostoma hostatum, Lanzennase; — b. Ohne Schwanz: Phyllostoma spectrum, das Gespenst. — 11. Vampyrus. — *Spix.* — Vampyr: Vampyrus soricinus. — 12. Glossophaga. — *Geoffroy.* — Zungenfresser, Langzüngler: Glossophaga soricina, Speernase. — 13. Mormoops. — *Leach.* — Popanz: Mormoops Blainvillii, Blainville's Popanz. — 14. Medateus. — *Leach.* — Medateus: Medateus Lewisii. — 15. Megaderma. — *Geoffroy.* — Großhäutler, Ziernase: Megaderma spasma, Herznase. — 16. Rhinolophus. — *Geoffroy.* — Kammnase: Rhinolophus unihastatus, Hufeisennase. — 17. Nycteris. — *Geoffroy.* — Nachtflieger, Hohlnase: Nycteris thebaica, thebische Hohlnase. — 18. Rhinopoma. — *Geoffroy.* — Faltennase, Klappnase: Rhinopoma microphylla, kleinblättrige Faltennase. — 19. Taphozous. — *Geoffroy.* — Grabflieger: Taphozous perforatus, Egyptischer Grabflieger. — 20. Saccopteryx. — *Geoffroy.* — Plattnasiger Grabflatterer. — 21. Myopteris. — *Geoffroy.* — Fliegende Ratte: Myopteris Daubentonii, Daubentons fliegende Ratte. — 22. Celaeno. — *Leach.* — Celäne. — Celaeno Brooksiana. — 23. Aëllo. — *Leach.* — Aello: Aëllo Cuvieri. — 24. Scotophilus. — *Leach.* — 25. Artibeus. — *Leach.* — Jamaica Fledermaus. — 26. Diphylla. — *Spix.* — Zweiblattnase: Diphylla ecandata, ungeschwänzte Zweiblatt. — 27. Monophyllus. — *Leach.* — Einblattnase. — 28. Dysopes. — *F. Cuvier.* — Doggennase (nicht mit Illiger's Dysopes 4. zu verwechseln): Dysopes mops, Mopsnase. — 29. Nyctophilus. — *Leach.* — 30. Thyroptera. — *Spix.* — Schildträger: Thyroptera tricolor, dreifarbige Schildträger. — 31. Proboscidea. — *Spix.* — Rüsselfledermaus: Proboscidea saxatilis, Felsenrüsselfledermaus. — 32. Vespertilio. — *Linnaeus.* — Fledermaus: Vespertilio murinus, gemeine Fledermaus. — 33. Plecotus. — *Geoffroy.* — Langohr: Plecotus auritus, langöhrige Fledermaus. — 34. Atalapha. — *Raffinesque.* — Atalaphe: Atalapha americana, New York Fledermaus oder Atalaphe.

Die Fledermäuse oder Handflügler sind durchaus nächtliche Thiere von häßlichem Aeußern, die sich von allen andern Ordnungen der Säugethiere durch ein großes, weites Maul und kleine, lebhafte Augen auszeichnen. Die vorderen Gliedmaßen derselben sind, mit Ausnahme des Daumens, unverhältnißmäßig entwickelt, und eben so die Knorpelhäute, nämlich diejenigen Hauttheile, aus welchen bei anderen Säugethieren die Ohren, Nasenflügel und die Hautfalten zwischen den Wurzeln der Finger gebildet sind. Diese, aus einer doppelten Haut bestehenden Werkzeuge entwickeln sich unter den mannigfachsten Formen, namentlich aber die Nase, die bei einigen Arten in Gestalt eines Hufeisens, bei andern als Kamm, Herz, Trichter, Klappe oder in Form von Blättern erscheint. Zwischen den Fingern bildet sich die bekannte Flughaut aus, die gewöhnlich an der Achsel beginnt, schmal über den Ober- und Unterarm, sehr breit aber zwischen den fast nur Knorpelgräten vorstellenden Fingern, und von da zur Seite des Leibes bis zur Schwanzspitze geht, und die hintern Gliedmaßen einschließt. Der Bau dieser, wahre Flügel bildenden Flughaut ist höchst eigenthümlich; das Flügelgestell besteht aus den gewöhnlichen, ungemein modifizirten Knochen der vorderen Gliedmaßen, die wie die Stäbe eines Regenschirms die dünne, meistens sehr zarte und sparsam behaarte Haut ausspannen. Die Betrachtung des Flügels einer gemeinen Fledermaus läßt die Struktur der vorderen Gliedmaßen deutlich erkennen. Der Oberarmknochen ist lang und dünn, eben so die Speiche, der einzige vollständige Knochen des Unterarms; das Ellenbogenbein ist nur ein Rudiment. Die Handwurzel besteht aus sechs Knochen, die in zwei Reihen, und zwar in der ersten zu zwei, in der zweiten zu vier stehen; auf diesen sind die Mittelhandknochen des Daumens und die grätengleichen, sehr langen, dünnen und weit von einander abstehenden Finger eingelenkt, die sich nicht allein zusammenschlagen, sondern auch rückwärts gegen den Vorderarm anlegen lassen. Die Fingerglieder werden nach vorn immer dünner, und laufen endlich in eine feine Spitze aus, die weder einen Nagel, noch eine Kralle trägt. Sie sind von großer Wichtigkeit, nicht nur um dem Flügel einen bedeutenden Umfang und Länge zu geben, sondern auch um die Ränder desselben ausgestreckt zu erhalten, oder beim Ruhen zusammenzufalten. Bei einigen Geschlechtern besteht der erste Finger nur aus einem einzigen, sehr dünnen Knochen, der zuweilen einen kleinen Hakennagel trägt; der kurze Daumen ist freistehend, besteht aus einem Mittelhandknochen und zwei Gliedern, und trägt an seiner Spitze eine starke, hakenförmige Kralle. Da eine freie Achsendrehung sich mit der Bestimmung des Vorderarms nicht vertragen würde, da er zum Flügel umgestaltet, gegen die Widerstand leistenden Luftschichten drücken muß, und nach keiner Seite ausweichen darf, gestattet sein Gelenk nur eine aufwärts und abwärts gerichtete, keineswegs aber eine seitliche Bewegung; der Oberarm hingegen dreht sich im Schultergelenke, wie der menschliche, halb um seine Achse. Daß ein so umfängliches Organ, wie dieser sogenannte, aus den obern Gliedmaßen gebildete Flügel, mit einem kräftigen Muskelapparat versehen sein, und das innere Knochengerüst den Muskeln entsprechende Anhaltungspunkte darbieten muß, versteht sich von selbst: die Schlüsselbeine

und Schulterblätter sind daher groß und stark, und obgleich das Brustbein schmal ist, trägt es, verschieden vom Brustbein anderer Säugethiere, nach oben eine Erweiterung, welche den Schlüsselbeinen zur Stütze dient, und zugleich dieselben von einander entfernt hält, während die Brustmuskeln, wie bei den Vögeln, den Oberarm kräftig nach innen ziehen. Die hinteren, nur schwachen Gliedmaßen sind nur insofern als Bewegungsorgane zu betrachten, als sie, in Verbindung mit dem Schwanze, der indessen bei vielen Geschlechtern fehlt, dazu dienen, die Flughaut gehörig ausgespannt zu erhalten. Die fünf Zehen derselben stehen parallel zu einander und sind mit krummen Krallen versehen, die das Thier tragen, wenn es in der Ruhe sich verkehrt aufhängt. In Folge der sonderbaren Bildung der äußeren Gliedmaßen können die Fledermäuse, wenn sie ihre Flügel zusammengefaltet haben, auf ebenen Flächen nur höchst ungeschickt fortkriechen; ihre Bewegung dabei geschieht nur in schiefer Richtung, und besteht mehr, indem sie abwechselnd mit dem einen oder andern Daumennagel sich anhalten, in einem Nachziehen des Körpers. In hohlen Bäumen, Löchern und an Drahtgittern geht dieses Kriechen zwar schneller von Statten, doch ist die Luft mehr das Element der Handflügler, als die ebene Erde. — Der Kopf der Fledermäuse ist größtentheils spitz, und zeigt eine Abweichung im Bau, der sich bei keinem andern Thiere findet: bei vielen nämlich ist an der Nasengegend eine Grube im Schädel, die Naslöcher selbst sind aufgerissen und weit von einander entfernt, bei mehreren durch besondere Häute entstellt, und die Scheidewand in Windungen oder in blätterartigen, sonderbar gestalteten Membranen ausgewachsen, die zur Verstärkung des Geruchsinns beitragen, der, wie der Gehörsinn, bei den Fledermäusen am meisten ausgebildet ist, und durch äußere, sehr große und häutige Ohren, die unter einander durch eine Haut in Verbindung stehen, noch mehr unterstützt wird; inwendig zeigen dieselben, deren Muscheln nackt und über der Stirn oft mit einander verwachsen sind, besondere Lappen und Vorsprünge, die das Thier nach Belieben zusammenfalten kann. Bei der Schärfe und Reizbarkeit der Gehörnerven war die letztere Einrichtung um so nothwendiger, um wenigstens zu Zeiten das Eindringen heftiger Schallstrahlen zu verhindern, während die Größe der aufrichtbaren Ohrmuschel die schärfere Auffassung des Schalles, und somit feineres Hören ermöglicht. Die den Körper umgebende, zwischen den äußeren Gliedmaßen ausgespannte, stets dunkelgefärbte Flughaut, vermittelst deren das Thier in raschen, gewandten, sichern Bewegungen, ohne an irgend einen festen Körper anzustoßen, willkührlich umherzufliegen vermag, fühlt sich kalt und fettig an, ist sehr dünn und durchsichtig, und mit Blut- und Nervengefäßen durchzogen. Die auffallende Eigenschaft, nirgends anzustoßen, veranlaßte den sinnreichen Naturforscher Spalanzani, bei den Fledermäusen einen nur ihnen zustehenden, eigenen, sechsten Sinn anzunehmen, und um seine Behauptung zu erweisen, blendete er mehrere Fledermäuse verschiedener Art, verstopfte deren Augenhöhlen mit Klebwachs und ließ sie im Zimmer fliegen: dessenungeachtet zeigten sie sich noch eben so beherzt und erfahren in ihren Bewegungen, als andere, des Augenlichts nicht beraubte; flogen geschickt im Zimmer umher, ohne irgend wo anzustoßen, vermieden vorgehaltene Stäbe und Röhren, insbesondere aber eine Katze, die im Zimmer war, oder die vorgestreckte Hand eines Menschen weit mehr, als leblose Gegenstände. Einmal brachte er eine solche blinde Fledermaus in einen weiten unterirdischen Gang, der gegen die Hälfte seiner Länge einen rechten Winkel bildete. Sie flog von dem einen Arm dieses Ganges in den andern, und bog um, mehrere Fuß von den Seitenwänden entfernt. Einmal traf sie während des Fluges ein Loch im Gewölbe, bei einer Entfernung von anderthalb Fuß, und sogleich veränderte sie ihre Richtung, um sich in dasselbe zu verstecken. In einem Garten machte man ein verschlossenes Gehege von Netzen, um den Luftdruck der Wände zu vermeiden, und ließ von der Decke dieses Käfigs sechzehn Bindfäden herabhängen. Jetzt wurden zwei Fledermäuse, die eine blind, die andere sehend, hereingelassen; aber keine stieß mit dem Kopf oder dem Körper an die Fäden an, höchstens mit den Flügelspitzen. Die blinde entkam durch die zu großen Maschen des Netzes, flog in die Höhe, umschwärmte eine Cypressenlaube, ohne sich zu setzen, und bewegte sich endlich in schnellem, stufenweisem Fluge gegen das nächste und einzige Dach des Ortes, wo man sie aus dem Gesichte verlor. In einem, mit vielen Baumzweigen besetzten Zimmer, in welchem eine große Anzahl Lichter auf dem Tische stand, und worin seidene Fäden von der Decke herab, durch Gewichte gespannt, herunterhingen, wußten sie überall geschickt hindurch zu gehen, ohne etwas zu berühren. Wenn sich eine geblendete Fledermaus vor Mattigkeit setzte, war man doch nicht im Stande, sie mit der Hand zu greifen, sondern sie machten sich jedesmal vorher davon; und wenn man ein Gitterwerk über ihr anbrachte, an welchem nur ein einziger Ausgang war, so wußte sie diesen doch nach einigen Kreisungen jedesmal zu treffen und zu entwischen. Spalanzani versuchte nun die Thätigkeit anderer Sinne zu hindern, ohne jedoch ein anderes Resultat zu erzielen: wurde der Körper einer blinden Fledermaus mit einem Firniß von Sandarak in Weingeist überzogen, so hinderte das ihre Sicherheit in den Bewegungen eben so wenig; verstopfte man die Ohren des Thieres mit Kügelchen von Klebwachs, die man bis in den Boden der Muschel hinabdrückte, so wurden sie nicht im Geringsten dadurch im Fluge gehemmt. Verklebte man ihnen die Nasenlöcher, so fielen sie freilich, in die Luft geworfen, nach kurzem Fluge herab; jedoch bemerkte man bald, daß dieses nur wegen des gehinderten Athmens geschah. Man befestigte daher Schwämmchen mit Moschus, Kampher oder Storax vor den Nasenlöchern, und dann vermieden sie wiederum, wie zuvor, alle Hindernisse. Eben so verhielt es sich mit dem Geschmacksinn, da man ihnen die Zunge ausschnitt. Schloß man aber ihren

Kopf in eine Papierdüte ein, oder umhüllte man ihn auch nur mit feinen und leichten Zeuchen, so waren sie nicht mehr zum Fluge zu bringen. Spalanzani schloß aus diesen Versuchen, daß in der Nähe des Kopfes noch ein anderes, das Auge ersetzendes Sinnenwerkzeug sein müsse, wir hingegen können mit Sicherheit annehmen, daß die Fähigkeit des Wahrnehmens der Fledermäuse, ohne Auge und Ohr, mehr im erhöhten Gefühlssinn der häutigen Kopftheile liegt, als in einem eigenen, nur dieser Thierart zugehörendem Sinne. Die Fledermäuse als eigentliche Luftthiere haben in ihren unbehaarten, dünnen, sehr zarten und großen Flughäuten und Ohren das feinste Gefühl für Veränderungen des Luftdrucks, und vermögen die verschiedenen Zustände genau zu unterscheiden, in welchen sich die Luft befindet, je nachdem sie völlig ruhig oder bewegt ist, eine wechselnde Temperatur hat, oder da, wo sie mit festen Körpern in Berührung steht, schichtenweis veränderte, unseren Sinnen nicht abzuschätzende Eigenschaften besitzt. — Der Zahnbau der Handflügler ist nach den Geschlechtern verschieden: ihr Gebiß besteht aus 2 bis 4 Vorderzähnen im obern, 2 bis 6 im untern Kiefer, aus einem Eck- oder Hundszahn an jeder Seite in beiden Kiefern und aus 4 bis 6 zackigen Backenzähnen, welche, nebst den spitzigen Eckzähnen, die Nahrung leicht halten und zerkleinern. —

Die Fledermäuse sind nur in der Dämmerung oder des Nachts thätig, am Tage verbergen sich die meisten Arten in Felsenspalten, Höhlen, hohlen Bäumen, unter Dächern und, da sie die Wärme lieben, in der Nähe von Schornsteinen, wo sie, verkehrt an den Hinterfüßen aufgehängt, den Tag im tiefen Schlaf verbringen. Manche Arten versammeln sich unglaublich zahlreich in gemeinsamen Schlafplätzen, und der Boden unter ihnen ist dann hoch mit ihrem Unrath bedeckt. Man findet sie fast in allen Klimaten; in heißen sowohl, wo sie in ungeheurer Größe vorkommen, als in gemäßigten, wo sie wie mehrere andere Säugethierarten Winterschlaf halten; nur im höhern Norden fehlen sie, obgleich man sie noch bis Norwegen hinauf findet. In unsern Klimaten überwintern sie in derselben Stellung, in welcher sie zu schlafen pflegen; im tropischen Amerika bevölkern die Blattnasen, Phyllostoma, ganze Höhlen, und auf Java, wo einzelne Arten von Fledermäusen auf Bäumen übernachten, soll ein Baum, dicht beladen mit den an Aesten reihenweis aufgehängten Kalongs, einen eigenthümlichen Anblick gewähren. Ob übrigens die Cheiropteren der Tropen gleichfalls den dortigen Winter verschlafen, ist noch unentschieden, obwohl nicht ganz unwahrscheinlich; möglich auch, daß dieses nur bei einigen Geschlechtern der Fall ist, denn ich selbst habe, in Westindien und auf der spanischen Maine, Handflügler vom Geschlecht Artibeus und Phyllostoma zu allen Jahreszeiten beobachtet, bei denen diese Schlafperiode also nie eintreten konnte. Die Nahrung der Handflügler der gemäßigten Zone besteht fast ausschließlich in Insekten, die sie im Fluge auffangen, nie aber auf der Erde suchen. Sie sind dabei außerordentlich geschickt, stürzen oft 20 Fuß hoch mit wunderbarer Schnelligkeit herab, und nie entgeht ihnen ihre Beute; ungemein gefräßig, bemerkt Kuhl, der den deutschen Gattungen eine eigene Abhandlung widmete, so daß eine Fledermaus 13 Maikäfer, und eine andere 70 Mucken verschluckte. Sie fliegen oft weit nach den Wäldern, um Insekten zu holen, manche streichen wie die Schwalben über das Wasser, um Schnaken aufzufangen, und durch das Vertilgen schädlicher Schmetterlinge stiften sie, besonders in den Waldungen, wesentlichen Nutzen. Nächst den Insekten, ihrer Hauptnahrung, von denen sie in ihren Backentaschen noch eine volle Ladung mit nach ihren Zufluchtsörtern nehmen, lieben sie auch Speck und Lampenöl, und oft besuchen sie die Räucherkammern der Landleute oder trinken das Oel der Hängelampen, mit denen die Hausfluren und Treppengebäude der Häuser erleuchtet werden. Von denen in den warmen Ländern sich aufhaltenden Arten leben einige von Baumfrüchten und deren Säften, und plündern öfters die Gärten; in Brasilien stellen einige Arten den Feigen so nach, daß selbst Schutznetze nichts helfen, und andere sind so auf Blut verpicht, daß sie warmblütigen Thieren, ja selbst Menschen während des Schlafes Blut aussaugen. — Alle Gattungen haben einen eigenthümlichen Geruch; die ostindischen und amerikanischen Arten riechen aber noch weit widriger als die unsrigen, und leben theils einsam, theils in Gesellschaft von mehreren Hunderten beisammen. Ein Nest bereiten sie sich nie, werfen nur einmal im Jahre zwei Junge, die sie an ihren, an der Brust sitzenden Säugwarzen hängend, selbst im Fluge mit sich herumtragen, und wenn sie hängend ruhen, mit ihrer Flughaut umhüllen.

Unter den Fruchtfressern, die nur in Ostindien, Australien und im östlichen Afrika gefunden werden, wo sie oft in großen Schaaren beisammen leben, findet man die größten Arten; sie bilden, wie wir schon oben bemerkt haben, drei Geschlechter: den fliegenden Hund, Pteropus; den Großkopf, Cephalotes, und die Harpye, Harpya. — Der Kalong, Pteropus javanicus, welcher die niedern Gegenden Java's bewohnt, ist der Hauptrepräsentant derselben; er ist 15 Z. lang, hat einen Hundskopf, große Augen, einfache Naslöcher, kurze Ohren ohne Deckel, einen sehr kurzen Schwanz, und eine deßhalb hinten ausgeschnittene Flughaut, die quer über die ausgespannten Flügel 4½—5 Fuß mißt; der Rücken und die Flughaut sind schwärzlich oder dunkelbraun, der Vorderhals, die Schultern, die Arme und zwei Rückenstreifen rostroth. Den Tag verbringen sie schlafend und in verkehrter Stellung, nach Horsfields Versicherung in so dichten Reihen an einer gewissen Feige, die dem Banianenbaume ähnelt, aufgehängt, daß der Unerfahrene sie auf den ersten Blick eher für unbekannte Früchte, als für lebende Thiere annehmen würde. Bald nach Sonnenuntergang verlassen sie diese Ruheplätze und fliegen nach den nächsten Wäldern, Dörfern oder Pflanzungen, wo sie unbeschreiblichen Schaden anrichten und jede Art von Baumfrüchten anfallen. Nur in wenigen Gegenden von Java fehlt dieses Thier,

von welchem man mit Eintritt der Dämmerung zuerst nur ein Individuum bemerkt, dem aber in ununterbrochener Reihe und kleinen Entfernungen andere folgen. Der Kalong fliegt langsam, aber sicher und mit vieler Ausdauer, und stets in gerader Linie. In den ungemein hellen Mondnächten Java's ist die Jagd auf ihn ein gelegentliches Vergnügen der Eingebornen und Kolonisten, die ihn im Augenblicke, wo er auf einem Fruchtbaum sich niederläßt, durch einen Schrotschuß erlegen. Nach Osbeck fliegen sie alle Abende von Sumatra nach Java über die Sundastraße, zehren in den dortigen Gärten, und kehren des Morgens wieder nach ihren Wäldern zurück. Lebend fängt man sie in Java in der Regel in einem, an einer Stange befestigten Sack, mästet sie mit Früchten und Palmensaft, und genießt ihr, etwas nach Bisam schmeckendes Fleisch als eine besondere Delikatesse. Der gemeine fliegende Hund, Pteropus vulgaris, kommt auf Manilla besonders häufig vor; einzelne Bäume, an welchen sie den Tag über hängen, sind von ihnen, im eigentlichen Sinne des Worts, wie mit einem Mantel überzogen; beim Eintritt der Dämmerung fliegen sie nach weit entfernten Wäldern, und zwar bisweilen in solcher Menge, daß sie mit ihren 3 Fuß weit gespannten Flügeln oft die Luft verdunkeln. Im dichtesten Walde und in der finstersten Nacht wissen sie die Bäume mit reifen Früchten gar wohl von andern zu unterscheiden, und fressen die ganze Nacht mit solchem Geräusche, daß man es weit hört. Die Eingebornen, denen sie die besten ihrer Früchte rauben, verfolgen sie auf's angelegentlichste, und verzehren ihr Fleisch mit vielem Appetit. Daß sie Thiere und Menschen verwunden und deren Blut aussaugen, ist eine Fabel, wohl aber verzehren sie öfters kleine Vögel und deren Eier. — Auf Isle de France und Bourbon findet man auch verschiedene Arten des Pteropus, jedoch ist keine derselben über 6 Zoll lang, und nur wenige haben über 2 Fuß Flugweite. Auch sie leben von Früchten und Pflanzen, lassen sich am Tage nie sehen, sondern stecken in hohlen Bäumen oder Felsenhöhlen verborgen, wo man oft mehrere Hundert beisammen findet; fliegen in der Abenddämmerung ihrer Nahrung nach und kehren vor Anbruch des Morgens in ihre Schlupfwinkel zurück; sie sind sehr fett und werden von den ärmeren Bewohnern und Sklaven in Menge gefangen und verspeist; Letztere spüren fleißig ihren Höhlen nach, und ein aufgefundener Fledermausbaum ist ihnen ein wahrer Schatz. — Auf Neu-Holland sind sie ebenfalls nicht selten, und Phillips fand Flatterhunde, Pteropus edulis, die von einer Flügelspitze zur andern gegen 4 Schuh maßen. Er fand sie zu Tausenden an den Zweigen der Bäume, und schätzte die Zahl derer, die er im Umfange einer englischen Meile bemerkt hatte, auf mehr als zwanzig Tausend. Mehrere, die er gefangen hatte, wurden in wenigen Tagen so zahm, daß sie gekochten Reis und anderes Futter aus der Hand nahmen, und ein Weibchen, das den ganzen Tag an einem Bein hing, fraß in dieser Stellung alles aus der Hand, was man ihm anbot. Die Eingebornen aßen sie, trotz des widerlichen Geruches, mit großer Begierde, und erklärten ihr fettes Fleisch für eine treffliche Speise. — Herr Roch brachte eine Roussette, wie der fliegende Hund auf Isle de France genannt wird, lebend mit nach Frankreich; anfangs ernährte er dieselbe mit Bananen, ihrer Hauptnahrung am Lande, später mit eingemachten Früchten, die sie aber bald satt bekam; gekochtes Fleisch, das er ihr reichte, kaute sie, verschluckte es aber nicht; als aber gerade ein Papagey starb, und man ihr diesen vorlegte, fiel sie gierig über denselben her, rupfte und fraß ihn, lebte von dieser Zeit an, bis zu ihrer Ankunft am Lande, von Fleisch, als sie aber einmal wieder Vegetabilien gekostet hatte, war sie nicht mehr dahin zu bringen, Fleisch zu fressen.

Von Insektenfressern findet man die größten Arten in den wärmeren Theilen Amerika's; einige derselben, besonders die Gattungen Phyllostoma und Vampyrus, sind Blutsauger, was weder die Pteropus-Arten Asiens, noch Afrika's sind. Beide Gattungen sind wenig von einander unterschieden; die Nase bei Beiden ist verlängert, mit doppeltem Nasenblatte; das vordere hufeisenförmig, das hintere von Speergestalt; die Ohren sind groß, mit gezähneltem innern Blatt (Ohrendeckel); die Zunge vorn scharfwarzig, wurmförmig und vorschiebbar. Der Vampyr weicht von der ächten Blattnase (Phyllostoma) nur durch den Mangel des Schwanzes ab, ist 5—6 Zoll lang und klaftert von 20 Zoll bis zu 3 und 3½ Fuß; er hat einen weichen, oben kastanienbraunen, unten röthlich gelben Pelz, einen etwas spitzen Kopf, verlängerte Kinnladen und am Kinn zwei Warzen. In Brasilien, wo sie den Namen Guandira und Andira—aça führen, gehören sie zu den gemeinsten Fledermäusen. Piso und Marcgrave lieferten die ersten Beschreibungen derselben, und machten zuerst auf deren Blutsaugen aufmerksam, bemerken aber dabei, daß der Biß so gering sei, und so vorsichtig beigebracht werde, daß die Verwundeten nicht eher etwas merkten, als bis ihr Bett mit Blut bedeckt sei, das oft nur mit Mühe durch heiße Asche oder glühendes Eisen gestillt werden könnte. Stedman erwähnt gleichfalls, daß er gebissen worden sei, und daß diese Fledermäuse es instinktartig recht gut wüßten, ob ihr Opfer fest eingeschlafen. Nach ihm lassen sie sich gewöhnlich am Fußende nieder, unterhalten da mit ihren gewaltigen Flügeln eine angenehme Kühlung, und beißen aus der großen Zehe ein Stück vom Umfange eines Nadelkopfes heraus. Durch diese kleine Oeffnung saugen sie dennoch so viel Blut, daß sie kaum fliegen können, würgen es aus und kehren von Neuem zum Saugen zurück. Rengger beobachtete die Blattnasen in Paraguay, bemerkt aber, daß sie nur einzeln, nicht in Gesellschaften herumflattern, am Rande der Wälder sehr geschickt Insekten fangen, in den nördlichen Waldungen aber, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, den schlafenden Saumthieren das Blut aussaugten und dadurch sehr schädlich würden. Mehr wie hundertmal hat er die Verletzungen an Pferden, Maulthieren und

Ochsen untersucht, ist aber nie über die Art und Weise zur Gewißheit gekommen, wie sie hervorgebracht wurden. Daß die Fledermäuse während des Saugens mit ihren Fittigen fächelten, erklärt er für ganz unmöglich, da sie, wenn sie sich setzen wollen, die Flügel einziehen müssen, daher auch am liebsten solche behaarte oder flache Stellen wählten, an denen sie sich leichter festhalten könnten. An sich hätten die Bisse nichts Gefährliches; da aber zuweilen 4 bis 6 und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier aussaugten, und manchmal mehrere Nächte hinter einander, würden diese durch den Blutverlust, da öfters noch mehrere Unzen Blut nachflössen, sehr geschwächt. Prinz Max v. Wied hat in dem Magen der Blattnasen Ueberreste verschiedener Insekten, nie aber Spuren von genossenem Blute gefunden, behauptet aber doch, daß es gewiß sei, daß sie wie manche andere Gattung, den Thieren das Blut aussaugten. Zwar hat er nie eine solche Fledermaus wirklich beim Saugen überrascht, oft aber beim Mondenschein und in der Dämmerung beobachtet, wie sie in Menge die grasenden Lastthiere mit starkem Flügelgeräusch umflatterten; wie die Letzteren es ruhig ertrugen, am folgenden Morgen aber von den Schultern bis auf die Hufe mit Blut bedeckt, und manchmal vom Blutverlust ganz abgemattet waren. — Auf den Llanos im östlichen Domingo sah ich öfters in schönen Mondnächten hunderte von Blattnasen, von 3 bis 4 Zoll Länge und einer Flügelweite von 20 bis 24 Zoll, die gelagerten Heerden umflattern, bei welchen Gelegenheiten die Negerhirten sich stets in ihren Hütten verbargen, oder um nichts zu sehen, den Kopf mit einem Ziegenfell umhingen, damit der Währwolf keine Macht über sie habe; fanden wir nun am andern Morgen mit Blut bedeckte Rinder oder Maulthiere, so behaupteten die Hirten stets, der Loup-garou, der es auf sie selbst abgesehen gehabt, habe dieselben aus Rache gesaugt, und üble Geschwüre wären dann jedesmal die Folge. — In manchen Provinzen Süd-Amerika's sind die verschiedenen Arten Phyllostomen eine wahre Landplage. In Maynas machten sie es den Missionären unmöglich, die Rinderzucht einzuführen, denn die Kälber wurden so oft von den Blutsaugern besucht, daß sie in Folge der Aderlässe abmagerten und starben. Die Ausrottung der Wälder, ihrer gewöhnlichen Zufluchtsörter, hat auf die Verminderung der Fledermäuse in Amerika keinen Einfluß gehabt, die blutsaugenden Fledermäuse nicht vertrieben, und diese leben in ganz offenen Gegenden, wenn nur sonst höhlenreiche Kalkgebirge in der Nähe sind, und in den dichten Palmendächern der ländlichen Hütten noch in eben so großer Zahl wie früher, wo dichter Urwald die jetzt angebauten Länder überzog.

Unsre gewöhnliche Fledermaus, Vespertilio, ist über die ganze Erde verbreitet, und zählt sehr viele Arten, von denen allein 18 Arten in Deutschland vorkommen. Sie sind nur klein, von 1½ bis 4 Zoll, und haben von 7 bis 18 Zoll Flugbreite. Ihre einfache Schnauze hat keine besondern Entwicklungen; die nackten Ohren sind mit einem Deckel versehen, und entweder getrennt oder unten verwachsen. In dem sehr weit gespaltenen Munde stehen oben vier, in der Mitte einen Zwischenraum lassende, in der untern 6 gezähnelte Schneidezähne, und auf jeder Seite ragt oben und unten ein spitziger Eckzahn über die andern Zähne vor; Backzähne haben sie 4 bis 6 zu beiden Seiten jeder Kiefer. Der Schwanz ist in die Flughaut verwachsen und reicht bis zu deren Rande. In wüsten Gegenden bewohnen sie Höhlen, Felsenklüfte, hohle Bäume, Ruinen; in Städten und Dörfern aber dienen ihnen Mauerlöcher, Schornsteine, Ritzen und Spalten der Gebäude, Dachböden, Holz- und Reisighaufen zum Aufenthalt. Die meiste Zeit bringen sie schlafend zu, mit Eintritt des Winters erstarren sie, in ihren Schlupfwinkeln hängend, wobei die Wärme ihres Blutes von 25 bis auf 4 Grad herabsinkt. Rauhe Witterung ist ihnen zuwider; an regnerischen Abenden fliegen sie selten aus, bei anhaltendem Regen nie, und ertragen dann lieber, wie sie es auch können, einige Zeit lang Hunger. Bei schönen Frühlings-, Sommer- und Herbstnächten treiben sie sich, einander jagend und haschend, fast unermüdlich umher, besonders in dicht mit Bäumen besetzten Gärten, über Teichen und Sümpfen, an nach der Abendseite gelegenen Mauern, an Pappeln, und überhaupt an solchen Stellen, wo es viele Insekten gibt. So wie es jedoch ganz dunkel wird, kehren sie nach ihren Zufluchtsstellen zurück, um den nun erscheinenden Eulen, die nächst den Katzen und Wieseln ihre gefährlichsten Feinde sind, nicht in die Klauen zu fallen. Mit ihres Gleichen gesellig und spielig, verfolgt die gemeine Fledermaus, Vespertilio murinus, die größte unsrer deutschen Arten, die eine Flugbreite von 16—18 Zoll hat und bis 4½ Zoll lang wird, nicht nur kleinere Arten, die in den Bezirk kommen, den sie jeden Abend zu durchstreifen pflegen, oder ihr gar einen Käfer, auf den sie Jagd macht, wegzuschnappen wagen, sondern vertheidigt sich selbst gegen Katzen und Hunde, und zernagt alles, was man ihr vorhält, unter beständigem Zischen und abgebrochenen, dumpfen Tönen. Ihre kurzabgebrochene Stimme ist ein durchdringendes, dem Laute der Spitzmaus ähnliches Pfeifen; im Fluge läßt sie häufig einen klatschenden Ton hören, und macht, obgleich schwer fliegend, so mannigfaltige Schwenkungen, daß man ihr gern zusieht. Bei heißen Tagen im Sommer hängen sie sich an die erwärmten Dachziegel oder die der Sonne noch spät ausgesetzt gewesenen Balken, um sich an der ihnen wohlthuenden Wärme zu erquicken. Das 3 bis 4 Wochen trächtige Weibchen bringt im Mai oder Juni gewöhnlich 2 Junge zur Welt, die in 10 Wochen fast ausgewachsen sind. An die Brust der Mutter gehäkelt, trägt sie diese selbst im Fluge mit sich herum, oft dann noch, wenn sie ihr an Größe fast gleich kommen. Der Nutzen, den die Fledermäuse gewähren, ist nicht unbedeutend, und deßhalb sollte man sie nie verfolgen, wo sie sich bei uns auch zeigen mögen, da sie bei ihrer Gefräßigkeit eine unzählige Menge lästiger und schädlicher Dämmerungs- und Nachtinsekten, Borkenkäfer,

Kieferschwärmer, Nonnen- und Kiefernspinner wegfangen; im Mai und Juni leben sie fast lediglich von Maikäfern, im Juli und August aber fast nur von Weidenschwärmern, durch deren Genuß sie wahrscheinlich den ihnen eigenen starken Bisamgeruch erhalten, von Aas- und Dungkäfern und Mucken. In der Gefangenschaft nehmen manche Arten durchaus keine Nahrung zu sich; andere dagegen lassen sich die Insekten, die man ihnen reicht, trefflich schmecken. Will man sie angreifen, so zwitschern sie, sperren den Mund weit und drohend auf, und beißen wohl auch mit ihren spitzigen Zähnen ein, ohne jedoch sonderlich zu verwunden. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind: die gemeine Fledermaus, Vespertilio murinus; die spätfliegende Fledermaus, V. serotinus; die Zwergfledermaus, V. pipistrellus; die Ohrfledermaus, V. auritus; die Speckmaus, V. noctula; die gehörnte Fledermaus, V. cornutus, und die Mopsfledermaus, V. barbastellus. Zuweilen findet man auch die große und kleine Hufeisennase, Rhinolophus, letztere jedoch nur im südlichen Theile unsres Vaterlandes.

Auf beiliegender Tafel 3 ist Fig. 1 die große Hufeisennase, Rhinolophus ferrum-equinum; — Fig. 2 die Zwergfledermaus, V. pipistrellus; — Fig. 3 die langöhrige Fledermaus, Plecotus auritus, und Fig. 4 die graurothe Fledermaus, V. nattereri. Tr. B.

Der Fisch im Sande.

Seebild.

Es war großes Lever angesagt im Schloß zu Versailles, und an den Wänden reihten sich die Großen, Hofbeamten und Bittsteller im breiten, steifen Staat, Ludwig XIV., den Eiteln, zu erwarten. Tiefe Stille herrschte im vergoldeten Saale, den der Huissier mit dem goldnen Stabe überwachte. Da trat ein großer, starkgebauter Mann herein, ganz in Goldbrokat gekleidet; mit ernstem Blick, verwundert, aber nichts weniger wie schüchtern, maß er die gebückte, schweigende Versammlung, die hinwieder den so kostbaren, als unzweckmäßigen Stoff seiner Draperie, seine rothen, kurz geschnittenen Haare, die den kleinen Hut mit reichen, weißen Federn schier lüpften, die langen, buschigen Augenbraunen, die vorgebeugte Haltung, die in den seidnen Handschuhen geballten, derben Fäuste mit ironischem Lächeln musterte. Der Unbekannte ging geradeaus auf einen geschnörkelten Fauteuil los, und setzte sich bequem hinein; augenblicklich erschien jedoch der Huissier neben ihm und flüsterte: „Beim Könige sitzt man nicht!“ „Donder og Blexum,“ brummte der Fremde in Contratönen; der Huissier aber meinte: „Beim Könige flucht man nicht!“ Der Rothkopf erhob sich, blickte den Beamteten mit wildem Stirnrunzeln an, und begann eine schrille Weise zu pfeifen. „Beim Könige pfeift man nicht!“ lautete die dritte Zurechtweisung.

Die weiten Thürflügel wurden aufgerissen. „Der König!“ erscholl es, und auf der Schwelle erschien der Mann, der sich für den Schönsten Frankreichs hielt, obwohl er nur der Eingebildetste war. Mit studirter Haltung überblickte er den katzbuckelnden Schwarm, über den die hohe Gestalt des Fremden trotzig aufragte. Der König trat auf ihn zu. Willkommen, Herr Admiral, an meinem Hofe, sprach er nicht ohne freundliche Hoheit; ich habe bereits befohlen, daß meine Flotte unter Tourville mit Euch vereinigt operiren soll.

Eure Majestät hat ganz klug gethan, entgegnete der Seemann; allein richten ihre Leute nichts mit den Engländern.

Der König zog etwas die Stirn, doch schnell überwand ein verbindliches Lächeln die Wolke. Zum bleibenden Zeichen meiner Gewogenheit, Herr Admiral, ernenne ich Sie zum Ritter des Ordens vom heiligen Geist, sprach er huldvoll. Auch habe ich gern erfahren, daß des Königs von Dänemark Majestät Sie mit dem Elephantenorden geschmückt hat.

Ganz richtig, antwortete Cornelius Tromp, aber das Vieh kommt mir etwas hoch *); ich muß mein Geld verdienen und zu Rath halten, und darf es nicht für Schnurrpfeifereien vergeuden.

Dieser ungenirte Freimuth würde wohl Niemand im Saale, außer dem Admiral Tromp, dem bewährten Seehelden, hingegangen sein; so aber war die bittere Bemerkung: „allein richten die Franzosen nichts mit den Engländern,“ leider nur zu fest begründet, und der stolze Ludwig schluckte die herbe Pille.

Ich werde Sie bei der Tafel sehen, lenkte der König ab.

Eure Majestät möge mich entschuldigen, murrte der Seebär, ich kann in der verdammten Takelung es nicht länger prästiren, und will machen, daß ich wieder auf's blaue Wasser komme. Zwischen Tréport und Boulogne kreuzend finden mich Ihre Leute, wenn Sie sie bald schicken mögten.

Nach dem Siege dann, Herr Admiral-Generallieutenant! entließ der König ihn mit gnädigem Handwink. — Tromp ging mit festen, hallenden Schritten fort, nicht, ohne dem Huissier noch eine Faust zu zeigen, welches Manoeuver jedoch nur einen gewaltigen Katzenbuckel als Erwiederung fand.

Unfern des Schlosses ersah der Seeheld einen Wirthsgarten, dahin drehete er den Schnabel und warf in kühler Laube seinen Anker. Schnell sprang ein Marqueur hinter dem goldnen Herrn her, der schnaufte, wie ein harpunirter Pottfisch, und frug, was er befehle. Ein Paar Hosen, reinliche Linnenhosen, aber schnell: denn da lieg ich bis an die Klüsen im Sand! Ach, tausend Tonnen Teufel, wenn der mäckernde Häring von Schneider nur ganz extra verdammt wäre! Löchling og Blexum!

Der Kellner stand verblüfft, und wahrscheinlich

*) „Der Duivel, dat Beest komt my hog to staan“, Tromps eigene Worte.

hätte Cornelius Tromp ihm das Nächste Beste an den Kopf geworfen, wenn nicht ein schwärzlicher Mann in einfacher, bequemer Tracht sich dem Admiral genähert hätte. Der junge Mensch versteht Sie nicht, mein Herr, begann er ruhig; Sie wünschen Beinkleider?

Ja, ja, Beinkleider denn, bei Pech und Schwefel. Seht, dieser heillose Draht reibt mir ja bis auf die Knochen. Ehrlichen Hanf, wenn's sein kann, oder sonst etwas, wie es Christenmenschen tragen; nur kein Metall mehr.

Jetzt hatte der Flüchtige ihn verstanden, entschwand, und kehrte schnell mit einem Paar weißer Gingham-modesten zurück. Tromp nahm sie ihm mit freundlichem Lachen, welches eine Reihe mauerfester, weißer Zähne zeigte, ab, zog ein langes, starkes Schnappmesser, das ihm an dicker Silberkette um den Hals hing, heraus, und schlitzte mit zwei Schnitten die Goldbrokatnen, daß sie steif herabfielen. Eben so schnell hatte er die kräftigen, wundgeriebenen Beine in den Gingham gesteckt, und dehnte sich jetzt behaglich. Mit dem Fuß schleuderte er das Goldgewebe dem Kellner zu: da, mein Barsch, wir wollen tauschen! kauf dir eine Kneipe dafür, es wird langen. Meine Weste kannst du auch haben, wenn du mir eine ehrliche, reinliche andere dafür gibst, denn bei meiner Flagge, der Bettel ist mit meinem Hemd fertig geworden, und kömmt mir auf's Fell. Schnell waren etliche Tauschobjecte zur Hand, und Tromp wählte die reinlichste, leichteste, warf die goldene, die wie ein Küraß steif stand, dem Kellner an den Kopf, der blitzschnell damit verschwand.

Nun wandte der Admiral sich zu seinem Gesellschafter, der mit den dunkeln, scharfen Augen jeder Bewegung folgte, und nur zuweilen mit kurzem Lächeln den spitzigen, spanischen Bart drehete. Verzeiht, Herr, daß ich mich in Eurer Gegenwart umkleidete, und sagt mir, ob die Herrn am Hofe Büffelkoller unter den Kleidern tragen, oder von Natur aus solch harte Schwarte haben, daß sie dieses Raspeln ertragen können.

Weder das Eine, noch das Andere, entgegnete Jean Baptiste Moliere, sie tragen keine solchen Kleider.

Dann laß ich den Schneider kielholen! schrie Tromp. Ich befahl dem Alraun, mir vom kostbarsten Stoff, der in Versailles getragen werde, einen ganzen Anzug unter die Uniform zu rüsten!

Aber das Futter, Herr Admiral!

So frug die Häringsseele auch, und ich sagte, daß all meine Kleider mit demselben Zeug gefüttert wären, wie der Ueberzeug.

Warum sind Sie denn nicht zu Hof gefahren in einer Caleccia, frug Moliere.

Der Teufel fahr in einem Dinge, das vorn gesteuert wird, brummte Tromp; doch, wo steckt der Mate? Ahoi! Du Strontjäger, bring zu trinken.

Limonade, Orgeade, Thee? frug der Kellner.

Blitz und Sturm, geh und frag die Dame Maintenon, du junger Hund. Ich will Arrakpunsch!

Ein Glas, zwei Glas?

Wasserkalb, eine Bowle von ein Paar Gallonen, denn Sie, mein Herr, trinken doch einen Tropfen mit mir.

Moliere sagte gern zu, um nicht die Gelegenheit, einen so kräftigen, unverstellten Charakter zu studiren, entschlüpfen zu lassen.

Dank für Ihre Zusage, lachte Tromp, der nicht aufhören konnte, seine bequemen Hosen zu streicheln, allein trinken, allein tanzen, allein lachen — lauter schlechte Genüsse. Ich weiß nur Eins, was man allein thun muß: allein kommandiren! Zwei Weiber in einer Küche, zwei Kommandanten auf einer Flotte, Herr, das ist um die Hälfte zu viel.

Einigkeit macht stark, warf Moliere hin. Der Löwe jagt allein, rief Tromp. Der Wolf, der Schakal sucht sich Gefährten. Sie können meinetwegen alle Könige und Kaiser der ganzen Welt in meiner Gegenwart schelten, das kümmert mich keinen Rattenschwanz, aber sagen Sie nichts gegen de Ruiter, das ist ein ganz extra guter Kerl, den ich zum Vater mögte, wenn der meinige nicht Martin Harpertzon Tromp geheißen hätte — aber, in einer Flotte thun wir nicht gut miteinander! — Man hat's gesehen!

Der Kellner brachte die mächtige Schale, welche Tromp ihm abnahm, und den Inhalt prüfte. — Das Zeug ist für ein Landgebräu ganz passabel, meinte er; jetzt bring Lachs, Schinken, oder sonst etwas Geräuchertes, was dazu gehört. Seht Mann, wandte er sich dann zu seinem Gesellschafter, hier habt Ihr eine weltumfassende Vereinigung, die mir lieber ist, wie alle übrigen Allianzen: Thee aus Asien, Zucker und Arrak aus Westindien, Wein und Citronen aus Frankreich — Hussa das Meer, welches Alles uns bringt.

Er füllte rasch die Becher, und beide Zecher wußten behend sie zu leeren. Ehe sie es dachten, tauchte der Boden empor, zum Erstaunen des aufwartenden Kellners.

Ohoi, starke Ebbe! rief Tromp; ich meine, wir sollten die Mixtur repetiren, wie mein Schiffsarzt sagt.

Wann denkt Ihr, zurückzukehren? frug Moliere.

Wenn die John Bulls backliegen!

Dann bleibt Ihr am Lande, auf Lorbeern ruhend!

Meinetwegen kann man alle Lorbeern an die Brühe thun, oder zu Roßpulver stampfen; ich will sterben, wie mein Vater! Jetzt sind's gerad zwanzig Jahr. — Er blickte ernst, doch mit hellem Auge in seinen Becher.

Erzählt mir von Eurem Vater, bat Moliere. Gern thue ich's, sprach Cornelius Tromp, denn selten wird ein Mann so voll das Marmorgrab verdient haben, welches ihm die Staaten zu Delft erbauen ließen, wie er. Er war der Sohn einer armen Fischerwittwe zu Briel, und als die starb, hatte er Niemand mehr, als einen Ohm, der den achtjährigen Knaben mit nach Ostindien nahm. In der Sundastraße griff ein englischer Kaper sie an, dem sie sich ergeben mußten. Zwölf Jahre segelte er unter der englischen Flagge, und lernte



den Seekrieg vollkommen: denn besser, Herr, schlägt sich kein Volk zu See und Land, als diese heillosen Rindfleischfresser, das muß ich leider Gottes bekennen; — s' wäre aber auch keine Freude, sich mit Hasenfüßen zu balgen. —

Da verhängt es Gott, daß in einem furchtbaren Sturm ihr braves Schiff scheiterte, an der Sandküste von Tunis, und mein edler Vater Sklavenketten tragen mußte durch siebzehn lange Qualjahre, dann entfloh er, und schwamm an ein holländisch Schiff, dessen Flagge er erkannt hatte. Er trat als Matrose ein und war nach dreiundzwanzig Jahren Admiral. Dreiunddreißig Schlachten hatte er für Holland geschlagen, als er bei Schwenningen die feindliche Linie durchbrach. Die Flotte wich hinter seinem Kiel zurück, doch schlug er sich fort, bis eine Falkonetkugel seine kühne Brust traf. Er sank in meinen Arm, und dankte Gott, der ihm für sein Vaterland zu sterben vergönnte; so ging er meiner Mutter nach. — — Die Engländer nahmen das Schiff, sandten aber die Heldenleiche mit seiner Flagge bedeckt, sammt dem achtjährigen Verwaisten, hochachtend zurück in die trauernde Heimath.

Stumm saßen die Männer sich gegenüber, und Tromps braune Wange hinab rollte eine dicke Thräne, als drei Hofherren, die ihn vergeblich in seinem Gasthof gesucht, sich auf Befehl des Königs nach den Wünschen des Admirals erkundigten, den hier zu geleiten sie die Ehre haben sollten.

Schafft mir, Ihr Herrn, einen von Euren Trögen, die Ihr Barken nennt, daß ich darin die Seine hinabschwimme, und bei Havre de Grace mein Schiff erreiche. Das ist Alles, was ich wünsche; dann empfehlt mich Seiner Majestät zu Gnaden.

So sprach Cornelius Tromp, reichte dem Dichter, der uns das Vorstehende in einem Briefe an seinen Freund Boileau hinterließ, die Hand, und verließ den Garten. —

Die Bruchweide.

(Taf. 4.)

Die Bruchweide, Salix fragilis, welche auch braune Weide, Bitter-, Fieber- und Rostweide, hohe Bachweide, Brech-, Knack-, Glas-, Spring-, Sprock-, Sprödel-Weide und Felbe genannt wird, ist jene in Deutschland überall anzutreffende Gattung, welche wir so häufig an den Ufern unserer Gewässer, auf Wiesen u. s. w. treffen, bald als Strauch, bald als Baum erscheinend. Doch sehen wir sie selten in ihrer natürlichen Gestalt, sondern fast stets nur mit abgeköpftem Gipfel. Die Bruchweide liebt zwar vorzugsweise den leichten, sandigen Boden, kommt aber überall fort, wo der Boden nicht gar zu fest und trocken ist. Ihre Verbreitung erstreckt sich über ganz Europa bis zum höchsten Norden.

In ihrem natürlichen Zustande gelassen, erwächst die Bruchweide zu einem 40 — 50 Fuß hohen Baume mit lichter, stumpfkegelförmiger Krone, welche von sperrigen und sehr brüchigen Aesten gebildet wird; der Stamm für sich erreicht eine Höhe von 20 — 30 Fuß. Er ist mit einer braunen oder röthlichgrauen, tiefrissig aufspringenden Rinde bekleidet, welche in der Jugend graulich gelbgrün oder röthlich und glatt, mit Drüsen besetzt erscheint. Die Blätter (Fig. 1), welche einander wechselsweise gegenüber stehen, erscheinen Ende Aprils und Anfangs Mai, sie sind 3—5 Zoll lang, stark zugespitzt und drüsig gezähnt, ihre Breite beträgt $^3/_4$ — 1 Zoll; die Blattstiele sind über $^1/_2$ Zoll lang und verlaufen als gelbe Rippen auf dem glänzend dunkelgrünen Blatte, welches zart geädert und auf der Unterseite mattgrün und filzig ist. Im Oktober fallen die Blätter ab. Die Weide gehört in die 22ste Klasse und die zweite Ordnung des Linné'schen Systems, Axonophyta, Neck. — Salicineae, Rich. — Querci, Rül. — Castaneae, Adans.

Männliche und weibliche Blüthen bestehen in geschuppten Kätzchen, doch finden sich nur höchst selten Zwitterkätzchen, d. h. solche, wo männliche und weibliche Blumen auf einem Kätzchen beisammen stehen, sondern die Geschlechter sind getrennt. Eine Blumenkrone ist nicht vorhanden, eben so wenig ein eigentlicher Kelch, denn an die Stelle des letzteren tritt die Schuppe. Die männlichen Kätzchen (Fig. 2) sind dicker als die weiblichen (Fig. 3). Unter den Schuppen der letzteren befinden sich die kegelförmigen, unten verschmälerten, oben zugespitzten Fruchtknoten, deren jeder eine vierfach kreuzweis gespaltene Narbe trägt. Bei den männlichen erheben sich aus jeder Schuppe zwei weiße Staubfäden mit doppelten gelben Staubbeuteln. Die Fruchtknoten erwachsen zu einfächerigen und glatten Kapseln, welche zweiklappig und gestielt sind, Ende Juni reifen und kleine, schwarze, mit feinen Härchen umgebene Samen enthalten.

Das Holz der Bruchweide ist nicht sehr fest, kurz und zartfaserig, weiß und leicht; demungeachtet wird es mannigfach zu Drechsler-, namentlich aber zu Schnitzarbeit, auch zum Verbauen angewendet, und besitzt als Brennmaterial noch bedeutende Hitzkraft, denn es verhält sich zum Buchenholz wie 538 zu 1000.

Bekannt ist die Verarbeitung der Zweige zu allerhand Flechtwerk und als Bandwerk, wozu sie sich ihrer Biegsamkeit wegen besonders eignen, auch dienen dieselben, vor dem Abfallen der Blätter gehauen und getrocknet, als Winterfutter für Schafe und Ziegen. Die Rinde dient nicht selten als Ersatzmittel der theuern Chinarinde, eben so, wie des Hopfens beim Bierbrauen.

Die Anpflanzung der Weiden erfordert nicht die geringste Kunst und geringe Aufmerksamkeit; Stangen, Stecklinge und eingelegte Wurzeln wachsen sehr leicht, auch durch Besamung ist die Pflanzung leicht.

Die Bruchweide hat mit 30—40 Jahren ihre vollkommene Ausbildung erreicht und dauert im Ganzen 60—90 Jahre. Das Holz wird jedoch bald von der Kernfäule ergriffen, wobei die alten Stämme ganz hohl werden und ihre Rinde berstet. Hin und wieder findet man den Glauben verbreitet, es sei dies der Fluch des Himmels, weil Judas sich an diesen Baum erhenkt

habe. Es ist jedoch nichts anderes, als eine Folge des nassen Standortes und des Abköpfens.

Wie auf mehreren verwandten Gattungen finden sich auf der Bruchweide mancherlei Insekten, wovon manche zu den schädlichen zu rechnen sind. Es gehören hieher die Raupe des Rüsterfalters, Papilio polychloros; des Gartenbirnspinners, Bombyx auriflua, und die des Lindenspinners, Bombyx bucephala, welche aber nicht für die Weide schädlich sind. Von mehr schädlicher Bedeutung sind die Raupen des Rosenspinners oder der Schwamm-Motte, Bombyx dispar; des Kirschenspinners, Bombyx lanestris; des Wallnußspinners, Bombyx pudibunda; des Kopfweidenspinners, Bombyx cossus; des Weißbirken- und Waldlindenspanners, Geometra pusaria und defoliara, vor allen aber des Weißdornspinners und des Weidenspinners. Der Weißdornspinner ist schon in einem früheren Jahrgange dieses Buchs beschrieben. Die Raupe des Weidenspinners (Fig. 4) ist grau, rothgelb behaart, über den Rücken zieht sich ein schwarzes, weiße Flecken einschließendes Band, welches zu beiden Seiten von einer gelben Linie eingefaßt wird, an welcher jederseits auf einem Ringel ein rothes Düpfel steht. Zu Ende des Sommers kommt diese Raupe aus den Eiern, welche von dem im Juni erscheinenden Schmetterling in Häufchen an Stämme, Blätter und Zweige gelegt werden; sie sind grün und in eine schaumartige Umhüllung eingeschlossen. Die Raupen überwintern und verwandeln sich erst im Mai in einem leichten Gespinnste zwischen zusammengezogenen Blättern in die Puppe (Fig. 5); sie ist schwärzlich und mit gelben Haarbüscheln besetzt. Die Puppe des männlichen Schmetterlings ist kleiner. Drei Wochen nach der Verpuppung erscheint der Schmetterling (Fig. 6), welcher glänzend weiß oder etwas gelblich weiß ist. Man findet bisweilen Raupen, Puppen und Schmetterlinge zu gleicher Zeit. Durch ihre Menge werden die Raupen dieses Schmetterlings, welcher auch Weiden- und Atlasvogel und Ringelfuß heißt, oft sehr schädlich. Sie finden sich nicht blos an allen Weidengattungen, sondern auch an der Pappel.

Auch die Raupe des Pappelschwärmers, Sphinx populi, des Lindenschwärmers, Sphinx tiliae, und des Abendpfauenauges, Sphinx ocellata; ebenso die sonderbare Raupe des Bandweidenspinners oder Hermelinvogels, Bombyx vinula (Fig. 7), lebt auf der Weide. Sie ist wegen ihres scheerenförmigen Schwanzes unter dem Namen Gabelschwanz bekannt; ihre Färbung ist unten lebhaft grün, oben grau, beide Farben durch ein weißes Band geschieden; die Halsringel laufen in einen Höcker zusammen. Diese Raupe findet man den ganzen Sommer auf ihrer Nahrungspflanze, im August verwandelt sie sich zwischen Zäunen, Rindespalten oder zusammengezogenen Holzstückchen auf der Erde in die dunkelbraune Puppe (Fig. 8); im Mai oder Juni des folgenden Jahres erscheint der Schmetterling, welcher aber lange nicht so schön gefärbt ist, als seine Raupe, wie die Abbildung (Fig. 9) zeigt.

Es leben auch auf der Weide die Blattwespen, Tenthredo angusta, salicis und perspicillaris, wovon die letztere im Larven- (Fig. 10) und Fliegenzustande (Fig. 11) abgebildet ist.

Am Holz der Weide fressen folgende Käfer: Der Einsiedler, Eremit oder Weidenkäfer, Trichius eremita, der das Ansehen unsers Goldkäfers hat, aber größer und von glänzend braunschwarzer Farbe ist. Die beiden Federbuschkäfer, Ptilinus pectinicornis und costatus, beides kleine Käfer von höchstens zwei Linien Länge und brauner Farbe mit verzweigten Fühlern. Eben so die Larven des Moschusbocks, Cerambyx moschatus, deren Käfer ebenfalls auf Weiden in Menge gefunden werden.

Auf den Blättern leben die Rüsselkäfer, Curculio lapathi und populi; die Blattkäfer, Chrysomela quadripunctata, viminalis, helxines und vitellinae, und die Laubkäfer Melolontha fruticola, horticola und vulgaris; die schädlichsten sind übrigens ein Blattkäfer, Chrysomela capreae, und ein Laubkäfer, Melolontha solstitialis. Ersterer ist 2½ Linien lang, länglich eirund und stark gewölbt, seine Farbe ist blaßbraun mit schwarzem Kopf und Schildchen, schwarz ist auch die Unterseite. Dieser Käfer erscheint oft in solcher Menge auf Birken und Weiden, namentlich auf jüngeren Pflanzen, daß durch seinen Fraß kein gutes Blatt mehr übrig bleibt. Der andere gleicht in seiner Lebensweise dem gemeinen Maikäfer, und fällt oft wie dieser in ungeheurer Menge auf den verschiedensten Bäumen ein, um sie kahl zu fressen. Er ist nur sieben Linien lang und gelbbraun, der Kopf schwarz, die Fühler dreiblätterig, die Füße bräunlich rothgelb, das Brustſtück behaart. Er erscheint im Juni und heißt deßhalb auch Juniuskäfer, kleiner Maikäfer und Brachlaubkäfer.

Auch einige Cicaden leben auf der Weide, Cicada sanguinolenta und Cicada spumaria, letztere verdient etwas näher betrachtet zu werden. Im Frühjahr und Sommer erblickt man häufig und in Menge an den jungen Trieben der Weiden eine schaumartige Materie, welche sich oft, besonders bei sehr warmer Witterung, so stark anhäuft, daß sie tropfenweise herabfällt, so daß eine Art Regen entsteht; man hat diesen Regen Kukuksregen und die Materie selbst Kukuksspeichel genannt. Untersucht man diese Schaumklümpchen, so findet man einige der jungen Blätter, deren Entwickelung dadurch unvollkommen bleibt, zusammengezogen und in der schaumartigen Materie selbst eine bis ein halbes Dutzend Larven von gelbgrüner Farbe mit sechs Füßen, welche sich sehr lebhaft bewegen und springen können. Entblößt man sie des Schaumes, so sterben sie. Der Schaum entsteht durch starkes Saugen an den Zweigen, kommt mithin nicht aus den Larven, sondern ist der Saft aus den Weiden. Es ist dieser ein vorzügliches Mittel, diese Thierchen vor den Nachstellungen der Raubinsekten u. s. w. zu schützen.

Die Larven häuten sich mehrmals während des Sommers, und verpuppen sich, ohne den sie umgebenden Schaum zu verlassen, sondern dieser verschwindet allmählig. Gegen Ende des Sommers erscheint das

vollkommene Insekt in großer Menge auf Bäumen und Sträuchern, besonders aber auf Weiden. Der Kopf ist so breit als die Brust, der Leib länglich oval, unten flach und hinten zugespitzt, die Füße ziemlich lang, die vordern haben zwei Klauen, die hintern Dornen, mit deren Hülfe das Insekt sehr behende Sprünge von mehreren Fuß Länge machen kann. Die Farbe ist graubraun, meist mit einigen weißen Flecken auf den Vorderflügeln. Der Kopf ist nach unten in einen Schnabel verlängert, der zum Anbohren der Zweige dient, um den Saft derselben zu saugen. Die Eier werden im Spätjahr gelegt, indem das Weibchen Einschnitte in die Rinde macht, aber erst im nächsten Jahre entwickeln sie sich. Des Nachts ziehen diese Cicaden oft in Schwärmen umher und kommen selbst in die Zimmer, indem sie, wie viele Nachtschmetterlinge, dem Lichte nachzugehen scheinen.

Außer der Bruchweide kommen in Europa noch etwa 80 verschiedene Gattungen von Weiden vor. Erstere führt auch noch folgende Benennungen: Salix treviranii, Spr. — S. amygdalina, Thuil. — S. androgyna, Roth. — S. decipiens, Hoffm. — S. excelsa gracilenta, Tausch. — S. excelsior, fragilior, palustris, fragilissima, Hort. — S. viridis, Fries. — S. persicifolia, russeliana, Schleich. — S. Wargiana, Lejeun.

Lord Byron

Eine der auffallendsten und merkwürdigsten Erscheinungen am literarischen Himmel war der Lord Byron, der unter Englands Dichtern nach Shakespeare den ersten Rang einnimmt. Wenn andere ihren Ruhm gewöhnlich nach und nach erlangen, so stand Lord Byron plötzlich wie ein neuer Komet vor den Blicken der erstaunten Welt, und verschwand auch als ein solcher schnell, nachdem er eine kurze Zeit hell geleuchtet hatte. Es hat vielleicht nie einen Dichter, und vielleicht auch nie einen Menschen gegeben, dessen Leben aus einer so fortlaufenden Kette von Sonderbarkeiten bestand, wie das Leben des Lord Byron. Wer sein Genie nur obenhin betrachtet, der wird sich vielleicht versucht fühlen, den größten Theil seines Treibens für Affektation zu halten, ja, er wird glauben, daß er sich darin gefallen habe, mit dieser Affektation zu kokettiren. Wer aber tiefer blickt, wer alle Himmel und alle Höllen aus der Lektüre dieses Dichters herausgeschmeckt hat, der wird den Schöpfer der „Zerrissenheit und des Weltschmerzes“ nicht für einen bloßen affektirten Phantasten ansehen können, sondern alle seine Sonderbarkeiten mit den unergründlichen Tiefen einer der seltensten, dichterischen Eigenthümlichkeiten verwachsen finden. Lord Byron war von Natur ein Sonderling, wie etwa Beethoven, nur wieder in anderem Style. In seinem Wesen lag ein solches Gemisch von widersprechenden Eigenschaften, daß man sagen könnte, er habe aus mehreren Menschen bestanden. Sehr auffallend unterscheidet er sich von andern Dichtern auch dadurch, daß er nach einer ruhmvollen, poetischen Wirksamkeit plötzlich aus den Schranken der Gemüthswelt heraustrat, und das wirkliche Leben erfassend, mit ritterlichem Sinn großartig in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen suchte, in welchem hohen Bestreben er sein frühes Ende fand.

Die großen Ereignisse am Schluß des letzten Jahrhunderts, die den Gemüthern einen neuen Aufschwung gaben, sie an das Kühne und Freie gewöhnten, und der Glut und dem Hervorbrechen feuriger Geister einen offenen Spielraum gewährten, scheinen ganz natürlich zu der Bildung eines solchen Dichters, wie Byron, geführt zu haben. Er war ein Kind und Repräsentant der Revolution, eben so sehr in der Poesie, als dieß Napoleon in der Staatskunst und im Felde war.

Lord Byron wurde am 22. Jan. 1788 zu London geboren. Nach dem bald erfolgenden Tode seines Vaters John Byron, Capitains der Königl. Garde, zog sich seine Mutter Miß Katharina Gordon, eine schottische Dame von edler Abkunft, mit dem Sohne nach Schottland zurück, wo sie sich ganz der Pflege des gebrechlichen Knaben widmete. Dieser war nämlich von seiner Geburt an mit einem Fußübel behaftet, von welchem er zwar später hergestellt wurde, ohne daß jedoch ein davon zurückbleibendes Hinken beseitigt werden konnte. Der nachsichtigen Behandlung seiner Mutter sind vielleicht so manche Unregelmäßigkeiten, Launen und Sonderbarkeiten zuzuschreiben, die bei unserm Dichter von Jugend an Wurzel faßten. Bemerkenswerth ist es, daß er den Fehler des Hinkens mit dreien seiner berühmtesten Zeitgenossen theilte, mit Walter Scott, dem Marschall Soult und Talleyrand.

In seinem fünften Lebensjahre besuchte er die Elementarschule von Aberdeen, wo er jedoch so wenig Fortschritte machte, daß er nach einem Jahre kaum die Buchstaben entziffern konnte. Desto mehr zeichnete er sich dort in allerlei gymnastischen Uebungen aus. Die gesunde Bergluft der schottischen Hochlande übte einen stärkenden Einfluß auf seinen schwächlichen Körper, und die Anschauung der um ihn her ausgegossenen malerischen Landschaften belebte seinen Geist schon in zarter Jugend mit dichterischen Bildern aller Art.

Früher noch als Dante, der in seinem neunten Jahre Beatrice liebte, faßte Byron bereits in seinem achten eine kindische Neigung zu einem kleinen Mädchen, Namens Mary Duff; als er in seinem sechszehnten Jahre von ihrer Verheirathung hörte, fühlte er sich durch diese Nachricht so angegriffen, daß er fast in Convulsionen verfiel. — Von Aberdeen aus wurde er dem Dr. Baillie in die Kur gegeben, und zu gleicher Zeit in die Schule des Dr. Glennie in Dulwich gebracht. Nachdem sein Recht zur Pairswürde entschieden, und er unter die Vormundschaft des Grafen Carlisle gestellt worden war, zog die Mutter nach London, und übergab den Knaben der Schule zu Harrow, wo er sechs Jahre verweilte. Am Tage nach dem Tode seines Großoheims, wo er seinen Rang geerbt hatte, lief er zu seiner Mutter, und fragte sie: „ob sie wohl irgend einen Unterschied an ihm wahrnehme?

er könne keinen bemerken.“ Als er in Folge seiner Rangerhöhung in der Schule zum Erstenmal „Dominus“ ausgerufen wurde, war er unfähig, die übliche Antwort: „Adsum!“ herauszubringen, und brach, von seinen Mitschülern angestarrt, in Thränen aus.

In der Schule von Harrow war er ein prahlerischer, unruhiger Knabe, der einen weit größern Hang zu Spielen und Unfug aller Art, als zu den Wissenschaften, zeigte. Er glaubte damals, mehr Beruf zu dem Militärstande, als zu der Poesie in sich zu haben. Das Einzige, worin er sich auszeichnete, waren die Uebungen in der Deklamation, in welchen er es allen Uebrigen zuvor that, seinen, nun berühmten, Mitschüler Robert Peel ausgenommen. — Während der Schulferien faßte er eine Neigung zu seiner jungen Cousine, Miß Margarethe Parker, „dem schönsten aller dahin schwindenden Wesen,“ wie er sie nennt, der er „seinen ersten poetischen Aufschwung zu verdanken“ glaubte. Sie starb ein oder zwei Jahre darauf in Folge eines Falles, der ihr Rückgrat verletzte und die Auszehrung herbeiführte. Im Jahr 1803, wo er sein Erbgut Newstead-Abbey besuchte, wandte sich sein Herz der Miß Mary Chaborth zu, deren Vater von Lord William, dem Großoheim unseres Dichters, im Duell getödtet worden war. Doch wurde seine Neigung von dem etwas älteren Mädchen nur schwesterlich und besonnen erwiedert. Als sie sich im folgenden Jahre mit John Musters verheirathete, gerieth Byron ganz außer sich, bemühte sich jedoch, seiner Leidenschaft Herr zu werden.

Im Jahr 1805 verließ er die Schule zu Harrow, und bezog die Universität Cambridge, wo er in das Trinity-College eintrat. Zur großen Unzufriedenheit der Lehrer ging er dort seinen ganz eignen Weg; den alten Classikern wenig Aufmerksamkeit schenkend und einen entschiedenen Abscheu vor der Mathematik zeigend, beschäftigte er sich meist mit Lektüre der englischen Dichter, und übte sich zugleich selbst im Dichten, wobei er die Vorträge der Professoren höchst unregelmäßig besuchte. Ein toller Einfall von ihm war es, daß er dort einen jungen Bären zum Gefährten seiner Studien machte, den er am Tage seines Abgangs von der Universität in seiner Wohnung zurückließ, um, wie er sich ausdrückte, bei der nächsten offenen Stelle eines Collegienmitglieds als Candidat aufzutreten.

Nachdem er auf der Universität den größten Theil seiner Zeit mit Uebungen im Schwimmen, Schießen, Fechten und Reiten hingebracht hatte, verließ er Cambridge, und wandte sich nach Newstead-Abbey, dem Wohnsitz seiner Vorfahren. Dort veranstaltete er auf Zureden seiner Freunde eine Sammlung derjenigen seiner Gedichte, die in einem vertrauten Kreise Interesse erregt hatten. Ueber diese, im Jahr 1807 unter dem Titel „Stunden der Muße“ erschienenen, Erstlinge des jungen Dichters fiel die Edinburg-Review mit schonungsloser Strenge her. Tief verwundet durch diese herabsetzende Beurtheilung, in welcher ihm aller Dichterberuf entschieden abgesprochen wurde, ergriff Lord Byron die Feder, und schrieb seine Satyre: English Bards ond Scotch Reviewers (Englische Barden und Schottische Kritiker), in welcher er sich an seinen Recensenten furchtbar rächte.

Eine Zeit lang hauste er jetzt in Newstead-Abbey, das er zu einem mehr bequemen Sitz hatte umwandeln lassen. In seinem Arbeitszimmer mit einer Aussicht auf den Garten befanden sich einige antike Büsten und eine gewählte Bibliothek. Es hing darin ein altes vergoldetes Kruzifix und ein Schwert mit einer vergoldeten Scheide, und in einer Ecke des Zimmers befanden sich zwei schön polirte Schädel auf sein gearbeiteten silbernen Gestellen. In dem Garten sah man eine Menge Schädel, die aus dem Kirchhof ausgegraben worden waren, und später daselbst wieder begraben wurden. In der Ecke des Bedientenzimmers stand ein steinerner Sarg, in welchem Fechthandschuhe und Rappiere lagen, und an den Wänden der geräumigen, aber öden Küche las man die Worte: „Verschwende nicht — geize nicht!“ In der Vorhalle waren eine Menge von Thiergemälden aufgehangen. Lord Byron hatte für einen vorzüglichen Weinkeller gesorgt und auch zu geselligen Belustigungen aus einem Maskeraden-Magazine Mönchskleider angeschafft. Seine Gesellschaft bestand aus etwa 7 — 8 Personen, wozu noch hin und wieder Besuche aus der Nachbarschaft kamen; diese saßen gewöhnlich in ihren Klosterhabiten bis tief in die Nacht hinein, tranken Burgunder, Bordeauxwein und Champagner ans einem zu einem Trinkgeschirr verarbeiteten Todtenschädel und trieben sich in dem Hause mit Mumereien aller Art umher. Byron wurde bei diesen Gelagen gewöhnlich der „Abt“ titulirt. Für seine einsameren Stunden hatte er sich statt des zottigen Stubenburschen auf der Universität einen großen Newfoundländer Hund, Namens Boatswain, zu seinem Gesellschafter gewählt, an dessen Abrichtung er großes Vergnügen fand. Es ging ihm sehr nahe, als er im Herbst 1808 dieses treue Thier durch den Tod verlor; er ließ ihm zum Andenken an seine Anhänglichkeit ein Denkmal errichten, und dichtete ihm eine besondere Grabschrift.

Des Aufenthaltes in den gothischen Hallen seines Schlosses allgemach überdrüssig werdend, und entbrannt von der Begierde, fremde Länder zu besuchen, faßte er jetzt den Plan zu einer Reise nach Griechenland, die er im Juni des Jahres 1809 antrat. Sein Reisegesellschafter war Hobhouse, ein Mann von vielseitiger Bildung. Da er wegen des Krieges nicht wohl den geraden Weg einschlagen konnte, so wandte er sich nach Lissabon, wo er eine kurze Zeit verweilte. Von dort ging er über den Bergrücken, der die Provinz Alentejo theilt, und nachdem er bei Beja an die Ufer der dunkeln Guadiana hinabgestiegen war, betrat er die Ebenen von Andalusien. Von Sevilla begab er sich darauf nach Cadix, wo er sich, nach einem kurzen Aufenthalt, auf einer englischen Fregatte nach Albanien einschiffte. Als die Reisenden Janina, die Hauptstadt Albaniens, erreicht hatten, wurden sie dem Ali Pascha von Ja-

nina vorgestellt, und von diesem mit der größten Auszeichnung empfangen. Byron erzählt von der ersten Audienz bei diesem Fürsten: Ali Pascha sagte zu mir, er sei überzeugt, daß ich von hoher Geburt sei, da ich kleine Ohren, gelocktes Haar und kleine weiße Hände habe, drückte mir sein Wohlgefallen über meine Person und Kleidung aus, und bat mich, ich solle ihn, so lange ich in der Türkei verweile, als seinen Vater betrachten; er sehe mich ganz als sein Kind an. Auch behandelte er mich wie ein Kind, denn er schickte mir des Tags wohl zwanzigmal Sorbet, Früchte und Confitüren.

Die Aehnlichkeit zwischen den Bewohnern dieser Gegenden mit den schottischen Hochländern in Kleidung, Gestalt und Lebensweise fiel dem Lord Byron sehr auf. Selbst die Berge Albaniens riefen ihm die Tage seiner Kindheit und die Hügel von Morven in's Gedächtniß zurück. — Wie anregend das Reisen auf das Talent des Dichters wirkt, zeigte sich auch an Lord Byron. In kurzer Zeit hatte sich ihm eine ganz neue Welt erschlossen, und voll von tausendfachen Eindrücken konnte er dem Drange nicht widerstehen, dem Papiere das einzuhauchen, was so glühend in seiner Seele lebte. So entstand nach und nach eines seiner berühmtesten Werke, „Harold's Wanderschaft," das durchgängig ein Spiegel aus dem wirklichen Leben empfangener Eindrücke ist, und seine sämmtlichen Reisen in reizenden poetischen Bildern zusammenfaßt. Ein besonderes Interesse gewinnt dieses Gedicht noch dadurch, daß der Dichter Ueberblicke über die bedeutendsten Momente der Weltgeschichte darein verwebte.

Als er über Missolunghi, Patras u. s. w. nach Athen gelangte, wurde sein Unwille auf's Aeußerste erregt, als er sehen mußte, wie dieser Ort so vieler Schönheiten beraubt, und namentlich auf Veranlassung des Lord Elgin einige der schönsten Tempel beinah von Grund aus zerstört worden waren. Dafür geißelt er den Lord Elgin als einen Herostratos der neuen Zeit an mehreren Stellen seiner Werke. — Als er den Parnaß und die geheiligten Höhlen zu Delphi besuchte, erblickte er eine große Schaar von Adlern, und nahm das Omen an. Am Tage vorher hatte er nämlich den Parnaß besungen; er glaubte jetzt, daß Apollo seine Huldigung angenommen habe.

Am 5. März begab er sich von Athen nach Smyrna, wo er, den Homer in der Hand, die klassischen Gefilde Troja's durchwanderte, den Ida bestieg, und den zweiten Gesang seines Harold vollendete. Auf der Reise nach Konstantinopel unternahm er am 3. Mai, Leander gleich, das Wagstück, von Sestos nach Abydos zu schwimmen. Es gelang; doch trug er das Fieber davon. Der besondere Werth, den er auf diese klassische That legte, gehört zu den Zügen von Knabenhaftigkeit, die er in seine reiferen Jahre mit herüber nahm und die für seine vertrauteren Freunde viel Anziehendes hatte. Am 14. Mai traf er mit seiner gewöhnlichen Begleitung, einem Tartaren, zwei Albanesern, einem Dollmetscher und seinem Kammerdiener Fletscher in Constantinopel ein. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt des Orients kehrte er nach Athen zurück. Auf der ganzen Reise hatte er sein schon in England begonnenes System, sich abzumagern, mit nur noch größerer Strenge befolgt. In Athen nahm er täglich dreimal heiße Bäder, genoß selten mehr, als etwas Reis, und trank nur Weinessig und Wasser. Nachdem er in letzterer Stadt noch einige Monate verweilte, kehrte er 1811 nach einer beinahe dreijährigen Abwesenheit wieder in sein Vaterland zurück, zwar geistig vielfach angeregt, doch ohne jenes erquickende Gefühl, das sich bei dem Wiedersehen der Heimath der Seele gewöhnlich bemächtigt. Denn einige seiner nächsten Freunde waren in dieser Zeit gestorben, und ein geliebter Gegenstand war durch eine unübersteigliche Mauer von ihm getrennt. Auch fand er seine Angelegenheiten in großer Verwirrung. Dazu kam nach einem Monat noch der Tod seiner Mutter, der so plötzlich erfolgte, daß er sie nicht einmal wiedersehen konnte.

Außer den beiden ersten Gesängen seines Harold hatte er noch eine Paraphrase von Horaz' „Kunst zu dichten" mitgebracht, auf die er sonderbarer Weise weit höhern Werth legte, als auf das erstere Werk. So unsicher sind zuweilen Schriftsteller in dem Urtheil über ihre eignen Produkte. Er wollte unverzüglich jene Paraphrase im Druck erscheinen lassen, und „Harold" zurückbehalten. Mit Mühe gelang es mehreren Freunden, ihm dieß auszureden und ihn zur Herausgabe des Harold zu bewegen.

Der Erfolg war elektrisch; sein Ruhm durfte nicht auf die gewöhnliche Stufenleiter warten, sondern schien, gleich einem Pallaste in einem Feenwäldchen, in Einer Nacht zu entstehen — wie er sich ausdrückt: „ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Freunde und Feinde begrüßten sein Werk mit Enthusiasmus, Byron's Name war in jedem Munde, sein Gedicht in jeder Hand, die Kritik verwandelte sich in Schmeichelei, die Freundschaft in Bewunderung.

Es war ihm einstmals von einer Wahrsagerin prophezeit worden, daß sein 27. und 37. Lebensjahr gefährlich für ihn sein würden. Im 27. heirathete er Miß Milbank, die einzige Tochter des Baronets Sir Ralph Milbank Noel, die seine Hand bereits zweimal ausgeschlagen hatte. Daß diese Ehe unglücklich ausfiel, war ebensowohl die Schuld äußerer Verhältnisse, als beider Ehegatten. Lord Byron's Angelegenheiten befanden sich gerade um diese Zeit in der größten Verwirrung, und das Arrangement mit seinen Gläubigern verursachte manche Schwierigkeiten. Er wurde von den letztern förmlich belagert; seine Effekten wurden mit Beschlag belegt, und sogar die Betten weggenommen, auf denen sie schliefen. Das war allerdings kein erfreuliches Schauspiel für Lady Byron. Dazu kam noch eine, wenn auch unbegründete, Eifersucht wegen einer Schauspielerin, die einstmals Byron besuchte, und dadurch einen Auftritt herbeiführte, der die Lady Byron schon nach einem Jahre, nachdem sie ihrem Gatten eine Tochter geschenkt, für immer von ihm entfernte.

Ein poetisches „Lebewohl“, das er ihr öffentlich nachrief, war nicht geeignet, den einmal erfolgten Bruch wieder auszugleichen.

In jener Zeit hatte Byron rasch hintereinanderfolgend die Gedichte: „der Walzer“, „der Giaur“, „die Braut von Abydos“, „den Corsar“, die „Ode auf Napoleon“ und „Lara“ herausgegeben; darauf ließ er seine „hebräischen Melodieen,“ die „Belagerung von Corinth“ und „Parisina“ folgen, welche Werke seinen Ruhm nicht wenig erhöhten. Auch trat er dreimal als Redner im Parlamente auf, doch fühlte er sich dort nicht in seiner Sphäre, und obwohl besonders seine erste Rede lebhaften Eindruck hervorbrachte, so sagte er doch selbst, er sei nicht con amore daran gegangen. Im Jahre 1814 schloß er nach einem beigelegten Mißverständniß ein dauerndes Freundschaftsbündniß mit dem Dichter Thomas Moore, und ein Jahr später wurde er persönlich mit Walter Scott bekannt, für den er zeitlebens eine große Hochachtung hegte.

Am 25. April 1816 verließ Byron seine Heimath, nun als Mann, zum zweitenmale. Erfrischt und veredelt war er als Jüngling zurückgekehrt, ernste Mahnungen schlugen an sein Inneres, der reichste Kranz umflocht seine Schläfe; doch auf's Neue hatten ihn so manche Conflikte mit der äußern Welt verwundet, als er sagen konnte: „Ich bin groß — ich vermag etwas!“ In düsterer Stimmung floh er jetzt das Land seiner schönsten Träume, um es nie wieder zu sehen!

Er wandte sich dießmal nach den Niederlanden, weilte eine kurze Zeit in Brüssel, und besuchte das „Grab Frankreichs“, das Schlachtfeld von Waterloo. Von dort reiste er über Koblenz den Rhein hinauf. Der Dichter begrüßt in seinem „Harold“ unser Vaterland so entzückt, daß wir darauf stolz sein können, aber ach! uns selber mag er nicht; unter den Gothen liebt er nur Göthen. — Darauf ging er über Basel, Solothurn und Murten nach Klarens am Genfersee. Dort dichtete er den dritten Gesang seines Harold, „Manfred“ und den „Gefangenen von Chillon“, und schloß einen innigen Freundschaftsbund mit dem atheistischen Dichter Shelley, mit dessen Ansichten er in vielen Stücken sympathisiren mochte, nur daß Byron nicht, wie Shelley, eigentlicher Gottesläugner, sondern mehr bloßer Zweifler (Skeptiker) war.

In Coppet besuchte er die Staël, die er schon von England her kannte. Er erzählt bei dieser Gelegenheit, daß eine der anwesenden Damen bei seinem Erscheinen ohnmächtig geworden sei, und andere wegen seines Hinkens geglaubt hätten, daß seine satanische Majestät in den Saal getreten wäre. — Der Aufenthalt auf dem reizend gelegenen Landgut Diodati in Coligny bei Genf war seiner Muse gleich günstig, wie einst einem Rousseau; er dichtete dort noch die beiden Phantasiegemälde „Finsterniß“ und den „Traum,“ das letztere die wehmüthigste und malerischste Erzählung eines schweifenden Lebens, die je aus der Feder und dem Herzen eines Menschen geflossen ist.

Im Oktober 1816 brach er aus der Schweiz auf nach Italien, und nahm seinen Weg über Mailand und Verona nach Venedig, wo er den Winter über verweilte. In Venedig fühlte er sich besonders durch den Umgang mit der reizenden Gräfin Gamba gefesselt, welche in ihrem 16. Jahre mit einem 60jährigen Manne, dem Grafen Guiccioli, vermählt worden war. Die lebhafte, muthige und veränderliche Dame schien ganz für Byron geschaffen, und nahm fast an allen seinen Vergnügungen und öfteren Seefahrten Theil. Als Byron, ohne Jemand ein Wort zu sagen, um die Heimath des Odysseus zu sehen, nach Ithaka gegangen war, folgte ihm die Gräfin, von einem Knaben begleitet, trotz sehr stürmischem Wetter, in einem Kahne auf jene Insel, wo sie den flüchtigen Barden fand, der nicht wenig über ihre Unerschrockenheit erstaunte. Nachdem er sich mit seiner Gesellschaft einen ganzen Monat in Ithaka aufgehalten, kehrte er über die Inseln Zante und Paros nach Venedig zurück. Von dort aus besuchte er Rom, Ferrara, Verona, Florenz und die Küsten von Neapel und Sicilien. In dieser Zeit vollendete er seinen „Harold“; außerdem dichtete er seine „Ode auf Venedig“, „Tasso's Klage“, den „Mazeppa“ und den „Don Juan“, sein größtes Werk. Von Venedig ging er nach Ravenna, Bologna und Pisa, an welchen Orten er die „Prophezeihung des Dante“, die Trauerspiele „Marino Faliero“, „Sardanapalus“ und „die beiden Foscari“ schrieb, welche Theaterstücke mehr für die Lektüre, als für die Aufführung berechnet sind. In Pisa erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin und Tochter. Die Letztere war seit einem Jahre im Kloster Bagna Cavalla unterrichtet worden. Er ließ ihren Leichnam einbalsamiren und von Livorno nach England einschiffen, wo sie auf seinem Lieblingsplätzchen, „Byrons Grab“ genannt, auf dem Kirchhofe von Harrow begraben wurde. Um diese Zeit ertrank auch sein Freund Shelley als erst 20jähriger Jüngling im mittelländischen Meere, zwischen Livorno und Lerici. Dem Wunsch des Verstorbenen zufolge ließ er seinen Leichnam an der Seeküste feierlich verbrennen.

Nach Vollendung seiner beiden Mysterien „Kain“ und „Himmel und Erde,“ seines „ungeformten Mißgeformten“ und des Trauerspiels „Werner“ reiste er nach Genua ab, um nach dem Verkauf seiner Besitzungen dem unglücklichen Volke der Griechen zu Hülfe zu eilen. Seine Liebe zur Freiheit, sein Edelsinn, sein Durst nach dem Neuen und Abentheuerlichen erwachten auf der Fahrt in ihrer ganzen Stärke; der Ruhm der Poesie schien ihm nicht mehr zu genügen; er fühlte jetzt den Drang nach dem Ruhm eines Helden und Wohlthäters der Menschheit. — Nach fünf Tagen erreichte er mit seinen Begleitern Livorno. Dort wurde ihm eine höchst erfreuliche Ueberraschung. Am Tage vor seiner Abreise erhielt er nämlich ein Schreiben Göthe's nebst einem Gedicht, voll der anerkennendsten Ausdrücke, welches sogleich zu beantworten er

nicht versäumte. Am 24. Juli 1823 segelte er von Livorno ab, und ging nach zehn Tagen bei Argostoli in Cephalonien vor Anker. Von dort machte er nochmals einen Ausflug nach Ithaka und besuchte die Höhle, wo Ulyß, der Sage nach, die Geschenke der Phäacier in Sicherheit gebracht haben soll. Darauf verweilte er sechs Wochen in dem Dorfe Metaxata, etwa sieben Meilen von Argostoli. Die griechische Regierung gab ihm den Wunsch zu erkennen, daß er unverzüglich nach Morea abgehen möchte; der Gouverneur von Missolunghi, Metaxa, bat ihn, zum Entsatz dieser Stadt herbeizueilen, Kolokotroni ersuchte ihn, auf dem Congreß zu Salamis zu erscheinen, und Maurokordato lag ihm an, sich nach Hydra zu begeben. Jede Partei wollte ihn in Beschlag nehmen, um ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten. Um sich über den Stand der Dinge aufzuklären, machte er sich ein Vergnügen daraus, die Agenten der verschiedenen Parteien mit einander zu konfrontiren. Auf diese Art gewann er nun zwar kein erfreuliches Resultat, und verzweifelte fast, den Griechen bei ihrer großen Uneinigkeit nützlich werden zu können. Indeß da er das Volk schon von früher her kannte, und nicht wie Andere mit der Erwartung erschien, den Peloponnes mit Plutarchs Helden bevölkert zu finden, so beurtheilte er die halbcivilisirten, kaum erst aus dem Joche entlassenen Sklaven milder und unbefangener, als Solche, die verkehrte Begriffe mitgebracht hatten, und ließ sich durch ihre vielfachen Fehler nicht abhalten, bei seinem einmal gefaßten Plane zu beharren. Nachdem er große Summen unter viele arme geflüchtete Griechen vertheilt hatte, ging er über Zante nach Missolunghi ab, das er am 4. Januar erreichte. Bei seinem Eintreffen in dieser Stadt wurde er mit freudiger Begeisterung empfangen. Die Kanonen der Festung salutirten, der Prinz Maurokordato, alle Personen von Range, die Truppen, die ganze Bevölkerung des Ortes eilte ihm entgegen, und unter dem Jubelgeschrei der Menge und dem Donner des Geschützes begab er sich nach der für ihn eingerichteten Wohnung.

Er errichtete alsbald ein Corps von 500 Sulioten, die er bei dem beabsichtigten Sturm auf die Festung Lepanto mit dem Grafen Gamba kommandiren wollte. Mit Ausgang des Januar hatte er sein offizielles Patent als Befehlshaber der Expedition von der Regierung erhalten. Trotzdem nun aber, daß er jene Sulioten aus seinen eigenen Mitteln besoldete und ihre Familien bisher unterstützt hatte, richteten sie bald, von Kolokotroni aufgewiegelt, höchst unbillige Forderungen an Lord Byron. Sie verlangten zwei Generale aus ihrer Mitte, und 150 derselben wollten nicht als Gemeine dienen. Es kam dadurch zum völligen Bruch, der jedoch schon am folgenden Tage wieder ausgeglichen wurde. Indeß hatte dieser Vorfall doch Byrons Gemüth auf's Heftigste erschüttert. Theils geistig angegriffen und theils durch regnerische Witterung an seinen gewohnten Leibesbewegungen verhindert, erlitt er jetzt eines Tages plötzlich einen Anfall von Apoplexie oder Epilepsie, der ernstliche Besorgnisse erregte. Die Aerzte setzten ihm Blutigel, und riethen ihm Luftveränderung; allein er schlug das Letztere hartnäckig ab.

Als sich sein Zustand bereits wieder einigermaßen gebessert hatte, zog er sich auf einem Spazierritt durch eine Erkältung von Neuem ein heftiges katarrhalisches Fieber zu. Auf wiederholte Aderlässe folgten Ohnmachten und ein wildes Phantasiren. Dabei fehlte es an rechter Abwartung des Kranken. Zwar bemühten sich alle seine Umgebungen auf das Lebhafteste, ihm Dienste zu erweisen; da aber Einer des Andern Sprache nicht verstand, so vermehrte ihr Eifer nur die Verwirrung. Auf dem Krankenlager, als er sein Ende herannahen fühlte, sagte er unter Anderm über Griechenland: „Ich habe ihm meine Zeit, mein Vermögen, meine Gesundheit geopfert — und nun gebe ich ihm auch mein Leben hin! Konnte ich mehr thun?“ So gedachte er in lichten Augenblicken mit Rührung seiner Gemahlin und seiner Tochter Ada. In der Nähe des Todes zeigte er eine männliche Fassung. Am 18. April Abends 6 Uhr sagte er: „Jetzt will ich schlafen gehen!“ wandte sich um, und blieb 24 Stunden ohne Besinnung; am 19. April, Abends 6 Uhr, sah man ihn die Augen noch einmal öffnen, aber augenblicklich wieder schließen. Die Aerzte fühlten seinen Puls — er war nicht mehr. Seine Züge zeigten nach dem Tode einen schönen erhabenen Ausdruck. Ganz Griechenland war um ihn in Trauer. Nachdem man ihm in der Nikolaikirche zu Missolunghi eine rührende Todtenfeier gehalten, wurden seine irdischen Ueberreste nach England gebracht, doch nicht in der Westmünsterabtei zu London, sondern in der Kirche des Dorfes Hucknell, in dem Erbbegräbniß seiner Ahnen, beigesetzt.

So endete Lord Byron, ein seltenes Original als Mensch, und ein eben so seltenes Original als Dichter.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf sein Leben und seinen Charakter, so finden wir in seinem Wesen eine wunderbare Mischung der entgegengesetztesten Eigenschaften, die sich nur aus einer gewissen, dichterischen Naturen nicht selten eigenen Beweglichkeit in Gesinnung und Handlungsweise erklären läßt. Byron war ein Stimmungsmensch, wie alle Dichter, nur noch in weit höherem Grade, als so manche andere. Er war eben so übertrieben mäßig in seiner Lebensweise, als zuweilen, und dies besonders öfters in früherer Zeit, in seinen Genüssen schwelgerisch; er war eben so kaltblütig und unerschrocken, als er auch wieder ängstlich und furchtsam sein konnte; er war eben so wohlthätig und verschwenderisch, als er zuweilen wunderliche Launen des Geizes hatte; er war eben so heftig und aufbrausend, als zu andern Zeiten sanft und weich; er war eben so eitel auf seinen Rang und Ruhm, als auch wieder bescheiden und mißtrauisch gegen seine Leistungen; er war eben so düster und melancholisch, als zum ausgelassensten Humor geneigt. Das Weib betete er an, und verachtete es tief; Freunde fesselte er, und stieß sie ab; ein Aristokrat für seine Person, war er ein Liberaler für die Welt; heute war er ein Don

Juan, und morgen ein Einsiedler. So wechselte er, wie das Chamäleon, mit dem innern und äußern Wetter die Farbe. Aber dergleichen verschiedenartige Richtungen und ungezähmte Leidenschaften waren nöthig, um einen Dichter wie Byron hervorzubringen. Wenn es sich um Pflichten der Menschlichkeit handelte, galten ihm alle Völker und Parteien gleich. Der ihm häufig zur Last gelegte Unglaube war mehr eine bloße Schautragung; er las täglich ein Kapitel in der Bibel. Eine seiner schönsten Eigenschaften war seine Offenheit, die jede Lüge und Heuchelei verabscheute.

Hält man Byron als Dichter gegen Shakespeare, so könnte man kurzhin sagen: Shakespeare ist der Tag, Byron Nacht und Nebel, Shakespeare die Sonne, und Byron der Mond.

E. Ortlepp.

Die Schießbaumwolle,

ihre

Bereitung und Wirkung.

Die Wurfkraft des Schießpulvers beruht darauf, daß es, an einem Punkte entzündet, schnell verbrennt unter Entwicklung von Gasen; die Expansion dieser hellglühenden Gase bringt die Wirkung des Pulvers hervor, da ein Maaß Pulver mehr als 1000 Maaß glühender Gase erzeugt. Die Elemente dieser Produkte sind im Pulver selbst gegeben, so daß die Verbrennung auch in verschlossenem Raum stattfindet. Die Baumwolle, Papier rc. verbrennen auch, aber nur wenn sie an der Luft erhitzt werden; diese Verbrennung erfolgt langsam, weil hier Bestandtheile aus der Luft hinzutreten müssen, es entwickelt sich dabei verhältnißmäßig zum Pulver wenig Gas, schon weil die Temperatur nicht so hoch, und die Gase deßhalb nicht so hellglühend sind; im eingeschlossenen Raum findet nur eine Verkohlung mit geringerer Gasentwicklung statt. Bringt man Papier und Baumwolle in Salpetersäure, so verbindet sich diese damit, und es entsteht ein Produkt, welches sehr leicht und schnell verbrennt, weil es, wie das Pulver selbst, reich an Sauerstoff ist, diesen braucht es beim Verbrennen daher nicht erst aus der Luft aufzunehmen, es verbrennt daher auch schon beim Erhitzen im eingeschlossenen Raum, es entwickelt hiebei reichlich hellglühendes Gas, besonders weil auch der Stickstoff der Salpetersäure wie beim Schießpulver sich entwickelt. Diese sogenannte Schieß-Baumwolle hat vor dem Schießpulver dann den großen Vortheil, daß sie ohne Asche zurückzulassen verbrennt, während das gewöhnliche Pulver etwa 40, selbst bis 50 Proc. Asche hinterläßt. Bei gleichem Gewicht muß schon aus diesem Grunde die Baumwolle eine doppelt so starke Wirkung haben; das raschere Verbrennen macht aber, daß die Wirkung derselben bei gleichem Gewicht bis zum vier- und selbst sechsfachen des Pulvers steigt.

Die Darstellung der Schießbaumwolle ist lästig, kostspielig und gefährlich, weil man sehr starke Salpetersäure anwenden muß, wie sie gewöhnlich nicht in den Handel kommt. Die Wolle saugt nun eine bedeutende Menge dieser Säure wie ein Schwamm ein, und die im höchsten Grade ätzende Wirkung der Säure, und die höchst lästigen Dämpfe hindern ein starkes Auspressen. Wenn man der Salpetersäure noch gewöhnliche Schwefelsäure (Englisches Vitriolöl) hinzusetzt, so hat man in mehr als einer Hinsicht Vortheil. Man kann dann statt der stärksten Salpetersäure, eine gewöhnliche rauchende Säure anwenden, wie sie immer im Handel vorkommt; das Vitriolöl verschluckt die rothen Dämpfe der rauchenden Salpetersäure, und diese wird weiß, und wirkt dann nicht mehr so leicht zersetzend auf die Baumwolle ein. Die Säure, welche in der Wolle mechanisch zurückbleibt, ist nicht allein Salpetersäure, sondern größtentheils Schwefelsäure, die erste kostet aber 6 bis 7 Mal mehr als die letztere.

Zur Darstellung muß man eine durchaus lockere, nicht fettige Baumwolle nehmen; eine kleine Probe zeigt bald, ob die Wolle sich leicht befeuchten läßt; ist dieß nicht der Fall, so muß man sie zuerst mit sehr verdünnter Pottaschenlösung erwärmen, dann mit Wasser abwaschen, und trocknen. Man findet aber häufig Baumwolle im Handel, die diese Operation nicht erfordert. Man bringt dann etwas Baumwolle in ein Gefäß von Steingut, Porzellan oder von Gußeisen (am besten emaillirtes), gießt darauf ein Gemenge von 1 Pfund Salpetersäure (von etwa 1,45 spec. Gew.) auf 3 Pfund Vitriolöl, drückt die Baumwolle (mittelst eines Glases z. B.) in die Flüssigkeit, bis sie ganz befeuchtet ist, setzt abwechselnd und nach Bedürfniß Baumwolle oder Säure hinzu, bis das Gefäß gefüllt ist, gießt zuletzt noch Säure darauf, damit die Wolle vollständig bedeckt ist, deckt das Gefäß dann zu, und läßt es 10 bis 15 Minuten stehen; darauf preßt man die Wolle möglichst vollständig aus, wenn man an Säure sparen will; diese Operation kann in einem Gefäß von Glas oder Porzellan, oder am einfachsten in einem durchlöcherten Topfe von Gußeisen vorgenommen werden, die gepreßte Baumwolle wird dann sogleich in viel Wasser gebracht, darin möglichst vertheilt, das Wasser 3 bis 4 mal erneuert, dann die Wolle in einem passenden Gefäß in fließendes Wasser oder unter einen laufenden Brunnen gebracht; nach 2 — 3 Stunden ist die Wolle rein von aller Säure und zum Trocknen fertig. Man breitet zu dem Zwecke die Wolle etwas auseinander, und läßt sie an einem warmen Orte liegen, doch darf die Wärme nie und an keinem Punkte 100° C. (80° R.) erreichen, es könnte sonst das Ganze sich leicht entzünden; deßhalb darf das Trocknen auch nicht in geschlossenen Kästen, und nicht in zu großen Massen auf einmal, geschehen, wenn man nicht besondre Einrichtung hat, daß die Temperatur nie über 60° C. steigen kann.

Zum vollständigen Befeuchten von 1 Pfund Baumwolle braucht man 6 — 7 Pfund Salpetersäure, nebst etwa 20 Pfund Vitriolöl; durch Auspressen erhält man etwa $^2/_3$ der Säure wieder, die man mit der Hälfte frischer Säure mengen, und dann von Neuem anwenden kann. Gut ist es aber, dann der gebrauchten Säure überdieß noch etwa $^1/_8$ bis $^1/_{16}$ starke Salpetersäure hinzuzusetzen. 1 Pfund Baumwolle gibt etwa $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Pfund Schießbaumwolle.

Statt Baumwolle hat man wohlfeilere Surrogate vorgeschlagen, wie Werg, Heede, Sägespäne rc. Diesen Surrogaten geht es wie allen Surrogaten, sie ersetzen die Baumwolle nicht, denn ihnen geht die feine Vertheilung der Baumwolle ab, und gerade deßhalb ist diese so passend; sie wird am leichtesten vollständig und gleichmäßig durchdrungen, was bei den bis jetzt bekannten Ersatzmitteln ihrer Form wegen nie der Fall sein kann, die Leinenfaser ist auch schon viel dichter und härter als die aus einzelnen hohlen Röhren bestehende Baumwollfaser. Ueberdieß haben diese Surrogate nicht einmal den Vortheil, den Preis des Präparats überhaupt zu erniedrigen, denn der Preis der Baumwolle, die zu 1 Pfund Schießbaumwolle nöthig ist, beträgt etwa höchstens 10 bis 18 kr., man kann sie selbst von schlechter Qualität zu 5 — 6 kr. haben; 1 Pfund Baumwolle gibt aber $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Pfund Schießbaumwolle, 1 Pfund Heede liefert nur $1^1/_3$ bis $1^2/_5$ Pfund Schießheede. Die Hauptkosten verursachen überdieß immer die Säuren und die Arbeit. Eine explodirende Faser aus Holz oder Leinenfaser kann deßhalb nicht einmal wohlfeiler sein, als eine aus Baumwolle; diese ist aber jedenfalls wirksamer und gleichmäßiger in ihrer Wirkung als jene. Ob aber die Schießbaumwolle auch durch ihre ganze Masse so durchaus gleichmäßig ist, wie man es beim Schießpulver verlangt, so daß gleiche Mengen desselben Pulvers genau gleiche Wirkung haben, darüber müssen vielfache Versuche entscheiden. Ist gleich dieses Ziel noch nicht erreicht, so vergesse man nicht, daß das Pulver des Berthold Schwarz auch wohl nicht so vollkommen gewesen sein mag, wie das unsrer heutigen Pulvermühlen. Auch haben wir noch die Angaben und Erfahrungen des Entdeckers Schönbein zu erwarten, wir kennen noch nicht einmal seine Methode, die Schießbaumwolle darzustellen, obgleich wohl kein Zweifel sein kann, daß sein Präparat dasselbe ist, was jetzt von Hunderten und Tausenden dargestellt wird, im Kleinen und im Großen zum Amüsement theils, theils zum reelleren Nutzen.



CHR. M. WIELAND.

te nur
er sie
em er
werde,
n Ge=
t eini=
hätte,
ntode,
n.
eland,
väter=
kloster
jener
inmetz
n Va=
f dem
m ste=
mmen
n für
Cyrus,
ısteren
n, da
gerade
n und
Leben
tigkeit,
n früh

n wel=
in frü=
ehrere
seinen
t ver=
chwin=
fachen
Nächte
neren
elang,
Kopf
Nun
sein,
ver=
lichen
unter=

sund=
nach
einem
ging,
igung
elehrte
zweck=
vissen=
ít ab=
ın die
ufent=
ützlich
denn



Wielands Leben.

(Taf. 5.)

Christoph Martin Wieland, Einer von den Besten unter den deutschen Dichtern, wurde am 5. September 1733 in dem Flecken Holzheim, in der Nähe der ehemaligen freien Reichsstadt Biberach in Schwaben, geboren. Sein Vater war Pfarrer und hing der pietistischen Richtung an, welche nicht ohne Einfluß auf die früheste Bildung seines Sohnes bleiben konnte. Seine Mutter schildert Wieland selbst als eine vortreffliche Frau, ein Muster edler Weiblichkeit, geschmückt mit allen Tugenden, voll Frömmigkeit und Herzensgüte, und von aufopfernder Liebe und Zärtlichkeit für ihren Sohn. Wieland genoß die sorgfältigste Erziehung, und sein Vater suchte schon sehr früh seinen Geist zu bilden, und sein Gedächtniß mit einem Schatze nützlicher Kenntnisse zu bereichern. In seinem dritten Lebensjahre bereits machte der Vater die ersten Versuche zu einem geregelten Unterrichte, und als ein besonderes Glück ist es zu schätzen, daß die kaum sprossende Knospe seines Geistes nicht dieser Treibhauserziehung erlag. Mit dem siebenten Jahre las der kleine Wieland schon den Cornelius Nepos, und die Formenlehre der griechischen Sprache hatte keine Schwierigkeiten mehr für ihn; zwischen dem zwölften und dem sechszehnten Jahre las er fast alle Autoren des römischen goldenen Zeitalters, und eben so früh regte sich bei ihm der Trieb der Selbstthätigkeit, wie er denn in seinem dreizehnten Jahre schon größere epische Gedichte machte. Die französische Sprache verstand er zu eben dieser Zeit schon so vollständig, daß er Voltaire und Fontenelle studirte, und von den gedankenreichen Schriften Bayle's ganz bezaubert und hingerissen war. Die Neigung zum Dichten war ganz mit seinem innersten Wesen verwachsen, und zeigte sich durch eine gewisse romantische Schwärmerei für die Schönheiten der Natur, denen er sich mit seiner empfänglichen Seele ohne Widerstand hingab. Ganze Sommernächte brachte er in dem Garten seines Vaters zu, und schwelgte in dem Dufte der Blumen, dem leisen Rauschen des flüsternden Nachtwindes horchend, und mit tief empfundenem Entzücken in glühenden Versen aussprechend, was seine Seele bei der zaubernden Schönheit dieser durchschwärmten Mondnächte empfand.

Der strenge Vater, welcher von diesem fast krankhaften Hange zur poetischen Schwärmerei üble Folgen für seinen talentvollen Knaben fürchten mochte, verbot ihm strenge, fernerhin noch Verse zu machen. Aber der göttliche Trieb in ihm war mächtiger, als der kindliche Gehorsam. Da er am Tage nicht dichten durfte, so nahm er die frühesten Morgenstunden zu Hilfe, und der erste Strahl der aufgehenden Sonne fand ihn oft schon an dem Schreibtische, wo er die Gebilde seiner lebhaften Phantasie mit flüchtiger Feder auf das Papier warf. So schrieb er unter vielen kleineren poetischen Versuchen ein Gedicht in Distichen, die Pygmäen, und ein Anderes, von der Echo, in der Weise Anacreon's, sowie auch eine Epopöe, die Zerstörung Jerusalems. Aber alle diese Versuche genügten seinem kritischen Geiste nur kurze Zeit. Streng gegen sich selbst, vernichtete er sie immer wieder bald nach ihrer Entstehung, indem er fühlte, daß er mehr und mehr Besseres liefern werde, woher denn die Aufbewahrung jener schülerhaften Gedichte völlig unnütz sei. Wenn seine Mutter nicht einiges Wenige aus jener frühern Periode gerettet hätte, würde keine Spur seiner Erstlinge dem Flammentode, welchem er sie zu übergeben pflegte, entronnen sein.

Im vierzehnten Jahre verließ der junge Wieland, mit allen Vorkenntnissen tüchtig ausgerüstet, das väterliche Haus, und wurde auf die Schule nach Kloster Bergen, unweit Magdeburg, geschickt, welche zu jener Zeit unter der Leitung des berühmten Abtes Steinmetz stand und eines guten Rufes im ganzen deutschen Vaterlande genoß. Hier sehen wir ihn schon auf dem Scheidewege zwischen Alterthum und Christenthum stehen; der gute klassische Unterricht und die frommen Andachtsübungen theilten ihn; er schwärmte schon für Addison, aber auch für Xenophons Sokrates und Cyrus, und diese letzte Neigung am Anfang seiner ernsteren geistigen Thätigkeit ist in hohem Grade bedeutsam, da die Cyropädie und Sokrates in der Geschichte gerade die Anfangspunkte der beiden Geistesrichtungen und Produktionen sind, die Wielands ganzes späteres Leben ausfüllen. Und eben so ist es nicht ohne Wichtigkeit, daß er auf die Lectüre des Don Quixote schon früh mit besonderem Nachdrucke geführt ward.

In diese Periode fällt auch der Zwiespalt, in welchen Wieland betreffs der Religion zerfiel. Sein früherer frommer Offenbarungsglaube ward durch mehrere Schriften von Voltaire, d'Argens und Andere in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert, und mit wahrhaft verzweifelter Anstrengung rang er danach, die dahin schwindende Glückseligkeit, welche er bisher in seinem einfachen Glauben gefunden hatte, festzuhalten. Ganze Nächte brachte er im schrecklichen Kampfe mit seinem inneren Zwiespalte zu, bis es endlich einem seiner Lehrer gelang, denselben wenigstens einigermaßen zu lösen, und Kopf und Herz Wielands mit einander auszusöhnen. Nun wollte er von Herzen der tugendhafteste Mensch sein, während er seinem Verstande freien Spielraum vergönnte, die geheiligten Offenbarungen der göttlichen Weisheit einer scharfen und genauen Prüfung zu unterwerfen.

Diese inneren Kämpfe hatten jedoch seine Gesundheit dermaßen zerrüttet, daß er die Klosterschule nach einem Aufenthalte von zwei Jahren verließ und zu einem Verwandten, dem Arzte Baumer, nach Erfurt ging, welcher sogleich die geeignetsten Schritte zur Kräftigung seiner Gesundheit that. Zugleich leitete dieser gelehrte und gute Mann den Unterricht Wielands auf so zweckmäßige Weise, daß er ihn, in jeder Beziehung wissenschaftlich vortrefflich vorbereitet, auf die Universität abgehen lassen konnte. Wieland selbst wußte genau die Verdienste seines Erziehers zu schätzen. „Mein Aufenthalt zu Erfurt," erzählte er, „war mir mehr nützlich als angenehm. Ich hatte daselbst keinen Freund, denn

ich fand Niemanden, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband. An Baumer's Tische war von essen nicht viel die Rede; desto mehr aber wurden eine Menge Seelenblähungen aufgetragen. Im väterlichen Hause hatte ich schon die größte Hochachtung vor der Wolfischen Philosophie eingesogen, was konnte mir erwünschter sein, als daß mir Baumer über Wolfs Anfangsgründe ein Privatissimum zu lesen begann? Doch, was mir den Kopf mehr aufhellte, als meines denkenden Vetters Idealismus, oder, was am Ende auf Eins hinausläuft — Atheismus, was mir zuerst die Binde von den Augen nahm, war eine zweite Lectüre, die er mit mir machte. Er las den Don Quixote mit mir, und lehrte mich daraus zuerst Menschen- und Weltkenntniß. Mein Vorleser lachte darüber, wenn man glaube, Cervantes habe darinnen blos die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen. Don Quixote und Sancho, sagte Baumer, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts; es mag schwärmen oder Tölpel sein. Ueber diesen vielseitigen Text ließ sich dann ganz herrlich commentiren."

Mit siebenzehn Jahren faßte Wieland eine schwärmerische Liebe zu einer jungen Verwandtin, Sophie von Guttermann, welche später unter dem Namen Sophie la Roche berühmt geworden ist. Er besuchte nämlich im Jahre 1750 seine Eltern, welche mittlerweile nach Biberach gezogen waren, und weihete dort der jungen liebenswürdigen Dame seine Huldigungen. Diese Liebe blieb nicht ohne Einfluß auf seinen inneren Menschen, wie er denn selbst sagt, daß sie ihn aus einem zerstreuten, flüchtigen Kopfe zu einem gesetzten, edeln und zärtlichen Menschen, zu einem Enthusiasten für Recht und Tugend gemacht habe. Wir verdanken dieser Liebe das Lehrgedicht von der Natur der Dinge, welches Wieland auf Sophiens Wunsch verfaßte. Er hatte nämlich mit ihr eine kalte und oberflächliche Predigt über den Text „Gott ist die Liebe" angehört, und hierauf bei einem Spaziergange mit dem Feuer poetischer Begeisterung entwickelt, wie Er diesen herrlichen Text aufgefaßt und entwickelt haben würde. Seine Ideen fanden Sophiens Beifall, und sie sprach den Wunsch aus, dieselben schriftlich von ihm zu erhalten, worauf Wieland mit dem lebhaftesten Eifer seine Dichtung niederschrieb. Binnen zwei Monaten war es fertig und nach Halle zum Druck gesendet. Man nahm es nach dem Erscheinen desselben mit vielem Beifalle auf, und Wieland erwarb sich dadurch zuerst die Aufmerksamkeit der bedeutenderen Geister jener Zeit, wie z. B. Bodmers, Breitingers, Sulzers und Anderer mehr. Man nannte den jungen Dichter sogleich den deutschen Lukrez, und so konnte es denn nicht fehlen, daß er eine übertriebene Meinung von seinem Talente bekam, welches eine so schnelle Anerkennung gefunden hatte.

Im Herbste des Jahres 1750 ging Wieland auf die Universität Tübingen ab, wo er die Rechtswissenschaft zu studiren beabsichtigte. Doch beschäftigte er sich mehr mit humanistischen Studien und der Literatur des In- und Auslandes, als mit seiner Brodwissenschaft, die dem jungen Poeten wohl ein wenig trocken vorkommen mogte. Nachdem er seine Studien absolvirt hatte, wollte er nach Göttingen gehen, um sich der Laufbahn eines akademischen Lehrers zu widmen; jedoch einige dringende Briefe Bodmers, welche den jungen, so viel versprechenden Dichter nach Zürich einluden, machten ihn jenem Plane abwendig und bewogen ihn, sich nach Zürich zu begeben, wo er reiche Ausbeute für sein poetisches Studium zu finden hoffte.

Der Aufenthalt in Zürich war allerdings nicht ohne Nutzen für Wieland. Er trat hier in vertrauteren Umgang mit Breitinger, Salomon Geßner, Hirzel, Heß, Heinrich Meister, und lernte daselbst die Schriften Hagedorns, Gleims, Gellerts, Klopstocks und Anderer genau kennen. Seine Thätigkeit in Zürich ist überraschend groß. Er schrieb seine Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, das epische Gedicht der geprüfte Abraham, platonische Betrachtungen über den Menschen, die Sympathien, das Gesicht des Mirza, und andere Dichtungen, zu denen ihn besonders das fortgesetzte Studium des Plato begeisterte. Klopstocks Dichtungen liebte er sehr, und meinte, Alles in ihnen ausgesprochen zu finden, was er immer selbst gefühlt hatte; Gleim und Uz aber verfolgte er mit einer gehässigen Polemik, weil sie ihm zu weltlich und üppig waren, obgleich er selbst wenige Jahre nachher die Weltlichkeit und Ueppigkeit Jener noch weit übertraf. Gegen das Ende der fünfziger Jahre wurde er nämlich, nachdem er noch Friedrich des Großen Thaten in den ersten Gesängen seines Cyrus gefeiert hatte, der frommen Poesien überdrüssig, und wandte sich geradezu auf die Seite der bisher von ihm angefochtenen Dichter der Grazien hinüber.

Im Jahre 1754 verließ Wieland Zürich und ging nach Bern, wo er die Bekanntschaft von Julie Bondeli, einer höchst liebenswürdigen Dame, machte, deren Umgang zuerst seine übertriebene, fanatische Frömmigkeit milderte. Seine Neigungen änderten sich; die Dichter, welche er bisher am meisten geliebt hatte, fieng er an zu vernachlässigen, und ergötzte sich dafür an den Kleinigkeiten und Spielereien Voltaires, und sogar an Anacreon, den er früherhin ganz verdammt hatte. Diese Umwandlung seiner Selbst entging ihm nicht. Schon 1759 kündigt er an, daß fortan seine Philosophie die Maske der Thorheit nehmen werde, um dem Narren zu gefallen und den Weisen lachen zu machen. „Ich fühle," sagt er, „daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter Mensch erscheinen mußte, fanatisch den Einen, heuchlerisch den Anderen, inconsequent den Ernsten nnd Langsamen, mondsüchtig den Weltleuten, Poet den Philosophen, Philosoph den Poeten, oberflächlich den Pedanten, den Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, das weiß ich."

In seinen Produkten bezeichnet diese Uebergangszeit seine Beschäftigung mit dem Epos und Drama. Er kam von seiner Lehr- und Andachts-Poesie auf thatsächliche zurück, fing das oben erwähnte Epos Cyrus

an, ließ es aber nach den ersten fünf Gesängen wegen Mangels an Beifall fallen und arbeitete nachher nur die Episode Araspes und Panthea (1758) in einem dialogisirten Romane aus, in dem schon die Gemüthsstimmung herrscht, aus der sich nachher sein Agathon entwickelte.

Die Bekanntschaft mit dem Schauspieler Ackermann und seiner Gesellschaft veranlaßte wohl zunächst das Trauerspiel Johanne Gray; Clementine von Poretta; und das Lustspiel Pandora. Diese Stücke fanden wenig Beifall, wie sie denn besonders Lessing scharf kritisirte (in den Literaturbriefen). Wieland äußerte sich ziemlich mißmuthig über die Frérons, wie er die Herausgeber der Literaturbriefe nannte; doch hatte ihr Tadel die gute Wirkung, daß er dazu beitrug, ihn von seiner bisherigen Selbsttäuschung zu heilen. Im Jahre 1760 kehrte Wieland von Bern nach Biberach zurück, wo er das trockene Amt eines Kanzlei-Verwesers übernahm. Wie wenig dasselbe auch zu seinen poetischen Neigungen passen mochte, so vollendete es doch die drastische Wirkung der Literaturbriefe, und ließ in Erfüllung gehen, was Lessing wünschte, „daß nämlich Wieland die ätherischen Sphären verlassen, und wieder unter uns Menschenkindern wandeln lernen solle.“ Der durch seine Amtsgeschäfte aus seinen Idealen herabgezogene Dichter beschäftigte sich viel mit Lucian, der die rechte Schule war, in der er seiner bisherigen Schwärmereien inne werden konnte. Auch übersetzte er in den Jahren 1762—66 den Shakespeare, wo er menschliche Gesinnungen in menschliche Worte eingekleidet las, die ihn ebenfalls von seiner schwärmerischen Extase heilten, und endlich lernte er den Grafen Stadion kennen, der seiner neuen Richtung zum Weltlichen und Graziösen vollends den Ausschlag gab. Im Jahre 1762 bezog derselbe sein Gut Warthausen bei Biberach, begleitet von seinem Pflegesohne und Freunde La Roche, welcher die vormalige Geliebte Wielands, Sophie Guttermann, geheirathet hatte. Hier lernte Wieland eine Bildungssphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd, und die der grellste Gegensatz gegen jene andere war, an der er sich in Bodmers Haus übersättigt hatte. Der Graf imponirte ihm durch Rang, Weltkenntniß und Hofton weit mehr, als es Bodmer mit Frömmigkeit gekonnt hatte; die geistreiche Unterhaltung erfahrener Männer, feiner Gesellschafter und einer gebildeten Dame sagte ihm ganz anders zu, als der zuweilen ein wenig einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige, praktische Richtung praktischer Menschen gegen alle Phantasterei und Empfindsamkeit, alles Excentrische und allen Aberglauben, die La Roche mit dem Grafen theilte, sagte seinem Naturell weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Contrast von Allem, was er bisher gesehen hatte, und konnte ihn nicht tadeln. Denn man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei, und heitern Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer Manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einem strengen Richterauge nicht allzuwohl bestehen konnte. Die Reihe jener Freidenker der Franzosen und Engländer, die an die Stelle der Religion und Offenbarung natürliche Sittenlehre und Philosophie setzten, wurden jetzt seine Lieblinge, und von nun an treten wir in ein ganz anderes Gebiet in Wielands Schriften. Die vollkommene Klarheit, die über allen Werken und Ansichten, Regungen und Handlungen Wielands liegt, läßt uns die genaueste Ansicht von seiner innern Verwandlung gewinnen. Den Wendepunkt macht der im Jahre 1760 geschriebene Theages. Wir haben hier zwar noch immer eine strenge Ansicht von Moral und Poesie; noch soll die Letztere die Tugend zum Zweck und Ziele haben; aber höchst bedeutsam sind schon die handelnden Personen, welche ganz von den früheren Gebilden seiner Phantasie abweichen. Noch weiter ging Wieland 1762 in der Nadine und den scherzhaften Erzählungen, in denen er, anstatt wie früher mit Klopstock, plötzlich mit Voltaire, Crébillon, Diderot und Grécourt wetteifert. Wir sind ganz plötzlich in die sinnliche Welt aus der übersinnlichen, in die griechische und heidnische aus der christlichen versetzt, und noch entwickelte der Dichter in diesen Produktionen nicht jene Grazie, mit welcher er später alle seine Dichtwerke zu schmücken wußte, so daß man ihn vorzugsweise den Dichter der Grazien nannte.

Jenen Erzählungen folgte Don Silvio von Rosalva (1764), in welchem er den Sieg der Natur über die Schwärmerei, also recht eigentlich sein eigenes Schicksal, schilderte. In den Jahren 1766—67 erschien sein Agathon, welcher zuerst seinen Ruhm fest begründete. Trotzdem ist die erste Ausgabe dieses seines Lieblingswerkes, nach Wielands eigenem Geständniß, noch voller ästhetischer und psychologischer Lücken. Er nahm den historischen Agathon zur Grundlage, aus Euripides aber, den er bei seinem theatralischen Versuche studirt hatte, den Charakter des Jon zum eigentlichen Modell, und diesem edlen jungfräulichen Jüngling schob er sich selbst unter, was aus folgender Bemerkung in seiner Vorrede zur ersten Auflage hervorgeht. Hier sagt er: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere als Agathon. Allein da ich selbst gewiß zu sein wünsche, daß ich der Welt keine Hirngespinste für Wahrheiten verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde kann ich zuverlässig versichern, daß Agathon eine wirkliche Person ist.“ Das Werk ist in aller Weise der Form nach betrachtet, ein alexandrinischer Roman, mit Liebschaften, Trennungen, Seeräubern, Sclavenverkäufern, Tugendprüfungen und Niederlagen, Selbstgesprächen, Wiedersehen, ein Umtreiben von einem Abentheuer zum andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus in's Elysium. Der Verfasser wollte zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könnte, wie vielen Antheil die Außenwelt an der Bildung unseres Wesens habe, und wie man nur weise und gut werde durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unserer selbst, öftere

Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch Umgang und gute Beispiele.

Nach dem Agathon erschienen nun eine Reihe von Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen, theils in griechischem, theils in ritterlichem Kostüm, in denen das wohlgefällige Verweilen auf sinnlichen Schilderungen immer mehr hervortritt. Im Idris (1768) sucht Wieland in die Manier der ritterlichen Erzähler einzugehen, was ihm jedoch nicht zum Besten gelingt. Es sollte in diesem Werke genau die platonische Liebe gegen die sinnliche (Idris gegen Itifall) übergestellt, und zwischen Beiden die Liebe des Herzens (Lila und Zerbie) als die rechte und ächte, jene andern als Ab- und Irrwege gezeigt werden. Dasselbe Thema behandelt das Gedicht Musarion (1768), in welchem Wieland wiederum ein Abbild seines Geistes liefert. Den Triumph innerer geistiger Schönheit über blos körperliche schildert das epische Gedicht der neue Amadis.

Alle diese Dichtungen nennt Wieland nur Spiele seiner Einbildungskraft, mehr zu seinem eigenen Vergnügen aufgeschrieben, als um damit Ruhm und Beifall bei Anderen verdienen zu wollen, was auf die Wahl und Behandlung des Stoffes einen Einfluß gehabt, der zur Nachsicht berechtigen müsse. Was ein bloßer Einfall gewesen, sei durch das Vergnügen, das mit einer nicht ganz unglücklichen Bekämpfung vieler Schwierigkeiten verbunden, unvermerkt zu einer sehr angenehmen Beschäftigung geworden.“ Aus diesem Gesichtspunkte will er diese erotischen Gedichte betrachtet wissen. Bedürfte es übrigens noch einer Entschuldigung der lüstern-sinnlichen Scenen, welche in seine Stoffe eingewebt sind, so findet man eine solche wohl in dem Umstande, daß sie nur um des Contrastes willen oder als Versuchung dastehen, und zum Plane des Ganzen gehören, daß er ferner doch niemals die Grazien beleidigt und auf eine Weise von den sinnlichen Gegenständen spricht, als ob kein Mensch daran Anstoß nehmen könne. Bei alledem ist es zu verwundern, daß solche Scenen gerade aus Wielands Phantasie stammen, der einer der tugendhaftesten, sittlich-reinsten Menschen war, die jemals gelebt haben.

Im Jahre 1765 vermählte sich Wieland mit der Tochter eines Kaufmanns in Erfurt, Namens Hillebrand. Kurz nach seiner Verbindung schrieb er an Sal. Geßner in Zürich: „Meine junge Gattin, die ich mir von meinen Eltern und guten Freunden habe geben lassen, ist ein liebenswürdiges Geschöpf; eben nicht schön, aber doch so ungekünstelt und unschuldig als Ihre Melida. Sie hat noch neun Geschwister und ist also nicht reich, ob sie gleich von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag, als sie nöthig haben könnte, wenn sie Wittfrau würde. Das, um was es mir zu thun war, ist ihre Person. Von schimmernden Eigenschaften hat sie wenig, auf sie indeß habe ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl meiner Ehegattin nicht gesehen. Für mein Herz ist sie gewählt und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Wesen; hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat; eine Prätension, die man bei großen Schönheiten vergeblich macht.“

Im Besitze seiner Gattin und mit frohem Sinne seiner Poesie hingegeben, verlebte Wieland glückliche Tage in Biberach, bis er im Jahre 1768 einen Ruf nach Erfurt als Regierungsrath und Professor primarius der Philosophie an der Universität bekam. Er nahm ihn an, und that Alles, was in seinen Kräften stand, um seinen Wirkungskreis redlich auszufüllen. Doch hatte er vielfach mit Neid und Kabale zu kämpfen, was ihm seinen Aufenthalt in Erfurt nicht wenig verleidete, wie man aus folgenden Zeilen sehen kann, die er an seinen alten Freund Geßner schrieb: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat. Was für Leute! Was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute? Bona verba quaeso! Was für ein Thaumaturg müßte ich sein, wenn mir das gelingen sollte rc.!“

Er zog sich beinahe ganz aus dem gesellschaftlichen Leben zurück, und suchte sein Glück in einer genügsamen Häuslichkeit und im Umgange mit seinen Kindern (seine Gattin hatte ihm zwei Töchter geschenkt), sowie in neuem, lebhaftem Verkehr mit den Musen, welche immer seine getreuesten Freundinnen blieben. Im Jahr 1772 erschien der verklagte Amor, durch die Angriffe der Erfurter Orthodoxen hervorgerufen, welche an den Spielen seiner zuweilen erotischen Phantasie großes Aergerniß nahmen. Ihm folgte der Nachlaß des Diogenes von Synopa, welcher seinen Ursprung derselben Quelle verdanken mag. In beiden Schriften rechtfertigt Wieland mit dem heitersten, anmuthigsten Humor sein Dichterstreben und die sinnliche Richtung seiner Poesien. „Ein Sonderling zwar ist mein Diogenes,“ sagt er in dem Vorbericht zur neuen Auflage, „aber ein so gutherziger, frohsinniger, und — mit Erlaubniß zu sagen — ein so vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag; und gewiß, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas Besseres zu sein wünschen, als ein solcher Diogenes.“

Außer diesen Schriften erschien 1771 Combabus. Er nahm den Stoff dazu aus Lucian's Nachrichten von der syrischen Göttin, und trotz des erotischen Stoffes ist die Ausführung so zart und züchtig, wie sie nur unserem Wieland gelingen konnte.

Der Aufenthalt in Erfurt hatte bei allen Unannehmlichkeiten für Wieland doch den Vortheil, daß er sich von dem Sinnlichen ab, und mehr dem Philosophischen zuzuwenden strebte. Er beschäftigte sich vielfach mit den Schriften Rousseau's und mit den Verbesserungen, welche Kaiser Joseph II. in die Staatsverwaltung seines Reiches einführte, und die Resultate dieser Studien waren einige humanistische Abhandlungen, so wie der „goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian“, welcher 1774 in 4 Bänden erschien, und sein Theil zu den

großen, menschenfreundlichen Plänen des Herrschers von Deutschland mitwirken sollte. Er enthält eine Art von summarischen Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben.

Die wirksamste und gehaltvollste Periode für Wieland kam jedoch erst dann, als er auf Veranlassung der geistreichen Herzogin Anna Amalie von Weimar, der das Genie unseres Dichters nicht verborgen bleiben konnte, mit dem Charakter als Hofrath und einem Jahrgehalte von tausend Thalern nach Weimar berufen und zum Erzieher der Prinzen ernannt wurde (1772). Hier kam er mit tüchtigen Männern, namentlich mit Musäus, Knebel, Einsiedel, Bertuch u. A. in genaue Verbindung, und die Schwingen seines Geistes, zu größerer Thätigkeit angespannt, regten sich mit neuer und nachhaltiger Kraft. Zunächst schrieb er ein Singspiel „die Wahl des Herkules", und dann ein lyrisches Drama „Alceste", welches mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Trotzdem fühlte Wieland und sah es selbst ein, daß er für alles Dramatische keinen Sinn habe. Zurückgeschreckt von diesen Versuchen, fiel er nun wieder auf seine griechischen und ritterlichen Stoffe zurück, in denen er nun bei weitem bessere Leistungen als früher hervorbrachte. Außerdem versuchte er gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar ein Unternehmen, nämlich die Herausgabe des „deutschen Merkurs", welcher von großem Einflusse auf die Hebung der deutschen Literatur war. Der Merkur erschien in monatlichen Heften, hatte sich sehr ausgezeichneter und gelehrter Mitarbeiter zu erfreuen, und umfaßte das ganze Gebiet der Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Politik. Wieland selbst lieferte viele unschätzbare Beiträge, aus welchen er später 16 Bände seiner gesammelten Schriften bildete. Seine Kritiken, die nicht selten scharf und beißend waren, weil er immer ohne Hehl seine innerste Ueberzeugung aussprach, zogen ihm mehrere Feinde zu, unter Anderen auch Göthe, der durch eine Beurtheilung seines Götz von Berlichingen im Merkur gereizt, eine satyrische Schrift gegen Wieland unter dem Titel „Götter, Helden und Wieland" erscheinen ließ. Dieser antwortete darauf in seinem gewöhnlichen sanften und gemäßigten Tone, und so ohne alle Leidenschaft, daß er selbst im Merkur dieses Spottgedicht als ein Meisterstück von Persiflage empfahl. Sehr bald war übrigens die feindliche Stimmung zwischen diesen Dichtern vorüber, und die kleine literarische Fehde in das Meer der Vergessenheit versenkt, wie denn Göthe später, als er selbst nach Weimar kam, das innigste Freundschaftsbündniß mit seinem vormaligen Gegner schloß.

Während des Aufenthaltes in Weimar begann er 1773 die „Abderiten", und setzte sie durch mehrere Jahrgänge seines Merkurs hindurch fort. „Die ihrer Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und charakteristischen Züge," sagt er selbst in dem Vorbericht zur neuen Auflage, „gehören verschiedenen griechischen und lateinischen Schriftstellern, die vom Demokritus und seinen Landsleuten reden, diese erscheinen aber hier in ihrem wahren Lichte, und wenn auch hier und da der Verfasser nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint, so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daß er einem Gewährsmanne gefolgt ist, dessen Ansehen alle Aeliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme das Zeugniß aller Amphictyonen ohne Wirkung ist, nämlich die Natur selbst."

Außerdem schrieb Wieland in Weimar eine Reihe von Rittererzählungen, die alle auf den Kulminationspunkt seiner Poesie, den Oberon, hinsteuern. Indem Wieland jetzt alle seine Schriften in seine Zeitschrift, den Merkur, drucken ließ, mußte er sich's häufig bequem machen, um schnell etwas Manuscript fertig zu haben; er kam daher von Erfindungen ab, die ihm nicht immer gut geriethen, und fiel auf die ächten Quellen der Ritterdichtung, die er in eben der freien Manier nacherzählte, wie einst die ritterlichen Poeten selbst. Dadurch kam er den ächten Stoffen, und mit diesen dem ächten Tone näher, mit dem diese Dinge behandelt sein wollen. Er suchte sich ein deutsches Gaulois zu bilden, wie er sagte, und wie wenig es ihm auch damit gelang, so ist doch der Fortschritt in der Kunst der Erzählung unverkennbar. Sein Geron ist aus dem Gyron le courtois ausgehoben; er ist reimlos; der Vortrag ernster und gemessener; der Anlaß zum Schlüpfrigen ist anständig vermieden. In der Wasserkufe ist der Inhalt aus einem Fabliau in Le Grands contes dévots; ein sehr kitzlicher Stoff in einer der ächten Naivetät und Unbefangenheit wirklich nahe kommenden Erzählung. Selbst in dem Feenmährchen Pervonte, das schon einige Albernheiten gestattete, herrscht ein gehaltener Ton. Das Wintermährchen (1776) ist noch besser; nie hatte Wieland vorher so fesselnd und unterhaltend, so ohne Breite und Ermüdung in Versen erzählt, wie hier, in einem Feengeschichtchen, über das er früher gespottet hatte. Hier gelingt's ihm, in seinen Reimpaaren da und dort den Ton der mittleren Zeiten oder des Hans Sachs anzuschlagen; eine mäßige und ungezwungene Laune breitet sich über das Ganze, die neue Umgebung in Weimar, der geschmackvolle Kreis, in dem er sich hier bewegte, der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem achten Jahrzehnt wirkte auf den empfänglichen Mann ein, der wie Göthe in seiner Art jede kleine Schattirung der nationellen Bildungen in sich abdrückte. In diesen Erzählungen, wie in dem Sommermährchen (nach Chretien de Troyes), dem Vogelgesang (Nachbildung des lays de l'oiselet) u. A. erhebt er sich weit über die Gellert'sche Manier des Vortrags, er wirft ganz jene falsche Schminke einer trivialen Laune ab, und wo er sich ja noch einmal in eine Nebenbetrachtung verliert, findet er sich ohne die platten Späße der früheren Erzählart zurück. In Gandelin oder Liebe um Liebe (1776) gelingt es Wielanden fast, in die alte Atmosphäre zu versetzen. Wenn man wissen will, warum man ihn den Dichter der Grazien nannte, so muß man dieses Stück lesen; und wenn irgend Jemand an diesem

Lobe Anstoß nehmen sollte, so mag er von den früheren Schwänken etwa den neuen Amadis vor dem Gandelin lesen, um zu finden, wie weit Wieland hier über sich selbst hinaustrat, welches Maß gehalten ist in Sache und Sprache, wie harmlose Laune, ein pikanter, leichter, schwebender Gang der Erzählung, schalkhafte Einfälle und reizende Farben dieses Spätere auszeichnen. Selbst Oberon, sagt Gervinus, welchem wir hier folgen, in seiner Nationalliteratur, dünkt mir formell nicht so viele Vorzüge zu haben, als Gandeiin. Klelia und Sinnibald (1783) ist schon wieder viel fader und plauderhafter.

Der Oberon (1780) baut sich auf allen diesen rhapsodischen Versuchen auf. Er ist fast das einzige Werk, das Wielands Namen populär gemacht und erhalten hat. Der Beifall der größten Männer munterte ihn auf. Göthe schrieb an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold, und Kristall Kristall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an, und in der That reihte sich Alxinger, der in Wien für die romantische Poesie einen ordentlichen Schauplatz eröffnete, unmittelbar an Oberon an.

Es ist bekannt, daß Oberon nach dem alten Romane Huon de Bordeaux bearbeitet ist. Wieland rühmte sich selbst, die Geschichten Hüons und Oberons so verflochten zu haben, daß alles Maschinenartige vermieden, daß dem Gedichte dadurch Einheit und Zusammenhang gegeben, und dem Oberon durch Annäherung an den Shakespeare'schen ein erhöhtes Interesse zu Theil ward. Es paßt recht schön, daß Wielands Naturell ihn zum Schlusse und auf der Spitze seines poetischen Schaffens gerade auf solch ein Thema führte, das so recht nach seinen Lebensmaximen war: wie ein Mensch, der einer Schwäche unterliegt, nicht eben ein schlechter Mensch sein muß, und sich ein andermal eben so stark beweisen könne, wie vorher schwach. Der glücklich gewonnene Boden leiht ihm auch hier etwas mehr Flug, und wenn zwar die Adlerschwinge der hohen trunkenen Schwärmerei ihn nicht hoch trägt, so reißt sie ihn doch hier wie in den anderen kleinen Erzählungen dieser Zeit weit über seine früheren Productionen hinweg.

Mit seinem Oberon verließ Wieland für immer das Gebiet der romantischen Poesie, um sich fortan fast ausschließlich mit den alten Römern und Griechen zu beschäftigen. Er lieferte eine ausgezeichnete Uebersetzung des Lucian und Horaz, welche Klassiker als ihm geistesverwandt er am meisten liebte, und dichtete, angeregt durch diese Beschäftigung, seine Dialogen im Elysium (1791), seine Göttergespräche, und seine Gespräche unter vier Augen, so wie den Peregrinus Proteus (1791). Im Jahre 1794 veranstaltete Wieland die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke von der letzten Hand, und empfing für dieselbe ein so bedeutendes Honorar, daß er einen Wunsch erfüllen konnte, welchen er schon längst in seinem Herzen gehegt hatte. Er kaufte sich das Landgut Osmanstedt, nahe bei Weimar an der Ilm in einem lieblichen Thale gelegen, und bezog dasselbe 1798 mit seiner zahlreichen Familie, um in stiller und doch reizender Zurückgezogenheit seine Tage zu beschließen. Seine Frau hatte ihm vierzehn Kinder geboren, von welchen neun, sechs Töchter und drei Söhne, am Leben geblieben waren. Fünfe von seinen Töchtern waren an edle Männer verheirathet. Doch als zwei von seinen Schwiegersöhnen starben, nahm er die jungen Wittwen mit vier Enkeln wieder in sein Haus, und führte in ihrer Mitte das glücklichste und sorgenloseste Leben. Seine schriftstellerische Thätigkeit unterbrach er nicht, wovon sein Attisches Museum wohl das beste Zeugniß gibt, welches die Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut machte.

In seinem hohen Alter trafen den greisen Dichter noch einige harte Schicksalsschläge. Am 9. November 1801 starb seine Gattin, mit der er 35 Jahre lang die glücklichste Ehe geführt hatte. Dieser Verlust beugte ihn tief, und veranlaßte ihn, das nun vereinsamte Osmanstedt, aus welchem der gute Geist seines Lebens geschieden war, zu veräußern und wieder nach Weimar zu ziehen. Man empfing ihn mit allgemeiner Freude, besonders von Seiten des Hofes. Die Herzogin Anna Amalia zog ihn in ihren nächsten Kreis, und fast täglich mußte er ihr Gesellschaft leisten: „die gute Fürstin," sagte er selbst, „war ihm die wohlthätigste aller Feen, deren Huld und herablassende Güte die wohlthätigsten Sonnenstrahlen auf den späten Abend seines Lebens herniederwerfe." Auch der Herzog bezeigte ihm vielfache Aufmerksamkeit, und suchte alle seine Wünsche zu befriedigen, wie er ihm denn unter Anderem seinen vollen Gehalt von 1000 Thalern als Pension bis an sein Lebensende auszahlen ließ. Alles dieß milderte einigermaßen den Schmerz Wielands um seine verstorbene Gattin, und er lebte noch einige genußreiche Jahre in Weimar. Nach der Schlacht bei Jena, deren Folgen für Viele so schreckensvoll waren, wurde ihm ein ähnlicher Schutz zu Theil, wie er einstens dem Dichter Pindar in Theben von Alexander dem Großen verliehen wurde. Während der Plünderung und allgemeinen Verwirrung in Weimar wurde ihm eine Ehrenwache zuertheilt, und später unterhielt sich Napoleon selbst oft Stunden lang mit dem Manne, dessen Dichterruhm weit über die Gränzen Deutschlands hinausgedrungen war. Die Verleihung des St. Annen-Ordens vom Kaiser Alexander von Rußland, so wie seine Aufnahme in den Bund der Freimaurer und in das französische Institut machte ihm ebenfalls viele Freude, die aber durch den Tod seines geliebten Freundes Herder getrübt wurde. Auch der Tod Schillers, den er innig geliebt und hoch verehrt hatte, beugte ihn sehr darnieder. Im Herbste des Jahres 1809 wurde er von einer schweren Krankheit darnieder geworfen, die er kaum überstand. So langsam auch seine Genesung von Statten ging, blieb er doch immer gleich sanft und gefaßt. „Am bewunderungswürdigsten aber erschien er," wie Göthe erzählt, „körperlich und geistig betrachtet, nach dem har-

ten Unfalle, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz eines Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt war. Die schmerzlichen Folgen des Falles (er hatte das Schlüsselbein gebrochen), die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuthe, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: Es sei ihm noch niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage."

Eine seiner letzten Arbeiten war die Uebersetzung der Briefe des Cicero, welche er im Jahre 1806 in der Absicht begann, „aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andere Welt und Zeit sich zu versetzen, und eine große, schwere und mühselige, aber ihm angenehme und zu seinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, die ihn hoffen ließe, die letzten Jahre oder Tage seines Lebens nicht ohne alles Verdienst um seine geliebten Sprachgenossen zugebracht zu haben."

Er arbeitete an diesem Unternehmen bis zu seinem Tode, welcher am 20. Januar 1813 erfolgte. Seinem Wunsche gemäß wurde er an der Seite seiner Gattin zu Osmanstedt beerdigt, und ein schönes Denkmal bezeichnet die gemeinsame Ruhestätte. Die von Wieland selbst lange vor seinem Tode verfertigte Grabschrift lautet:

„Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Wir beschließen diese Biographie mit einigen Worten Grubers, welcher sich in seiner Schilderung Wielands folgendermaßen über ihn ausspricht: Je weniger der feine Ton des Weltmanns ein Erbgut war, womit die deutsche Muse ihre Jünger verschwenderisch ausgestattet hatte, desto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands in seiner Zeit, die gerade eines Mannes, wie Er, bedurfte, mit diesem feinem Gleichgewicht verschiedener Geisteskräfte, mit dieser Mischung poetischer und philosophischer Anlagen, mit dieser zarten Empfindung und großen Belesenheit. Mag man immerhin beweisen, daß er als Dichter an gewaltiger Darstellungskraft Manchen über sich habe, daß er als Philosoph mehr heller als tiefer Geist war, in der Uebersetzungskunst nicht das Ideal erreichte, und sonst noch Manches an ihm auszusetzen finden: alles dieses kann man zugestehen, ohne Furcht, daß seinem wahren Ruhme geschadet würde; denn in dem, wodurch er in seine Zeit eingriff, ist er einzig. Hatten nämlich durch seine Poesien, worin er überall fruchtbaren Samen von Weisheit ausstreute, die Geister eine feinere, intellectuellere Form gewonnen, so dienten nun auch seine ästhetischen Eigenschaften Allem, was er zur Belehrung, zur Prüfung vortragen mogte. Die Leichtigkeit, Faßlichkeit, Popularität seiner philosophischen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener praktischen Philosophie des Lebens, von welcher am Ende doch alle wahre Aufklärung ausgeht, und sein Scharfsinn und Witz, verbunden mit ausgebreitetem historischem Wissen, wodurch überall Anspielungen, Gleichnisse und Parallelen voll Sinn und Wahrheit herbeigeführt wurden, hefteten die Geister immer mehr an jene Untersuchungen. So war es immer vornämlich Er, welcher das Forschen über Gegenstände der Religion, der Staatsverfassung, der gesellschaftlichen Verhältnisse wenn nicht weckte, doch reizte, welcher eine Menge für die Ausbildung und das Wohl der Menschheit wichtiger Ideen in größeren Umlauf brachte, und die Philosophie gleichsam in die gebildeten Zirkel einführte. Für den Zeitgeist, der sich ihm in der Bibliothek und dem Hause des Grafen Stadion zuerst offenbart, und den er für einen guten Geist erkannt hatte, wirkte er rastlos und ununterbrochen, und sieht man auf ihn als Dichterphilosophen, wie er auf Abschaffung theologischer Irrthümer und religiöser Mißbräuche, Gebrechen der Staaten und ihrer Lenker, Mängel unseres sittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune, bald mit Ernst, bald mit lachendem Spott und edlem Zorne, fortwährend hingewirkt hat, so mögte man ihn den Voltaire Deutschlands nennen, wenn nicht in seiner Seele ein hohes, sittliches Ideal gelebt und sich überall ausgesprochen hätte. —

Wieland gehört ohne Zweifel zu den größten Männern Deutschlands, und wird als Solcher auch in den fernsten Zeiten noch anerkannt werden.

Die Polypen des süßen Wassers.

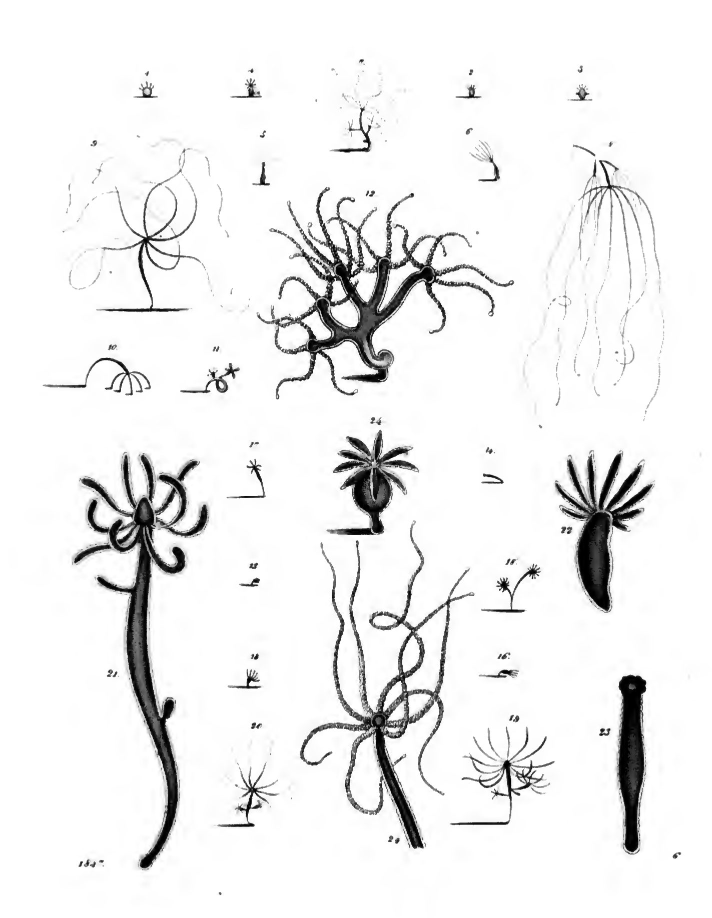
(Taf. 6.)

Die Polypen, Polypi, bilden eine eigene Thierklasse, deren einzelne Repräsentanten zwar in ihrem Baue sehr verschieden sind, in ihrer Entwickelung aber alle mit der Entwickelung der Pflanzen übereinstimmen, und diesen größtentheils auch in ihrem äußern Ansehen gleichen, weßhalb man sie auch als Pflanzenthiere bezeichnet. Reich an Gattungen und Arten, von denen, da sie hauptsächlich die tiefen Abgründe des Meeres bewohnen, und nur durch einen glücklichen Zufall an die Oberfläche gebracht werden, erst die kleinste Zahl näher bekannt und untersucht ist, theilt man die Klasse in drei Hauptabtheilungen, in Seefedern, Korallen und nackte Polypen, und scheidet diese Abtheilungen in zehn Familien.

Die Polypen des süßen Wassers gehören der dritten Abtheilung, den Polypi denucati an, und bilden in dieser die letzte Familie: die Armpolypen, Hydrina. Man findet sie in allen stehenden Wässern in ziemlicher Menge an Wasserpflanzen, wo sie zuerst von Leeuwenhoek entdeckt und als Thiere erkannt, später von Trembley, Baker, Rösel und Schäffer näher beobachtet wurden. Sie bestehen aus einem röhrenförmigen, walzigen Leibe, der an dem einen Ende fadenförmig verläuft, am andern Ende aber kuglich vorgezogen und mit einer Mundöffnung versehen ist, um welche herum ungefiederte Fühlfäden in einfachem Kranze

stehen. Der Körper der Hydren oder Armpolypen besteht in allen Theilen aus einer gallertartigen Substanz, die aus Körnchen zusammengesetzt erscheint, und trotz der verschiedenen Färbung so durchscheinend ist, daß man die Verdauung im Innern beobachten kann. Die Zahl der Fühlfäden ist nach den Arten verschieden, selbst bei derselben Art nicht übereinstimmend, und die Länge derselben übertrifft die Länge des Körpers oft um das acht- bis zehnfache. Der Leib ist selten über einen Zoll lang, und von der Dicke einer Rabenfeder; die Fühlfäden sind im Stande der Ruhe eben so lang, können aber vom Thiere willkührlich bis auf 6, 8 und 10 Zoll ausgedehnt werden. — Um Armpolypen zu erhalten, schöpfe man einen Eimer mit Wasserlinsen und vertheile diese in Biergläser; nach einiger Zeit wird es kaum fehlen, daß man nicht ein und den andern Polypen mit seinem hintern, undurchbohrten Ende fest am Glase sitzen sieht, der gegen das Licht empfindlich, dasselbe überall aufsucht. Die Bewegung der Polypen ist willkührlich; der Körper in allen seinen Theilen zusammenziehbar und fähig, sich fadenförmig auszustrecken und nach allen Richtungen zu beugen. Die Fühlfäden, deren jeder einzeln beweglich ist, können sich auf die verschiedenste Weise krümmen und der Länge nach aufrollen. Die Bewegung der Hydren selbst, von einer Stelle zur andern, geschieht auf fünferlei Weise: entweder beugt sich der Körper in einem Bogen abwärts und hält sich mit den Armen fest, worauf das Schwanzende, welches eine Saugscheibe bildet, dem Kopfende genähert, und dieses aufs neue entfernt, und das Schwanzende nachgezogen wird, bis der Körper sich wieder aufrichtet; oder der Kopf wird, wie im vorhergehenden Falle, abwärts geneigt, so daß das Thier auf die Fühlfäden zu stehen kommt, und der Schwanz alsdann in entgegengesetzter Richtung in einen Bogen abwärts gekrümmt, worauf das Kopfende, wenn die Saugscheibe sich befestigt hat, sich wieder aufrichtet; oder, der Polyp ergreift mit einem oder mehreren Armen, bei ausgestrecktem Körper, einen entfernten Gegenstand, läßt das Schwanzende los, und nähert nun mittelst Zusammenziehung der Arme den Körper dem Gegenstande; zuweilen strecken sie das Schwanzende über die Oberfläche des Wassers und lassen dann die Fühlfäden los, auf welche sie sich gestellt hatten. Das trocken gewordene Ende erhält sich auf der Oberfläche des Wassers, und so erscheint der Polyp aufgehangen, mit frei im Wasser schwebendem Körper. Oftmals überlassen sie sich auch frei dem Wasser, obgleich sie nicht schwimmen können, und mitten im Wasser langsam zu Boden fallen. — Im Innern der Körperhöhle der Armpolypen ist durchaus kein Organ zu erkennen, und eben so wenig ist ein von einer besonderen Haut gebildeter Magen zu bemerken; der ganze Leib ist nichts anders als ein blinder Darm, den man, ohne dem Thiere zu schaden, umstülpen kann, denn es frißt nachher wie zuvor, und kann mit seiner äußern Fläche eben so wie mit der inneren verdauen. Die Ernährung geschieht theils durch Einsaugen vermittelst der ganzen Oberfläche des Körpers, theils durch vermittelst des Mundes aufgenommene Nahrung, die in Naiden, Daphnien und andern kleinen Wasserthieren besteht. Mit Lebhaftigkeit ergreift der Polyp seine Beute, umschlingt dieselbe mit seinen Fühlfäden und bringt sie durch Aufrollen derselben in den Mund. Indem der Polyp sich nun erweitert, drückt das Wasser die Speise hinab in die Magenhöhle. Die Verdauung geht schnell vor sich, und die unverdauten Ueberreste werden durch den Mund wieder ausgeworfen. Die Polypen sind sehr gefräßig, und verschlingen oft sogar ganz kleine Fische, können dagegen oft aber auch, selbst im Sommer, Monate lang hungern.

Trembley und Rösel haben die ausführlichsten Schilderungen der Armpolypen geliefert, und den Beobachtungen des Letzteren haben wir die beigefügten Abbildungen derselben zu verdanken. Ersterer, welcher ein Glas mit Wasserpflanzen auf das Fenstergesimse gestellt hatte, um kleine Wasserinsekten zu beobachten, bemerkte an einem Stengel einen grünen Polypen, der wie die Samenfeder des Löwenzahns aussah; bald sah er eine langsame Bewegung der Fäden oder Arme, und fand, daß bei der geringsten Erschütterung der Polyp sich bis auf ein Körnchen grüner Materie zusammenzog, bald aber wieder von Neuem ausstreckte. Später entdeckte er mehrere am Glase, sah sie fortschreiten, wie Spannraupen, und bemerkte, daß sie sich stets nach der Lichtseite wendeten, wenn man das Glas umdrehte. Endlich bemerkte er einen Jungen aus der Seite des Alten hervorsprossen, wie einen Ausläufer bei einer Pflanze, und als Reaumur in Paris, dem er sie, ungewiß was es sei, zuschickte, sie für Thiere erklärte, wagte er es nun auch zu thun. Die meisten Versuche und Beobachtungen stellte er an braunen Polypen an, und machte zuerst auf die willkührliche Bewegung derselben und ihre Reproduktionskraft aufmerksam. Er bemerkte, daß sie pflanzenartig wuchsen; daß sie unter spitzigen Winkeln Aeste trieben, die sich eben so wie der Stamm ausbildeten, und fand selbst welche mit 22 Aesten. Ihre Vermehrung geschieht auf dreierlei Art: durch freiwillige Ablösung der zu Polypen ausgebildeten Aeste; durch Keimkörner, die fälschlich Eier genannt werden, und durch freiwillige Theilung. Die Aeste erscheinen zuerst in Form eines Knöpfchens, an dessen Spitze nachher die Fühlfäden hervorwachsen, und oft findet man an den Jungen, noch ehe sie sich vom Stamme trennen, schon wieder Junge. Die Keimkörner wachsen an unbestimmten Stellen der Oberfläche des Körpers aus der Substanz des Polypen hervor, fallen ab, wenn sie ihre Reife erlangt haben, und bilden sich zu Polypen aus. Bei freiwilliger Theilung entsteht an einer Stelle des Leibes eine Einschnürung, und der Polyp trennt sich dort in zwei Stücke, deren jedes zu einem vollständigen Thiere wird. — Die Reproduktionskraft der Armpolypen ist überraschend; ein abgeschnittenes Stück, oft selbst ein abgeschnittener Fühlfaden, wächst zu einem neuen Thiere heran; ein abgeschnittenes Mundende war schon nach 24 Stunden wieder mit einem Körper versehen, langsamer aber trieb



ein abgeschnittener Körper einen neuen Mund und Fühlfäden hervor. Wunden vereinigen sich bei ihnen schnell wieder; zerschnittene oder ganze Polypen, die mittelst Durchstechung mit einer Borste verbunden wurden, verwuchsen leicht, und man konnte sie dadurch in den verschiedensten Formen aufeinander pfropfen. Spaltete man das Kopfende in zwei oder mehrere Theile, so erhielt der Polyp so viel Köpfe, und eben so vervielfältigte sich das Schwanzende, wenn es zerspalten wurde. — Dieser starken Reproduktionskraft wegen sind die Armpolypen, wo sie einmal vorkommen, fast unvertilgbar, und nur durch Zerstörung der Textur vermittelst Zerquetschen können sie getödtet werden. — Die Lebensdauer der Polypen währt 2—3 Jahre, vielleicht sogar noch länger; Rösel hat einzelne gegen 2½ Jahre aufgehoben und bei den grünen bemerkt, daß sie oft über ein halbes Jahr keine Nahrung zu sich nehmen. Außer Naiden und Daphnien, ihrer Hauptnahrung, verschlucken sie auch rothe Regenwürmer, Raupen der Wasserfalter und Schnaken, selbst junge, 4—6 Linien lange Fische. Letzteres sieht besonders possierlich aus, da das Fischchen den Polypen so ausspannt, daß man glaubt, es sei von einer dünnen Schleimhaut überzogen, und habe vorn am Kopf eine Menge Bartfäden. In einer Stunde ist es todt, ausgesogen und durch den Mund ausgeworfen, jedoch noch kenntlich. Füttert man die Polypen mit Würmern, so geschieht es oft, daß zwei Polypen einen Wurm, jeder am andern Ende, verschlucken, wobei bald der Wurm zerreißt, bald ein Polyp vom andern mit verschlungen wird, welcher aber oft nach einer Stunde unversehrt wieder heraus kommt. Auch mit der Speise verschluckte Fühlfäden kommen unversehrt wieder aus dem Magen, ein Beweis, daß die Polypenhaut selbst nicht verdaut wird, während die Verdauung aller andern Nahrungsstoffe spätestens in 12 Stunden beendet ist, das Weiche der Würmer dabei in einen Brei aufgelöst, und das Ueberbleibsel durch den Mund ausgeworfen wird. Während der Verdauung wird die Speise immer vor- und rückwärts geschoben, und dabei besonders die Farbe der Nahrungsmittel ausgezogen, die dann den ganzen Körper des Thieres durchdringt, und ihm wechselnd Färbung gibt.

Nach Trembleys wunderbaren Beobachtungen und Versuchen wurden überall ähnliche Versuche angestellt, keine übertreffen aber die Rösel'schen an Genauigkeit. — Auf unsrer Tafel finden wir den blassen, strohfarbigen Polypen, den langarmigen, den grünen und den Armpolypen. — Der blasse, strohfarbige Polyp, Hydra pallens, Fig. 1—7, hat von 5 bis 7 Arme. Der Körper desselben besteht, wie man an Fig. 7 am deutlichsten sehen kann, aus einem einfachen hohlen Kanal, an welchem sich oben ein kolbenförmiger Theil befindet, welcher der Kopf genannt wird, weil in demselben der Mund des Thieres befindlich ist, um welchen die Fühlfäden oder Arme im Kreis herum sitzen, die sich wie Schnirkel dehnen und aus lauter durchsichtigen Kügelchen zusammengesetzt zu sein scheinen. Das dem Kopf gegenüberstehende Ende ist der Schwanz mit der Saugscheibe. Dieser Polyp kann sich dergestalt einziehen, daß der Körper fast rund wird, und sich so darstellt, wie die Fig. 1—6 bezeichnen.

Der langarmige gelbe Polyp, Hydra grysea, Fig. 8—12, ist in seiner Färbung vielen Veränderungen unterworfen, und ziehet sich bald in's Blasse, bald in's Orangenfarbige, bald in's Rothe. Er kommt am häufigsten vor, hat von 5 bis 7 Arme, die am Ende in kleinen Kugeln enden, und am Schwanzende, was dünn zuläuft, Fasern, um sich bequemer mit denselben anhalten zu können. Fig. 9 ist ein einzelner, vollkommen ausgebildeter; Fig. 8 ein zusammengesetzter; Fig. 10 stellt die Art seiner Fortbewegung vor, und Fig. 11 ein oben in mehrere Köpfe getheilter; Fig. 12 ein vergrößerter, in fünf Köpfe gespalteter Polyp.

Der grüne Polyp, Hydra viridis, Fig. 13—23. — Dieser Polyp wird in reinen, jedoch stillstehenden Gewässern gefunden, und besteht aus einem dicken, aber sich verdünnenden, am obern Ende mit vielen Armen versehenen Körper. Die Zahl dieser Arme ist eben so unbestimmt als ihre Länge; sie dienen dem Thiere als Hände und Füße, da sie mit denselben sich nicht allein willkührlich fortbewegen, sondern auch ihre Nahrung damit fangen und zum Munde bringen. Die Gestalt der Arme wissen sie willkührlich durch Zusammenziehen und Ausdehnen zu verändern: bald sehen sie aus wie ein gestrahlter Stern, bald wie Blätter; bald sind sie nur beihangende Fasern, die das Kopfende umgeben, bald sind sie alle mit einander, bald nur einige davon ausgestreckt; bald stehen die Strahlen gerade, und bald machen sie Bogen oder Schlangenlinien. Zwischen den Armen steckt der Kopf, welcher eine Mundöffnung hat, deren Lippen sich auf allerhand wunderliche Art zusammenziehen. Das Bestandwesen des Körpers ist körnig, die inneren Körner sind unveränderlich blaßgrün, die äußeren aber, welche die innern wie eine Haut oder Rinde umgeben, sind weiß, hell und durchsichtig. Wenn sich der Körper dehnt, ist er allenthalben gleich dick, nimmt aber mannigfache Gestalten an; ziehet er sich zusammen, so wird er kurz und dick, und wie eine Rolle, eine Spindel, ein Kegel, Knopf oder Keule. Sie knospen wie Pflanzen an den Seiten aus und bekommen so junge Polypen. In ein paar Stunden schon siehet man, wenn man sie in einem Glas Wasser hat, aus den Knospen oder Seitenknötchen junge Stämme mit Armen hervortreten, und wenn diese Sprößlinge ihre Größe erreicht haben, trennen sie sich vom Mutterstamme los, was durch Wärme und nahrhaftes Wasser befördert wird. Man kann sie viele Monate lang in Gläsern halten, wo sie, ohne sichtbare Nahrung zu sich zu nehmen, munter fortleben und wachsen. Wärme ist ihnen angenehm, doch auch Kälte können sie vertragen, selbst einfrieren, und nach dem Aufthauen leben sie munter wieder fort.

Der große grüne Armpolyp, Hydra fusca, Fig. 24, der von allen Süßwasserpolypen die größten Arme hat, und fast eben so häufig braun als grün

vorkommt. In ruhigem Zustande läßt er seine Arme erstaunlich lang fahren, so daß kaum ein Spinnengewebe feiner sein kann, als die Spitzen derselben, sowie sie aber berührt werden, ziehen sie sich zusammen und erscheinen wie auf unsrer Tafel. Bei dieser Art kommt es am häufigsten vor, daß sie sich umstülpen, bei welcher Gelegenheit man die Verschüttung von Keimkörnern bemerkt haben will.

Die Färbung der Polypen scheint übrigens kein wesentliches Abzeichen der Arten zu sein, sondern mehr von der Nahrung herzurühren; wenigstens hat man bemerkt, daß wenn man sie mit kleinen rothen Regenwürmern (Lumbricus tubifex) füttert, sie roth, durch schwarze Plattwürmer schwarz, und durch den Genuß von grünen Blattläusen grün werden. —

Südamerika; die Landenge von Panama.

(Geschildert von Gustav Dörr.)

Wir hatten zu Kingston auf Jamaica im Anfang des Jahres 1838 volle vier Wochen zugebracht, ich hatte manchen frohen Tag in Kingston verlebt und auf den Zuckerplantagen, wohin ich verschiedene Empfehlungen besessen, eine sehr gute Aufnahme gefunden, namentlich auch mit großem Interesse die damals noch durch unfreie Schwarze betriebene Zuckerfabrication gesehen. Die Hitze war aber stets so ungemein heftig gewesen (Kingston ist nämlich der wärmste Platz auf Jamaica, da es auf der Südseite der Insel am Fuße der blauen Berge, wie ein Treibhaus, angebracht ist) und außerdem hatte sich die Neugierde, andere Länder zu sehen, mittlerweile so sehr in mir geregt, daß ich mit Freude die Matrosen dem Befehl des Kapitäns, die Anker zu lichten, Folge leisten sah. Mit einem frischen Nordostwind segelten wir an Port-royal vorbei, die blauen Berge wurden kleiner und kleiner, bis sie nur noch einen dunkeln Streifen am Horizonte ließen, und verschwanden bald ganz. So waren wir denn wieder von zwei Elementen umgeben.

Wir erfreuten uns eines guten Windes, der uns 10 bis 12 engl. Meilen in einer Stunde vorwärts brachte, was sehr selten der Fall ist, und berechneten schon im voraus den Tag, an welchem wir bei der Landenge von Panama ankommen würden. Vielen Schiffskapitänen verbietet der Aberglaube, eine solche Berechnung anzustellen, da sie widrigen Wind bringen soll, und wirklich brach der zweite Tag unserer Reise mit trüben Wolken an. Bald verwandelte sich das schöne Bild des Meeres in die graue Farbe der am Firmamente hängenden Wolken. Der Wind fing allmählich an sich zu erheben, wehte stärker und stärker, der Kapitän wollte dagegen keine Segel kürzen lassen, um seine Berechnung durchzusetzen, und so geschah es, da er dem endlich ganz entfesselten Elemente trotzen wollte, daß wir unseren Vordermast brachen. Das Schiff wurde dadurch ganz auf die Seite gelegt, und die Bemannung desselben würde sofort ein Frühstück der dort in Masse herumschwärmenden Haifische geworden sein, hätten wir nicht mit äußerster Geschwindigkeit die Taue gelöst. Es blieb uns nun nichts übrig, als nach Jamaica zurückzukehren, daselbst erhielten wir in Port-Royal einen neuen Mast aus dem königlichen Navy Yard und kamen erst nach vierzehn Tagen wieder in die Lage, die Reise aufs neue der Landenge entgegen antreten zu können. Dießmal wurde die vorige Berechnung nicht wieder angestellt, und froh waren wir, als wir nach vier und einem halben Tage vor Chagres ankamen.

Der erste Anblick dieses kleinen Ortes, ehe man noch in den Hafen selbst gelangt, ist nicht gerade unangenehm, da die alte spanische Festung, welche am Eingange des Hafens links auf einem hohen Fels liegt, das Bild belebt. Befindet man sich jedoch im Hafen, wo die Festung außer den Gesichtskreis tritt, und gegenüber den mit Palmstroh bedeckten Baracken, welche den Ort bilden, so verliert die Ansicht viel, da dicht hinter den Häusern die Bergkette der Anden herzieht und die Aussicht sodann auf eine kleine Strecke den engen Chagresfluß hinauf beschränkt ist.

Dem Orte auf etwa eine halbe Stunde nahe gekommen, zogen wir unsere Flagge auf, der sogleich von dem Castell die columbischen Farben entgegenwehten, und alsbald fand sich der amerikanische Vice-Consul in der Person eines Spezereikrämers von Chagres nebst dem Piloten und einem Douanier — letzterer zur Aufrechthaltung der gegen alle ausländischen Erzeugnisse äußerst strengen Zollgesetze — auf unserem Schiffe ein. Unsere erste an dieselben gerichtete Frage war nach dem dermaligen Gesundheitszustand in Chagres, da dieser Ort und Puertobello als die Grabstätten der Europäer, deren schon Hunderte in Folge des außerordentlich schlechten Klima's ihren Tod daselbst gefunden haben, bekannt und benannt sind. Die uns gewordene Antwort war nicht gerade völlig abschreckend, und so segelten wir getrost näher. Der Hafen ist nicht sehr geräumig und die Einfahrt in Folge des Umstandes, daß der Schiffsweg zwischen den Felsen des Castells und verborgenen Riffen hinführt, sehr schwierig.

Vor dem Ort warfen wir unter dem neugierigen Zuschauen der gesammten, aus ihren Baracken hervorgekommenen schwarzen Einwohnerschaft Anker, und schickten uns sodann an, die Waaren, welche aus Manufacten, meistens für Panama bestimmt, bestanden, zu löschen. Dieß beschäftigte uns mehrere Tage, während der ich mir die Unterhaltung verschaffte, das Castell zu besuchen. Dasselbe dient zum Staatsgefängniß und ist mit einer Besatzung von höchstens einem Duzend Soldaten versehen. Diese sind ärmlich uniformirte, barfüßig gehende, übrigens kräftige Bursche, die uns bei einer im Hafen zum Ausbruch gekommenen kleinen Meuterei unseres Personals rüstig genug zur Seite standen. Die Einwohner von Chagres, wenige Hunderte an Zahl, beschäftigen sich meist mit der Schiffahrt auf dem Chagresflüßchen, welche sie in ihren Piroguen (aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Kähnen) betreiben.

Nach einigen Tagen waren unsere Waaren in solche Piroguen geladen, der Kapitän empfahl das Schiff der Sorge des ersten Steuermanns bis auf unsere Wiederkehr, welche in drei Monaten stattfinden sollte, und fuhr mit mir in einer besondern Pirogue den Waaren auf dem Chagresflusse nach Gorgona zu voraus.

Diese Fahrt ist durch ihre Naturschönheiten im höchsten Grade angenehm und interessant. Der Fluß windet sich in einer Breite von höchstens 60 Fuß zwischen Bergen hin. Die buschichten Palmen, welche sich aus üppig wucherndem, hochgewachsenem Gesträuche auf beiden Seiten des Flusses erheben, strecken ihre breiten Zweige über den Fluß hin, so daß wir unter ihrem Schatten, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, dahin fuhren; in dem Laubwerk der Gewächse schwärmten ohne Furcht vor unserer Nähe die mannichfaltigsten Vögel in ihrer tropischen Farbenpracht, in der Ferne sah man hin und wieder einen Alligator am Ufer mit aufgesperrtem Rachen die frischere Flußluft einathmen und sich erquicken, und so zogen wir unter dem Gesang und tactmäßigen Ruderschlag unserer Bogas (Fährleute) Gorgona entgegen, wo wir des andern Tages ankamen.

Dieser Ort, ein freundliches Dörfchen auf einer kleinen Anhöhe auf der rechten Seite des Flusses gelegen, in Bauart und Einwohnerzahl Chagres ganz gleich, liegt ungefähr in der Mitte der Landenge. Diese hat in der hier bezeichneten Richtung eine Breite von höchstens 12 Meilen, und wird ganz von dem Andengebirge mit seinen Thälern und Höhen, deren beträchtlichste übrigens 800 Fuß nicht übersteigt, eingenommen. Von Gorgona aus werden die Waaren auf Maulthiere geladen, um über die Anden nach Panama geschafft zu werden, und ein zweiter Speditionsort ist das einige Meilen aufwärts des Chagresflusses gelegene Cruces. Da so viele Maulthiere als wir benöthigt waren, sich nicht vorfanden, auch unsere Waaren noch nicht angelangt waren, so verweilten wir zwei Tage in Gorgona.

Hier hatte ich nun besondere Veranlassung, die neuerdings erlernte spanische Sprache anzuwenden, da, gleich wie auf der ganzen Landenge von Chagres an, nur diese Sprache gesprochen und von den Einwohnern verstanden wird.

Ich ging einigemal auf die Jagd, und hatte dadurch zum erstenmal das Vergnügen, mich in dieser reichen, südamerikanischen Natur zu bewegen, was übrigens in Folge der übergroßen Sonnenhitze nur Morgens und Abends verstattet ist. Die Hauptausbeute waren Fasanen. Ein prachtvoller Anblick war das, Abends bei Sonnenuntergang stattfindende, Umherschwirren von Hunderten von Colibris zwischen den Blüthen der Gewächse.

Am dritten Tag waren die Maulthiere, zwanzig an der Zahl, in Bereitschaft, und so reisten wir, jedes Thier auf beiden Seiten mit einem Waarenballen beladen, der Capitän und ich auf zweien der schönsten Thiere beritten, welche reich verzierte spanische Sättel mit à jour gearbeiteten, kupfernen breiten Steigbügeln und rothe feine Decken mit lang herunterhängenden Franzen trugen, unter der Begleitung von sechs Führern (guias) der früher so blühenden Stadt Panama, am Strande des stillen Oceans entgegen.

Der Weg — insofern man einen bloß durch Tritte von Menschen und Thieren gebildeten, über Berge, Thäler und durch wilde Wasser führenden Pfad so nennen kann — ist in der Regenzeit, nämlich vom April bis October, sehr schlecht, während der übrigen Monate aber ziemlich gut. Die Kunst hat nur insofern nachgeholfen, als an einer Stelle ein Felsen eine ziemlich lange Strecke durchschnitten ist (dieß jedoch nur so, daß keine zwei Maulthiere an einander vorüber gelangen können, weßhalb die Guias in eine Muschel blasen, um die etwa Entgegenkommenden zum Warten zu veranlassen), und als auf einer andern Stelle in eine Felsenmasse Löcher eingehauen sind, die den Füßen der Pferde und Maulthiere als Stufen dienen, um sie vor dem Ausgleiten, welches in Abgründe führen würde, zu bewahren. Damen machen deßhalb selten diese Tour, und wenn es geschieht, so lassen sie sich gewöhnlich in einem Hamak, welcher an Stangen befestigt ist, über die Bergkette tragen.

Unsere Köpfe zur Wahrung vor dem Sonnenstich unter den Strohhüten mit frischen Blättern bedeckt, zogen wir auf diesem Pfade hin, zuweilen eine Strecke weit unter Palmbäumen, deren Schatten uns angenehm erquickte, bis gegen Mittag, wo wir einen kleinen Halt machten, unsere Hamaks an den Stämmen einiger schattigen Bäume befestigten, und nach dem Genuß eines kleinen Mahls und des starken, Champagner ähnlichen gegohrenen Safts aus dem Zuckerrohr, „Guarapo" genannt, die in diesen heißen Ländern unentbehrliche Siesta hielten.

Der Nachmittag sah uns unsere Reise wieder aufnehmen, und ich gedachte nun bald von den höheren Bergen den stillen Ocean, auf dessen Anblick ich sehr gespannt war, sehen zu können. Es war dieß jedoch erst von der letzten Anhöhe nahe bei Panama möglich, und freudig genug wurde ich durch das Bild, welches sich nun meinen Augen darbot, überrascht! Vor mir der unendliche, an der Gesichtsgränze sich mit dem Himmel vermischende blaue Spiegel des stillen Oceans, an dessen Busen unter mir die alte spanische Stadt Panama mit ihren umfangreichen, früher blühenden, jetzt in Ruinen dastehenden und von Ephen durchrankten Kirchen und Klöstern, mit ihren verfallenen Bastionen und Festungswerken; links der Stadt ein in einem Halbzirkel längs dem Meere sich ausdehnender Wald von Kokos- und Palmbäumen, in der Ferne auf dem Meere einzelne Gruppen bergiger kleiner Inseln, — alles dieses gewährte einen großartigen, und in seiner Großartigkeit friedlich belebten, herrlichen Anblick.

Wir ritten nun, nachdem ich mich an diesem Panorama genug ergötzt hatte, bergab an manchem steinernen Crucifix und sonstigen Heiligenbildern vorbei, und kamen in der Vorstadt an, welche größer wie die Stadt selbst und unregelmäßig, theils in hölzernen, theils in steinernen Häusern erbaut ist.

In der eigentlichen Stadt angelangt, kehrten wir in dem Hause eines Privatmanns ein, da es keine Wirthshäuser dorten gibt. Unsere für Panama bestimmten Waaren wurden sehr bald an die wenigen in der Stadt vorhandenen Kaufleute abgesetzt, und nachdem ich noch dem Gouverneur den jedem Fremden obliegenden Besuch zur Abgabe meines Passes abgestattet, blieb mir noch einige Muße, um die Stadt näher kennen zu lernen. Dieselbe ist das Bild einer gefallenen Größe. Verlassene, in meist unergiebigem Besitz der reicheren Einwohner stehende Paläste und sonstige Wohngebäude in großer Zahl, und die öden meistens in Ruinen verfallenen Hallen großartiger Klöster erinnern an Zeiten des Reichthums, der Pracht und lebhafter Bevölkerung, die nun verschwunden sind.

Die Einwohner gehören meistens dem Gewerbsstande an. Die ärmeren genießen den leicht gewonnenen Ertrag der wenigen, in der Nähe der Stadt gelegenen, urbar gemachten Felder; ein anderer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit den gewöhnlichen Handwerken und mit dem Flechten von Hamacs aus Palmstroh, Herrenhüten aus einer Art Binse (Panama hats), und Halsketten von Golddraht — beide letztere auch zur Ausfuhr, — wenige sind, wie erwähnt, Kaufleute, welche die aus dem Ausland eingeführten Waaren an die Provinzen absetzen, Sarsaparille, Jalappa und andere Arzneimittel, Schildkrot, Perlmutter, Farbhölzer und sonstige Farbstoffe ausführen, und die Spedition der über die Landenge kommenden, für das westliche Südamerika bestimmten Waaren betreiben; die reichen Einwohner speculiren mitunter in der früher bereits schon durch die Spanier sehr ausgebeuteten Perlenfischerei, oder lassen die, meistens auf der westlichen Seite der Landenge befindlichen, wenigen und nicht sehr ergiebigen Goldminen bearbeiten. Alle Einwohner aber, insbesondere die meistens aus Mestizen bestehenden Eingebornen, sind träges, lässiges, dem Vergnügen höchst ergebenes Volk. In ihren Häusern, die nicht mit Scheiben versehenen Fenster mit Läden verschlossen, die Fußböden um der Kühle willen geplattet, liegen sie während des Tages in einem mehr als mi-jour, selten lesend, meistens schlafend oder Cigarren rauchend, in einem leichten deshabillé, in ihren, das Hauptmöbel jedes Hauses bildenden Hamaks.

Das Rauchen ist überhaupt allgemein im Gebrauch; die Männer wie die Frauen rauchen, und macht man irgend einen Besuch, so läßt die Hausfrau Cigarren und Feuer kommen, steckt die Cigarre in den Mund, zündet sie an und läßt sie durch das Kammermädchen überreichen. Dieses soll ein Beweis von großer Achtung sein. Ist die Dame jung und schön, so läßt man sich diese Auszeichnung gern gefallen, aber wehe deiner Rauchlust, wenn sie alt und häßlich ist, und vielleicht mit dem einen noch übrig gebliebenen Zahn auf die Cigarre beißt und alle Falten des Gesichts sich convulsivisch beim Anrauchen verziehen.

Eine angenehme Sitte ist das tägliche Baden. So wie der Tag graut, springt fast alles aus den Hamaks, man kleidet sich etwas an, nimmt Handtücher (welche höchst elegant an beiden Enden mit farbigen Blumen gestickt sind) und „Tutumas," ein Gießgefäß aus einer Frucht gemacht, mit, und zieht vor die Stadt landeinwärts nach mehreren daselbst befindlichen Quellen. Männer, Frauen und Kinder, kurz die ganze Bevölkerung der Stadt begibt sich dahin. Nachdem sich nun Jedermann recht erquickt hat, geht der Zug wieder nach Haus, woselbst die Sennoras und Sennoritas anfangen sich die schönen Haare zu flechten, welche mit natürlichen und wohlriechenden Blumen geschmückt werden. Dieses ist auch die ganze Toilette, welche sie in der Regel machen, indem sie im übrigen in nachlässigem Anzug umherschlendern, oder in den Hamacs liegen. In der Regenzeit unterbleibt dieses Baden, indem man sich dann bei den Regengüssen in den Höfen der Gebäude unter die Ströme der Dachrinnen stellt und so bespülen läßt.

Sonst verläßt man die Wohnungen in der Regel nur noch Frühmorgens zum Besuch des durch die Tracht der Einwohner und die Farbenmannichfaltigkeit der Producte recht bunt sich darstellenden Marktes. Des Abends aber promenirt Jedermann in den Straßen und längs den Bastionen am Meeresgestade, oder die Mädchen und Frauen setzen sich vor die Häuser, Guitarre spielend und singend, wobei es jedem unverwehrt ist sich dazu zu gesellen und mitzusingen.

Die Frauen sind im Ganzen genommen schön zu nennen; alle haben schwarzes Haar und einen etwas leicht bräunlichen Teint, große dunkle Augen mit langen Wimpern beschattet, sehr hübsch gezogene Augenbrauen, mittlere, gut genährte Statur, kleine Hände und Füße, kurz es ist eine spanische Abstammung. Ihr Anzug, wenn vollkommene Toilette gemacht ist, besteht in leichtem Musselinkleid von hellem Grund mit großen vielfarbigen

Blumen, weißseidenen Strümpfen und weißen, rothen oder hellblauen Atlaßschuhen. Das Haar ist mit einem hohen ciselirten Schildkrotkamm aufgesteckt, der Hals und die Finger mit Ketten und Ringen geschmückt. Der Anzug der Herren besteht das ganze Jahr hindurch in weißleinenen Beinkleidern und Camisol, um den Hemdkragen ein breites schwarzseidenes Band und ein Panama-Hut als Kopfbedeckung, welcher nach der Feinheit der dazu verwendeten Binse sehr kostspielig (von 10 bis 50 fl. kostend), aber von sehr langer Dauer ist.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel in Panama und auf dem Isthmus überhaupt sind Kaffee, Chocolate, Speisen aus Reis, Mais, Yamswurzeln und Bananen, ferner Seefische und Krabben, dann stets mit einem starken Zusatz von „Culandro“ (Coriander), bereitetes Geflügel und sonstiges Fleisch, zuweilen auch „Iguanos“ (eine Art großer, grüner Eidechsen von sehr gutem weißem Fleisch) und Armadille mit gutem Schweinfleischgeschmack, dann „Dulces“ (Süßigkeiten), die den Schluß jeder Mahlzeit bilden; das Trinkwasser wird in „Tenejas“ (rothen irdenen Gefäßen) stets frisch erhalten, außerdem trinken die Vermögenderen billigen und guten Bordeaux, und die Aermeren nebst den Indianern „Chicha“, ein Getränk aus gegohrnem Mais.

Da ich gerade zu Ostern ankam, wo mehrere Tage hintereinander Festlichkeiten stattfanden, so hatte ich Gelegenheit die Art der Feier zu sehen. Am ersten Tage fand eine so glänzende Procession statt, wie ich dieselbe nie gesehen hatte. Ganz Panama nahm daran Antheil; dieselbe ging Abends nach eingetretener Dämmerung vor sich. Den Zug begannen mehrere Geistliche, Kreuze und Fahnen tragend, dann kamen Bilder von Heiligen, welche unter Thronhimmeln getragen wurden und mit Massen von brennenden Kerzen umgeben waren. Nachdem schon eine lange Reihe derselben bei mir vorübergekommen war, fing es am Ende der Straße, wo der Zug herkam, an heller und heller zu werden, bis endlich der Tag selbst anzubrechen schien. Es war die heilige Mutter Gottes, auf einem Thron sitzend, von Männern getragen, die daher kam, von einer wahren Unzahl Lichtern umgeben. Nach ihr folgten wieder Heilige unter Himmeln, dann das in Panama befindliche wenige Militär in voller Uniform, und den Schluß bildete, wie es den Anschein hatte, die gesammte Bevölkerung der Stadt, Damen und Herren, brennende Kerzen tragend, je zwei und zwei, die Damen in schwarzen, langen Schleiern. Der zweite Tag brachte ein anderes eigenthümliches Fest. Nachmittags zog nämlich der Pöbel durch die Straßen mit ausgestopften lebensgroßen Männern, Juden vorstellend, und ganz mit Feuerwerk angefüllt. Unter lautem Jubel wurde nun in den Straßen von einem Hause zum andern ein Drath gezogen, an welchem die Juden am Halse aufgehängt wurden. Bei Dämmerung wurden dieselben angesteckt, der Lärm und das Jauchzen der Menge wuchs nun immer mehr und war endlich über alle Maßen, besonders so oft ein neues Glied der Puppen platzte. Schrecklich bäumten sich diese Gestalten um den Drath herum; besonders künstlich arrangirt war das Feuerwerk in den Köpfen, indem sich dieselben auf einmal entzündeten und aus allen Oeffnungen Feuerstrahlen sprühten, bis ein plötzlicher tüchtiger Knall den Schädel spaltete und die ganze Gesellschaft der Zuschauer mit Fröschen und Schwärmern überschüttete.

Kurz nach Beendigung dieser Scene, wobei sich, wie ich bemerken muß, kein Jude, deren es übrigens nur sehr wenige in Panama gibt, blicken lassen darf, denn die Volksmenge würde ihn zerreißen, fingen die verschiedenen Ballbelustigungen an. Ich war zu einem gebeten, welchen mehrere der ersten Damen Panama's auf gemeinschaftliche Kosten gaben, und war nicht wenig über die daselbst herrschende republicanische Einfachheit erstaunt.

Ein nicht besonders beleuchteter Saal enthielt, im Kreis auf Tabourets umhersitzend, die theilnehmenden Damen und Herren. In der Mitte ging der Tanz vor sich, welcher meistens aus Fandangos besteht. Einige Walzer wurden auch getanzt, und ich hatte Mühe, mich in den Tact zu finden, der viel langsamer wie der unsere ist, dadurch jedoch den Tanz weit graciöser und nobler dem Auge darstellt, als unser furchtbares Rasen, wobei man Kopf und Athem verliert. Der Walzer wird polonaisenartig getanzt, und man hat die schönste Gelegenheit, sich dabei mit seiner Dame zu unterhalten. Ein Schmuck, welchen die dortigen Damen vorzugsweise gerne am Halse tragen, ist ein lebendiger Käfer von der Größe einer Kaffeebohne, welcher ein hellgrün leuchtendes Licht von sich gibt, und im Tanze wie das Feuer des schönsten Diamanten strahlt. Erfrischungen, Weine und verschiedene Aguardientes (gebrannte Wasser), welchen letztern die Sennores dorten sehr zusprechen, wurden nur spärlich gegeben, und den nicht geladenen Gästen, deren sich auch welche einfanden, nur für Geld verabreicht. An der offenen Thüre drängten sich die verschiedenen farbigen Köpfe des Landvolks und der ärmeren Einwohner der Stadt, und gaben dem Ganzen durch ihre lauten Anmerkungen und Späße eine recht originelle Belebung. Gegen Mitternacht ging das Vergnügen zu Ende und wurden die Sennoritas durch die Herren nach Hause geleitet.

Ein auffallender Umstand in Panama ist der, daß die Stadt gar keine Canäle hat und jeder Unrath auf die Straße geworfen wird. Diese enthalten dagegen eine Art Raubvögel von der Größe eines jungen Wälschen, Namens Gallinasso, welche sich meistens auf den Dächern der Häuser aufhalten und jeden Unrath fressen. Diese Gallinassos sind zu Hunderten in der Stadt und erhalten somit die öffentliche Reinlichkeit, auch kostet es 5 Dollars Strafe, einem Gallinasso das Leben zu rauben. Der Vogel ist fast ganz schwarz mit etwas rothem Kopfe und sieht sehr häßlich aus. —

Im Golfe von Panama, nicht weit von der Stadt, liegen die bereits erwähnten Inseln, wie Taboga, las Perlas und mehrere andere. Erstere, nämlich Taboga, wird mit Recht der Garten von Panama genannt, indem von da die meisten Früchte und Gemüse zur Stadt gebracht werden; auch landeten wir an dieser Insel, da sehr gutes Trinkwasser daselbst anzutreffen ist, um unsere Fässer zu füllen. Ich fuhr mit unsern Matrosen ans Land, und machte, während dieselben mit dem Einladen des Wassers beschäftigt waren, einen Spaziergang nach dem bewohnten Ort der Insel. Derselbe besitzt eine recht hübsche, im Schatten von Palm- und Cocosbäumen liegende Kirche, und in seiner Nähe befindet sich, wie mir ein hiezu sich anbietender Junge zeigte, eine steile, aus einem treppenförmig sich herabsenkenden Felsen bestehende Bergwand, über die ein starker Bach herabstürzt. Dieser bildet somit eine stufenartige Cascade. Jede der Stufen ist wie von Menschenhänden rund, nicht tief, ausgehöhlt. Das Wasser ist krystallhell und von den schönsten Bäumen überschattet. In diesen Stufen nun wird gebadet und herrlich liegt es sich darin, besonders wenn der mannichfaltige Gesang der Vögel ertönt, die prachtvollen Schmetterlinge umherschwirren und die bunten Papagayen in den Baumzweigen ihr Spiel treiben!

Mit den schönsten Früchten der Welt beladen, mit Mangos, Orangen, Granaten, Ananas, kleinen Bananen und mehreren dieser süßsaftigen Früchte kehrte ich an Bord zurück. Einige Stunden später stachen wir aus dem Golf in die blaue See und segelten mit einem schönen Westwind auf dem herrlichen stillen Ocean, welcher mit Recht diesen Namen führt, ruhig weiter. Das Schiffsleben ist genug bekannt, doch bot unsere Fahrt eine sehr anmuthige Eigenthümlichkeit dar. Abends nämlich, nach genossenem Abendessen, versammelten wir uns auf dem Deck, breiteten unsere Decken und Matten darauf aus und nun begannen nach der auf den spanischen Schiffen in jenen Gegenden bestehenden Sitte die „Cuentos“ (Mährchen). Jeder muß eines erzählen, welches dann, wie wohl allerwärts, mit „Vor vielen Jahren,“ oder „Es lebte einst“ gewöhnlich anfängt. Alte und Junge horchen aufmerksam und ernst zu, und lassen bei manchen grauenerregenden Stellen wohl gar ihre Cigarre ausgehen. Waren diese Mährchenerzählungen vorüber, so wurden noch einige Freiheitslieder aus Bolivars Zeiten gesungen, und jeder schlief nach und nach auf seiner Matte, in die Pracht der herrlichsten Nacht versenkt, das Gesicht den funkelnden Sternen zugewandt, ruhig ein.

So verlebten wir mehrere Tage, welche nur durch einen kurzen Aufenthalt bei S. Jago de Veragua unterbrochen wurden, und kamen endlich nach sechs Tagen im Lande Chiriqui an.

David, einer der Hauptorte, liegt mehrere Meilen landein-

wärts von dem dazu gehörigen Hafen entfernt. Dieser Hafen ist sehr schwer zu finden und die Einfahrt äußerst gefährlich, da er hinter kleinen Inseln und aus dem Meere ragenden Felsen verborgen liegt, und nur erfahrene Kapitäne, welche den Weg schon öfter gemacht haben, vermögen ihre Schiffe dahin zu führen. Schon viele Schiffe sind tagelang am Hafen herumgefahren und wußten nicht wo einzubiegen. Seekarten von diesen Ufern gibt es wohl, jedoch sehr unvollkommene, da das Land bis jetzt noch sehr wenig gekannt ist. Die Schönheit und der Reichthum desselben, welche mir später bekannt wurden, verdienten freilich, daß das Gegentheil der Fall wäre! Vom Hafen werden die Waaren mittelst Pirogusn auf Armen des Meeres und mehreren Landgewässern, welche in allerlei Windungen dem Meere zueilen und das Uferland ziemlich zerschnitten haben, eine Strecke landeinwärts geführt. Ueppige Gesträuche aller Art schießen da aus dem schlammigen Boden hervor, und mancher Alligator ist, sich erfrischend, oder den Rachen zum Fang der Insecten aufsperrend, am Ufer anzutreffen. In der Entfernung von etwa vier Stunden vom Hafen befinden sich einige Häuser, in denen die Spedition zwischen dem noch etwa anderthalb Stunden nordwärts im Lande liegenden David und dem Hafen besorgt wird.

Hier kamen wir bei schon eingetretener Dunkelheit mit unseren Waaren an und blieben über Nacht. Einige braune Gesichter mit furchtbaren Bärten, welche in derselben Stube saßen, in der auch wir empfangen wurden, sich beim Branntwein gütlich thaten und nicht selten die Worte matar, carajo (Drohworte und Flüche) hören ließen, erweckten bei mir keine besonders günstige Ansicht von den Bewohnern Chiriqui's, doch waren dieselben, wie ich bald hörte, Bogas, und ich war wieder beruhigt.

Andern Morgens ritt ich wohlgemuth meinen Waaren voraus nach David ab. Dieser niedliche Ort liegt in einer unabsehbaren, schönen, grasigen Ebene, welche sich längs der Gestade des stillen Oceans hinzieht, gegen Norden von den Anden begränzt ist, und von Tausenden von Pferden und Rindvieh begangen wird. Er besteht aus fünf bis sechs kleinen, mit Gras bewachsenen Straßen, und enthält einen freien Platz, auf dem die freilich nur einer deutschen Dorfscheune ähnliche Kirche erbaut ist. Mit Staunen wurde ich von den Einwohnern empfangen, denen der Besuch eines Fremden eine Seltenheit ist. Ich hatte von Panama mehrere Empfehlungen an Kaufleute, und wurde außerordentlich freundlich aufgenommen.

Diese Kaufleute machen, obgleich sie nur kleine Läden besitzen, doch bedeutende Geschäfte in Landesproducten, die sie ausführen. Ich hatte gegen meine Waaren einen Cargo von Sarsaparille einzunehmen, und da wenig auf dem Platze war und ich so lange zu warten hatte, bis neue Transporte durch die Indianer von den Anden herunter gebracht wurden, so suchte ich mich mittlerweile mit dem Völkchen der Stadt näher bekannt zu machen.

Ein Kaffeehaus mit Billard, welches der Ort, wiewohl er nur einige hundert Einwohner zählt, enthält, bot einen erwünschten Vereinigungspunkt dar, und es dauerte keine zwei Tage, und ich war mit den Notabilitäten des Städtchens bekannt, und ich muß sagen, daß die Leute alles thaten, um mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eine besondere Unterhaltung ergab sich für mich aus dem Umstande, daß fast jeden Abend im Freien Tanzbelustigungen stattfanden, zu deren Behuf ein eigens eingerichteter Tanzplatz unter Palmbäumen besteht. Die Tanzbelustigung war folgende, und man richte, ob dieselbe, insbesondere die Musik, angenehmer oder eigenthümlicher gewesen ist! Ein alter Graukopf auf einem Klotz sitzend schlägt fortwährend mit den Händen auf ein leeres, mit einem Trommelfell überspanntes Fäßchen; ihn begleitet ein anderer mit dem tactmäßigen Gerassel der Guacharraca, eines dicken, drei Fuß langen, inwendig ausgehöhlten, oben und unten mit Trommelfell überspannten und in der Mitte mit einer Handvoll harter Bohnen angefüllten Stücks Bambus, und dabei wird auf vier bis sechs Guitarren einerlei Melodie rasch ohne Variationen gespielt. Dieser Lärm nun wird ununterbrochen fortgesetzt, bis das nämliche Thema hundert bis zweihundertmal wiederholt und der Fandango, der so lange dauert, als Tänzerpaare, die nacheinander auftreten, vorhanden sind, zu Ende ist. Hinter der Musik sitzen und stehen ein zahlreicher Kreis Sennoritas und auch ehrwürdige Sennoras, welche mit ihren meistens unschönen Stimmen der Musik zu helfen suchen. So groß dieser verschiedene Lärm auch war, so blieben doch sämmtliche Theilnehmer strenge im Tact, was natürlich als Hauptsache betrachtet wird. Guarapo, Aguardiente und Cigarren sind die Haupterfrischungen bei dieser Belustigung, die sich wunderlich genug beim Mondlicht unter den in dessen Beleuchtung scharf sich abgränzenden sichelförmigen Umrissen der majestätischen Palmbäume gestaltete. — Durch Theilnahme an diesen und andern Vergnügungen, durch kleine Gegengefälligkeiten die ich erwies, insbesondere durch das Arrangiren kleiner Bälle, die mit einem Kostenaufwand von höchstens 5 Gulden für Musik, Cigarren und Erfrischungen erledigt wurden, war ich bald so beliebt, daß nicht der geringste gute Bissen in einem Hause verzehrt wurde, ich mußte daran Theil nehmen. Die Leute sind aber auch meistens wirklich gute, wiewohl sehr wenig cultivirte Menschen. Welches Erstaunen erregte ich, als ich sagte, ich sei ein Aleman, ein Volk, von dem außer einigen Kaufleuten, die etwas davon gehört haben mochten, niemand etwas wußte, so daß manche mich fragten, ob das Land weit von Inglaterra läge — wie lächelten und zweifelten sie wenn ich sagte, im Winter fiele Schnee, frören die Flüsse, fielen die Blätter von den Bäumen! Wie baten mich im Verlauf meiner Anwesenheit die Frauen, am meisten übrigens die alten, das Vater Unser in spanischer Sprache zu lernen, und welche Freude hatten sie, als ich es konnte!

Die Nahrungsquellen der Einwohner von David und der Umgegend beruhen außer dem bereits erwähnten Handel und der gelegentlichen, Jedermann erlaubten aber keineswegs sehr ergiebigen Perlenfischerei, in dem Besitz unzähliger Rindviehheerden, die übrigens, gleichwie der höchst zahlreiche, jedermanns Bemächtigung freistehende Hochwildstand, bei der Indolenz der Einwohner, der Schwierigkeit der Communication und dem Mangel an Absatz, nur in geringem Grad nutzbar gemacht sind.

Der Heerdenbesitz ist so sehr die Grundlage alles Vermögens, daß die Einwohner nach Köpfen, nämlich nach der Anzahl der Thiere, welche sie besitzen, geschätzt werden, und man z. B. sagt, Antonio ist ein Mann von 1200 Köpfen, jenes Mädchen bekommt 2000 u. s. w. Köpfe. Die Thiere bleiben das ganze Jahr auf der Weide, ernähren sich selbst und werden nur von Zeit zu Zeit gezeichnet. Jährlich wird ein- oder mehreremal geschlachtet, das Fleisch in bandartige Stücke geschnitten, mit Salpeter gebeizt, auf Stangen an der Luft getrocknet und nach den südlichen Küsten, besonders dem Choco, in kleinen Kistchen, eine Arroba (25 Pfd.) enthaltend, fest verpackt und mit einer Lage Schweinespeck bedeckt, verschickt, meistens für die Bergleute, welche dorten in großer Anzahl in den Gold- und Silberbergwerken beschäftigt sind, wogegen Dublonen und andere dortige Erzeugnisse das Tauschmittel bilden. Außerdem beziehen Nachbarländer, die nicht so sehr durch das Terrain begünstigt sind, einigen Bedarf.

Der Preis für das Stück Rindvieh ist circa 3 Dollars; Pferde, die besonders schön sind, steigen im Preise bis zu 10, 15 und 20 Dollars, für welchen letzteren Betrag man jedoch nur ein Prachtpferd erkauft. Dieselben, obgleich nicht sehr groß, sind doch stark, rasch und munter, und werden zum jedesmaligen Gebrauch von Knaben, die auf ungesattelten Pferden sitzen und mit Lassos versehen sind, auf der Weide eingefangen.

Häufig bewegte sich die Unterhaltung der Männer um den geringen Werth des Viehes, und wie sehr solcher sich erhöhen müßte, wenn es etwa möglich wäre, einen Paß über die Anden zu finden, um Absatz für das Vieh an den Küsten des atlantischen Meeres, besonders nach den vielverbrauchenden westindischen Inseln zu gewinnen. Insbesondere wurde ein etwa nach Boca del Toro in der Laguna de Chiriqui am atlantischen Meer aufzufindender Paß als der vortheilhafteste hervorgehoben, da er der kürzeste sein würde und Boca del Toro einen Hafen besäße. Auch die sonstigen Vortheile, welche ein solcher Paß für den Verkehr überhaupt darbieten müßte, wurden viel besprochen, und ich wurde durch alles dieß eines Abends zu dem Entschlusse veranlaßt, eine deßfallsige Entdeckungsreise vorzunehmen. Ich ließ guten Taglohn für diejenigen ausbieten, welche mich begleiten

wollten, und zu meinem größten Vergnügen fand sich nach einigen Tagen ein alter Landbewohner von Doledo, einem nahen Dörfchen, mit Namen Miranda, nebst seinen vier erwachsenen Söhnen ein, welche mir ihre Begleitung zusagten. Diese fünf wackeren Leute waren gerade wie ich sie nur wünschen konnte, und ich dingte bald auch noch drei Indianer.

Der Tag der Abreise wurde nun festgesetzt, und ich brachte meinen Compaß, Flinte, Pulver und Blei in Ordnung. Von dem Ertrag der Subscription wurden auf 15 Tage Lebensmittel angeschafft, getrocknetes Fleisch, Reis, Bojas (Wälschkornklöse), Zucker, Salz, Pfeffer, Schiffszwieback und endlich 12 Krüge aus Reis gebranntem Aguardiente. Alle diese Lebensmittel wurden in häutene Säcke gepackt, so auch ein eiserner Topf zum Kochen.

Endlich kam der Tag der Abreise heran, und in leichter, nur aus Hut und weißen Beinkleidern bestehender Reisetracht trat ich mit meinen Begleitern, die sämmtlich mit langen Machetes (Hackmessern) und Lanzen bewaffnet waren, die Reise zu Pferd nach den etwa eine halbe Tagreise entfernt liegenden Anden an. Die meisten meiner Bekannten gaben mir das Geleit und versahen mich noch mit vielem guten Rath über die Indianer, die wilden Thiere, empfahlen mich einer Menge Heiligen, bis ich sie endlich heimschickte, um mich meinen Leuten zuwenden zu können. Zu meinem größten Vergnügen bemerkte ich, daß sie mich recht gut verstanden, und mein Vorhaben vollkommen begriffen.

Unser Weg, obgleich ziemlich eben, ging immer steigend und an manchen hohen Grashügeln vorbei, welche, wie die Leute glauben, alte Grabmäler von Incas sind, da schon mehreremale menschliche Gerippe mit Kochgeschirren und Tomahaks, so auch kleine kupferne, zuweilen selbst goldene Männchen mit Ringen am Halse, darunter gefunden wurden. Gegen Abend kamen wir am Saume der Gebirge an, und schickten unsre Pferde durch einige zu diesem Behufe mitgenommene Jungen heim. Eine verlassene Hütte, die ich hier traf, nahm mich mit meinem Hamak auf, die Leute machten Feuer, bereiteten die frugale Mahlzeit, und bald wiegte ich mich in angenehmen Gedanken über den Nutzen meiner Unternehmung, wenn sie gelänge, in den Schlaf ein.

Bei Tagesanbruch wurden wir durch das Gekreische der Papagayen und das Geschnatter der Affen in dem benachbarten Wald erweckt, und wanderten muthig in das Gebirge und seine Wälder ein.

Hier galt es nun für meine Leute, mit ihren Machetes Picaduras zu hauen, nämlich Pfade zu unserm Durchkommen, da das Gesträuch mitunter aufs dichteste in einander verwachsen war. Von halber zu halber Stunde verglich ich unsere Richtung mit dem Compaß, und so ging es über Berg und Thal. Vielerlei Thiere bekam ich da zu Gesicht, besonders Affen, welche zu Hunderten in Gesellschaften auf den Aesten sehr hoher Bäume sitzend, ihr lebhaftes Spiel trieben, und wilde Truthühner, die uns eine angenehme Zuthat zu unsern Mahlzeiten wurden. Auch die Schlangen, welche überhaupt über den ganzen Isthmus ziemlich verbreitet sind, waren besonders zahlreich im Walde, und wir hatten uns hauptsächlich vor dem Bisse einer kleinen Art von etwa zwei Fuß Länge zu wahren. Derselbe ist tödtlich, so daß in David und der Umgegend jährlich im Durchschnitt 6 bis 8 Personen daran sterben, während die größern Schlangenarten, deren es bis zu 14 Fuß Länge gibt, meistens ganz ungefährlich sind. Eine fernere Plage bereiteten uns die Musquitos, Erdflöhe, und eine Art Ameisen, welche sich auf den Blättern der Stachelakacie aufhalten, und durch das bloße Berühren der Haut einen wohl bald vorübergehenden, aber sehr heftigen Schmerz bereiten.

Gegen 4 Uhr Nachmittags machten wir an einem schmalen Bache Halt, um unsere Schlafstätte daselbst aufzuschlagen. Mit Bewunderung sah ich, mit welcher Nettigkeit meine Leute, besonders die Indianer, eine Hütte für mich bauten, deren Dach sie aufs schönste und festeste mit Palmblättern deckten. Gegen Eintritt der Dämmerung wurden große Feuer rings um unsere Lagerstätte angezündet und sodann die ganze Nacht unterhalten, um uns gegen die dortigen Tiger, deren es viele gibt, so wie die Zachinos zu schützen. Letztere sind eine Art kleiner, wilder Schweine, welche in Truppen von Hunderten Nachts auf Nahrung ausgehen, nicht die mindeste Furcht vor den Menschen zeigen, sondern dieselben sehr tapfer anfallen, und durch ihre Anzahl auch gewöhnlich den Sieg davon tragen, wenn man sich nicht auf Bäume flüchtet, und welche selbst die Bäume noch durch Umwühlen zu fällen suchen, bis sie durch Schüsse oder Lanzenstiche erlegt oder vertrieben werden. Dieses nächtliche Feuer, welches wir, wie natürlich, ferner jede Nacht wiederholten, erreichte seinen Zweck vollkommen, und vertrieb zugleich die in der buschigen Waldung herrschenden schädlichen Dünste.

Das Grauen des Tages traf uns wieder reisefertig, und unser Weg führte mich bald einer sehr interessanten Entdeckung entgegen. Ich traf nämlich auf einen etwa 20 Fuß langen, 4 Fuß breiten und 10 Fuß hohen Granitblock, welcher, wie es schien, von Natur oval und glatt geformt war, und auf einer Seite mit allerlei Hieroglyphen, etwa einen Zoll tief, behauen war.

An diesem Tage begegneten wir auch, nachdem uns schon am Morgen eine ganz außerordentlich zahlreiche Affentruppe (der cuva blanca) aufgestoßen war, einer Gesellschaft rother Affen (mono colorado), und diese gab mir Gelegenheit zum erstenmal Affenfleisch zu essen. Meine Leute empfahlen mir nämlich diese Gattung als eßbar und sehr wohlschmeckend, und baten mich, auf einen aus der Gesellschaft deutend, solchen herunterzuschießen. Das Thier, welches ziemlich hoch auf dem Baume saß, fiel von meiner Kugel, und meine Leute schleppten den Burschen, der gute 3 Fuß lang und seine 50 Pfund schwer war, noch eine Stunde weiter zu unserm Haltplatz für die Nacht. Daselbst wurde ihm die Toilette gemacht, nämlich die Haut abgestreift, der Kopf abgeschnitten, die Eingeweide ausgenommen und gewaschen, und der Herr sodann am Spieß gebraten. Die Leber war der Herrenbissen, und wurde mir daher auf einem Stückchen Holz offerirt. Ich konnte mich jedoch kaum zum Kosten entschließen, bis der alte Miranda mir zusprach und sagte, daß ich, wenn ich einmal wieder zu den entfernten Meinen komme, auch sagen könne, ich hätte Affenfleisch gegessen. Dieses bewog mich auch wirklich, und nachdem ein Theil der Leber verzehrt war, wartete man mir mit einer côtelette de singe au naturel auf, die, ich muß es gestehen, mir so gut schmeckte, daß ich mir noch eine zweite ausbat.

Immer meinen Begleitern, die meistens den Durchgang hieben, folgend, mitunter genöthigt, reißende und breite Bergflüsse, welche unsern Pfad durchschnitten, durchzuschwimmen, was meine Leute, die zum Theil Perlentaucher waren, bestens verstanden, zogen wir bis in den sechsten Tag weiter. Ich hatte bisher unter der reichsten Vegetation von Sarsaparille, Campescheholz, Terpentinbäumen, Kokos und Palmen aller Arten, die zum Viehtransport nöthigen Futterkräuter und Wasser in überflüssiger Menge angetroffen, und nun waren wir am Fuße des Monte frio, des höchsten Punktes der Anden, in der mir vorliegenden Richtung angelangt. Derselbe lag unserem Ziele nahe und von seinem Gipfel mußte sich das Ergebniß meiner Unternehmung zeigen. Mit erneuertem Muthe stieg ich den Berg hinan, die Waldung trat bald mehr und mehr hinter uns zurück, die Vegetation verlor sich, hin und wieder zeigten sich öde Klippen, die mir den seltenen Anblick eines Bergpferdes, welches im Galopp in scheuer Ferne an uns vorübersprengte, darboten, und über ein nunmehr aus weichem Moos bestehendes, sehr ermüdendes Terrain gelangten wir endlich gegen Mittag auf die Höhe des Berges.

Hier fanden wir uns gänzlich von Wolken, die von Norden herauf zu uns kamen, eingehüllt, und die Kälte schneidend auf unsere halbnackten Körper eindringend. In Erwartung des Wegzugs der Wolken wollten wir Feuer anmachen, aber auch dieses brannte nicht bei der nassen Kälte des Materials. So saß ich nun frierend, von der eisigen Kälte der sich jagenden Wolken angeblasen, auf einem umgestürzten Baumstamm, des Augenblicks, wo die Landschaft sich wieder zeigen würde, mit stiller Ungeduld gewärtig.

Erst nach anderthalb Stunden trat derselbe ein, und welcher Anblick wurde mir da! Tief zu meinen Füßen, in einer Entfernung von etwa vier Stunden, lag die ganze Laguna von Chi-

riqui oder Boca del Toro; jede einzelne Insel der Laguna konnte ich genau unterscheiden, und einzig zeichneten sich dieselben im blauen Meeresgrunde aus, sogar die weiße Brandung an den felsigen Klippen unterschied ich, und in der Ferne ruhte das große, atlantische Meer! Entzückt von diesem Schauspiel und freudig drehte ich mich zu meinen Leuten um, ihnen meine Ueberraschung mitzutheilen, da sah ich über die Waldgebirge, welche wir bereits überschritten hatten, in der Ferne den blauen Spiegel des stillen Oceans, die beiden Weltmeere demnach zu gleicher Zeit von einem Punkte! Staunen, Anbetung und Jubel erfüllten als Huldigung gegen die Gottheit für diesen erhabensten aller Anblicke meine Brust!

Lange mochte ich in den Anblick, der außer mir wohl nur wenigen bis jetzt vergönnt gewesen, versunken gewesen sein, bis das Mahnen meiner Gefährten und der Gedanke an meinen Reisezweck mich meinen Sinnen wieder gab.

Aber jetzt, Kinder, hinunter nach Boca del Toro, jubelte ich, und mit beflügelten Schritten ging es abwärts. Aber leider! bald sollte uns die Herbe und Bitterkeit des Lebens wieder entgegentreten! Kaum 20 Schritte vorwärts gelangt, zeigten sich von Büschen verdeckt, fast perpendiculäre Abhänge, die uns nicht erlaubten weiter zu gehen. Wir suchten demnächst über den ganzen Berg hin nach einem Pfad zum Absteigen, brachten den Rest des Tages damit zu, aber überall die nämlichen Abhänge, die den Viehtransport völlig unmöglich machten. Der beste Wille beseelte meine Leute, mich in meinen Nachsuchungen zu unterstützen, aber jeder Versuch mißlang, und leider mußte ich zu meinem größten Schmerz den Befehl zur Rückkehr ertheilen!

Nach einer fünftägigen Reise, auf der uns außer der Erlegung einer Tigerkatze, mehrerer Pavo Real und einiger Sachinos nichts Sonderliches vorfiel, kamen wir wieder nach David zurück, wo alles aufs freudigste mich empfing. Mit tausend Fragen, die ich bis auf die kleinsten Einzelnheiten beantworten mußte, wurde ich 14 Tage lang bestürmt, und des Erzählens wurde kein Ende. Auch der Gefe Politico bat mich um Mittheilung, die ich ihm aufs umständlichste ertheilte. Er sagte mir die größten Schmeicheleien, und ließ mir später eine nahmhafte Summe anbieten, wenn ich die Reise noch einmal nach einer veränderten Richtung unternehmen wollte.

Jetzt aber erheischte die mittlerweile stattgefundene Erledigung meiner Geschäfte meine Abreise, die ich um so mehr beschleunigen mußte, als ich binnen drei Wochen in Carthagena einzutreffen hatte.

Fleißig betrieb ich demnach die Verladung meines Cargo, dem die Indianer mitunter Stücke Eisenholz beisteckten, um die Sarsaparille an Gewicht zu vermehren, und endlich erschien der Tag, an dem ich von dem geliebten David mit seinen zutraulichen, offenherzigen, einfachen und fröhlichen Einwohnern mich trennte. Es war ein herrlicher Abend, als ich es verließ. Das halbe Dorf begleitete mich zu Pferd und zu Fuß eine Strecke Weges weit, und herzliche Umarmungen und der Austausch aufrichtiger, freundschaftlicher Gesinnungen bezeichneten das letzte Scheiden. Unsere Gefühle waren nicht wenig aufgeregt durch den Gedanken, daß ein Wiedersehen in dieser Welt wohl nicht mehr stattfinden würde, und um mich der meinigen wieder zu bemeistern, sprengte ich mit meinem Pferde davon. Doch kaum 50 Schritte weiter gekommen, hielt ich still, den lieblichen Schauplatz froh verlebter Stunden nochmals zu überschauen. Ruhig wanderten meine Freunde ihren Hütten zu, die in abendlichem Frieden auf der unübersehbaren Wiese ruhten, in der Ferne bewegten sich hin und wieder weidende Heerden, die Abendsonne übergoß mit ihren letzten Purpurstrahlen die Landschaft, die in der Ferne von den Wellenlinien der waldigen Berge, die ich erstiegen, begränzt wurde; die Abgeschiedenheit des Ortes von der übrigen Welt und die Güte von dessen Bewohnern trat meinem Geiste entgegen, wie sollten sich da nicht wehmüthige Betrachtungen über meine Trennung wiederholen! In Gedanken darüber versunken kam ich an dem bekannten Speditionsplatz an, den ich am nächsten Morgen mit andern Gedanken über das Land und seine Bewohner verließ, als ich ihn betreten hatte. Nie werde ich Chiriqui vergessen!

In Panama traf ich wieder mit meinem Kapitän, welcher auf der Landenge heimathlich war und sich mittlerweile bei seiner Familie aufgehalten hatte, zusammen, und ohne Aufenthalt traten wir mit unserer neuen Fracht die Rückreise nach Chagres zu unserer Brigg an. Dießmal schlugen wir den Weg über Cruzes ein, und da wir jetzt den Chagresfluß abwärts fuhren, trafen wir schon am zweiten Tage gegen Mittag in Chagres ein. Unterwegs erzählte mir nun der Kapitän, daß mehrere unserer Matrosen inzwischen gestorben seien; auch sahen wir mit Erstaunen von weitem unsere Brigg noch gar nicht segelfertig, während der Kapitän schon vierzehn Tage zuvor deßhalb geschrieben hatte. Welche Wahrnehmungen sollten wir aber auf der Brigg selbst machen!

Hr. Randoll, erster, und Hr. Pratt, zweiter Steuermann, waren nicht mehr zu erkennen, so hatte sie das Fieber verzehrt, und von den vier Matrosen, welche wir an Bord gelassen, lebten nur noch zwei, auch diese nur die Schatten ihrer früheren Kraft.

In dieser großen Noth reiste der Kapitän augenblicklich wieder nach Panama, um dort eine neue Mannschaft anzunehmen, zu der in Chagres kein Personal vorhanden war. Während der Abwesenheit desselben erzählte mir der arme Randoll, wie es ihm ergangen und wie krank er sei. Der Quinin, dessen wir ziemlich viel an Bord gehabt hatten, war aufgezehrt; ich hatte noch einen kleinen Vorrath, welchen ich redlich mit den armen Uebriggebliebenen theilte; doch für den armen Randoll war keine Rettung mehr. Als Sohn einer Wittwe hatte er von deren kümmerlichen Ersparnissen in Portsmouth die Seewissenschaft studirt; sein liebster Gedanke war stets die Erwerbung einer sorgenfreien Zukunft für seine Mutter gewesen; er war ein junger Mann von etlich' und zwanzig Jahren, und sollte seine Mutter und seine Heimath nicht wiedersehen! Zwei Tage nach meiner Ankunft, an einem Sonntag Nachmittag, bei einem heftigen Regen, unter dem eintönigen Geläute der ärmlichen, zum Ave rufenden Glocken von Chagres starb er an Bord des Schiffes in meinen Armen.

So saß ich unter Verwüstung und Tod einsam in einem Winkel des caraibischen Meeres, und wehmüthig überfiel mich der Gedanke an meine Angehörigen und die ferne Heimath mit ihrem gemäßigten und gesunden Himmelsstrich und ihren schönen Umgebungen, in denen vielleicht gerade jetzt meine Angehörigen in der Gesellschaft von Freunden in froher Lust auf unserem Landhause oder einem sonstigen Ausfluge sich ergötzten.

Den Matrosen, welche Randoll vorangegangen, war kein Sarg gemacht, sondern dieselben, in alte Segel eingenäht, am Ufer des Meeres begraben worden, da die Einwohnerschaft von Chagres sich weigerte, die Armen, weil sie Ketzer seien, auf ihren Kirchhof aufzunehmen. Auch Randoll wurde neben dieselben am Meeresgestade, jedoch an einer Stelle, die von der Fluth nicht erreicht werden konnte, an einem schönen, grünen, lichten Plätzchen am Fuße des Castells von Chagres begraben. Ich war seine einzige Begleitung.

Nach fünf Tagen kam der Kapitän zurück, brachte vier braune spanische Matrosen mit, erstaunte nicht wenig über den neuen Todesfall, und eilte was er vermochte, aus dieser Todtengrube zu kommen. Es wurde schnell geladen, einige der nöthigsten Segel aufgezogen, das Schiff so eilig als möglich in Stand gesetzt und aus dem Hafen von Chagres geflohen. Wie erleichtert fühlte ich mich, als ich wieder auf dem Meere war!

Nach einem kurzen Aufenthalt in Puertobello fuhren wir zunächst an den mit der unermeßlichen Cocosvegetation überfüllten St. Blas-Inseln vorüber, durch den Golf von Darien nach Carthagena, womit ich nunmehr, nachdem ich Nord- und Mittelamerika bereist hatte, den eigentlichen Süden dieses Welttheils betrat.

Ausland.

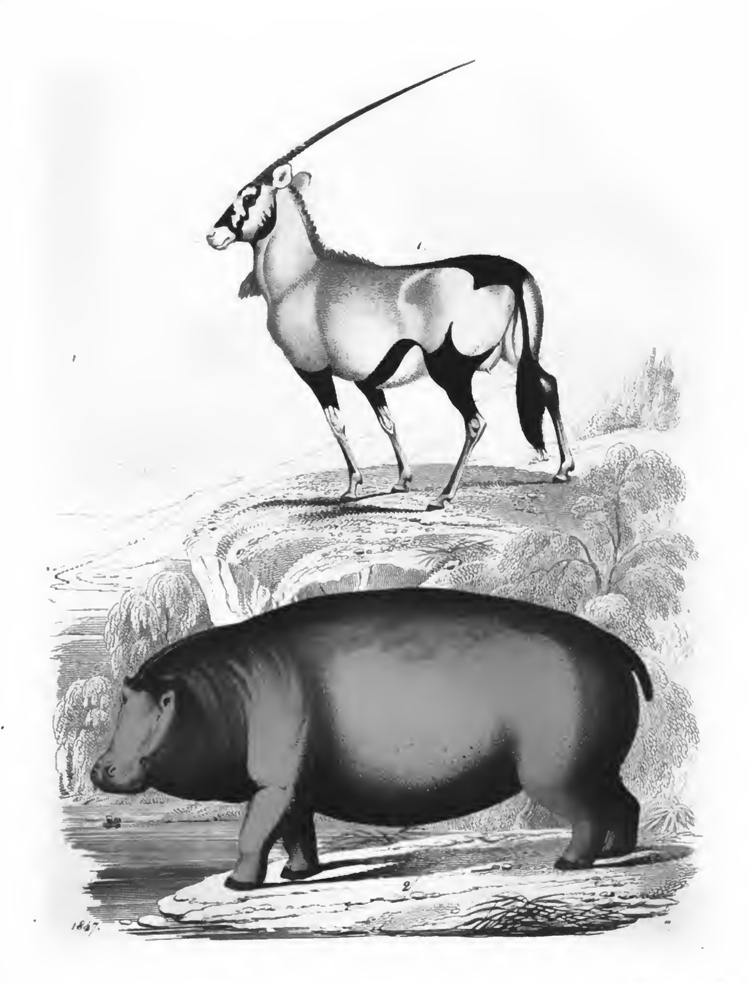
Die Flußpferdjagd.

(Taf. 7.)

Der Hippopotamus oder das Flußpferd, Hippopotamus amphibius, ein Bewohner der größern Flüsse

Afrika's, kommt an Körpermasse dem Elephanten nahe, ist aber niedriger auf den Beinen und verhältnißmäßig länger gestreckt; seine Höhe beträgt 7, seine Länge 17 Fuß. Die Haut ist schwarzbraun und nackt, öfters auch hell erd- oder fleischfarbig; die Schnauze lang, gerade und unförmlich breit; der Rachen ist groß und mit harten Zähnen besetzt, die wie Elfenbein gebraucht werden. In beiden Kinnladen hat es vier Vorderzähne, von denen die in der untern flach liegen, die beiden mittleren die größten sind. Auf jeder Seite ist ein breitrunder Eckzahn mit schiefen, gegenseitig auf einander greifenden Flächen, und oben und unten auf jeder Seite 6 Backzähne. Der Schädel ist verhältnißmäßig klein, und die Masse der Kinnladen gegen denselben außerordentlich. Die Augen und Ohren sind klein, die Nasenlöcher nicht größer als die eines Schafes; der Schwanz ist sehr kurz, kaum einen Schuh lang. Der dicke Wanst schleppt fast auf der Erde; die Haut ist auf dem Rücken 1½, am Bauche ¾ Zoll dick, für eine Flintenkugel aber nicht undurchdringlich, wie man früher geglaubt und gefabelt hatte. Der Magen ist in mehrere Abtheilungen geschieden, und nähert sich in der Bildung den Magen der wiederkäuenden Thiere. Burchel, der mehrere dieser Thiere tödtete, fand in demselben über sechs Scheffel gekautes Gras und Schilf, und nach ihm hat der dicke Darm fast acht Zoll im Durchmesser. Die Beine sind niedrig und plump; die Füße vierzehig, mit abgerundeten, hufartigen Klauen und deren zwei mittlere etwas hervorstehend. — Das Thier lebt in allen Flüssen des mittleren und südlichen Afrika, früher auch häufig im Nil, wo es jetzt nur höchst selten vorkommt, von Pflanzenstoffen; sucht vorzüglich des Nachts seine Nahrung, wo es an's Land kommt, sich aber nie weit vom Wasser entfernt, mit seinen Zähnen Baumwurzeln ausgräbt und oft ganze Felder verwüstet. Seine Stimme ist ein fürchterliches Gebrüll. Im Wasser taucht es unter, spritzt wie ein Wallfisch das Wasser aus den Nasenlöchern in die Höhe, ist wild und unbändig, und fällt, wenn es gereizt wird, selbst Kähne an. — Alle afrikanischen Volksstämme machen Jagd auf dasselbe; die dicke Haut wird zu Leder gegerbt, das Fleisch, welches sehr wohlschmeckend sein soll, allgemein gegessen. — Harris und Rochet de Hericourt haben vielen Flußpferdjagden in Schoa beigewohnt, Burchell, Le Baillant u. A. viele dieser Thiere im südlichen Afrika getödtet. Rochet hatte dem Prof. Düvernoy, einem der größten Naturforscher Frankreichs versprochen, ihm von seinen abenteuerlichen Reisen in Afrika den Fötus eines Flußpferdes mitzubringen, und als er die dem König Sahleh-Sallaſt bestimmten Geschenke demselben übergeben wollte, und dieser, welcher periodisch von Rheumatismen heimgesucht war, ihn fragte: ob er keine Mittel mitgebracht habe, die diese Uebel heilen könnten, erinnerte er sich seines Versprechens und benutzte die Frage den König zu veranlassen, ihn bei einer Flußpferdjagd zu unterstützen oder selbst eine solche zu veranstalten. „Nein,“ sagte er augenblicklich, „ich habe keine Mittel gegen das Uebel, über welches du klagest; ich würde auch sehr unklug gehandelt haben, hätte ich ein solches mit mir schleppen wollen, da du es selbst in deinem Lande hast.“ — „Was sagst du da, in meinem Lande? rief der König, „ich hörte doch nie davon reden!“ — „Ja, in deinem Lande,“ versetzte Rochet. — „Aber sage mir doch, was es für ein Mittel ist!“ — „Es ist das Fett von einem Hippopotamus, mit welchem du dir die schmerzhaften Stellen einreiben mußt.“ — „Oh, nichts leichter als das,“ rief Sahleh-Sallaſt fröhlich, „jetzt bin ich schon so gut als geheilt. Ich werde gleich eine Hippopotamenjagd auf dem Tschia-Tschia anstellen lassen.“ — „Die Sache ist doch nicht ganz so leicht, als du meinst,“ warf Rochet ein; „denn erstens muß das Fett von einem Weibchen genommen werden, und dann muß dieses Weibchen auch trächtig sein.“ — „Mir Alles gleich,“ rief der König; „es gibt viele Flußpferde in der Nähe von Angololla, und wenn du mir erst die Geschenke gezeigt, die du mir mitgebracht, und dich ausgeruht hast, magst du selbst auf die Jagd gehen, zu der ich dir einen Trupp meiner Leute zur Unterstützung mitgeben werde.“ — Die Uebergabe der Geschenke, Besuche bei der englischen Gesandtschaft, die unter des bekannten Reisenden Harris Leitung ebenfalls nach Schoa gekommen war, um Verbindungen mit König Sahleh-Sallaſt anzuknüpfen, nahm längere Zeit weg; der König aber hatte das wunderbare Mittel, welches Rochet ihm gegen seine rheumatischen Schmerzen gerathen, nicht vergessen, und als er ihn so weit ausgeruht glaubte, die Jagd beginnen zu können, erinnerte er ihn daran, ließ den Statthalter der Provinz, in welcher die Jagd stattfinden sollte, nach Angololla kommen, und befahl diesem, Rochet an den bezeichneten Ort zu führen und ihm alles zur Jagd Nothwendige, Menschen sowohl als Jagdgeräthe, zur Verfügung zu stellen.

In Begleitung eines zahlreichen Gefolges reiste nun Rochet in nordwestlicher Richtung von Angololla ab. Der Ort, wo die meisten Flußpferde sich aufhalten sollten, war gegen 18 Stunden von der Residenz des Königs entfernt; die Jagdlustigen suchten die Thiere am Tschia-Tschia auf und entfernten sich daher nie von seinen Ufern. Die Gegend, welche sie durchwanderten, zeichnete sich durch herrliche Scenerien und eine außerordentlich üppige Vegetation aus. An einem Orte, Movath, von wo aus eine ausgedehnte Hochebene sich ausbreitet, durch welche der Tschia-Tschia langsamer strömt, weßhalb auch hier die meisten Flußpferde sich finden sollen, sollte die eigentliche Jagd beginnen; ehe die Jäger aber nach dem Ufer des Flusses hinabstiegen, hielten sie erst einen Tag Rast. Der Page Berru, welchen der König Hrn. Rochet als eine Art von Flügeladjutanten beigegeben hatte, traf alle nöthigen Anstalten, damit ihnen während der Zeit ihres Aufenthaltes in der Schlucht die Lebensmittel nicht ausgehen möchten, während Rochet selbst die geologische Beschaffenheit der Umgegend und den gegen den Fluß hinabführenden steilen Abhang untersuchte. Es war keine leichte Aufgabe in die jähabfallende Schlucht hinabzusteigen. Die


1.
2
1867.

Truppe bestand aus 200 Mann, von denen die meisten auf Maulthieren ritten; trotz der Schwierigkeit des Wegs war der ganze Zug voller Munterkeit und sang ein improvisirtes Jagdlied, das einen Wiederhall in dem vielfachen Echo des Thales fand. In langer Linie schlängelte sich der Zug auf steinigem, vielfach gekrümmtem Pfad, der oft so schmal war, daß nicht zwei Personen neben einander gehen konnten, in's Thal hinab, und die erste Beschäftigung der Amharas, als sie am Flußufer ankamen, war, die Schäfte ihrer Lanzen mit trockenen Binsen zu umwickeln, damit dieselben über dem Wasser erhalten würden, im Fall sie dieselben nach Flußpferden verwerfen sollten. Bald entdeckten die Jäger zwei dieser Thiere in einer Untiefe langsam hinabschwimmen. Von Zeit zu Zeit erhoben sie die Köpfe und stießen rauhe Töne aus, trieben das Wasser aus ihren Nasenlöchern und verschwanden alsbald wieder. Nur mit Mühe konnte man sich ihnen bis auf zwanzig Schritte nähern. Die Jäger hatten sich zu beiden Seiten des Flusses in einer Linie aufgestellt, und so verfolgten sie die beiden Thiere, die sich der Strömung überließen und deren Bewegungen das Wasser auf der Oberfläche kräuselte. Jeder erwartete den günstigen Augenblick, um seine Lanze nach ihnen zu werfen, und kaum zeigten sich ihre Schnauzen oder Rücken über dem Wasser, als auch ein ganzer Wald von Lanzen auf sie zuflog. Die nur leicht verwundeten Thiere tauchten voller Wuth unter; einige der Lanzen mochten die dicke Haut durchdrungen haben; ein allgemeiner Beifallsruf befeuerte die ganze Horde, die schon gesiegt zu haben meinte, aber einen Augenblick später zeigte das scheinbar verwundete Thier seinen monströsen Kopf vom neuen und stieß sein gewöhnliches Gebrüll aus, als wenn es gar nicht berührt worden wäre. Abermals flog nun ein Lanzenregen gegen dasselbe ab; mit noch größerer Wuth als das erstemal tauchte es wieder unter, und abermals ertönte neues Triumphgeschrei. Ayto-Bissaur, der Statthalter der Provinz, der Page Berru und der Dolmetscher waren mit Flinten, Rochet mit einer Büchse bewaffnet. Die beiden Ersteren hatten ihre Gewehre ohne Erfolg abgeschossen; Rochet verfolgte das größere der Thiere. Einmal hob es seinen Kopf ganz aus dem Wasser; er zielte, und traf es gerade hinter das Ohr, an seinen verwundbarsten Fleck. Es tauchte unter, kam aber gleich wieder auf die Oberfläche, schäumte vor Wuth und machte so ungeheure Sätze, daß sein ungeheurer Leib fast ganz aus dem Wasser herauskam. Ein Blutstrom floß aus seiner Wunde, und es stieß ein klägliches Geheul aus, dem das Siegesjanchzen der Jäger antwortete, die stets im vollen Chore aufbrüllten. Die in der Nähe auf der Hochebene wohnenden Leute, zu denen das Echo das Geschrei trug, kamen neugierig den Abhang herunter, um die Ursache des Lärmens zu erfahren. Mehremale versuchte das verwundete Thier den Fluß zu verlassen; allein nun feuerte auch Ayto-Bissaur, Berru und die Diener ihre Flinten gegen dasselbe ab, und zwangen es das Weite zu suchen. Rochet gab ihm noch einen zweiten Schuß, der es in der Nähe des ersten traf, und von diesem Augenblick an schien es sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben, als wenn es nur unbedeutende Wunden erhalten hätte, und schwamm ruhig fort, indem es nur hier und da seine Schnauze etwas erhob, um das Wasser aus seinen Nasenlöchern zu werfen. Rochet fand sich nicht wenig getäuscht, ein Theil seiner Jagdgenossen lachte laut über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen, während die Mehrzahl fluchend das unverwundbare Thier verfolgte, das sich nur in langen Zwischenräumen auf Augenblicke sehen ließ, nur die äußerste Spitze der Schnauze auf der Oberfläche des Wassers zeigte und diese mit erstaunlicher Geschwindigkeit sogleich wieder zurückzog. Immer in der Hoffnung das Thier noch zu ereilen, verfolgte die Truppe dasselbe drei volle Stunden weit, ohne es zum Schuß bringen zu können; hier aber gelang es Rochet, ihm noch eine dritte Kugel in den Kopf zu jagen. Dieser Schuß war entscheidend. Das Thier bewegte seine schwerfällige Masse in schrecklichen Konvulsionen. Noch eine volle halbe Stunde hielt es sich oben dann aber tauchte es unter und kam erst eine Stunde später, halb auf der Oberfläche des Wassers liegend, wieder zum Vorschein. Es war zwar bereits todt, jeder der Jäger wollte aber zum Tode desselben beigetragen haben, und bohrte seine Lanze noch nachträglich in dessen Körper.

Es war eine harte und beschwerliche Arbeit, den riesenhaften Körper, der mehr als dreißig Centner wog, aus dem Wasser zu bringen, und es bedurfte der vereinten Anstrengung der ganzen Truppe, damit zum Ziele zu kommen. — Es gibt nichts Häßlicheres, als den Leib eines solchen Flußpferdes; der ungeheure, plumpe Kopf, in welchem zwei winzige Augen stecken, ist von einem Maule durchschnitten, aus dem, inmitten eines großen Fleischklumpens, zwei acht bis zehn Zoll lange Zähne hervorstehen. Aus seinem Rachen floß grünliches, stinkendes, stark nach Schwefel riechendes Wasser. Rochet ließ das erlegte Thier, ein Weibchen, öffnen, da einige der Jäger behaupteten, daß es dem Werfen sehr nahe sei, was Rochet bezweifelt hatte; unglücklicherweise bestätigten sich seine Zweifel, und der Hauptzweck seiner Jagd war verfehlt. Um sich zu trösten, ließ er sich durch einen seiner Diener einige Flußpferdsteaks zubereiten, während die Jäger die Haut unter sich theilten, um Peitschen daraus zu machen. — Obgleich seine Gefährten nicht weniger hungrig waren als er selbst, wollte doch keiner mit ihm essen, da, wie sie sagten, ihnen von den Priestern verboten sei, das Fleisch der Flußpferde und anderer unreinen Thiere, als Antilopen, Gazellen, Schweine, Hasen, Gänse und Enten, zu essen. Die guten Abyssinier hatten es übrigens nicht sehr zu bereuen, sagt Rochet, der Versuchung widerstanden zu haben; denn obwohl die Steaks sehr zart waren, hatten sie doch einen starken, dem Gaumen wenig zusagenden Bisamgeschmack, und die Amharas sich besser an Hammelfleisch, Brodkuchen, Meth und Cedracitronen gelabt. — Es war vier Uhr, als die Jäger ihr Mahl beendet hatten. Ayto-Bissaur mahnte zum

Aufbruch, um die Nacht auf dem halben Wege gegen die Hochebene zu hinzubringen, da es gefährlich sei, am Ufer des Flusses zu schlafen, indem man hier leicht das Fieber bekomme; Rochet aber bemerkte ihm, daß er für seine Person hier übernachten würde; von zwei Uebeln wähle er lieber das kleinere, und wolle sich lieber der Gefahr aussetzen, das Fieber zu bekommen, als durch das Hinabstürzen über die schroffen, drohend über ihren Köpfen hängenden Klippen den Hals zu brechen. Ayto-Bissaur zog den Felsenweg hinauf, ließ aber den kühnen Reisenden eine zahlreiche Wache zurück. — So wie die Sterne zu flimmern begannen, sammelten sich die abyssinischen Gefährten um den Leiter ihres Jagdzugs, wie von geheimer Furcht getrieben, und baten ihn um Pulver, um ihre Gesichter schwärzen zu können, da dieß ein ausgezeichnetes Mittel sei, um den Teufel zu erschrecken und ihn zu verhindern, ihnen während des Schlafes ein Uebel zuzufügen. Auch ersuchten sie ihn, einige Schüsse abzufeuern, um so den bösen Geist zu vertreiben. Nach manchen Einwendungen willfahrte er ihren Bitten, und verschaffte ihnen eine ruhige Nacht, indem er zwei Schüsse aus seiner Büchse abfeuerte.

Am andern Morgen begann die Jagd in aller Frühe vom Neuen, und ehe Ayto-Bissaurs Truppe sich mit der Rochet'schen vereinigte, hatte letztere schon zwei Flußpferde tödtlich verwundet. Es waren wiederum zwei Weibchen; dem Größten ließ Rochet mit aller Vorsicht die Haut abnehmen, um sie als Exemplar für ein Naturalienkabinet benutzen zu können, und schickte sie sodann dem König in der frohen Hoffnung, dieselbe bei seiner Rückkehr wieder zum Geschenk zu erhalten. Beim Oeffnen der beiden erlegten Thiere fand sich Rochet eben so getäuscht, wie Tags zuvor.

Obgleich Rochet den Zweck seines Unternehmens verfehlt hatte, machte ihm Sahleh-Sallasi dennoch Komplimente über sein Jagdglück, und als derselbe ihm seine Unzufriedenheit darüber äußerte, tröstete er ihn mit der Antwort: „Ein andermal wirst du glücklicher sein, und mir das Mittel verschaffen, dessen ich so nöthig bedarf.“

Sahleh-Sallasi machte dem Kapitän Harris mit der Flußpferdshaut, die Rochet mit so vieler Sorgfalt für sich hatte abziehen lassen, ein Geschenk, und dieser lachte herzlich darüber, als Rochet ihm die unschuldige List erzählte, durch welche er den König veranlaßt habe, ihm in seinen Nachsuchungen mit all seiner Macht behülflich zu sein.

Später, doch vor Beginn des Krieges gegen die westlichen Gallas, bei welchem Rochet den König begleiten sollte, erinnerte sich dieser des angerathenen wunderbaren Heilmittels wieder, und bat denselben, nochmals eine Jagd auf Flußpferde zu unternehmen. Der Marinelieutenant Lefebre, der mittlerweile in Begleitung des Dr. Petit in Schoa angekommen war, wünschte der Jagd mit beizuwohnen, und mit dem Pagen Berru, außer welchem der König noch eine Escorte von zehn mit Gewehren bewaffneten Männern mitgab, reisten unsere Jäger nach dem Tschia-Tschia ab, wo sie einige Stunden von dem Punkte entfernt, wo sie das erstemal gejagt hatten, in das Flußthal hinunterstiegen. Dießmal war Rochet an den Statthalter Ayto-Horganet gewiesen, der sich völlig zu seiner Verfügung stellte. An diesem Theile des Flusses erweitert sich der Grund, welchen die Schlucht bildet, etwas mehr. Der Abhang ist weniger steil und bildet unregelmäßige Felsenterrassen, deren obere Fläche mit fruchtbarem Erdreich gedeckt ist, auf welchem zu dieser Zeit Getreide, Durrah, Tef und Baumwollsträucher in schönster Blüthe standen. Zwei Tage lang streiften sie vergebens den Fluß entlang, ohne auf Flußpferde zu stoßen. Hr. Lefebre, der die in dem engen Thalkessel aus den Gewässern sich entwickelnde Aria cattiva fürchtete, und sich von seinen Reisebeschwerden noch nicht ganz erholt hatte, stieg voller Ungeduld wieder nach der Hochebene hinauf, während Rochet seine Nachsuchungen unermüdet fortsetzte. Am dritten Tage endlich lächelte ihm das Glück. An einer Stelle, wo der Fluß sehr tief war, entdeckte er die Schnauze eines Flußpferdes, die er erst für den Kopf eines Krokodils hielt. Er übergab sein Maulthier einem seiner Diener, und näherte sich vorsichtig dem Ufer; doch das Thier verschwand schnell, ohne das still dahinfließende Wasser durch sein Untertauchen im mindesten zu bewegen. Rochet lauerte ihm auf. Bald kam es wieder zum Vorschein und schwamm unbesorgt dahin, indem es seinen Kopf ganz über dem Wasser hielt. Rochet schoß, und seine Kugel verwundete es tödtlich. Ein Blutstrom floß aus seinem Kopfe; voller Wuth näherte es sich dem Ufer, verließ den Fluß und stellte sich bis auf einige Schritte vor ihn hin. Hier blieb es eine Minute unbeweglich vor ihm stehen, heftete seine wüthenden, stieren Augen auf ihn, als ob es sich besänne, wie es sich rächen wolle; während Rochet sich beeilte, von neuem seine Büchse zu laden. Sei es nun aber, daß das Thier durch die Bewegung seiner Arme, oder durch das Geschrei der herbeieilenden Jagdgenossen erschreckt wurde, genug, das Ungethüm floh, so schnell es konnte, wiederum dem Flusse zu, längs dessen Ufer die Jäger es verfolgten. Lange kämpfte es mit wüthender Verzweiflung gegen den Tod an, indem es bald im Wasser hoch aufsprang, bald wieder seine unförmliche Masse untertauchte. Endlich blieb es unter dem Wasser, und nach Verlauf einer halben Stunde trieb sein Leichnam auf den Wellen einher. Mit Mühe wurde das Thier, ein Männchen, an's Land gebracht, dessen Kopf abgeschnitten und an Hrn. Lefebre geschickt. — Am folgenden Tage begann die Jagd von neuem, und die Jäger entdeckten zwei Flußpferde in einem jener Kessel, die der Fluß zwischen zwei Furthen bildete. So oft die Thiere es versuchten, aus dem Wasserbehälter zu entfliehen, wurden sie von den Leuten der Escorte stets durch Lanzenwürfe zurückgejagt, und so oft sie wieder frische Wunden erhalten hatten, verbargen sie sich in dem nur wenige Fuß tiefen Wasser. Rochets Truppe schoß gegen fünfzig Kugeln auf sie ab, ohne sie jedoch bis zum Tode zu treffen, und bis Abends 6 Uhr hatte man sie immer noch nicht überwältigt. Die

Jäger wollten die Beute nicht fliehen lassen, und beschlossen deßhalb, die Nacht am Ufer des Flusses zuzubringen. Die Truppe bestand aus mehr als hundert Mann; man zündete mehrere Wachtfeuer an, und Rochet verbot, um jedes Unglück zu vermeiden, den Flintenträgern alles Schießen, selbst wenn die Flußpferde zu entfliehen suchen sollten. — Die Nacht war schön; der Mond strahlte mit hellem Lichte in die Schlucht hinab; nur hier und da hörte man das rauhe Gebrüll der Flußpferde, das Plätschern der Wellen, die sie im Schwimmen aufregten, und von Zeit zu Zeit das Geräusch der Wasserstrahlen, die sie aus ihren Nasenlöchern hervorstießen, und welche dann mit einem eigenthümlichen Tone in die Wellen des Flusses zurückfielen. Während Alle in träumerischem Sinnen sich den Reizen der herrlichen Nacht überließen, begann das größte der Flußpferde durch die Furth zu traben; die ganze Truppe erhob sich zu dessen Verfolgung; allein es entkam trotz seiner vielen Wunden und seines bedeutenden Blutverlustes, und während man das eine verfolgte, entfloh auch das andere, das sich nun frei und unbewacht sah, nach der andern Seite. — Der Verlust beider Thiere entmuthigte Herrn Rochet; der Jagd müde suchte er Herrn Lefebre auf und kehrte mit ihm nach Angololla zurück. Auch der König schien über die Schwierigkeiten, welche die Jäger fanden, ihm das versprochene Heilmittel zu verschaffen, verstimmt; doch verzichtete er darum noch nicht auf dessen Erlangung: „Ein andermal," sagte er zu Rochet, „werde ich dir fünfzig Flintenträger mitgeben, und dann wirst du glücklicher sein!"

In Dangola wird das Flußpferd im obern Nil in großer Anzahl gefunden, und zu allen Tageszeiten mit Harpunen erlegt. Am obern Vorsprung dieser Harpunen wird, nach Rüppels Bericht, ein langer, starker Strick befestigt, an dessen anderm Ende ein dicker Klotz von leichtem Holze angebracht wird, um das bei Nacht harpunirte Thier am Tage leichter wieder auffinden zu können. Der Jäger nimmt einen Theil des Strickes nebst dem Schaft der Harpune in die rechte, das übrige Seil und den Holzklotz in die linke Hand, und nähert sich behutsam seinem Wilde, wenn es während des Tages auf einer der kleinen Inseln des Flusses schläft, oder lauert des Nachts an einer Uferstelle, die ihm durch verschiedene Anzeichen als Anlandeplatz des Thieres bekannt geworden ist, das immer nächtlicher Weile an's Ufer kommt, um in den benachbarten Saatfeldern zu weiden. Hat er sich dem Thiere, oder dieses ihm bis auf 7 Schritte genähert, so wirft er die Lanze kraftvoll auf den Feind, damit die Harpune bis hinter die Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringt. Das verwundete und erschrockene Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen; die Lanze fällt vom Eisen ab, der an die Harpune befestigte Klotz schwimmt aber neben dem Thiere her und bezeichnet die Richtung, in welcher es sich unter dem Wasser verborgen hat. Dieses Harpuniren der Flußpferde ist nicht ohne Gefahr für die Jäger, denn bemerkt es dieselben, ehe der Wurf geschehen ist, so bringt es wüthend auf seinen Gegner ein und zermalmt ihn mit einem Drucke in dem weiten offenen Rachen. — Ist der Anwurf glücklich geschehen, so eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne, folgen behutsam dem schwimmenden Holzklotz, suchen ein langes und starkes Tau an diesem zu befestigen und eilen mit dessen anderem Ende nach der herbeieilenden größeren Barke, auf welcher sich ihre Gefährten befinden. Jetzt zieht man mit dem Tau das harpunirte Thier an; der durch die Widerhaken verursachte Schmerz reizt dessen Wuth, und kaum erblickt es die Barke, als es wie unsinnig auf dieselbe losstürzt, sie mit den Zähnen faßt, und zu zertrümmern oder umzuwerfen sucht, was dem verwundeten Thiere auch zuweilen gelingt. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig, werfen 4 bis 6 andere Harpunen auf dasselbe ein, nöthigen durch Anziehen der Harpunenleinen das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um dadurch einen Theil seiner Kraft zu brechen, und versuchen nun mit einem scharfen, langen Eisen den Schädel des Thieres einzustoßen. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Flußpferdes zu groß ist, um mit Leichtigkeit aus dem Wasser geschafft werden zu können, zerhackt man gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und zieht die einzelnen Stücke auf das Land. In Dangola wird das Fleisch der Flußpferde allgemein gegessen, und Füße und Zunge derselben besonders als Leckerbissen geschätzt. Das Fett wird ausgeschmolzen und als Oel oder Butter benutzt; die Haut zu Peitschen, Panzern, Schilden und einem festen Leder verarbeitet, und die untern Eckzähne, die sich durch Härte auszeichnen und nie vergilben, dem Elfenbein vorgezogen.

Im Niger findet man die Flußpferde in ungeheuren Truppen; hier schlagen sie in den großen Schilfeinfassungen des Stromes ihre Lager auf und gehen des Nachts heerdenweise auf die Wiesen, Reis- und Zuckerfelder, um zu weiden; wühlen, wo es ihnen an andrer Nahrung fehlt, die Wurzeln der Wasserpflanzen aus, und verursachen durch ihre Gefräßigkeit außerordentlichen Schaden. Um sie von den Anpflanzungen abzuhalten, zünden die Eingebornen während des Nachts stellenweis Feuer an, und stellen Wächter mit kleinen Trommeln auf, um durch deren Lärm die Thiere zu verscheuchen. An vielen Orten sind sie aber so kühn, daß sie nur dann die Weideplätze räumen, wenn sie durch das Geschrei und Getöse vieler Menschen vertrieben werden. Wenn ein Boot den Niger hinabfährt, erheben sie sich in großer Menge, schnauben und plätschern, tauchen rund um dasselbe herum, und suchen es mit ihren Hauern zu durchlöchern oder umzustürzen. Gewehrfeuer verscheucht sie hier nicht, sondern der Knall ruft ihrer stets mehrere aus dem Wasser und den benachbarten Buchten herbei; Verwundung reizt ihre Wuth, und nur ein Schuß in's Auge oder in die Nase bringt ihnen eine tödtliche Wunde bei. Die Eingebornen fangen sie hier meistens lebendig in Gruben, und tödten sie dann durch Lanzenstiche oder Einschlagen des Schädels. — Auf dem Lande ist das Flußpferd, wenn es

nicht gereizt oder verwundet wird, sanft und friedlich, und greift nie Menschen an, dann aber stürzt es auf seinen Feind los und verfolgt ihn, trotz seiner Schwerfälligkeit, eine bedeutende Strecke weit. Die männlichen Flußpferde sind stets von mehreren Weibchen umgeben, mit denen sie gesellig leben und weiden. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und bringt einmal des Jahres an einer trockenen Stelle auf dem Lande ein Junges zur Welt, das der Mutter aber bald in's Wasser folgt, und auch hier gesäugt wird. Kalb behauptet, daß sie am Kap zwei Junge würfen, die die Größe eines erwachsenen Schafes hätten und gegen einen Centner wögen.

Früher waren die Flußpferde in einem Thale unweit der False-Bay, am Vorgebirge der guten Hoffnung, sehr häufig, jetzt sind sie daselbst aber theils getödtet, theils ausgewandert, und finden sich nur noch im Kafferlande und im Osten bei Port Natal. Die holländischen Boers verfolgten sie sehr eifrig; sie ließen, wenn sie eins im Wasser geschossen und an's Ufer gebracht hatten, die abgezogene Haut, die sie zu nichts zu benutzen wußten, für die wilden Thiere liegen, Fleisch und Speck aber, welch' letzterer eine Hand hoch ist, wurde abgeschnitten, eingesalzen und auf Wagen nach Hause geführt. — Der schwedische Naturforscher Sparrmann wohnte mehreren Jagden am großen Fischflusse bei, war aber nicht so glücklich ein erwachsenes Flußpferd, was dort mit dem Namen Seekuh bezeichnet wird, zu erlegen. An einer tiefen, eine Viertelstunde langen, meist von hohen Ufern umgebenen Stelle, wo es, nach der Aussage der Wegweiser, viele Seekühe geben sollte, wurden die verschiedenen Wege im Schilfe, auf welchen diese Thiere aus dem Flusse zu gehen pflegen, mit Jägern besetzt, und Hottentotten mußten auf der Seite, woher der Wind kam, mit Klatschen und anderem Lärmen die Thiere aufschrecken und den Jägern zutreiben. Erst nachdem sie anderthalb Stunden lang in der äußersten Stille gestanden hatten, kamen die Thiere an und untersuchten die beiden Hauptposten, wo Sparrmann und sein Gefährte sich befanden. Sie hatten aber schon auf der andern Seite des Flusses bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben durch Hin- und Herschwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Beiden Jägern schlug das Herz auf dem Anstand, da sie nunmehr jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuren Bestie handgemein zu werden, welche einen Menschen mitten durchbeißen kann. Allein die Seekühe verließen sie wieder und bezeigten sich, wie man später erfuhr, bei den Nationen der Boers ebenso. Plötzlich hörte man einen Schuß von der Seite der Hottentotten, wodurch eine Menge Paviane aufgeweckt wurden, welche durch ihr Rufen und Antworten ein ganz lächerliches Getümmel verursachten. Dann wurde es wieder still, bis um 2 Uhr in der Nacht wieder ein Schuß fiel, worauf derselbe Lärm entstand. Den andern Morgen wußten die Hottentotten nicht, ob sie etwas getroffen hatten; auch konnte man keine Spur von einem verwundeten Thier entdecken, und daher zog man des Mittags zu einem andern kleinern Seekuh-Tümpel, wo die von den Thieren betretenen Wege besetzt wurden. Hier lernten sie das Flußpferd bald mit Lebensgefahr von einer andern, vorher nicht bekannten Seite, nämlich der Geschwindigkeit und des Muthes, kennen. Während sie von Schnaken auf's fürchterlichste geplagt und mit ihren Schnupftüchern bedeckt dasaßen, kam eine Seekuh aus dem Wasser hervor, und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf sie zu; als aber einer der Boers Feuer gab, kehrte sie schnell wieder in's Wasser zurück. Alles lief in der Dunkelheit davon und suchte, halb im Schlafe, an dem steilen Ufer hinauf zu klettern, und während sie in der Sicherheit über den Vorfall lachten und den Tag erwarteten, mischte sich das Brüllen der Löwen darunter. — Sie lauerten nun an einer andern Stelle, wo sie Spuren bemerkt hatten, bei Tage, um die Thiere auf die Nase zu treffen, wenn sie sich mit dem Kopfe aus dem Wasser erhöben, um Athem zu schöpfen; allein die schlauen Thiere hatten gar bald die Witterung von ihnen, steckten die Nase nur aus dem Wasser unter herunterhängenden Zweigen, und begaben sich endlich nach der andern Seite des Flusses. In der folgenden Nacht standen sie wieder auf ihrem Posten, ohne jedoch etwas zum Schuß zu bekommen. Als sie aber bei Sonnenaufgang zu ihren Wägen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Flusse, um sich in denjenigen zu begeben, welchen sie bewachten. Während sie an einer ziemlich steilen Stelle auf ihr träges und etwas hinkendes Kalb wartete, bekam sie einen Schuß in die Seite, worauf sie sich sogleich in den Fluß stürzte. Einer der Hottentotten wagte es, das Kalb anzupacken und am Hinterfuß zu halten, bis ihm andere zu Hülfe kamen, worauf es gebunden und mit vielem Frohlocken zu den Wägen getragen wurde. Es schrie wie ein Schwein, das geschlachtet werden sollte, jedoch gellender und durchdringender, und suchte sich auch mit nicht geringer Stärke loszureißen, war aber dabei ziemlich unbeholfen. Seine Länge betrug 3½, die Höhe 2 Schuh, obschon es nach Aussage der Hottentotten höchstens 2—3 Wochen alt sein konnte. Als es losgebunden wurde, hielt es still, und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Nase gestrichen hatten, um es an ihre Ausdünstung zu gewöhnen, fing es sogleich an, sich zu schmiegen. Es wurde gezeichnet und hernach gegessen; Fleisch und Fett fand Sparrmann aber ekelhaft weichlich, während das der Alten gesund, nahrhaft und von angenehmem Geschmacke ist. — In der Kapkolonie sind die Flußpferde gegenwärtig ungemein selten, und nur noch im Berg-Rivier, gegen die Kafferei zu, wo sie geschont werden, im Keissi, Oranje Rivier und großen Fluß finden sich deren in Menge. Harris fand sie auf seinen Reisen in Afrika, vom Likwa bis zum Wendezirkel des Steinbocks, in allen Flüssen, und beschreibt ihre Jagd als eine Hauptbeschäftigung der Eingebornen des Landes. Die Kaffern fangen sie theils in mit Zweigen und Schilf bedeckten Gruben, theils

dadurch, daß sie in den Flußpferdpfaden scharfe, an Feuer gehärtete Stacheln von Holz, gleich Rechen in der Erde befestigen, an denen sich die schwerfälligen Thiere die Füße und den Leib verletzen und verbluten, oder unfähig zur Flucht vollends mit Lanzen erlegt werden. — Hasselquists Schilderung des Flußpferdfanges in Ober-Aegypten scheint mehr Fabel als Wahrheit zu enthalten. Nach derselben streuen die Landes-Einwohner in die Flußpferdpfade große Haufen getrockneter Erbsen, die das aus dem Wasser kommende Thier mit Begierde verschlänge, dann vor Durst nach dem Fluß zurückkehrte und Massen Wasser verschlänge. Die Erbsen schwellen auf, sprengen den Magen des vollgepfropften Thieres und veranlassen so dessen Tod. Das zerborstene Thier schimmt auf der Oberfläche des Wassers und wird von den Eingebornen an's Land gezogen, zertheilt und verzehrt, das Fett desselben aber ausgelassen und als Butter benutzt.

Der Kookaam oder die südafrikanische Spießgemse.

(Taf. 7.)

Der Kookaam, Oryx capensis, ist eine der interessantesten Antilopenarten, die fast in allen Theilen Afrika's, von der Barbarei bis herab zum Kap, gefunden wird, am häufigsten aber im Kafferlande und den Karroos der Kapkolonie anzutreffen ist. Die Länge desselben beträgt 7, die Schulterhöhe gegen 4 Fuß, in der äußeren Gestalt ähnelt sie dem Pferde, und trägt wie dieses den Kopf stolz und majestätisch. Die Hörner sind gegen 3 Fuß lang, ziemlich gerade oder nur sanft gebogen, schwarz und glänzend, und die untere Hälfte mit 25 bis 30 Ringeln umgeben. Die Augen sind voll, dunkel, vorstehend und hoch im Kopfe. Ein schwarzer Flecken zwischen der Basis der Hörner zieht sich die Stirn herab, ein anderer zur Seite der Hörner führt durch das Auge zu den Mundwinkeln und ist dort mit einem dritten verbunden, der einem Sattel gleich, den obern Theil der Nase bedeckt. Ein vierter zieht sich unter der Kehle hinweg von einem Ohre zum andern. Der Rest des Kopfes ist weiß. Die Ohren, die Brust, der Bauch, die untern Extremitäten und der obere Theil der Hinterschenkel sind weiß; Hals, Nacken, Rücken und Seiten weinfarbig. Ein Busch borstiger, schwarzer Haare umgibt die Gegend des Kehlkopfes, eine kurze Mähne umzieht den Nacken und schließt sich an einen schwarzen Streifen zurückliegender Haare, der sich nach der Kuppe immer mehr ausbreitet und in den schwarzen, buschigen Kuhschwanz übergeht, der, fast 3 Fuß lang, den Grund berührt. Die obern Theile der Extremitäten sind schwarz, mit einem weißen Flecken an der Seite; die untern weiß, mit einem schwarzen Flecken zwischen dem Knie und der Köthe. Die Gliedmaßen sind schlank und proportionirt; die Hufe scharf und glänzend schwarz; die Nase ähnelt einer Schafsnase und ist wie diese bis zum Munde behaart. Die Weibchen sind den Männchen durchaus gleich, nur leichter gebaut; die Hörner sind länger, dünner und haben weniger Ringel; das Euter ist mit zwei Zitzen versehen. Die Kookaams leben gesellig, größtentheils paarweise auf den Karroos und den offenen Flächen des Namaqualandes. — Ihres schmackhaften Fleisches wegen werden sie sehr verfolgt, sind aber schwer zu erlegen, da sie, wenn sie Gefahr wittern, sich rüstig ihrem Feind entgegenstellen, muthig auf ihn losgehen und sich mit Hörnern und Füßen vertheidigen. Die Eingebornen des südlichen Afrika besetzen ihre Speere und Lanzen mit den Hornspitzen der Spießgemse, und die Bewohner des Kaps bedienen sich der polirten und mit einem silbernen Knopfe versehenen Hörner als Spazierstöcke.

Die Jagd auf Kookaams ist gefahrvoll, und die Hottentotten wagen selten einen Angriff auf dieselben, wenn sie mehrere beisammen erblicken; selbst der Löwe soll Furcht vor ihrem Muthe und den Hörnern haben, und nur durch Hunger getrieben sich an sie wagen. Harris traf die ersten auf einer Ebene am nördlichen Ufer des Molopo. Das wilde Land war mit inselgleichen Gruppen von Akazien überzogen, und mit Basilienkraut bedeckt, das den herrlichsten Wohlgeruch verbreitete. Der Fluß, welcher die westliche Grenze des Moselekatse-Gebietes bildet, hat ein breites, seichtes, mit Rasen eingefaßtes Bett, ist fast fortwährend trocken und hat in seiner Mitte ein Rinnsal von 30 Fuß Breite, das vollständig mit dichtem Rohre überwachsen ist. Hier bewunderte Harris den bleichenden Schädel einer am Ufer liegenden Spießgemse, mit auffallend langen, gewundenen Hörnern, als ihn einer der Hottentotten auf einen Kookaam aufmerksam machte, der unter einer Heerde von Hartebeests unfern des Flusses weidete. Schnell warf er sich auf sein Roß, beorderte seine Gefährten, sich nach dem Rohrbruch hinabzuziehen, um dem Thiere die Flucht nach demselben abzuschneiden, und sprengte auf die Heerde los. Die Gemse stieß ein durchdringendes Geschrei aus, senkte den Kopf und stürzte mit der ganzen Heerde dem Rohrdickicht zu, wo die Jagdpartie ihrer wartete. Hier in ihrer Flucht gehemmt wandte sie sich, überließ die Heerde ihrem Schicksale und schoß wie ein Pfeil an Harris vorbei, der mit seinem Renner ihr folgte. Jetzt begann eine interessante Treibjagd: die Gemse verließ bald den Wiesengrund und flüchtete den steinigen Hügeln zu, die denselben begrenzten; umsonst, der Verfolger blieb ihr immer nah. Im gestrecktesten Gallopp, die Schnauze emporgehoben, die Hörner auf dem Rücken liegend und den buschigen Schwanz im Winde flattern lassend, durchbrach sie eine Heerde angstvoll flüchtender Zebra's und Strauße, doch der Verfolger wich nicht, und mit dichtem, weißem Schaume bedeckt erlag nach fast zweistündiger Jagd das edle Thier der Kugel des Feindes. Trotz des Sieges war die Jagd völlig nutzlos gewesen, denn Harris Pferd war so erschöpft, daß es selbst dem Stürzen nahe war; langsamen Schrittes mußte Harris es dem Lagerplatze zuführen, den Sattel desselben stun-

denweit in der Hitze auf dem Kopfe tragen und die Jagdbeute den Schakals überlassen. Spät am Abend erreichte er erst seine Gefährten, die außer mehreren Hartebeests zwei Nashörner erlegt und einen Löwen verwundet hatten.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

2. Vom Riesen Einheer.

Als Kaiser Karolus noch Krieg mit den Heiden führte und sie zum lieben Christenglauben bekehren wollte, da hörte er eines Tages, ein böses Heidenvolk hoch oben im Norden des deutschen Landes habe einen frommen Priester erschlagen, der ihnen mit Liebe und Sanftmuth die Lehre Jesu gepredigt. Er ergrimmte über diese schlimme That zu so großem Zorn, daß er sogleich sein Kriegsvolk zusammen berief, und durch Wälder und Felder nach dem Heidenlande zog, um die Mörder zu züchtigen. Da er aber hinkam, hatte er unterwegs eine große Menge Krieger verloren; denn Viele waren in Sümpfen erstickt, und Viele waren an bösen Krankheiten zu Grunde gegangen, und die Heiden hatten ein viel größeres Heer, als er. Dennoch verlor er den Muth nicht, wie er denn überhaupt ein gar tapferer Held war, sondern vertraute im Glauben an seine gerechte Sache auf die Hülfe Gottes, und stellte seine kleine Macht den Heiden gegenüber in Schlachtordnung auf. Am andern Morgen in aller Frühe sollte das Fechten losgehen.

In der Nacht nun, als Alles still war, und nur aus dem Lager der Heiden noch wilder Gesang und wüster Lärmen herübertönte, kniete Kaiser Karolus in seinem Zelte nieder, und bat den lieben Gott im herzlichen Gebete, er möchte ihm den Sieg verleihen, damit der heilige Glaube immer weiter in der Welt verbreitet würde. Und kaum hatte er sein Gebet beendet, da hörte er gewaltig dröhnende Schritte draußen vor seinem Zelte erschallen, und eine tiefe Stimme fragte die Wachen, wo der Kaiser Karolus zu finden wäre?"

„Der Kaiser schläft schon," sagten die Wachen. „Den kannst du heute Nacht nicht mehr sprechen, du langer Gesell du!"

„Ich will ihn aber noch sprechen, denn ich habe ihm etwas Wichtiges zu sagen," antwortete die tiefe Stimme trotzig auf diesen Bescheid. „Und wenn Ihr nicht gleich zum Kaiser geht und sagt ihm, daß ich da bin, so schlage ich Euch alle miteinander zu Boden!"

„Ei," dachte der Kaiser, der Alles gehört hatte, „das muß ja ein schlimmer und trotziger Gesell sein!"

Da er aber neugierig geworden war und hören wollte, was der Fremde ihm für wichtige Dinge zu sagen hätte, so steckte er den Kopf aus seinem Zelte heraus, und befahl den Wachen, jenen Mann zu ihm zu lassen.

Augenblicklich kam der Fremde herein, mußte sich aber tief bücken, als er durch den Eingang trat. Verwundert blickte ihn der Kaiser an. Obgleich er selber über sieben Fuß hoch war, mußte er doch zu dem Fremden in die Höhe blicken, denn der war noch um vier Schuh größer und stieß mit seinem Kopfe beinahe an die Decke des Zeltes an. Er hatte große blitzende Augen und einen langen, dichten, verworrenen Bart, der ihm bis über die Brust reichte. Um seine Schulter hingen ein paar Bärenfelle, an seiner Hüfte klirrte ein langes, breites Schwert, und in der rechten Hand hielt er einen Spieß so lang und dick, wie ein junger Eichbaum.

„Grüß Gott, Herr Kaiser!" sagte er, und hielt dem mächtigen Herrn seine ungeheuer große und breite Faust hin. „Ich habe einen langen und mühsamen Marsch gemacht, um zu Euch zu gelangen, und nun wollten mich die lumpigen Kerls da draußen nicht einmal zu Euch lassen. Hätte es ihnen aber eintränken wollen, wenn Ihr nicht dazwischen gekommen wäret."

„Aber, um Gott, Ihr gewaltiger Riese Ihr, wer seid Ihr denn eigentlich, woher kommet Ihr, und was wollt Ihr?" fragte der Kaiser.

„Das sind viele Fragen auf einmal," antwortete der Riese und lachte, daß das ganze Zelt schütterte. „Aber weil Ihr ein so großmächtiger Kaiser seid, so muß ich Euch wohl darauf Red' und Antwort geben. Bin ja auch blos darum hergewandert. Aber erst laßt mir zu trinken geben, denn ich habe Durst. Mit dem Essen kann ich schon eher warten." Der Kaiser hatte seine Lust an dem rauhen Wesen des ungeschlachten Gesellen, und wollte ihn auch bei guter Laune erhalten. Darum rief er seinen Kämmerling herbei, und befahl ihm, ohne Verzug den größesten Humpen des köstlichsten Weines herbei zu bringen. Der Kämmerling brachte ein großes Gefäß herbei, so groß, daß er es kaum tragen konnte, und unter seiner Last schwitzte und stöhnte. Der Riese aber nahm den schweren Humpen mit zwei Fingern, setzte den Rand an seinen großen Mund, und trank den ganzen Wein in Einem Zuge aus. Es waren aber gewiß an die zwanzig Maaß Wein in dem Gefäß.

„So," sagte er, „das ist für's Erste genug, und nun soll's an's Berichten gehen. Also wer ich bin, fragt Ihr, Herr Kaiser? Nun, ich bin ein frommer Christ und wohne im Bayerlande auf meinem Schlosse, und daher komme ich auch. Es ist ein weiter Weg, und er ist mir sauer genug geworden, das könnt Ihr glauben. Was ich aber will? Nun, das will ich Euch auch sagen. Ich will die Heiden todtschlagen, wie sie unseren frommen Christenpriester todt geschlagen haben, und ich denke, sie sollen meine Faust wohl spüren, wenn ich ihnen mit meinem Schwerte die Haare vom Kopfe fege. Ich wäre gleich mit Euch gezogen, wenn ich gewußt hätte, daß es gegen die Heiden ging. Aber ich erfuhr die ganze Geschichte erst lange nachher, als Ihr schon fort waret, und darum mußte ich hinterdrein stolpern. Aber es schadet nicht, denn ich hoffe, daß ich noch immer früh genug komme!"

„Ei, ihr kommt gerade zur rechten Zeit," antwortete der Kaiser ganz vergnügt. „Morgen soll's gegen

die Heiden geh'n, die mit großer Heeresmacht uns gegenüber lagern, und ich glaube beinahe, der liebe Gott hat Euch mir aus ganz besonderer Gnade zu Hülfe geschickt."

„Also morgen früh geht's schon los?" jubelte der Riese. „Nun, Gott sei Dank, daß ich dann nicht erst übermorgen angekommen bin! Hei, wie wollen wir die Heiden klopfen, Herr Kaiser!"

„Gott geb' es," sagte der. „Aber nehmt nur die Sache nicht gar so leicht, denn ihr Heer ist groß und wohl geübt in den Waffen, und wir werden einen schweren Stand haben!"

„Ach was!" rief der Riese. „Und wenn ihrer so Viele wären, als Sand am Meere, wir wollten sie doch zwingen! Paßt nur auf, wie ich mit meinem Spieße dazwischen fahren werde!"

Nach diesen Worten ging der Riese wieder fort, legte sich nicht weit von des Kaisers Zelt auf die Erde, verspeiste einen halben gebratenen Hammel, den er sich mitgebracht hatte, und dann lehnte er seinen großen Kopf an einen Baum und schlief ein. Er schnarchte aber so gewaltig, daß der Kaiser davor nicht einschlafen konnte und ihm sagen ließ, er möchte sich doch lieber wo anders hin legen. Das that der Riese ganz freundlich und geduldig, und schlief nun ungestört bis zum nächsten Morgen.

Als nun der Tag dämmerte und die Sonne aufging, wurde es lebendig hüben und drüben. Die Heiden wachten auf und die Krieger des Kaisers, und auch der Riese schüttelte den Schlaf von seinen Gliedern ab und dehnte und streckte sich gewaltig. Dann begab er sich zum Kaiser, der hoch zu Rosse saß in der blanken Rüstung, und stellte sich neben seinem Pferde auf. Er war aber gerade so hoch, daß seine Nase an die Nase des Kaisers reichte, obgleich dessen Schlachtroß ein großes und gewaltiges Thier war.

Nun sollte die Schlacht losgehen. Ehe sie aber anfing, kam ein verwegener Heide auf das Schlachtfeld vorgeritten, blieb zwischen beiden Heeren mitten auf dem Felde halten, und rief mit lauter Stimme den christlichen Kriegern und Rittern zu, sie möchten kommen und sich im Kampfe mit ihm messen, wenn sie den Muth dazu hätten. Sie wären aber gewiß Alle feige Memmen, und würde es Keiner wagen, sich mit ihm einzulassen.

Auf diesen Spott sprangen viele gute Helden vor und wollten auf den Heiden los, der Riese aber hielt sie Alle zurück und sagte: „Herr Kaiser, laßt mich den Spaß ausfechten, und wenn Ihr einen recht großen Sack habt, so gebt ihn her."

Der Kaiser ließ einen Kornsack bringen; der Riese wickelte ihn zusammen, steckte ihn in seine Tasche, und ging dann ganz gemächlich auf den Feind los.

„Nun, Herr Heide," rief er ihm zu, als er noch fünfzig Schritt von ihm stand, „wenn Ihr so großen Uebermuth habt, so kommt einmal her. Seht, ich habe mein Schwert und meinen Spieß zurückgelassen und keine Waffen mehr, als meine Fäuste, die sind aber für solchen lumpigen Heidenmenschen noch gut genug!"

Der Heide erhob sogleich seine Lanze, sprengte auf den Riesen zu, und meinte ihn gleich auf den ersten Anlauf durch und durch zu bohren. Als er aber ganz nahe herangekommen war, schlug der Riese seine schwere Lanze wie ein Binsenstäbchen auf die Seite, packte das Pferd des Heiden beim Kopfe, daß es sogleich ganz still stehen mußte, und dann ergriff er mit der andern Hand den geharnischten Mann. Dieser zappelte und strampelte mit Armen und Beinen, um sich aus der gewaltigen Faust los zu machen. Der Riese aber hielt ihn ohne alle Mühe fest, ließ das Pferd laufen, zog seinen Sack aus der Tasche, und steckte den brüllenden Heiden ohne alle Umstände hinein. Dann band er den Sack oben zu, und trug ihn gemächlich zum Kaiser Karolus, der über den Spaß so herzlich lachte, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Sein ganzes Heer lachte mit, aber die Heiden schrieen vor Wuth und Aerger laut auf.

„Da ist das Bürschchen!" sagte der Riese zum Kaiser, indem er den Sack zwischen zwei Fingern in die Höhe hielt. „Wenn Ihr wollt, so will ich ihm den Schädel eindrücken, wie einem Vogel."

„Nein, nein," rief der Kaiser lachend. „Laßt ihn nur einstweilen liegen und helft mir gegen die Heiden, denn die kommen da eben in hellen Haufen herangestürmt."

Der Riese warf den Sack mit dem Ritter ohne viele Umstände auf einen Haufen Laub und Reisig, der da in der Nähe lag, griff dann zu seinem gewaltigen Spieße, gürtete sein Schwert um, und rannte den Heiden entgegen. Da hättet ihr nun sehen müssen, wie die vor seinen Stichen und Hieben darniederstürzten. Wohin er kam, fielen sie gleich zu Hunderten, und die er einmal getroffen hatte, standen so leicht nicht wieder auf. Wo er eine Lücke machte, drangen die Kriegsleute des Kaiser Karolus nach, und auch dieser selber feierte nicht, sondern schlug wacker darauf los, so daß die Heiden bald nicht wußten, wohin sie vor Angst fliehen sollten. Sie zerstreuten sich nach allen Seiten, und wo Einer oder der Andere des Riesen Stimme hörte, da fiel er vor Schrecken um, und war schier halbtodt. Das christliche Heer aber setzte den Flüchtlingen nach, und es wurde eine ganze Menge Gefangene gemacht, die sich später zur Freude des Kaisers Karolus beinahe Alle taufen ließen.

Als nun die Schlacht vorbei und der herrlichste Sieg erfochten war, da versammelte der Kaiser sein ganzes Heer auf dem Schlachtfelde und lobte es sehr wegen der bewiesenen Tapferkeit. Dann aber wendete er sich an den Riesen, der ganz freundlich neben ihm stand und sagte so laut, daß Jeder es hören konnte:

„Daß wir die Heiden überwunden haben, mein starker Recke, das ist hauptsächlich dein Verdienst. Denn wenn du nicht gekommen wärest, hätten wir wohl gar der allzugroßen, feindlichen Uebermacht erliegen müssen. Dein Arm mähete die Heiden nieder, als wie Sicheln

das Gras, und deine Hülfe war so viel werth, als wie ein ganzes Heer. Darum, zum Gedächtniß an die große Heidenschlacht, sollst du fortan Einheer genannt werden. Dann weiß doch Jeder, was für ein heldenmäßiger Mann du bist, und läßt dir die gebührende Achtung zukommen."

„Habt Dank für den Namen, Herr Kaiser," antwortete der Riese. „Es ist ein recht guter Name, und ich will ihn führen, obwohl nicht um der Achtung willen, die er mir verschaffen soll; denn mir diese zu verschaffen, versteh ich besser, als wie der Name. Uebrigens, wenn es nun hier weiter nichts zu thun gibt, so laßt mich in Gottes Namen nach Hause gehn!"

„Willst du denn nicht in meiner Gesellschaft den Rückweg antreten?" fragte der Kaiser.

„Nein," antwortete der Riese Einheer, „nein, das will ich nicht. Denn, nehmt mir's nicht übel, das wäre eine langweilige Geschichte für mich. Während Ihr eine Meile macht, mache ich ihrer drei, und ich sehe nicht ein, warum ich dreimal so viel Zeit zum Rückwege brauchen soll, als nöthig ist. Nein, nein, gebt mir nur den Abschied, Herr Kaiser."

„Nun, wenn du nicht anders willst," erwiederte der, „so zieh' hin in Frieden. Aber höre, wenn es wieder gegen den Feind geht, ziehst du dann mit?"

„Ja, wenn die Feinde Heiden sind, dann will ich immer mitziehen," erwiederte der Riese. „Christenmenschen aber schlage ich nicht gern todt. Also, wenn es so etwas wieder gibt, wie heute, dann ruft nur, und Einheer wird kommen. Und nun lebt wohl, Herr Kaiser, und kommt glücklich heim!"

Der Riese schüttelte dem Kaiser die Hand, sagte auch den andern Rittern und Kriegern Lebewohl, und ging dann mit so gewaltig großen Schritten davon, daß er in wenigen Augenblicken hinter der nächsten Waldecke verschwunden war. Als er aber nun nach Hause kam und seine guten Gesellen und Freunde ihn fragten, was er denn ausgerichtet habe, und wie es ihm unter den Heiden ergangen wäre? da sagte er:

„Was soll ich viel von den Fröschlein sprechen! Ich steckte ihrer Einen in den Sack, trug ihrer zwanzig oder dreißig auf meinem Spieß über der Achsel, wie Leipziger Lerchen, und weiß nicht, was sie quakten und zwischerten. Der Kaiser braucht gar nicht so viel Volks gegen das Lumpengesindel aufzubringen, und wenn's noch einmal losgeht, so zieh' ich allein hin, und will schon mit ihm fertig werden!"

Da wunderten sich die Nachbarn sehr, vollends, als sie hörten, daß Kaiser Karolus selber ihren Gevatter den Riesen Einheer genannt hatte.

Der Riese lebte eine ganze Weile still vor sich hin. Sobald es aber wieder gegen die Heiden ging, da zog er von Neuem mit in den Krieg, und half dem Kaiser Karolus noch viele Schlachten gewinnen.

Der Ligufter und der Ligusterschnurrer.

(Taf. 8.)

Der Liguster, Ligustrum, auch Beinholz, Rainweide oder Dintenbeere genannt, ist ein Strauch von 4 bis 8 Schuh Höhe, der trockene Hügel und schattige Plätze liebt, und häufig zu Hecken angepflanzt wird; seine Blätter sind ellyptisch-lanzettförmig, 2 Zoll lang und ½ Zoll breit, die Zweige sind außerordentlich biegsam und tragen am Ende weiße Blüthen in Rispen, die einen starken, süßlichen Geruch haben, und in den Monaten Juni und Juli den Strauch zieren; die Blumen selbst sind trichterförmig mit vielspaltigem Rande, und zweimännig und einweibig, gehören mithin der ersten Ordnung der zweiten Klasse an. Die schwarzen viersamigen Beeren, welche die Größe von Erbsen haben, erscheinen im Herbste; sie enthalten einen dunkelrothen Saft, mit dem man schreiben kann, haben eine purgierende Eigenschaft und dienen den Winter über vielen Vögeln zur Nahrung, können auch zum Blaufärben verwendet werden. Das harte Holz der Liguster wird von Drechslern verarbeitet, am häufigsten aber werden Zwecken für Schuhmacher daraus geschnitten. Die Blätter und Blüthen sind etwas herb, und wurden früher in der Volksarzneikunde zu Gurgelwasser gebraucht. — Unsre Tafel zeigt in Fig. 1 einen Zweig des Ligusters mit Blättern und Blüthenrispe, Fig. 2, 3 und 4 die Blüthentheile; Fig. 5 die Beerentraube; Fig. 6 eine durchschnittene Beere, und Fig. 7 den Samen. —

Auf dem Ligusterstrauche entwickelt sich einer unsrer schönsten Schwärmer oder Dämmerungsfalter, der Ligusterschnurrer, der an späten Abenden und in der Morgendämmerung in pfeilschnellem Fluge mit summendem Flügelschlage die Blumen umschwärmt, und schwebend mit seinem langen Saugrüssel den Blumensaft einschlürft. Der Ligusterschwärmer, Sphinx ligustri, Fig. 8, auch Rainweidenschwärmer genannt, ist 3½ Zoll breit; sein Hinterleib ist roth, mit schwarzen Binden, und über die Mitte desselben zieht sich der Länge nach ein hellbrauner Streifen. Die Oberflügel und der Vorderleib sind graubraun, die Hinterflügel rosenroth, mit drei schwarzbraunen Binden; das Brustschild ist dunkelbraun, hellgesäumt; der Rüssel sehr lang, die Freßspitzen dick, kurz, anliegend, dicht mit kurzen Haarschuppen besetzt, und das Endglied sehr klein; die Flügel sind glattrandig. Der Ligusterschnurrer fliegt im Juni und Juli, selten später; legt seine grünlichen Eier, Fig. 9, in den letzten Tagen des Juli an Ligustersträucher und Eschen, und von Mitte August bis Mitte September findet man die Raupe, Fig. 10, allgemein. Sie ist 3 — 3½ Zoll lang, gelbgrün mit weißen und rothen Seitenbänden, welche in schiefer Richtung über die Ringel laufen, und hat unter denselben weiße Punkte und zwischen den Bändern röthlichgelbe Luftlöcher. Die Hauptnahrung der Raupe besteht in den Blättern des Ligusterstrauches, doch frißt sie auch Eschen-, Hollunder- und Fliederblätter. In der



zweiten Hälfte des September verwandelt sie sich in einer, mit einigen Faden ausgesponnenen Erdhöhle in eine große, dunkelrothbraune, mit einer Endspitze und zwei Rüsselscheiden versehene Puppe, Fig. 11, die bis zum nächsten Sommer in der Höhle verweilt, und dann erst sich zum Schmetterling entwickelt.

Die Extreme berühren sich.

Hinter einem aktenbeladnen Tische im braungetäfelten Gemache saß der Lieutenant von der Weyhe, vor ihm stand der alte Rentbeamte Jansen. Beide schienen sehr niedergeschlagen, doch herrschte deutlich beim jungen Herrn der Zorn, beim Alten Bekümmerniß vor. Nach langer Pause begann Jansen:

Der Herr Lieutenant wolle gnädigst bedenken, daß wir klar in dieser Sache sein müssen, und hochdero Maledictionen uns dahin nicht führen. Sie wollen mir also sondern Hehl die contrahirten Schuldposten angeben, damit ich summiren und Bilanz ziehen könne.

Hast Recht, altes Lagerbuch, murrte Kurt v. d. Weyhe; so wollen wir denn in Gottes Namen beginnen, und die Schaam aus dem Sattel werfen. Schreib denn: dem Roßhändler Moses Günzburger 1706 Thaler.

Die lösen wir aus dem Vollblut Dove, tröstete Jansen.

Dove hat sich beim letzten Rennen versprengt!

Was mag denn das Jagdpferd Raskal gelten?

Raskal habe ich an Baron Ramsperg in einer Wette verloren.

Der Alte unterdrückte einen schweren Seufzer, um nicht die Beichte zu stören, und notirte den Posten. — Ferner?

Aufgenommen gegen 25 Procent vom Agent Dessauer 1500 Thaler.

Kömmt noch mehr?

Allerdings. Schneider und Sattler etwa 600 Thaler; in mehreren Wirthshäusern circa 800; dann Spielschulden und Ehrenposten auch 1200 Thaler.

Der Alte brummte lauter. De ludo non fertur acta, sagt Trebonian, und werden der Herr Lieutenant doch nicht Pathengelder und Hochzeitpräsente schuldig geblieben sein! —

Ehrenposten nannte ich auf Ehrenwort erhaltene Vorschüsse von Kameraden, alter Theekessel, und dein Trebonian geht mich nichts an, schnauzte Kurt. Jetzt schreib noch 1956 Thaler für einen Schmuck und andere kleine Geschenke an Juwelier Braun, und summire in aller Erzväter Namen.

Thut Summa 7762 Thaler, seufzte Jansen. Wird nur eine geringe Summe zur Equipirung und Reise nach Ostindien übrig bleiben! O, Junker Kurt, wenn das der gnädige Herr Vater wüßte!

Ich habe nicht anders leben können und mögen, wie meine Standesgenossen, und wenn das nicht meines Vaters Wille war, so hätte er mich zum Landjunker, und nicht zum Offizier erziehen sollen. Das Militär ist es, was dem Staat und der Person des Königs, die Majestät und die Würde verleiht, die ihm der stets steigenden Anmaßung des Bürger- und Bauernstandes gegenüber gebührt.

Ich habe nicht gewußt, daß es den Glanz der Krone erhöht, wenn edle Rosse zu Schanden geritten und verwettet, oder Theaterprinzessinnen mit Brillantschmuck behangen werden; sondern habe geglaubt, daß der Schweiß des Bürgers und Bauern es sei, der gar viele Drohnen füttere. Uebrigens werde ich dafür sorgen, daß dem gnädigen Herrn der zukommende Ueberschuß aus der Kaufsumme des, vom Krieg her, hochverschuldeten Stammguts Weyhenhorst mit etwa 300 Thalern, morgen behändigt werde! —

Der alte Rentamtmann beugte sich ceremoniös, und ging.

Mit geballter Faust und knirschenden Zähnen sah Kurt ihm nach. Was kann ich mit 300 Thalern beginnen, murrte er, ein tüchtiges Frühstück für die Kameraden bei Cosari bestellen, und nach Austern und Madeira eine Pistolenkugel in den Schlund jagen? — Sie lachten mich aus, und, bei Gott, nicht mit Unrecht! — Wenn nur Rittmeister v. G., Lieutenant v. R., Hauptmann v. H. mich bezahlen möchten, es würde das Dreifache betragen, und dann könnte ich schon nach Calcutta segeln, wo der alte podagrische Onkel auf mich wartet. Der alte Nabob hätte mir einige Lak Rupien als Reisegeld schicken sollen, dann wäre ich — wahrscheinlich nicht gegangen, bis ich das Geld dem Vaterlande zugewendet. — Mahnbriefe würden höflich, ohne Erfolg bleiben, und derb, mir nur eine gleiche Zahl Ausforderungen heimholen. — — — Dem alten Jansen ein falsches gutes Wort geben? Ja, er schuckte, aber zu jedem Groschen als Agio eine Ermahnung oder Sottise — wie sagte er? Drohnen, ja, Drohnen, Proletarier, die nach erfülltem Zweck umgebracht werden! — Nein, lieber will ich als Schiffsjunge nach Calcutta fahren, als mit einem Liard von dem alten Zopf.

Diesen Entschluß hielt der junge verschwenderische Trotzkopf fest, machte alles Entbehrliche bis auf seine Waffen, zu Gelde, und ging, als ihm das Handelshaus in London anzeigte, der Aureng-Zeb, ein herrlicher Indiaman, sei flott und klar, nach kurzem Abschied von dem alten treuen Beamteten, nach England ab.

Seine Ueberfahrt war kurz und glücklich; ehe die Langeweile der Seereise ihm Muße gegönnt, die, jedem Offizier und Gebildeten überhaupt so nützlichen Werke über mathematische Geographie, welche des Kapitäns Kajüte enthielt, und einige beschmutzte Romane aus dem Besitze des zweiten Lieutenants, zu lesen, warf der Aureng-Zeb vor Madras seine Anker. Ohne Zögerung begab sich Kurt an Bord einer schnellen Brigg, die sogleich unter Segel ging, die Briefschaften nach Calcutta zu fördern. Hier war schon alles indischer, als

auf dem Aureng-Zeb; die Bemannung bestand zu großem Theil aus Malaien und Laskaren, und wurden die befohlenen Manöver auch mit englischer Pünktlichkeit ausgeführt, so fehlte doch deutlich altenglischer Muth und Frohsinn, der jede noch so schwierige Probe besteht und erleichtert. Als aus dem Sumpfdelta des Mahanaddy, nachdem die Riesenkuppeln von Jaggernaut versunken waren, eine ziemlich verdächtige Prova hervorschoß, und rasselnd das breite Segel von gespaltenem Rohr dem Winde bot, erkannte jeder Unbefangene, daß es nur eines raschen Angriffs bedürfe, um das Schiff zu nehmen. Kurt sprach darüber mit dem Lieutenant, der die Brigg führte. Jan Compagnie, unsre schachernden Könige in Leadenhall, haben noch nicht genug von dem Sprüchwort gehört, was vom Kreuzerzwicken und Guldenschnellen handelt, war die Antwort. Manches gute, reichbefrachtete Schiff läge noch heute ruhig auf den Wellen, wenn es nicht mit diesem feigen, diebischen Geschmeiß bemannt gewesen wäre, das keine Empfehlung hat, als daß es wohlfeiler ist, wie tüchtige Matrosen voll Muth und Kraft, wenn sie auch nicht die Affengeschmeidigkeit dieser tückischen Bursche haben, die uns wenig nützt.

Endlich war auch diese letzte Seestation zurückgelegt, sie hatten das gewaltige Delta des Ganges, die Sundarbunds erreicht, durch die er seine Wasser in fünfzehn Mündungen dem Meere zuwälzt. Sie fuhren in den Hugly ein, der die nächste und fahrbarste Wasserstraße nach Calcutta beut. Des Abends ward beigelegt, und der Kapitän ging öfter in diesen Zaubernächten an's Land, um Schakale zu schießen, die in heulenden, kläffenden Schaaren am Ufer auf und ab rannten, um ausgeworfene Cadaver von Menschen und Thieren zu zerreißen. Kurt bat, ihn begleiten zu dürfen, ward aber zurückgewiesen. Dieser ganze, ungeheure Landstrich, hieß es, den wir die Sundarbunds nennen, ward vom Ganges an seiner Mündung im Lauf von Jahrtausenden abgelagert, wie Holland vom Rhein; aber nicht wie dieses vom Menschenfleiß durch Dämme geschützt, werden die Hunderte sumpfiger Inseln stets auf's neue vom Strom überfluthet, und sind deßhalb, mit ihrem über mannshohen Riedgras, der Hauptsitz des Jungleflebers, welches die Neueinwandernden am liebsten und gefährlichsten befällt. Darum, Mister, bleibt Ihr besser an Bord in Eurer Hängematte, ehe die Schakals, zum Dank für Eure Kriegserklärung, Euren zarten Leichnam zerzausen. Uebrigens kommt morgen der Dubash oder Dolmetscher, hier ein Beamteter der Regierung, der alle Geschäfte regelt, an Bord, mit dessen Mesulaboot Ihr zwei Tage bälder nach Calcutta kommt, wie wir.

Es geschah so, und am andern Abend befand sich Kurt auf einem schmalen, leichten Ruderschiffchen, welches an überlanger Raa ein klapperndes Segel von gespaltenem Rotang führte. Der Patron war ein Bramine, mit breitem, weißem Muslinturban, die Ruderer Hindu, mit weichen Zügen und unterwürfigem Benehmen. Doch trug jeder den Kris, einen gebogenen Dolch, im Gürtel, der einstweilen die friedlichen Funktionen des Messers versah. — In kühler Morgenstunde, den angenehmsten des indischen Tages, stand Kurt auf dem elastischen Verdeck von Bambusstäben neben dem Patron, der schweigend seine Houga rauchte. Häufig trieben gedunsene Leichen den Strom hinab, auf denen die weißköpfigen Geier ungestört ihr ekles Mahl hielten, oft tauchten die entsetzlichen Krokodile des Stroms am Boot furchtbar auf, oder ließen, die ungeschlachten Panzerrücken behaglich sonnend, sich von den Wellen schaukeln; der Schiffer hatte für dies alles keinen Blick; er saß auf den gekreuzten Beinen und ließ Perle auf Perle des schweren Rosenkranzes an seinem Gürtel durch die feinen Finger rollen, bei jedem einer Eigenschaft und Wohlthat Brama's gedenkend.

Wie kommen alle diese ekelhaften Leichen in den schönen Strom? frug Kurt.

Die Wellen des Ganges sind heilig, antwortete der Schiffer, schon das Baden in ihnen reinigt von jeder Sünde, deßhalb reisen die Gläubigen viele Hunderte von Stunden, um ihn zu sehen. Wer nur an seinem Ufer stirbt, ist der Seligkeit sicher. Sieh hin, in jedem dieser Zelte am Ufer harrt ein Frommer des Rufs Bidhata's, und wird, erlöst, in seine heiligen Wasser geworfen. Viele, die des Wechsels der Erde müde sind, stürzen sich in seine Wogen, oder tödten ihre Kinder in ihnen.

Das geschieht doch nur aus Armuth und Verzweiflung? — Armuth ist gleich dem steilen Berge Nila-Gerri; wer ihn ersteigt, sieht nur Fels und Schnee vor und um sich: hat er aber den Gipfel erreicht, so erblickt er beide Meere und siebenzehn Königreiche. „Armuth ist kein Uebel dem, der den Reichthum seines Gottes im Herzen trägt,“ sagt die gesegnete Veda!

Welcher ist es denn eurer Götter aller, den der Arme im Herzen tragen soll?

Auf dem heiligen Lotos schwimmt nur Ein dreieiniger Gott im Meere des Alls! Brama, der Dreistirnige, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtet, der alle Dinge in der Urzeit erschuf, und der Veda vier heilige Bücher lehrte, den Yajush, Saman, Rich und Athavana. Wischnu, der Allerhalter, der in Vaikontha's ewig kühlen Räumen wohnt, und in blauem Gewande auf dem Adler Garuda reitet. In seiner Hand findest du die rothe Meerschnecke Chank, und die Wurfscheibe Chakra, deren Rand die Blitze umleuchten. Als Dritten nenne ich Dir Schiwa, den Allzerstörer, der aus den Trümmern stets Neues erzeugt, mit Bhavani, der ewig Verjüngenden. Sein Dreizack Trisula deutet die heilige Leichenflamme, und sein von irdischem Schmutz freies Gewand ist strahlendes Weiß. Auf seiner Stirn siehst du ein drittes senkrecht stehendes Auge; den Umschwung der Jahrhunderte, der alles Lebende vertilgt, wird durch das Halsband von Schädeln gedeutet, um welche die verjüngte Schlange der Ewigkeit Pasha sich windet. — Und unzertrennbar Eins sind ewig diese Drei! —

Ihr verehrt aber noch viele andere Gottheiten, den Jaggernauth, die Ganesa u. s. w.

Als der Menschen Geschlecht stets sündiger ward, suchte jeder dieser Dreiverbundenen sie zu retten, und stieg in wechselnden Gestalten herab zur herrlichen Erde. Chrischna kämpfte mit der Schlange des Abgrunds, bis er sie besiegte. Mahadewa kam sechs Mal, lehrend und prüfend. Und diese tausend wohlthuenden Verwandlungen ehren wir in frommem, tausendfältigem Dank, in den Gestalten, in welchen sie erschienen. Ja, weise, erleuchtete Nazarener haben in Chrischna's herbem Kampf, seiner Erniedrigung bis zum Tode, und seinem hehren Triumph Euren Propheten Issa-ben-Mirjam erkennen wollen, so, daß auch Ihr einen roheren, unausgebildeteren Zweig der heiligen Bramalehre kultiviren würdet. Doch, dort steigen Calcuttas Thürme aus den gesegneten Wassern; — Brama erleuchte Dich! —

Die Fonds unseres Freundes waren nach wenigen Schillingen zu zählen; er hatte deßhalb weder Lust noch Laune, die üppige, kostbare Metropole des britischen Indiens genauer kennen zu lernen, und frug angelegentlich nach seiner Mutter Bruder, der, wie man ihm sagte, auf einem drei Stunden entfernten Landhause wohnte. Spät Nachmittags langte Kurt auf dem Bungalo des Obersten v. E. an, um hier zuerst eigentlich indisches Leben zu sehen. Es war ein niedres, langes Gebäude, mit dichten, grünen Jalousien, die der Luft freien Durchzug gestatteten, und auf weite, vom breiten Dach überragte Vorplätze, die mit kühlen Steinplatten belegt waren, sich öffneten. Hier lag eine doppelte Reihe Palankinträger auf zarten Bastmatten; im Schatten arbeiteten, träg hingedehnt, Schneider und sonstige Handwerker für das Haus, Syces weheten den anvertrauten Pferden mit Federwedeln Luft zu und Fliegen ab, müßig lungerte ein Heer von Honkaträgern, Köchen und Kochsdienern, Kellnern, Laufboten und all dem müßigen Volk, was dem reichen und vornehmen Indier sich aufdrängt, umher.

Im weiten, luftigen, von breiten Paradiesfeigenblättern und duftigen Magnolien beschatteten Gemach, dessen kühlende Steinplatten weiche persische Teppiche deckten, traf Kurt seinen Verwandten in etwas sonderlicher Gestalt. Das leise, meldende „Burra Saib, Saib!“ (Ein weißer Herr, Herr!) des indischen Dieners, der sogleich wieder verschwand, war völlig überhört: denn der Oberst fuhr angelegentlich fort, die so äußerst erfrischende Frucht des Mangobaumes auf sehr practische, doch nicht sehr zierliche Art zu essen. Die nervigen Arme waren bis zum Ellbogen entblößt, und zwischen den Knieen stand ein Gefäß mit Wasser, um den quellenden, färbenden, gelben Saft, der von Kinn und Händen niedertroff, sowie Schale und Stein aufzunehmen. Neben dem Stuhl stand ein Korb mit Früchten, aus dem eben, wie Kurt auf den elastischen Teppichen unhörbar nahete, eine Brillenschlange sich hervorringelte, und um den Fuß des Sessels wand, so, daß der nackte Arm des Obersten, beim Langen der nächsten Frucht, sie hätte streifen müssen. Zu langem Gespräch war hier nicht Zeit. Kurt gab dem vorwärts gebeugten Herren Oheim einen derben Stoß zwischen die Schultern, in folge dessen er über den Wasserkübel stolpernd lang hin auf den Bauch fiel, und schleuderte zu gleicher Zeit Stuhl und Schlange in den finstern Winkel des Gemachs. Der Oberst drehete sich schwerfällig auf sein Sitzmittel, und wandte dem unbekannten Herrn Neveu ein Gesicht zu, vor dem es wirklich Bravour war, nicht durchzugehen. Zur untern Hälfte mit dickem weißen Bart, über der Stirn mit grauem struppigen Haar eingerahmt, glühete ein dunkelrothes, hin und wieder mit Mangosaft gelb tingirtes Antlitz, vom Zorn verzerrt, den wahnsinnigen Fremdling an, und erlaubte sich, vor der Hand unbekannter Weise, ihn zu allen Teufeln zu wünschen. Als dieser aber auf die unter dem Stuhl sich hervorbäumende Schlange wies, und freundlich beim Aufstehen half, mischte sich Schreck und Zorn, Verlegenheit und Dankbarkeit zu einem wirklich komischen Gebräu in den markirten Zügen. Das Geschrei des Herrn hatte die Diener in's Zimmer gerufen, wo sich aber lediglich nur die Schlange zu erschlagen vorfand, welches rasch besorgt wurde.

Wir übergehen die Erkennungsscene, und finden Abends beide Herren beim Sangaree freundlich vereint, dem Kurt alle Ehre anzuthun sich bemühte. Die Jalousien waren geöffnet, und riesige Leuchtkäfer schwirrten durch die Gipfel der Pisang und Palmen, von deren Höhe vom Lichtstrahl geweckt, einige Papagaien plauderten, und aus üppiger Jasminhecke die Nachtigallen schmetterten.

Es ist freilich nicht mehr, begann der Oberst, wie zu der Zeit, wo Sir Arthur Wellesley, jetzt euer alter, eiserner Herzog Wellington, seine ersten Siege gegen Dhondagi, der sich albern genug „König zweier Welttheile“ nannte, bei Konagull am Ufer des Kistna erfocht, und ich auch noch nicht lange hier war. Damals war ein falscher Zopf, der aussah wie ein mit schwarzem Band umwickeltes Kreuzerlicht, mein einziger Luxusartikel, und Gott weiß, wie er herabkam, ehe ich ihn rekrutiren konnte. Dein Vater, lieber Kurt, glaubte mich schon damals mit der Pracht eines Satrapen umgeben, und würde sich wahrscheinlich sehr gewundert haben, hätte er mich statt auf einem Elephanten unter einem Baldachin, auf meinem alten grauen Pferde, das zerrissene Hemd über der Uniform, gesehen. Ich sage dir, daß ich in Hannover Hunger und Durst nicht kannte, hier aber mit Beiden sehr intim wurde. Ich war ein volles Jahr in Indien, ehe ich, oder einer meiner damaligen Kameraden, ein anderes Kopfkissen, als die Patrontasche, zu erschwingen im Stande war; das Bett dazu war ein Stück Segeltuch, welches zwischen zwei Scheeren von vier Bambusstäben zierlich schwebte. Meinen englischen Tuchüberrock verwandelte ich in die Decke, steckte bei kalten Nächten, die hier, wie du bald finden wirst, nicht selten sind, die Füße in die Aermel, indeß ich die Schöße am Leichnam vertheilte, wie es eben gehen mogte. Da aber der Schneider diesen mannigfachen Gebrauch eines Möbels nicht

vorausgesehen hatte: so mußte ich mich zusammenwickeln, wie ein Igel, damit ich oben und unten gleichmäßig von Wärme profitirte, doch konnte ich beide Enden, trotz allem Scharfsinn, nie zugleich unterbringen. Als aber Hyder-Ali unsre Reihen bei Cuddalur beschoß, gab es so viele überflüssige falsche Zöpfe und vakante Feldbetten, daß ich mit beiden versehen wurde und noch des Kapitäns silbernes Besteck dazu erhielt, welches mir zwar bald wieder gestohlen ward, aber auch eigentlich überflüssig war, da wir weder zu gabeln noch zu löffeln, sondern lediglich Zwieback, Rum, und etwa vorkommende Früchte zu genießen hatten. Als wir diesen asiatischen Amilkar und Hannibal Hyder-Ali und Tippoo-Saib einmal geworfen hatten, und die Prisengelder ausgezahlt wurden, gings freilich anders her, auch fiel Manchem ehrlich reiche Beute zu.

Daß du dein Glück in Indien versuchen willst, freut mich herzlich, und du sollst nicht so kümmerlich anfangen, wie ich; dafür will ich sorgen. In Europa, wo die Kriege mit Tinte geführt werden, kann ein Mann nicht mehr gern Soldat sein, denn er ist eigentlich nur ein Luxusmöbel und Spielzeug, etwa eine Schachfigur, auf welche der emsige, arbeitende Stock stets mit gehässigem Gefühl, wie auf das Drohnenvolk, blickt.

Kurts Stirn überzog bei diesen Worten ein dunkler Purpur: denn er gedachte des alten Jansen. Zopf bleibt Zopf in Ost und West, murrte er leise, und goß sein Glas hinab. Oder — sollte gar etwas Wahres daran sein? — frug eine leise Stimme im tiefsten Herzen.

Ein Anderes ist es, fuhr der Onkel fort, wenn der Soldat, für Ehre und Herd der Seinigen fechtend, sein Blut ritterlich einsetzt. Jeder gibt ihm dann gern, was er vernünftig fordern mag, und sieht achtend zu ihm auf. Auch muß stets eine verhältnißmäßige Militärmacht, als ultima ratio regis, dastehen, damit der Frieden im Frieden verbürgt sei, wiewohl nach allen Berichten Europa im tiefen Frieden in bittre Armuth versinken soll, was im Krieg nicht der Fall war.

Aber, lieber Onkel, frug Kurt, was soll ich denn hier leisten? Ist es ehrenvoller, die Schachfigur der englisch-ostindischen Compagnie zu sein, als des Königs von Hannover? Mit den Birmanen ist man längst fertig.

Wir glauben freilich, mit den Burmahs fertig zu sein, ich zweifle aber sehr, ob sie ihrerseits unsern Glauben theilen: ich fürchte sogar, sie werden bald auf's Neue beginnen. Dann wäre das alte Pentapotamien gar kein so übles Ländchen für uns, und die Sikhs mit all ihren Sings thun ganz, als ob sie uns bald Gelegenheit geben wollten, es zu acquiriren, wobei es auch manch' vakantes Besteck geben mögte; wills Gott, Deins nicht drunter: denn die Leute schlagen sich gut, und werden nicht übel geführt. Der Sedletsch ist bald überschritten; wenn nur die fatale Sandwüste Siund nicht hinter der Radschputana läge; durch Delhi ist es etwas um.

Sie haben den Feldzug gegen die Birmah's mitgemacht, lieber Onkel? Ueber dies Volk habe ich schon manches sehr Interessante gehört; mögten Sie es nicht mir vervollständigen?

Ich will dir gern mittheilen, was ich selbst weiß. Zuerst, muß ich dir sagen, daß man die Burmahs nicht für Autochthonen hält, sondern glaubt, sie könnten von den Hebräern abstammen, die, aus der babylonischen Gefangenschaft entlassen, nicht mit den Uebrigen westwärts zogen, sondern sich nach Osten wandten, und der Geschichte verloren gingen. Ich habe blos bemerken können, daß sie von allen ihren Nachbarn, den Hindu, Cochinchinesen und Chinesen, lauter weichlichen, kleingebauten Raçen mit wenig Bart, sich durch die große, muskelkräftige Gestalt, die das europäische Maaß sogar übersteigt, den reichen, vollen Bartwuchs, die weitgeöffneten Augen, die starken Backenknochen — wesentlich unterscheiden. Ihre großen Tempel nennen sie Dagon, und wiegen ihr Silber nach Schekeln oder Tekeln. Wie viel dies, allerdings sonderbare Zusammentreffen dieser Worte bezeugen kann, will ich gern Gelehrteren überlassen. Die Burmahs haben das lebhafteste Streben, sich aus ihrem roheren Zustande aufzuschwingen und in jeder Richtung zu vervollkommnen, und zur Schande manches Europäers kann ich versichern, keinen unter ihnen getroffen zu haben, der nicht lesen und schreiben konnte. Sie gehören dem Budhismus an, sind aber in Religionssachen äußerst lau, obwohl sie es nicht gern sehen, wenn Missionäre sich bei ihnen eindrängen. Hätten wir, nach Beendigung des Kriegs, statt einer Portion Lak Rupien, verlangt: das ganze Volk solle das Christenthum annehmen, so würde der König den Befehl ertheilt und die Nation ihm gehorcht haben. So erlangte aber ein Missionär von Basel, unter unserm Geleit, Audienz beim Könige, und bat um die Erlaubniß, Proselyten machen zu dürfen. Der König ließ ihn auf einen Elephanten setzen und durch die Straßen Ava's führen, wobei verkündet wurde, daß Jeder, wer nur wolle, sich zum Glauben dieses Mannes bekehren dürfe. Hinterdurch aber ging der Nachrichter mit seinen dienstbaren Geistern, die die Attribute seines hohen Amtes trugen, und machte bekannt: er habe den Befehl, jedem Convertiten sogleich den Kopf abzuhacken. Du kannst dir denken, daß der Herr nicht sehr überlaufen wurde. — Von einem Zustand nach dem Tode haben sie nur sehr rohe Begriffe. Ich frug einst einen Gefangenen, der nach wirklich heldenmüthiger Gegenwehr in unsre Hände gefallen war, und aus einer Menge von Wunden blutend, dem Tode entgegensah, was er jenseit des Grabes hoffe? „Ich werde ein weißer Büffel werden, antwortete er, und in süßem hohen Grase liegen; denn esse ich den ganzen Tag, rauche guten Taback, und kein einziger Mosquito darf mich stechen! —“

Ihre Leichen verstehen sie zu balsamiren. Bei der Einnahme von Syrien fand ich unter anderen auch die Leiche eines Priesters mit schön vergoldetem Gesicht, und wollte die Mumie mit heimnehmen. In meiner

Abwesenheit ließ mein Kapitän jedoch sie mit Hämmern zerschlagen, und behauptete: er habe als guter Christ die Pflicht, dergleichen Heidenzeug zu zerstören. Ich schwieg, da ich doch nun auch einen factischen Beweis für das Christenthum dieses Offiziers hatte, der mir weder vorher noch nachher wieder vorkam. An den Stücken sah ich, daß der Körper in mehrere Gewebe gehüllt, und von allen Seiten, wie Noa's Arche, verpicht war. Der Schädel stak in der ausgeweideten Brust, der Kopf war aus einer Kokosnuß künstlich geschnitzt und mit Damarharz überzogen, auf welchem das Gold lag.

Die Wohnungen sind einige Fuß von der Erde erhöht, damit die Schweine, die die Straßenpolizei besorgen, darunter herumspazieren und die Schlangen aufräumen können. Sie sind aus Thokaplanken fest und zierlich gefügt, und innen mit farbigen Bastmatten nett tapezirt. Die Weiber sind klein, zart gebaut und schier so weiß, wie Europäerinnen. Sie sind anständig gekleidet und werden nicht eingeschlossen. Auf die Höhe der Backenknochen kleben sie zum Staat weiße Schönpflästerchen. Vielweiberei ist erlaubt, selten doch nur wird diese Erlaubniß benützt.

Die Regierung ist, wie überall im Osten, despotisch, und vier streng geschiedene Adelsklassen umgeben den Thron. Die niedrigste trägt drei Goldketten um den Hals, die durch getriebene Platten von ziemlich künstlicher Arbeit gehen, die höhere Classe hat sechs, die folgende neun, die oberste zwölf Ketten, und der König wird durch vierundzwanzig ausgezeichnet. Nur der Adel darf goldnes Geräth führen, welches oft auffallend zierlich und mit Geschmack gearbeitet ist; auch wissen sie Glas und Email eigenthümlich zu behandeln. Sie schreiben die Pajiischrift, einen Zweig des Sanskritt, auf lange, sehr dünne Elfenbeinplatten. Betel und Areka kauen alle, schier ohne Ausnahme.

Wie schlugen sie sich, Onkel?

Ich sage dir, Bursch, prächtig, doch auf etwas unangenehme Art, besonders was ihre starken Wurfspieße betrifft. Sie griffen uns einst auf dem Strom an, und am andern Morgen sah das Schiff aus wie ein Stachelschwein, aber selten nur war ein Mann stark genug, solche Waffe aus den Planken herauszuziehen. Bogen und Pfeil gebrauchen sie ungern, ihre Flinten und Kanonen sind von geringer Wirkung, weil jeder sich vor einem Gefecht hinsetzt, und sein Pulver, nach sehr verschiedenem Recept, selber macht. Bleikugeln kennen sie nicht, und jede Kugel wird, ohne Form, aus Eisen gehämmert; es ist also klar, daß ihre Feuerwaffen ziemlich unschädliche Sachen sind. Ihre kurzen, breiten Schwerter sind aber im Handgemenge wirklich mörderisch und werden geschickt geführt. Auf dem Wasser führen sie Boote mit dem Product der reichen Naphthaquellen ihrer Gebirge, und zünden sie an, was dann gerade genug Flamme und Gestank gibt, um des Teufels Großmutter von ihrem Kaffeetisch zu jagen.

Ihre Befestigungen sind aus dicken Thekaplanken oder aus Bambus aufgeführt. Erstere verlangen grobes, schmetterndes Schiffgeschütz, letzteres ist noch schlimmer: die Kugel macht kein Loch, sondern nur eine Spalte, die sich hinter ihr wieder schließt, als wäre nichts passirt. Kurz, die Burmahs sind sehr tapfer, und doch schlägt sichs nicht angenehm mit ihnen.

Sie hatten rings gegen ihre Nachbarn eine Ueberlegenheit errungen, die ihren Stolz zufrieden stellte; wir haben sie gedemüthigt, aber zugleich belehrt: ich müßte mich sehr irren, oder sie erscheinen nächstens wieder auf dem Kampfplatz, aber mit amerikanischem Pulver und gegossenen Kugeln.

Mir ward auf einer Streife ein Gefangner eingebracht, den ich über Mehreres befragte, worauf er kurz jede Antwort versagte. Ich ließ ihm Grog und Cigarren geben, welches ihm herrlich schmeckte, ohne seinen Entschluß zu ändern. Die Güte war erschöpft, und ich erklärte ihm kurz: wenn er mir die gewünschte Auskunft nicht gebe, werde ich ihn köpfen lassen. Er nickte beifällig und bat, ihn seinen Grog austrinken zu lassen. Auch mir eilte es nicht mit einer Maßregel, die ich gar nicht zu vollziehen willens war. Er war fertig, und sah mich ruhig fragend an. Auf meinen Wink trat ein bärtiger Sappeur mit blankem Beil vor; der Birmane nahm das Tuch von seinen Hüften und breitete es aus, damit der Kopf nicht auf die Erde falle, kniete davor, band sein langes Haar auf, und stützte sich, den Hals lang vorreckend, auf die Hände. Nochmals befrug ich ihn — ohne Erfolg. Ich hieß ich aufstehen. Er thats, nahm das weggeworfene Zigarrenrestchen auf, und bat den Sappeur um Feuer.

So habe ich die Birmahs kennen gelernt, und glaube, da der Sangaree zu Ende geht, du wirst müde sein. Dhonga wird dir deine Zimmer anweisen; vergiß indeß nicht, die Mosquitonetze zu schließen!

Doch trotz aller Vorsicht war Kurt am andern Morgen gefleckt, wie ein Tiger; der Onkel tröstete ihn indeß: dies daure in dem Grad nur so lange fort, wie er noch europäisches Blut im Körper habe; nachher höre es zwar nicht ganz auf, werde aber bedeutend besser, jemehr sein Teint dem Gummigutt ähnele. Nachdem einige Tage Ruhe die Seereise und das Ungewohnte der neuen Lage ausgeglichen hatten, frug er den Onkel um Mittel gegen die anrückende Langeweile. Laß dich von Dhonga auf die Jagd führen, hieß es, sei aber nicht vorwitzig, und folge dem alten, erprobten Jäger in Jedem; wir haben hier allerlei Gethier, was zwar nicht mehr Füße hat, wie ein Hase, sich aber nicht so leicht schießt.

Am andern Morgen, in früher Kühle, zog das jagende Paar hinaus, und bald hatte Kurt die Freude, einen herrlichen Pfau zu erlegen, der aus den Jungeln vor ihm aufstieg. Dhonga hieß ihn jetzt in einem Gebüsch fortgehen, welches sich am Wässerungskanal einer Reisplantage hinzog, indeß er selbst versuchen wolle, ihm eine Antilope zuzutreiben. Rechts abzulenken verwarnte er dringend, indem dort seit einiger Zeit ein Ghaut (Tiger) von hoher Kaste zuweilen streife. —

Auf die Frage, was „hohe Kaste" bedeute, folgte die Erklärung: jede niedre Kaste sei demüthig, furchtsam, schwach; eine hohe dagegen bedinge muthig-kräftige Wildheit und Blutdurst. Lächelnd ob dieser Ideenverbindung, und ihrer Kette folgend, wanderte Kurt im Gebüsch leise fort, als ein unheimliches Zischen seine Gedanken störte. Aufblickend gewahrte er eine mächtige Schlange, deren funkelnde Augen starr auf ihn gerichtet waren. Schon stand er ihr auf zehn Schritt nahe, so, daß er nicht mehr hoffen konnte, dem Ungethüm zu entfliehen, welches in allen Farben des Regenbogens schillernd, die glänzenden Ringe des Körpers dehnte und engte. Er erhob das Gewehr, zielte auf den goldgelben, züngelnden Kopf, und hatte im Schreck gefehlt. Einige Schrote schienen doch getroffen zu haben, denn der Drache schlug so furchtbar um sich, daß das Gebüsch wie mit der Sense gemäht davonflog. Mit weiten Sprüngen war Kurt entflohen, und traf auf Dhonga, den der Schuß und der Schrei des Entsetzens herbeigerufen hatten. Als der schier Ohnmächtige erzählt hatte, ward auch die Schlange als sehr hochgeboren gepriesen, doch tröstend versichert, daß sie nie nachsetze, sondern nur, was sie erreichen könne, in ihren Windungen zerbreche und erdrücke. Es sei jedenfalls eine Ular-Sava, oder Amethystschlange, die gern im Sumpf der Reisfelder hause. Kurts Muth kehrte zurück; er frug, ob Dhonga einem zweiten Feldzuge gegen die hochadlige Bestie sich anschließen werde? welches er fest bejahte. Ihr nicht zu nah zu gehn und auf den Kopf zu zielen, war der Operationsplan. Vorsichtig genähert fanden sie die schöne Feindin in einer Sumpflache, sich ruhig und behaglich sonnend, und die Wunderpracht ihres Farbenspiels, an dem Kurt, trotz dem hochschlagenden Herzen, das tiefe Amethystblau des Rückens, mit Braungold gesäumt, bewundern mußte, wie im Kaleidoscop wechselnd. Beide Schüsse krachten zu gleicher Zeit, und trafen, doch das entsetzliche Schlagen des Schwanzes warf einen solchen Schauer von Schlamm umher, daß beide Schützen abermals ausrissen. Dhonga holte Hülfe, und als nach einer Stunde die krämpfigen Bewegungen des Ungeheuers erlahmten, ward es an derber Schlinge herausgeschleppt und 23 Fuß lang befunden. Es war die völlig giftlose Reisschlange, die zu den Schlingern oder Boas gehört, und auch in Europa zur Schau schon herumgeführt ward.

Auch die Jagd schien Kurt nach solchen Abentheuern in Ostindien nicht sehr ergötzlich. Zu großen Jagdgesellschaften fehlte auf dem einsamen Bungalo die Gelegenheit, den Onkel fesselte sein Uebel, und blos von Dhonga begleitet, fürchtete er sehr, einem der hiesigen vierbeinigen oder ganz fußlosen hohen Noblesse, einem Tiger, Löwen, Panther, einer Cobra u. dgl. zu begegnen. Er bat deßhalb den alten Herrn, dessen ernste Unterhaltung auch nicht ganz zusagte, dringend, ihn baldmöglichst zu seiner Bestimmung zu fördern, da ein Hauptmannspatent für ihn gekauft worden war. Es geschah, und nach kurzer Zeit reiste Kurt nach Benares ab, wo er in ein Regiment Seapoys trat.

Zehn Jahre waren seit dem Erzählten verstrichen, und ein reisender Hannoveraner frug in Calcutta nach dem Major Kurt v. d. Weyhe. Man wies ihn nach dem reizenden Landhause, in welchem der alte Oberst, der längst an der Cholera gestorben war, einst den Neffen empfing. Die herrliche Umgebung war verwildert, das bequeme Haus verfallen. Aus der Plantage erscholl das Heulen der Arbeiter, das Fluchen eines Aufsehers. In dumpfem Zimmer, dessen Steinboden mit Strohmatten bedeckt waren, umgeben von einer Menge zur Hand hinter ihm hängender Waffen, saß ein hagerer Mann von der Farbe des groben Nankins, aus dem seine Kleidung bestand, mit bloßer Hand in Wasser gequellten Reis essend.

Der arme Verschwender war zum reichen Geizhalz geworden! — —

Die Besteigung des Antuco.

Beinah ein Jahr hatte ich im Dorfe Antuco, am Fuße des gleichnamigen mächtigen chilesischen Vulkans zugebracht, und noch war es mir nicht gelungen, die sogleich bei seinem Anblick gefaßte Idee, ihn zu besteigen, ins Werk zu setzen. Wenn ich zuerst die Schwierigkeiten und die Hülfsmittel, die mir zu ihrer Ueberwindung zu Gebot waren, kennen zu lernen suchte: so durfte ich die ersten nicht gering anschlagen, und unter Letzteren nicht einmal auf einen Führer rechnen. Dem authochthomen, wie dem eingewanderten Chileno gilt der Berg mit seinen weithallenden Donnern und dem flammenden und qualmenden Gipfel für den Wohnsitz des finstern, unterirdischen Geisterreichs, dem Niemand ungestraft nahe. Auch herumstreifende, räuberische Wilde erhöheten die Gefahren der Partie, und je bestimmter ich auf meinem Plan beharrte, je lebhafter und eindringlicher wurden die Abmahnungen. Mein Diener Guiseppe hielt, wie ich, freilich fest Stand, und fand auch noch einen eisenfesten Guasso auf, der, eine Art südamerikanischer Trapper, es riskiren wollte, mit Beelzebub und seinem Gefolge anzubinden; doch machte er die kluge Bedingung, zurückbleiben zu dürfen, falls ihm die Sache zu bunt werde. Gerade aber diese Clausel stärkte mein Vertrauen zu ihm: denn sie zeigte, daß der Mann halten wollte, was er versprach.

Endlich war das Wetter günstig geworden: für eine volle Woche wurde gedörrtes Bisonfleisch, Bouillontafeln, Chokolade und Zwieback mitgenommen, und einige Flaschen Rum nicht vergessen. Bis an die Zähne bewaffnet bestiegen wir, unter lautem Jammer der ganzen Dorfbewohner, unsre Pferde, an deren jedes noch ein Handpferd gekoppelt war. Antonio, der Guasso, führte uns auf weichem, schwellenden Waldpfad in wenigen Stunden zum Fuß der mächtigen Pyramide, hier stiegen wir ab, um unsre Pferde weiden zu lassen, da

weiter hinauf keine Gelegenheit dazu sich mehr findet, und dieser Platz schon über einem bedeutenden Lavastrom liegt. Am andern Morgen brachen wir zeitlich auf, um durch Schluchten und Spalten alter, grauschwarzer Laven uns mühsam empor zu arbeiten; bald hatte der Glutstrom seine grausen Schollen zu regellosen Haufwerken übereinander geschoben, dort in glattem, zähen Fluß seine vernichtenden Wogen gewälzt, oder hausgroße Felsblöcke durcheinander geworfen, in wildem, chrotischen Gewirr. Zur Seite der Schlucht, in der wir ritten, hob sich, wohl an tausend Fuß, eine Wand verhärteter vulkanischer Asche mit Lavasand gemischt. Noch höher vereinten sich die am Fuß getheilten Lavagüsse zu einem glatten Panzer um die Brust des Riesen, dem sie entflossen. Der Weg ward halsbrechend rauh, und bei jedem Schritt schoben die klugen Thiere den Fuß prüfend vor, und klopften auf die Obsidianscherben, ob sie hohl klängen; dazwischen schmale, tiefe Wasserrisse, zu welchen die Sprünge des öden Lavafeldes ausgewaschen waren, nnd einzelne langgedehnte Haufen kleiner, haarscharfer Schlacken, die die Pferde über den Fesseln blutig schnitten.

Endlich war das peinliche, knirschende Glasfeld überschritten, und wir ritten ein Thal hinauf, welches die jugendlich uns entgegenbrausende Lava sich zum Bette grub. Auf feinem, braunen Sande, wohl durch die Gewalt des Auswurfes zerstäubte Lava, ritten wir muthiger dahin, indeß der wilde Strom zur Seite an regelrecht sich absondernden Basaltsäulen schäumend toste. Wohl lagen auch hier gewaltige Blöcke, und oft sich so nahe, daß die Pferde kaum sich dazwischen durchwinden konnten; doch war der Boden fest nnd gangbar, und bald hatten wir eine Terrasse erreicht, auf der uns Antonio zur andern, östlichen Seite des Berges herumführte, auf welcher er das Erklimmen des Gipfels einzig für möglich erklärte.

Hier angekommen, auf einem Hügel über einer Höhle, eigentlich wohl nur einem in die Länge gezogenen Blasenraum der zähen Lavamasse, wurden die müden Pferde gekoppelt und mit Gerste gefüttert; wir hielten ein kräftiges, wenn auch sehr einfaches Mahl, und bald rauchten wir, in unsre Mäntel gehüllt, in der schwarzen Höhle unsre Zigarren. Guiseppe plauderte munter, Antonio war ernst, doch entschlossen; wir tranken auf morgiges gutes Glück, und bald schliefen meine Begleiter fest. Das Feuer, aus spärlichem Gestrüpp, welches wir unterwegs aufgelesen, war zu dunkler, zuckender Glut zusammengebrannt, und beleuchtete unheimlich die schwarze Stalactitendecke des engen Hohls und die Gesichter der Schlafenden mit trübem, schwankenden Licht. Ich trat hinaus: empfindlich kalt blies der Wind vom Berg herab, sonst alles lautlos, schweigend, todtstill; in gemessnen Pausen flammte ein rothes Licht grell über die schwarze Schlackenöde — es kam aus dem nicht sichtbaren Krater über uns, und zugleich hallte ein dumpfer, rollender, tiefer Laut aus dem leise bebenden Berg, welchem Antonio mit bangem „Glesù“ antwortete! — Wohl mit Recht nennen alle Reisenden das eisige Schweigen in hohen Bergregionen ein überaus Erhabenes: hier steigerte es sich zum Furchtbaren, Grauenerregenden. Dicht in meinen Mantel gehüllt legte ich mich neben die noch glimmenden Kohlen und schlief bald den traumlosen Schlaf der Ermüdung.

Schon früher war Antonio auf, die Pferde einzufangen, und da von einer Kenutniß der Oertlichkeit weiter keine Rede war: so ritten wir auf gut Glück den Berg hinan. Bald hatten wir die Schneegränze erreicht, zwei steile Terrassen erstiegen, und sahen nun den majestätischen Kegel vor uns, aus dessen Spitze, bald langsamer, bald in wilder Flucht, dicke Rauchmassen aufstiegen — das einzig sich Bewegende in dieser starren Wüste. Stets lauter rollten die Donner im Innern des Bergs, stets fühlbarer bebten seine Seiten, an denen herunter mit sausendem Schwung einzelne Steine flogen. — Hier verweigerte Antonio die weitere Folge, und entgegnete meinem Zureden: keiner seiner edeln kastilianischen Vorfahren, nicht der Cid, Campeador, nicht Rolando selbst würde weiter gehen! Er wolle hier warten, und die Pferde hüten, bis er uns umkommen gesehen, und die warnende Nachricht mit ins Thal nehmen könne.

Guiseppe und ich kletterten weiter; die steile Neigung der Bergseite machte oft ein Anklammern mit den Händen nöthig: der Boden war Gletschereis, mit vulkanischem Sand und Asche bestreut, welches wenigstens das Ausgleiten verhinderte. Von unten hatte Niemand diesen Eispanzer geahnt, an welchem, wäre er nicht so dicht bestreut gewesen, all unser Kämpfen abgeprallt wäre: so aber schmelzen die noch warm aus dem Krater herabfallenden Körner sich ein und frieren fest, wodurch sie verhindert werden, an der glatten Fläche herabzurollen, und auch dem Wehen der in diesen Regionen so häufigen Stürme trotzen können. Größere Schlackenstücke dagegen brachten uns ernstliche Gefahr; vom Gipfel abrollend, durch Wind oder das Beben des Felsens bewegt, oder vom Krater ausgeschleudert, erlangten sie an den haltlosen, steilen Wänden der Pyramide bald eine ungeheure, verderbliche Schnelligkeit, und setzten in weiten, hohen Sprüngen, wie Kugeln pfeifend, über uns hinweg. Die Verdünnung der Luft ward in dieser Höhe schmerzlich fühlbar, und raubte den Muskeln jede Spannkraft, doch Keiner von uns Beiden verlor den festen Willen, die moralische Elastizität, die hier unerläßlich war. Herr nnd Diener wetteiferten, und Jeder suchte den Andern an Muth und Ausdauer zu besiegen. Alle fünfzehn bis zwanzig Schritte erforderten eine kurze Rast, in der wir zu Antonio hinabblickten, der, wie wir in dieser wunderklaren Atmosphäre deutlich bemerkten, jeden unserer Schritte mit seinem Falkenauge begleitete. Er schien auch zu rufen: doch in diesem dünnen Medium konnte der Schall nur schwache Wellen erregen — wir hörten ihn nicht — und gebrauchten unsern Athem nöthiger, als ihm zu antworten. Die letzten 200 Fuß des Kegels waren kaum in einer Viertelstunde erstiegen, und, vor Durst schier verschmachtend, lagen wir auf dampfendem, zitternden Grund unter der

Lavamauer, die den Schlund umgürtet. Wir versuchten, ihn mit den Eiszapfen zu löschen, die hier herabhingen, aber durch die Schwefeldämpfe gesäuert, waren sie ungenießbar, die Knie und Hände bluteten, der Vulkan sprühete heiße Sandschauer über uns — doch blickten wir uns mit inniger Freude an, und hinab auf Antonio, der ein weißes Tuch schwang. Endlich fühlten wir uns gestärkt genug, die Frucht der Anstrengung zu genießen, und erkletterten an einer niedrigen Stelle den Lavawall, mußten aber schnell wieder hinter ihm Sicherheit suchen: denn der Wind führte uns den Schwefelhauch des Berges erstickend entgegen. Auf Händen und Füßen umkrochen wir den Rand, und erhoben uns erst in günstiger Windrichtung.

Da standen wir endlich, die ersten Menschen, die je wohl diesen Punkt betraten, mehr wie 16,000 Fuß über der Fläche des Meeres, auf einem kaum 8 Fuß breiten Grat, der senkrecht nach Innen abfiel. Nur liegend konnte man es wagen, in die schaurige, geheimnißvolle Tiefe hinabzublicken. Wunderlich bunt waren ihre glänzendbraunen Wände geschmückt, mit breiten, hochrothen Streifen, mit orange und hellgelbem Schwefelanflug, über den sich netzartig glänzend schwarze Fäden von Obsidian zogen. Am obersten Rande hatten zarte, lanzettförmige Blättchen, auf dünnen Stielen schwankend, sich in geschützte Spalten versteckt; ihr leichtes Gelbgrün schien den längst hinter uns versunkenen Pflanzenwuchs nachahmen zu wollen — es waren Schwefelkrystalle. — Zuweilen wühlte der scharfe Wind, im Krater sich verfangend, den Dampf auf Augenblicke seitwärts: dann sah man, daß der Schlund kaum 200 Fuß Tiefe hatte, wo ein brauner Hügel ihn schloß, seitwärts aber von ihm wirbelten zwei weite Cylinder unaufhörlich dicken Dampf empor. Höchst auffallend war das Verschiedenartige der ausströmenden Dämpfe, die in regelmäßigen Perioden wechselten. Dicker, blauschwarzer Rauch von starkem, erstickenden Schwefelgeruch wälzte sich rasch, doch ohne Geräusch, aus allen Rissen und Spalten hervor; plötzlich aber verminderte er sich, nur die größeren Risse sandten noch dünne Säulen auf. Nun folgte eine heftige Erschütterung, schmetternde Donner gellten aus den tiefsten Tiefen des Vulkans, und ein Strom blendend weißer, im Sonnenlicht hell erglänzender Dämpfe schoß mit gewaltiger Schnelle empor, und riß einen Schauer von Sand und Lavabrocken mit sich. Es waren feuchte, heiße Wasserdämpfe, ohne Geruch, aber durch ihre Sturmgewalt athemraubend; auch sie verminderten sich nach etwa fünf Minuten, um wieder dem dicken, schwarzen Qualm Raum zu machen. Der weiße Dampf zerfloß schon in geringer Höhe über der Bergspitze, sehr hoch aber erhob sich die Säule des Schwarzen, und zwar die ersten 4—500 Fuß mit schwindelnder Schnelle, und in wenig Augenblicken erreichten sie das Zehnfache dieser Erhebung. Gleichfalls sehr auffallend ist der gänzliche Mangel an Bimsstein unter den Auswürflingen, der nur wenigen bekannten Vulkanen fehlt. Lava floß wohl nie aus dem Krater; die Wände der so steilen, spitzigen Pyramide ertragen den ungeheuren Druck der steigenden, geschmolzenen Materie nicht bis zur Füllung und dem Ueberlaufen; sie bersten schon unter der Eisregion, und entsenden den flammenden, verzehrenden Glutstrom. Dagegen sprechen die Umwohner mit Schrecken von den gewaltigen Steinblöcken, die von dem Gipfel auf kaum glaubliche Weite hinausgeschleudert wurden: ein solcher Block, nach oberflächlicher Schätzung mindestens 8000 Pfund schwer, lag, gewiß eine Stunde vom Krater entfernt, an unserm Wege. Massen von 5—550 Cubikfuß, also über 20,000 Pfund schwer, fanden wir am Hang.

Die Aussicht ist, wie von allen sehr hohen Bergen, nicht so malerisch und schön, wie ausgedehnt. Wohl übersah ich von Talka bei Villaricca volle fünf Breitengrade, doch alles glich einer Landkarte, und hatte bei Weitem nicht das Entzückende, welches Aussichten auf Bergen von mittlerer Höhe auszeichnet: das Einzelne, Ansprechende liegt zu fern und verschwimmt im Ungeheuren des gegebenen Raums; rings nur beschneiete Berggipfel, auftauchend aus unermeßlichem Wald.

Eine erneuerte heftigere Explosion rief die Ideen zur Schreckenstelle zurück, mit Grauen ergriff mich im rollenden Donner des Bergs der Gedanke: daß ich tollkühn eine Stelle erklimmt, die dem Treiben der Menschen völlig entrückt, sogar der Condor zur einsamen Rast verschmäht. Die Natur, sonst so mild, tritt dem, der mit verwegener Neugier ihre geheimsten Werkstätten zu durchspähen wagte, mit donnerndem Drohen, mit erstickendem Grauen, mit flammenden Schrecken entgegen und scheucht ihn zurück zu ihren tausendfachen freundlichen Gaben im Thal.

Fast noch gefährlicher, wie das Erklimmen, war das Hinabsteigen des steilen Kegels, doch gelang es ohne Unfall, und bald erquickten wir die von Durst gedörrte Zunge mit reinem Schnee aus den Klüften der Lava. Antonio empfing uns mit inniger, wenn auch rauher Freude; bald jedoch ward er finster und einsilbig — er beneidete den Nimbus des Muths, den die Ausführung unseres Vorhabens bei allen Chilenos um unsre Stirnen wand. Nur mit Mühe beredeten wir ihn, uns wieder zum Fort Toum Leru zu geleiten, und als wir am Abend des folgenden Tages den Hügel erreicht hatten, den es krönt, verschwand er plötzlich im Dickicht des Urwaldes.

Rouen und das Departement der Nieder-Seine.

(Taf. 9.)

Einer der interessantesten Theile Frankreichs, nicht nur hinsichtlich seiner architektonischen Denkmale, sondern auch in Berücksichtigung seiner natürlichen Hülfsquellen und der Wichtigkeit seiner Industrie, ist das Departement der Nieder-Seine, das einen Theil der Ober-Normandie begreift und auf der einen Seite vom Aermelmeer (dem Kanale oder la Manche), auf der andern Seite von den Departements Somme, Oise und Eure begrenzt wird. Der Flächeninhalt des Landes beträgt 114,₄₄ Qu.-M., die Einwohnerzahl 688,295 Seelen; die Provinz gehört mithin zu den bevölkertsten Strichen Frankreichs. Längs der ganzen Seeküste, von der Mündung der Bresle an bis zur Mündung der Seine, umzieht eine Reihe von Sanddünen, die sich von 150 bis 720 Fuß erheben, das Land, und schützt dasselbe gegen die Wuth des Meeres. Das Innere des Landes ist eine fruchtbare, gut angebaute Ebene, die nur hier und da von einzelnen Hügeln durchschnitten wird, die sich nach Osten zu in Kettenreihen und weite liebliche Thäler begrenzen. Fast durchaus in Kultur genommen und in Felder, Wiesen, Waiden und Gärten abgetheilt, bedecken allein dichte Waldungen diese Hügelketten, deren armer Kreideboden dem Ackerbau und der Viehzucht nichts weniger als günstig ist. Nur kleine Flüsse und Bäche, die von den Hügeln herabströmen und theils der Seine, theils dem Meere zueilen, bewässern das Land, und nur die Seine selbst, die hier ihre Mündung macht, bewässert den südlichen Rand des Departements, und ist für die Bewohner desselben von außerordentlicher Handelswichtigkeit, da fortwährend Schiffe und Dampfboote auf ihr abgehen, und die Hindernisse, die früher auf dem untern Theile die Schifffahrt hemmten und erschwerten, wie die Felsen bei Quilleboeuf, und die Sandbänke an der Mündung, immer mehr beseitigt werden. Die Bewohner des Departements sind Normänner, ausgezeichnete Seeleute, tüchtige Landwirthe und fleißige Handarbeiter. Das Land ist trefflich angebaut, der Ertrag des Ackerbaues ist aber nicht hinreichend, die Konsumtion zu decken, da nicht allein die Bevölkerung, 6000 Menschen auf die Qu.-Meile, zu groß für den Flächenraum ist, sondern auch die beträchtliche Viehzucht, für welche sich ein großer Theil des Landes mehr eignet, als für den Landbau, einen großen Theil der Oberfläche dem Getreidebau entzieht. Die Pferdezucht machte hier früher einen Haupterwerbszweig der Gutsbesitzer; die normännischen Pferde waren von jeher berühmt, und gehörten zu den schönsten und dauerhaftesten in Europa, der ächte Schlag derselben scheint aber ganz verschwunden zu sein, seitdem der Vandalismus der Revolution die Gestüte zerstörte, und das Bedürfniß der ersten Kriegsjahre den ganzen Vorrath der Pferde verschlungen hatte. Die jetzige Zucht besteht aus gemischten Rassen, die besonders zum Zug sich eignen, und nur in der Gegend von Aumale und Neufchâtel werden sehr gesuchte Reitpferde gezogen, die unter den Namen Bidets d'Allure in ganz Frankreich bekannt sind. Die Rinderzucht ist von außerordentlicher Wichtigkeit und bildet den ansehnlichsten Theil der hiesigen Landwirthschaft. An den Ufern der Seine, wo es sich dem Flandrischen nähert, sieht man die schönsten Rinderheerden, deren Erzeugnisse an Butter und Käse nicht unbedeutende Handelsartikel liefern. Das Klima ist im Allgemeinen naßkalt und veränderlich, und erlaubt den Anbau der Rebe nicht mehr; dagegen gedeihen alle Arten von Obst auf's vortrefflichste, und der Cider, der hier in außerordentlicher Menge und von vorzüglicher Güte bereitet wird, ersetzt den fehlenden Wein mehr als hinlänglich. In keinem andern Departement Frankreichs gibt es eine so erstaunliche Menge von Apfel- und Birnbäumen, wird so viel Cider erzeugt, als in dem der Nieder-Seine, wo man den jährlichen Werth auf mehr als 15 Millionen Franken anschlägt. Er wird größtentheils an Ort und Stelle getrunken, da er nicht besonders haltbar ist, und sich schlecht transportiren läßt. Die Obstanpflanzungen nehmen einen großen Theil des Landes ein, und geben den Getreidefeldern, die überall von ihnen umzogen werden, das Ansehen ausgedehnter Gärten. Die ansehnlichsten Obstanlagen, die man hier Cours nennt, findet man zwischen Dieppe und Havre; sie sind mit Gräben umgeben und an den Rändern mit hochstämmigen Waldbäumen eingefaßt, die den doppelten Nutzen gewähren, den Obstzüchter mit Brennholz zu versehen, und die Obstbäume gegen die verheerenden Wirkungen der Seewinde zu schützen. Der wichtigste Nahrungszweig für die Bewohner der Küste und der Seine-Mündung ist übrigens die Seefischerei, die nicht nur längs der Küste und deren Buchten, sondern von den kühnen Seemännern selbst in entfernten Meeren betrieben wird. Häringe, Makrelen, Rochen, Butten, Platteisen, Zungen, Kabeljaus, Krabben, Hummer und Austern sind die Hauptprodukte der Küstenfischerei und beschäftigen Tausende von Booten und Schiffen. Die Industrie ist von großer Bedeutung und Mannigfaltigkeit, und liefert mehr als der Hälfte der Bewohner Beschäftigung und Unterhalt. Alle Bezirke der Provinz nehmen an derselben Theil, doch keiner von allen einen größern, als der Bezirk von Rouen, der unstreitig einer der industriereichsten von ganz Frankreich ist, an 40,000 Menschen in Thätigkeit setzt, und jährlich allein eine Summe von 60 Millionen Franken in Umlauf bringt. Baumwollen- und Wollenzeugweberei, Lederbereitung, Hutmacherei, Mineralsäurenbereitung, Leinweberei, Töpferei und Schiffbau ꝛc. sind die Hauptindustriezweige der Provinz, nicht minder wichtig aber ist auch der Handel und die Schifffahrt theils zur See, theils auf der Seine, welch' ersterer, namentlich von Havre aus, zu einem Welthandel geworden ist. —

Rouen ist die Hauptstadt des Departements und eine der größten Städte des Reichs; sie breitet sich am Abhang eines Hügels und am Ufer der Seine aus, über welche hier eine erst seit Kurzem erbaute, prächtige

steinerne Brücke nach der jenseit des Flusses gelegenen Vorstadt St. Sever führt, zählt über 11,000 Häuser und 92,000 Einwohner, ist aber, mit Ausnahme der ansehnlichen Quais, die den schönsten Theil der Stadt bilden, im Allgemeinen ziemlich schlecht gebaut. Das von dem nahen Orte Darnetal hierher geleitete Flüßchen Robec durchströmt einen großen Theil der Stadt, und dient besonders dazu, eine Menge von Mühlen und andern umgehenden Werken zu treiben. — Bei der Annäherung von Rouen wird der Reisende durch die herrliche Ansicht des Ganzen auf das Angenehmste überrascht: der mächtige Strom mit seinen Windungen, wie er durch das frische, von Heerden bedeckte und von Anhöhen begrenzte Wiesenthal dahinbraust, die reizenden Gärten und Landhäuser, die belebte Brücke, die breiten prachtvollen Quais, die schwellenden Segel der Kauffahrer, die reichen Umgebungen, mit Spinnereien, Blaichen und Färbereien angefüllt, die große Häusermasse der Stadt mit ihren magnifiken Kirchen und Thürmen — alles bildet eine der reizendsten Ansichten, und erregt die Erwartung des Reisenden, welche freilich nicht erfüllt wird, sobald er das Innere der Stadt betritt; denn da bieten sich nur enge, winkliche, düstere, schmutzige Straßen dar, mit hohen, beräucherten, altväterischen Häusern eingefaßt, deren Giebel nach vorn gekehrt sind, während jedes Stockwerk um mehrere Fuß über das andere hervorragt. Den schönsten Theil der Stadt bieten die Quais, auf denen schöne Häuser, alle in zierlichem, modernen Geschmack erbaut, sich zeigen, unter denen das Zollgebäude von einer vortrefflichen Bauart. Gleich hervorstehend durch ihre Einrichtung sind die großen Kaufhallen, und im Innern der Stadt die beiden öffentlichen Promenaden, le grand Cours und le Cours Dauphin, die von freundlichen, modernen Häusern umgeben sind. Rouen, eine der ältesten Städte Frankreichs, bietet in seinen Häusermassen noch viele alte Baudenkmale, herrliche öffentliche Gebäude im gothischen Geschmack, unter denen die Kathedrale, welche unsre Tafel zeigt, den ersten Platz einnimmt: dieselbe ist von kühner und zierlicher Bauart, und mit einer vortrefflichen Fassade versehen; viele ihrer kostbarsten Monumente verlor sie im Laufe der Revolution, bleibt aber demungeachtet eines der bewundernswürdigsten Baudenkmale des 12. Jahrhunderts. Ihr Thurm wurde im Jahre 1828 durch Feuer zerstört, ist aber jetzt, zum Theil von Gußeisen, wieder hergestellt, und bildet eine 250 Fuß hohe, achteckige Pyramide. — Andere, hier sehenswerthe Bauwerke sind: die Kirche der vormaligen Abtei St. Ouen, mit einem hohen Thurme und herrlichen Glasmalereien; das Hôtel-Dieu, eine der größten Anstalten dieser Art; der Justizpalast; das Theater des Arts; das Rathhaus mit der darin aufgestellten öffentlichen Bibliothek mit 80,000 Bänden, die vorzüglich durch die Aufhebung der Klöster entstanden ist; die Leinwandhalle; das Museum, in welchem die Büsten von Poussin, Peter und Thomas Corneille und Fontenelle, alles gebornen Normännern, sich befinden. An wissenschaftlichen und Kunstanstalten ist die Stadt ebenfalls nicht arm, und außer einer Universitäts-Akademie besteht hier ein königliches Gymnasium, eine Sekondärschule der Medizin und Botanik, eine Navigationsschule, eine königliche Akademie der Wissenschaften, der schönen Wissenschaften und Künste, eine Centralgesellschaft des Ackerbaues, eine freie Gesellschaft der Nacheiferung, und ein botanischer Garten. — Die Stadt ist der Centralpunkt des gesammten Kunstfleißes der Normandie, und gleich wichtig hinsichtlich des Handels und der Schifffahrt, in welchen beiden Beziehungen man sie als den Hafen von Paris betrachten kann. Von besonderer Bedeutung sind die Fabriken in ganz und halb baumwollenen Geweben, welche unter dem Namen Rouennerie in den Handel kommen, und nicht nur in Rouen, sondern auch in der Umgebung verfertigt werden, da die Industrie Rouens ihren Einfluß auf die ganze Umgegend äußert, und die im Bezirk gelegenen Ortschaften voll von Fabriken in Kattun, Indienne und andern Artikeln sind. Einige dieser, an der Industrie der Hauptstadt theilnehmenden Ortschaften, haben seit 15 Jahren ihre Bevölkerung verdoppelt, sogar, wie Maromme und Darnetal, verdreifacht, und die kleine Stadt Bolbec, welche sonst nur eine arme und geringe Bevölkerung hatte, zählt jetzt über 8,000 reiche und gewerbsame Einwohner. — Die Baumwollenspinnereien Rouens sind ebenfalls von Bedeutung, und die großartigen Färbereien, vorzüglich die Türkischrothfärbereien, erfreuen sich eines großen Rufes. Die Baumwollenmanufaktur allein setzt jährlich ein Kapital von vierzig Millionen Franken in Umlauf, und um die wahre Bedeutung des hiesigen Kunstfleißes und Verkehrs kennen und würdigen zu lernen, muß man an einem Freitage die Halle besuchen, in welcher aus einem Umkreise von mehreren Meilen die Gespinnste von Baumwolle, Wolle, Flachs und Hanf, und Gewebe von Leinwand, aufgehäuft und feilgeboten werden. Man rechnet den Werth der verkauften und bestellten Waaren in jeder Woche auf eine Million Franken, und in dieser Summe ist der Ertrag der großen Baumwollenspinnereien in und um Rouen nicht begriffen, da diese ihre Erzeugnisse unmittelbar den Webstühlen oder dem Auslande überliefern. — Alle Artikel der mannigfaltigen Industrie von Rouen anführen zu wollen, wäre, wie bei unserm Nürnberg, eine Sache der Unmöglichkeit; einige Handelsgegenstände müssen wir aber noch erwähnen, die nirgends in solcher Menge angefertigt werden als hier, und diese sind: verschiedenartig eingemachte Früchte, so wie Aepfel- und Johannisbeerengeleen, die in ungeheuren Massen von hier ausgeführt werden. Mit diesen verschiedenen Erzeugnissen des Bezirks, mit Kolonial- und andern Waaren, treibt die Stadt einen ansehnlichen Handel, der durch die schiffbare Seine um so mehr begünstigt wird, als die Flut bis zur Stadt hinaufsteigt, so daß die größten Seeschiffe von Havre bis hierher ohne Schwierigkeit gelangen können. So ist Rouen der Mittelpunkt für die Erzeugnisse aller Welttheile, die Havre der Hauptstadt Frankreichs zusendet, und entwickelt in seinem Flußhafen und an seinen Quais eine weit grö-

ßere Handelsthätigkeit, als, mit Ausnahme von Havre, die meisten der französischen Häfen am atlantischen Ozean. Im Durchschnitt laufen hier jährlich 2000 Schiffe von fast allen Nationen ein. Dampfschiffe, die täglich den Fluß auf- und abwärts fahren, können, wenn sie bei den Sandbänken von Quilleboeuf nicht die hohe Flut erwarten müssen, in 12 Stunden von Havre nach Rouen gelangen, und bedürfen von hier, trotz der bedeutenden Krümmungen der Seine, nur 48 Stunden, um mit ihren Ladungen Paris zu erreichen.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

3. Die verzauberte Jungfrau.

Es lebte einmal auf einem schönen großen Schlosse ein reicher Graf, dem gehörte Alles zu eigen, was er aus den vier Fenstern seines hohen Thurmes nach allen Seiten hin überschauen konnte. Er war schon alt und hatte zwei Söhne; der Eine davon aber war nur sein Stiefsohn, und hieß Rolf. Der Andere hieß Dagobert, und war sein rechter Sohn. Rolf hatte gar finstere schwarze Augen und kohlrabenschwarzes Haar; und so schwarz wie seine Augen und seine Haare war auch seine Seele. Die Knappen und Diener im Schlosse konnten ihn nicht leiden und haßten ihn sehr, denn er mißhandelte sie oft um geringer Ursach willen, und peitschte sie zuweilen bis auf's Blut. Wenn sie ihn aber beim alten Grafen verklagten, so stellte sich Rolf ganz unschuldig, wie ein Lamm, das kein Wässerchen getrübt hatte, und schwor hoch und theuer, daß Alles, was die Knappen wider ihn aussagten, nichts wäre, als wie lauter Lügen. Und weil er sich dabei immer so fromm und gut anstellte und die bittersten Thränen vergoß, glaubte ihm der Graf mehr, als den Dienern, und schalt diese Letzteren zuweilen wohl gar noch recht tüchtig aus. Daher kam es, daß die armen Leute zuletzt ganz still schwiegen und geduldig die Bosheiten des schlimmen Rolf ertrugen.

So sehr sie aber den bösen Junker haßten, so sehr liebten sie seinen Bruder, den Junker Dagobert. Der war so sanft und freundlich, daß er von den Leuten im Schlosse schier bis zum Himmel erhoben wurde. Und dabei war er so schön, wie ein Engel. Lange goldene Locken fielen von seinem Haupte glänzend auf seine Schultern nieder, sein Gesicht blühete, wie Milch und Rosen, und seine blauen Augen funkelten hell und klar, wie ein Paar Edelsteine.

Eines Tages starb plötzlich der alte Graf, und sein Sohn Dagobert hätte nun eigentlich seine Güter erben müssen. Der böse Rolf aber trug ein schlimmes Gelüste nach all den schönen Gütern, nach den dichten Wäldern und üppigen Saatfluren, und um die reiche Herrschaft ungestört in Besitz nehmen zu können, ließ er seinen Stiefbruder von einigen bösen Gesellen ergreifen und binden, und ließ ihn in einen finstern Thurm werfen, der nicht weit von dem Schlosse im Walde lag. Den Knappen und Dienern aber log er vor, ein grimmiger Bär habe den Junker auf der Jagd zerrissen.

Freilich glaubte ihm diese Lüge kein Mensch, und Jeder dachte, der böse Rolf mögte wohl selber seinen Stiefbruder ermordet haben. Da er aber nun einmal die Macht und Gewalt in Händen hatte, so schwiegen sie Alle still, und beweinten ihren guten Herrn, den Grafen Dagobert, nur ganz insgeheim.

Der böse Rolf genoß die Frucht seiner Sünde, und schwelgte auf dem Schlosse mit wüsten Gesellen bei Tag und bei Nacht. Selbst am heiligen Sonntage feierten die bösen Buben nicht, und während in der Kirche die sanften Töne der Orgel und der liebliche Gesang frommer Christen erschallte, erklang von dem Schlosse nieder rohes Gelächter, und wilde Flüche und böse Lieder ertönten schauerlich in den sonst so stillen und schweigsamen Hallen.

Während der schlimme Rolf aber schwelgte und jubilirte, und die Stimme seines Gewissens auf alle Weise zu übertäuben suchte, lag Graf Dagobert in Ketten und Banden tief unten im untersten Verließe des alten Waldthurmes. Kein Sonnenstrahl erhellte mit seinem freundlichen Lichte den schrecklichen Kerker, und ungehört verhallten seine Seufzer in den feuchten modrigen Wänden. Er hatte nicht einmal den Trost, seine Augen an den grünen Bäumen des Waldes laben zu können, denn kein Fensterlein vergönnte ihm einen Blick in die schöne freie Natur. Er sah nichts, als die Mauern seines Kerkers, an denen nasse Tropfen niederrieselten, und ekelhaftes Gewürme, das zu seinen Füßen spielte und wohl gar an seinen Kleidern zupfte und knabberte. Ratten und Molche und Schlangen belebten sein Gefängniß, und tranken von seinem Wasser, und aßen von dem verschimmelten Brode, das allein ihm zu Fristung seines Lebens und zur Stillung seines Hungers gereicht ward.

Dennoch klagte Graf Dagobert nicht und jammerte nicht, sondern trug sein hartes Schicksal mit Geduld und hoffte auf den Beistand Gottes, der ihn ja jederzeit, wenn es sein heiliger Wille war, von seinen Leiden erlösen konnte.

Und eines Nachts, als er eben sein müdes Haupt auf dem halb vermoderten Stroh, welches ihm zum Lager diente, niedergelegt hatte, und nach einem frommen Gebetlein eingeschlummert war, fühlte er einen sanften Hauch über sein Gesicht wehen und wachte auf. Da er aber nichts Ungewöhnliches bemerkte, so dachte er, eine Ratte möge wohl über sein Gesicht gelaufen sein, und entschlummerte wieder. Aber kaum schlief er, so erwachte er abermals von dem sanften Hauche und richtete sich in die Höhe, um recht genau umherzublicken.

„Wer ist hier?“ fragte er. „Will Jemand etwas von mir, so mag er kommen und es mir sagen.“

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so stand dicht neben ihm ein kleines Zwerglein, kaum einen Fuß hoch und ganz allerliebst anzusehen. Auf seinem

Haupte schimmerte ein goldenes Krönlein mit Rubinen und Diamanten, in der Einen kleinen Hand hielt es ein silbernes Scepterchen, und in der andern eine hell leuchtende Kerze, und freundlich blickte es den Grafen an.

„Mein liebes Gräflein," sagte es, „ich bin gekommen, dich aus deinem Gefängnisse zu erlösen und dich ganz glücklich zu machen, wenn du den Muth hast, ein gutes Werk zu thun!"

„Dazu habe ich, will's Gott, immer den Muth," erwiederte der junge Graf. „Aber ehe du weiter sprichst, sage mir, wer du bist; denn wenn du nicht gut und fromm, sondern ein böser Kobold wärest, mögte ich um aller Herrlichkeit der Welt willen mit dir nichts zu thun haben."

„Ei meinst du denn, ich würde den lieben Gott und seinen heiligen Sohn Jesus Christus verläugnen?" fragte das Zwerglein freundlich. „Sei ohne Furcht! Ein böser Geist würde dir nicht zureden, ein frommes Werk zu thun. Ich meine es gut mit dir, denn ich bin der Schutzgeist deines Hauses und will dich erlösen, damit ich nicht mehr die wilden Lieder und gotteslästerlichen Flüche zu hören brauche, mit denen dein Stiefbruder Rolf und seine wüsten Gäste die Hallen deiner väterlichen Burg entweihen."

„Nun, so sprich!" sagte Dagobert. „Wenn ich irgend etwas Gutes und Heilsames thun kann, bin ich gern dazu bereit."

Und der Zwerg erzählte: „Wenn du des Morgens früh mit Sonnenaufgang dein schnellstes Roß sattelst, und reitest damit immer geradeaus nach Mittag zu, so kommst du gegen Abend an einen kahlen Berg, der mitten drinn im Walde liegt und auf dessen Gipfel die Trümmer einer zerstörten Ritterburg trauern. In diesen Trümmern lebt eine schöne, holdselige Jungfrau, die von einem bösen Geiste verzaubert ist, und nicht erlöst werden kann, als bis ein junger frommer Ritter kommt und im Namen Gottes das schwere Werk unternimmt. Sechs Tage in der Woche ist sie unsichtbar; am siebenten Tage aber, und zwar immer an einem Freitage, kommt sie hervor, wandelt den Berg zur Hälfte hinab an eine klare Quelle, und muß sich da Gesicht und Hände waschen. Sobald aber das Wasser sie benetzt, so wird sie in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und dann ist es an der Zeit, die böse Verzauberung zu lösen. Wenn ein junger, frommer Ritter hinabgeht vom Schlosse, und fällt dem häßlichen Ungethüm um den Hals und küßt es auf den Mund, drei Mal an drei Freitagen, so ist die Jungfrau erlöst, und ihr Retter empfängt ihre Hand und wird ein Prinz. Wer sie aber auch schon zwei Mal geküßt hätte, und unterließe es das dritte Mal, dem wäre alle Mühe umsonst gewesen, und er müßte mit Schimpf und Schande die Trümmer der Burg verlassen. Viele junge und tapfere Ritter haben das Wagstücklein schon unternommen, aber noch Keinem ist es geglückt, weil sie sich vor den häßlichen Ungethümen allzusehr gegrauet haben. Willst du dich nun unterfangen, die Prinzessin zu erlösen?"

„Ja, mit Gott will ich's gern versuchen, wenn ich aus meinem Kerker entkommen kann," sagte Graf Dagobert. „Ich fürchte mich nicht vor häßlichem Ungethüm, denn hier in dem alten Thurme habe ich mich an seinen Anblick genugsam gewöhnt, und bin nur zu oft von ihm geküßt worden, ob ich gleich nicht darnach verlangte. Aber wie soll ich zu meiner Freiheit gelangen, da ich diese dicken Mauern doch nicht durchbrechen kann?"

„Das soll uns weiter keine Mühe machen, mein gutes Gräflein," erwiederte der Zwerg lächelnd. „Bist du wirklich fest entschlossen und versprichst mir mit Hand und Mund, die Erlösung der verzauberten Jungfrau zu versuchen, wenn ich dir die Thür deines Kerkers öffne?"

„Ja, das verspreche ich," sagte der Graf, und schlug kräftig in die dargebotene Hand des kleinen Zwergleins.

Da war dieses sehr vergnügt, lachte mit dem ganzen Gesichte, und schlug mit seinem Scepter gegen die feuchte Wand. Und siehe da, diese schob sich rasch und geräuschlos auseinander, und es zeigte sich ein Spalt, durch welchen Graf Dagobert ganz bequem hinaus gehen konnte. Seine schweren Ketten fielen ab, sobald der Zwerg sie mit dem Scepter berührte, und frei ging Graf Dagobert, gefolgt von dem Zwerglein, aus dem Thurme hinaus. Als er in's Freie trat, wo er mit Entzücken die frische Waldluft einathmete, da sah er im Mondscheine ein gesatteltes Roß neben einer alten Eiche stehen, und dicht daneben auf einem bemoosten Felssteine schimmerten ihm glänzende Kleider und funkelnde Waffen entgegen.

„Das Roß und die Kleider sind dir bestimmt," sagte das Zwerglein. „Kleide dich um, besteige das Pferd und gib ihm die Sporen. Es wird dich ganz von selbst an den rechten Ort führen, und du wirst noch zur rechten Zeit ankommen, um der verzauberten Jungfrau den ersten Kuß zu geben; denn gerade heute ist ein Freitag!"

Graf Dagobert säumte und zögerte nicht. Er zog das goldfunkelnde Wamms an, warf den prächtigen Rittermantel um seine Schultern, schnallte das Wehrgehäng mit dem funkelnden Schwerte um den schlanken Leib, setzte das wunderschöne Barett mit den schwankenden weißen Straußfedern auf seine goldenen Locken, und bestieg dann das Roß, welches sich lustig unter ihm bäumte und muthig in die Nacht hinaus wieherte.

„Reite hin, Gräflein!" rief der Zwerg. „Wir sehen uns wieder, ehe du es denkst!"

Dagobert ließ dem Roß die Zügel, und dahin flog es, wie der Sturmwind, unter den Bäumen hinweg, daß die Federn im Luftzuge flatterten und dem jungen Grafen beinahe der Athem ausging.

Das vogelschnelle Roß lief und lief unaufhaltsam weiter; der Morgen dämmerte, die Sonne stieg goldig in die Höhe und erfüllte die Erde mit ihrem göttlichen

Lichte, und noch immer brauste es mit unverminderter Kraft und Eile über Flur und Feld, über Berg und Thal. Endlich, es mogte um die zehnte Morgenstunde sein, rannte es aus dem Walde auf eine freie Stelle, und vor dem Grafen lag der kahle Berg, und die Trümmer der Burg schimmerten von seinem Gipfel hernieder. Das Roß aber blieb stehen und ging nicht mehr von der Stelle, obwohl ihm Dagobert die Sporen gab. Da sprang er endlich ab, und ging den Berg zu Fuße hinan. Das Roß verschwand.

Es war ein gar heißer Tag und glühend brannten die Strahlen der Sonne auf den unbewaldeten Hügel nieder, der nirgends einen Schutz gegen die Hitze gewährte. Dagobert fühlte sich noch ein wenig schwach von der kaum überstandenen Gefangenschaft, und mancher Schweißtropfen fiel von seiner Stirn nieder, ehe er endlich die Trümmer der Burg erreichte. Durch einen halb verfallenen Thorweg trat er auf einen weiten Burghof, der früher zum Schauplatze ritterlicher Spiele gedient haben mogte. Jetzt aber lag er todt und öde da, und langes Gras wucherte üppig auf der Stelle, wo vormals muthige Hengste getummelt, und Schwert und Lanze geschwungen wurden. Dagobert schritt langsam und nachdenklich darüber hinweg auf ein langes Gebäude zu, welches, obwohl das Dach zerfallen und die Mauern zum Theil eingestürzt waren, doch noch am wohnlichsten zu sein schien. Durch ein offenes Pförtchen schreitend, gelangte er in ein großes Gemach mit hohen Bogenfenstern, aus welchem er den Burghof überschauen konnte. Die Decke war halb offen und der blaue Himmel schaute hindurch; doch war es wenigstens schattig und kühl in dem Gemache, und in seiner Ermüdung setzte sich Dagobert auf eine Steinbank an das Fenster, und schlummerte bald darauf ein.

Etwa ein Stündchen mogte er geschlafen haben, da tönte ein gar liebliches und anmuthiges Singen und Klingen in sein Ohr, und höchlich überrascht schlug er seine Augen auf, und lauschte. Ein leiser Gesang schallte in seiner Nähe und allerlei Instrumente erklangen dazwischen, wie Harfengesäusel und das Spiel silberner Glöcklein. Und plötzlich sprang die Wand neben seiner Seite weit von einander, und eine wunderschöne Jungfrau trat hervor, und schritt mit gesenkten Augen, ohne den Grafen anzublicken, durch das Gemach. Eine ganze Schaar bunt gekleideter, kleiner Zwerge hüpfte hinter ihr drein, und sie waren es, die da sangen und auf allerlei wundersamlich geformten Instrumenten spielten.

Es hörte sich ganz wunderlieblich an; Dagobert aber achtete kaum darauf, denn er blickte der schönen Jungfrau nach, welche mit ihrem Gefolge über den Burghof schritt und den Berg hinunter wandelte gerade auf die Quelle zu, welche er schon beim Heraufsteigen bemerkt hatte. Als sie dort ankam, legte sie einen langen Schleier, welcher von ihrem Haupte bis auf ihre Füße niederwallte, von sich, tauchte ihre kleinen weißen Hände in das Wasser, netzte damit ihr Angesicht, und wurde in dem nämlichen Augenblicke in eine große, schrecklich und abscheulich aussehende Kröte verwandelt, welche sich neben der Quelle niederkauerte und mit großen glotzenden Augen umhersah. Auch die kleinen Zwerge verschwanden, und an ihrer Stelle erschienen eine Menge kleiner Fröschlein, welche in allerlei seltsamen Sprüngen um die große Kröte umherhüpften.

„Um Gott, dieses Scheusal soll ich küssen?" dachte Dagobert, als er mit scheuem Blicke auf die Kröte niedersah. „Nein, das ist mir ganz unmöglich, und lieber will ich mein Leben verlieren, als solch ein Ungethüm umarmen!"

Schon stand er im Begriff, auf der andern Seite des Berges dem verzauberten Schlosse zu entfliehen, als ihm plötzlich einfiel, daß er ja Wort und Handschlag gegeben hatte, die Prinzessin zu erlösen; und da sah er wohl ein, daß er sein Wort nicht brechen dürfe, nicht um Alles in der Welt. Also entschloß er sich kurz.

„Was geschehen muß, mag schnell und ohne Säumen geschehen!" sagte er, und verließ mit festen Schritten das Gemach, um an die Quelle hinabzusteigen. Je näher er aber der gräßlichen Kröte kam, desto bänglicher wurde ihm zu Muthe, und seine Kniee wankten so sehr, daß er kaum weiter zu gehen vermogte. Die Kröte glotzte ihn mit ihren dummen Augen schauerlich an und sperrte weit ihren Rachen auf, wie um ihn zu verschlingen. Die kleinen Frösche aber hüpften umher, wie besessen, und schrien und quakten so laut, daß dem armen Grafen die Ohren gellten. Es wurde ihm ganz wirr und wüst im Kopfe bei all dem Graus.

„Herr Gott," sagte er da, „hilf mir in meiner Noth, damit ich mein Wort als ein braver Rittersmann halten kann und mich nicht vor mir selber schämen und mich verachten muß!"

Und dann sprang er wie neu beseelt mit geschlossenen Augen auf das Ungethüm zu, umfing es mit seinen Armen und drückte rasch einen Kuß auf seinen geöffneten Rachen.

Und kaum hatte er das gethan, so erschallte ein lauter krachender Donnerschlag; anstatt der greulichen Kröte stand die schöne Jungfrau vor ihm, die Frösche verwandelten sich wieder in Zwerglein, und nach einer tiefen Verneigung wandelte die Dame, ohne ein Wort zu reden, mit ihrem Gefolge den Schloßberg wieder in die Höhe und verschwand in den alten Mauern, während Graf Dagobert ihr ganz betäubt nachstarrte.

„Ei," dachte er, als er sich wieder ein wenig von seinem Erstaunen erholt hatte, „ein paar Worte des Dankes hätte sie dir doch wohl sagen können! So viel wenigstens war gewiß der schreckliche Kuß auf den Mund der Kröte werth!"

Kopfschüttelnd stieg er wieder in die Ruinen hinauf, setzte sich an das Bogenfenster, und starrte hinaus in die blaue Luft und auf das grüne Gras. Bald aber wurde er hungrig und durstig und seufzte:

„Ach, wenn ich doch nur ein Stücklein Brod und einen Becher hätte, mir Wasser zu schöpfen!"

Und siehe da, noch sprach er, da that sich die Wand neben ihm wieder auseinander, eine Menge Zwerglein kamen hervor, brachten einen Tisch getragen

ganz von Gold, und setzten den Tisch gerade vor den Grafen Dagobert hin. Der Tisch aber war gedeckt mit dem feinsten Leinen, goldene Schüsseln, goldene Messer und Gabeln, goldene Teller und ein goldener Becher standen darauf, goldheller Wein funkelte lieblich in einer goldenen Kanne, und die vielen Schüsseln waren angefüllt mit den leckersten Speisen.

Und während Graf Dagobert ganz überrascht Alles anstarrte, trat aus der Menge der Zwerge plötzlich sein alter Bekannter, der Zwergkönig hervor mit Scepter und Krone, lächelte ihn an, grüßte ihn freundlich und sprach:

„Iß und trink, mein guter Graf! Deine Heldenthat hat es wohl verdient, daß du dich mit einem Becher Weines stärkst. Lange zu ohne Furcht, und wenn du meinst, daß ein böser Zauber im Spiele ist, so sprich nur in Gottesnamen vorerst dein Tischgebetlein."

Dagobert sprach ein kurzes Gebetlein, und weil er nun sah, daß die Speisen weder verschwanden, noch sich in ungenießbare Dinge verwandelten, so griff er rüstig zu und aß sich recht satt. Auch verschmähete er den köstlichen Wein nicht, der vor ihm in der goldenen Kanne funkelte, sondern trank davon, wenn auch in mäßigen Zügen. Die Zwerge bedienten ihn bei Tische, als ob er ein König wäre, und zeigten sich gar flink und gewandt. Der Eine nahm die goldenen Teller weg, von denen er gespeist hatte; der Zweite setzte Andere dafür hin; der Dritte legte ihm die Speisen vor; der Vierte füllte den Becher an, wenn er leer war, und die Uebrigen spielten dazu auf ihren Instrumenten, und machten eine gar herrliche Musik. Der König aber stand dabei, und paßte auf, daß auch Alles seine gehörige Ordnung hatte.

„Geht es immer so fröhlich zu in dem Schlosse hier?" fragte Graf Dagobert den Zwergkönig, als er endlich gesättigt von der Tafel aufstand. „Solch' ein Leben könnte mir wohl behagen, wenn die abscheulichen Küsse nicht wären!"

„Ei nun, liebes Gräflein," antwortete der Zwergkönig, — „Einen Kuß hast du ja schon überstanden, und also ein ganzes Drittheil deiner Arbeit gethan. Bleibe nun frohen Muthes, und laß dir die Zeit nicht lang werden bis zum nächsten Freitage. Was in der Macht von uns Zwergen steht, ist dir Alles zu Diensten, und wir wollen dafür sorgen, daß du dich bei uns heimisch fühlst. Begehrst du zu essen, so ist deine Tafel gedeckt; begehrst du Musik und Gesang, so sind wir da; begehrst du Tanz und Spiel, so rufe nur! Alles soll geschehen nach deinen Wünschen."

Und darf ich nicht auch mit der schönen Jungfrau plaudern, die ich hier aus der Wand kommen sah?" fragte Graf Dagobert. „Darnach verlangt mich eigentlich von allen Herrlichkeiten im Schlosse am Meisten!"

„Das glaub' ich wohl, mein lieber Graf; aber leider kann es nicht geschehen," antwortete der Zwergkönig. „Warte noch vierzehn Tage, erfülle deine Pflicht und erlöse die Prinzessin, und dann kannst du mit ihr plaudern nach Herzenslust und so viel du willst. Bis dahin aber darfst du sie nicht sehen, als nur immer an einem Freitage, und selbst auch an diesen Tagen kannst du nicht mit ihr sprechen, denn sie ist stumm, bis die Entzauberung glücklich vollbracht ist. Bedenke, ihr Glück und Heil ruhet in deiner Hand!"

„Und ich will sie erlösen, das schwör' ich nochmals, so Gott mir helfe!" rief der Prinz.

Nach diesen Worten jauchzten die Zwerglein laut und geberdeten sich vor Freuden, wie närrisch. Dann spielten sie ihre schönsten Stückchen und Weisen, und der Tag entschwand dabei dem Grafen Dagobert, wie eine Stunde.

So wie heute ging es die ganze Woche hindurch, bis der Freitag wieder heran kam. Am Tage boten die Zwerge alle ihre Künste auf, um den Grafen köstlich zu bewirthen und auf das Anmuthigste zu ergötzen; und des Nachts machten sie ihm ein wunderschönes, weiches Himmelbette zurecht, wo er so sanft schlief, wie in den Armen von Engeln. Mit Gesang und Saitenspiel weckten sie ihn wieder auf. Die Woche verschwand dem Grafen wie ein Traum, und er hatte auch nicht einen Augenblick Langeweile empfunden.

Als nun aber der Freitag wieder herankam, wachte Dagobert mit schwerem Herzen auf, denn heute sollte er ja zum zweiten Male sein Wagestück bestehen. An diesem Tage weckten ihn die Zwerge nicht, und ließen sich auch nicht eher vor ihm blicken, als bis um Mittag, wo wieder die Musik erscholl, die Wand sich öffnete und die holde Jungfrau seinen Augen erschien. Dieses Mal blickte sie den Grafen freundlich an, doch schritt sie, ohne ihn zu grüßen, an seiner Seite vorüber, und wandelte den Berg hinab an die Quelle, die Zwerge, singend und spielend, hüpften ihr nach.

Da sie nun unten ankamen, geschah Alles, wie das erste Mal. Die Jungfrau legte ihren Schleier ab, tauchte ihre weißen kleinen Hände in das Wasser, benetzte damit ihr Antlitz, und wurde verwandelt; dieß Mal aber nicht in eine Kröte, sondern in eine greuliche Schlange. Die Zwerge wurden kleine Schlänglein, und schlüpften in wunderlichen Ringeln und Schwenkungen um ihre Gebieterin herum. Ihr Zischen erscholl so laut, daß es Graf Dagobert sogar schon oben in den Ruinen vernahm.

„Hilf Himmel!" rief er aus, „diese Schlange zu küssen, ist ein noch schwereres Werk, als das vorige. Wie häßlich ist ihr geringelter feuchtglatter Leib! Kaum vermag ich's über mich, meine Pflicht zu thun!"

Dennoch aber, da es nun einmal seine Pflicht war, machte er sich auf den Weg, schritt mit wankenden Knieen auf die große Schlange zu, die sich hoch aufrichtete und laut zischend dem Grafen in's Gesicht sah, als ob sie ihn beißen wollte, umarmte sie mit zitternden Armen, und drückte einen raschen flüchtigen Kuß auf ihren greulichen Mund. Kaum war das geschehen, so erschütterte wieder ein Donnerschlag die Erde, und die verzauberte Jungfrau stand vor ihm in all ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz. Sie neigte sich tief vor dem Grafen, blickte ihn mit einem holdseligen Lächeln

an, und schwebte dann mit leisen, weichen Schritten den Berg wieder in die Höhe. Voll Entzücken schaute Dagobert ihr nach, und bereuete es nicht, der Schlange einen Kuß gegeben zu haben, obgleich er nicht sonderlich gut geschmeckt hatte.

Als er hinauf kam in sein Gemach, empfingen ihn die Zwerge mit lautem Jubel, und der Zwergkönig, sein kleiner Freund, schüttelte ihm sogar mit herzlicher Liebe die Hand.

„Du hast dein Wort gelöst, wie ein ehrlicher Rittersmann," sagte er. „Nun brauchst du nur noch ein einziges Mal dein Grauen zu überwinden, und am Ziele winkt dir der herrlichste Lohn. Bete zu Gott die ganze Nacht hindurch, daß du fest und standhaft bleiben mögest; denn die schwerste Probe steht dir noch bevor."

„Ei, und wenn sich die Prinzessin in den leibhaftigen Gottseibeiuns verwandelte, so wollte ich dennoch mein Wort lösen," rief der junge Dagobert. Im Uebrigen aber will ich thun, was du sagst."

Da nickte der Zwergkönig sehr freundlich; der Prinz aber lebte die ganze Woche hindurch bis zum nächsten Freitage ganz still und ruhig, und begehrte nicht ein einziges Mal nach dem Gesang und Spiel der Zwerglein. Desto mehr betete er aber zum lieben Gott um Kraft und Muth zum letzten schweren Werke, und empfahl ihm seine Seele, wenn er ja vielleicht dabei sein Leben lassen müßte.

So kam der Freitag heran. Um Mittag öffnete sich die Wand, und die Prinzessin kam hervor in einem schwarzen Gewande, von einem schwarzen Scheine umwallt, der vom Kopfe bis fast auf die Füße niederreichte. Ihr Angesicht war blaß, und eine große Unruhe drückte sich in ihren schönen Zügen aus. Als sie bei dem Prinzen vorüberschritt, neigte sie sich grüßend vor ihm, und blickte ihn auch mit lächelndem Munde an; aber Graf Dagobert sah wohl, daß jenes Lächeln nur erzwungen sei, und daß die Augen der Prinzessin dadurch nur um so trauriger dreinschauten.

„Geh' nur hin, du holdselige Jungfrau, bald wird all dein Schmerz sich in Freude über deine Erlösung verwandelt haben," sagte er, während sie den Berg hinab nach der Quelle schritt. „So viel an mir liegt, will ich nicht wanken und weichen bei dem schweren Werke, so mir bevorsteht."

Die Prinzessin, da sie beim Brunnen angekommen war, tauchte wie gewöhnlich ihre schönen weißen Hände in das Wasser, benetzte damit ihr Gesicht, und wurde augenblicklich in einen greulichen, geflügelten Drachen mit grünen Schuppen und gräßlich funkelnden Augen verwandelt. Ihre kleinen Diener aber nahmen die Gestalt von bunten Salamandern und scheußlichen Molchen an, und hüpften in wunderlichen Sprüngen um den Drachen herum.

„Ja," dachte Graf Dagobert, als er den Drachen sah, — „ja, der Drache ist allerdings das abscheulichste Unthier, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Aber was ist's denn weiter, wenn ich ihm einen Kuß gebe? Die Qual dauert nur einen Augenblick, und die Freude der holden Prinzessin über ihre Erlösung wird dir den empfundenen Schauder tausendfältig belohnen!"

Mit festerem Schritte als die beiden ersten Male stieg er den Berg hinab und ging auf den Drachen zu. Als er sich ihm auf zehn Schritte genähert hatte, sperrte das greuliche Unthier weit seinen blutrothen Rachen auf, und schaute ihn mit so grimmig funkelnden Blicken an, als ob es sagen wollte: wenn du noch Einen Schritt näher gehst, verschling' ich dich mit Haut und Haar. Der Graf achtete aber nicht darauf und fürchtete sich auch nicht. Mit dem festen Entschlusse, sich durch nichts abschrecken zu lassen, ging er auf den Drachen zu und spitzte schon seinen Mund zum Kusse, als plötzlich ein Strom von Flammen aus des Drachen Munde brach, und den Grafen in Einem Augenblicke verbrennen zu wollen schien. Entsetzt wich er zurück, und schaute mit zweifelhaften Blicken das feuerspeiende Unthier an. Drei Mal versuchte er es, sich ihm zu nähern, aber drei Mal wich er auch wieder erschrocken zurück, und der Angstschweiß brach ihm am ganzen Leibe aus.

„Hilf Gott, was ist da zu thun!" dachte er bei sich. „Wenn ich den Drachen küsse, verbrenne ich bis auf die Knochen, und wenn ich ihn nicht küsse, bin ich ein treuloser, wortbrüchiger Rittersmann. Das darf nicht sein! Lieber todt in Ehren, als lebendig in Schmach und Schande!"

Und nachdem er noch ein kurzes Stoßgebetlein zu Gott empor gesandt hatte, that er alle Scheu und Furcht von sich, betrachtete sich als einen Sterbenden, und ging dann kühn und trotzig auf den Drachen zu. Wohl brach ein mächtiger Flammenstrom ihm entgegen, wohl fühlte er die versengende Gluth im Antlitz, aber dennoch umfing er den langen Hals mit seinen Armen und drückte einen Kuß auf den Flammen hauchenden Mund. Und siehe da, anstatt ihn zu Asche zu brennen, erlosch der Feuerstrom, und eine kühle milde Luft wehete ihn an, als er seine Lippen rasch und entschlossen auf des Drachen schrecklichen Mund preßte. Kaum aber war das Werk geschehen, so krachte wieder ein furchtbarer Donnerschlag durch die Luft von einem Ende des Himmels bis zum andern, und vor dem Grafen kniete die wunderholde nun entzauberte Prinzessin, blickte mit freudestrahlenden Blicken zu ihm auf, und stammelte in abgebrochenen Worten ihren Dank für ihre Befreiung. Graf Dagobert hob sie auf, und sah sich nun nach seinen alten Bekannten, den Zwergen, um. Aber siehe da, sie waren verschwunden, und an ihrer Stelle standen lauter große Leute in prächtigen Kleidern, welche sich tief und demüthig vor dem jungen Grafen zur Erde beugten. Aus ihrer Mitte trat jetzt der Zwergkönig hervor mit Krone und Scepter, reichte dem Grafen seine Hand und sagte freundlich:

„Gräflein, du hast dein Wort gelöst als ein ächter und rechter Rittersmann. Die Prinzessin ist entzaubert, und was Keiner vermogte, das führtest du aus, weil du das schwere Werk mit Standhaftigkeit und im Vertrauen auf die Hülfe Gottes anfingest. Aber nun war-

tet deiner auch ein herrlicher Lohn, und die Zeit deiner Prüfung ist vorüber. Nach deiner Vermählung mit der Prinzessin begieb dich hinüber in dein heimathliches Schloß, und dann wirst du sehen, wie Bosheit und Sünde schon auf Erden ihren Richter finden. Mich siehst du nicht wieder, außer, wenn du mich rufst; denn dem Glücklichen erscheine ich niemals freiwillig. Du aber bist glücklich! Leb' wohl!"

Und wie der Zwergkönig die letzten Worte sagte, löste sich seine Gestalt in einen leichten Nebel auf, fast wie eine Wolke zu schauen, und von einem sanften Lufthauche getragen, schwebte er so schnell davon, daß er im Nu den Augen des nachschauenden Grafen verschwand. Dieser wendete sich nun wieder zu der Prinzessin, und geleitete sie den Berg hinan, auf dessen Gipfel er jetzt plötzlich anstatt der traurigen verfallenen Ruinen ein prächtiges Königsschloß in die Lüfte ragen sah. Von seinen Thürmen weheten Fahnen hernieder, und als er mit seiner holden Begleiterin den Schloßhof betrat, wurde das schöne Paar von einem tausendstimmigen Jubelrufe der versammelten Dienerschaft empfangen, und ein alter ehrwürdiger Greis kam ihnen entgegen, und schloß die Prinzessin unter Freudenthränen in seine Arme. Dann wandte er sich an den Grafen, dankte ihm für die Erlösung von dem schweren Zauber, der nun seit Jahrhunderten auf seinem Schlosse und Lande geruht habe, und führte dann das Paar an seiner Hand in das Innere des Schlosses, in dessen Sälen die Ritterschaft des ganzen Reiches versammelt war. Diesen stellte er den Grafen Dagobert als seinen erwählten Eidam und Erben vor, und noch am selbigen Tage wurde das Hochzeitsfest mit großer Feierlichkeit und ganz unglaublicher Pracht begangen.

Die Lustbarkeiten dauerten eine volle Woche. Da endlich dachte Dagobert daran, auch einmal nach seinem eigenen Schlosse zu sehen, und eines Tages verfügte er sich mit einer kleinen berittenen Schaar dahin.

Gegen Abend kam er in der Nähe desselben an, und erblickte wieder die hochragenden Thürme, die stolzen Zinnen und die festen Mauern, in denen er eine glückliche Jugendzeit verlebt hatte. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen das Fähnlein auf dem höchsten Thurme des Schlosses, als er den steilen Burgberg hinanritt. Plötzlich hielt er sein Roß an. In dem Schlosse ertönte ein wüster Lärmen, und es war, als ob Waffen klirrend an einander schlügen, während heftige Stimmen hin und wider redeten. Dagobert spornte sein Roß zu schnellerem Laufe an, um wo möglich ein Unglück zu verhüten; denn ihm ahnete Schlimmes. Als er aber in den Burghof eintritt, war das Unglück schon geschehen. Sein Stiefbruder Rolf lag auf der Erde, wälzte sich in seinem Blute, warf noch Einen Blick der Angst und des Schreckens auf seinen Bruder Dagobert, und hauchte sodann seine Seele aus. Er war in einem Zweikampfe mit Einem seiner Gäste gefallen, den er so lange mit Hohn- und Spottreden verfolgt hatte, bis dem heftig entbrennenden Streite endlich eine blutige Entscheidung durch das Schwert folgen mußte. Der Sieger war entflohn, und der Bruder des Erschlagenen dachte nicht daran, ihn zur Rechenschaft zu ziehn, da er die böse Gemüthsart seines Bruders wohl kannte und nach kurzem Verhöre erfuhr, daß er selber durch den rohesten Uebermuth seinen Untergang herbeigeführt habe.

Dagobert nahm nun ungehindert die großen Besitzungen seines Vaters in seine Obhut, bezog mit seiner holden Gemahlin das väterliche Schloß, und wohnte daselbst so lange, bis der Tod dem alten Könige die Augen zudrückte. Da ergriff der junge König die Zügel der Regierung, und regierte so lange, so glücklich, so milde und gerecht, daß noch nach vielen hundert Jahren sein Name mit Achtung und Ehrfurcht im Lande genannt wurde.

Man sagt, ein kleines Zwerglein, welches er öfters zu sich gerufen, um es um Rath zu befragen, hätte ihm bei seinem schweren Amte trefflichen Beistand geleistet. Allem Vermuthen nach war dieß der Zwergkönig, der ihn aus dem Thurme befreit und so eigentlich seinem Glücke entgegen geführt hatte. — So viel ist gewiß, daß man ihn öfters mit Scepter und Krone durch die prächtigen Hallen des königlichen Palastes schlüpfen sah, bis er in den Gemächern Seiner Majestät oder in dem Cabinet der Frau Königin verschwand. Was dort geschah und verhandelt wurde, das kann freilich Keiner wissen, weil niemals Jemand zur Gesellschaft gezogen wurde, wenn das Zwergköniglein sich zum Besuche einfand. Doch erschienen gewöhnlich kurz nach dem Erscheinen des Zwerges die besten Gesetze und Verordnungen, und ganz ohne Einfluß mag er daher wohl auf deren Abfassung nicht gewesen sein.

Als der König nach einem langen und ruhmvollen Leben starb, hinterließ er seinem Sohne, einem trefflichen jungen Prinzen, das Reich, welches von dessen Nachkommen noch heut zu Tage regiert wird. Wenn Ihr auf der Landcharte recht fleißig darnach sucht, werdet Ihr es gewiß bald finden, meine lieben Leser!

Der Sturmvogel. Procellaria Linné.

(Taf. 10.)

Die Sturmvögel zeichnen sich durch einen starken, äußerst merkwürdig gebauten Schnabel aus, der immer kürzer als der dicke, hochgestirnte Kopf ist.

Der Oberschnabel endigt mit einem großen, oben und unten aufgeschwungenen, sehr gebogenen Haken, der Unterschnabel mit einem stark vortretenden Eck, welch' letzteres, wie auch der beschriebene Haken, wie aufgesetzt oder eingeschoben erscheint. Der Schnabel ist daher vorn höher als unmittelbar vor den Nasenlöchern; seine Seiten sind mit tiefen Queer- und Längenfurchen versehen.

Die geschwungene Schneide sehr scharf, etwas übereinandergreifend; der Rachen groß und weit.

Die Nasenlöcher liegen wie eine Wulst in der



1847.

10

Mitte auf dem Schnabel, als zwei, nur durch eine dünne Scheidewand getrennte Röhrchen, unter einer gemeinschaftlichen Decke, die oben ganz glatt und rund ist, ohne eine über jene Scheidewand hinlaufende Längenfurche zu zeigen.

Die mäßig langen Füße haben lange Vorderzehen, mit sehr großen, kaum merklich ausgeschnittenen Schwimmhäuten; anstatt der Hinterzehe einen spitzigen Nagel; am Kniegelenk eine kleine Verlängerung des Schienbeins.

Die Flügel sind sehr lang, schmal und spitz; die äußerste Schwungfeder ist die längste.

Der conische oder abgerundete Schwanz hat 12—14 Steuerfedern.

Sie sind wahrhafte Seevögel, die sich weiter als alle andern Vögel vom Lande entfernen, und steile und felsige Küsten nur besuchen, um dort zu brüten; gehen schlecht, fliegen aber schnell und ausdauernd.

Nähren sich vom Aas der Cetaceen, von Fischen, Schleimthieren, Insekten und einigen Wasserpflanzen.

Nisten in Felslöchern und auf Vorsprüngen; das Weibchen legt bloß Ein sehr großes, weißes Ei, das von beiden Alten ausgebrütet wird.

Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, und unterscheiden sich auch in der Größe nicht standhaft.

Mausern sich (wahrscheinlich) zweimal; übrigens ändern Alte die Farben nimmer.

Nur eine einzige in Europa heimische Art:

Der Eissturmvogel. Procellaria glacialis Linné.

Der Schnabel ist kurz, kaum doppelt so lang als hoch, dick, vorn mit einem sehr starken Haken versehen.

Der conische, stark zugerundete Schwanz hat 14 Steuerfedern. Das Gefieder ist weiß und aschgrau, bei Ausgefärbten bloß der Mantel hell aschgrau. Vor dem Auge ein schwärzlicher Fleck.

Länge 16—18 Zoll.

Beim alten Vogel ist der Schnabel glänzend hochgelb; das Nasrohr orangefarben, Füße und Iris ebenfalls gelb. Kopf, Hals, Bürzel und alle untern Theile rein weiß, Mantel, Flügeldeckfedern und Secundarfedern silberaschgrau, heller gesäumt. Schwungfedern erster Ordnung graubraun.

Der junge (einjährige Vogel) hat einen graulich fleischfarbenen, bloß an der Spitze gelben Schnabel; der Fuß ist gelblich grau, der Augenstern bräunlich. Das Gefieder aschgrau, Brust und Bauch heller, und bräunlich schattirt; die obern Theile dunkler, ebenfalls graubraun gesprengt, Mantel und Secundarfedern eben so gesäumt. Schwanzfedern hell graubraun.

Der Vogel ist erst nach dem dritten Jahre ganz ausgefärbt, im Uebergangskleid ist Oberkopf und Hinterhals noch nicht rein weiß.

Im Dunenkleid ist das Junge mit langem, graulichem Flaum bedeckt.

Im Fluge hat der Sturmvogel Aehnlichkeit mit den Möven, und namentlich mit der Sturmmöve (Larus canus), der er auch an Größe gleichkommt. Auf dem Lande ist er ein träger, unbeholfener Vogel, geht schlecht, ungern, nie weit, dabei biegt er die Füße so stark ein, daß er mehr zu rutschen als zu gehen scheint, und kann sich auch im Stehen nie lange auf geraden (ungebogenen) Läufen halten; schwimmt selten, aber gut und anhaltend, und kann auch so seiner Nahrung nachgehen; auch scheint er sich bloß auf ruhiges Wasser zu begeben, nachdem er auf offener See lange gegen Wind und Wetter angekämpft hat, um auszuruhen; so kann man oft ganze Schaaren, mit kreuzweis übereinander geschlagenen Flügeln, auf den Wogen treiben sehen. Taucht gut, aber selten, und bloß wenn er badet. Sich aus dem Wasser erhebend, muß er vorerst einige Zeit darauf fortflattern, bis er in den Wind kommt, dann ist sein Flug leicht und zierlich, nie aber sehr hoch; meist streicht er mit weit ausgespannten Schwingen niedrig über der Wasserfläche hin, den Bewegungen der Wellen folgend, über die er ruhig und schön weggleitet, ohne sie zu berühren; dabei werden die Flügel wenig bewegt, er steuert mit dem ebenfalls weit ausgebreiteten Schwanze, kann sich übrigens auch durch verschiedene Körperbewegungen rasche Wendungen geben. Zuweilen schwebt er, wenig rüttelnd, nach Art der Seeschwalben, geraume Zeit über ein und demselben Punkt.

Mit ungemeiner Leichtigkeit und bewundernswürdiger Ausdauer fliegt und kämpft der Sturmvogel namentlich gegen Wind und Unwetter an, und kann sehr lange den empörten Elementen auf offener See Trotz bieten, und es ist im Grund ein seltener Fall, daß einer oder der andere dieser Vögel auch bei stärkeren und anhaltenden Unwettern in den Wogen seinen Tod findet und an den Strand treibt. Kommt ein Schiff in den Horizont der Sturmvögel, so verfolgen und umschweben sie dasselbe lange Zeit. Bekanntlich sind sie aber von den Matrosen als Vorboten von Sturm und Unglück nicht gerne gesehen, es wird ihnen aber von der Mannschaft nie etwas Leides zugefügt. Zeigen sie sich bei Windstille, so soll wirklich Aenderung des Wetters, wenn auch nicht gerade Sturm, bevorstehen.

Der Fulmar, wie er an unsern nordischen Küsten heißt, ist sehr gesellig, namentlich gegen seines Gleichen; seine Brutplätze theilt er aber auch oft mit verschiedenen Alken- und Lummenarten und der dreizehigen Möve, mit denen er dann in gutem Vernehmen steht, wenigstens seinerseits lieber Unrecht leidet als thut. Hier sowohl, als bei seinen Mahlzeiten auf Walen ꝛc., ist er so wenig scheu, daß er sich oft lieber mit Rudern oder Stöcken erschlagen läßt, als seinen einmal eingenommenen Platz verläßt. Sein starker Schnabel dient ihm selten als Waffe, und er scheint ihn bloß gegen seines Gleichen zu gebrauchen, wenn er bei einem Stück Speck oder Aas zu kurz zu kommen glaubt. Gegen sonstige Feinde, namentlich gegen den herannahenden Menschen, sucht er sich hauptsächlich durch Entgegenspeien von gelbem, übelriechendem Thran zu vertheidigen, den er aus dem Magen würgt und seinem Gegner oft über 2 Fuß weit aus halbgeöffnetem Rachen ent-

gegenschießt. Schon Junge im Dunenkleide thun dieß.

Seine Stimme läßt er meist nur Morgens und Abends während der Dämmerung hören: aus der Ferne ähnelt sie dem Quacken von Fröschen. Wird er auf dem Brutplatz beunruhigt oder sonst in die Enge getrieben, so stößt er ein heißeres, zorniges karr oder karo aus.

Die Sturmvögel ruhen meist Nachts, und dann in größern Gesellschaften, aus, überhaupt scheinen Einzelne nur verschlagene Vögel zu sein.

Sie sind außerordentlich fett und wohl die gefräßigsten bekannten Vögel; nähren sich vom Aas der Wallfische und den auf den letztern sich befindlichen Seeeicheln und Wallfischläusen (Balanus- und Tubicinell-Arten), ferner von verschiedenen kleinern Fischen, Tintenschnecken, Quallen und Wasserinsekten, denen sie sich, als schlechte Stoßtaucher, in Bögen nähern und sie so ergreifen. Zuweilen, und bloß in seltenen Fällen, fressen sie einige Sumpfgewächse, namentlich Löffelkraut.

Der Sturmvogel ist ein Bewohner aller den Nord- und Südpol umgebenden Meere. Gegen den Nordpol hin traf man ihn bis zum 80° N.B. hinauf. Auf Island und den Nord- und Nordwestküsten Scandinaviens ist er sehr gemein, zufällig nur ist sein Erscheinen auf der Nordsee, bei Helgoland und an den Dünen Holsteins; und nur bei außerordentlichen und lange anhaltenden Ungewittern wird hin und wieder einer an die deutsche, holländische oder englische Küste verschlagen.

Im Innern des Continents ist er nie anzutreffen. Von Asien bewohnt er die ganze Nordküste mit den dazu gehörigen Inseln; von Spitzbergen an bis Kamtschatka; ebenso findet er sich im nördlichsten Amerika bis in die vereinigten Staaten herab. Von den Eisregionen des Südpols aus besucht er zuweilen die Südspitze von Afrika und Amerika, und die seinen Wohnungen zunächst gelegenen Küsten der meisten südindischen Inseln.

Der Fulmar lebt immer auf der offenen See, und besucht bloß die Inseln und Küsten, um dort zu nisten. Zu diesem Zwecke wählt er freie steile Felswände, die unmittelbar vom Meere aufsteigen, und wohin er sich zu Ende Aprils zurückzieht. Seine hauptsächlichsten bekanuten Brutplätze sind St. Kilda, Islands Vogelberge, Grönland und Spitzbergen. Er baut kein Nest und legt sein Ei entweder auf Felsenvorsprünge oder in Felslöcher, vorzüglich gern in feinen (Lava-) Sand, lebt in Monogamie, beide Geschlechter brüten abwechselnd, und bekommen einen einzigen großen Brütefleck; die Brutzeit dauert 6—7 Wochen.

Das Ei ist sehr groß, 2 Zoll 5—7 Linien lang und 1 Zoll 8 Linien bis 2 Zoll dick; eigestaltig bis eiförmig, oft gestreckt, oft bauchig; frisch gelegt rein weiß, durch längeres Bebrüten schmutzig gelblich werdend. Die Schale ist ziemlich dick und rauh, mit vielen mehr oder weniger tiefen Poren; gegen das Licht gehalten scheint sie gelb durch. Der Dotter ist von sehr hochroth gelber Farbe.

Der ausgestopfte Vogel wie sein Ei behalten in Sammlungen ihren eigenthümlichen, dem der Scharben (Carbo cormoran.) ähnlichen Geruch vollkommen bei.

In der Mitte Septembers sind die Jungen vollkommen flügg und ziehen dann mit den Alten in's Meer hinaus.

Der gefährlichste Feind des Fulmars ist die große Raubmöve (Lestris cataractes), die sich hauptsächlich gerne die Jungen vom Neste holt, theils für sich selbst, theils um ihre Kleinen damit groß zu füttern. — Seeadler und Edelfalken sollen auch zuweilen einen Alten oder Jungen wegfangen.

Wie schon oben bemerkt, läßt sich unser Vogel ohne große Schwierigkeit am Brütplatz sowohl, als bei seinen Mahlzeiten fangen und todtschlagen. Auch vom Schiffe aus kann man ihn mit dem Feuergewehr erlegen, nur ist dann das Herausfischen des Erlegten aus dem Wasser mit einigen Umständen verbunden.

Das Fleisch ist zart, weiß und wohlschmeckend, man genießt hauptsächlich Brust und Keulen.

Fett und Eier sollen ebenfalls nicht so übel sein, doch verliert das erstere wenigstens seinen penetranten Geruch nie ganz.

Von den Einwohnern Islands und Grönlands werden bloß die Jungen, aber diese in ungeheurer Menge, gesammelt und als Wintervorrath eingesalzen.

Der Thran, den die Alten und Jungen gegen den Einsammler speien, wird von diesem in einem zu diesem Zweck mitgenommenen Gefäße möglichst gut aufgefangen und in Lampen gebrannt.

Das Gefieder ist sehr weich und fein, und wird daher häufig zum Füllen von Betten benützt.

Der auf Taf. 10 abgebildete Vogel ist ein noch nicht vollkommen ausgefärbtes Männchen zwischen dem zweiten und dritten Jahr.

Der Fulmar ist, wie schon bemerkt, die einzige dem Nordpol angehörige Sturmvogelart, die Regionen des Südpols theilt er dagegen mit ziemlich vielen Gattungsverwandten.

Cuvier (vergl. Cuvier von Voigt. I. Bd. S. 912) führt folgende außereuropäische Arten auf:

1) Procellaria gigantea Gmel. (Riesensturmvogel.)
2) Pr. capensis Lin. (Cap'scher Sturmvogel.)
3) Pr. harlic. (hasitata.)
4) Pr. Berardi.
5) Pr. cinerea Lath.
6) Pr. desolata Lath.

welche alle die Meere jenseits des Aequators bewohnen.

Th. Henglin.

Die Liparischen Inseln.

Die Liparischen oder Aeolischen Inseln, im Alterthume Ephästiades genannt, sind eine vulkanische Gruppe im Norden Siciliens, in dem Theile des mittelländischen Meeres, der von den Alten als Tyrrhenischer See bezeichnet wurde. Die Mythen des Alterthums dachten sich, daß auf diesen Inseln tiefe unterirdische Höhlen von Steropes, Brontes und Arges *) bewohnt würden, daß Aeolus seine Winde in diesem Archipelagus des Feuers eingeschlossen habe. Hierher brachte, der alten Sage nach, Latona die junge Diana; hier schmiedete Vulkan für seinen Vater Jupiter die Donnerkeile, und hier umarmte der schmutzige Brontes einen Regenbogen statt der Königin der Keuschheit. — Abgesehen von diesen mythologischen Fabeln verkündet die alte Sage, daß Liparo, ein Sohn des Ausonius, mit einem Gefolge aus Italien nach Lipari überging, und auf der Insel dieses Namens die nach ihm benannte Stadt erbaute; ferner, daß Aeolus, des Hippotas Sohn, auf Lipari landete und des Lipari Tochter Cyane und mit ihr den Thron dieser Inseln erheirathete. Er beobachtete hier genau die Veränderungen der Witterung, und sagte häufig den Wechsel der Winde und des Wetters voraus, was den Einwohnern bei den hier häufigen schnellen Veränderungen der Witterung so wichtig war, und die Fabel drückte dieß durch die Mythe aus, daß er die Winde auf den Inseln eingeschlossen halte.

Erst durch die Verbindung der bisherigen Bewohner Lipari's mit Etruskern, welche bald Seeräuberei trieben, bald Kolonisten auf den benachbarten kleinen Inseln ansiedelten, gründete sich hier allgemeiner Wohlstand, und Lipari wurde berühmt durch seine prächtige Stadt, durch mineralische Bäder, Alaun, Früchte und Fische. Seitdem bildeten die Liparischen Inseln einen Theil des Sicilianischen Staates, und Bonifaz IX. erhob sie 1394 zu einem eigenen Bisthum. — Alle Inseln, deren die Gruppe eilfe zählt, sind vulkanischen Ursprungs: die westlichen Küsten erheben sich in hohen und steilen Massen und dachen sich nach der Ostseite ab, was geologisch merkwürdig ist, sich aber in der westindischen Inselgruppe wiederholt. Ferner haben die Liparischen Inseln, was eben so bemerkenswerth ist, an ihrer nördlichen Küste einen hohen, einzeln stehenden Felsen. — Die Basis der ganzen Gruppe ist Hornstein mit mannigfaltigen Schattirungen und neuen, durch die Vulkane gebildeten Zusammensetzungen, und dieser vulkanische Einfluß zeigt sich hier überall grandios und wild.

Die Luft ist höchst gesund, und das Wetter in der Regel mild und erfrischend. Es gibt hier nur wenige Quellen, daher ist das Trinkwasser sehr rar; der Boden, welcher aus Schlacken, Tuffstein, Puzzolanerde, Bimsstein und Asche, ohne ein Stratum von Steinen außer aus verhärteter Verglasung besteht, saugt jede Feuchtigkeit des Regens, der Nebel und des Thaues schnell ein, und daher sind die Eingebornen gezwungen, große Cisternen zu bauen, in welcher sie Regenwasser sammeln und in kühler Temperatur erhalten können. — Es gibt hier nur kleines und wenig Rindvieh, weil die Inseln nur Ziegenweide haben, aber der Boden wird sehr wohl gepflegt und liefert Weintrauben, Korinthen, Feigen, Stachelbirnen (eine Kaktusart), Getraide, Baumwolle, Oliven und Gartengemüse; letzteres unter dem Rohrgeflechte, welches den Weinstock trägt. Ein starker Regen verursacht hier vielen Schaden, weil der Boden locker ist und leicht hinweggeschwemmt werden kann, und Schwärme von Heuschrecken vernichten hier oft in einem Jahre einen beträchtlichen Theil der Erndten. Man führt viel Wein, Korinthen, Harz, Bimsstein, Salpeter, Puzzolanerde, Zinnober, Korallen und Fische aus. Einst war der Alaun die wichtigste Ausfuhrwaare; die Natur bildet aber jetzt weniger, weil das unterirdische Feuer abgenommen hat. Schwefel wird in Menge ausgeführt; man könnte aber noch weit mehr erzeugen und reinigen, wenn man nicht den Glauben hegte, daß die Reinigung des Schwefels die Luft verderbe und dem Wachsthum der Pflanzen schade.

Die Eingebornen im Allgemeinen sind leicht befriedigt, mäßig, kühn und treffliche Matrosen; dagegen sind sie aber auch neugierig, feil und gemein. Fast alle sind arm, wenige aber leiden eigentliche Noth, und weil sie viel und zum Theil hart arbeiten müssen, sind sie sehr gesund, und nur eine Krankheit, der Ausschlag, der durch Unreinlichkeit entsteht, ist bei ihnen allgemein herrschend. Muthig und tapfer sind die Insulaner, von denen nur wenige Waffen besitzen, treffliche Steinschleuderer, und deßhalb von Korsaren, die etwa landen wollen, sehr gefürchtet. — Die Gruppe der Liparen besteht aus folgenden Inseln:

Stromboli. Sie ist die nördlichste der Inselgruppe; eine kegelförmige Bergspitze mit einer unregelmäßigen Basis; sie ist ungefähr 2000 F. hoch, gleicht einer Gabel mit zwei Spitzen, hat zwei deutsche Meilen im Umfang, und ist ein einziger Vulkan, dessen immerwährendes Feuer oft in heller Flamme auflodert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 1200, lauter kecke Landbauer und Winzer, die unter der Gerichtsbarkeit ihres Pfarrers stehen. — Der Boden der Insel ist ein schwarzer Humus und außerordentlich fruchtbar. Er besteht aus thonreichem Tuffstein, Schlacken, Puzzolane und Lavasand; wo er bebaut wird, bekleidet er sich schnell mit einem üppigen Grün. Die Bestellung des Bodens dehnt sich an einer Seite sehr hoch den Berg hinan. Die Hecken sind von gepflanztem, starkem, sogenannten spanischem Rohr. Man schneidet solches, wenn es hinreichende Stärke hat, und benutzt dasselbe zu Weinpfählen. Wo die Lava zum Weinbau nicht fruchtbar genug ist, da legt man Weidenpflanzungen an, schneidet solche, wenn sie zwei Fuß hoch geworden, ab, und bindet damit Wein oder andere Pflanzen an die Stäbe. Auf Stromboli gedeiht einer der edelsten

*) Steropes, Brontes und Arges, Cyclopen, Söhne des Uranos und der Gäa, oder des Himmels und der Erde; jeder hatte nur ein Auge mitten auf der Stirn. (Siehe „Vollmers Mythologie".)

Weine des Mittelmeeres, und außerdem ziemlich viel Weizen, Gerste, Baumwolle, Trauben, Korinthen und Feigen.

Der Hauptort steht auf der östlichen Seite der Insel und bildet die beiden Kirchspiele San Bartolo und San Vincenzo, mit vielen im Innern zerstreuten Landstellen. Beide vertheidigt eine elende Batterie mit einer Kanone unter einem nicht mehr bombenfesten Gewölbe. Die niedrigen Häuser haben flache Dächer; und weil der Wind im Winter so heftig wehet, so trifft man auf der ganzen Insel nur zwei oder drei Häuser von zwei Stockwerken; alle anderen sind einstöckige Gebäude. Ueberall sieht man verfallene Fundamente alter Gebäude und Gräber; Beweis genug, daß auch in dem frühesten Zeitalter die Wuth der Vulkane nicht abschreckte, sich auf vorzüglich fruchtbarem Boden anzubauen.

Die niedriger als die Häuser belegene Küste hat schwarzen, glänzenden Sand aus zerriebenen, eisenhaltigen Schlacken und Schörl. Sie endigt sich bei einer Felsenspitze mit der großen sogenannten Seehunds-Grotte. Gas und Verwitterung haben diese gebildet; sie hat 86 Fuß Länge, 35 Fuß Breite beim Eingange, und 7 Fuß Höhe. Nahe bei dieser Spitze steht im Meere der steile Felsen Strombolino oder Stromboluzzo; seine Masse ist verhärtete Puzzolanerde, 240 Fuß hoch, und gleicht von der Ferne gesehen einem Schiffe mit Prallsegeln. Zwischen dem Felsen und der Insel Stromboli ist das Meer vierzehn Faden tief.

Von San Bartolo bis zum Vorgebirge Sciarazza besteht die Küste aus unebener Lava; vor letzterem steht, kaum eine viertel Seemeile entfernt, ein andrer Felsen im Meere, der nur wenig über die Wasserfläche hervorragt. Zwischen hier und dem Vorgebirge Zarrosa ist dicht unter dem Krater eine Bay, die von vier bis zwanzig Faden Tiefe, aber gerade unter dem Kegel, selbst mitten unter der ausgeworfenen Masse 47 Faden Tiefe, und wenige Ellen davon sogar 65 und 90 Faden hat. Dieser Umstand ist höchst sonderbar und hat den Gelehrten zu Stromboli viel Kopfbrechen gemacht, welche endlich sich folgendergestalt darüber ausgesprochen haben: daß der Golf, als die Basis der Insel, beständig die Auswürfe verschlinge und den Vulkan stets wieder fülle.

Ich ging einst, erzählt Kapitän Smyth, in meinem Kanonenboot von Milazzo in Sicilien nach Stromboli hinüber, als ein wüthender Südostwind entstand, und mir nicht erlaubte, vor San Bartolo Anker zu werfen. Als ich nahe kam, bemerkte ich, daß die Brandung sich bis an die Häuser erstreckte. Ich mußte fürchten, an die Küste von Kalabrien geworfen zu werden, und war gezwungen, deßhalb in eine Ecke des Vorgebirges Ciarussa fast unter dem Krater einzulaufen. Hier lag ich zwei Nächte und einen Tag gegen Wind und Wetter ziemlich gesichert, aber nicht ohne große Gefahr, von den unaufhörlichen Auswürfen rother, heißer Steine getroffen zu werden. Schnell wurden solche aus dem Krater in die Luft geschleudert, und viele fielen nahe bei uns nieder, indessen andere in der Luft mit Zischen wie die Fragmente der Hülle einer Bombe zerplatzten. — Diese Explosionen erfolgten in Zwischenräumen von fünf bis zehn Minuten mit dem Knall entfernter Kanonenschüsse. Der Augenblick des Auswurfes war begleitet durch rauschende, rasselnde Detonationen und eine volle Kohlenglut, welche das Sturmwetter erleuchtete und ein erhabenes prächtiges Schauspiel darbot. Wenn aber bisweilen der Wind seine Richtung nach unserm Fahrzeug nahm, so wurde unsere Aufmerksamkeit erschüttert; wir waren nämlich genöthigt, unter das Verdeck zu laufen, um die dicke Wolke von feinem Sand und Asche zu vermeiden, welche alsdann das Schiff bedeckte und mit erstickender Hitze erfüllte. Da ich fand, daß der fortdauernde, heftige Sturm mir nicht erlaubte, nach San Bartolo zu rudern, so beschloß ich, zu einer steilen Felsenschlucht zwischen unserm Fahrzeuge und dem Krater hinaufzuklettern; ein Unternehmen, das außerordentlich schwierig war, und das ich auf dem halben Wege gern wieder aufgegeben hätte; aber der lockere Grund von Lavastücken und Asche rollte beständig unter mir weg in die See, und erlaubte mir nicht, wieder umzukehren. Völlig erschöpft erreichte ich endlich die Spitze des Felsens und fand oben zwei gastfreundliche Priester der Insel, welche mir zum erreichten Ziele Glück wünschten und mir die Unterhaltung eines ländlichen Aufenthalts verschafften.

Vom Vorgebirge Zarrosa bis zum Vorgebirge Inostra ist die Küste zackige Lava; auf solcher steht das Dorf Inostra mit der Nikolauskirche, wo der kühne und gefürchtete Seeräuber Testa-Crossa begraben liegt. Bis Lazara, einem Dorfe von 15—20 Häusern, bleibt die Küste felsig; nur ein einziger Punkt ist niedrig: von hier bis San Vincenzo hat die Meerseite der Felsen verschiedene Höhlen. Eine dieser Höhlen jenseits dem Vorgebirge Lana bei Malpasso liegt etwas hoch am Hügel, und in der Nähe und in derselben wird das schöne leuchtende Mineral, Spiegeleisen genannt, in Menge gefunden. Die Grotte ist nur 10 Fuß lang, 6 Fuß breit und 5½ Fuß hoch; der Eingang kaum 4 F. weit. Das Spiegeleisen ist entweder in kleinen Theilen in der Masse von Lava zerstreut, oder bildet krystallisirte Blätter mit schöner Regenbogenfarbe im Bruche; es gleicht polirtem Stahl, und besitzt ein wenig Polarität. Die Lava hier ist der übrigen hornsteinartigen Lava sehr gleich, nur ist sie zerreibbarer, von grauer bis zu nelkengrauer Farbe, löcherig und von rauhem Korn wie Sandstein. — Ich besuchte die Lage des alten Kraters, sichtbar auf dem Berge Schicciola, der höchsten Stelle des Vulkans, der zur Zeit des Aristoteles gebrannt hat. Erst ging ich über urbares Land; das höhere Klimmen war sehr schwierig, und an der Stelle, wo das Feuer jetzt wüthete, besonders bei starkem Sturm wegen des großen Walles ausgeglüheter und vulkanischer Asche, gefährlich. Da der Wind aus Südosten stand, konnten wir nicht in den kochenden Kessel blicken, oder wir hätten von dem starken Winde hineingeschleudert werden können, indem wir uns kaum

auf unserm Platze erhalten konnten. Von dieser gefährlichen Klippe stiegen wir höher auf einem rauhen Pfade zwischen den beiden Gabeln des Berges; dort sahen wir die feuerspeiende Höhlung des alten Kraters, und nicht weit davon eine kleine frische Wasserquelle, welche den stets fließenden Born über San Vincenzo mit Wasser versieht. — Da am folgenden Tage die Luft ziemlich heiter war, so wagte ich, ungeachtet der Schmerzen, die ich noch vom Erklimmen des Berges empfand, einen zweiten Morgenbesuch, bei welchem mich zwei kühne Insulaner begleiteten. Wir trugen Alle dicke Rohrstäbe uns festzuhalten. Mittags erreichten wir die hohen Gründe, speisten auf dem Vorplatze eines Bauernhauses das, was wir mit uns gebracht hatten, zu welchem Mahle der Landmann Feigen und Korinthentrauben hinzufügte, und stiegen, als wir uns erfrischt hatten, mit fröhlichem Muthe nach überstandener Mittagshitze aus den Weingärten höher und hielten uns beim Hinaufklettern an den Weiden und Brombeergebüschen fest. Höher hinauf wurde wegen der Schlacken das Erklimmen noch schwieriger und der Fußtritt ungewisser. Ich fand, daß das Erklimmen des Vesuvs und des Aetna ein Kinderspiel sei, gegen die gewaltigen Anstrengungen, um den Krater von Stromboli zu erreichen. Meine Anstrengung war um so ermüdender, als meine jungen Begleiter das Bergsteigen besser gewohnt, schnellfüßiger und stärker, und mir bereits voraus waren. Am Ende wandten wir uns um die Spitze des Schlackenwalls, und sahen zum Theil, was wir wünschten. Wir standen nun höher als der Krater, und fingen an hinabzusteigen, bis wir auf einmal Alles deutlich und zu unserm Erstaunen sehen konnten. Auf dieser Stelle nahmen wir festen Sitz und erwarteten die Nacht, um das große Schauspiel der Natur ganz unverhüllt zu genießen.

Der Krater liegt ungefähr um ein Drittel niederwärts an der Nordwest-Seite des Berges; er brennt beständig, hat häufige Explosionen, und wirft stets seine Schlacken aus. Er ist zirkelrund und hat ungefähr 500 Fuß im Durchmesser. Ein gelber, schwefeliger Ausschlag tapezirt die Seiten des Kraters wie im Aetna. Wenn der Wind den Rauch von uns trieb, sahen wir eine wellenförmige Feuermasse, welche in kurzen Zwischenräumen emporstieg und in großer Bewegung wieder niedersank. War aber diese Feuermasse zur höchsten Höhe angeschwollen, so borst sie mit einer heftigen Explosion, und warf rothe, heiße Steine halb flüssig aus, begleitet mit einem Asche- und Sandschauer. Der Geruch war stark schwefelicht. Die Massen wurden meistens von 60 bis 300 Fuß emporgeschleudert; doch fand ich aus der Berechnung der Zeit des Emporsteigens, welches 9 bis 12 Sekunden betrug, daß manche Schlacke bis tausend Fuß hoch emporgeschleudert wurde. Bei den mäßigen Emporschleuderungen warfen sich die Steine allmählig wie bei einem Kunstfeuerwerke auseinander, und fielen in den Abgrund wieder herab, außer an der Seite des Kraters nach dem Meere hin, wo sie langsam in's Meer hinabrollten. — Wir genossen diesen prächtigen Anblick bis 10 Uhr Abends. Es war ungewöhnlich finster, und dadurch der Platz und die Stellung unsres Aufenthaltes um so schreckensvoller, als jeder Auswurf die steile Tiefe unter uns zeigte, und das Rauschen der wüthenden Wellen, die sich an den vorstehenden Felsenzacken des Kraters brachen. Wir standen so hoch, daß wir den Wellenschlag der glühenden Masse selbst nicht hören konnten, wohl aber erschütterte die Detonation des Vulkans fühlbar den Grund, auf dem wir saßen. Weil die Nacht zugleich sehr kalt wurde, beschloß ich, an der andern Seite des umgebenden Schlackenwalles hinabzusteigen. Glücklicherweise war dieser Weg weniger schwierig, und wir erreichten die Weingärten bald; bei jedem Tritt sanken wir indeß bis an die Knöchel in die heiße Asche ein, und gelangten nach einer Stunde zur Hütte des gastfreundlichen Saverio, der mich mit seinem Bruder begleitet hatte. — Von jeher hat der Krater ununterbrochen gebrannt, scheint sich aber nicht allein aus dem Kubus der Insel erhalten zu können, sondern unterseeische Verbindungen mit Sicilien und Italien zu haben; denn wenn in jenen beiden Ländern starke Erdbeben zu erwarten sind, so ist vorher der Stromboli mit dicken Rauchwolken bedeckt, und wirft gewöhnlich viele brennende Stoffe aus, und wenn, nach der Versicherung der Insulaner, ein Sturm aus Süden droht, steigen vorher aus dem Krater dicke Rauchwolken empor. Der Aberglaube hat an den furchtbaren Abgrund manche Sage geknüpft. Pabst Gregor I. hielt den Krater für die Hölle der Verdammten. Hier wurde der große Ostgothe Theodorich, trotz seiner Tugenden, von den Dienern der göttlichen Rache auf Erden hinabgestürzt, und Wilhelm der Böse von Sicilien und der arme Heinrich VIII. von England sollen, wie die Mähre verkündet, umsonst versucht haben, aus diesem schrecklichen Kessel zu entfliehen, in welchen sie nach ihrem Tode gebannt wurden.

Panaria mit seinen kleinen Inseln. — Die Inselgruppe Dattoli begreift alle Inselfragmente um Panaria, welche einst eine große Insel bildeten, und ihren Namen von der Aehnlichkeit mit der Doldenform führt, worin die Datteln zu wachsen pflegen. Man nimmt an, daß diese Eilande einen großen Krater umgeben, weil sie sämmtlich eine Granitbasis bilden, welche Quarz, Glimmer und Feldspath enthält; schließt dieses ferner aus den Verglasungen, aus der Neigung der Straten nach dem Mittelpunkt und aus der schnellen und eigenthümlichen Auflösung ihrer Schlacken in Erde, Alles Erscheinungen, aus denen die sicilischen Naturforscher folgern, daß diese Inselgruppe einst das lange vermißte Evonymus des Plato sei. Vielleicht war hier lange vor unsrer geschichtlichen Zeit ein Vulkan größeren Umfangs, als irgend ein anderer der Liparischen Inseln, welche durch die vereinte Kraft des Gases und des Meeres auseinander gerissen wurden. Da aber die benannte Insel eine der kleinsten war, scheint es fast, daß Panaria selbst der wahre Sitz des verschwundenen Vulkans ist. Die Römer nannten Panaria wegen seiner warmen Bäder Thormissa, und die

Spuren derselben in Grabmälern verrathen, daß sie große Anlagen daselbst hatten. Man findet häufig römisches Hausgeräthe und römische Münzen. Die Insel hat fast sieben engl. Meilen im Umfang und ungefähr 200 Einwohner. Der reiche Boden ist besonders im östlichen Theile der Insel trefflich angebaut, und liefert alle Erzeugnisse Stromboli's und außerdem noch Soda und viele Fische. Der Hafen Cala del Castello ist gut. Der Berg am Hafen steht auf der Spitze wie die Krone eines Bergschlosses aus. Der Hafen liegt im Süden der Insel, und ist der einzige Hafen der Liparischen Inseln mit einem Ufer von gelbem Sande.

Basiluzzo folgt in der Größe auf Panaria, hat die Gestalt eines Rammers mit steilen Seiten und einer ebenen Oberfläche, und ist, obgleich sie nur drei bis vier Häuser hat, ziemlich angebaut. Die Insel, welche 1¾ Meilen Umfang hat, liegt drei Meilen nördlich und östlich von Panaria, hat am Nordende, wo die Insel am höchsten ist, einen steilen Felsen, und bringt Korn, Flachs und Gemüse in Menge hervor, erleidet aber viele Verheerungen durch Kaninchen. Außer den Stufen, die ihr schon das Alterthum gab, sieht man dort Ruinen vormaliger Gebäude, wo vielleicht im fünften Jahrhundert Anachoreten wohnten, welche solche verlassene Inseln zu bewohnen liebten. Nach gewissen Andeutungen und aus den deutlichen Alterthümern an Münzen und Penaten mag diese Insel einst Hicesium beim Ptolomäus und Eustaz benannt sein, die Bewohner selbst behaupten, daß sie in frühern Zeiten Heracleotis genannt worden sei.

Dattolo ist ein weißer, steiler Lavafelsen, der sich zum Theil schon zersetzt hat; ungefähr eine Meile östlich von Panaria, mit 30 Faden Wasser zwischen beiden. Dattolo hat viele kleine Höhlen, durch Sprengung der Dämpfe gebildet, worin die Einwohner ihre rohen, aber sehr nützlichen Bienenstöcke anbringen.

Liscabianca ist eine kleine, weiße, felsige Insel, 4 engl. Meilen von Panaria, und obgleich klein, doch zum Theil urbar gemacht, weßwegen sie auch von Zeit zu Zeit von einem Landmann besucht wird. Die Insel besteht aus Asche, Lava und Puzzolan-Erde, und ist durch eine enge Straße von Tilanave, einem steilen Felsen, getrennt, der seiner Schwärze wegen auch Liscanera genannt wird. In jener Straße bemerkt man einen starken Schwefelgeruch, und an zwei Stellen am nördlichen Ende nimmt man aufsteigenden Schwefeldampf wahr, dessen Blasen sich ununterbrochen auf der Oberfläche zeigen. Sie brennen mit Flammen, sobald sie mit der Luft in Berührung kommen. — Bottaro liegt eine Meile südwestlich von Tilanave und ist niedrig und felsig. Die Schlacken der Lava zersetzen sich hier, und man sammelt hier in dünnen Schichten Alaun-Sulphat in dünnen Blättern. — Panarelli heißt eine Masse schwarzer Felsen im Kanal zwischen Dattolo und Basiluzzo. — Formiche ist ein noch kleinerer Felsenklumpen zwischen Bottaro und Corvorock, welche sich kaum über das Wasser erhebt.

Lipari ist der Sitz des Statthalters und der Verwaltung der Inselgruppe, und die größte und reichste Insel. Sie hat 8¼ Meile im Umfange und enthält 5 Quadratmeilen und gegen 16,000 Einwohner. Vor des Liparus Ankunft hieß sie Meligunis. Lipari, die einzige auf ihr liegende Stadt ist sehr alt, zählt etwa 12,000 Einwohner, und soll schon zu Ulysses Zeiten bestanden haben. Man findet hier viele Denkmäler des ehemaligen Wohlstandes der Insel an den Ruinen der alten griechischen Gebäude, Inscriptionen und Grabmäler. Häufig findet man noch alte Münzen. Ueber eine, nur wenige Fuß unter der Erde entdeckte Ruine sind die dortigen Gelehrten uneins. Sie besteht aus 90 kleinen Pfeilern und aus einem länglichen, groben Fußboden; jeder Pfeiler besteht aus 12—14 Steinen, ist 2 Fuß hoch und steht etwa 1½ Fuß vom nächsten entfernt. Diese Pfeiler tragen einen Fußboden von schönen Ziegeln, welche drei Zoll dick und breit genug in ihren Ecken sind, um sich jeder auf vier Pfeilern zu stützen. Auf diesem Ziegelpflaster ruht ein schwarz und weißer Marmormosaik mit groben Bildern von Seeungeheuern. Das Mosaik schmückt den Fußboden zweier Zimmer und ist von einer Mauer umgeben, umsetzt von neben einander stehenden Pfeifen von 2 Fuß Länge und dem nämlichen Material, als die Backsteine des Pflasters, die mit dem unteren Baue kommuniziren. Da dieß Fragment nahe bei dem Tempel der Minerva liegt, vermuthet man, daß hier, wie zu Delphi, eine Priesterin auf dem Dreifuße saß und Orakel aussprach, und daß die Röhren dazu dienten, den Rauch zu verbreiten, welcher sie fanatisirte. Auf jedem Fall ist diese Erklärung natürlicher als die, daß die bemeldeten Pfeifen Aeolische Pfeifen gewesen wären. — Die Hauptstadt ist gesund gelegen, doch unregelmäßig und schmutzig, mit engen Gassen und verfallenen öffentlichen Gebäuden. Das Kapuzinerkloster zu Porto Salvo, das zweite Hospital, das Nonnenkloster und das bischöfliche Haus sind die schönsten Gebäude der Stadt. Das Kastell, welches die Kathedrale und einige andere Gebäude einschließt, hat eine hohe Lage auf der Spitze einer rauhen, vulkanischen Verglasung. Vermuthlich war es in der Vorzeit vom Meere umflossen, ist aber jetzt landfest, und hat an der Seite des Meeres durch ein Erdbeben so viel gelitten, daß wahrscheinlich bei einem zweiten Erdbeben oder Sturm der ganze verglaste Felsen in's Meer stürzen wird. Jetzt garnisoniren dort einige alte Veteranen. Aus den Fragmenten der cyclopischen Wälle und andern Ueberbleibseln des Alterthums schließt man, daß diese Burg die Acropolis war, welche die Römer 259 Jahre vor Christus durch Erkletterung mittelst Leitern zu überfallen hofften, wobei sie aber ein verständiger Ausfall Hamilcars zurückschlug. — Die Kathedrale, welche den heil. Bartholomäus zum Schutzpatron hat, ist ein schönes Gebäude, dessen Façade jedoch durch einen Blitzstrahl beschädigt ist. — Auf der Marina steht das hiesige Lazareth, wo oft für Geld Gnade ertheilt wird, und nahe dabei sieht man eine schöne griechische Bildsäule, die dem Timasitheus gesetzt wurde, welcher den beträchtlichen Schatz auf der Reise nach

Delphi begleitete, der aus dem zehnten Theil der von Camillus den Galliern abgenommenen Beute, so wie aus dem von Roms Damen freiwillig geopferten, goldnen Schmuck bestand. Jetzt hat man dem Kopf des Heiden, dessen Ursprung das Volk vergessen hat, einen vergoldeten, kupfernen Nimbus aufgesetzt und verehrt ihn als einen Heiligen.

Die Bay und die Stadt Lipari liegen beide auf der Ostseite der Insel. Nördlich bildet solche der Monte rosso, eine große, in zwei Stücken gespaltene, vulkanische, röthlich gefärbte Masse, und südlich das Vorgebirge Capistello, ein höckeriger Lavafelsen. Die Insel selbst besteht aus den beiden, durch Ebenen verbundenen Bergen St. Angelo und della Guardia, von denen der erstere gegen tausend Fuß Höhe und nach Alta pecora hin nur undeutliche Spuren eines Kraters hat. Das Innere der Insel bestätigt noch jetzt, was Cicero vom Zehnten des unfruchtbaren und magern Ackers auf Lipari erzählt, denn es ist sehr uneben und voll Bruchsteine, mit Hügeln vulkanischer Verglasung, Porphyr-Lava, Bimsstein 2c. Manche Stelle liegt hier nun so bereits 3000 Jahre, und zeigt noch gar keine Spur von Auflösung zu Erde. Zwischen diesen Hügeln liegen tiefe Thäler, oder vielmehr enge Schluchten, welche der starke Regen aus dem in Staub sich auflösenden Tuffstein ausgewaschen hat, mit Wegen von 5 — 10 Fuß Breite zwischen furchtbaren, hohen Klippen sonderbarer Gestaltung. Außer diesen gibt es hier zwei räumliche, aber ungleiche Ebenen. Die nördliche heißt Piano grande, die andere Piano de Conti. Der Boden beider ist thonreicher Tuffstein mit andern in Erde umgewandelten, vulkanischen Massen; er ist durchaus gartenmäßig bestellt, und liefert feines Obst, Baumwolle, Hülsenfrüchte, Oliven, Gemüse, Wein und für drei Monate den Bedarf der Inselbewohner an Getraide. Der hiesige Malvasier ist wegen seines lieblichen Geschmacks und Geruchs überall in Europa bekannt. — Lipari hat zwar seit langer Zeit nicht an vulkanischen Verheerungen gelitten, aber sein unterirdisches Feuer ist noch nicht erloschen, denn gräbt man in der Mitte der Insel einigermaßen tief, so nimmt man sogleich Wärme, Rauch und Schwefelgeruch wahr. Hier und da fließen Bäche heißen Wassers, und die ganze Insel scheint nichts als das Ueberbleibsel eines großen Brandes, und daher von besonderer Wichtigkeit für Sammler vulkanischer Gebilde, z. B. Bimsstein, Email, vulkanischer Breccia, dem Glase oder Obsidian der Alten, feinen rothen, porphyrartigen Verglasungen, welche der höchsten Politur fähig sind 2c. —

Nördlich von Monte rosso liegt nahe an der Bay von Lipari, unter dem weißen Felsen eines hohen Bimssteinberges, Campo bianco, das freundliche Dorf Cannetto. Der Berg selbst ist eine halbe engl. Meile lang und von ziemlicher Höhe, durch Regen sehr ausgewühlt und ohne grüne Decke, bis auf etwas Meerfenchel und wenige Moose und Flechten. Die jährliche Bimsstein-Ausfuhr von demselben, über Cannetto, ist sehr beträchtlich. — Auf der Nordseite Lipari's erhebt sich, am Nordstrande der Insel, das Vorgebirge Castagna, und zwischen diesem und dem Cap Legna-nera liegt die Bay und das Dorf Aqua-calda. Auf dem Monte corvo, über dem Dorfe, erhebt sich der Flecken Quattro-Pani, mit einer guten Schule. In jedem Dorfe oder Flecken findet sich eine oder mehrere Kornmühlen, welche von weiblichen Personen, an lange Stangen angeschirrt, unter Aufsicht von Männern getrieben werden, die für diese Art von Arbeit ihrem Körperbau nach geeigneter scheinen. Diese Art Mehl zu bereiten ist überall auf Lipari herkömmlich und eine griechische Erbschaft, wenn man gleich anderswo unter den Griechen die mahlenden Weiber nicht an die Mühle spannt.

Vulcano. — Südlich von Lipari liegt Vulcano, eine hohe Insel von 15 engl. Meilen Umfang; sie hat an der Nordküste, wo Vulcanello durch einen niedrigen Felsen, den seine Lava bildete, mit dem Lande zusammenhängt, zwei kleine Häfen. Vulcanello erhob sich aus dem Meere 180 Jahre nach Christi Geburt. Die See kochte damals und warf eine Menge todter Fische aus, die von den Einwohnern der Hauptinsel gegessen, unter denselben eine starke Epidemie hervorgerufen haben sollen. Vulcanello hat zwei kleine Krater; der eine ist erloschen und hat sich fast gefüllt, aus dem andern aber ertönt oft polterndes Getöse mit starkem Rauch. Ein kleine Strecke von den, mit einer Aschen-Ebene umgebenen Häfen liegt der große vulkanische Krater, von welchem die Insel den Namen hat. Ein tiefes Thal umgibt ihn und trennt denselben von den benachbarten Hügeln; er ist leicht zu erklimmen, auf der flachen Spitze desselben aber verlangt der starke Schwefeldampf, die aufsteigenden Gase und der unsichere Tritt einige Nervenstärke, um dort auszudauern. Auf dem halben Wege hinauf trifft man einen Einschnitt, woselbst in einer Aushöhlung sich Mineralprodukte, als Schwefel in langen Stalaktiten, bilden. In wenigen Sekunden Aufenthalt ist man hier wie in Schweiß gebadet, vermag aber kaum zu athmen, so daß man kaum Zeit hat, die schöne Grotte zu bewundern, die Spallanzani so wahr und ausführlich beschrieben. Ist man am Rande des Kraters mit Mühe angelangt, so leicht auch das Hinaufsteigen selbst wurde, so hat man vor sich ein prächtigeres und angenehmeres Schauspiel, als jemals der Aetna oder Vesuv bietet, denn der Krater ist hier weiter und hat eine Seitenbekleidung von prächtigeren und glänzenderen Farben. Er ist ein umgekehrter, elliptischer Kegel, dessen Nordseite heißer und höher als die südliche ist. Im Innern erblickt man Schlacken, welche mit Schwefel, Alaun, Vitriol, Ammoniumsäure bedeckt sind, und braun, rothgrün, blau, orange, schwarz, gelb und weiß schattiren. Aus den zahlreichen Spalten dieser Masse dampft ein schwefelhaltiger Wasserstoff, welcher sich ansetzt, so daß die Sublimation der Natur viel Schwefel in Stalaktiten bildet, welche mit Borax und anderen leicht anlaufenden Substanzen bedeckt sind.

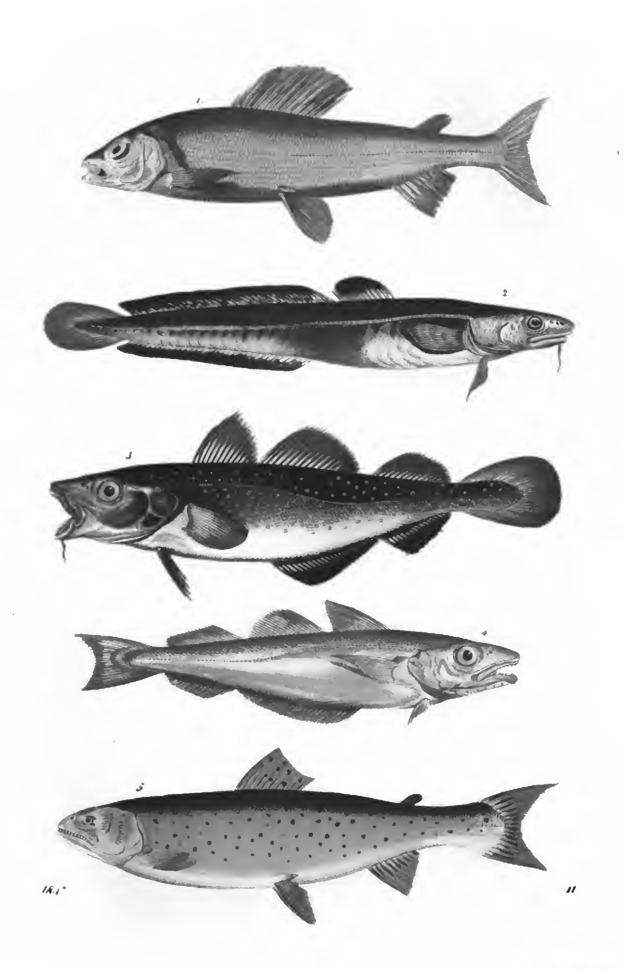
Die Landbauversuche der Liparier auf Vulcano haben sich trefflich bewährt; am südlichen Ufer gedeihen

Flachs, Trauben, Barilla, Gemüse, Hülsenfrüchte und Getraide; das Innere der Insel ist aber bloß ein Aschenhaufen, und der Boden dort noch zu warm, um Vegetation zu liefern; mitten in dem noch wüsten Binnenthale fließt aber eine herrliche, in einen steinernen Trog gefaßte Wasserquelle. Längs der östlichen Küste sieht man nur steile Lavamassen mit Schlacken, Bimsstein und Asche auf's widrigste durch einander gemischt, und diese Gegend wird auch noch lange unfruchtbar bleiben. Uebrigens könnte diese vulkanische Insel weit höher benutzt werden, als es bisher geschah, wenn man die vulkanischen Produkte der Insel mehr sammeln wollte. Zwar hat der berühmte Chemiker Arrosta am Fuße des Kraters eine Fabrik angelegt, in welcher zur Ausfuhr Ammoniaksalz, Alaun und Schwefel gereinigt wird, und schon vor ihm wurde hier Schwefel gewonnen, die Reinigung wurde aber vernachlässigt und endlich sogar verboten, unter dem scheinbaren Vorwande, daß dadurch noch mehr ungesunder Rauch über Lipari verbreitet würde, zum Nachtheil des Pflanzenwuchses und der Gesundheit der Einwohner.

Salina. — Die Insel Salina liegt nordwestlich von Lipari, getrennt durch einen Kanal von drei engl. Meilen Breite. Hier schlugen sich die Holländer und Franzosen 1676 in einem Seetreffen, welches nach Admirat Ruyters Versicherung das heißeste war, das er jemals geliefert. — Salina hieß bei den Alten Didyme (Zwillinge) nach seinen beiden hohen Bergkegeln; doch nannte man die Insel später, weil sie mit heißen Quellen versehen, Thermisia, und wirklich sieht man am westlichen Ufer noch Ruinen alter Bäder. Zwar erwähnt keiner der alten Schriftsteller, daß jemals auf Salina ein feuerspeiender Berg wüthete, aber die ganze Oberfläche bewährt doch ihren vulkanischen Ursprung; die einst die Insel verheerenden oder bildenden Krater, die schon vor unserer ältesten Geschichtskunde verlöschten, sind jetzt die angenehmsten und fruchtbarsten Plätze in der ganzen Inselgruppe. Salina hat etwa 14 engl. Meilen im Umfang und gegen 4000 Einwohner, harte und arbeitsame Menschen, aber auch schmutzig und ohne alle Bildung. Eben so unreinlich als die Männer sind dort die Weiber, und von starkem und herkulischem Knochenbau, wie nirgends in Italien. Durch Höflichkeit sind die Insulaner zwar nicht ausgezeichnet, dafür aber bieder, gastfreundlich und ehrlich in allen Ständen und Gewerben.

Die beiden schönen Berge der Insel heißen Malaspina und Felice. Zwischen beiden breitet sich ein Thal bis an's Meer, das man seiner unendlichen Fruchtbarkeit halber Fossa Felice nennt. Alle Bäume gedeihen hier so üppig, daß die Einwohner sagen, die Erde sei stolz auf ihre Fruchtbarkeit. Auch führt Salina viel Getraide, Wein, Obst, Hülsenfrüchte, Kapern, Salz, Alaun und Soda aus. Einen schönern Malvasier, als den hiesigen, gibt es nicht: man läßt jede Traube zur höchsten Reife gelangen, und sucht nur die allerreifsten aus; läßt sie noch verschiedene Tage im Sonnenstrahl auf der Lava liegen, wo sie täglich umgewendet werden, bis eine gute Portion Wasser ausgedünstet ist, und nun erst keltert man solche. Auch schafft man hier einen süßen Wein durch Abkochung von 10 Maaß Most, die man zu 50 Maaß kalten Mostes hinzuthut. — Es gibt auf der Insel drei Ankerplätze, wo die Schiffer Produkte einnehmen können. Jeder hat seine Kirche und ist von einer Zahl Häuser mit platten Dächern umgeben, welche ohne Ordnung im Felde und an Hügeln zerstreut liegen. In gleicher Beschaffenheit liegt die Stadt Santa Marina, in der Umgebung aller Reize üppiger Natur, am Rande des glücklichen Thals, am nächsten bei Lipari, und gibt durch ihre Kirche am Strande einen schönen Prospekt. Ihre hohe Glocke hängt in einem Baum vor der Kirchenthüre; nahe dabei fließt ein stets rinnender Bach, und wo man am Strande gräbt, trifft man sofort frisches, klares Wasser. — Lingua Marina, wo sich die Salzwerke an einem räumlichen See befinden, bildet den südöstlichsten Punkt der Insel, wird durch eine Batterie gedeckt, und hat in der Nähe römische Ruinen. — Die Westküste ist steil und einzig im Prospekt mit den furchtbar überhängenden Klippen; die Hügel, welche ein schönes Amphitheater bilden und von Wild belebt werden, umschließen ein fruchtbares, wohl angebautes Thal. Nahe dabei ist der volkreiche Distrikt Amalfi, mit Wäldern auf den Höhen und einer um die Kirche angebauten Stadt. Die Rhede von Amalfi wird von einer wilden Küste begränzt, gewährt aber einen guten Fischfang. Die Riesenmuschel, Pinna marina, bei den Alten Seidenwurm der See genannt, findet sich an der Küste sehr häufig, und wo sie sich findet, trifft man auch zahlreich Krabben an. Aus dem Haargeflecht der Pinna marina macht man ein Zeuch, Byssus oder Barth genannt. Die römischen Kaiser trugen daraus Gewänder, und dieses Seeprodukt wurde auch beim Weben des Aegyptischen Byssus benutzt. Der Paplernautilus mit seiner schönen, aber leicht zerbrechlichen Schale ist häufig an Salina's Küsten zur Periode des hiesigen Schildkrötenfangs zu finden.

Felicudi liegt im Westen Salina's, zehn oder eilf engl. Meilen davon. Die Insel war das Phoenicusa der Alten, wegen ihrer damaligen vielen Palmen. Sie ist ein erloschener Vulkan mit den drei Bergen Permera, della Fossa und Montagnuolo. Außer einer heißen Schwefelquelle ist keine Spur des vulkanischen Ursprungs der Insel mehr vorhanden, und die Geschichte ist zu jung, um die ältern Eruptionen erzählen zu können. Felicudi hat 9 engl. Meilen Umfang, ist fruchtbar und wohl angebaut, liefert Weizen, Gerste, Rosinen, Oliven, Gemüse und Flachs, ja sogar mästet sie einige Ochsen. Der Grund ist eine aufgelöste Masse eisenhaltiger und thoniger Lava mit viel Feldspath, schwarzem Schörl, Asche, Sand und Puzzolanerde. Die Volksmenge zählt 800 Köpfe, starke, fleißige und gesunde Menschen, die keinen Friedensbeamten, ja nicht einmal ein Gefängniß haben, und bei denen der Pfarrer alle obrigkeitlichen Verrichtungen versieht. Die Häuser liegen an der Lehne der Hügel und haben flache Dächer. Frisches Wasser findet man hier nur 2000 F. über dem



Spiegel des Meeres, auf der Spitze von Montagnuolo, und auch dieß ist nur zusammengelaufenes Regenwasser und keine Quelle; daher muß man sich dieß Bedürfniß in Cisternen sammeln. — Die Küste von Felicudi ist überall mit steinigten Klippen von Basaltlava in dreieckigen Prismen umgeben; im Südosten sind die beiden Bayen Conca di Lao und Calo di Speranza. An der Westküste findet sich eine seltsame und Erstaunen erregende Grotte, welche zuerst zu den Höhlen des Aeolus der Fabel den Stoff geliehen haben mag. Den Eingang bildet ein natürliches Gewölbe von 60 F. Weite und 30 Fuß Höhe, welches sich allmählig zu einer großen Halle mit räumlichen Bogen ausdehnt. Die ganze Höhle ist 160 F. lang, 120 F. breit und 50 F. hoch, ein angenehmer, kühler Platz, wenn außen die Sonnenstrahlen brennen, und der Aufenthalt von Seehunden, die sich von der See hereinflüchten, um den Fischern zu entgehen.

Alicudi (Ericusa und Ericnde der Alten, wegen ihrer hohen Gesundheit) ist die letzte und westlichste der Aeolischen Inseln; von ihren Vulkanen sagt die Geschichte nichts. Sie hat 6 engl. Meilen im Umfang, und steht wie ein Kegel im Meere mit unregelmäßigen Schluchten und Hügeln neben Abgründen. So alt hier auch die Lava schon sein mag, so wild und uneben steht doch noch ihr Strom von der Spitze bis zum Meere aus, als wenn die Ergießung noch sehr jung wäre. Dennoch ist Alicudi, wo es möglich ist, trefflich angebaut, besonders in Strichen zwischen unverwitterten Lavastreifen. Der höchste Fleiß erzielt hier Barilla, Kapern, Flachs, Hülsenfrüchte und trefflichen Waizen, und man findet hier eine kleine Gattung, Akazienbohnen ähnliche, Tamarindenschoten, deren Aufguß den Stein zermalmen und auflösen soll. — Die Bevölkerung besteht aus 260 starken, gesunden Landleuten, die sich, wenn sie krank sind, durch Enthaltsamkeit heilen, und keine andere Medizin als Oel kennen. — Fremde sind hier sehr selten, und landen ja Einzelne, so fragen die Bewohner voller Verwunderung: Was sie wohl bewogen haben könne, ihr so wenig einladendes Eiland zu besuchen? — Auch hier vertritt der Pfarrer die Stelle der Obrigkeit, soll aber fast nie seine Autorität zu zeigen nöthig haben. — Die Küste von Alicudi ist klippenreich und hat steile Abgründe. Es gibt nur zwei kleine und unsichere Landungsplätze, von denen der erste im Südosten, unter Kap Palomba gelegen, der beste ist; der andere liegt im Nordosten, in einer kleinen Höhle von glänzenden Schlackensteinen; in beiden ist indessen bei starkem Winde nur mit Mühe zu landen.

Die Schellfische, Salmen und Umberfische.

(Taf. 11.)

Auf beiliegender Tafel bringen wir Repräsentanten dreier der wichtigsten Familien der vierten Klasse der Wirbelthiere, der Schellfische, Salmen und Umberfische, deren verschiedene Arten gesalzen, marinirt oder geräuchert, zu werthvollen Handelsartikeln geworden sind, und deren Fang Hunderttausenden von Händen Beschäftigung und Verdienst gewährt, allein die Schifffahrt vieler Völker hob, und zugleich die trefflichste Schule und Bildungsanstalt ausgezeichneter Seeleute wurde.

Der Schellfisch, Gadus, Fig. 2, 3 u. 4, bildet die erste Familie Gadoidei der Ordnung Kehlflosser, deren charakteristisches Kennzeichen darin besteht, daß die Bauchflossen in der Gegend der Kehle unter den Brustflossen sich befinden. Der Körper der Schellfische ist mäßig lang, walzenförmig, etwas zusammengedrückt und mit dünnen weichen Schuppen bedeckt. Sie leben meistens in den kalten und gemäßigten Meeren, im atlantischen Ozean, dem Nordmeer, der Ost- und Nordsee und dem mittelländischen Meere, und nur eine Art, die Aalraupe oder Quappe, gehört den süßen Gewässern Europa's an, alle aber haben ein weißes, leicht in Lagen zertheilbares, im Ganzen angenehmes, gesundes und leicht verdauliches Fleisch. Fast das ganze Jahr auf dem Grund der Meerestiefe lebend, kommen sie nur zur Laichzeit an die Oberfläche, und bilden während dieser Zeit den Gegenstand wichtiger Fischereien. Man scheidet die Schellfische nach der Anzahl der Rückenflossen und nach der An- oder Abwesenheit der Bartfäden in sechs Untergattungen, wovon die erste die zahlreichste an Arten ist. — Die erste Abtheilung hat 3 Rückenflossen, 2 Afterflossen und einen Bartfaden am Ende der Unterkinnlade, und umfaßt die Arten: Stockfisch oder Kabeljau, Gadus morrhua, Fig. 3, der im ganzen Nordmeer, vorzüglich zwischen 40 und 60° N.Br., auf den Bänken von Neufundland und an der Küste von Nord-Amerika gefunden wird, eine Länge von 2 — 3 Fuß erreicht, sich ungemein vermehrt, und einer der bedeutendsten Handelsgegenstände geworden ist. Mit seinem Fang sind ganze Flotten beschäftigt: er wird frisch gegessen, wo er ungemein delikat ist, oder eingesalzen als Kabeljau, geräuchert als Laberdan oder Klippfisch, oder getrocknet als Stockfisch, in Handel gebracht; — Schellfisch, Gadus aeglefinus, dessen Fleisch frisch sehr schmackhaft ist, in der Nordsee und dem Nordmeere in Menge gefangen wird, und bis zur Länge von 3 Fuß vorkommt; — Dorsch, Gadus callarias, ein Bewohner der Ost- und Nordsee, der dem Kabeljau ähnlich, aber kleiner ist; — Bartschellfisch, Gadus barbatus, der nur an der Nordküste Frankreichs gefunden wird, und Zwergdorsch oder Jögerchen, Gadus minutus, der nur eine Länge von 6 Zoll erreicht, und in der Nord- und Ostsee und dem Mittelmeer häufig gefangen wird. — Die zweite Untergattung hat die gleiche Zahl von Flossen, ist aber ohne Bartfaden; zu ihr gehören: der Wittling, Gadus merlangus, Fig. 4, der in der Nordsee in Menge vorhanden ist und ein treffliches Fleisch besitzt; — der Kohlfisch, Gadus carbonarius, der ebendaselbst gefunden wird, 2 bis 3 Fuß Länge erreicht, und dessen Fleisch, gesalzen oder getrocknet, unter dem Namen von Stockfisch in Handel kommt; der

Pollack, Gadus pollachius, der an Englands Küsten besonders häufig ist. — Die dritte Untergattung hat nur zwei Rückenflossen und 1 Afterflosse, und ist ohne Bartfaden; sie zählt nur eine Art: den Merlan, Gadus merlucius, der im atlantischen Ozean und dem Mittelmeer sehr häufig ist, und gesalzen und getrocknet als Stockfisch verkauft wird. — Die vierte Untergattung hat dieselbe Flossenzahl, ist aber mit Bartfaden versehen; zu ihr gehören: der Leng, Gadus molva, der längste und schlankste Fisch der ganzen Familie, der in der Nordsee 6—7 Fuß lang werden soll, gewöhnlich aber nur von 3—4 Fuß Länge vorkommt; vom Februar bis zum Mai wird er dem Kabeljau vorgezogen, und in ungeheurer Menge an den Küsten von England und Norwegen gefangen, und getrocknet und gesalzen in Handel gebracht; aus Bergen allein werden jährlich gegen eine Million Pfund ausgeführt; — die Aalraupe oder Quappe, Gadus lota, von 1—2 Fuß Länge, die in allen süßen Gewässern vorkommt, und ein sehr geschätztes Fleisch und eine delikate Leber hat, und die Meerquappe oder Meertrüsche, Gadus mustela, die um ganz Europa herum gefunden wird. — Die fünfte Untergattung hat nur eine Rückenflosse, und umfaßt die Arten: Brosme und Lub, Gadus brosme und G. lub, die nur im höhern Norden vorkommen, beide aber eingesalzen und getrocknet werden. — Die sechste Untergattung hat 2 Rückenflossen und Bartfaden, die Bauchflossen sind fadenförmig, zuweilen gabelig getheilt; sie hat nur eine Art: die Meerschleiche, Gadus mediterranea, die sich im Mittelmeer in großen Tiefen aufhält, gefangen und sehr geschätzt wird.

Die Familie der Salmen, Salmonides, ist noch reicher, als die der Schellfische; sie gehören der Gattung Bauchflosser an, die, wie alle Weichflosser, in der Rückenflosse biegsame, gegliederte, ästig getheilte Strahlen, und die Bauchflossen hinter den Brustflossen am Bauche stehen haben. Die Familie, deren charakteristisches Kennzeichen eine kleine Fettflosse hinter der ersten Rückenflosse ist, zerfällt in die drei Gattungen: Lachs oder Salmen, Salmo; Silberfisch, Argentina, und Salmbrachsmen, Characinus. — Die Salmen selbst sind lebhafte, starke, gefräßige Raubfische, von denen mehrere Arten das Meer bewohnen, zur Laichzeit aber in die Flüsse steigen, andere beständig im süßen Wasser leben. Mehrere erreichen eine ansehnliche Größe, fast alle aber werden ihres trefflichen Fleisches wegen sehr geschätzt. Zahlreich an Arten, scheidet man die Gattung in fünf Unterabtheilungen, in eigentliche Lachse oder Forellen, in Stinte, Lodden, Aeschen und Schnäpel. — Die eigentlichen Lachse oder Forellen, Salmo, haben 10 Kiemenstrahlen; die Schwimmblase, welche oben mit dem Schlunde in Verbindung steht, erstreckt sich von einem Ende des Bauches bis zum andern, der Kopf ist fast immer gefleckt. Zur Laichzeit gehen sie stromaufwärts, springen selbst über Wasserfälle und Wehre, und steigen so bis in die Bäche und Seen der höchsten Gebirge; sie umfassen an Arten: den Salm oder Lachs, Salmo salar, der größte Fisch der Gattung, der oft 5 Fuß Länge erreicht und rothes Fleisch hat; er findet sich in allen nordischen Meeren, von wo er im Mai in großen Schaaren, die in einem Winkel schwimmen, in die Flüsse steigt, sich, indem er den Schwanz in's Maul nimmt und den Körper zurückschnellt, über Wehre wirft, und im Spätsommer zurückkehrt. Der Salmenfang, der früher auch in Deutschland fast in allen Flüssen häufig war, ist noch immer in manchen Gegenden von großer Wichtigkeit; der Salm wird frisch gegessen, marinirt und geräuchert; — den Kupferlachs, Salmo hamatus, dessen Kopf einem Schweinsrüssel gleicht, dessen rothes, mageres Fleisch aber nicht sehr geschätzt wird; — den Silberlachs oder die Meerforelle, Salmo Schieffermülleri, Fig. 5, der in der Ost- und Nordsee und in den Flüssen Oestreichs gefunden wird, kleiner als der Lachs, dessen gelbes Fleisch aber noch schmackhafter ist; — den Hench oder Hug, Salmo hucho, den man in allen Seen und Flüssen Oestreichs und Baierns findet; — die große Forelle, Salmo lemanus, die zuweilen 40—50 Pfund schwer wird, und im Genfersee und in einigen der benachbarten Seen zu finden ist; — die Lachsforelle, Salmo trutta, die in den europäischen Küstenflüssen 8—10, in den nordamerikanischen Seen und Flüssen aber bis 50 Pfund schwer gefunden wird; — die gemeine Forelle, Salmo fario, die sich vorzüglich gern in kalten, schattigen Kieselbächen in Wald- und Gebirgsgegenden aufhält, von ½—3 Pfund schwer wird, an den Seiten rothe Flecken hat; — die Alpenforelle, Salmo alpinus, die noch schmackhafteres Fleisch als die gemeine hat, und in den höchsten Gebirgsbächen, und in den Bergseen Lapplands in außerordentlicher Menge gefunden wird, und den Ritter, Salmo umbla, der besonders im Genfersee häufig ist. — Von den andern Unterabtheilungen der Salmen umfassen: die Stinte, Osmerus, die in der Gestalt den Forellen gleichen, aber nur 8 Strahlen und keine Flecken haben, nur eine Art: den Stint, Alander oder Spiering, Salmo eperlanus, der höchstens 4 Zoll lang wird, und ein sehr schmackhaftes Fleisch bietet; die Lodden, Malotus, die an den breiten, runden Brustflossen kenntlich sind, die sich oben fast berühren, eine Art: — die Lodde, Salmo groenlandicus, deren man sich als Köder beim Stockfischfang bedient; — die Aeschen, Thymallus, deren Form, Lebensart und Wohlgeschmack mit den Forellen übereinkommt, die aber nur 7—8 Kiemenstrahlen haben: die gemeine Aesche, Salmo thymallus, Fig. 1, die im mittlern Europa in den Flüssen nicht selten ist, und: die Schnäpel, Corregonus, die in der Bildung der Aesche am nächsten kommen, aber größere Schuppen haben: den Hauting, Salmo oxyrhinchus, der in der Ost- und Nordsee die Züge der Häringe verfolgt und ein sehr delikates Fleisch hat; die kleine und große Maräne, Salmo maraenula und maraena, die in den Landseen des nördlichen Deutschlands gefunden wird, und das Bleufelchen oder den eigentlichen Schnäpel, Salmo

Wartmanni, der gegen 18 Zoll lang wird, eine abgestutzte Schnauze und sehr schmackhaftes Fleisch hat, und ein Bewohner des Rheins und des Bodensee's ist.

Die Familie der **Umberfische**, Sciaenoideae, bildet die dritte der **Stachelflosser**; durch die gezähnelten Vorderdeckel und die Stacheln am Kiemendeckel sind sie den barthaarigen Fischen ähnlich, haben aber am Pflugschaarbeine und in den Gaumenknochen keine Zähne. Die Gattung **Umberfisch**, Sciaena, hat einen gewölbten, schuppigen Kopf, zwei oder eine tief ausgeschnittene Rückenflosse, deren weicher Theil viel länger als der stachelige ist, und in Spitzen ausgehende Kiemendeckel. Die Umberfische bewohnen sämmtlich das Meer; man scheidet sie in drei Unterabtheilungen, von denen die **erste** ohne Eckzähne und Bartfäden, den eigentlichen Umberfisch und den Seeraben umfaßt. Der **eigentliche Umberfisch**, Sciaena umbra, ein Bewohner des Mittelmeeres, der aber auch zuweilen an der Westküste Frankreichs gefunden wird, erreicht eine Länge von 5—6 Fuß, und wird zu Zeiten einen Centner schwer. In Italien ist er ein vorzüglicher Gegenstand der Fischerei sowohl, als der Leckermäuler. Sein Kopf war bei den alten Römern so geschätzt, daß man denselben den höchsten Personen zum Geschenk anbot, und daß die Schmarotzer immer auf dem Fischmarkte lauschten, um zu erfahren, wer ihn gekauft hatte, damit sie sich zum Mahl einfinden konnten. Sie schwimmen stets truppweise und machen dabei ein solches Getöse, daß man sie aus einer Tiefe von 40 Fuß hört. Die Fischer sind eifrig hinter ihnen her, und suchen sie in die Flußmündungen zu treiben, wo sie leichter als im offenen Meere gefangen werden können. Eben so beliebt, und in noch größerer Menge vorkommend, ist der **Seerabe** oder **gemeine Umberfisch**, Sciaena nigra, der schwarze Steiß- und Bauchflossen hat, aber nur 10—12 Zoll Länge erreicht; sein schmackhaftes Fleisch wird in Italien frisch, marinirt und eingesalzen genossen, und sein geschätzter Rogen eingesalzen oder getrocknet. — Die **zweite** Unterabtheilung, welche einen Bartfaden am Kinn hat, enthält den **Bartumberfisch** oder die **Meeräsche**, Sciaena cirrhosa, die 2 Fuß Länge erreicht, und ein derbes, aber gutes Fleisch hat, und die **dritte**, mit mehreren Bartfäden, den **Trommler**, Sciaena fasciatus, der in allen Meeren häufig ist, und ein eigenthümliches Geräusch hören läßt, das mit entferntem Trommeln einige Aehmlichkeit hat. —

Dem interessanten Fange der hier genannten Fischarten werden wir in den folgenden Heften einen besonderen Abschnitt widmen. —

Seebilder.

von H. Smidt.

I. Es war ein wilder, stürmischer Herbstabend; die Backsmaaten saßen um den Tisch und sahen sich wechselsweise an, ohne zu sprechen. Der wilde Aufruhr der Elemente, der draußen herrschte, schien sich auch der Gemüther der Freunde bemächtigt zu haben und ließ es zu keinem geordneten Gespräche kommen. Schnee und Regen schlugen gegen die Kajütenfenster, die aufgeregten Wellen des Stromes klatschten am Spiegel des Schiffes, und von Zeit zu Zeit zerriß ein Wetterleuchten die vor dem Nordwest dahin jagenden Wolken. Die Lampe brannte düster, das Feuer im Kamin war verglommen, und Keiner hatte daran gedacht, für den gewöhnlichen Abendtrunk zu sorgen.

Meister Emanuel erhob sich von seinem Sitze, zunächst dem Kamine, und indem er einige größere Kohlenstücke in das verglimmende Feuer warf, rief er seinen Steward, Jan Helwig, daß er nach der Lampe sehe und einige Tropfen vom Besten in die große Kanne zapfe. Gehorsam befolgte der stille Bursche den ihm ertheilten Befehl, und als das Licht hell brannte, ging er mit der Kanne nach dem entfernten Ende des Zwischendecks, wo das Porterfaß aufgeschrotet lag. Unterdessen suchten die Anderen gewaltsam ihre Verstimmung zu bemeistern und erinnerten sich der Pflicht, an der gemeinsamen Tafelrunde die Zeit durch Erzählen zu kürzen, als sie plötzlich den armen Teufel laut aufschreien hörten, der nach einer Pause bleich, mit emporgesträubtem Haar, in die Kajüte flog und mit herzzerschneidendem Tone ausrief: „**Klabautermann!**"

Erschrocken starrten die Seeleute den Gefährten an; der Name dieses schrecklichen, unbekannten Wesens, das allen Matrosen für das Wahrzeichen des nahen Unterganges gilt, hatte ihre Kraft gelähmt; sie umstanden den Zitternden, ohne ein Wort hervorbringen zu können. In diesem Augenblicke tobte das Unwetter mehr denn je, die Fluth rauschte mächtig auf, der Regen schoß in Strömen herab, und ein Fallwind warf sich mit solcher Heftigkeit auf das Schiff, daß es bis in den untersten Kielraum erbebte.

Meister Emanuel war der Erste, der zum vollen Bewußtsein gelangte: „Seid Ihr Männer oder alte Weiber, daß Ihr Euch von einem solchen Jungen durch das Soldatenloch jagen laßt? Was hat dieses Wrack, das längst aus dem Verkehr mit der Welt und den Weltmenschen getreten ist, mit dem Klabautermann zu thun? Kommt Alle, damit wir uns sogleich überzeugen, daß dies nur ein toller Spuk in dem Gehirn des armen Jungen ist."

Man zündete Laternen an und ging durch das ganze Schiff; Alles war in gewohnter Ordnung; nirgends eine Spur von einem Wesen, wie es der Knabe gesehen haben wollte. Nur wenn die Schatten, welche die Laternendeckel von sich warfen, an den Seitenborden hinhuschten, wie leichte Wolken vor dem Monde vorüberfliegen, durchzuckte es manchen der seefahrenden Männer, aber keiner von ihnen wagte es, seine Furcht laut zu äußern. Man kehrte in die Kajüte zurück, wo Jan Helwig zitternd des Ausgangs harrte.

Der Jammerton des unglücklichen Burschen hatte in der Brust des blinden Hermann zunächst Anklang

gefunden; er rief ihn zu sich, und indem er ihn auf seinen Schoß zog, flüsterte er: „So hast du ihn gesehen? Glaub's dir, mein Bursche! Ich sah ihn auch in einer Sturmesnacht, wie die heutige, als ich noch meine gesegneten Augen hatte. Es war im St. Georgs-Kanal und am Bord unseres Schiffes ein Capitain, der sein Gewissen mit vieler Missethat beschwert hatte. An jenem Abend stand er auf dem Quarterdeck; die Leute waren mit dem Bergen des letzten Sturmsegels beschäftigt, und nur ich, der ich am Steuer stand, konnte den Mann mit dem bösen Gewissen genau sehen. Er murmelte allerlei Flüche vor sich hin und bewegte heftig die Arme. Da sah ich plötzlich etwas Schwarzes über den Gigbaum hinlaufen; es sprang dem Capitain auf die Schulter und hing sich um dessen Hals. Der Sturm heulte in diesem Augenblicke heftiger als vorher, aber ich hörte doch deutlich, wie der Capitain vor Schmerz wimmerte: „Laß mich los! Laß mich los!“ und das schwarze, unheimliche Wesen mit schrillender Stimme antwortete: „Mußt mit! Mußt mit!“ Da zerriß plötzlich ein Blitz das dunkle Gewölk, so daß ich genau die vor Schmerz und Angst verzerrten Gesichtszüge des Capitains und das gespenstische Wesen sehen konnte, das sich um seine Kehle geschlungen hatte. Gleich darauf stürzte er zu Boden. Ich schrie laut auf; der Schrecken lähmte meine Hand, ich ließ die Steuertalje fahren, und knarrend und stöhnend schnaubte das Schiff in den Wind. Der Sturm faßte den Steuerbord mit voller Gewalt und warf es seitwärts; die Masten schwankten und fielen nach dem Lee. Aber die Takelage war von denselben nicht gerissen, und furchtbar schleuderten die hin- und herwogenden See'en die Mastenstumpfe gegen den Rumpf. Wir waren in wenig Minuten zu einem Wrack geworden. Von allen Seiten stürzten die Leute herbei und standen um die Leiche des Capitains; ich erzählte, was ich gesehen, und meine Mittheilung trieb den Angstschweiß auf die Stirn der ausgewetterten Matrosen. Allein der Schiffsdoktor, der sich gleich bei dem Leichnam hingeworfen hatte, rief aus: „Dummheit! der Mann ist vom Schlage getroffen!“ So wurden die Gemüther der Schiffsleute wieder beruhigt; ich aber weiß wohl, was ich gesehen habe, und Keiner soll mir ausreden, daß es der Klabautermann war, der den Bösewicht würgte, damit wir nicht Alle um dieses Einen willen verdürben, der dem Satan schon verfallen war. Auch wurde am andern Tage das herrlichste Wetter, und Lootsen, die in dem Kanal umherkreuzten, retteten uns sammt unseren Habseligkeiten; das Schiff aber, das der Bösewicht geführt hatte, mußte sinken, und sein Leichnam war spurlos vom Verdecke verschwunden.

„Den hat eine Sturzsee weggespült!“ entgegnete Meister Emanuel, dessen klares Gemüth keiner Gespensterei Glauben zu schenken vermochte.

„Nein! Nein!“ rief der Blinde mit Heftigkeit, „das hat der Klabautermann gethan! Er hat sein Opfer gefunden und mit sich hinweggeführt, sonst hätten wir Alle mit müssen; denn ein Schiff, das Verbrecher an seinem Bord hat, wird von dem Klabautermann verlassen, und dann geht es unter. Ist aber unter den Vielen nur e i n Sünder, so tödtet ihn der gute Geist des Schiffes, damit nicht Alle verderben um dieses Einen willen.“

Das Gespräch einmal diesem Schauerlichen zugewendet, ward in dieser Weise weiter geführt, und die Maaten schlossen sich eng an einander.

„Wißt Ihr's vom Blutstrom?“ fragte Robert, und als die Anderen mit dem Kopfe schüttelten, sprach er weiter: „Es war ein Schiff, das fuhr im Atlantischen Ocean und brachte eine kostbare Ladung aus Indien. Vorzüglich waren es aber mehrere Kisten mit Gold und ein Behältniß mit reichen Edelsteinen, die der Capitain in seiner Kajüte aufbewahrte, welche die Habgier der Leute anregten. Wenn sie jene Reichthümer unter sich theilten, wurde Jeder von ihnen ein gemachter Mann, und sie konnten fortan herrlich und in Freuden leben. Das Wetter war der Fahrt günstig, der Weg kürzte immer mehr ab, die Habsucht der Leute wuchs, und was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Da brach es eines Abends aus, als eben der Capitain sich mit seinen Offizieren zu einem fröhlichen Abendtrunk auf das Quarterdeck begeben hatte. Wie wilde Ungeheuer stürzten sie von allen Seiten auf die harmlosen Männer und rissen sie zu Boden. Die Offiziere, anfänglich überrascht, erhielten sich ihre Besonnenheit und setzten sich tapfer zur Wehre; es wurde tüchtig gestritten, und Blut floß auf beiden Seiten. Nicht lange aber dauerte der ungleiche Kampf; die Wenigen mußten der Uebermacht weichen und lagen todt auf dem Verdecke ausgestreckt. Unthätig standen die blutbefleckten Rebellen umher; in mancher Brust mochte wohl die Reue erwachen; es herrschte eine tiefe, unheimliche Stille. Da ermannte sich Einer und rief: „Werft sie über Bord!“ Schnell sprangen Alle herbei, um einen so schrecklichen Anblick los zu werden, aber ehe sie ihr Werk noch vollführen konnten, erhob sich der Capitain, aus einer Ohnmacht erwachend, und streckte die Hand zum Himmel. Alle wichen bestürzt zurück, und Jener, auf seinen zerbrochenen Degen gestützt, rief mit gellender Stimme: „Er wird gerächt werden, dieser schändliche Mord! Und wenn Ihr Alle einig seid und kein Verräther unter Euch ist, so wird das Blut, das Ihr in dieser Nacht vergossen habt, von dem Topp des Schiffes herabströmen und schon aus der Ferne Euch als Mörder anklagen.“ Dann aber stürzte er zusammen und war todt. Der Mond trat in diesem Augenblicke hinter einer Wolke hervor und strahlte auf die weißen Segel, die wie weiße Möwen leuchteten am dunklen Nachthimmel. Darüber schimmerte es blutroth bis zur Sahling und weiter zum Mars. Man hat mir zwar einreden wollen, es sei der lange rothe Wimpel gewesen, der in der Windstille vom Topp regungslos auf die Segel herabfiel, aber ich weiß es besser: es war das Blut der Erschlagenen, das um Rache schrie. Welches Schiff führt auch zur Nachtzeit seinen Wimpel? Die Matrosen des Indienfahrers brauchten lange Zeit, ehe sie die Leichen über Bord

warfen und das Schiff von allen verdächtigen Zeichen klar machten; als es aber endlich geschehen war, steuerten sie, von einem günstigen Wind getrieben, der Heimath zu, und Jeder hatte das Gold und die Edelsteine, die ihm bei der Theilung zugefallen waren, in seiner Kiste. Es war aber die Küste von Holland, wo sie landen wollten. Sie hatten mit einander verabredet, das Schiff in dunkler Nacht auf den Strand zu setzen und dann mit den Böten zu flüchten. Aber Gott hatte es anders beschlossen, denn als sie dem Strande nahe kamen, wurde es windstill, und der Strom trieb das Schiff nach einer Gegend des Ufers, die sehr bewohnt war und wo sich bald eine große Anzahl Neugieriger an dem Strande versammelte. Es war unterdessen völlig Tag geworden, und die Windstille dauerte fort; zum Stranden war das Schiff nicht zu bringen und fliehen wollten die Mörder auch nicht, um nicht den Verdacht der Küstenleute zu erregen. Dieser Verdacht aber wuchs dort gerade aus dieser Ursache von Minute zu Minute. Deutlich sah man vom Ufer aus den langen, rothen Wimpel, der vom Topp über die weißen Segel weg hing; ein alter Seemann aber, der am Strande saß, schrie laut auf: „Ein Blutstrom! Auf dem Schiffe dort ist ein entsetzensvoller Mord geschehen, und die Mörder überliefern sich selbst dem Arm der Gerechtigkeit!“ Alle sahen erschreckt nach dem Schiffe, und wie sie den Wimpel erblickten, der über die weißen Segel hinzüngelte, obgleich die Luft todtstill war, sah es aus, wie ein Blutstrahl, der auf das Verdeck herabfloß. Zu gleicher Zeit verließ eines der Böte das Schiff und steuerte nach dem Lande. Die Leute, die darin waren, hatten ihre Kleider und andere Habseligkeiten nicht bergen können, aber ihr Gold trugen sie in einem großen Beutel unter dem Arm. Dies erweckte Verdacht, und sie wurden, um des rothen Wimpels willen, festgehalten, auf daß das Wort des sterbenden Capitains erfüllt werde.

„Wie kommt's,“ fragte Jan Helwig mit furchtsamer Stimme, als die Backsgenossen eine Weile geschwiegen hatten, „daß man an einem Freitage nicht segeln soll?“

„Ein Tag ist wie der andere,“ entgegnete Emanuel unwillig, „und man soll jungem Seevolk keine Albernheiten in den Kopf setzen.“

„Dem ist mit Eurer Genehmhaltung nicht so!“ fiel Niklas dem Meister Emanuel ziemlich lebhaft in die Rede. „Am Freitage soll Niemand zuerst in See gehen, denn solches mag nicht ohne Ungemach vollführt werden.“

„Wie so? Wie so?“ fragten die Anderen, und Niklas sagte: „An einem Freitage wurde unser Herr und Heiland gekreuzigt, und dieser Tag der Trauer soll heilig und still begangen werden; Ihr sollt an demselben weder spielen, trinken, noch Euch balgen, sondern nur thun, was schuldlos ist. Weil aber ein Schiff nicht unter Segel gebracht werden kann, ohne daß unterschiedliche Flüche oder Donnerwetter fallen, so ist es ein sündhaft Werk für diesen Tag, und das Unheil fällt auf das Schiff. Wißt Ihr's vom Renegaten, und wie es ihm ging? Hatte einst ein Algierischer Seeräuber ein Christenschiff genommen, die Ladung verkauft und die Leute an die Kette gelegt. War Einer unter den Christen-Sklaven, der machte sich bei den Türken beliebt und schwur, er wolle ein Heide werden, wie sie; darüber wurden sie froh und ließen seine Kette los, worauf er den Turban aufsetzte, mit den neuen Genossen auf Seeraub auszog und es ihnen an Bosheit und Grausamkeit zuvorthat, so daß er sich einen Namen erwarb und ein Schrecken ward für Christ und Muselmann. Einstmal nun lag das Schiff, das er befehligte, zum Auslaufen bereit; es war die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag und gerade die Zeit, da man in christlichen Landen die Feier des heiligen Osterfestes vorbereitete. Nun traf sich's, daß unser Renegat allein auf dem Verdecke hausete, denn seine Genossen hatten sich in Opium berauscht und lagen wie Todte im Schiffsraum umher. Nichts Lebendes befand sich am Bord, denn selbst der große Kettenhund war in seine Hütte gekrochen und steckte den Kopf zwischen die Beine. Der Renegat ging mit großen Schritten auf und ab und überlegte, wohin er morgen zuerst seinen Cours setzen wolle, denn es befanden sich viele Handelsschiffe in offener See, und er hoffte auf einen reichen Fang. Da fiel es ihm ein mit dem Freitage und wie ihm oft gesagt sei, es bringe kein Glück, an diesem Tage in See zu gehen, weil an einem solchen der Heiland gekreuzigt sei. „Pah!“ rief er aus, „was geht's mich an? Bin ich doch ein Türk!“ Und kaum hatte er diese lästerlichen Worte gesprochen, als es in dem Kasten lebendig wurde, worin man das Federvieh aufbewahrte, und der Hahn laut krähete. Als der Renegat das vernahm, lachte er laut auf und sagte: „Krähe zum Teufel, so viel wie du willst, ich bin, bei der Pestilenz, ein Türk!“ Unter der Zeit hatte das Unwetter überhand genommen, und Einige aus seiner Umgebung kamen zitternd herbei und fragten, ob er es wagen wolle, unter diesen Umständen in die offene See hinauszugehen? zugleich baten sie ihn, er möge sein Vorhaben wohl überlegen. Er aber vermaß sich hoch und theuer, er werde es thun, und Jedem, der sich etwa vermessen werde, ihm das Mitgehen zu weigern, dem werde er mit seinem Damascener das Haupt vom Rumpfe trennen, so wahr er ein Türk sei. Und als er diese Betheuerung in der Nacht zum dritten Male ausstieß, brach der Kasten, der das Federvieh einschloß, mit lautem Gekrach zusammen, und der Hahn flog mit lautem Krähen über Bord, auf daß die Worte der Schrift erfüllet würden: „Ehe der Hahn zum andern Mal krähet, wirst du mich dreimal verläugnen.“ Als nun dies Schreckliche geschehen war, flogen die Türken mit lautem Geschrei unter Deck, der Renegat aber vermochte es nicht und war Zeuge des Schreckens, so sich nun ereignete. Die Ankertaue rissen sich los, eine schäumende Welle tauchte unter dem Kiel des Piratenschiffes auf, hob es auf ihren Rücken und warf es mit lautem Gebrüll einer zweiten zu, diese einer dritten und so immer fort, bis es in der Wüste des Oceans ver-

graben war. Von den Leuten, die sich in den Raum geflüchtet hatten, kam Keiner zum Vorschein, und der Renegat stand allein, heulend und zähneklappernd, auf dem Verdeck. Wollte er sich in den Raum hinabschwingen, auf die Gefahr hin, unter den Säbeln seiner empörten Gesellen zu fallen, so vermochte er es nicht; wollte er über Bord, in den Rachen der Alles verschlingenden Wellen springen, so vermochte er es auch nicht. Denn also strafte ihn Gott, daß er mit aller Angst seines erwachenden Gewissens allein sein sollte in der Stunde der Noth und Gefahr, keinen tröstenden Freund zur Seite und selbst der Hoffnung beraubt, diesen jammervollen Martern durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen. Als aber der Tag anbrach, war von dem Piratenschiff weit und breit nicht das Geringste zu sehen. Gut ist's, daß es nicht Allen so schlimm geht, die an einem Freitage segeln, aber Jedermann, der sich solches unterfängt, muß dem erzürnten Meer seinen Tribut bringen, wäre es auch nur des Kochs rothe Mütze."

„Was ist das mit des Kochs rother Mütze?" fielen die Anderen rasch ein, denn sie waren von den grausigen Bildern des Abends wacker zusammengeschüttelt und sehnten sich nach etwas Erfrischendem. An Niklas' Zwinkern mit den Augenwimpern aber merkten sie, daß ein solches im Anzuge sei, und waren begierig, zu erfahren, was es mit dem Verlust des Kochs auf sich habe.

„Hört, Backsmaaten!" begann Niklas, nachdem er sich mit einem herzhaften Trunk aus der Kanne erfrischt hatte; „es in nichts als ein gewöhnlicher Matrosenspaß, den unser Meister Emanuel nicht in sein Loggbuch tragen darf, damit die Landratten seiner Zeit nicht über uns lachen. War einstmals ein Schiff, angestrichen mit bunten Farben, geschmückt mit glänzenden Flaggen und blendenden Segeln, das stach zu einer Lustfahrt in See, und der Tag, an welchem es geschah, war ein Freitag. Als das die Herren und Damen erfuhren, die sich am Bord befanden, und welche Bewandtniß es mit der Abfahrt am Freitage habe, wurden sie angst und bange und verlangten vom Capitain, daß er wieder umkehre.

„Das hülfe wenig!" entgegnete dieser, „da es nun doch einmal geschehen und der böse Neptunus uns finden kann, so lange wir noch einen Fuß Wasser unter dem Kiel haben. Nun aber habe ich in einem alten Geschichtbuche gelesen, daß meine Kollegen zur Heidenzeit, das heißt, vor vielen tausend Jahren, wenn sie in See gingen, dem Beherrscher des Meeres freiwillig ein Opfer gebracht, und daß es ihnen großentheils gelungen sei, ihn auf diese Weise zu versöhnen; also dächte ich, wir könnten es jetzt eben so machen." Mit diesen Worten nahm der Capitain einen Pfennig und warf ihn in die See, die diese Gabe schweigend in ihrem Schoße begrub.

Die Herren und Damen waren mit diesem Vorschlage des Capitains wohlzufrieden, und Jeder suchte nach irgend etwas, das er entbehren und dem Neptunus zum Opfer bringen könne. Anfangs ging diese Ceremonie mit vieler Ernsthaftigkeit vor sich, nachgerade aber mischte sich der Spaß darein, und endlich geschah's mit lautem Gelächter. Als die Passagiere nach der Reihe ihre Gaben dargebracht hatten, kam die Reihe an die Offiziere, Matrosen und Schiffsjungen, die Alle etwas zum über Bord werfen hatten: die Offiziere die Briefe ihrer ungetreuen Geliebten, die Matrosen die Nasen, die sie von ihren Vorgesetzten empfangen, und die Schiffsjungen die Tafel, worauf verzeichnet stand, wie oft sie von den Matrosen gehänselt worden waren; denn zur See wird Jedermann gehänselt, wie Ihr Alle wißt: der Junge von den Matrosen, der Matrose vom Steuermann, der Steuermann vom Capitain, der Capitain vom Rheder, der Rheder von dem Mann mit dem Stern, und dieser von dem Manne, dem alle Sterne gehören, und Mond und Sonne dazu. Nun war die Reihe an dem Schiffskoch, der aber weigerte sich, indem er behauptete, er besitze nichts, was irgend werth wäre, geopfert zu werden, und er wolle sein Bischen Armuth lieber behalten. „Ist's wahr, Meister Koch, daß du so arm bist?" fragte lachend der Capitain. — „Gewiß und wahrhaftig," entgegnete der Schalk; aber er log, denn er war geizig und hatte die Ersparnisse mancher Reise auf dem Boden seiner Kiste liegen. Da rief einer von den Leuten; „Nun, wenn weiter nichts vorhanden ist, so mag er seine neue rothe Mütze abnehmen und sie über Bord werfen!" Das gefiel den Schiffsleuten, und Alle schrieen lachend nach der rothen Mütze des Kochs, die seitwärts auf dessen Kopf saß, als werde sie von einer straffen Backstagskühlte überholt. Da ward dem armen Teufel bange, daß er die Mütze missen sollte, die er erst zu dieser Reise neu angeschafft, und er suchte sie irgendwo zu verbergen, wo sie Niemand holen konnte; denn er war leicht und zierlich gebaut, wog wenig mehr als die Luft und kletterte toller als eine Katze. Schnell stürzte er über des Zimmermanns Kiste her, nahm einen Hammer und einen Nagel, steckte Beides zu sich und flog dann die Wanten des Fockmastes hinauf. Anfangs waren die munteren Toppgasten mit lautem Geschrei hinter ihm her, als es aber immer höher ging und die Ober-Bramstenge sich merklich bog, ohne daß irgend ein Anderer dieselbe umklammerte als der Koch, hielten sie mit dem Verfolgen inne, und Alle sahen, getheilt zwischen Furcht, Grausen und unterdrücktem Lachen, was der Wagehals begann. Jetzt saß der Bursche, während sich das Schiff in voller Fahrt befand, auf der Raa des Ober-Bramsegels, das straff gehißt war, riß den rothen Wimpel der dorthin gesetzt war, die Richtung des Windes anzugeben, von dem Topp und nagelte statt dessen seine rothe Mütze auf demselben fest; dann aber stieg er gelassen herunter und sagte: „Wer sie nun haben will, mag sie holen!" Es that's aber Keiner, weil es zu halsbrechend war.

Dagegen erhob sich zur Nacht eine scharfe Kühlte, und obgleich alle Segel zur Stelle geborgen wurden, ging es doch ohne eine kleine Havarie nicht ab, denn

die Ober-Bramstenge des Fockmastes ging über Bord und mit ihr zugleich die rothe Mütze des Kochs. Und das mit Recht; denn was der See einmal angelobt ist, das muß ihr werden".

II. Eines Abends saßen die Maaten beisammen in ihrer Kajüte; es war eine heitere, lustige Gesellschaft, und Scherz und Laune würzten den Trunk. Jeder wußte irgend einen Spaß zu erzählen, und wenn die Uebrigen sich satt gelacht hatten, fing ein Anderer einen neuen Schwank an.

„Ist ein verteufelt gutes Ding um eine Pfeife voll Taback," sagte Robert, „und der Seemann ist nirgends zuhause, wo der nicht zu finden ist. Darum ging's uns hart an, als wir in Amsterdam lagen und hörten, es ginge mit uns nach Lissabon. In Amsterdam, Jungens, habt Ihr alle Sorten vollauf, und wer nicht „rothen G" rauchen will, raucht „drei Mohren" oder „Petum optimum." In Lissabon aber gibt's nur muffiges Zeug, und Ihr müßt es obendrein mit Crusaden aufwiegen. Da schien es uns denn passend zu sein, so viel als möglich dorthin zu schleppen; aber der Capitain kam, sprach über den Taback viel gelehrten Krimskram, sagte, derselbe sei ein portugiesisches Kronregal, oder was weiß ich sonst; der Teufel solle den holen, der auch nur ein Loth einzuschmuggeln suche und dadurch das Schiff in Gefahr brächte. Da mußten wir gehorchen, alles Brummen half nichts, und wer ja ein Paket unter der Monkey-Jacke trug, dem nahmen sie es weg. Aber wir hatten es bald ausgekundschaftet, daß der Capitain selbst zu thun beabsichtige, was er uns verbot, denn es kamen eines Abends drei bis vier große Pakete an Bord, und eines derselben, welches nicht besonders gut zugemacht war, ließ deutlich unterschiedliche Tabackssiegel sehen.

Dieses Ereigniß ging wie der rothe Faden im englischen Orlogs-Tauwerk durch das ganze Schiff und setzte böses Blut bei allen rauchfähigen Matrosen. Man brummte, steckte die Köpfe zusammen, und wenn einer der Schiffs-Offiziere vorbeiging, mußte er manches anzügliche Wort hören. Aber sie kehrten sich nicht daran, sondern wiesen die Vorlauten übermüthig zurecht. Kein Tau ist aber so lang, Ihr findet das Ende, und wir fanden auch das Ende unserer Reise von Amsterdam nach Lissabon. In der letzten Zeit war der Taback in Vergessenheit gerathen, aber als wir nun über die Barre des Tajo wegsteuerten, fiel uns ein, was geschehen würde, wenn wir bei dem Fort von Belem ankerten und die Visitatoren an Bord kämen. Die Fahrt ging aber sehr langsam; wir hatten blos das Vormarssegel gehißt und krochen Fuß um Fuß den Strom herauf, als ob wir schwere Havarie gehabt hätten, obgleich Alles wohl im Stande war und wir bei dem schönen Wetter die Masten bis zum Bramtopp hätten in Leinwand hüllen können. Dabei war es spaßhaft zu sehen, wie oft die Offiziere sich heute die Wanten hinaufbemüht, auf den Raaen gesessen und nach Nord und Süd ausgelugt hatten. Wir dachten absonderliche Dinge dabei, und wie es einen tüchtigen Spaß geben könne, wenn die Zollkerle eine gesunde Nase hätten. Jetzt kam die Schaluppe zu uns herangerudert, und in demselben Augenblick strichen wir unser Vormarssegel, und der Anker ging in den Grund. Sogleich waren sie an Bord und vertheilten sich nach allen Seiten, oben und unten; sie schonten nichts, guckten dem Zimmermann in die Kiste, dem Koch in die Töpfe und rochen sogar in die Behausung unserer Ferkel. Aber Alles umsonst; es ward nirgends etwas gefunden, und wir zerbrachen uns den Kopf, wo der Taback geblieben sein könne, den wir doch selbst hatten an Bord bringen sehen. Da kam einer der Zollwächter aus der Kajüte; er war der Vornehmste und hatte einen mächtigen Sarras an der Seite. Mit gravitätischen Schritten ging er auf dem Verdecke hin und her, ließ den Blick über die Takelage fliegen, und ein spitzbübisches Lachen verzog das ganze Gesicht. Der Capitain fragte, ob die Untersuchung nun beendet sei, oder ob er noch etwas zu befehlen habe? und der Portugiese rief laut: „Ja, Senhor! Ich habe noch etwas zu befehlen! Im Namen des Königs gebiete ich Euch, daß Ihr Eure Matrosen nach oben schickt und alle Segel von den Raaen fallen lasset." Der Capitain protestirte aus allen Kräften und schrie, das Schiff werde über seinen Anker gehen und diesen unklar machen, wenn die eben auffrischende Briese sich in die Leinwand setze. Aber der Portugiese kehrte sich nicht daran, und als wir ohne des Capitains Ordre seiner Weisung nicht folgen wollten, rief er seinen Leuten einige Worte zu, die alsobald rechts und links in die Wanten sprangen. Der Capitain war außer sich vor Zorn und Bosheit; er stampfte mit den Füßen, rief nach seinen Pistolen und schwur, er werde die Portugiesen von den Raaen schießen, wie Sperlinge aus dem Kirschbaum. Aber die Portugiesen kehrten sich nicht daran, sie lösten die Beschlag-Seisinge, die Segel fielen alle zugleich von den Raaen, und in demselben Augenblicke purzelten die schönen Tabackspakete mit den drei Mohren-Wappen und dem rothen G. auf unsere Köpfe hageldicht herab. Da hättet Ihr sehen sollen, wie die Portugiesen zugriffen und den Taback in ihre Barke stauten; der Capitain aber flog kreideweis in seine Kajüte, denn er wußte wohl, daß nun ein Donnerwetter über ihn losbrechen werde; ich aber hatte zum ersten Male eine Tabacks-Sturzsee über den Kopf bekommen."

„Da ist's allemal besser," sagte Meister Emanuel, „wenn bei solchen Gelegenheiten die Kajüte und das Kabelgat einerlei Cours steuern, damit man diesen Zollkerlen eine Nase drehe, denn nichts scheint mir verdienstlicher, als wenn man diese Burschen, die einem armen Matrosen das letzte Kabel aus der Kiste schnappen, kahl ablaufen läßt und es so macht, wie wir mit den Zollwächtern in Portland. Es standen nämlich ihrer zwei auf unserem Verdeck Wache, und am andern Morgen sollte die Untersuchungs-Kommission anlangen,

denn am Abend unserer Ankunft war es dazu zu spät. Daran war uns gar nichts gelegen, denn unter dem doppelten Boden unserer Kajüte hatten wir eine stattliche Reihe von Cigarrenkisten, die wir gern an's Land gebracht hätten, wo schon Abnehmer bereit standen. Da machte sich ein schlauer Bursche an die beiden Wächter und hatte bald herausgebracht, daß die beiden Kerle einander spinnefeind waren und sich das Weiße im Auge nicht gönnten. Der Eine war lang und mager und hieß Mister Staff, der Andere war kurz und dick und hieß Mister Strussel. Einer von uns machte sich nun an den Mister Staff und erzählte ihm, daß sein Kollege, Mister Strussel, von den Matrosen eine Pfundnote erhalten werde, damit er nicht hinsehen wolle, wenn sie einige Galonen französischen Branntwein aus dem Kabelgat und durch das Galion in ein Langboot schmuggelten. „Es ist gut," sagte Mister Staff, „ich werde schon Acht geben; dieser Blutigel soll um die Pfundnote geprellt werden, und der Branntwein gehört obenein mir." — Während dieser Unterhaltung hatte sich ein Anderer an Mister Strussel gemacht und erzählte ihm dieselbe Geschichte von Mister Staff. Dieser war außer sich vor Freuden und meinte, es dürfe Niemand sich unterstehen, ihn betrügen zu wollen, denn Jeder, der dies unternehme, werde mit Schanden bestehen; den Kollegen Staff aber solle noch obendrein der Teufel holen.

Der Abend brach herein, und die Officers standen unweit von dem Bratspill, sich gegenseitig mit lauernden Blicken betrachtend.

„Es ist sehr kalt heute Abend!" sagte Mister Staff.

„In der That, sehr kalt!" antwortete Mister Strussel.

„Wenn Mister Strussel vielleicht von der guten Gelegenheit profitiren und es sich für einige Zeit in der erwärmten Kajüte bequem machen will, so wird Mister Staff sehr gern die Deckwache allein übernehmen."

„Ich würde es für eine Sünde halten, Mister Staff," entgegnete mit süßsaurer Miene Mister Strussel, „eine solche Gunst von Mister Staff anzunehmen, da ich weiß, daß derselbe eine starke Familie hat und sich, zum Nachtheil derselben, allzusehr im Dienste anstrengen möchte. Ich dagegen bin ein ledig loser Kerl, und wenn Mister Staff mir die Deckwache überlassen will...."

„Keineswegs!" entgegnete dieser schnell; „ich kenne meine Pflicht."

„Und ich die Meinige!" antwortete der Kollege.

„Mit der Schmuggelei ist es richtig, und der Spitzbube weiß darum!" sagte Mister Staff leise vor sich hin.

„Der Kerl hat die Pfundnote bereits in der Tasche, aber er soll sie wieder herausgeben!" brummte Mister Strussel in den Bart.

Das Wetter hatte sich merklich verändert; es ward empfindlich kalt, der Wind trieb die Wolken zusammen, und ein eiskalter Regen rieselte herab. Mister Staff zähnklappte am Steuerbord, und Mister Strussel zähnklappte am Backbord; endlich sagte der Erstere: „Wenn Mister Strussel sich hinunter bemühen wollte und unsere Mäntel suchen, so würde ich unterdessen...."

„Nein! Nein!" rief der pflichttreue Officer, „ich kann hier in der That keinen Augenblick entbehrt werden; aber wenn Mister Strussel vielleicht für die so nothwendige Bedeckung unseres Leibes Sorge tragen wollte, so ertheile ich die Versicherung, daß während seiner Abwesenheit nicht das Geringste...."

„Um Alles in der Welt nicht!" entgegnete Jener, und begann mit seinem Kollegen um die Wette das Verdeck auf und ab zu rennen.

„Satan!" schalt Mister Staff — „Unthier!" schalt Mister Strussel. — „Tiger!" brüllte Mister Staff — „Krokodill!" brüllte Mister Strussel.

„Wie wollt Ihr, daß ich das Gesagte nehme? He? Mister Strussel!"

„Ihr nehmt es, wie es Euch zu Handen ist, und werdet dabei denken, daß eine gute Hand zur guten Faust werden kann, und daß eine gute Faust einen guten Boxer macht. He! Mister Staff?"

„Ich frage den Teufel danach, ob ihr von mir todt geboxt werdet, oder nicht; aber ich will das Leben nicht haben, wenn Ihr einen Tropfen von dem Cognac bekommen sollt, den Eure Nase unter diesem Tauwerk wittert!" Und mit diesen Worten warf sich Mister Staff zähneklappernd auf die Luken des Kabelgats.

„Ihr sollt Euch eben so wenig Eure Zunge daran verbrennen, und ich will verdammt sein, wenn Ihr Euren Willen bekommt!" sagte Mister Strussel und warf sich neben ihn.

So lagen nun Beide bei einander und bewahrten das Kabelgat, worinn auch nicht so viel Branntwein war, daß man eine Fliege darin ertränken konnte; sie warfen sich gegenseitig vernichtende Blicke zu und schüttelten sich im Fieberfrost, bis sie, von Zorn und Wuth übermannt, sich bei der Brust packten und mit einander auf dem Verdeck umherkollerten, zum großen Verdruß des Schiffshundes, der über die zornglühenden Wächter herfiel und sie in die Beine biß.

Unterdessen hatten wir in aller Stille mit der Schaluppe am Spiegel angelegt und empfingen durch die Kajütsfenster eine Cigarrenkiste nach der anderen, die wir unter leisem Kichern nach dem Lande ruderten und in einem uns wohlbekannten Porterhause absetzten.

Mag. f. Lit. d. A.

Die Solaneen oder nachtschattenartigen Pflanzen.

(Taf. 12.)

Das Geschlecht der Nachtschatten oder Solaneen ist in seinen Arten am weitesten auf der Erde verbreitet;


1.
2.
1847.
12.

mehr als dreihundert wesentlich verschiedene Arten, die als Kräuter und Sträucher vorkommen, sind bereits bestimmt, von denen die meisten dem Süden Amerika's angehören; eine Art derselben ist aber durch Verpflanzung in allen Welttheilen heimisch und eine der beliebtesten und nothwendigsten Nahrungspflanzen geworden. Die Gattung gehört der ersten Ordnung der fünften Klasse Linné's an, und hat im Allgemeinen folgende Kennzeichen: Die Blume umgibt den Fruchtknoten und hat einen bleibenden, fünfspaltigen Kelch; die Blumenkrone ist radförmig, fünfspaltig; trägt fünf Staubfäden, deren Staubbeutel gegen einander geneigt, ein wenig zusammen gewachsen und an der Spitze mit zwei kleinen Löchern durchbohrt sind, und hat einen fadenförmigen Griffel mit einer stumpfen Narbe. Nach dem Abblühen hinterläßt sie eine runde, zweifächerige Beere mit vielen Samen. Fast alle Arten sind mehr oder weniger verdächtig, und viele enthalten ein starkes, narkotisches Gift. Am gemeinsten bei uns in Deutschland ist der schwarze Nachtschatten, Solanum nigrum, Fig. 2, der einen unbewehrten, krautartigen Stengel, eckig-ovale Blätter und weiße Blumen in hängenden Doldentrauben hat, und überall auf Feldern, in Gärten, an Mauern, Hecken und Zäunen, auf Schutt- und Steinhaufen gefunden wird, und schon durch den widrigen Geruch sich verdächtig macht. Die Blüthe, welche viel Aehnlichkeit mit der Kartoffelblüthe hat, aber viel kleiner und stets von weißer Farbe ist, erscheint im Juni und Juli. Die Früchte sind runde, erbsengroße Beeren, deren immer mehrere zusammen an herunterhängenden Stielen hängen; unreif grün, bei völliger Reife aber ganz schwarz sind, und im Innern einen röthlichen Saft und viele bräunliche Samenkörner enthalten. Ihr Geschmack ist scharf und säuerlich, und gedrückt riechen sie höchst unangenehm. Fast alle Theile der Pflanze sind schädlich; die Schafe und Ziegen rühren sie nicht an, und die Beeren sind den Schweinen, Kälbern, Enten und Hühnern tödtlich. Beim Menschen erfolgen auf den Genuß der Beeren Uebelkeiten, Krämpfe, Zuckungen, Geschwulst, Angst und andere Zufälle mehr. Die Meinungen über die schädlichen Kräfte und Wirkungen des Nachtschattens sind sehr verschieden: einige Gelehrte haben die Pflanze für unschuldig und nur den Samen für schädlich erklärt, andere die ganze Pflanze unter die narkotischen Gifte gezählt, und beide ihre Ansichten mit glaubwürdigen Beobachtungen belegt. Mit Recht kann man sie aber bei uns als schädliche Giftpflanze bezeichnen und die Kinder vor ihr warnen, da sie sich wenigstens bei uns in Deutschland immer schädlich bewiesen, und der Genuß der Beeren, wenn auch nicht den Tod, doch bei Kindern Raserei und Verzuckungen hervorgerufen hat. — Aeußerlich wendet man die Pflanze als ein erweichendes, schmerzstillendes Mittel an. —

Der kletternde Nachtschatten oder das Bittersüß, Solanum dulcamara, Fig. 1, auch Hirschkraut, Waldnachtschatten oder Alpranken genannt, wächst in allen Ländern Europa's ziemlich häufig wild, liebt einen mäßig feuchten Boden, und wird daher am gewöhnlichsten in den Weidengebüschen, sumpfigen Wiesen, in Gesträuchen und Hecken an Bächen, Wassergräben und andern feuchten Orten angetroffen; er treibt aus der Wurzel lange, dünne, holzige, brüchige Reben, welche entweder auf dem Boden liegen, oder sich um benachbarte Pflanzen herumschlingen und in die Höhe steigen. Die Zweige und Blätter stehen wechselsweise; letztere haben lange Stiele, sind herzförmig, länglich, leicht behaart, ganz oder zertheilt, und die obern von den untern verschieden. Die Blumen entwickeln sich im Mai, Juni und Juli, nach den Enden der Zweige zu, auf langen ästigen, zweitheiligen Stielen, und bilden aus unächten Dolden zusammengesetzte Trauben; sie sind meistens von dunkelvioletter Farbe, selten weiß, und haben auf jedem Abschnitt der Blumenkrone zwei grüne Saftmäler; die Staubbeutel sind gelb, und die auf die Blumen folgenden saftigen Beeren eirund und glänzendroth. Da die Stengel des Bittersüß 7 bis 8 Fuß lang und rankend sind, wendet man die Pflanze an einigen Orten zur Ueberziehung der Mauern und Bogengänge an; sie nimmt mit jeder feuchtgehaltenen Erde fürlieb und vermehrt sich durch Samen, Ableger und Wurzelzertheilung. Frisch hat das ganze Gewächs in allen seinen Theilen einen unangenehmen Geruch; die Rinde und das Holz der Wurzel, des Stammes und der Zweige haben einen bittern Geschmack, welcher, je länger man sie im Munde behält, immer süßer wird. Die Blätter werden von den Schafen nicht berührt; die Beeren erregen heftiges Erbrechen und Purgiren. Die Wurzeln und das Holz der Stengel besitzen nach den Erfahrungen der gelehrtesten, neuerer sowohl als älterer, Aerzte in Aufgüssen oder Dekokten, innerlich gebraucht, sehr heilsame, auflösende und blutreinigende Kräfte, und haben sich dadurch in schleimiger Engbrüstigkeit, in der Gelbsucht und Wassersucht, in mancherlei, selbst krebsartigen Geschwüren, Ausschlägen und andern Unreinigkeiten der Haut, so wie in rheumatischen und arthritischen Krankheiten außerordentlich bewährt; bei Entzündungskrankheiten, in denen die Aufgüsse auch von mehreren Aerzten gerühmt wurden, erfordert deren Anwendung große Behutsamkeit, dagegen haben sich Umschläge aus den gequetschten Blättern in Zertheilung harter Geschwülste und Reinigung bösartiger Geschwüre sehr nützlich erwiesen. Uebrigens sind, außer der Wurzel, nur die jüngeren, noch etwas markigen Stengel, die jeden Frühling bei trockener Witterung frisch gesammelt werden müssen, von medizinischer Wirksamkeit.

Der knollichte Nachtschatten oder die Kartoffel, Solanum tuberosum. — Diese wegen ihrer eßbaren, knollichten Wurzeln ungemein nützliche Pflanze wird jetzt in allen europäischen Ländern und überall, wo Europäer sich angesiedelt haben, angebaut und in großer Menge gezogen, ist aber ursprünglich in Amerika, namentlich in Peru zu Hause; sie wurde zuerst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt, wo sie in kurzer Zeit von einem Land in das

andere gebracht, und so gar bald allgemein wurde. Der berühmte Admiral Drake, der erste englische Weltumsegler, geb. 1545 und gest. 1599, schickte im Jahre 1586 die ersten Kartoffeln aus Amerika an einen seiner Freunde zur Aussaat, schrieb diesem, daß die Frucht dieses Gewächses so vortrefflich und nahrhaft sei, daß er deren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte. Durch ein Mißverständniß hatte indessen der Freund die Pflanze aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen, denn er hatte gemeint, Drake habe unter dem Worte Frucht die Samenknollen oder Beeren gemeint, die oben am Kraute hingen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen gelb wurden, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, zu dessem Ende auch eine zugedeckte Schüssel kam, bei deren Erscheinen der Hausherr aufstand und seinen Gästen in einer Rede mit vielen Worten auseinandersetzte, „wie er ihnen hier eine Frucht mitzutheilen habe, zu welcher ihm sein Freund Franz Drake den Samen mit der Versicherung übersendet hätte, daß deren Anbau einst für England von der größten Wichtigkeit werden könne.“ Die Herren des Parlaments kosteten nun die Frucht, die fein in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war, aber sie schmeckte Allen abscheulich, und ihr Urtheil ging dahin, daß die Frucht wohl für Amerika gut sein könne, in England aber werde sie nicht reif, und es sei nur Schade um den beigefügten Zucker. — Der Gutsherr ließ kurze Zeit darauf die, nach der gemachten Erfahrung, nutzlosen Kartoffelstöcke herausreißen und auf einen Haufen werfen. Als er eines Morgens durch seinen Garten ging, sah er in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angezündet hatte, schwarze, runde Knollen liegen; er zertrat einen derselben und ein lieblicher Geruch duftete ihm entgegen. Auf seine Fragen, was das für Knollen wären? sagte ihm der Gärtner, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. — Nun erkannte der Gutsherr erst die wahre Frucht. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud zur Prüfung die Parlamentsherren wieder zu Gaste, deren Urtheil nun ganz anders lautete. — Zu Ende des sechzehnten Jahrhunders wurden die Kartoffeln durch den päpstlichen Nuntius in Holland eingeführt; im Jahre 1616 noch als eine Seltenheit an der königlichen Tafel zu Paris verspeist. Im Jahre 1650 ist sie zuerst in Deutschland, und zwar im Voigtlande, angebaut worden, wo eine Frau von Poserne, welche die ersten Knollen aus England empfing, dieselben in ihrem Garten pflanzte, und bei der nächsten Erndte die Samenkartoffeln zum Ausstecken vertheilte. Nach Württemberg brachte sie im Jahre 1710 Antoine Seignoret, ein Waldenser Kolonist. — Die Kartoffel, Erdbirn, Erdtoffel und Grundbirn genannt, ist ein Sommergewächs, dessen leichter Anbau, die reichliche Erndte, die sie gewährt, und daß sie auch in einem sandigen, für Getraide und andere Gewächse zu magerem Boden gut fortkommt, sie dem Landmann vorzüglich schätzbar macht. Da man sie überall so häufig antrifft, so ist es fast unnöthig, ihre Gestalt zu beschreiben. Ihre ziemlich ausgebreiteten, ästigen, drei- oder fast viereckigen, hin und her gebogenen Stengel sind mit wechselsweise stehenden, ungleich gefiederten Blättern besetzt, und werden 2 bis 4 Fuß hoch; sie blühen im Juli, und tragen alsdann in den Winkeln der Blätter, an den Spitzen der Aeste, flache Sträußer weißer, röthlicher oder blaßvioletter Blumen, auf welche kugelrunde, anfangs grüne, zuletzt aber dunkelrothe, fast schwarze, mit einem hellen, wässerichten Safte und vielen Samen angefüllte Beeren folgen. Das ganze Kraut ist ein wenig haarig und hat einen widerwärtigen Geruch, der aber nicht stark ist, so daß, wenn man es bald nach der Blüthe abschneidet, das Vieh es gern mit unter anderm Futter frißt; reif abgeschnitten, getrocknet und verbrannt, düngt es dem Boden und kann auch auf Pottasche benutzt werden. Die Wurzel besteht aus vielen, theils rundlichten, theils länglichten Knollen, welche vermittelst dicker, weißer Fasern untereinander zusammenhängen, und nach Verschiedenheit der Spielarten höckerig oder glatt, weiß, gelb, roth, gelblichweiß, röthlich, schwärzlich, gescheckt, abgeplattet oder ungleich gestaltet, auch in der Größe und im Geschmack sehr verschieden vorkommen; diese Knollen haben viele Grübchen oder vertiefte Augen, aus welchen sich später die Keime entwickeln, sind mit einer dünnen, glatten, zuweilen auch rauhen, fest anhängenden Haut bekleidet, und haben eine feste, harte, fleischige, gelblichte oder weißlichte Substanz, die durch's Kochen weich, mehlicht und schmackhaft wird. Eine einzige Pflanze kann in einem Sommer vierzig bis sechzig solche Wurzelknollen treiben, welche von verschiedener Größe sind, und zum Theil eine Faust groß werden. Vermittelst dieser Knollen, die man im Frühling, im März oder April, ganz oder in Stücke zerschnitten in die Erde steckt, geschieht am gewöhnlichsten und besten die Fortpflanung dieses Gewächses. Der Nutzen, welchen diese Knollen in der Oekonomie leisten, ist bekanntlich groß und mannichfaltig: man kann sie gekocht, sowohl allein, als wie andere Speisen auf mancherlei Weise zubereitet, oder mit Mehl vermischt zu Brod gebacken, genießen; kann Bier, Wein, Branntwein und Essig aus ihnen bereiten, und gewinnt aus ihnen, wie aus dem Waizen, ein gutes Stärkmehl und einen künstlichen Sago, der den ächten vollkommen ersetzt. In Süd-Amerika bedienen sich ganze Nationen der Kartoffeln statt des Brodes, und in Europa, namentlich aber in Irland und vielen Gegenden Deutschlands, vertritt sie bei den Armen öfters die Stelle des Brodes und anderer Mehlspeisen, und bildet jetzt das Hauptnahrungsmittel von Millionen. Die schlechteren Sorten werden insgemein zur Mästung der Schweine, Rinder und Gänse benutzt. Seit einigen Jahren hat man an ihnen eine eigenthümliche Krankheit entdeckt, durch welche der Genuß der Angesteckten schädlich auf den thierischen Organismus wirkt. Die Entstehung der Krankheit selbst ist noch nicht ermittelt, und eben so wenig hat man bis jetzt ein spezifisches Mittel dagegen entdeckt.

Der Eier-Nachtschatten oder der Melanganapfel, Solanum esculentum. — Diese Nachtschattenart ist ursprünglich in Asien, Afrika und Amerika zu Hause, wird jetzt aber auch in Europa in Gärten gezogen. Wie die Kartoffel ist sie ein Sommergewächs, hat einen ästigen, ungefähr drei Fuß hohen Stengel und wollige, eirunde, ganz oder buchtig ausgeschweifte, auf dicken Stielen stehende Blätter. Die Blumen entspringen im Juni oder Juli einzeln an den Seiten der Zweige auf behaarten Stielen, sind weiß, röthlich oder violett, und hinterlassen eine große runde, eirunde oder längliche, manchmal ein wenig gekrümmte Frucht von saftiger oder fester Substanz und einem gurkenähnlichen Geruch und Geschmack. Die Früchte werden im September reif, haben eine grünliche, weiße oder gelbe, auf der einen Seite meistens rosenrothe oder dunkelviolette Farbe, und werden bei uns ungefähr so groß als ein Gänseei, in Asien und Amerika aber oft zwei bis dreimal so groß. Sowohl in den Morgenländern und in Amerika, als auch in Spanien und Italien, werden die Früchte sowohl roh mit Essig, Salz und Pfeffer, als gebraten, gekocht und auf allerhand Art zubereitet gegessen, und sind eine unschädliche, leicht zu verdauende Speise. Man pflanzt sie fast wie Melonen; sie lieben lockere, nahrhafte Erde, viele Feuchtigkeit und einen warmen, sonnigen Standort: den Samen säet man im Februar und März in's Mistbeet unter Glas, um hernach jede Pflanze einzeln in einen Topf zu versetzen, den man wieder auf ein mäßig warmes Mistbeet stellt, und so lange mit einer Glocke bedeckt, als noch Fröste zu fürchten sind; erst dann kann man die Pflanze mit dem Ballen ausstürzen und in's Freie, am besten an eine sonnige Mauer, pflanzen.

Der Tollapfel, Solanum insanum, wird von Oken als eine Varietät des vorigen angenommen, ist aber eine wohl zu scheidende Art, die, obwohl der Eierpflanze ähnlich, sich von ihr durch den stachlichten Stengel und die stachlichten Blumenkelche unterscheidet. Ihre Früchte sind so groß als Gurken, und werden in Ostindien häufig und ohne Schaden mit Wein und Zucker gegessen; sie führt also ihren Namen mit Unrecht.

Die wahre Eierpflanze, Solanum ovigerum, eine Zierpflanze, die mit den beiden vorigen gleiches Vaterland hat; sie hat Stacheln und kleine, glänzend weiße Früchte, welche die täuschendste Aehnlichkeit mit einem Hühnerei haben, aber ungesund zu essen sind.

Der bocksdornartige Nachtschatten, Solanum lycioides, ein artiger, aus Peru stammender, 4 bis 5 Fuß hoher stachlichter Strauch, dessen zerstreute Zweige zwar ohne Dornen sind, sich aber in einen Dorn endigen. Die Blätter sind klein, lanzenförmig-oval oder breitlanzenförmig und auf beiden Seiten glatt. Die weißen Blumen entspringen vom April bis Juni einzeln an den Seiten der Zweige, und hinterlassen saffranrothe Beeren. Der schöne Strauch verlangt leichte Dammerde, viel Wasser im Sommer und eine warme Lage; im Winter einen leichten, luftigen Standort im Glashause. Die Vermehrung geschieht durch Samen, Ableger und Stecklinge.

Der Korallen-Nachtschatten oder das Korallenbäumchen, Solanum pseudo-capsicum, ein kleines, niedriges, 4 bis 5 Schuh hohes Bäumchen, das auf der Insel Madeira und auf den Antillen heimisch ist. Sein Stamm wird nicht stark, hat eine glatte, graue, etwas bräunliche Rinde, und zertheilt sich oben in dünne, aber steife Zweige, welche mit lanzettförmig spitzigen, ganz oder buchtig ausgeschweiften, weichen, immergrünen Blättern unregelmäßig besetzt sind. Die Blumen entspringen auf dünnen Stielen in den Winkeln der Blätter, und stehen zuweilen in Dolden zusammen, sehr oft aber auch einzeln; sie sind klein und weiß und erscheinen im Juni, Juli und August. Die darauf folgenden Beeren sind kugelrund, so groß wie Kirschen, erst grün, dann gelb und zuletzt, wenn reif, korallenroth; sie fallen erst im Frühling ab und gewähren daher ein schönes Ansehen. Die Vermehrung des Bäumchens geschieht durch Samen, Stecklinge, Ableger und Wurzelsprossen; es bedarf nahrhafte Erde mit Lehm vermischt, die im Sommer fleißig begossen werden muß.

Der eichenblättrige Nachtschatten, Solanum quercifolium, eine ausdauernde peruanische Zierpflanze, die einen schönen, vier Fuß hohen Busch bildet, schön grüne, ziemlich große, in tief eingeschnittene, spitzige Lappen getheilte und nach dem Stiele zu verschmälerte Blätter hat und im Juli viele, weit offene, schön weinfarbig-violette, grün gefleckte Blumen, mit goldgelben Staubfäden in aufrechten Endtrauben, bekommt. Die Beeren sind eirund und mit süßlichem, aber verdächtigem Safte gefüllt.

Der gefiederte Nachtschatten, Solanum reclinatum, ebenfalls eine ausdauernde Zierpflanze aus Peru, deren Stengel 1 bis 2 Fuß hoch, dick, glatt und zurückgekrümmt ist, und abwechselnde Zweige hat. Die Blätter sind stiellos, oder in den Stiel schmal auslaufend, abwechselnd, dunkelgrün, glänzend; die untern fiedrig geschlitzt, die obern dreilappig und zuweilen einfach. Die vom April bis Juni aufeinander folgenden, hellblauen, 1½ Zoll breiten Achselblumen stehen zu 6 beisammen auf ästigen Stielen. Er verlangt, wie der vorige, leichte Dammerde und viel Wasser im Sommer; im Winter ein lauwarmes Haus.

Der Liebesapfel, Solanum Lycopersicum, eine aus Amerika stammende Küchen- und Zierpflanze, die einen ästigen, haarigen Stengel hat, welcher an und für sich auf dem Boden liegt, unterstützt aber 4 bis 8 Schuh hoch wird; die Blätter sind ungleich gefiedert, bestehen aus 9 bis 11 spitzen, zerschnittenen Lappen von verschiedener Größe, und haben einen starken, widerwärtigen Geruch. Vom Juni bis August entspringen an den Seiten der Stengel gelbe Blumen in einfachen Trauben auf langen Stielen, denen glatte oder gefurchte, runde oder eirunde, ein wenig zusammengedrückte, weiche, saftige Früchte folgen, welche bald eine

weißliche, bald eine glänzend gelbe, bald eine hochrothe oder auch eine gelb- und rothbunte Farbe, verschiedene Größe, und einen angenehm säuerlichen Geschmack haben. Die Früchte werden zwar von Einigen für schädlich gehalten, sind es aber in der That nicht, sondern werden in Amerika, Ostindien, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien als eine Erfrischung oder zum Nachtisch gespeist; man ißt sie wie Gurken mit Pfeffer, Oel und Salz, und benutzt sie zu Brühen und Ragouts. Der Samen behält 3 bis 4 Jahre lang seine Keimfähigkeit; man säet ihn jährlich frühzeitig in's Mistbeet oder in Töpfe, und verpflanzt die Sämlinge, wenn keine Fröste mehr zu fürchten sind, in's freie Land, in einen fetten, lockeren Boden und in einer warmen, sonnenreichen Lage; wenn sie heranwachsen, bindet man sie an Stäbe.

Der großbeerige Nachtschatten, Solanum macrocarpon, ist in Peru, Columbia und Brasilien heimisch, erreicht eine Höhe von 6 Schuh, und hat Blätter von 10 bis 12 Zoll Länge, die am Ende sehr breit und bald haarig, bald glatt sind; die hellvioletten Blumen haben 2 Zoll im Durchmesser, und die darauf folgenden Beeren sind goldgelb, 2 Zoll dick und werden von den Bewohnern Süd-Amerika's, wegen ihrer Größe, Gestalt und Farbe, Orange von Quito genannt.

Deutsche Volksbücher.

Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Johannes Faust war ein gewaltiger Zauberer, und zu seiner Zeit weithin gefürchtet und berühmt. Seine Eltern sollen gottesfürchtige Bauersleute gewesen sein, und zu Soldwedel im Anhaltischen wäre er geboren. Da man besondere Geistesfähigkeiten an ihm bemerkte, schon als er noch ein kleiner Knabe war, so nahm ihn ein wohlbegüterter Bürger zu Wittenberg, seines Vaters Bruder, zu sich in sein Haus, hielt ihn, wie sein eigenes Kind, und ließ ihn fleißig in allen Wissenschaften unterrichten. Faust lernte Philosophie und Theologie ohne viele Mühe, und wurde noch in sehr jungem Alter zum Magister ernannt. Doch genügten ihm seine großen Kenntnisse nicht; er dürstete nach allem Wissen, und so kam es, daß er sich auch auf Zauberkünste, Teufelbannen und Geisterbeschwören legte, auf die Wissenschaft von den Gestirnen und auf die Heilkunde, bis er fast das ganze Reich menschlichen Wissens sich unterthan gemacht. Kurze Zeit, nachdem er auch Doktor geworden, starb sein Oheim, und jetzt verwandelte sich der bisher fleißige und sittsame Jüngling in einen Ausbund von Leichtsinn und Unsittlichkeit. Nach wenigen Jahren hatte er die reiche Erbschaft seines Oheims in sinnlichen Genüssen vergeudet, und da er nun arm geworden, so erinnerte er sich seiner vormals getriebenen Beschwörungskünste, und gedachte einen Pakt mit dem Satan zu machen, um sich die Freuden dieser Welt mit Hilfe des Teufels noch auf viele Jahre hinaus zu versichern. Seiner Zauberkunst gelang es, den Bösen zu beschwören, und er machte den Bund mit ihm in der Art, daß ihm noch vier und zwanzig Jahre alle Genüsse dieser Welt sollten zu Gebote stehen, daß er solle berühmt werden unter den Menschen, und daß er seines Gleichen nicht haben solle, weder in Kunst und Wissenschaft, noch in Reichthum und allen Gütern der Erde. Auch gab ihm Satan einen dienstbaren Geist, der alle seine Befehle erfüllen mußte, und Mephistopheles hieß. Dieser Geist konnte mancherlei Gestalt annehmen, und erschien bald als ein schwarzer Pudel, bald als ein Edelmann in schönen Kleidern, je nach seinem und Faust's Gefallen. Gegen diesen Pakt mußte Faust versprechen und mit seinem Blute unterschreiben: daß er Gott und allen himmlischen Heerschaaren absage; daß er aller Menschen Feind sein, am meisten die Priester und alle Diener des göttlichen Wortes hassen, in keine Kirche gehen und sich der Sakramente enthalten, und endlich niemals in den heiligen Ehestand treten wolle.

Nachdem er diesen Bund vollzogen hatte, erschien ihm sein höllischer Diener Mephistopheles, nahm die Gestalt eines Menschen an, und diente ihm, indem er alle seine Gelüste befriedigte. Er verschaffte ihm Geld und Edelgestein, überhäufte ihn mit allen Schätzen und Wollüsten der Erde, und war da kein Wunsch seines Herrn, den er nicht befriedigt hätte. So hielt er ihn fest in den Schlingen des Bösen. Eins konnte er ihm aber doch nicht geben, und das war grade das Beste und Herrlichste und Kostbarste, nämlich: ein gutes Gewissen, und Frieden mit sich und mit Gott.

Obgleich Faust im Sinnentaumel dahinlebte, merkte er doch bald, wie wenig erquicklich sein wüstes Treiben sei, und versuchte es mehrere Mal, die Ketten zu brechen, welche ihn an den Teufel schmiedeten. Aber dieser war stärker, als er, und der Hochmuth Fausten's erlaubte ihm nicht, sich vor Gott dem Herrn zu demüthigen. Und da er nun doch einzig und allein durch Demuth und aufrichtige Reue des Teufels ledig werden konnte, der ihn beherrschte, so blieb er des Teufels Knecht und mußte endlich in seinen Sünden dahinfahren.

Wundersame Dinge werden von Faust erzählt, die er mit Macht und Beistand des Bösen vollbrachte, und einige von seinen Thaten wollen wir zum Ergötzen des Lesers berichten.

So studirten auf der Universität Wittenberg drei junge Edelleute, welche genauen Umgang mit Fauste pflogen. Diese waren einst bei ihm und sprachen davon, daß heute der Kurfürst von Baiern seine Hochzeit halte, und wie herrlich es dabei hergehen müsse. „Wenn Ihr hinwollet," sagte Faust, „so kann ich das wohl möglich machen." — Die jungen Edelleute hatten schon Manches von der großen Zauberkunst Fausten's vernommen, und drangen sehr in ihn, daß er ihnen behilflich sein möge, ihre Neugier zu befriedigen. „Ich will es thun," sagte Faust, „aber dreierlei müßt Ihr

mir geloben. Erstens gegen Jedermann zu verhehlen, wie ich Euch hingebracht habe; zweitens, ohne Furcht und Zagen zu thun, was ich Euch heiße; und drittens, kein Wort zu sprechen, weder in München, noch auf der Hin- und Herreise."

Das gelobten die Edelleute, und nun breitete Faust seinen Mantel aus, hieß die Freiherren sich zu ihm darauf stellen, und rief: „Wohlauf!"

Da hob sich der Mantel in die Höhe, schwebte empor durch's Haus, als wäre es offene Luft gewesen, und flog dann durch die Lüfte mit so reißender Geschwindigkeit fort, daß den Edelleuten ganz angst und bange ward. In weniger als einer Stunde waren sie in München und mitten auf der Hochzeit. Man betrachtete sie, wie die anderen Gäste, nur fiel es männiglich auf, daß sie kein Wort sprachen und sich ganz wie Stumme geberdeten. Einer von den Studenten versah es aber doch. Man reichte silberne Handbecken herum, und als Jener seine Hände gewaschen, sagte er in Vergessenheit: „danke für erwiesene Ehre!" Sogleich sprang Faust auf, breitete seinen Mantel aus, rief „wohlauf! wohlauf!" und fuhr mit den zwei andern Studenten davon. Der dritte blieb in großer Bestürzung zurück. Man ergriff ihn und drang in ihn, daß er das Wunder erklären solle. Aber aus Furcht vor Faust schwieg er und ließ sich lieber in's Gefängniß führen, als daß er geredet hätte. Und dieß gereichte zu seinem Glück. Da Faust sah, daß der Student nur aus Unbedachtsamkeit gesprochen hatte, kehrte er zurück, versenkte die Wachen in Schlaf, und entführte den Edelmann aus dem Kerker. Eine Stunde später war er wieder mit ihm in Wittenberg.

Von Faust's schnellem Reisen berichtet man noch andere wunderliche Dinge. So befand er sich einst in Prag, während Freunde von ihm in Erfurt einen großen Schmaus gaben. Sie redeten von dem fernen Genossen, wünschten ihn herbei in ihre Mitte und ließen ihn hoch leben. Da trat ein Diener in's Gemach und meldete, unten vor der Thür halte Dr. Faust zu Pferde und bitte um Einlaß. Alle wurden blaß, wie der Kalk an der Wand, und Einer sagte: „Bist du verrückt, Mensch? Faust ist jetzo in Prag!" Doch ging er an's Fenster, und schaute hinab, und siehe, da hielt Faust auf einem dürren, schwarzen Gaule und grüßte ganz fröhlich hinauf. Nun eilten Alle, ihn zu bewillkommnen, und Faust, nachdem er seinen Gaul einem Knechte übergeben hatte, folgte den Genossen in den Saal und war mit ihnen fröhlich und guter Dinge. Er bohrte vier Löcher in den Tisch, verstopfte sie wieder mit Brodkügelchen und sagte: „Nur Gläser her! Hier ist edles Gewächs aus Ungarn, Cypern, von Samos und Malousien — wähle jeder nach Belieben!" Und als er die Pfropfen zog, sprudelte der herrlichste Wein aus dem Tische, wie Wasser aus einem Brünnelein, und männiglich erlabte sich daran.

Auf einmal trat der Wirth in's Zimmer und sagte zu Faust: „Herr, was habt Ihr für ein gefräßiges Thier! Es ist so abgehungert, daß es schon so viel Hafer aufgefressen hat, woran wohl zwanzig Pferde eine ganze Woche hindurch genug gehabt hätten!"

„Das will ich wohl glauben," sagte Faust und lachte. „Das arme Vieh hatte lange nicht gefressen, denn es hat wohl schon über ein Jahr auf dem Schindanger gelegen. Aber nun gieb' ihm nichts mehr."

Indem wieherte das Pferd, Faust sagte seinen entsetzten Freunden Lebewohl, ging hinaus, und stieg zu Roß. „In einer Stunde bin ich zu Prag!" rief er. „Wer mit will, der komme!" Kam aber Keiner, und Faust sprengte davon in sausendem Galopp, daß den Zuschauern die Haare zu Berge standen. In einem Augenblick waren Roß und Reiter nicht mehr zu sehen. Der Pförtner aber am Thore meldete am andern Morgen mit bleichem Gesicht dem Bürgermeister: kurz vor Sonnenaufgang sei ein Reiter die Straße dahergesprengt, der habe nicht abgewartet, bis man ihm das Thor geöffnet, sondern sei mit seinem schwarzen Pferde darüber hinweggeflogen. Eine ähnliche Geschichte hatte der Thorwärter zu Prag zu erzählen.

Einst betrog Faust einen Roßtauscher in pfiffiger Weise. Er hatte demselben ein Pferd verkauft, welches sich, als es der Händler in die Schwemme ritt, plötzlich in einen Strohwisch verwandelte. Der Roßtauscher ging voller Wuth zu Fausten in die Schenke, um sein Geld zurückzuverlangen, und fand ihn schlafend auf der Ofenbank. Er schrie ihn an, und da Faust zu schlafen schien, wie ein Todter, packte er ihn am Fuße, um ihn von der Bank herunterzureißen. Siehe aber, wie erschrack er, als er das Bein in den Händen behielt, und Faust nun ein lautes Hilfegeschrei anhub! Der betrogene Pferdehändler machte sich eilig aus dem Staube, und Faust behielt nicht nur das Geld, sondern spazierte auch noch selbigen Tages auf beiden gesunden Beinen lachend in der Stadt umher.

Einstens war Faust von Wittenberg nach Leipzig auf die Messe gefahren, und ging mit einigen Bekannten an Auerbach's Keller vorbei, wo eben mehrere Knechte sich abmüheten, ein schweres Weinfaß die Treppe hinauf auf die Straße zu schroten. Sie kamen aber damit nicht zu Stande, und lachend sprach Faust: „Seht doch die ungeschickten, schwächlichen Burschen! Sie bringen das Fäßchen da nicht herauf, wozu doch ein einziger Mann genug wäre, wenn er's recht angriffe!"

Der Herr des Kellers hörte diese spöttischen Worte, und verwies Fausten sein Schwadroniren. Dieser aber vermaß sich, die Sache auszuführen und erbot sich dazu, wenn der Wirth ihm das Faß Wein nach gelungenem Werk preisgeben wolle. Das versprach der Wirth, und Faust stieg hinunter in den Keller und setzte sich auf das Faß, wie auf einen Gaul. Siehe, da begann sich dieses zu bewegen, und kam ganz von selber die Treppe herauf. Die Leute, welche das mit ansahen, verwunderten sich, die Knechte kratzten sich hinter den Ohren, der Wirth schrie, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, Faust aber setzte sich mit seinen Gesellen an das Faß und trank es mit ihnen und vielen Leip-

ziger Einwohnern und Meßfremden zu allgemeinem Jubel aus bis auf den letzten Tropfen.

Faust konnte auch Geister citiren, und zeigte einst den Studenten in Erfurt sämmtliche Homerische Helden, worüber diese sich nicht wenig verwunderten und entsetzten.

Einst saß Faust zu Heilbronn mit Anderen am Tische in lebhaftem Gespräch, als der heimkehrende Hirt die Kühe vor den Fenstern vorbeitrieb. Das Vieh brüllte nach seiner Weise so laut, daß das Gespräch am Tische in's Stocken gerieth. Unwillig rief Faust: „daß doch dem Viehe die Mäuler still stünden!“ Alsobald war Alles ruhig, denn die Mäuler blieben den schreienden Kühen offen stehen, und keine brachte mehr einen Ton heraus. Die Mägde aber, als die Kühe zu den Ställen kamen, erhoben ein noch viel ärgeres Geschrei, als zuvor die Kühe. „Else, Marie, Lise, Grete, hat deine Kuh auch die Maulsperre? Daß sich Gott erbarme, was ist ihnen geschehen?“

Wollte Faust Ruhe haben, so mußte er den Zauber lösen, und als es geschehen war, brüllten die Kühe nach wie vor.

Auch einmal war Faust im Wirthshause, und die Gäste bewunderten einen herrlichen Regenbogen, der am Himmel stand. „Wollt Ihr ihn näher sehen?“ sagte Faust.

„Ja,“ hieß es allgemein, und nun stellte sich Faust an's Fenster, streckte die Hand nach dem Regenbogen aus, zog ihn ganz dicht heran, ließ ihn von allen Seiten betrachten und gab ihn dann wieder ledig. Wie ein Blitz fuhr der Regenbogen an seinen vorigen Ort zurück, und voller Staunen blickten die Gäste nach ihm.

Faust wollte einen Freund in Braunschweig besuchen, und als er zu Fuß auf der Landstraße ging, holte er eine Stunde vor Braunschweig einen Bauer ein, der mit leerem Wagen, vier muntere Pferde vorgespannt, in die Stadt fuhr.

„Nehmt mich mit!“ rief ihm Faust zu, wurde aber mit groben Worten abgespeist. „Unverschämter Gesell,“ sagte er da, „warte, ich will dich höflicher machen.“ Und kaum hatte er gesprochen, so fielen die Pferde todt zu Boden, und die vier Räder des Wagens sprangen von den Axen und rollten ganz von selber blitzgeschwind davon. Da heulte der Bauer, warf sich vor Fausten auf die Kniee, und flehte um Erbarmen. „Ha, kannst du nun gute Worte geben, du Flegel?“ sagte Faust. „Noch einmal will ich dir verzeihen, wenn du künftig hübsch höflich sein willst. Bestreue deine Pferde mit Staub, so werden sie wieder lebendig werden; die Räder aber mußt du dir selber holen, und vor jedem Thore der Stadt wirst du eins finden.“ — Und so war es, wie Faust gesagt.

Einen anderen groben Bauer strafte Faust, indem er ihm einen gewaltigen Schrecken einjagte. Er verschlang seine Pferde sammt einem Fuder Heu, und entsetzt rannte der Bauer in die Stadt, um Bürgermeister und Rath, nebst Bütteln und Knechten zu holen, die Faust fangen sollten. Da sie aber alle in's Freie kamen, stand da der Wagen mit sammt den Pferden, und nur Faust war verschwunden. Der Bürgermeister glaubte, der Bauer habe ihn äffen wollen, und büßte ihn mit einer Summe Geldes. Bezahlen mußte der Bauer; wie aber Alles so gekommen sei, das konnte er sich nicht erklären.

Noch viele seltsame Dinge brachte Faust zu Stande. Einstmals verschluckte er einen Wirthsjungen, der nachher ganz heil und gesund hinter dem Ofen saß, und nur naß war, wie eine gebadete Katze, weil Faust ihn mit vielem Wasser hintergespült. Dann brachte er auch einst eine Schlägerei auseinander, wobei er die Sinne der Streitenden dergestalt verblendete, daß Jeder seinen Gegner wo anders sah, als wo er sich wirklich befand. Nun war es eine Lust, wie die Leute um sich schlugen, und, statt den Gegner zu treffen, auf Fenster und Wände loshieben. Der Wirrwarr dauerte eine ganze Weile zum allgemeinen Gelächter der zahlreichen Zuschauer, bis Faust machte, daß jede Partei ihre Gegner nach entgegengesetzten Seiten Reißaus nehmen sah, wo sie dann unter lautem Geschrei auseinander liefen und so einander flohen, indem sie einander zu verfolgen meinten.

Auch stellte Faust eines Tages ein Jagen in der Luft an, grade wie die wilde Jagd, zu Ehren des Kardinals Campegius, welcher sich zu jener Zeit in Leipzig aufhielt. Auf luftigen Rossen, mit luftigen Hunden hetzte er einen Hirsch im Angesicht aller Zuschauer, erlegte ihn und überreichte ihn dem Kardinal zum Geschenk. Der Kardinal nahm es wohl auf; denn als er genau hinschaute, da sah er, daß der Hirsch ein wirklicher, nicht ein luftiger Hirsch sei, und so feist, wie er noch kaum einen zu Gesichte bekommen hatte.

Ein hübsches Stücklein vollbrachte er zu Eisleben. Dort wohnte ein Edelmann, welchem zu Gefallen Faust alle Vögel und alles Wild in der ganzen Umgegend so bezauberte, daß sie in dem Garten und dem Forste des Freiherrn zusammenströmten, wie viel derselbe auch zu jeder Jahreszeit seiner Jagdlust nachhing. Nach Faust's Tode verlief sich das Wild und die Vögel flogen davon, so daß Garten und Wald des Freiherrn öder und einsamer wurden, als je zuvor.

Ein anderes hübsches Abentheuer ist folgendes. Faust war bei den Grafen von Anhalt sehr beliebt. Eines Tages bei Tische äußerte die Gräfin, daß sie einen großen Appetit nach frischem Obste verspüre, und Faust entgegnete darauf, daß sie sich doch nur einmal satt daran essen möge.

„Wie ist das möglich in jetziger Jahreszeit?“ versetzte die Gräfin.

„Verzieht nur wenige Minuten,“ sagte Faust, „vielleicht läßt es sich trotz der Jahreszeit möglich machen.“

Faust stand auf, ließ sich von einem Diener drei silberne Fruchtkörbe geben, und stellte dieselben vor das Fenster. Dann kehrte er zur Gesellschaft zurück, aß und trank, und unterhielt die Anwesenden auf's Beste, ohne weiter des vorigen Gesprächs zu gedenken. Als aber der Nachtisch aufgetragen wurde, befahl er einem Diener, die drei Fruchtkörbe herbeizuholen und sie der

Gräfin hinzutragen. Der Diener that es, und siehe, auf der einen Schüssel lagen prachtvolle Aepfel, auf der zweiten köstliche Birnen und auf der dritten die süßesten Weintrauben. Da waren alle Anwesende freudig erstaunt; die Gräfin aber blieb Fausten gewogen, so lange er lebte.

Faust stand auch bei dem Kaiser in hoher Gunst, was ihm viele Neider und Gegner zuzog. Unter diesen war namentlich ein Ritter, welcher laut vor dem ganzen Hofe Fausten's Zauberkünste verspottete, dieweil sich in Wahrheit kein Hund damit hinterm Ofen hervorlocken ließe. Faust gedachte sich an dem Ritter zu rächen. Wie nun eines Tages der Kaiser auf die Jagd reiten wollte, und schon die Pferde gesattelt auf dem Hofe standen, bemerkte Faust, daß jener Ritter aus einem Fenster hinunterschaute, um zu sehen, ob es Zeit sei herabzukommen. Alsbald zauberte Faust ihm ein ungeheures Hirschgeweih an den Kopf, so daß er nicht im Stande war, denselben zurückzuziehen. Gleich darauf erschien der Kaiser im Hofe, das Hifthorn erscholl und der ganze Hofstaat versammelte sich. Da vermißte man den Ritter, bis ihn einer oben am Fenster erblickte, wie er mit dem kläglichsten Gesichte ängstlich bemüht war, sich von seinem lästigen Hauptschmucke zu befreien. Der Kaiser und das ganze Hofgesinde lachten und spotteten des Ritters, bis dieser endlich, um nur loszukommen, sich gezwungen sah, Fausten's Mitleid anzuflehen, obgleich er dessen Kunst vorher oft verspottet hatte. Faust gewährte seine Bitte, aber der Ritter scheute ihn fortan und ging ihm sorglich aus dem Wege.

Zehn Jahre waren auf solche Weise Fausten in Lust und Herrlichkeit vergangen und Mephistopheles, der Teufelsdiener, hatte jeglichen seiner Wünsche erfüllen müssen. Da geschah es, daß Faust reine Liebe zu einer sittsamen und tugendhaften Jungfrau empfand, und um ihretwillen den Bund mit dem Satan zu lösen suchte. Aber Mephistopheles wußte ihn mit teuflischer List auf andere Gedanken zu bringen und versprach ihm, daß er das schönste Weib aller Zeiten und Völker, die schöne Helena, vor Alters die Gemahlin des Menelaos, zu eigen gewinnen solle. Das geschah, und nun ward Faust so in Sünden verstrickt, daß für ihn keine Rettung mehr aus den Schlingen des Bösen war. So nahte denn endlich die Zeit heran, wo die vierundzwanzig Jahre, welche der Teufel ihm zur Frist seines Lebens gestattet hatte, ihr Ende erreichten. Nur noch wenige Tage hatte Faust zu leben. Da nun der letzte Morgen anbrach, den er auf Erden weilen sollte, trug er seinem Famulus Wagner auf, alle seine Freunde, auch einen würdigen Geistlichen, der ihn vergebens zu bekehren gesucht hatte, einzuladen. Sie kamen Alle; denn schon hatte sich das Gerücht von seinem nahen Ende verbreitet. Als Alle beisammen waren, setzte er ihnen eine herrliche Mahlzeit vor, und lud sie dann ein, daß sie auch die Nacht hindurch bei ihm verweilen mögten. „Ich weiß," sagte er, „daß der letzte Tag meines Lebens gekommen ist, und ich bitte Euch daher inständigst, mir die letzte Liebe und Freundschaft zu erzeigen, und bei mir auszuharren, bis mein Stündlein geschlagen hat, hernach auch für ein ehrliches Begräbniß meines Leichnams zu sorgen. Ihr habt die Herrlichkeit meines früheren Lebens gesehen, seid nun auch Zeugen der Schrecklichkeit meines Endes, und beherziget dasselbe. Uebrigens laßt diese meine Worte nicht Eure Heiterkeit stören, sondern laßt sie nur so viel bewirken, daß Ihr heut bei mir ausharret."

Die Freunde waren sogleich bereit, bei ihm zu bleiben, bis auf zwei oder drei, welche sich unter dem Vorwande dringender Geschäfte entfernten. Hierauf ließ Faust das Abendessen auftragen, und führte solche heitere Gespräche, daß Viele von den Anwesenden meinten, seine Worte von vorhin seien nur Scherz gewesen, oder er habe sich seiner trüben Ahnungen gänzlich entschlagen. Da schlug die Uhr auf dem Kirchthurm elf. Faust stand auf, ergriff ein volles Glas und trank es aus auf eine glückliche Zukunft." Hierauf sagte er: „Lebt wohl! Lebt Alle wohl! Keiner, dem sein Leben lieb ist, folge mir. Ich hoffe, wir sehen uns noch wieder."

Mit diesen Worten entfernte sich Faust und begab sich in ein Gemach im oberen Stockwerk. Unten im Kreise der Freunde blieb es schweigsam und Aller Herzen klopften vor Bangigkeit. Plötzlich, mit dem zwölften Schlage der Glocke, erhob sich ein furchtbarer Sturmwind, welcher das Haus aus seinen Fugen reißen zu wollen schien, furchtbare Blitze erhellten die Nacht, man hörte ein Zischen wie von sprühenden Flammen, oder von Schlangen und Ottergezücht, furchtbare Schläge, Hin- und Herwerfen der Tische und Stühle im oberen Gemach, ein scheußliches Brüllen, dann Weheruf und Angstgeschrei von Faust's Stimme, ein gräßliches Knacken, auch ein Winseln und Wimmern — und dann trat plötzliche Stille ein. Die Gäste im unteren Zimmer saßen bebend und mit leichenblassen Gesichtern da. Als es still wurde, erhob sich der Geistliche und sagte: „Gott sei seiner Seele gnädig!" „Amen!" sagten die Andern wie aus Einem Munde. Sie blieben noch zusammen, bis der Morgen anbrach; da gingen sie verzagten Schrittes hinauf in das obere Gemach, in welchem Faust sein Leben geendigt hatte. Tische und Bänke waren umgestürzt und die Wände mit Blut und Gehirn besudelt; auf dem Fußboden lagen Haare und Zähne zerstreut. Ein Leichnam war nicht zu sehen. Als sie aber hinunter kamen auf den Hof, da lag ein furchtbar entstellter Körper auf dem Düngerhaufen; jeder Knochen an demselben war zerbrochen, und das Gesicht nicht zu erkennen. Sie hoben den Leichnam auf, und schlugen ihn in ein weißes Leintuch, während der Geistliche zu dem Pfarrer des Ortes ging, und ihn um ein Grab auf dem Gottesacker bei seiner Kirche für einen fahrenden Scholastikus bat, welcher diese Nacht plötzlich vom Tode befallen worden sei. Nachmittags trugen sie den Leichnam Faust's an seine letzte Ruhestätte. Nach der Einsenkung desselben erhob sich über seinem Grabe ein furchtbarer Sturmwind. Da sagte der Geistliche:

„Du, Mörder, hast seinen Leib getödtet, aber es ist nur Einer, der vermag Leib und Seele zu verderben in der Hölle, und der bist du nicht. Möge der barmherzige Gott sich des armen Sünders erbarmen, und die unsterbliche Seele von der ewigen Verdammniß erretten!“

Still gingen die Freunde heim, und nie konnten sie ohne Schaudern der letzten Stunde des Faust gedenken.

Der Alligator. The Alligator.

Gehört zum Geschlecht der Eidechsen und lebt nur im südlichen Theile der vereinigten Staaten, wo er eine Länge von 12, höchstens 15 — 18 Fuß erreicht.

Der Körper ist beschuppt, doch einer schweren Kugel nicht unzugänglich, die, besonders am Kopf und hinter den Ohren, das Fell leicht durchdringt und den Alligator tödtet, ja bei nicht ganz ausgewachsenen, die noch sechs bis acht Fuß lang sind, geht sogar die Harpune, von einer etwas kräftigen Hand geworfen, überall zwischen den Schildern hindurch, in den Körper des Thieres.

Der Kopf ist außerordentlich lang und der Alligator öffnet, wenn er seinen Raub erfassen will, den Oberkiefer eines keineswegs unansehnlichen, mit scharfen, langen Zähnen besetzten Rachens. Die Augen sind klein und von einem dicken Wulst harter Haut überdeckt, ebenso die Nase, und einen eigenen Anblick gewähren die ruhig auf dem Wasser Treibenden, von denen nur ein Theil des Nackens mit den hohen Augenbraunen, wie die äußere Spitze der Nase, sichtbar ist, und die einem schwimmenden Stücke verbrannten Holzes nicht unähnlich sehen.

Der Alligator schläft größtentheils am Tag, wo er sich einen im Wasser liegenden, alten Baumstamm aussucht, sich darauf zu sonnen, oder auch wohl auf den warmen Schlamm oder Sand an's Ufer kriecht, ist übrigens feige und greift nie den Menschen an, wenigstens nicht den Weißen, denn obgleich gewöhnlich schreckliche Geschichten von der Gefährlichkeit und Bosheit dieses in der That grimmig aussehenden Thieres geschrieben und erzählt werden, habe ich zu genaue Bekanntschaft mit ihnen gemacht, um nicht den größten Theil dieser Sagen unbegründet zu finden.

Gefährlicher ist er gegen den Neger, den er schon auf weite Strecke wittert und oft verfolgt, ebenso schießt er wie ein Pfeil auf Hunde, die sich in seiner Nähe in das Wasser wagen, sehr oft habe ich übrigens Weiße sich baden sehen, wo Alligatoren in der Nähe waren, und bin selbst in den Bayous und stehenden Wassern Louisiana's umhergeschwommen, wo mancher der langen, braunen Burschen friedlich am Ufer lagerte und mir zusah.

Ihre Eier legen sie, in dieser Gegend, in den Schlamm, und bedecken sie sorgfältig.

Nachts stoßen sie häufig ein widerlich tönendes, lautes Gebrüll aus, und schlagen das Wasser mit ihren platten Schwänzen.

Das Fleisch der Jungen, die nicht über 4—5 Fuß lang sind, namentlich das des Schwanzes, ist delikat, weiß und zart, nur muß es, gleich nachdem der Alligator erlegt ist, von den Knochen oder Gräten abgelöst werden, weil es sonst den moschusartigen Geschmack, der diesen Thieren eigen ist, und von besonderen Drüsen herrührt, annimmt, und dann ungenießbar wird. Es hat viele Aehnlichkeit im Geschmack und Aussehen mit Fischfleisch, doch wird es wenig oder gar nicht in den südlichen Ländern, nicht einmal von den Negern, gegessen.

Das Oel des Thieres wird von den Pflanzern zu ihren Baumwollen-Reinigungsmaschinen benutzt, da es ausgezeichnet fein und gut ist.

Die Aasgeier. The Turquey Bussard und the Carrion Crow.

Zwei Vögel, die sich in ganz Nordamerika, aber in vorzüglich großer Anzahl in den südlichen Staaten finden.

Der Erste, der turquis bussard, ist etwa von der Größe einer Truthenne, schwarz mit adlerartigem Schnabel und rothen Flecken an der Schnabelwurzel, was ihm, wie seine ganze Gestalt, das Aussehn eines Truthahns (turquis) gibt, von dem er auch den Namen erhalten hat.

Sehr häufig wird er von erst kürzlich gelandeten Deutschen oder Europäern mit jenem verwechselt und an dessen Statt geschossen, die sich dann aber sehr in ihren Erwartungen getäuscht sehen, wenn sie, anstatt des gehofften fetten Bratens, einen übelriechenden, rauh und häßlich aussehenden Vogel finden, an dem der Duft des erst kürzlich berührten und benagten Aases gar nicht zu verkennen ist.

Er fliegt sehr leicht und adlerartig, und ist in den warmen Gegenden des Südens von unberechenbarem Werthe, da sein Geruch so scharf ist, daß er ein kaum gefallenes oder getödtetes Thier in unglaublich weiter Entfernung windet, und dann schaarenweis herbeikommt, es zu verzehren. Es ist auch aus diesem Grunde eine Strafe von 5 Dollarn von der Regierung auf das Erlegen dieses nützlichen Thieres gesetzt.

Die andere Art, the carrion crow oder Leichenkrähe, kommt dem turquis bussard in seiner ganzen Lebensart gleich, hat aber nur einen längeren, graderen Schnabel, schmutzig weiße Flügelspitzen und überhaupt in der ganzen Gestalt und Haltung mehr krähen- als raubvogelartiges; fliegt auch viel schwerfälliger als der bussard.

Wie dieser lebt die carrion crow nur von Aas oder auch frisch getödtetem Fleisch, und schwimmt oft, auf einem ertrunkenen Stück Vieh sitzend, hunderte von Meilen den Mississippi hinunter.

Die Weibchen legen ihre schmutzig weißen Eier gern in hohle Bäume und brüten sie dort, ohne ein besonderes Nest zu machen, aus.

Fr. Gerstäcker.



WILLIAM SCORESBY ESQ.

jaft und
ere Leser
er 1822

:nde Ko=
rhundert
mit dem
Zeit aus
ngen von
Jahrhun=
werden
Mutter=
e Unter=
ntergang
ter wah=
ich, sich
wöhnlich
n Punk=
cht bloß
ur geo=
r Küste.
der gan=
rer ein=
:hlerhaft
Punkten
ifferirte.
iher als
ie nicht
lche den
Wich=
jre Be=
werden
: dabei
end ge=
hm un=
Ostküste
ch dem
ühmter
dabei
uch be=
unter
eycinet

oresby
in den
reiben.
ie nur
:licher=
k zum
, auf
änzlich
d der
, der
h sei=
Hoff=
Nach=
:land,
Nutzen



William Scoresby's Reise nach Grönland.

(Mit Portrait, Taf. 13.)

William Scoresby, jetzt ein geachteter Geistlicher der englischen Kirche, früher ein unermüdlicher Seefahrer, welcher zur Kenntniß der arktischen Natur eben so wesentlich beigetragen hat, als ein Parry, Roß, Back, Beechy und Manby, ist einer der Wenigen, die aus Liebe zur Wissenschaft bei ihren gefahrvollen Unternehmungen noch andere Zwecke im Auge hatten, als den merkantilen Gewinn allein. Sein Geschäft, der Wallfischfang, führte ihn in Gegenden, wo neue geographische Entdeckungen zu machen, historisch vergessene, oder zweifelhaft gewordene Punkte von Neuem wieder aufzusuchen waren; Scoresby wußte den Vortheil derer, die ihm die Leitung ihres Schiffes, des Baffin, anvertraut hatten, mit dem Vortheil der Wissenschaften zu vereinigen, und seine Bemühungen blieben nicht unbelohnt: der unterrichtete und rastlos thätige Seemann ließ während seiner berühmten Untersuchungsreise nach der Ostküste Grönlands, zu welcher er sich auf früheren Fahrten schon vorbereitet hatte, keine Gelegenheit zu nützlichen Untersuchungen und Beobachtungen unbenutzt; die Gegenden, in welche die Reise gemacht wurde, boten ihm diese Gelegenheit oft dar, und selbst widrige Ereignisse, die eine gezwungene Muße und Unthätigkeit zuwege brachten, und viele Andere an seiner Stelle beunruhigt und geängstigt hätten, wurden von ihm zu wissenschaftlichen Beschäftigungen angewandt. Erwägt man, daß seine Lebensweise von Jugend auf ihm keine literärische Muße gestattete, sondern ihn frühzeitig in das unruhigste Leben von der Welt, in das geschäftige Seeleben führte, so muß man über die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der Kenntnisse erstaunen, die Scoresby bei seinen Reisen entwickelte. Er hatte zwar dadurch Gelegenheit, in solche Gegenden unsres Erdballs zu gelangen, die seltener besucht werden, und doch reich an Merkwürdigkeiten sind; aber die Schifffahrt in jenen Gegenden gehört auch zu den mühevollsten, beschwerlichsten und gefahrvollsten Unternehmungen, und es erfordert einen sehr regsamen Geist und eine große Empfänglichkeit für alles, was unsere Kenntnisse erweitern kann, bei einem Geschäfte voller Beschwerden und Gefahren, noch Lust und Geschick zu wissenschaftlichen Beobachtungen zu behalten. Ein nachahmungswürdiges Beispiel des Muthes, der Ausdauer und der wissenschaftlichen Thätigkeit, die sich in allen Geschäftsbranchen, in allen Lebensstellungen zeigen kann, belebte ächt religiöser Sinn, der aus allen seinen Handlungen hervorleuchtet, das Herz unseres Scoresby, und die Freimüthigkeit, mit welcher er seine Ueberzeugung von der Welt bekannte, erhöht die Achtung, die wir von ihm haben müssen. „Nie gab es," sagt Kapitän Manby, ein gründlicher Kenner der arktischen Welt, am Schlusse seiner „Reise nach Grönland": „einen unermüdlichern, eifrigern Seefahrer, als den Befehlshaber des Baffin, nie einen von größerer Erfahrung in der Beschiffung der Eismeere, nie einen Mann von so vielen Talenten für Wissenschaft und neue Entdeckungen!" und gern werden ihn unsere Leser auf seiner letzten Entdeckungsreise im Sommer 1822 begleiten.

Die Ostküste Grönlands, früher eine blühende Kolonie der Normänner, die hier im zehnten Jahrhundert sich niederließen, deren dürftige Annalen aber mit dem Jahre 1408 zu Ende gehen, war seit jener Zeit aus der Erdkunde verschwunden. Plötzliche Anhäufungen von Eis, das die Küste umzog, so daß sie seit Jahrhunderten von europäischen Schiffen nicht besucht werden konnte, unterbrach die Verbindung mit dem Mutterlande, entzog den Kolonisten ihre gewöhnliche Unterstützung, bewirkte, wie man vermuthet, den Untergang der Kolonien, und machte Ost-Grönland zu einer wahren terra incognita. Scoresby war so glücklich, sich der Küste in einer höhern Breite, als man gewöhnlich versucht hatte, zu nähern und selbst an mehreren Punkten derselben zu landen; und er benutzte dieß nicht bloß zu Untersuchungen am Lande, sondern auch zur geographischen Aufnahme einer großen Strecke der Küste. Hierbei fand sich denn, daß sowohl die Lage der ganzen Küste, als die Gestalt und Beschaffenheit ihrer einzelnen Theile auf den bisherigen Karten ganz fehlerhaft verzeichnet und bestimmt war, auf manchen Punkten der Fehler sogar bis auf vierzehn Längengrade differirte. Die Beobachtungen unsres Reisenden waren daher als eben so viele neue Entdeckungen anzusehen, die nicht nur für seine Landsleute und diejenigen, welche den Wallfischfang in jenen Gegenden betreiben, von Wichtigkeit sein mußten, sondern auch als eine wahre Bereicherung der Erdkunde überhaupt betrachtet werden konnten. Als ächt kritischer Seemann hat er dabei auch das Recht eines Entdeckers für sich geltend gemacht, und die vornehmsten Punkte der von ihm untersuchten und gewissermaßen neu entdeckten Ostküste mit besondern Namen bezeichnet, wozu er, nach dem Beispiele Anderer, großentheils die Namen berühmter Männer und geschätzter Freunde wählte, und sich dabei nicht auf seine Landsleute beschränkte, sondern auch berühmte Namen aus andern Völkern verewigte, unter denen wir Humboldt, Herschel, Laplace und Freycinet besonders hervorheben.

Der eigentliche Zweck der Reise, erzählt Scoresby in seinem Tagebuche, war, den Wallfischfang an den Küsten von Grönland und Spitzbergen zu betreiben. Auf Entdeckungen ausgehen war eine Sache, die nur gelegentlich mit unternommen werden konnte; glücklicherweise ließ sie sich aber mit seinem Hauptzweck zum Theil vereinigen, und da die Wahl des Platzes, auf welchem der Fang versucht werden sollte, ihm gänzlich überlassen blieb, zog er die Küste von Grönland der von Spitzbergen vor. Dieß war ein Standort, der nicht nur eine gute Beute versprach, sondern auch seinen Wünschen am meisten zusagte, da er ihm die Hoffnung gab, an einer fast ganz unbekannten Küste Nachforschungen machen zu können, die für sein Vaterland, seine Nachfolger und die Erdkunde nicht ohne Nutzen

bleiben konnten. Der Erfolg war in beiden Hinsichten glücklich: eine für die Jahreszeit reichliche Ladung lohnte die Reise, und es gelang Scoresby, eine beträchtliche Strecke einer, bisher größtentheils unbekannten Küste zu untersuchen und aufzunehmen.

Die Reise wurde in dem Schiff Baffin von 321 Tonnen gemacht, das unter Scoresby's eigener Aufsicht im Jahre 1820, ausdrücklich für den Wallfischfang, in Liverpool gebaut worden war. Bei dem Bau desselben hatte man keine Kosten gespart, und alles, was nach bewährten Grundsätzen zur Festigkeit, Bequemlichkeit, Tüchtigkeit und Schnelligkeit des Schiffes beitragen konnte, war mit so gutem Erfolg dabei in Anwendung gebracht, daß es, wie die Folge lehrte, den höchsten Erwartungen entsprach. Im Frühjahr 1822 wurde der Baffin zum drittenmal für den Wallfischfang ausgerüstet und unter Scoresby's Befehl gestellt. Am 18. März war die Mannschaft vollzählig und wurde vom Hafenaufseher gemustert, durch widrige Winde indessen die Abfahrt bis zum 27. verhindert. Mit vieler Mühe gelang es, das Schiff aus dem Felsenkanal herauszuarbeiten, der mit jedem Tage aber immer heftiger werdende Sturm, der in der zweiten Nacht von starken Regengüssen begleitet, in Verbindung mit der Ebbe, das Schiff gewaltsam gegen die nördliche Küste des Kanals trieb, die aus Felsen, hervorspringenden Klippen und kleinen Inseln besteht, bedrohte den kühnen Seemann, der einige Tage früher im Schooße einer geliebten Familie die Annehmlichkeiten des Lebens genossen, mit den Schrecken des Schiffsbruchs, und am nächsten Tage mußte er wieder in den verlassenen Kanal zurück, bei Loch Ryan in seichtem Wasser zu ankern suchen, und da der Wind fortfuhr, ihm entgegen zu sein, eine ganze Woche auf seinem Ankerplatze verweilen. Während der Muße, die der Aufenthalt in Loch Ryan ihm verschaffte, beschäftigte er sich damit, eine Vorrichtung zu Stande zu bringen, wodurch den Fehlern in dem Gange der Chronometer, welche aus dem Einfluß des Erdmagnetismus auf die stählernen Theile dieser Instrumente entstehen, abgeholfen werden könnte. Endlich am 8. April gestattete die Witterung von Neuem die Anker zu lichten, und ohne besondere Schwierigkeit gelangte der Baffin durch den Nord-Kanal in's atlantische Meer. Die Mannschaft wurde jetzt in drei „Wachen“ abgetheilt, deren jede eine gleiche Anzahl Harpunirer, Steuerleute ꝛc. enthielt, und zu gleicher Zeit wurde zu einem jeden der sieben Wallfischboote ein Verein von 6 bis 7 Mann gebildet, der dafür zu sorgen hatte, daß die Boote völlig in Bereitschaft für den Fang gesetzt würden, und alles sich in Ordnung befände, wenn sie gebraucht werden sollten. Am 13. passirten sie die Farder Inseln, die sie aber wegen des neblichten Wetters nicht sehen konnten, und hatten am andern Morgen, obgleich nur in einer Breite von 64° 30' N., mehrere sogenannte Eisströme, die durch den anhaltenden NW. Sturm hierher getrieben sein mußten, und unsern Schiffer zwangen, seinen Kurs nach Süden zu richten. Die Hoffnung, das Eis zu umfahren, war vergeblich gewesen, denn so weit das Auge vom Mars aus blicken konnte, schien alles eine einzige zusammenhängende Masse. Scoresby beschloß den Versuch zu wagen, einen Weg durchzubrechen, segelte gegen einen der schmalsten Theile der Masse, und obgleich das Eis recht fest und dicht war und durch das wogende Meer sehr in Bewegung gesetzt wurde, gelang es ihm doch, in Zeit von einer Stunde hindurch zu kommen. In der folgenden Nacht hatten sie ein sehr glänzendes Nordlicht, das im Zenith eine Art von Krone bildete, aus welcher unzählige Strahlen vom schönsten Lichte mit erstaunlicher Geschwindigkeit hervorschossen. Der Schein war dem Vollmond an Stärke gleich, und mannigfache Farben, besonders blau, grün und blaßroth, konnte man deutlich unterscheiden.

Während einiger Tage nach dem Nordlicht war das Wetter ungewöhnlich schön; das Meer war in einem Strich von 50 Meilen olivengrün und auffallend trübe; am 17. April aber änderte es seine Farbe in ein durchsichtiges Blau. Das grüne Ansehen des Seewassers in diesen Breiten rührt, nach unsers Reisenden Untersuchung, von einer unzähligen Menge kleiner Schleimthierchen her, welche die Hauptnahrung der Wallfische bilden, weßhalb auch diese Thiere sich hauptsächlich in dem grüngefärbten Wasser finden und dort beständig von den Wallfischfängern aufgesucht werden. — Am 17. April ging eine Menge Treibholz am Schiffe vorüber, und sie zogen zwei Bäume herauf, von denen der eine 30 Fuß lang, vollkommen gerade, und ganz passend zu einem Klüverbaum war; am 19. sahen die Reisenden eine Menge kleiner Wallfische vom Geschlecht der Delphinen, von welchen manche dem Schiffe folgten und sich bis auf Pistolenschußweite demselben näherten. Auch umflogen Seemöven in großer Zahl den Baffin, und an vielen Stellen war die Oberfläche des Wassers mit breiten, glänzenden Streifen bezeichnet, die von einer öligten Materie herzurühren schienen, welche entweder von den Delphinen selbst, oder von den Fischen, die denselben zur Nahrung dienten, herkommen mochte. — Den 25. trafen sie unter 75° 5' N. auf Eis, und setzten ihren Lauf durch das lockere Eis nach Norden fort, bis sie ganz davon umgeben waren. Da Scoresby es für Eis von Spitzbergen hielt, änderte er seinen Kurs nach NW., wodurch er bald vom Eise frei und wieder in den Stand gesetzt wurde, nordwärts zu steuern. Schon einige Nächte hatten sie keine gänzliche Dunkelheit, sondern nur ein schwaches Dämmerungslicht gehabt; jetzt aber waren sie in die Region des beständigen Tages gekommen, wo die Sonne Monate lang um den nördlichen Weltpol herumläuft, ohne sich unter dem Horizont zu verbergen. Da sie nun die Breite erreicht hatten, in welcher ein Fang zu erwarten war, wurden zwei der Boote aus dem Zwischendeck gehoben und die Zurüstungen zum Fang begonnen. In jedes der sieben, am Bord befindlichen Boote wurden sechs zusammengewickelte Wallfisch-Leinen, jede zu 120 Faden, gelegt, welches auf ein Boot mehr als eine Länge von drei Vierteln einer englischen Meile machte; und

sie wurden auch mit dem übrigen, zum Wallfischfang erforderlichen Geräthe, als: Harpunen, Lanzen, Rudern, Aexten, Flaggen u. s. w. versehen. — Um Mittag des 27. entdeckten die Seefahrer in einer Entfernung von 4 oder 5 Meilen Land, und passirten den Nachmittag den 80° der Breite, etwa 10 Meilen vom Kap Hakluit entfernt, — eine Höhe, die sie erreichten, ohne einigen Frost zu erfahren. Hier sahen sie eine Menge Wallrosse auf dem Eise umherliegen, von denen zwei dem Schiffe nahe genug kamen, um darauf zu schießen; beide entkamen aber, obgleich sie getroffen wurden. Denselben Abend, als der Wind vom Lande herkam, klärte sich der Himmel und enthüllte unseren Reisenden eine große Strecke der nördlichen Küste von Spitzbergen, die niedriger als die westliche, gleichförmiger mit Schnee bedeckt ist, und weniger hervorragende Spitzen bietet. Als sie nordwärts von Cloven-Cliff, dem nordwestlichen Theil von Spitzbergen fuhren, erschien ihnen die ganze nördliche Küste, durch die starke und ungleiche Brechung der Lichtstrahlen in der Luft, in einer veränderten Gestalt. Die Klippen erhoben sich zu einer ungewöhnlichen Höhe, und zeigten sich wie eine Reihe schöner Basaltsäulen in lothrechter Stellung, und wenn sie bei dem Wogen der Luft sich langsam hin und her zu bewegen schienen, behielten sie stets ihren Parallelismus gegen einander bei. — Bis zum nächsten Morgen hielt Scoresby seinen Kurs nach Norden bei, wurde dort aber, unter 80° 30′ N., durch das Polar-Eis aufgehalten, das eine zusammenhängende und undurchdringliche Masse zu bilden schien, die sich, so weit das Auge reichen konnte, gegen NW. und SO. erstreckte, und er mußte wieder nach Süden wenden. Hier hatte Scoresby den ersten Frost auf seiner Reise! das Thermometer, welches, ehe der Wind nach Norden umsetzte, auf 32° stand, war in weniger als 2 Stunden bis auf 14°, Abends 8 Uhr bis auf 6°, und um Mitternacht bis auf 2° unter Null, mithin in 16 Stunden um 34° gefallen. Der Frostdampf, der aus dem Meere aufstieg, war so dick, daß man kaum 100 Fuß weit sehen konnte, und wurde beinahe die Ursache, daß der Baffin auf ein Vorgebirge von Eis gerannt wäre. Der 1. Mai wurde von der Mannschaft auf eine festliche Weise begangen; das Tauwerk wurde mit Bändern geziert, allerhand komische Tänze aufgeführt und alle jene Ergötzlichkeiten vorgenommen, die auf andern Schiffen gebräuchlich sind, welche die Linie passiren. Herrscher Neptun machte auch hier seinen Besuch, und ließ die Neulinge, die seine arktische Region zum erstenmale betraten, durch seinen Gehülfen barbiren. Am 4. Mai trafen sie auf ein Schiff, den Volunteer von Whitby, das erste, was sie seit ihrer Entfernung von der irischen Küste erblickten, und erfuhren von ihm, daß der größte Theil der grönländischen Flotte in südlichern Breiten vergebens nach Wallfischen gesucht hätte. Scoresby wandte sich daher wieder nordwärts, und kam am 6. unter 79° 31′ N. wiederum an Eis. Hier erblickte die Mannschaft gegen Abend einen kleinen, den Morgen darauf aber einen größeren Wallfisch in ihrer Nähe. Alles stürzte auf das Verdeck, voller Begierde Jagd darauf zu machen; ehe aber noch die andern herbeikommen konnten, hatte ihn das Boot, das zuerst abgeschickt war, schon erreicht und ihm eine Harpune beigebracht; so eifrig waren die Leute dießmal bei ihrem Geschäfte, daß auf das gewöhnliche Geschrei: „a fall!“ (getroffen), schon alle in ihren Booten saßen, und diese in wenigen Augenblicken abfuhren. Der Wallfisch tauchte unter und blieb ungefähr eine halbe Stunde aus; als er wieder an die Oberfläche kam, wurde er aber mit einer solchen Hitze angegriffen, daß ihn sogleich drei Harpunen trafen; nach einer kurzen, aber kräftigen Anwendung der Lanzen war das ungeheure Thier überwältigt und glücklich erbeutet. Das Schiff wurde nunmehr, damit es nicht von seinem Standorte weggetrieben würde, am Eise befestigt, der Speck des Wallfisches abgelöst, die Barden und die Kinnladen abgemacht, und der übrige Körper den Wellen überlassen. Der Fisch hatte 45 Fuß in der Länge; die längste Barde maß 9 Fuß und 6 Zoll, und der Ertrag an Oel wurde auf 13 Tonnen geschätzt. [illegible] hatten die Seefahrer ihre Beute geborgen, [illegible] merkten, daß der heftige Nordwind das Eis [illegible] nig um sie her zusammendrängte, daß sie so [illegible] als möglich aus ihm herauszukomm[illegible] suchen [illegible] Von jetzt an war ihre Reise ein fortwähr[illegible] K[illegible]pfen mit heftiger Kälte, Stürm[illegible] und Massen von Treibeis. [illegible] Mai war der Baffin ganz von Eisblöcken einge[illegible] der unbewegliche Zustand aber, in welchem [illegible] Schiff befand, so verdrießlich und ängstlich er an sich war, gab unserm Scoresby Zeit und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen. Versuche, die er schon früher über die Magnetisirung des Stahls angestellt hatte, wendete er hier auf die Verfertigung starker und wirksamer Magnete an. Seine Entdeckung, ohne Beihülfe irgend eines magnetischen Körpers, sich künstliche Magnete zu verschaffen und Nadeln in einem Augenblick eine Polarität zu ertheilen, wodurch sie zu Kompassen tauglich werden, ist für Seefahrer von der größten Wichtigkeit: Schiffer, die durch den Blitz um den Gebrauch ihrer Kompasse gekommen sind, können nach seinem Verfahren die Polarität derselben in wenig Sekunden wieder herstellen, und wenn irgend einmal die Mannschaft eines Fahrzeugs genöthigt ist, sich schleunigst in die Boote zu retten, ohne Gelegenheit zu haben, einen Kompaß mitzunehmen — ein Fall, der hundertmal vorkommt — so ist dasselbe Verfahren hinreichend, der Klinge eines Federmessers, oder dem Blatt einer Scheere, oder selbst einem Nagel so viel Polarität zu geben, daß sie, an einem Faden aufgehängt, ihnen den Weg bei ihrer gefährlichen Fahrt zeigen können.

Nach einer Woche löste sich das aufdämmende Eis, und Scoresby, der wenig Aufmunterung gefunden hatte, noch länger in diesen hohen Breiten nach Wallfischen zu suchen, beschloß nach einem südlichern Platz zu segeln. Doch auch hier ward er wieder von Eis umschlossen, und konnte erst am 2. Juni seine gefähr-

liche Fahrt zwischen treibenden Eisfeldern hindurch fortsetzen. Hier erblickte er in der Nähe eines Eisfeldes von 8 bis 10 Meilen im Durchmesser, drei oder vier große Wallfische, die alle den Harpunen entgingen; ein anderer aber, der während des Tages zum Vorschein kam, wurde getroffen. Er blieb ungefähr vierzig Minuten unter dem Wasser, ohne ein einziges mal hervorzukommen; denn aber kam er mitten zwischen den Booten zum Vorschein und war sehr bald abgethan. Sogleich schritt man auch dazu, den Speck und die Barden auszunehmen, was alles in vier Stunden beendigt war. Am nächsten Tage näherte sich der Baffin wieder einem Eisfelde, wo man Wallfische gesehen hatte, und bald hatte Scoresby die Befriedigung, alle Boote auf der „Jagd“ zu haben. In einer Bucht, die durch zwei oder drei unter einem Winkel aneinander stoßende Eisfelder gebildet wurde, ließen sich außerordentlich viele „Fische“ sehen. Sie waren in Trupps [illegible] einem halben Dutzend und darüber zusammen, [illegible] gelegentlich und belebten durch ihr öfteres Er[illegible] die sonst öde und todte Gegend. Es kam ein [illegible], bald nachdem die Boote abgegangen waren [illegible] derselben 2 bis 3 Stunden lang der [illegible]; endlich hellte sich die Luft auf, [illegible] eines der Boote mit einer we[illegible] Zeichen, daß es „fest“ wäre. In[illegible] so, daß wenig Erfolg zu hoffen [illegible] jener Stelle das Eis sehr uneben [illegible] dem Wallfische hinreichende Oeffn[illegible] gestatteten und ihn den wiederholten [illegible]n. Scoresby rief drei von den sieben Booten [illegible] beorderte sie, auf andere Wallfische Jagd zu ma[illegible] deren man noch viele um das Schiff blasen sehen konnte. Eins von diesen Booten kam bald darauf mitten in einen Trupp von 7 oder 8 der größten Art. Sie lagen auf der Oberfläche, auffallend nahe beisammen und durcheinander; aber da die Luft ganz still und ruhig war, wurden sie alle durch das Geräusch der Ruder aufgeschreckt, und während der Harpunirer erst nach diesem, dann nach jenem seine Wurfwaffe richtete, war der ganze Haufe entwischt und die See auf ein Paar hundert Fuß umher voll von Strömungen und kleinen Wirbeln. — Jetzt ließ Scoresby das Schiff in eine tiefe Eisbucht bringen, in welcher das „Festboot“ lag; der Fisch hatte aber die über anderthalb Meilen lange Leine des Bootes, aus dem er verwundet war, nach sich gezogen, hatte sich beinahe zwölf Stunden lang für seine Freiheit gewehrt, und war endlich doch noch entkommen. Als Scoresby nun versuchte aus der Bucht wieder herauszukommen und ein anderes Eisfeld erreichte, an dem er anlegen konnte, kamen wieder zwei Wallfische in seine Nähe, von denen einer durch die Harpune getroffen wurde. Er lief nur vier Leinen (480 Faden) aus, und kam dann in der Mitte eines kleinen See's empor, in welchem die Boote vertheilt waren; sogleich trafen ihn noch drei Harpunen, und in Zeit von anderthalb Stunden, vom ersten Angriff an gerechnet, erlag er den Streichen der Jäger. Er gewährte einen guten Fang: die Barden waren 10 Fuß 3 Zoll, und der Ertrag an Oel wurde auf 14 bis 15 Tonnen geschätzt. Von hier an bis zur Ostküste Grönlands, wohin sich Scoresby nun wandte, sah er nur selten Wallfische, dagegen oft Narwals in Haufen von 15 oder 20 zusammen, und sammelte auf dieser Strecke seine tief durchdachten Beobachtungen über den rothen Schnee und die Krystallisation der Schneetheilchen. Am 8. Juni entdeckte er Land; dieselbe Küste, auf welcher ehedem, weiter südlich, die isländischen Kolonien angelegt worden waren; ehe er es aber betreten konnte, wurde er von Neuem durch Eisblöcke wie in einen Teich eingeschlossen, und da es ihm unmöglich war, herauszukommen oder weiter zu segeln, beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Ablenkung, welche der Baffin in der Magnetnadel hervorbrachte, und als er wieder aus seinem Gefängnisse erlöst war, das gleich gigantischen Massen seinem Schiffe den Untergang drohte, begann er seine Aufnahme der Ostküste Grönlands, und bestimmte die Länge der Gal-Hamke's-Bay nach Monds-Beobachtungen und dem Chronometer, die nach den bisherigen Seekarten um 14 Längengrade differirte. Seine Beobachtungen über Strahlenbrechungen sind werthvolle Beiträge für die mathematische Geographie, und seine anatomische Untersuchung des Narwals liefert den besten Beweis für die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse.

Am 20. Juni gestatteten der Wind und das Treibeis vom Neuen nach Wallfischen umherzukreuzen. Gegen Abend entdeckten sie zwei oder drei in einer Entfernung von einer Stunde. Alle Boote wurden zur Verfolgung abgeschickt; das Schiff versuchte durch einen engen Kanal zwischen dem Treibeis zu folgen, wurde aber so von Schollen eingeschlossen, daß es sich kaum wenden konnte, und gerieth zuletzt noch auf eine „Zunge“ oder ein unter dem Wasser in einer Tiefe von 12 bis 15 Fuß fortlaufendes Stück Eis, von welcher es, nach mehrstündigen, vergeblichen Versuchen loszukommen, erst wieder frei wurde, als einige Boote zu Hülfe kamen, und der Wind und das Drängen anderer Schollen das Eis zerbrach. Als nach diesen verdrießlichen Anstrengungen Scoresby von Neuem seine Aufmerksamkeit auf die Boote richten konnte, bemerkte er, daß zwei derselben fehlten. Vergebens sah er sich vom Mars aus nach ihnen um, schickte vier Boote nach verschiedenen Seiten aus, die Vermißten zu suchen, nach mehreren Stunden kehrten sie aber ohne ihre Kameraden zurück. Endlich aber, als Scoresby von Neuem das Wasser und Eis zu untersuchen begann, sah er die Boote auf der östlichen Seite mit allen Kräften auf das Schiff zu rudern. Sie hatten Unglück gehabt und eines derselben den Harpunirer verloren. Die beiden Boote hatten sich, gereizt durch einen Wallfisch, auf den sie Jagd machten, von den andern Booten getrennt, und durch die Schönheit des Wetters verleitet, waren sie so weit fortgerudert, daß sie das Schiff aus dem Gesicht verloren. Der Wallfisch, den sie verfolgten, führte sie in eine ganze Heerde von Wallfischen; aus Furcht die Thiere aufzuschrecken, ohne ein

einziges harpuniren zu können, blieben sie einige Zeit still liegen, um den günstigen Augenblick zu einem Angriff abzupassen. Einer der Fische kam endlich so nahe bei dem Boot hervor, in welchem der verunglückte Carr, der Harpunirer, war, daß dieser es wagte, auf ihn zurudern zu lassen, obgleich der Wallfisch ihm entgegen kam und wenig Erfolg versprach. Es gelang ihm, das Thier mit seiner Harpune zu treffen. So wie dieses sich getroffen fühlte, schoß es mit großer Schnelligkeit an dem Boote vorüber, brachte dadurch die Harpunenleine aus ihrer Lage, so daß diese, statt über den Vorsteven zu laufen, über den Dollbord ging, und das Boot so auf die Seite legte, daß es anfing Wasser zu schöpfen. In dieser dringenden Gefahr ergriff der wackere Carr die Leine und suchte sie an ihren Ort zu bringen, um das Boot zu heben; durch irgend einen besondern Umstand aber, den Niemand anzugeben wußte, schlang sich die Leine um seinen Arm und riß ihn augenblicklich über Bord und unter das Wasser hin, so daß er nicht wieder zum Vorschein kam. Bestürzung hatte die Leute erfaßt; zwar wandten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Leinen, und vom andern Boote empfing der Fisch bei seinem Emporkommen eine zweite Harpune und mehrere Lanzenstiche, der unglückliche Vorfall hatte aber die Leute so verwirrt, ängstlich und zaghaft gemacht, daß sie ihr Geschäft nicht mit dem gehörigen Eifer verfolgten; sie setzten dem beinahe erschöpften Thiere nicht gehörig zu, ließen ihm Zeit, wieder einige Kräfte zu sammeln, und so gelang es ihm, durch eine gewaltsame Anstrengung, sich von beiden Harpunen zu befreien und zu entkommen. Von jetzt an war an diesem Tage der Baffin in jeder Hinsicht unglücklich und die Bemühungen seiner Mannschaft fruchtlos. Außer dem eben erwähnten Wallfisch, der schon halb todt noch verloren ging, entkamen ihr noch zwei andere, die schon harpunirt waren, und ein Dritter ging in dem Augenblicke, da der Harpunirer seine Harpune auf ihn werfen wollte, unter das Wasser, vor Schrecken, welchen ihm nicht die Annäherung des Bootes, sondern ein Eissturmvogel verursacht hatte, der auf seinen Rücken herabgeschossen und mit seinem Schnabel in die Haut gefahren war. Andere Schiffe, die jetzt in ihrer Nähe sich befanden, waren glücklicher gewesen, und ein Bremer Fahrzeug segelte mit wehender Flagge, dem Zeichen einer vollen Ladung, dem heimatlichen Hafen zu, wo ein freundlicher Willkommen den glücklichen Fischer erwartete. — Nach zwei Tagen dichten Nebels und eines heftigen Sturmes, bei welchem das Steuerruder wesentlich beschädigt wurde, verfolgten sie mehrere Wallfische und harpunirten einen derselben, nachdem er aber ungefähr 300 Faden der Leine nach sich geschleppt hatte, ging die Harpune los und die Beute entschlüpfte. Am Abend wurde ein anderer harpunirt und dießmal mit besserm Erfolg. Es war ein guter Fang, der gegen 20 Tonnen Thran und 2000 Pfund Barden lieferte, deren größte über 11 Fuß hatte. — Jetzt wiederum thätig in Aufnahme der Küste, hatte Scoresby so eben seine Beobachtungen geendigt, als ein Schiff, das er bisher noch nicht gesehen hatte, auf den Baffin zusegelte, und welche Freude empfand er, als er in demselben den „Fame“, das Schiff seines Vaters erkannte. Er ging an Bord desselben, und hatte dort das Vergnügen, seinen Vater und seinen Bruder, der ihn begleitete, begrüßen zu können und gesund und wohl zu finden. In Gesellschaft setzten sie nun ihren Kreuzzug fort. — Da ihre Bemühungen, fern vom Lande Wallfische zu finden, beinahe drei Wochen vergeblich gewesen waren, und außer einem kleinen Wallfisch, ihnen nur ein Narwal zur Beute geworden war, anatomische und physikalische Forschungen mittlerweile die Freistunden unsres Scoresby ausgefüllt hatten, hielt sich dieser für vollkommen berechtigt, seine Nachforschungen näher an der Küste zu machen. Mit Hülfe eines frischen Windes und des hellen Wetters rückte er schnell gegen das Land vor, bis er vor einer, an manchen Stellen meilenbreiten Eisfläche, die mit dem Ufer zusammenhing, aufgehalten wurde, und nun längs der Küste segelte, die er, wie früher, mit der größten Genauigkeit aufnahm. Mit einem Boote landete er an der Küste, begeistert durch die Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, noch einige Spuren von jenen unglücklichen Leuten aufzufinden, deren Schicksal seit beinahe vier Jahrhunderten ein Gegenstand von allgemeinem Interesse gewesen war. Während er das Boot längs der Küste folgen ließ, wanderte er auf der felsigen Anhöhe, die sich nach Westen und Süden immer mehr verflachte und nirgends fruchtbares Erdreich zeigte, über lockere Steine und Felder von Eis und Schnee, vom Kap Lister drei bis vier Meilen westwärts, bis in die Nähe des Kap Swainson, wo er wieder an den Strand hinabstieg. Hier entdeckte er Ueberreste von Wohnungen, die aus zwei kreisförmigen Wänden, an manchen Stellen auch nur aus Reihen von Steinen bestanden. Kaum ein paar Vögel ließen sich am Lande sehen, obgleich es eine Menge von Möven, Tauchern und Eidervögeln auf dem Wasser gab. Geflügelte Insekten dagegen fand er in großer Zahl, besonders auf den Hügeln zwischen den Steinen: verschiedene Arten von Schmetterlingen, Bienen und Muskiten; und in der Nähe des Ufers blüheten einige Pflanzen. Er erhielt daselbst einige schöne Exemplare von Ranunculus nivalis, Andromeda tetragona, zwei oder drei Arten von Saxifraga, Epilobium und Potentilla ꝛc. und eine Art Löffelkraut, Cachlearia anglica. Eine Zwergweide, die kaum einen Finger stark war, sich nur wenige Zoll über dem Boden erhob und drei bis vier Fuß weit seitwärts sich ausbreitete, war die einzige baumartige Pflanze, die er bemerkte. Um 11 Uhr Nachts kehrte Scoresby an Bord zurück; die Luft war ganz mild, und in der Atmosphäre fand, wegen der Wärme, eine ungewöhnliche Strahlenbrechung statt, die nach dem Lande zu allerlei seltsame Erscheinungen zeigte, und ihm das verkehrte Bild des Schiffes seines Vaters wies, das, beinahe 30 Meilen vom Baffin entfernt, ungefähr 17 Meilen jenseits des eigentlichen Horizontes lag.

Sechs volle Wochen hatten unsre Seefahrer nach

Wallfischen gesucht, in dieser Zeit nur wenige, vielleicht kaum ein Dutzend im Ganzen gesehen, und von diesen nur einen einzigen kleinen gefangen; dagegen hatte Scoresby in dieser Zeit, unter Beistand seines Vaters und des Kapitän Lloyd, unermüdlich die Küste aufgenommen und das Land erforscht. Die Zeit des Wallfischfangs ging jetzt zu Ende; das Land war schon mit einer Schneedecke bekleidet, das Meer fing des Abends an zu frieren, und die Dunkelheit, die jede Nacht nach dem Verschwinden der Sonne eintrat, bezeichnete die Annäherung des Winters und erinnerte die kühnen Fischer, daß es bald Zeit wäre, die Küste zu verlassen. Die einzige Hoffnung eines noch glücklichen Erfolgs schien davon abzuhängen, noch weiter nach dem Lande vorzudringen, um zugleich, so weit es ohne Gefahr für den Baffin geschehen konnte, dem Fame Beistand zu leisten, der ganz vom Eise eingeschlossen war und sich nicht durchzuarbeiten vermochte. Der Entschluß war für alle, die bei dem glücklichen Erfolge der Reise interessirt waren, von großer Wichtigkeit, und der Tag selbst, der 15. August, für unsern Scoresby ein sehr glücklicher Tag. Vier Uhr Morgens wurde ihm gemeldet, daß man einige Fische blasen höre, man fürchte aber, es möchte nicht die rechte Art sein. Es wurde sogleich ein Boot zur Untersuchung abgesandt, und angenehm wurden alle überrascht, als auf einmal der Ausruf: „a fall — a fall“ erscholl, der dem Ohr eines Wallfischfängers so lieblich tönt. Glücklicher Weise hellte sich das früher neblichte Wetter in diesem entscheidenden Augenblicke auf, und Scoresby erblickte das Boot mit wehender Flagge, ein Zeichen, daß ein Fisch getroffen war. Sogleich wurden die Boote ausgesetzt, und in demselben Augenblicke fuhr ein Wallfisch bei dem Schiffe vorbei, den die meisten fälschlich für den harpunirten Fisch hielten, und in ihrem blinden Eifer so weit verfolgten, daß der eigentliche Gegenstand des Fanges beinahe darüber verloren gegangen wäre. Nur eins von den sechs Booten kam dem „Festboote“ zu Hülfe, in dessen Nähe der Wallfisch kurz nachher, in einem Zustand großer Erschöpfung, sich emporhob und eine zweite Harpune empfing. Zum Glück war noch ein Boot für einen Nothfall am Bord zurückbehalten worden, das nun zur Unterstützung der beiden andern abging, und mit diesen geringen Kräften wurde, nach einem herzhaften und nachdrücklichen Angriff, der Fang glücklich zu Stande gebracht. Da sich noch mehrere Wallfische hören ließen, wurde der Getödtete an einem Eisstück befestigt, und alle Boote auf's Neue ausgeschickt, um Jagd zu machen. Bald wurden wieder zwei getroffen, beide entkamen aber, weil die Leine nahe an der Harpune riß. Ungeachtet dieser Widerwärtigkeiten setzten sie unverdrossen ihre Nachforschungen fort, und bald wurde wieder ein Wallfisch getroffen. Da kein anderes Boot zur Hülfe bei der Hand war, dauerte es fast zwei Stunden, ehe er zum zweitenmale harpunirt werden konnte. Auf diese zweite Verwundung tauchte das Thier, ohne einen einzigen Lanzenstich erhalten zu haben, bis auf den Grund unter, und starb daselbst. Es war eine verdrießliche Arbeit, den Fisch an den Leinen aufzuwinden, und ihn von einer großen Eisscholle loszumachen, unter die er durch die Strömung getrieben war. Kaum war dieses Geschäft beendigt, als sich noch ein Wallfisch sehen ließ, der auch sogleich verfolgt und glücklich harpunirt und erlegt wurde. Die Strömung hatte mittlerweile das Schiff wieder nach dem Landeis gebracht, das sich jetzt bis zu einer Breite von 14 Meilen vom Ufer aufgehäuft und zusammengedrängt hatte. Mit Mühe arbeitete sich das Fahrzeug einige Meilen ostwärts, und legte an einem kleinen Eisfeld an. Auch der Fame hatte das Glück, aus der Sperre, in welcher er so lange durch das Landeis gehalten worden war, zu entkommen, leider aber zu spät, um von dem „Zug der Wallfische“ noch einen Vortheil zu ziehen. Das Zerlegen der drei Wallfische nahm, mit Einschluß von 3 Stunden, die den Leuten zum Ausruhen gestattet wurden, beinahe 24 Stunden weg. Der Ertrag von diesen drei Thieren wurde auf 60 Tonnen Oel und 3 Tonnenlast Fischbein angeschlagen, die zusammen etwa 2100 Pfd. St. werth sein mochten. Ein wichtiger Zuwachs zu der bisherigen Ladung, die unsern Scoresby auf einmal den glücklichsten Fischern in dieser Jahreszeit gleich setzte. — Von jetzt an bis zum 23. August hatte der Baffin viel mit starken Winden und gegeneinander fahrenden Eismassen zu kämpfen; an diesem Tage aber erhob sich das Unwetter zu einem völligen Orkan; der Schnee mit spitzem Hagel vermischt fiel so dicht, daß man kaum hundert Schritt weit sehen konnte; die Eisberge schlossen das Schiff von allen Seiten ein, und durch das Zusammendrängen zweier, gegen 20 Fuß hoben Eisfelder, deren jedes über eine Meile im Durchmesser hatte, wurde der Baffin auf eine Eiszunge hinausgeschoben, die von dem einen Eisfelde unter dem Wasser ausging, und saß jetzt wie zwischen die Eismassen eingekeilt. Jeden Augenblick mußten die muthigen Seefahrer Schiffbruch fürchten, und bereiteten sich schon vor, auf dem Eise eine Zuflucht zu suchen. Die einzige Hoffnung einer Rettung in einem solchen Unglück war die muthmaßliche Nähe des Fame, doch auch diese Hoffnung war gering, da dieser sich wahrscheinlich in einer eben so schlimmen Lage befinden mußte. In diesem Zustand der Angst und Sorge, der mehrere Stunden dauerte, wurde Scoresby plötzlich durch eine neue Quetschung im Eise aufgeschreckt, die sich durch das Krachen des Schiffes und die Bewegung des Berges verrieth, und den Augenblick der Zerstörung herbeizuführen schien. Durch eine besondere Fügung der Vorsehung wurde aber dieser neue Stoß, der das Schiff in der Gegend des Bugs traf und das Eis spaltete, das Mittel zur Rettung der Eingeschlossenen. Nur mit Mühe entgingen sie indeß einige Stunden später einer ähnlichen Gefahr, und hatten bis zum 27., wo sie sich zur Rückkehr rüsteten, noch manche schwere Stunde zu überstehen. — In der Nacht vom 26. August hatten sie die Küste Grönlands aus dem Gesichte verloren und setzten ihren Lauf nach Osten fort, vielmal noch

von Eis und Stürmen bedroht. Am 5. September erreichten sie die westlichste der Faröer-Inseln; vom neunten bis eilften hatten sie heftigen Sturm, der am Nachmittag des letztgenannten Tages mit der Wuth eines Orkans auf den Baffin losbrach, so daß die Segelstangen unter dem Stoß zitterten und das Schiff fast bis auf die Enden der Deckbalken getrieben wurde. Scoresby war nicht nur der Gewalt des wüthendsten Sturmes, den er je erfahren, und dem Toben des ungestümsten Meeres, dessen Wogen durch die plötzliche Veränderung des Windes zu Bergen erhoben wurden, blosgestellt, sondern auch durch die nahe, gefahrvolle Küste mit allen Schrecknissen des Schiffbruches bedroht. Eine unglückliche Welle, die mit schrecklicher Gewalt an die Seite des Schiffes schlug und eine große Masse Wasser über das Verdeck stürzte, riß einen der Offiziere mit sich fort in's Meer. So traurig der Verlust eines Gefährten war, so gestattete die dringende Gefahr in diesem Augenblicke nicht, den Empfindungen des Schmerzes und des Mitgefühls nachzuhängen. um so weniger als alle Hände zu thun hatten, das Schiff vom Scheitern abzuhalten. Bis zum sechzehnten blies der Wind abwechselnd stürmisch, von da an aber unsern Reisenden ungemein günstig. An diesem Tage passirten sie die Insel Man, und konnten nun hoffen, den folgenden Tag ihren Hafen zu erreichen. Bei dieser Annäherung zur Heimath nach einer Abwesenheit von beinahe sechs Monaten, in welcher Scoresby nicht die geringste Nachricht von seiner Familie und seinen Freunden, nicht das kleinste Zeichen ihres Wohlbefindens erhalten hatte, erfüllte ein mehr ängstliches, als erfreuliches Gefühl seine Brust. Die Besorgniß, wie es mit denen, die seinem Herzen am theuersten waren, aussehen möchte, hatte bei ihm, den sonst nichts zu beugen vermochte, eine Beklommenheit hervorgebracht, welche die Freude, die sonst die Rückkehr nach einer langen Abwesenheit hervorbringt, fast gänzlich unterdrückte. Der Lootse, der bei Greet Orme's Head an Bord kam und unserm Scoresby aller weitern Sorge und Verantwortlichkeit wegen des Baffin überhob, wich seinen ängstlichen Fragen nach seiner Familie und seinen Freunden, ob aus wirklicher oder verstellter Unkunde, aus, und gab ihm keine befriedigende Antwort. Noch eine peinliche Nacht mußte unser Freund in seiner Ungewißheit zubringen, und erst am nächsten Morgen kam der Baffin mit Hülfe der Fluth in den Kanal, wo er aber von Neuem ankern mußte. Zahlreiche Boote und Dampfboote fuhren bei ihnen vorüber; einige der ersteren hielten am Baffin an, um Freunde zu begrüßen, indessen konnte er von keinem derselben einige Nachricht von den Seinigen erhalten. Endlich, während er in großer Bewegung auf dem Verdecke auf und ab ging, sah er ein Boot auf sich zukommen, und erkannte in demselben einen Freund. — Sonst pflegten die Freunde schon von weitem Zeichen einer freundlichen Begrüßung zu geben, dießmal aber blickte Scoresby vergebens nach einem Merkmale der Freude; die niedergeschlagenen Blicke zeigten ihm deutlich, daß ein Bote der Trauer käme. Länger konnte er sich aber nicht mehr halten, und rief daher laut: „wie steht's? alles wohl?“ — ein matter Blick des Freundes bestätigte Scoresby's trübe Ahnung. „Laß mich das Schlimmste wissen!“ rief er diesem zu, und der Freund ergriff seine Hand, drückte sie mit Herzlichkeit, und sagte mit theilnehmender Rührung: „Es thut mir wehe, daß ich's sagen muß — deine gute Frau ist nicht mehr!“ —

Die Ausarbeitung des Tagebuchs seiner Reise sollte Scoresby eine Erleichterung seines Schmerzes verschaffen, — die Trauernachricht selbst aber hatte den größten Einfluß auf sein späteres Leben.

Eisen.

Eisen ist es, was dem Blute die rothe Farbe verleiht! es pocht in jedem Pulsschlage, ohne Eisen ist keine Stunde unsers Daseins. Mit eisernem Arme ergreift oft das Leben den jungen Ankömmling im Mutterschooß; Eisen bereitete ihm die Wiege und wird seinen Sarg fügen, den die eiserne Schaufel des Todtengräbers zudeckt. Eisen begleitet den Menschen durch's Leben: sei es als Schwert oder als Pflug, als Nadel oder Ambos, als Stahlfeder oder Büchse — Eisern ist unser Loos! —

Die Vorsehung hat das Eisen in ungeheurer Masse unserm Planeten gegeben, aber nicht in die heiße Zone legte sie es, deren Glut jede Thatkraft lähmt: es ist mehr gegen die Pole, in den Norden der gemäßigten Zone vorzüglich, abgelagert; der Aequator glüht über Gold- und Silberadern. Es kommt in den verschiedensten Mischungen mit andern Metallen und Gesteinen, am meisten aber mit Schwefel vererzt, als Schwefelkies vor, dessen blanker Goldglanz Unkundige häufig täuscht. Gediegen bringt es die Natur selten und stets nur in geringen Massen, unsrer Erde angehörig, hervor, weßhalb es weit später, wie das Kupfer, welches man oft gediegen findet, zu Werkzeugen benutzt ward; die ältesten Waffen sind von Kupfer. Doch trifft man mächtige Blöcke von **Meteoreisen**, die zum Theil in der Geschichte bemerkt, als grause Wunder, aus der Luft herabfielen und zum Theil noch jetzt den Umwohnern ihren Eisenbedarf liefern, wie der ungeheure Block Meteoreisen, den Pallas in Sibirien fand und noch jetzt auf mehrere hundert Centner Gewicht schätzt, obgleich die umwohnenden Korjäken und Jakuten schon seit manchem Jahrhundert ihre Waffen u. s. w. davon fertigen. Einen ähnlichen Klotz Meteoreisen sah Humboldt bei Durango im Innern Mexico's.

Schon in den Urzeiten wurden Fälle von Meteorsteinen beobachtet und sie zum Theil besonderer Verehrung werth gehalten. So der Stein, der zu Pessinus in Phrygien als Mutter der Götter verehrt wurde; der Stein des Sonnengottes in Sidon; der Sonnenstein, der 1478 v. Chr. in Kreta niederfiel; der schwarze Stein an der Kaaba zu Mekka; der Jakobsstein im

Krönungsstuhl der Westminsterabtey; der sogenannte verwünschte Burggraf im Schloß Elnbogen ꝛc. Neuere Fälle von Meteorsteinen ereigneten sich am 6. März 1681 in Schlesien, eine 2 Centner schwere Masse. Am 29. Mai 1751 ein 71 Pfund schwerer zu Hrachina in Croatien; am 13. Septbr. 1768 eine Menge faustgroßer Stücke bei Lucé im Sarthedepartement. Am 20. Novbr. 1770 entzündeten glühend herabfallende Steine ein Gebäude zu Maurkirchen im Innviertel, weßhalb Prozessionen angeordnet wurden. 1772 am 12. August schlug in Veltheim bei Braunschweig eine Feuerkugel in's Fenster eines Bauernhauses, verbrannte den Arm der webenden Frau, und entzündete das Garn auf dem Webstuhl; der Stein wog 7½ Pfd. Am 24. Juli 1790 fielen bei Carbotan und Créon eine Menge Steine, deren einer 20 Pfd. wog; die Feuerkugel, die sie zerplatzend umherstreuete, ward zu Toulouse und Bordeaux gesehen. Am 13. Dezember fiel eine 83 Pfund schwere Masse mit schmetterndem Donner zu Woldcottage in Yorkshire und erschlug einen pflügenden Ochsen. Am 26. April 1803 sah man zu Falaise eine kleine, wie dunkelglühende Wolke, die donnernd platzte, und nach Chladni's Schätzung über 2000 Meteorsteine auf eine Quadratstunde Raum ausstreuete, im Gewicht von 18 Pfund bis zu 2 Quentchen. 1804 am 4. Juli stürzte zu East-Norton eine Feuerkugel auf den Gasthof zum weißen Ochsen, zerschmetterte den Schornstein und warf acht Meteorsteine in die Küche, deren größter 31 Pfd. wog. 1808 am 22. April Morgens, als die Leute bei hellem, wolkenlosem Himmel nach Stannern in Mähren in die Kirche gingen, senkte sich schnell eine Nebelwolke herab, die mit einem Krachen, von dem die Erde bis Hollaborn erbebte, plötzlich verschwand, worauf ein Knattern, wie das eines Peletonfeuers, erschallte und der Himmel nach wie vor in ungetrübter Heiterkeit erglänzte. Im Durchmesser einer halben Stunde, so weit der Nebel reichte, fand man Löcher, und auf ihrem Boden Steine, die theils gerade herab, theils in verschiedener, schräger Richtung eingedrungen waren. Man sammelte davon etwa 2½ Centner, von der Größe eines Kindskopfs bis zu der einer Wallnuß.

Auch in neuester Zeit sind oft Fälle von Meteorsteinen genau beobachtet und meistens ein lauter Knall dabei bemerkt, nicht aber jedesmal eine Feuer-Erscheinung. Die herabgefallenen Massen bestehen zum größten Theil aus reinem Eisen, mit Zusatz von etwas Nickelmetall, andere dagegen bestehen aus erdigen Stoffen, in denen Thon- und Bittererde mit Kiesel und Schwefel vorherrschen, und sind mit Fäden und Adern von Nickeleisen durchzogen. Außen haben alle ohne Ausnahme eine schlackige, verglaste Rinde.

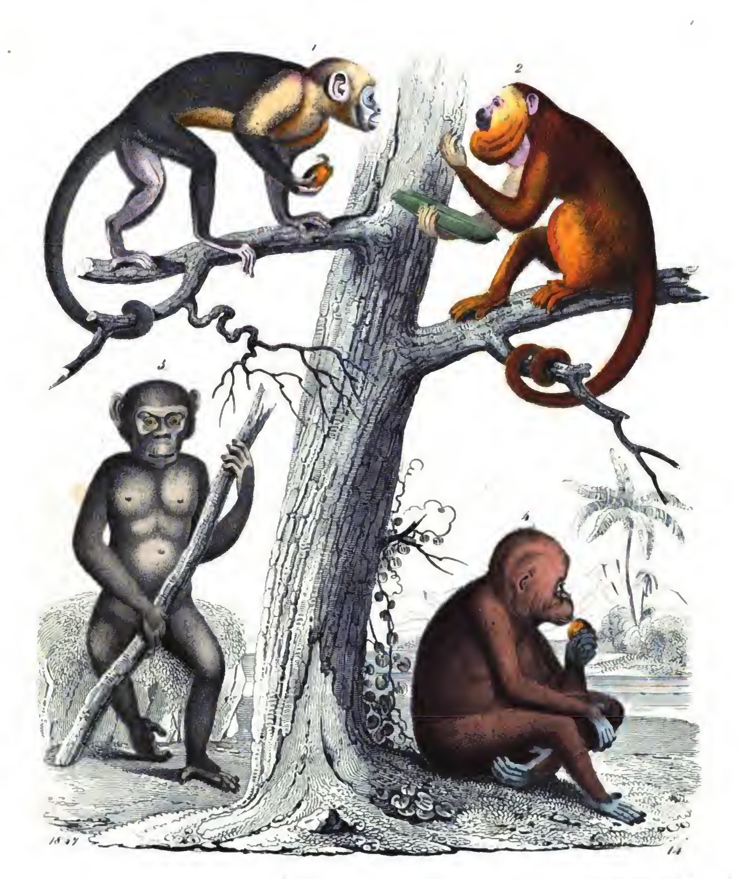
Natürlich ist die Frage: „woher kommen diese aus der Luft fallenden Metallmassen?" — sehr schwer aber ihre Beantwortung. Nach Proust reißt sie das leuchtende Meteor mit von der Erde in die Höhe, und zwar aus den Polargegenden, wo sie, mit der Kraft diese Steine aufzuschwingen, entstehen sollen. Nach Izarn sind es Keime von Planeten, die sich im Weltraume erzeugt, und der Erde so weit genähert haben, daß ihre Anziehungskraft sie ergriff, welche Ansicht v. Zach und Lichtenberg modifizirend theilen. Vauquelin, Herschel u. A. halten sie für Auswürflinge von Mondsvulkanen, die bis in unsre Atmosphäre geschleudert wurden ꝛc.

Welche Hypothese die richtigere ist, mögte vor der Hand wenigstens schwer zu bestimmen sein. Daß der Mond thätige Vulkane von so ungeheurer Größe hat, daß die der Erde keinen Vergleich damit aushalten, ist durch häufiges Beobachten von Ausbrüchen indeß fest begründet. Schröter beobachtete eine solche 14 Tage dauernde Eruption vom 4. Mai 1805 an, und konnte die nachherige Formveränderung des Kraters deutlich erkennen.

Ein zweites, äußerst merkwürdiges und wichtiges Eisenerz ist das Magneteisen. Es ist in Schweden und Sibirien so heimisch, daß ganze Berge desselben, von denen das einhüllende Gestein abwitterte, z. B. bei Danemora, blos dastehen. Es wird aber auch, wie wohl schwächer an Kraft und seltener, in Böhmen, Mähren, Steyermark, auch in Nordamerika gefunden. Es kömmt blätterig, körnig und dicht vor, auf Gängen des Urgesteins im Thonschiefer, Glimmerschiefer und Gneis, mit Granat, Strahlstein, Augit, Serpentin, Chlorit ꝛc. verwachsen. Das daraus gewonnene Eisen wird sehr geschätzt, noch wichtiger aber wird es durch die Eigenschaft, sich mit seinen Polen nach Nord und Süd zu wenden, und metallisches Eisen anzuziehen und festzuhalten. Jedem Eisenstück, welches mit ihm nach gewissen Regeln bestrichen wird, theilt es die Kräfte mit, und eine magnetische Stahlnadel, die in ihrer Mitte auf einer Spitze schwebt, der Kompaß, ist es, der den Schiffer, der über sich nur den umwölkten Himmel, unter sich nur die grollende See sieht, nie trügend seine sichere Bahn führt. Schon lange ist der Kompaß bekannt, und die Chinesen haben ihn wahrscheinlich noch länger wie wir. Ohne ihn wäre alle Schifffahrt im hohen Meere unmöglich: aber seinen Erfinder kennt man nicht. Unbekannt, wie ein guter Geist gab er uns ein Geschenk, dessen Größe nur der Schiffer in schwarzer Sturmnacht zu würdigen vermag.

Die Magnetnadel zeigt nicht gerade auf den Erdpol, sondern weicht in genau bekanntem Maaße von ihm ab, welches man die Deklination derselben nennt. Auch schwebt sie nicht wagrecht, sondern neigt sich unter den Horizont, oder inklinirt. Alles größere Eisenwerk wird von der Kambüse oder dem Kompaßbehälter weit entfernt, um die Richtung der Nadel nicht zu irren.

Man hat auf Anregung des englischen Schiffslieutenants Smith, Kugeln von Magnet, auf Quecksilber schwimmend, statt des Kompasses angewandt, die man Terrellen (Diminutiv von terra) nannte. Sie waren mit den Graden der Länge und Breite bezeichnet, und gewährten, ruhig stehend, wesentliche Vortheile: erwiesen sich jedoch im schaukelnden Schiff unpraktisch.



Die Kenntniß des Magnets ist uralt. Schon in dem Gedichte von den Steinen, λιθικά, welches von Orpheus herrühren soll, wird er als μαγνητης erwähnt. Schaurige Mährchen erzählt der alte Matrose vom Magnetberg am Pol, der das Schiff, das ihm nahe kommt, an sich reißt und festhält, bis auf seinem schwarzen Gipfel die Knochen der verhungerten Mannschaft bleichen.

Ueber die Kraft, mit welcher Magnete wirken, hat Musschenbroek sehr genügende Versuche angestellt. Sie ist nach der Stärke der Magnete, nach ihrem Gewichte, ihrer Gestalt, nach der Art, Form und Entfernung des angezogenen Gegenstandes vom wirkenden Punkte und nach der Stellung des Magnets zum Erdkörper sehr verschieden. Reines, weiches Eisen wird am stärksten, schwächer Stahl, gehärtetes Eisen und seine Erze, noch schwächer die Auflösungen von Eisen in Säuren, und vollkommenes Eisenoxyd gar nicht angezogen. Außerdem wird metallischer Kobalt, Nickel, Uran und Chrom vom Magnet etwas ergriffen.

Die Stärke des Magnets hängt nicht gerade von seiner Größe ab. Cavallo besaß einen Magnet, der 7 Gran wog und 300 Gran trug. Magnete über Pfundschwere tragen selten das zehnfache ihres Gewichts. Kleine Stücke, die man aus natürlichen oder künstlichen Magneten herausschnitt, trugen oft mehr, als der ganze.

Die Anziehungskraft des Magnets wird nicht durch einen Körper geschwächt, der zwischen ihn und den anzuziehenden Gegenstand gebracht wird, sobald derselbe nur nicht eisenhaltig ist, und wirkt ungehemmt durch Holz, Glas, Messing ꝛc., wie durch den luftleeren Raum. So kann man Eisenfeile, Nähnadeln u. dgl. durch den Tisch oder einen Teller bewegen, wenn man einen Magnet darunter hält.

Die Kraft eines Magnets will geübt sein, und wird durch tägliches Vermehren seiner Last gestärkt. Ist aber hiermit ein gewisser Punkt erreicht, so ist ein weiteres Steigern nicht mehr möglich. Geschwächt wird sie durch gewaltsames Entreißen des Ergriffenen, durch Stoß, Schlag, Fall u. dgl. m. Ebenso wird sie durch Hitze geschwächt, durch Glühen vernichtet.

Das Wesen des Magnets, die magnetische Kraft, gehört zu den Inponderabilien oder unwägbaren Dingen, wie Electricität, Wärme, Licht, deren Wesen zu fein ist, um durch unsere Hülfsmittel erfaßt und in ihrem Sein völlig verstanden zu werden, obwohl die gröbsten Sinne ihr Dasein nicht zu leugnen vermögen. Der Magnetismus hat manche Aehnlichkeit mit der Electricität, obwohl er wesentlich von ihr verschieden ist. Er hat eine bestimmte Strömung nach oder von Nord, in deren Richtung jeder Magnet seine Achse zu bringen strebt. Ein weiches Stück Eisen, in dieser Richtung schwebend erhalten, wird von selbst magnetisch, so wie jedes Stück Stahl, welches häufig in Einer Richtung, und nicht auf ihr zurück stark gestrichen wird, wie die sogenannten Durchschläge der Schlosser, die meistens magnetisch durch den Gebrauch geworden sind.

Weitere Eisenerze sind: der Glaskopf, das Bohnerz, der Brauneisenstein, der Ilvait, der Eisenrahm, das Sumpf- oder Raseneisen ꝛc.

Die Vierhänder, insbesondere die Affen der alten Welt.

(Taf. 14.)

Die Vierhänder oder Affen bilden die zweite Ordnung der ersten Klasse des Thierreichs, nähern sich hinsichtlich ihrer äußern Gestalt dem Menschen am meisten, bieten aber in ihrem Baue bedeutende Verschiedenheiten von dem des menschlichen Körpers. Man nennt sie Vierhänder, weil ihre vordern und hintern Gliedmaßen mit Händen versehen sind, die aus vier lang gespaltenen Fingern bestehen, die einen entgegensetzbaren Daumen haben, der indessen bei den drei Gattungen: Stummelaffe, Colobus; Klammeraffe, Ateles, und den Seidenaffen, Jacchus, an den vordern Extremitäten fehlt, oder nur wenig von den übrigen Fingern getrennt ist. Nur mit Mühe gehen sie aufrecht: am gewandtesten noch einige der höheren Arten, und gewöhnlich brauchen sie alle vier Hände, um sich fortzubewegen; aufrecht gleicht ihr Gang dem eines Kindes, da sie nur auf den äußern Rand des Fußes auftreten, und das schmale Becken dem Halten des Gleichgewichtes nicht günstig ist. Zum Klettern sind sie dagegen sehr geschickt, und die Bäume, auf denen sie gesellig leben und von einem zum andern springen, ohne auf den Boden zu kommen, fast ihr ausschließlicher Aufenthalt. Einige Gattungen sind ungeschwänzt, andere haben einen kurzen, wiederum andere einen langen, schlaffen Schwanz, und noch andere einen langen Greifschwanz, dessen sie sich als einer fünften Hand zu bedienen vermögen, und sich mit demselben nicht nur an Bäumen aufhängen, sondern auch allerlei damit fassen und an sich bringen können. Mehrere Arten haben Backentaschen, worin sie ihre Speisen sammeln und weich werden lassen, ehe sie dieselben kauen und hinunterschlucken; bei andern fehlen dieselben, und sie zermalmen ihre Speisen wie der Mensch. Viele haben einen runden, menschenähnlichen Kopf, ein nacktes, glattes Gesicht und anliegende, gewundene, nackte Ohren, allein durch die sich allmählich verlängernde Schnauze, durch den mehr oder weniger langen Schwanz, den die meisten Arten haben, durch den Gang auf allen Vieren und durch den ganz behaarten Körper entfernen sie sich immer mehr von der menschlichen Gestalt. Die schöne Bildung des menschlichen Kopfes ist bei ihnen in eine widrige, fratzenhafte Verzerrung untergegangen; die Stirn ist bei allen niedrig, meist ungewölbt, die Nase eingesenkt, klein, oder nicht ihrer Länge nach hervorragend, der Ohrrand ohne freies Läppchen. Vernunft und Sprachfähigkeit fehlen den Affen gänzlich: sie lernen, trotz ihres Nachahmungstriebes, der sprichwörtlich geworden ist, nicht einen einzigen Laut nachbilden, und ihre Stimme ist weiter nichts als ein widriges Plärren, Heulen, Schreien, Brüllen, Pfeifen und Zischen, wodurch sie sich ihres Gleichen verständlich machen. Sie sind falsch, boshaft, tückisch, diebisch und unanständig, lernen mit Leichtigkeit allerhand Possen und Gaukeleien, sind aber auch dabei störrisch und ungehorsam, und verderben durch Zwischenstreiche, die ihnen plötzlich einfallen, oft den Spaß mitten im Spiele; springen, ehe man sich's versieht, einen Menschen an, um ihn zu zausen, besonders aber Personen weiblichen Geschlechts, die sich daher in Thierbuden, wo einzelne dieser Thiere frei herumgehen, immer entfernt von ihnen halten sollten. Der Nutzen der Affen ist, ausgenommen, daß ihr Fleisch eine gute Speise bietet und allgemein gegessen wird, höchst unbedeutend, und die kleinen Dienste, zu welchen man sie abrichtet, wie Wachestehen, Aufwarten, Holz- und Wasserholen, werden von ihnen nur so lange ausgeübt, als ihnen ihre natürliche Narrheit und Possenhaftigkeit keinen Streich

spielt, und ihre Aufmerksamkeit auf irgend eine alberne Bosheit lenkt. — Die Augen Aller sind groß, geistlos und unstät, und liegen näher zusammen, als beim Menschen; die knöcherne Augenhöhle ist ringsum geschlossen; die Ohren stehen zu den übrigen Theilen des Kopfes in geringerm Ebenmaaße, und sind von verschiedener Bildung; in der Gestalt und Zahl der Zähne, besonders der Backzähne, stimmen sie ziemlich mit dem Menschen überein, nur sind die Eckzähne länger als die andern, und einige Gattungen haben unten sechs, oben jedoch nie mehr als vier Schneidezähne. Alle haben ein Zwischenkieferbein und mehrere auf jeder Seite des Kehlkopfes einen Sack, der sich beim Schreien mit Luft füllt. Das Untergesicht ist meistens schnauzenartig hervorgezogen, die Lippenränder fehlen und die Gesichtszüge sind alt, häßlich und faltig, ohne etwas Edles und Würdiges. Der Hals ist kurz und der Rücken meist krumm; die Schultern zugespitzt und mehr nach vorn liegend. Der Körper und die Gliedmaßen sind bei allen mit Haaren bedeckt; der Leib ist hager; Arme und Beine sind unverhältnißmäßig lang und dünn; der Oberarm kürzer als der Vorderarm, der Oberschenkel kürzer als der Unterschenkel; die Brust ist schmaler und länger als beim Menschen, und mit zwei Milchdrüsen versehen; der Bauch hervorstehend. Die Backenknochen sind länglich, das Becken schmal, und das Gesäß eben so wenig abgerundet als die Oberschenkel. An einigen Arten findet man nackte Gesäßschwielen. Die Knie stehen spitzig hervor, breite Fersen und dicke Waden mangeln, und daher erscheint auch der aufgerichtete Gang der Vierhänder schwankend und schwerfällig, und ihre gebogene Stellung noch auffallender, als bei blödsinnigen Menschen und Kretins. Nimmer vermögen sie ihr Haupt so frei und aufrecht zu erheben, als der Mensch, in dessen aufgerichteter Gestalt schon der Keim zur Erkenntniß der eigenen ewigen Dauer enthalten ist. — Der innere Bau ist mehr mit dem des Menschen übereinstimmend, nur ist bei Manchen die Leber in mehrere Lappen geschieden.

Die Ordnung der Vierhänder wird von den Gelehrten verschieden eingetheilt. Einige unterscheiden ungeschwänzte, kurzgeschwänzte und langgeschwänzte Affen; Andere Affen der alten und Affen der neuen Welt. — Einige nehmen drei Familien an: Affen, Simiae; Seidenaffen, Hapale, und Halbaffen, Prosimii; Andere dagegen vier: eigentliche Affen, Meerkatzen, amerikanische Affen und Halbaffen. — Oken theilt sie in Nacht-Affen mit regelmäßigen Schneidezähnen und in Tag-Affen mit vier regelmäßigen, breiten Schneidezähnen oben und unten, die wiederum dieselben Entwickelungsstufen nach den Sinnesorganen haben, wie die anderen Zünfte, und von ihm folgendermaßen in 5 Hauptgattungen gebracht werden:

A. Nacht-Affen: kleine Affen mit großen Augen und spitzigen Schneidezähnen.
  1. Gattung. — Haut- oder Finger-Affen, Psilodactylus, die sich durch den Gefühlsinn, besonders aber den langen Mittelfinger, charakterisiren.
  2. G. — Zungen-Affen, Lemur, die durch den Geschmacksinn, besonders die rauhe, katzenartige Zunge, und eine Hundsschnauze unterschieden sind.
  3. G. — Nasen-Affen, Stenops, die sich durch die aufgestülpte, spitzige Mopsnase auszeichnen.
  4. G. — Ohren-Affen, Otolicnus, durch lange Hasenohren kennbar.

B. Tag-Affen: Affen mit mäßigen Augen.
  5 G. — Augen-Affen, Simia, welche mäßige Augen und 4 breite Schneidezähne haben.

Auch diese letzte Gattung der eigentlichen Affen ordnet Oken nach der Entwickelung der Sinnesorgane, bekennt aber, daß es wegen ihrer großen Menge schwer sei, dieselben mit einiger Sicherheit an ihren gehörigen Ort zu bringen, und will, daß seine Anordnung nur als ein vorläufiger Versuch angesehen werden solle. Nach diesem zerfallen die eigentlichen Affen in folgende zwei Haupt-Abtheilungen und 5 Untergattungen:

I. Amerikanische Affen oder Breitnasen.
  A. Wickel-Affen, die einen Schwanz haben, dessen Spitze sich um Zweige wickeln kann (Cebus), Sapajons.
    1. Haut-Affen, mit ausgezeichnetem Gefühlsinn im Schwanze.
      a. Greif-Affen, mit nackter Schwanzspitze: Brüll-Affen, Mycetes; — Klammer-Affen, Ateles.
      b. Roll-Affen, mit ganz behaartem Schwanze: Sajous.
  B. Wedel-Affen, die einen schlaffen und ganz behaarten Schwanz haben (Callithrix), Sagouins.
    2. Zungen-Affen, die durch den Geschmacksinn charakterisirt sind: bei den meisten springen die Zähne stark vor, bei andern fehlt der hintere Backenzahn. Sakis.
      a. mit vollständigem Gebiß: Fuchs-Affen, Pithecia; — eigentliche Sangouins; — Kurzohren, Aotus.
      b. mit unvollständigem Gebiß: Seiden-Affen, Hapale.

II. Affen der alten Welt oder Schmalnasen.
  A. Geschwänzte Affen.
    a. Rüssel-Affen.
    3. Nasen-Affen, die durch die Nase charakterisirt werden; — die Naslöcher liegen bei ihnen vorn an der abgestutzten Schnauze: Paviane, Cynocephalus.
    b. Schnauzen-Affen.
    4. Ohren-Affen, die durch den Gehörsinn charakterisirt werden. — Sie haben ziemlich menschliche Ohren, eine mäßige Schnauze mit darauf liegenden Naslöchern, und meistens einen sehr langen Schwanz.
      a. Langschnauzen: 1) Kurzschwänze: Magot. — 2) Schlaffschwänze: Meerkatzen, Macaco.
      b. Kurzschnauzen: 1) Kurzbeine, Cercopithecus. — 2) Langbeine oder Schlank-Affen, Semnopithecus.
  B. Ungeschwänzte Affen.
    5. Augen-Affen, die durch die Augen charakterisirt werden, ein ziemlich menschenartiges Gesicht, aber keinen Schwanz haben.
      a. Lang-Arme, Hylobates.
      b. Kurz-Arme, Simia.

In Nachfolgendem adoptiren wir Cuviers Eintheilung, die wir nach den neuesten Entdeckungen englischer Naturforscher suppliren; unbefangene Forscher werden erkennen, daß Oken derselben bei Entwerfung seiner Uebersicht nicht wenig zu danken hat. — Nach derselben zerfällt die Ordnung der Vierhänder in zwei Hauptabtheilungen: in Eigentliche Affen, Simiae, und in Aeffer oder Halb-Affen, Prosimii.

Die eigentlichen Affen, die sich in Bezug auf Körperbildung in ihren vollkommenen Arten dem Menschen am meisten nähern, haben vier breite, an einander schließende Vorderzähne, Backenzähne mit stumpfhöckerigen Kronen und vorstehende Eckzähne, die ihnen als Waffe dienen und bei geschlossenem Maule sich in eine Lücke der gegenüberstehenden Kinnlade einfügen. Mit Ausnahme einiger Arten haben sie an allen Fingern wahre, den menschlichen ähnliche Plattnägel, und nur bei der Gattung Jacchus und Midas (Hapale. Illig.) ist der Daumen der Vorderhände von den übrigen Fingern fast gar nicht getrennt, also nicht entgegensetzbar, und daher haben diese eigentlich nur zwei Hinterhände. — Nur die größten Arten der eigentlichen Affen erreichen die mittlere Länge des Menschen, während viele kaum von der Größe einer Katze sind. Der Körperbau ist mehr verlängert und schlank, als gedrängt, und einige Arten zeichnen sich durch auffallende Magerkeit des Körpers und lange, dünne Glieder aus. Auf der Rückenseite sind sie mit dichtem, aber feinem Haar bedeckt, besitzen aber nicht jenes weiche Wollenhaar zunächst der Haut, das bei den Thieren kälterer Klimate vom Grannenhaare überdeckt wird. Die Färbung dieses Haares ist außerordentlich verschieden: gelblich, gelbbraun, grünlich, goldbraun, bläulich, weiß, silbergrau, schwarz oder nach den Körpertheilen verschieden. Die Unter- und Vorderseite des Körpers ist in der Regel sehr dünn behaart, einzelne Theile des Körpers sogar nackt, und in diesem Falle mit einer verdickten, meist lebhaft gefärbten Haut überzogen.

Die Aeffer oder Halb-Affen, Prosimiae oder Lemuridae, unterscheiden sich von den eigentlichen Affen durch ihr Gebiß: sie haben oben vier, durch eine Lücke geschiedene, unten 6 oder 4 Schneidezähne ($\frac{2.2}{6}$ oder $\frac{2.2.}{4}$); die Backenzähne fangen an spitzige, ineinander greifende Höcker zu erhalten, wodurch sie sich den Insektenfressern nähern. Ihre Gestalt ist mehr schmächtig und verlängert als gedrungen; der Kopf ist spitzig, fast fuchsartig; die Augen sind groß, bei einigen dicht zusammenstehend; die Schnauze spitz; die Nasenlöcher stehen an der Spitze der unbehaarten Schnauze. Die Hintergliedmaßen sind länger als die vordern; an der Vorderhand befindet sich ein wahrer Daumen; bei mehreren Arten ist der vordere Zeigefinger sehr verkürzt; der Daumen der Hinterhand ist groß und nach vorn sehr verbreitert; der Zeigefinger derselben trägt eine pfriemenförmige Kralle, alle übrigen Nägel sind aber Plattnägel. Der Pelz ist dicht und wollig; der Schwanz ist theils kurz, theils lang, niemals Greifschwanz, und fehlt bei vielen Arten ganz. Die Hirnschale ist im Verhältniß zum Gesichtstheile kleiner als bei den eigentlichen Affen, und da das Stirnbein so zurückfällt, daß es mit dem Nasenknochen vom Scheitel an eine fortgesetzte Ebene bildet, bleibt keine Spur von Stirn. Die Augenhöhlen sind seitlich, nicht mit einer vollständigen Knochenwand umschlossen, und stehen mit den Schläfengruben in Verbindung. — Die Aeffer sind nur Nachts thätig, und in Ostindien und den ostindischen Inseln, auf Madagaskar und im Innern Afrika's zu finden.

Die eigentlichen Affen theilt man in zwei Familien:

I. Affen der alten Welt oder spitznasige Affen, Simiae Catarrhini, die nur 20 Backenzähne ($\frac{5-5}{5-5}$) haben, die mit stumpfhöckeriger Kaufläche wie die menschlichen versehen sind, und deren einander genäherten, mehr nach unten als nach vorn geöffneten Naslöcher durch eine schmale Scheidewand getrennt werden. Sie haben meist Gesäßschwielen und Backentaschen, sind theils geschwänzt, theils ungeschwänzt, haben aber nie einen Greifschwanz.

II. Affen der neuen Welt oder breitnasige Affen, Simiae Platyrrhini. Sie haben 24 mit scharfen Spitzen versehene Backenzähne ($\frac{6-6}{6-6}$); die seitlich stehenden Naslöcher sind durch eine breite Scheidewand getrennt; der Schwanz fehlt nie, und ist bei den meisten Arten Greifschwanz; das Gesäß ist ohne Schwielen, und Backentaschen sind nie vorhanden.

Die Affen der alten Welt zerfallen in 8 Gattungen, und zwar:

a. in ungeschwänzte, ohne Gesäßschwielen und ohne Backentaschen.

1. G. — Tschimpanse, Troglodytes, Fig. 3, mit langer, vorn abgestumpfter Schnauze, glattem Schädel ohne Knochenleisten, zurückliegender Stirn, vorstehenden Brauenbogen, großen, abstehenden Ohren und einem Gesichtswinkel von 30°. Er hat keinen Schwanz; die Arme reichen bis unter das Knie herab; die Hinterhände sind breit; der Daumen derselben ist stets mit einem Nagel versehen. — Vaterland: West-Afrika. Er erreicht, ausgewachsen, eine Höhe von 5 Fuß, ist mit schwarzem oder braunem, vorn sehr dünnem Haar bedeckt; baut sich Hütten von Buschwerk, soll sich mit Stöcken und Steinen gegen Menschen und wilde Thiere vertheidigen, bisweilen selbst Negerkinder rauben, in den Wald führen und da pflegen. Gefangen und gezähmt ist er sehr gelehrig; lernt auf menschliche Weise gehen, sitzen und essen, und allerlei häusliche Geschäfte verrichten. Früher wurde er immer mit dem Orang-Utang verwechselt.

2. G. — Orang-Utang od. Waldmensch, Pithecus, Fig. 4, ein Bewohner der ostindischen Inseln und Hinter-Indiens. Nächst dem vorigen ist er dem Menschen am ähnlichsten; er erreicht eine Höhe von 5 F., hat eine vorstehende, vorn abgerundete Schnauze, eine aufsteigende Stirn, und daher ein pyramidales Gesicht; der Schädel hat vorspringende Knochenleisten; die Wangenknochen sind mit dicken, fleischigen Schwielen belegt. Das Gesicht ist bläulich, die Lippen sehr beweglich und ausdehnbar, der Körper mit grobem, zottigem, rostfarbenem Haar bedeckt; die Arme reichen fast bis an den Boden, und die Daumen der hinteren Hände sind ohne Nägel. — Man kennt bis jetzt vier Arten: den rostfarbenen Orang-Utang, P. satyrus; den Pongo, P. Wurmbii, und den kleinen Orang-Utang, P. morio, alle drei auf Borneo, auch in Cochinchina, und der sumatranische Orang-Utang, P. Abelii, auf Java und Sumatra.

b. in Affen mit Gesäßschwielen; — der Schwanz fehlend oder kurz, — bei einigen Gattungen lang, aber schlaff, — nie Greifschwanz.

3. G. — Langarmaffe, Gibbon oder Siamang, Hylobates. — Er unterscheidet sich durch seinen dünneren und gestreckteren Körper von dem breiteren und schwerfälligern Orang-Utang, den er auch nie an Größe erreicht, und in aufrechter Stellung selten über 3 bis 3½ Fuß mißt. Sein Kopf ist oval und klein, die Stirn niedrig, das Gesicht sehr zurückliegend, der Gesichtswinkel über 60°. Die Arme sind lang, bis an die Knöchel herabhängend; die Hände sehr lang und schmal; die Daumen der Vorderhände sehr kurz, kaum fähig sich einwärts umzubiegen, sehr tief und entfernt stehend; die Hinterhände groß, mit sehr entwickelten Daumen. Die Schneidezähne sind mäßig groß, die Eckzähne dünn, die Backenzähne mittelmäßig, breitkronig und stumpfhöckerig; die Gesäßschwielen sind klein und unter dem Haar verborgen. Der Gibbon ist schwanzlos und hat keine Backentaschen; sein Körper ist mit einem dicken Pelz von seidenartiger Feinheit bedeckt, dessen vorherrschende Farbe aus Schwarz in Braun, Braungrau und Strohgelb übergeht. Mit außerordentlicher Schnelle und Gewandtheit weiß er sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum fortzuschleudern, lebt gesellig in den Waldungen von Borneo, Java, Sumatra, Siam und Malacca, und zeichnet sich vor allen Affenarten durch einen ernsten, sanften, fast trauernden Ausdruck des Gesichts und durch seine laute und weittönende Stimme aus. — Man unterscheidet fünf Arten: den schwarzen Gibbon, Hylobates Lar; den braunen, gelben oder flinken Gibbon, H. agilis; den Siamang, H. syndactylus; den grauen Gibbon, H. leuciscus, und den weißhändigen Langarmaffen, H. longimanus.

4. G. — Stummelaffe, Colobus, mit Backentaschen, ein Bewohner des westlichen Afrika, von welchem bis jetzt 10 Arten bekannt sind. Im Aeußern gleicht er den asiatischen Schlankaffen, unterscheidet sich aber von diesen durch den völligen Mangel des Daumens an den Vorderhänden. Sein Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, das Gesicht unbehaart; der Körper ist schlank, die Glieder lang und dünn; der Hals gewöhnlich mit mähnenartigem Haar bedeckt; das Gesäß ist schwielig, der Schwanz lang, schlaff und am Ende buschig. Die Vorderhände sind vierfingerig und ohne Daumen; die Hinterfüße fünffingerig und alle Finger mit Plattnägeln versehen. Die vorzüglichsten Arten sind: der Guereza, Colobus Guereza, den Rüppel zuerst in Abyssinien gefunden; seine Körperfarbe ist sammetschwarz, der Stirnrand, die Seiten des Halses, Kinn und Kehle, und ein auf den Schultern beginnender, an den Seitentheilen des Leibes hinlaufender Streifen, bestehen aus blendend weißen, langen, seidenartigen Haaren; — der weißschenkelige Stummelaffe, C. leucomerus, der nur aus den Fellen bekannt ist, welche die Neger aus dem Innern Afrika's nach der Küste bringen; der Kragenstummelaffe, C. polycomos, der in Sierra-Leona als „König der Affen" bezeichnet wird, und dem Guereza gleicht, nur daß das dort weiße Haar hier gelblich ist, und Temmincks Stummelaffe, C. Temminckii, der schwarz, schieferblau und rostroth gefärbt, am Leibe aber gelblich ist.

5. G. — Schlankaffe, Entelle oder Hullmann, Semnopithecus, ohne Backentaschen. Sein Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, die Brauenbogen vorstehend und mit einer Reihe steifer, auf- und abwärts gerichteter Haare besetzt. Die Backenzähne sind mit stumpfhöckeriger Krone, der hinterste untere Backenzahn hat fünf statt vier Höcker. Der Kehlkopf hat einen Sack, der sich aufbläht, wenn sie schreien. Wie bei der vorigen Gattung ist der Körper schlank, die Gliedmaßen lang und dünn, der Pelz weich, langhaarig, oft glänzend; der Daumen der Vorderhände ist klein, oft nur angedeutet. Die Gesäßschwielen sind mäßig, der Schwanz sehr lang. — Die bekanntesten Arten sind: der Buschaffe, Semnopithecus comatus, cristatus, auf Java und Sumatra, welcher aschgrau und unten weiß

ist, und schwarze, lang aufgerichlete Scheitelhaare hat; der rothe Schlankaffe oder Simpai, S. melalophos, auf Sumatra, oben rostroth, unten weiß, mit blauem Gesicht und schwärzlichem Haarkamm; der weiße Affe, Hullmann oder Huneman, S. entellus, auf der Küste Malabar, von blaßgelblich grauer Farbe, schwarzem Gesicht und weißem Bart; der Mohren-Schlankaffe, S. maurus, mit seidenartigem, durchaus schwarzem Haar, in der Jugend gelbroth, und daher irrthümlich für eine eigene Gattung gehalten, die als rother Budeng, S. Pyrrhus, bezeichnet wurde.

6. G. — Meerkatze, Cercopithecus, mit Ausnahme der weißkehligen Meerkatze auf Madagascar und dem Vervet der Kapkolonie, dem Duck und Kaho, durchaus Bewohner des Festlands von Afrika, zwischen den Wendekreisen. Der Kopf ist rundlich, mit mäßig vorstehender Schnauze und ziemlich glatter Stirn; der Gesichtswinkel von 45—60°; die Backentaschen sind von ansehnlicher Größe; die Backenzähne breitkronig, der letzte des Unterkiefers vierhöckerig; der Kehlsack verschieden. Der Körper ist gedrungener, als bei den Schlankaffen, und Kraft verrathend; die muskulösen Glieder von mittlerer Länge; die Hände sind mit vollständigem Daumen versehen; der Schwanz ist lang, kraftvoll und ausstreckbar; die Gesäßschwielen von mittlerer Größe, und der Pelz aus geringeltem Haar bestehend. Man scheidet die Meerkatzen in vier Untergattungen, in: Lasiopyga (auch Cercopithecus nemaeus), Duck oder Kleideraffen, deren Hände länger als der Vorderam sind, in Malacca und Cochinchina; — Nasalis (auch C. nasicus), der Kaho oder langnasige Affe, mit unverhältnißmäßig langer Nase, die wie ein Rüssel über die Oberlippe herabhängt, auf Borneo; — Cercopithecus, Mona oder eigentliche Meerkatze, von denen die Mona, C. mona, von graugelb schwarzer Farbe; die Weißnase, C. petaurista; die Diana, C. Diana; der Stinzelaffe, C. nictitans; die blaumäulige Meerkatze, C. cepphus, und die Schwarznase, C. melarhina, auf der Westküste und im Innern Afrika's; die weißkehlige Meerkatze, C. albogularis, auf Madagascar, und der Vervet, C. erythropygius, am Kap lebt, und: Cercocepus, der grüne Affe, mit den Arten: grüner Affe, C. sabaeus; Halsband-Meerkatze, C. Aethiops, und Mangabay ohne Halsband, C. fuliginosa, in Mittel- und West-Afrika.

7. G. — Makako, Macacus, ein Bewohner Vorder-Indiens und der Insel Ceylon. Er ist im Allgemeinen gedrungener, kräftiger und muskulöser als die Meerkatze, ist nur von mittlerer Größe und hat einen kürzeren Schwanz, der bei einer Art nur als Stummel erscheint, bei anderen zwar lang, aber ganz dünn und kraftlos herabhängend ist; hat einen größeren Kopf, eine plumpere, aber längere Schnauze und Backentaschen. Der letzte Backenzahn der untern Kinnlade ist wie bei den Schlankaffen, die obern Eckzähne sind drehrund und am hintern Rande schneidend. — Man scheidet den Makako in zwei Untergattungen: Macacus oder Hutaffen, mit mehr oder weniger langem Schwanz, und den Arten: grüner Hutaffe, M. radiatus, in Vorder-Indien; Bhunder oder Rhesus, M. rhesus, am Ganges; Bruh, M. nemestrinus, auf Sumatra; schwarzer Bartaffe, M. silenus, auf Ceylon und Malabar, und den eigentlichen Makako, M. cynomolgos, auf Sumatra, ein ungelehriger Affe, der in unsern Menagerien am häufigsten vorkommt und da als Meerkatze bezeichnet wird; und: Inuus, der Magot, der einzige, der in Europa wild (auf den Felsen von Gibraltar) gefunden wird, und auch in Nord-Afrika heimisch ist. Statt des Schwanzes hat er nur einen kleinen, 6 Linien langen Höcker; die am häufigsten vorkommende Art ist der gemeine Affe oder Magot, Inuus sylvanus, der gegen 2 Fuß lang wird, von hellgrau brauner Farbe ist, schnell klettert und in großen Schaaren gesellig lebt, Felder und Gärten verwüstet, außerordentlich lebhaft, bösartig, unreinlich und streitsüchtig ist, selbst große Thiere verjagt; sich jung leicht zähmen und zu allerhand Künsten abrichten läßt, und am häufigsten bei uns herumgeführt wird. Er pflanzt sich in der Gefangenschaft fort, ist mit Obst, Rüben, Kartoffeln und Brod leicht zu erhalten, und frißt auch Insekten.

8. G. — Pavian oder Hundskopf, Cynocephalus. — Die Affen dieser Gattung gehören nächst den Orangs zu den größten und stärksten der ganzen Familie, und nähern sich in vielen Beziehungen den Raubthieren. Sie sind vorzugsweise starke, grimmige und unzähmbare Geschöpfe; ihr ganzer Bau deutet auf ungewöhnliche Stärke; der Körper ist gedrungen und sehr muskulös; der Hals und die Schultern sind breit; der Brustkasten hat einen ansehnlichen Umfang. Der Kopf ist groß, weniger aber in Folge einer besondern Entwickelung der Hirnschale, als durch die hundeartige, breite, langgestreckte und fleischige, am Ende, wo sich auch die Naslöcher öffnen, abgestutzte Schnauze. Eine nackte, oft lebhaft gefärbte, zuweilen faltige Haut bekleidet das wilde Gesicht, an dessen Seiten große, fleischfarbige Ohren hervorragen. Die Lippen sind schmal, aber außerordentlich dehnbar. Die Zähne sind wie bei den Schlankaffen; sie haben geräumige Backentaschen und sehr große Gesäßschwielen; der Schwanz ist von verschiedener Länge, oft sehr kurz, und nach ihm werden die Paviane in 2 Untergattungen geschieden, in: Paviane, bei denen der Schwanz so lang wie der Körper, zuweilen noch länger ist, und in Mandrills, die einen sehr kurzen Schwanz haben. Die Hauptarten sind: der gemeine, braune Pavian, Cynocephalus sphinx, von gelbbrauner Farbe mit gelbem Backenbart, schwarzem Gesicht und 2 Fuß langem Schwanz; der Bärenpavian oder Chacma, C. porcarius, mit grünlich-schwarzem Pelze und einer Mähne am Nacken; das Gesicht, die Ohren und das Innere der Hände sind violettschwarz, das obere Augenlied weiß; der Schwanz hängt nach oben in flachem Bogen über und reicht bis zum Fersengelenk; der Perückenaffe, C. Hamadryas, von 2—3 Fuß Länge; er hat ein dicht behaartes, aschgraues Fell, dessen lange Haare wie ein Mantel um die Schultern und wie eine Perücke um den Kopf hängen; hat ein fleischfarbenes Gesicht, große, dunkelfleischrothe Gesäßschwielen und schwarzbraune Hände, und ist einer der wildesten und geilsten Affen; — der Maimon oder Mandrill, C. Mormon, auch bunter Pavian und Waldteufel genannt, ist oben grünlichbraun, sein Kinnbart citronengelb, seine Backen schön blau und gefurcht, und bei den Männchen die Nase feuerroth und die Schenkel violett. Er ist eins der abscheulichsten Thiere, erreicht ausgewachsen die Größe eines Menschen, ist außerordentlich wild, zornig, boshaft und geil, beißt furchtbar und hat ein löwenartiges Gebrüll; — der Drill oder Waldpavian, C. leucophaeus, der sich vom vorigen durch Mangel von Furchen auf den Backen unterscheidet; Gesicht und Ohren sind glänzend schwarz, der Körper ist oben olivengrün, unten weißlich aschgrau, der Bart kurz und orangenfarbig, die Handfläche kupferroth, und der Schwanz steht wie ein steifer Haarbüschel senkrecht auf dem Kreuze empor. Sämmtliche Paviane sind Bewohner Afrika's.

Die Affen der neuen Welt, die zweite Familie der eigentlichen Affen, auf deren spezielle Beschreibung wir später wieder zurückkommen werden, zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in Sapajous, mit langem Greifschwanz, und Sagoins, deren Schwanz lang und schlaff ist. — Die ersteren enthalten die Gattungen:

9. G. — Klammeraffe, Ateles, die schmächtigsten aller bekannten Affen; der Kopf derselben ist rund, das Gesicht mittelmäßig entwickelt, der Schwanz länger als der Körper, stark greifend, und an der Spitze unbehaart. Man scheidet sie in zwei Untergattungen: 1) mit sehr kleinen, genägelten Daumen an den Vorderhänden: der Chamek, Ateles chamek, und der Miriki, A. hypoxanthos; und 2) ohne Daumen an den Vorderhänden: der weißbauchige Klammeraffe oder Marimonda, A. beelzebub, und der Koaita, A. paniscus.

10 G. — Wollhaaraffe, Lagothrix, dessen Kopf rund, der Daumen an den Vorderhänden vorhanden, und das Haar gekräuselt und wollig ist: der Caparro, L. Humboldtii, mit olivenbraunem, weichem Wollhaar, schwarzem Gesicht, starkem Körper und langem, an der Spitze unbehaartem Greifschwanz.

11. G. — Brüll- oder Heulaffe, Mycetes, auch Stentor, Fig. 2, der Kopf derselben ist spitz, fast pyramidenförmig; die Oberkinnlade streckt sich tiefer herab, der hintere Theil des Unterkieferknochens zieht sich höher hinauf und deckt eine Knochenblase, oder knochige Trommel, die aus der Auftreibung des Zungenbeins entsteht, und der Stimme einen großen Umfang und große Stärke verleiht. Die Vorderhände sind fünfzehig, der Schwanz ist lang, an der Spitze unbehaart und greifend: der rothe Brüllaffe, M. seniculus; der bärtige Brüllaffe od. Aluaquato, M. barbatus (ursinus).

12. G. — Rollschwanzaffen, Cebus, auch Kapuzineraffe, Sapajou, Sahuis und Hornaffe genannt. Der Kopf ist rund, die Schnauze wenig hervortretend, an allen Händen sind Daumen, und der Schwanz ist lang, durchaus behaart und fähig sich zusammen zu rollen. Fig. 1 der großköpfige Sapajou, C. monachus.

13. G. — Dickbauchaffe, Gastrimargus, mit großem Kopf, breitem Schädel, glatter Stirn, kurzer, an der Wurzel eingedrückter Nase, bartlosem Kinn und hervorragendem Bauche. Der Schwanz ist dick, länger als der Körper, greifend und an der Spitze behaart.

Die Sagoins umfassen die Gattungen:

14. G. — Springaffe, Callithrix, auch Winselaffe, Eichhornaffe, Saimiri und Titi; — der Kopf ist rund, die Schnauze kurz, die Ohren groß, fast dreieckig, die Nägel, die Daumen der Hinterhände ausgenommen, lang und schmal. Die Behaarung ist reich und fein, der Schwanz schlaff und dünn.

15. G. — Nachtaffe oder Schlafaffe, Nyctipithecus (Aotus. — *Humb.*), auch Mirikina und Duruculi; unterscheidet sich von der vorigen Gattung durch die großen, goldgelben, lichtscheuen Augen und durch die kleinen Ohren. Der Kopf ist groß, die Schnauze kurz, abgerundet. Die Finger der Vorderhände sind nicht völlig ausstreckbar, und der Schwanz ist lang, schlaff und dicht behaart.

16. G. — Schweifaffe, Bärenaffe oder Saki, Pithecia, zeichnet sich durch seine hervorstehenden Schneidezähne und seine großen, dreikantigen Eckzähne aus. Der Körper ist lang behaart, der Schwanz nicht länger als der Körper, schlaff und buschig.

17. G. — Kurzschwanz oder Judenaffe, Brachyurus, der vorigen Gattung ziemlich ähnlich; die Eckzähne stark vorragend, die Schneidezähne, wie bei den Nagern, schief vorstehend; der Schwanz kurz und ganz behaart.

Die Seidenaffen, Hapale, umfassen 2 Gattungen und haben nur 5 Backenzähne auf jeder Seite jeder Kiefer.

18. G. — Uistiti oder Titi, Jacchus; die untern Schneidezähne sind so lang wie die Eckzähne; nur die Hinterhände sind vollkommen, die Vorderhände ohne abstehenden Daumen; alle Nägel sind krallenartig, ausgenommen an den Daumen der Hinterhände. Die Ohren sind mit einem Haarbüschel versehen; der Schwanz ist sehr behaart, geringelt und farbig.

19. G. — Midas, Tamarin, Miko oder Löwenäffchen, Midas; die kleinsten bekannten Affen. Die untern Schneidezähne stehen fast in gerader Reihe und sind meißelförmig und kürzer als die Eckzähne. Der Schwanz ist weniger dick und geringelt als bei der vorigen Gattung.

Die Aeffer oder Halbaffen, Maki's, die zweite Hauptabtheilung der Vierhänder, zerfallen in vier Familien und neun Gattungen, und zwar:

a. in Fuchsaffen — deren Schnauze spitzig und fuchsähnlich ist: 20. G. — Indris, Lichanotus; — 21. G. — Maki oder Mokoko, Lemur; — 22. G. — Flocken- oder Schleiermaki, Propithecus.

b. in Faulaffen — deren Schnauze und Hinterfüße kurz sind: 23. G. — Lori, Stenops; — 24. G. — Nachtaffen oder träge Lemur, Nycticebus.

c. in Langfußaffen — bei denen die Fußwurzel der Hinterfüße sehr verlängert ist: 25. G. — Galago oder Ohraffen, Galago (Octolicnus); — 26. G. — Fußthier, Tarsius; — 27. G. — Finger- oder Rollschwanzthier, Cheiromys (Chirogaleus), und:

d. in Pelzflatterer. — Die Finger der Vordergliedmaßen sind bei diesen mit Krallen versehen; die Zehen der Hinterfüße sind häutig verbunden, und die Flughaut ist behaart: 28. G. — Flattermaki, Galeopithek oder Wieselaffe, Galeopithecus.

Der Orang-Utang, Fig. 4, nächst dem Tschimpanse der menschenähnlichste Repräsentant der Affen der alten Welt, scheint allein auf die Inseln Borneo und Sumatra, Java und Celebes und die Halbinsel Malacca beschränkt zu sein, wo er die dichtesten Wälder bewohnt, außer denen er sich nur selten sehen läßt. Nach Europa sind bis jetzt nur junge Orangs gebracht worden, von denen keiner über 3 Fuß Höhe hatte. In ihrem Vaterlande selbst sind sie bis jetzt nur unvollständig beobachtet worden. Bontius, der lange als Arzt auf Java lebte, bemerkt nur, daß er Orangs von beiden Geschlechtern nur einigemale habe aufrecht gehen sehen, und bewundert, wie schamhaft sich ein Weibchen benommen hätte, wenn es von unbekannten Leuten betrachtet worden sei: es habe das Gesicht mit den Händen bedeckt, häufige Thränen vergossen, geseufzt, und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm an einem Menschen nichts gefehlt habe, als die Sprache. Die Javanesen behaupten auch, sie könnten wohl reden, wollten es aber nicht, damit man sie nicht zur Arbeit zwänge. — Schouten bemerkt in seiner Reise nach Ostindien: daß sie fast die Gestalt und Größe des Menschen hätten, sehr stark, behend und kühn seien, und sich selbst gegen bewaffnete Menschen zur Wehre setzen. — Große beobachtete ein junges Pärchen, welches der Gouverneur von Bombay zum Geschenk erhalten hatte; beide waren nicht über 2 Schuh hoch, hatten aber ganz die menschliche Gestalt, waren fast nackt, und hatten nur da Haare, wo sie auch die Menschen haben. Ihre Handlungen waren meistens denen der Menschen ähnlich, und ihre Schwermuth zeigte, daß sie ihre Gefangenschaft fühlten. Sah man sie an, so bedeckten sie sich mit ihren Händen. Das Weibchen starb an einer Krankheit auf dem Schiffe, worüber das Männchen so betrübt wurde, daß es nichts mehr fraß und nach zwei Tagen ebenfalls starb. — Vosmaer in Holland hatte ein Weibchen aus Benjarmassing, auf Borneo, erhalten, das außerordentlich gutmüthig war, nie ein Zeichen von Bosheit oder Falschheit blicken ließ, und dem man ohne Bedenken die Hand in den Mund stecken konnte. Sein äußeres Aussehen hatte etwas Trauriges, was übrigens mit seinen Umständen nicht übereinstimmte. Es liebte die Gesellschaft, ohne Unterschied des Geschlechts, und schien nur diejenigen lieber zu haben, die täglich für es sorgten. Wenn der Wärter sich zu ihm setzte, nahm es Heu, legte es neben ihn und schien ihn einzuladen, sich darauf zu setzen. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren; es konnte aber auch sehr gut aufrecht gehen, und sich an einem Stock lange Zeit so halten. Es zeigte eine außerordentliche Muskelkraft; hatte es sein Halsband abgestreift, so hatten vier Personen fast eine Stunde zu thun, um es wieder einzufangen. Zwei Mann konnten es kaum an den Füßen auf dem Rücken halten, ein dritter hielt den Kopf, und der vierte legte ihm das Halsband wieder an. Es fraß alles, was man ihm gab; seine gewöhnliche Nahrung aber bestand in Brod, Wurzeln, besonders Möhren, und in allen Arten Obst; es speiste auch gesottenes und gebratenes Fleisch, so wie Fische; nach Insekten aber pflegte es nicht zu haschen, wonach andere Affen doch so gierig sind. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser, es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein, besonders Malaga, und wischte sich darauf wie ein Mensch die Lippen mit der Hand oder mit Leinwand ab. Gab man ihm nach dem Fressen einen Zahnstocher, so bediente es sich desselben wie der Mensch. Die Anstalten, welche es bei anbrechender Nacht zum Schlafen machte, waren noch auffallender, als seine Art zu Essen und zu Trinken: es legte das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, trug mehr zum Kopfkissen, legte sich meistens auf die Seite und deckte sich zu, weil es sehr frosterig war. Ein lebendiges Weibchen in Paris, das 2½ Schuh hoch war, kletterte sehr leicht, ging aber sehr schlecht; seine Bewegungen auf dem Boden waren langsam und schwerfällig: es setzte beide Hände geschlossen auf den Boden, erhob sich auf seine 1½ Schuh langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände, und schob den Hinterleib nach, setzte sich dann wieder auf die Fäuste u. s. w. Auf den Hinterfüßen, die nur 9 Zoll lang waren, ging es nur, wenn es sich auf eine Hand stützen konnte, und beim Sitzen ruhte es auf dem Hintern mit eingeschlagenen Beinen, wie die Orientalen. Es gebrauchte seine Hände im Allgemeinen wie wir, nahm die Speisen mit den Fingern, bisweilen mit den Lippen, und soff schlürfend. Es beroch alles, was es nicht kannte, fraß Früchte, Gemüse, Eier, Milch, Fleisch, besonders gern aber Brod, Kaffee und Orangen, und konnte zu jeder Zeit fressen, wie die Kinder. Um sich zu wehren, biß und schlug es um sich, aber nur gegen Kinder, und mehr aus Ungeduld, als aus Zorn; war sonst

überaus sanft und zuthulich und liebte menschliche Gesellschaft; ließ sich gern schmeicheln, gab Küsse im eigentlichen Sinne und sog gern an den Fingern, aber nicht an den seinigen. In Frankreich blieb es nur 5 Monate am Leben, wie man denn auch bis jetzt selten ein Exemplar in Europa über ein Jahr hat am Leben erhalten können.

Die Physiognomie des Orangs ist ernst, oder auch gleichgültig, bei Erwachsenen jedoch nicht ohne Ausdruck einer gewissen Wildheit. Etwas thierisch Gemeines erhält die Gesichtsbildung durch die dicken, fleischigen Schwielen der Wangengegend. Der Kopf hängt nach vorn über, der Hals ist kurz und die Kehle umgibt eine faltige Haut. Das Thier vermag die außerordentlich beweglichen, aber runzlichen Lippen trichterförmig vorzustrecken und ringförmig zusammen oder nach innen zu ziehen. In dicken Bündeln fällt das Haar über die breiten, von großer Stärke zeugenden Schultern und den Rücken, und dient dem kauernden Thiere als nöthiger Schutz gegen die Hitze, die Regengüsse und den Thau seines Vaterlandes. Unsere Kenntniß vom Verhalten des Orangs im wilden Zustande ist ziemlich beschränkt. Einsam, nicht in Gesellschaften wie der Tschimpanse, wohnt der Orang in den gebirgigen Wäldern des Innern der großen ostindischen Inseln, und baut sich nur selten Hütten wie jener, sondern meistens nur einen kunstlosen Sitz aus durchflochtenen Zweigen auf den höchsten Gipfeln der Bäume, und behauptet oft Stunden lang diese Plätze in stumpfer Ruhe. Ihre Bewegungen sind langsam und faul, im Fall eines Angriffs aber wissen sie sich mit Schnelligkeit von Ast zu Ast zu schwingen, und in kurzer Zeit große Strecken zurückzulegen. In die Enge getrieben vertheidigen sie sich mit großer Entschlossenheit, und machen durch wunderbare Körperstärke jeden allzu nahen Angriff höchst gefährlich. Kapitän Hall, der vor einigen Jahren absichtlich nach Sumatra ging, um einige dieser Affen zu erhalten, fand große Schwierigkeiten Führer zu gewinnen, denn die Eingebornen glaubten nicht allein, daß die Orangs eine natürliche Oberherrlichkeit über die Wälder besäßen, sondern auch, daß sie die Hüllen der Seelen ihrer Vorfahren wären. — Trelawney, der im vorigen Jahre auf St. Helena starb, berichtet folgendes Abenteuer, daß er auf Borneo mit einem Orang zu bestehen hatte:

„Um meinen Schooner wieder in Stand zu setzen, durchsuchte ich die Wälder im Malaienlande nach dem nöthigen Holz. Die Schwierigkeit lag darin, solches zu treffen, welches die gehörige Leichtigkeit, Stärke und Elasticität besaß, denn Bauholz selbst war genug da, um ganze Flotten daraus zu bauen. Da ich eines Tages längs der Küste fuhr, landete ich in einer kleinen Bucht innerhalb eines Thalgrundes, der durch einen steilen Berg und eine Menge hoher, mit Jungeln durchwachsener Bäume von der Landseite her unzugänglich gemacht wurde. Das Buschwerk und die hohen Schilfrohre waren von ungeheuren Schlingpflanzen so durchwachsen, daß es den Anschein hatte, als könne kein größeres Wesen als eine Ratte durchdringen. Ich bemerkte jedoch einige Fichten, die meinem Zweck zu entsprechen schienen, wenn ich nur zu ihnen gelangen konnte, und so ging ich mit Zela an's Land und schickte das Boot an Bord zurück, um die Zimmerleute mit ihren Aexten herzuführen. Obgleich der Schooner etwas fern lag, hatte das Boot für den Hin- und Herweg einen guten Seitenwind, und da es ausgezeichnet gut segelte, berechnete ich, daß es in drei Stunden zurückkehren könnte. — In der Zwischenzeit durchsuchten wir zuerst die Gegend, um einen Durchgang zu finden, jedoch vergebens. Hierauf schlenderten wir auf dem schmalen Strande längs der See hin, und sammelten Austern und Muscheln, denn eine Einfassung von überhängenden, unübersteiglichen Felsen schloß uns auf beiden Seiten ein. Während Zela Kaffee machte, lag ich auf den Klippen, eingelullt durch das eintönige Geräusch der Wogen, das Krähen des Jungelhahns und den entfernteren Ruf des Fauh, der in schrillen Klagetönen kreischte. Nach dem Kaffee scherzten wir heiter mit einander hinter dem Vorsprung eines Felsens versteckt, als ich auf Einmal etwas in den Jungeln rascheln hörte und meinen Karabiner fertig hielt. Die Stimme des Fauh's kam uns näher, und Zela flüsterte mir zu: „Sei vorsichtig, es ist ein Tiger! dieser Vogel zeigt immer voraus seine Ankunft an.“

Ich lud eine Kugel auf den groben Hagel in meinen Karabiner, legte auf dem Felsen auf, beschloß aber nicht eher zu feuern, bis er uns angreifen würde, sollte ich ihn dann nicht tödtlich getroffen haben, so wollten wir dem Boote Van Scolpvelts, des Arztes, entgegenschwimmen, das in aller Schnelligkeit heranruderte. Jedoch hoffte ich, da wir verborgen lagen, immer noch, daß er uns nicht bemerken werde. Ich nahm meine Mütze ab, und lugte über den Felsen hin, als ich zu meinem Erstaunen keinen Tiger, sondern einen alten, grauen, behaarten Mann sah. Er schlug das Gebüsch auseinander, und nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, bückte er sich und kam heraus auf den offenen Platz vor der kleinen Bucht. Ich wollte aufstehen, aber Zeta hielt mich zurück, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, mich nicht zu rühren und keinen Laut von mir zu geben. Als der Alte aufstand, war es die seltsamste Gestalt, die ich je gesehen hatte; lang, dünn und ausgemagert, glich er keinem aus den verschiedenen Völkern, die ich kannte. Er war auffallend lang gegliedert, und trug keine andere Waffe, als die bei den Bewohnern der Südseeinseln gewöhnliche Keule. Sein Gesicht war fast schwarz, mit greisem Haar, tief mit Runzeln durchfurcht, seine Gestalt schien von Alter und Krankheit gebeugt, doch ging er mit großen Schritten über den rauhen Boden hin. Es lag eine wilde, düstere Bosheit in seinen Augen, welche mehr denen eines bösen Geistes als eines Menschen glichen. Als er an das Ufer der See kam, setzte er sich auf der entgegengesetzten Seite von uns auf einen Fels nieder, nahm einen scharfen Stein, schlug damit Austern und Muscheln auf, und verschlang sie schnell und gierig; hernach nahm er ein großes Blatt, legte einen Haufen von Austern und Muscheln darein und wickelte es zusammen. Jetzt blickte er hinaus in die See, heftete seine Augen eine Zeit lang auf das Boot, wusch seine Hände, und kehrte etwas schneller, als er hergekommen war, nach jener Oeffnung in dem Gebüsche zurück, in der er verschwand.

„Ich will ihm folgen,“ rief ich und sprang auf. — Zela drang in mich, es bleiben zu lassen: „Denn,“ sagte sie, „es ist ein Jungel-Admie, gefährlicher, listiger und grausamer, als irgend ein anderes wildes Thier!“

„Er ist allein,“ erwiederte ich, „und bestimmt wird er seinen Mann in mir treffen. Ueberdieß werde ich dabei einen Pfad finden, der von Nutzen sein mag.“ Dieß gesagt, ging ich ihm nach und fand, als ich unter dem dicken Kantakbusch mich durchgedrängt hatte, einen schmalen Schlangenpfad, der schon ziemlich betreten war. Ich hörte den alten wilden Mann vor mir, und gewahrte, ohne daß er mich gesehen hätte, von Zeit zu Zeit etwas von ihm. Einige Baumzweige, unter denen er nicht durchgehen konnte, ohne sich zu bücken, bog er nieder oder schlug sie mit seiner Keule ab. Zela, die nicht dazu gebracht werden konnte zurück zu bleiben, folgte mir auf den Fersen. Eine Zeit lang schlichen wir ihm in kleiner Entfernung durch den Wald nach, dann wandte er sich rechts gegen den großen Sumpf zu, ging durch das Bette eines Waldbaches, erstieg eine Uferbank, und als er zu einem senkrecht aufsteigenden Fels von 15 bis 16 Fuß Höhe kam, klimmte er an einer alten, mit Moos bewachsenen Fichte hinan. Nachdem er den Baumstamm erstiegen hatte, der etwas höher war, als der Fels, hing er sich mit Armen und Beinen an einen wagerecht stehenden Ast, arbeitete sich, wie ein Matrose längs den Raaen, weiter fort, indem er wechselsweise seine Glieder verschob; als er über der Felsplatte angekommen war, hing er mit dem Körper an den Händen herab, ließ sich sanft nieder und ging weiter.

Wir folgten ihm auf dem gleichen Wege, wobei wir sorgfältig vermieden, daß er uns sehen oder hören möchte. Er ging durch eine ziemlich breite Felsschlucht; hier wuchsen die Bäume, deren ich bedurfte, und es war an dieser Stelle wenig oder gar kein Unterholz. Der alte Mann hielt an, betrachtete aufmerksam eine mächtige Pinie, die vor Alter umgestürzt war, und aus deren halb verfaultem, niederliegendem Stamm eine Reihe von jungen Pinien wuchs, die auf diese Art ihre Gattung fortpflanzten; die Länge von diesen schien er mit einem Stock zu messen. Vier davon riß er bei den Wurzeln aus, brach die Zweige ab, band sie zusammen mit einem Strick von Schilfgras, legte sie auf seine linke Schulter und ging weiter zu einem

kleinen Platz, wo wilder Mango und Bananen wuchsen. Die Früchte von diesen untersuchte er und roch an ihnen, um zu prüfen, ob sie reif seien; traf er eine Banane, die sich nicht leicht abschälen ließ, so warf er sie weg. Von nun an ging er in vielen Windungen weiter, während wir ihm folgten, ohne fürchten zu müssen, von ihm bemerkt zu werden; endlich kam er an einen offenen Grund, der sorgfältig geebnet und von Gras, Schilf und Gebüsch gesäubert war, und in einer Ecke bemerkte ich unter einem ausnehmend dicken, schönen, mit weißen Blüthen bedeckten Baum eine aus zusammengeflochtenem Rohr sauber gebaute Hütte.

Verwundert blickte ich um mich, erstaunt über den guten Geschmack, mit welchem der Einsiedler seinen Wohnplatz ausgewählt hatte. Auf einer Seite war eine Felswand mit Tamarinden und wilden Muskatnüssen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. In dem untern Theile der Wand befand sich eine Höhle, halb verborgen von drei schlanken, hochstämmigen Betelbäumen. Im Hintergrunde der Einsiedelei war eine wilde Jungelstrecke, in der ich Tamarinden, Muskatnüsse, Akazien, Banyanen, Tuhn und das dunkle Laub des wogenden Bambus unterschied. — Nachdem der Alte seinen Bündel junger Pinienbäume an seiner Hütte niedergelegt hatte, beugte er sich nieder und kroch auf Händen und Füßen durch die niedrige Thüröffnung hinein, denn das aus Palmettoblättern gefertigte Dach reichte herab bis auf zwei Fuß vom Boden hin. — Während ich hinter dem dicken Gebüsch am Rande des lichten Platzes Alles aufmerksam betrachtete, und mir Kennzeichen merkte, in der Absicht, wieder hierher zu kommen und dann auch das Innere der Hütte zu besehen, zog ein Geräusch in dem Gebüsch meine Augen nach dem Boden, wo ich die gleich Diamanten blitzenden Augen einer Kobra-di-Kapella mich anfunkeln sah. Sie war dicht neben der Stelle, wo Zela stand, über den Pfad gekrochen, und schien angehalten zu haben, um sie anzustaunen. Ueber der Gefahr, in welcher die Geliebte schwebte, Alles vergessend, stieß ich einen Schrei aus und hob sie mit meinen Armen in die Höhe. Die Schlange schien gar nicht erschrocken, sondern zog sich ruhig nach der entgegengesetzten Seite, da rief plötzlich Zela aus: „Oh! der Jungel-Admie!"

Ich setzte sie nieder, kehrte mich um, und wie erschrak ich, als ich ihn herankommen sah, die Keule fest in beiden Händen haltend und gleich einem leichten Stabe über seinem Kopfe schwingend. Die gesteigerte Bösartigkeit des Blicks, das Fletschen seiner Zähne und die Runzeln auf seiner niedern Stirne zeigten deutlich, daß er mich angreifen wollte. Mein Karabiner lag gespannt in meiner linken Hand, aber noch ehe ich anlegen konnte, machte er einen mächtigen Sprung, und seine Keule zuckte über meinem Kopfe, als ich einen Schritt zurückfuhr und ihm meine volle Ladung unter seiner linken Armhöhle in den Leib jagte. Er machte einen Satz in die Luft, und ehe ich mich zurückziehen konnte, fiel er breit auf mich hin. Schon dachte ich, als ich niederstürzte, das Ungethüm werde mich bestimmt umbringen, und rief Zela zu, nach dem Boote zu eilen und sich zu retten; doch sie stieß ihm mit aller Kraft einen Eberspeer in die Seite und rief: „Er ist ganz todt, er rührt sich nicht mehr, stehe auf!"

Mit einiger Schwierigkeit machte ich mich von ihm los, und sah, daß meine Kugel ihm durch's Herz und durch die ganze Brusthöhle gegangen war, was, wie ich vermuthete, seinen krampfhaften Sprung veranlaßt hatte. Er blutete stark. — Wir gingen sodann in seine Hütte. Sie unterschied sich im Innern nur wenig von den Wohnungen der halbwilden Eingebornen dieser Insel, nur war sie sauberer und zeigte mehr Behaglichkeit. An einem Ende war ein sehr sinnreich angebrachter Verschlag, in welchem ein ziemlicher Vorrath von Wurzeln und Früchten sorgfältig ausgebreitet lag, um ihr Faulen zu verhüten. Man hätte die Hütte für die Wohnung eines schottischen Bastardphilosophen ansehen können.

Auf einmal hörten wir Flinten losschießen und Stimmen Halloh rufen, und ich wunderte mich ungemein, daß wir der See viel näher waren, als ich vorher geglaubt hatte; als wir jedoch zurückgingen, löste sich mir das Räthsel durch die vielen gewundenen Pfade, die der Jungel-Admie zu seinem Versteck geführt hatte. Wir eilten zum Strande und trafen dort Van Scolpvell mit seinem Kanoe. Die Leute meines Bootes, das jetzt heranfuhr, hatten ihm von dem Plätzchen erzählt, und ihn dadurch bewogen, ebenfalls herzukommen; schon unruhig darüber, daß er uns nicht sah, wurde er durch den Knall meines Karabiners noch mehr erschreckt, und ließ Musketen abfeuern.

„Willkommen Van!" sagte ich, „ich habe Ihnen jetzt einen trefflichen Gegenstand verschafft, an dem Sie Ihre Kunst üben können!" und erzählte ihm sodann mein Zusammentreffen mit dem Waldmann.

„Wo ist er?" rief Van Scolpvell aus. Als ich ihm nach der Stelle vorausging, folgte er mir eifrigst auf den Fersen dahin, und als wir zu dem Leichnam kamen, rief er aus: „Was ist das? Wie! Das ist keiner von der Ordnung Bimana, vom Genus Homo oder Mensch, sondern von der zweiten Ordnung Quadrumana, einer von dem Stamme der Simiae, Affen, Waldmenschen; — schmales Becken, verlängerte Phalax, lange Arme, kurze Daumen, platte Sitztheile!" — „Dieß," fuhr Van fort, als er den Leichnam umwandte, „ist ein Orang-Utang, der erste vollkommen ausgewachsene, den ich je sah, und in der That dem Genus Homo sehr ähnlich. Aber befühlen Sie ihn einmal, er hat dreizehn Rippen! Außerdem ist der Unterschied zwischen ihm und Ihnen nur gering: Buffon sagt, sie haben keine Begriffe von Religion, und haben Sie welche? sie sind eben so tapfer und tollkühn wie Sie, und dabei sehr sinnreich, was Sie nicht sind. Ueberdieß sind sie eine nachdenkliche, überlegende Rasse, und haben die beste Regierungsform in der Welt, theilen ein Land in Distrikte ein, machen sich niemals eines feindlichen Einfalls schuldig, und eben so wenig eines Eingriffs in die Rechte Anderer. An ihrer Spitze stehen demokratische Häuptlinge, sie ziehen in Haufen oder Familien aus, bauen Hütten und leben gut. Dieser hier war sicher ein Meuterer, ein Störenfried, ein schwerer Sünder; und sehen Sie, er war krank, hat Geschwüre und einen Kropf am Halse. Auch finden sich eine Menge von Wundmalen an seinem Körper; — ganz gewiß, er war aus der Gemeinschaft seiner Stammesgenossen ausgestoßen. Nun auch gut, ich werde sein Skelett aufbewahren und es dem anatomischen Kollegium in Amsterdam schenken. Es ist eine gar rare Species!"

Wir überließen Van Scolpvell seiner Beschäftigung mit dem Orang-Utang, gingen um die Bäume zu untersuchen, hieben einen Pfad nach dem Strande zu, und kehrten, da unsere Eingebornen erklärten, daß es in den Jungeln von Tigern und Schlangen wimmele, gar bald nach unsern Booten zurück, um, während die Eingebornen und unsere Zimmerleute Bäume fällten, uns mit fischen zu vergnügen." —

Einige Arzneistoffe.

Es ist leicht erklärlich, daß das Leben in seinen wechselnden Eindrücken, daß Leidenschaften, Mißbrauch der Nahrung und Getränke und tausend andere Schädlichkeiten eine so zart gebaute Maschine, wie unsern Körper, in größere oder geringere Unordnung zu bringen vermögen. Die Vorsehung gebraucht solche Störungen des körperlichen Wohlseins oft als Heilmittel für unser inneres Sein, und macht uns durch ihr Unangenehmes auf die Bewahrung des unschätzbaren Gutes eines gesunden Körpers, in dem eine gesunde Seele einzig sich wohlbefinden kann, aufmerksam.

Zur Heilung des Körpers hat die Erfahrung uns eine Menge Mittel empfohlen, deren Aufbewahrung und gehörige Mischung nach vom Arzt vorgeschriebenen Verhältnissen ein Theil der Wissenschaft des Apothekers, oder der Pharmazie, ist. Die wunderbaren Erscheinungen, die uns im Gebiet der Scheidekunst oder der Chemie aufstoßen, ließen noch mächtigere Wirkungen der Stoffe, in gehöriger Form und in richtigem Ver-

hältniß mit einander in Berührung gebracht, vermuthen, und bald strebte der ewige Golddurst, die unersättliche Habgier, das Urübel des Geizes, edle Metalle aus geringeren zu bereiten. In verschlossenen Laboratorien forschten die Gelehrten, in theuren Experimenten verdampften Fürsten den Schweiß der Unterthanen im Schmelztiegel — um den lapis Philosophorum, den Stein der Weisen zu finden, der Blei in Gold verwandelt. Hierdurch, indem Jeder seine vermeinten Entdeckungen in geheime Worte zu verstecken trachtete, und durch die eifrige Betreibung der Chemie durch gelehrte Juden und Mauren haben wir die Menge unsinniger, hebräischer, chaldäischer und maurischer Worte und Zeichen in der alten Chemie. Dahin gehört der rothe Löwe, der weiße Drache, die Arez, der Asophol, der Maschiach, die sonderbaren Zeichen u. s. w.

Oft fanden die Laboranten, was sie nicht suchten, wie das Schießpulver, das Porzellan; oft gelangen ihnen Mischungen, für die wir ihnen in der Heilkunde noch Dank zollen, obwohl der Stand der Wissenschaft uns geradere Wege sie zu bereiten gelehrt hat.

Aber alles dieses hat über die Apotheke und ihr Laboratorium einen geheimen mystischen Schein verbreitet, und mancher, dem man es nicht zutrauen sollte, sieht eine Arznei mit dumpfer Scheu, oder mit dem Eckel an, den der längst hinausgekehrte Wulst des Hirnschädelmooses, des Krötenpulvers der Mumia, von dem die seelige Ahne erzählte, mit Recht erregte.

Vielleicht vermindert eine kurze Musterung unserer Hauptmittel, neben dem Interessanten, was sie bietet, auch diesen leider nur zu häufigen Spinnstubenwahn etwas.

Die Rhabarber το ῥα - βαρβαρον oder ῥηον βαρβαρον, die Wurzel aus der Barbarei, weßhalb nur lächerlich von Rhabarber**wurzel** gesprochen wird. Sie kömmt nach langwierigen und mühseligen Untersuchungen, die Katharine von Rußland und die englisch-ostindische Kompanie anstellen ließen, von Rheum emodi, gemischt mit Rheum undulatum und palmatum. Das Vaterland dieser von den Bucharen absichtlich verhehlten Pflanzen sind die kahlen Bergketten, welche im Norden der chinesischen Tartarei bis nach Tibet sich erstrecken, und Dr. Wallich, der Director des botanischen Gartens in Calcutta, ist es, dem es endlich gelang, die lange Ungewißheit zu lichten.

Das zum Einsammeln der Wurzel gehörige Alter der Pflanze ist 5—6 Jahr und wird an den Stengeln erkannt. Man gräbt sie im April und Mai, reinigt sie und hängt die zerschnittenen und durchbohrten Stücke angereiht an Bäume und Zeltstangen auf. Nach der Ernte werden die Stücke zu Haus auf leise erwärmten Platten vollends sorgfältig ausgetrocknet.

Die Rhabarber kommt auf zwei Wegen zu uns, theils zur See, von Canton aus, und wird indische, oder chinesische genannt; theils wird sie von den Bucharen nach Kiachta in Sibiren gebracht und an die russische Regierung verkauft. Hier sind Commissarien aufgestellt, welche die Wurzeln sorgfältig, Stück für Stück, untersuchen und alles schadhafte genau herausschneiden: denn nur ganz tadellose Waare nimmt die Regierung an. Diese ausgesuchte Rhabarber wird über Moskau, in verpichten Kisten, nach Petersburg gesandt, wo sie nochmals untersucht, und dann in den Handel gebracht wird.

Begreiflich ist diese, sogenannte moskowitische Rhabarber um ⅓ theurer wie die chinesische, obwohl eine gute Sorte Letzterer stets mit ihr concuriren darf.

Die Rhabarber kommt in handgroßen, durchbohrten, vieleckigen Stücken, von außen gelber Farbe zu uns, welche Farbe aber nur durch das auf dem Transport sich abreibende, oft aber auch künstlich darauf gestreute Pulver, erzeugt wird. Auf dem Bruch ist sie rosenroth, weiß und gelb, wie eine Muskatnuß, marmorirt, unter den Zähnen knirscht sie, vom eingesprengten oxalsauren Kalk, und färbt den Speichel gelb; der Geschmack ist eigenthümlich widrig bitter. Das Wasser entzieht ihr meist alle wirksamen Theile und wird davon gelblich roth gefärbt.

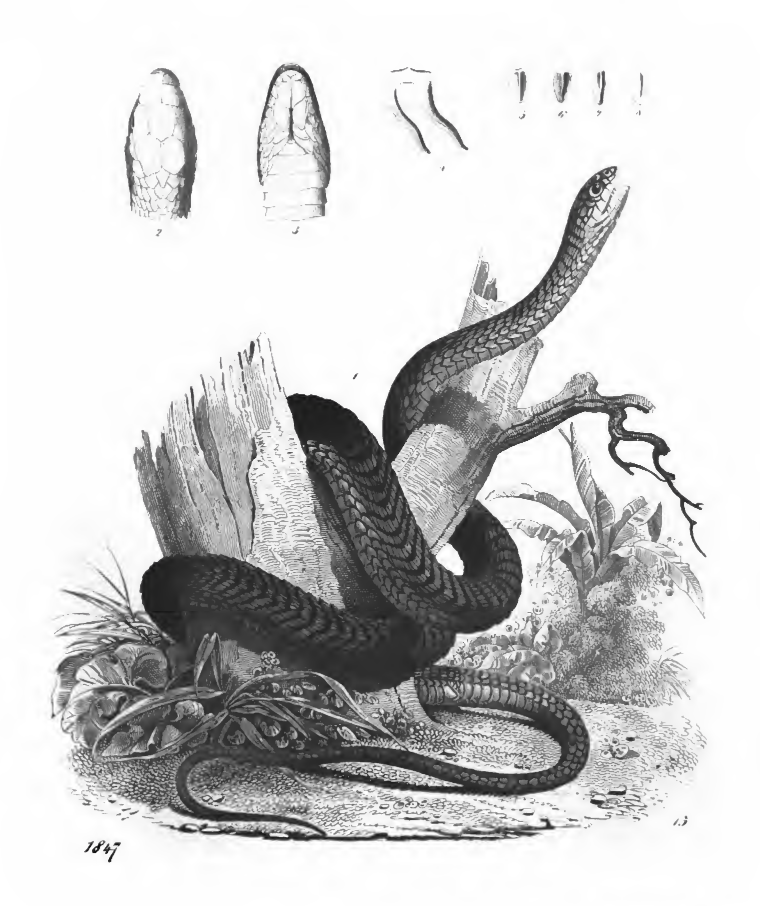
Ihre Wirkung äußert sich vorzüglich auf Magen, Leber und den oberen Darmkanal in nicht schwächendem Laxieren und Verbesserung der, der Verdauung beihelfenden Säfte, weßhalb sie jedem Arzt unentbehrlich ist. Wir haben wäßrige und weinigte Tincturen von ihr.

Die Versuche, sie in Europa anzubauen, gaben bis jetzt kein genügendes Resultat. Als Arzneistoff war sie schon den Arabern bekannt, ward aber erst vor etwa 260 Jahren von **Adolph Occo** in Deutschland eingeführt.

Die China. Unter Chinarinde versteht man im Handel die Rinden der zum Geschlecht Cinchona gehörenden Bäume, welche bis jetzt nur auf dem festen Lande von Südamerika angetroffen sind. Die früher darunter gemischten Rinden von Cosmibuena und Exostemona werden jetzt abgesondert.

Der Baum wird von den Eingeborenen Guannaparis genannt, ward aber von den Spaniern in der ersten Zeit Palo oder Legno de Calenturas bezeichnet, welches mit Lignum febrium oder antifebrile, bois de fièvre übersetzt wurde. Nach Europa ward sie etwa 1640 gebracht.

Die Erzählungen von der Entdeckung ihrer Wirksamkeit durch den Puma oder amerikanischen Löwen, oder durch einen Sklaven, der das Wasser eines Sumpfes, in dem Chinastämme lagen, trank, scheinen Fabeln. Die Eingeborenen halten sie noch heute für giftig, und gebrauchen sie niemals, und mit der Beharrlichkeit, mit welcher dies Volk an seinen uralten Nahrungs- und Heilmitteln hängt, würden sie eher sterben, als China nehmen. Am glaublichsten erscheint folgende Sage, die Hippolit Ruiz erzählt. Im Jahr 1636 habe ein alter Indianer dem Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Cannizares, der am Wechselfieber litt, die Heilkraft der China gerühmt, welcher auch durch eine Abkochung davon in Wein, genas. Als der Corregidor 1638 vernahm, die Vizekönigin von Peru liege am dreitägigen Fieber krank, überbrachte er ihrem Gemahl Don Cab-


1847

rara, Bobadilla y Mendoza, Grafen Chinchon diese Rinde nebst Gebrauchsanweisung. Der mißtrauische Grande schickte ihm seinen gelahrten Leibarzt, der das Tentamen mit der Frage: was ist das Fieber? eröffnete. Der schlaue Jesuit erwiederte: Etwas, was Ihr und ich nicht kennen, was ich aber heilen kann, und Ihr nicht! — Nun ward die Probe in den Spitälern gemacht und endlich auch die Gräfin damit geheilt. Die Dankbare verschaffte sich eine Menge des heilkräftigen Pulvers bei ihrer Rückkehr nach Europa, woselbst sie es unentgeltlich vertheilte, wodurch es den Namen Pulvis Comitissae, Pulver der Gräfin (del Chinchon) erhielt. Auch Linné bezeichnete das Geschlecht der Fieberrindenbäume mit dem Namen Cinchona oder wohl eigentlich Chinchona.

Die Jesuiten versandten nun große Quantitäten des theuren Artikels, von dem 1650 das Pfund, in Rom selbst, mit einem Pfund Silber bezahlt wurde, nach Europa, wo es Pulvis Jesuitarum oder Patrum genannt wurde. 1664 finden wir jedoch schon die China mit 3 Sols pr. Pf. in Lion besteuert, welches doch wohl auf häufigere Einfuhr deutet. Ein Engländer, Robert Talbor, hinterließ indeß 1681 ein ungeheures Vermögen, durch lauter Fieberkuren gesammelt; wahrscheinlich bot auch bei ihm, wie bei Morisons heutigen Pillen, Dummheit und Quacksalberei sich treulich die Hand.

Die verschiedenen Chinaarten wachsen vom 20° südl. Br. bis 11°. N.B. an der Andeskette in mehreren Gruppen. Der ganze östliche Abfall ist ein Chinagebüsch. Niederer als 3000′ über dem Meere findet man keine China, von da aber bis 6000′ Höhe scheint ihre Heimath zu liegen, Cinchona cordifolia Mutis steigt aber bis 9000′ an den Berghängen empor, vorzüglich an den Bergen von Santa Martha, wo heiße Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervorsprudeln. — v. Bergen führt 27 verschiedene Cinchonen an. Im Handel kennen wir vorzüglich: China Huanako, Huamalies, Loxa, Ten, Regia, Flava, Rubra.

Das Sammeln der Chinarinden ist in den öden, unwirthlichen Regionen, in denen die Bäume, dem Urwald eingesprengt, vorkommen, äußerst schwierig. Monate sind erforderlich um nur den Weg in ein belohnendes Revier auszuhauen; dann verdirbt ein tropischer Regenguß plötzlich den ganzen Ertrag, indem er die gesammelten Rinden auslangt und entfärbt, so daß sie dem Handel gar nicht zugelassen werden.

Die China ist uns, außer ihrer spezifischen Wirkung gegen Wechselfieber, ein Hauptstärkungsmittel, und wird als ein Salz, die Chinina, ferner in Tinkturen und Extracten daraus, angewandt.

Asa foetida, Stinkasant, Teufelsdreck. Die Pflanze, die uns dieses Schleimharz liefert, wächst in der persischen Provinz Chorasan. Sie treibt 5—6 Fuß hohe Stengel mit großen, blaßgelben Blüthendolden. Ist die Wurzel wenigstens vier Jahr alt, und armsdick, so wird der obere Theil von Erde entblößt und abgeschnitten. Es quillt hierauf ein milchigter Saft hervor, der an der Sonne verhärtend trocknet. Der frische Saft soll so stark sein, daß ein Loth so viel Geruch entwickele, wie 100 Pf. trockner Asant. Beim Transport wird er in Säcken hoch an den Mast gehängt, damit sein Geruch sich nicht anderen Waaren mittheile.

Wir erhalten den Stinkasant in unförmlichen Massen verschiedener Größe, außen röthlichbraun, innen mit weißen mandelartigen Flecken. An der Lichtflamme entzündet er sich leicht, und verriecht nach und nach an der Luft.

In der Hand des Arztes ist es ein, wohl unangenehmes, doch höchst wirksames Mittel. Im Orient wird er als Gewürz gebraucht, welches auch bei uns in der feineren Kochkunst Anklang findet!

Der Brechweinstein ist eine Verbindung von Antimonoxyd mit weinsteinsaurem Kali. Er erscheint als weiße, mürbe Krystalle, und erregt in der Gabe von 2 — 3 Gran Erbrechen. In größeren Dosen wirkt er giftig, weßhalb die Gesetze nicht erlauben, daß er ohne ärztliche Verordnung abgegeben wird. Er ward 1631 von Adrian v. Mynsicht erfunden.

Der Phosphor wurde 1669 zufällig von einem durch Alchemie ruinirten Hamburger Kaufmann, der den Stein der Weisen im Harn suchte, entdeckt. Einige Jahr später ward er auch von Kunkel aus Urin dargestellt. Er kommt aber nicht blos im Harn, sondern auch in den Knochen vor. Es ist eine leicht gelbliche, halbdurchsichtige Masse von Wachsconsistenz. Durch Licht wird er roth und löst sich in Aether, Alkohol und Oel auf; wird er geschmolzen in sehr kaltes Wasser geschüttet, so wird er schwarz. In freier Luft entwickelt er unangenehme, knoblauchartig riechende Dämpfe, welche im Finstern mit blauem Licht leuchten und ihn nach und nach bald verflüchtigen. Er muß deßhalb stets unter Wasser aufbewahrt werden.

Er findet mehr in den Künsten, als in der Medizin Anwendung, wird bei der Behandlung von Lähmungen indeß auch sehr gerühmt.

Die Aloë wird von mehreren Pflanzen dieses Geschlechts, am Kap der guten Hoffnung und der Insel Sokotara, welche über der Ostspitze Africa's im indischen Meere liegt, gewonnen. Die Pflanzen sind hier so häufig, daß die Südhänge der Berge oft ganz damit bedeckt sind. Man hat sie auch nach Westindien versetzt, wo sie gleichfalls üppig gedeihen.

Die Blätter werden im Hochsommer abgeschnitten, worauf die beste Sorte von selbst austräufelt und an der Luft erhärtet; Ausdrücken u. s. w. gibt nur geringere Waare, die sogenannte Roß- oder Leberaloë.

Die Sokotrinaloë, welche ihren Namen von der erwähnten Insel hat, kommt in braunrothen Massen, die an den Kanten durchscheinen, zu uns, ist glasglänzend und gibt geritzt gelben Strich. Der Geschmack ist lange anhaltend bitter. Die beste Sorte kommt in Kürbisschalen zu uns und löst sich ohne Rückstand in Weingeist auf.

Die Aloë erregt in kleinen Gaben die Verdauung, ist aber in größeren ein sehr heftiges Purgirmittel, welches nur mit Vorsicht angewandt werden darf.

Der Campher. Ein flüchtiges Harz, welches in kreisrunden Kuchen zu uns kommt. Es hat einen eigenthümlichen starken Geruch, ist weiß, leicht, verfliegt in freier Luft und löst sich in Weingeist, Aether und Oelen völlig auf.

Der Campher wird von einem schönen Baum, dem Campherlorbeer, gewonnen, der in China und Japan die Größe unserer Linde erreicht. Er hat immergrüne, eirunde, glänzende Blätter, und kleine, weiße, in Rispen stehende Blüthen. Die Frucht ist gereift, schwarzroth, von Erbsengröße mit einem Stein. Das Holz ist weiß und gelbroth marmorirt, und wird seines angenehmen Geruchs halber zu Möbeln geschätzt.

Der Campher war den Griechen und Römern unbekannt und kam erst durch die Araber nach Europa. Um ihn zu erhalten, werden Wurzeln, Stamm, Aeste, zerkleinert und in großen eisernen Kolben destillirt; der flüchtige Campher hängt sich in den irdenen, gekühlten Vorlagen an Reisstroh fest. Der rohe Campher ist eine graue körnigte Masse, und ward lange Zeit nur in Venedig und Holland, jetzt aber in den meisten Seestädten raffinirt, indem man ihn mit $^1/_{16}$ Kalk oder Kreide mengt, und nochmals überdestillirt.

Auch von einer Abart des Zimmtbaumes, dem Cazura-Curundu der Malayen wird mit Vortheil Campher — doch in geringer Menge, gewonnen.

Das Castoreum oder Bibergeil ist nebst dem Moschus fast der einzige thierische Stoff, der in der innern Medizin Anwendung findet. Hier hat es sich schon seit den ältesten Zeiten seinen Platz zu behaupten gewußt, denn Heredot spricht schon von χαστοριον, und Hippokrates gebrauchte es häufig. Frisch ist es eine gelbliche, schmierige Masse von eigenthümlich widrigem Geruch und schärflich-bitterem Geschmack. Der Biber erzeugt sie in zwei verbundenen Beuteln, die bei beiden Geschlechtern zwischen dem After und den Geschlechtstheilen sich befinden. So wie das Thier erlegt ist, werden sie sorgfältig ausgeschnitten und im Rauch getrocknet. Wir erhalten es noch in den Beuteln, als zähe braune Masse mit dünnen Häutchen zellig durchzogen, und unterscheiden sibirisches oder russisches, und canadisches oder englisches. Ersteres ist bei weitem theurer und zeichnet sich durch einen eigenen aromatischen Geruch aus, wird aber im Gebrauch, des sehr hohen Preises wegen, meistens durch das Letztere verdrängt.

Verfälschungen sind wohl seltener, als man zu glauben geneigt ist; aber die mehr oder minder kräftige Nahrung und das Wohlbefinden des Thiers machen, daß das Bibergeil von sehr verschiedener Güte vorkommt. Zuweilen scheint eine Art Steinkrankheit das Thier zu befallen, und man fand dann die Beutel mit kohlensaurem Kalkgries gefüllt.

In strenger Kälte wird das Castoreum in den Apotheken pulverisirt, um einer Pillenmasse beigemengt zu werden, außerdem hat man von jeder Sorte eigene Tinkturen. Seine Anwendung findet es vorzüglich bei Krampfübeln.

Dr. Schmidt.

Die Schlangen und systematische Uebersicht ihrer Familien.

(Taf. 15.)

Bereits in den früheren Jahrgängen des Buchs der Welt, haben wir unsern Lesern Schlangen vorgeführt, dieselben aber noch nie mit der wissenschaftlichen Eintheilung dieser merkwürdigen Thiere bekannt gemacht, über welche neuerer Zeit Wagler, Schlegel, Boie, J. Müller, Düvernoy u. a. gediegene Forschungen angestellt, und fast alle neueren naturforschenden Reisenden wichtige Beiträge geliefert haben. Die natürlichste Eintheilung wäre allerdings, sie in *giftige* und *ungiftige* zu scheiden, da aber nicht alle Giftschlangen einen kurzen beweglichen Oberkiefer haben, wie die Vipern und Klapperschlangen, obschon auch bei diesen die Kopfschuppen bald groß, bald klein sind, und man in neuerer Zeit auch nicht wenig Schlangen entdeckt hat, mit Kopfschildern und Gebiß, wie bei der gemeinen Ringelnatter, die dennoch einen gefurchten, wenn auch unbeweglichen Zahn hatten, der bei mehrern als wirklicher Giftzahn sich erwies, so muß man sich nach andern sicherern Kennzeichen umsehen.

Unser *Oken* glaubt, daß dazu sich am besten, wenigstens am deutlichsten, die Schuppen am Unterleibe und auf dem Kopfe eignen, und theilt demnach die *Schlangen*, die er als *zweite* Ordnung der *ersten* Stufe der *Lurche* aufstellt, in drei Zünfte: in *Schuppenschlangen*, deren Bauchschuppen nicht viel größer als auf dem Rücken sind; in *Täfelschlangen*, deren Schienen unter dem Schwanze in zwei Täfelchen getheilt; und in *Schienenschlangen*, deren Schienen ganz sind. *Schienen* selbst, nennt er die Schuppen am Bauche, die der Quere nach mit einander verwachsen, gewissermaßen Schilder oder Schienen bilden. Die erste und letzte dieser Zünfte finden sich nur in der heißen Zone, die zweite dagegen ist über den ganzen Erdball verbreitet. — Die Zünfte scheidet er wiederum in 29 Gattungen, und zwar:

I. Zunft. — *Schuppenschlangen.* — a. mit gleichförmigen Schuppen am ganzen Leibe, — sämmtlich giftig: 1. Körnerschlangen, Chersydrus; — 2. Plättchenschlangen, Pelamys; — 3. Zeilenschlangen, Hydrophis; — 4. Warzenschlangen, Acrochordus; — 5. Trottelschlangen, Rhinopirus. — b. Mit tafelförmigen Schuppen am Unterleibe, — nicht giftig: 6. Schnurschlangen, Erix; — 7. Mondschlangen, Scytale; — 8. Lappenschlangen, Homalopsis; — 9. Schlinger oder Riesenschlangen, Constrictor; — 10. Drachen oder Riesenschlangen der alten Welt, Boa (Python).

II. Zunft. — *Täfelschlangen.* — a. mit Kopfschuppen: 1. Ottern, Pelias; — 2. Vipern, Vipera; — 3. Buffottern, Echidna; — 4. Lanzenschlangen, Trigonocephalus; — 5. Rautenschlangen, Lachesis: — b. mit Kopftafeln: 6. Eckschlangen, Cophias: — 7. Achatschlangen, Sepedon; — 8. Nattern, Coluber, Dryophis; — 9 Korallenotter, Elaps; — 10. Hutschlange, Aspis; — 11. Ruderschlangen, Platurus.

III. Zunft. — *Schienenschlangen.* — a. mit Kopfschuppen: 1. Rauch-Ottern, Echis; — 2. Stiefelschlangen, Cenchris; — 3. Klapperschlangen, Crotalus; — 4. Schwirrschlangen, Caudisona. — b. mit Kopftafeln: 5. Kammschlangen, Orophias; — 6. Gürtelschlangen, Langaha; — 7. Schmalschlangen, Trimeresurus; — 8. Felsenschlangen, Pseudoboa.

Brongniarts Eintheilung, welche *Cüvier* in seinem Régne animal adoptirte, ist jetzt allgemein von den Naturforschern Europa's angenommen. Nach ihr bilden die *Schlangen*, Ophidii s. Serpentes, die dritte Ordnung der Amphibien. Durch ihren langen gestreckten Körper, dem alle äußern Extremitäten fehlen, unterscheiden sie sich von den andern Ordnungen ihrer Klasse. Bei einigen nur, den Halbschlangen, sind Ueberbleibsel der äußeren Glieder (Brust- oder Schulterknochen) noch unter der Haut verborgen, und selbst unter den eigentlichen Schlangen gibt es mehrere, bei denen man Spuren der äußeren Gliedmaßen in kleineren Häkchen an der Außenseite des Körpers findet. Die Wirbelsäule ist ungemein ausgebildet und besteht aus einer großen Menge von Wirbeln, von 100 bis 300, durch welche die Bewegung auf dem Bauche außerordentlich befördert wird. Die Zähne sind von einfachem Bau und dienen

nur zum Festhalten. Die Augen haben keine Augenlieder und können nicht geschlossen werden, sind aber mit einer dünnen durchsichtigen Haut überzogen. Die Ohröffnungen liegen unter Schuppen verborgen; die Zunge ist ungemein nervenreich und endigt sich in feine Spitzen. Die Luftröhre liegt weit vorn im Munde; die Lunge ist einfach und bildet einen hohlen Sack, der bis zu Ende des Bauches reicht, und bei manchen Gattungen findet man noch Spuren einer zweiten kleineren Lunge. Der Kehlkopf ist nicht vollkommen ausgebildet. Die Verdauungswerkzeuge sind höchst einfach; die Verdauung geht nur langsam vor sich, und wird nicht durch Reibung, sondern durch scharfe, auflösende Säfte bewirkt. Der Schlund ist einer großen Ausdehnung fähig; der Magen ist cylindrisch, häutig, und nicht viel weiter als der Darm, und der Dünndarm von ziemlich bedeutender Länge. Die Haut, welche periodisch abgeworfen und durch eine neue ersetzt wird, ist mit hornartigen Schuppen verschiedener Form bedeckt.

Die Schlangen zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in Halbschlangen, die sich der letzten Familie der Saurier anschließen, und in eigentliche Schlangen. — Die Halbschlangen, welche einen walzenförmigen, langen, überall gleichdicken Körper haben, der selten mit eigentlichen Schuppen bedeckt ist, werden in folgende drei Familien geschieden:

I. Familie. — Schleicher, Anguideae. — Sie ähneln den Sepsen in der Familie der skinkartigen Eidechsen, nur daß ihnen die Füße fehlen, deren entsprechende Knochen aber meistens unter der Haut noch vorhanden sind; sie haben 2 Lungen und ihr Körper ist mit dachziegelartigen Schuppen bedeckt. — Man unterscheidet sie wieder in:

1. Panzerschleichen, Pseudopus, welche Gaumenzähne haben, und bei denen die Vorderfüße durch eine kleine, kaum bemerkbare Hautfalte, die Hinterfüße durch zwei kleine Erhöhungen neben dem After angedeutet werden;

2. Glasschlangen, Ophisaurus, die von den vorigen nur durch den gänzlichen Mangel aller äußeren Andeutungen der Füße unterschieden sind;

3. Blindschleichen, Anguis, denen die Gaumenzähne und das äußere Ohr fehlen, die sonst aber den vorigen ähnlich sind, und:

4. Schießschlangen, Acontias, die selbst unter der Haut keine Spur von Knochen äußerer Gliedmaßen haben.

II. Familie. — Doppelläufer oder Ringelschlangen, Amphisbaenae. — Sie haben nur eine Lunge, keine Gaumenzähne, und ihre Augen sind von der Haut des Körpers überzogen. Ihre Schnauze ist stumpf, der Schwanz kurz, und der Körper hinten und vorn fast gleich dick. Man findet sie nur in wärmern Gegenden Amerika's, wo sie in der Erde wohnen und wühlen; sie bewegen sich nur ungern, können vor- und rückwärts kriechen, und leben von Würmern und Schnecken und Insektenlarven.

III. Familie. — Blindschlangen oder Blödaugen, Typhlops. — Sie ähneln den Blindschleichen, zu denen sie auch früher gezählt wurden; haben einen wurmförmigen Körper, eine größere und eine kleinere Lunge, und Augen, die durch die Haut scheinen, oder gar nicht sichtbar sind.

Die eigentlichen Schlangen zeichnen sich durch die größere oder geringere Dehnbarkeit ihres Rachens aus, wodurch es ihnen möglich wird, dickere Thiere als sie selbst sind, zu verschlingen. Sie haben meistens nur eine große Lunge, mit nur einer Spur einer zweiten. Die Rückenschuppen sind klein, meist rautenförmig; die Bauchschuppen größer und in die Quere verwachsen, so daß sie wie Schilder und Schienen erscheinen; und bei manchen, besonders den nicht giftigen, finden sich auf dem Kopfe noch größere Schuppen oder Schilder. Die eigentlichen Schlangen sind, bis auf Farbe und Größe, einander alle sehr ähnlich, und die Formen gehen so allmählig in einander über, daß ihre weitere bestimmte Eintheilung, ungemein schwer ist. Eigenthümlich sind ihnen noch die scharfen rückwärts gekrümmten Zähne, mit denen die Gaumenbogen bewaffnet sind. Man scheidet sie ebenfalls in drei Familien, in giftlose, in verdächtige, und in giftige Schlangen.

IV. Familie. — Giftlose Schlangen, Innocui; die nur derbe, furchenlose Zähne im Oberkiefer und Gaumen haben, und wiederum in drei Unterabtheilungen zerfallen, in:

1. Rollschlangen, Ilysia. Sie haben einen walzenförmigen Leib, wie die Schleichen und Ringelschlangen; nur eine Lunge, und der Rachen ist bei ihnen noch nicht sehr ausdehnbar.

2. Schlinger, Pythonoideae; mit Spornen oder Hervorragungen zu jeder Seite des Afters, und kurzem Schwanz, dessen Unterseite entweder mit ganzen Schildchen, oder mit ganzen und getheilten besetzt ist. Diese Abtheilung umfaßt die größten Schlangen, die oft bis 40 Fuß Länge erreichen, größere Thiere zu verschlingen vermögen, und in ihrer ersten Unterabtheilung, den Riesenschlangen, Boa, dem Süden Amerika's, und in den Pythonschlangen, Python, Ostindien und den indischen Inseln angehören.

3. Nattern, Coluber; die keine Andeutungen von Hinterfüßen zur Seite des Afters haben, und bei denen die Unterseite des Schwanzes mit paarigen Schildchen besetzt ist; sie sind in zahlreichen Arten fast über die ganze Erde verbreitet, und nicht giftig!

V. Familie. — Verdächtige Schlangen, Suspecti; welche im Oberkiefer derbe Zähne und Furchenzähne haben; man nennt sie auch Trugnattern, Maligni, da sie im Aussehen und der Lebensart den Nattern gleichen und meistens mit diesen zusammengestellt werden. Sie unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß am hintern Ende des Oberkiefers, hinter mehreren einfachen Zähnen, sich ein großer Furchenzahn befindet, auf dessen Wurzel der Ausführungsgang einer, in der Schläfengegend gelegenen verdächtigen (wahrscheinlich giftigen) Drüse mündet. Die Arten sind sehr zahlreich, und fast alle ausländisch. Die auf beiliegender Tafel 15 abgebildete Baumschlange, die Dendrophis colubrina Schlegel's, welche Düvernoy unter dem Namen Dispholidus Lalandii, aufführt, ist eine der schönsten und interessantesten Repräsentanten der Familie.

VI. Familie. — Giftige Schlangen, Venenosi; die man auch, da viele lebendig gebärend sind, und die Jungen aus den Eiern kriechen, sobald diese gelegt werden, früher mit dem allgemeinen Namen Vipern (von vivi para) bezeichnete. Sie haben vorn im Oberkiefer wahre, mit einem kleinen Kanal durchbohrte Giftzähne, durch welche sich das Gift aus der, unter dem Auge liegenden Giftdrüse, in die Wunde des gebissenen Thieres ergießt. In der Regel ist nur ein Giftzahn vorhanden, der sich, wenn das Thier in Ruhe ist, in einer Falte des Zahnfleisches verbirgt; hinter ihm befinden sich aber die Keime anderer, die ihn der Reihe nach ersetzen, wenn er zufällig in einer Wunde abbricht. Außer dem Giftzahne sind im Oberkiefer keine anderen Zähne, dagegen aber Gaumenzähne vorhanden, die zum Festhalten des Fraßes dienen. Man scheidet die Familie in:

1. Klapperschlangen, Crotalus; die gefürchtetsten unter allen, die sich durch mehrere, locker in einander hängende, schuppige Hornringe am Ende des Schwanzes, auszeichnen; deren Zahl sich bei jeder Häutung um einen mehrt, und ein rasselndes Geräusch verursacht, wenn das Thier sich bewegt oder auf Beute ausgeht.

2. Giftnattern, Elaps; bei denen im Oberkiefer hinter den Giftzähnen noch einzelne kleine, undurchbohrte Zähne stehen, und deren kurzer, runder Schwanz mit getheilten oder ungetheilten Schildchen besetzt ist. Sie sind alle Ausländer, und gehören Süd-Amerika, Ostindien und Afrika an.

3. Ottern oder Vipern, Vipera; die den Nattern sehr ähnlich sind; sie haben keine anderen Zähne, als Giftzähne, im Oberkiefer, und einige Arten, wie die gemeine Otter, V. Berus, und die Kreuz- oder Kupferotter, V. Chersea, sind auch in Deutschland nicht selten.

4. Wasserschlangen, Hydropus; die bis jetzt nur im indischen Meere und einigen indischen Flüssen gefunden wurden, und über deren Körperbau, Lebensart und Fortpflanzung bis jetzt nur wenig bekannt ist. Sie haben einen dicht zusammengedrängten Hinterkörper, und sind, hinter den Giftzähnen, mit dichten Zähnen im Oberkiefer versehen.

Deusche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

4. Der Schäfer.

Es war einmal ein Schäfer, der trieb seine Schafe alle Tage auf einen Berg, so der Köterberg hieß, und mogte gar nicht gern auf einen andern Ort weiden gehen. In dem Dorfe aber, wo er wohnte, lebte auch eine schöne junge Magd, die er gern zu seiner Frau gehabt hätte, wenn nicht am Besten Mangel gewesen wäre, nämlich am leidigen Gelde. Das Mädchen war so arm, daß es sich keine Ausstattung kaufen konnte, und der Schäfer hatte auch weiter nichts, als nur seinen Lohn. So hofften sie denn alle Beide, daß es ihnen der liebe Gott einmal im Schlafe geben würde, und lebten allezeit still und geduldig neben einander.

Eines Tages, es war im hohen Sommer und um die Mittagsstunde, wo die Sonne recht glühend heiß vom Himmel herab schien, da stand der Schäfer unter der großen Linde, welche den Gipfel des Berges krönte, und schaute weit hinaus in die Lande, die so recht duftig und wunderschön zu seinen Füßen lagen.

„Ach," sagte er da, „hätte ich nur den tausendsten Theil von Allem, was ich hier übersehen kann, nur ein paar Morgen Acker, um meinen Kohl und meinen Rocken zu bauen, dann wäre ich wohl glücklich. Die Lisbeth würde mein Weib, und alle Tage lebten wir in Herrlichkeit und Lust!"

Diese Worte hatte ein schönes Königsfräulein gehört, was in dem Berge umging, und leise tippte sie den Schäfer auf die Schulter. Der drehte sich rasch um; als er aber die wunderschöne Jungfrau sah in ihren prächtigen Kleidern, die von lauter Gold und Diamanten funkelten, da erschrak er so sehr, daß er sich gegen den Stamm der Linde lehnen mußte, um nicht sogleich umzufallen. Die Prinzessin aber sagte:

„Du mögtest ein Weib nehmen, Schäfer?"

„Ja, das mögt' ich," antwortete der, und faßte wieder Muth, als er sah, daß die Prinzessin so freundlich war, und ihm nichts zu leide that. „Das mögt' ich gern, aber ich und meine Lisbeth sind so arm, daß wir keine Aussteuer beischaffen können!"

Die Prinzessin wiegte ihr schönes Haupt langsam hin und her, und lächelte. „Du bist vielleicht reicher, als du denkst," sagte sie. „Wenn du die Springwurzel finden könntest, so wäre dir geholfen."

„Ja, wo soll ich aber solch' ein Ding finden?" fragte der Schäfer.

„Das darf ich dir nicht sagen," antwortete das Königsfräulein." Frage danach und suche danach. Wenn du die Wurzel gefunden hast, so komm nur her, und ich werde dir wieder erscheinen!"

Bei den letzten Worten ging sie um die Linde herum; und als der Schäfer schnell hinterdrein lief, siehe, da war das Königsfräulein verschwunden, und man sah nichts mehr von ihr, als die Spuren ihrer Füßchen, welche die Spitzen des grünen, weichen Grases ein wenig krumm gebogen hatten.

Der Schäfer schüttelte verwundert den Kopf über die seltsame Erscheinung, und wäre am liebsten gleich nach Hause gelaufen, um seiner Lisbeth die Geschichte zu erzählen. Da es aber erst Mittag war, durfte er seine Heerde weder verlassen noch auch schon in die Ställe treiben, und setzte sich drum nachdenklich unter die Linde und dachte an weiter nichts, als an das schöne Königsfräulein und an die Springwurzel, die ihn auf einmal reich machen sollte.

Endlich senkte sich die Sonne tiefer und tiefer auf die Erde herab, und ihre Strahlen wurden schon immer gelber und röther. Und als der ganze Himmel brannte in roth und goldner Gluth, da rief der Schäfer seinen Hund, ließ ihn die zerstreuten Schafe zusammen treiben, und führte alsdann die ganze Heerde in das Dorf. So wie sie in den Ställen untergebracht war, rannte er zu seiner Lisbeth, und erzählte ihr Alles, was ihm begegnet war.

„Ei, das ist ja seltsam," sagte Lisbeth, als sie die wundersame Geschichte vernommen hatte. „Meine Großmutter sagte mir schon immer, daß ich einmal durch eine Springwurzel mein Glück machen würde. Und nun ist das am Ende die, welche du suchen sollst."

„Ei ja, suchen will ich wohl," antwortete der Schäfer; — „aber wo soll ich sie denn finden?"

„Weißt du das nicht?" fragte Lisbeth," dann will ich es dir sagen. Im Frühjahr, wenn die Vögel ihre Nester bauen, mußt du hinausgehen in den Wald und mußt suchen, daß du das Nest von einem Grünspecht findest. Und wenn du es gefunden hast, mußt du das Loch zu dem Neste mit einem Holze zukeilen, so daß der Grünspecht nicht zu seinen Jungen oder Eiern gelangen kann. Sobald der Vogel das merkt, fliegt er hurtig fort, sucht die Springwurzel, die ein menschliches Auge nun und nimmermehr findet, bringt sie in seinem Schnabel herbei, und hält sie vor den Holzkeil. Dieser springt augenblicklich mit großem Krachen heraus, und der Vogel trägt die Springwurzel mit raschem Fluge wieder an den Ort, wo er sie gefunden hat, wenn man ihn nicht daran hindert. Das aber ist nun deine Sache."

„Wie soll ich's anfangen?" fragte der Schäfer. „Ich will gern Alles thun, was in meinen Kräften steht."

„Du mußt dich ganz in der Nähe des Nestes verstecken, und sobald der Keil mit Krachen aus demselben herausgesprungen ist, mußt du unter lautem Geschrei aus deinem Verstecke hervorstürzen und ein rothes Tüchlein unter das Nest des Spechtes halten. Der Vogel wird erschrecken und die Wurzel fahren lassen. Sobald sie auf das rothe Tüchlein fällt, ist sie dein und kann nicht wieder verschwinden. Fällt sie aber daneben, so mußt du suchen, daß du ein anderes Nest findest; denn sobald die Wurzel die Erde berührt, wird sie von derselben eingeschluckt.

Der Schäfer versprach sein Möglichstes zu thun, um recht bald in den Besitz der Springwurzel zu gelangen, und übte sich vor der Hand den ganzen Sommer hindurch, hinter einem Strauche vorzuspringen, und ein Tüchlein unter ein Astloch zu halten. Wer ihm dabei zugesehen hätte, ohne zu wissen, was das Springen bedeuten solle, der würde gewiß recht herzlich über den närrischen Schäfer gelacht haben.

Mittlerweile verging der Sommer und der Herbst, der Winter kam mit seinen Schneemassen und seiner Eiseskälte, und der Schäfer konnte seine Heerde nicht mehr in's Freie treiben. Da ging er denn jeden Abend zu seiner Lisbeth, und während die fleißige Jungfer spann, und er selber allerlei künstliche Sächlein aus weichem Holze schnitzte, bauten sie prächtige Schlösser in die Luft und erzählten sich, was für ein herrliches Leben sie alle Beide führen würden, wenn es dem Schäfer gelänge, die Springwurzel zu finden und die versprochenen Schätze zu haben. Als dann aber das Frühjahr kam und die wärmere Sonne den Schnee auf den Bergen und in den Thälern schmolz, als die Bäume wieder grünten und die Vöglein sangen und ihre Nester bauten, da durchstrich der Schäfer vom frühen Morgen bis zum späten Abende die Wälder rings umher, und ließ seine Augen munter und hell von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig schweifen und lauschte mit geschärftem Ohre auf die Töne im Walde, um das Locken des Grünspechtmännchens aus dem Gewirre der anderen Töne heraus zu hören. Manchen lieben Tag streifte er vergebens in der Gegend umher, lief sich vergebens müde Beine, und fand keinen Grünspecht und kein Nest, so sehr er auch suchte. Endlich aber gelang's ihm doch. In einem engen Thale stand eine alte Buche, und in der Buche war ein Astloch, so recht wie für ein Nest gemacht. Der Schäfer sah es, und während er es noch betrachtete, kam ein Grünspecht geflogen, und schlüpfte in das Loch hinein.

„Nun will ich die Wurzel schon kriegen!“ rief der Schäfer erfreut.

Er merkte sich den Ort, ließ sich von seiner Lisbeth ein feuerrothes Tüchlein geben, und ging nun alle Tage, die Gott werden ließ, an die Buche hinaus, und paßte auf, ob die Grünspechte Junge hätten. Manchen Tag lief er umsonst. Er sah wohl das Weibchen des Grünspechts auf den Eiern sitzen und brüten, aber die Jungen wollten immer noch nicht ausschlüpfen. Endlich aber mußte es doch so weit gekommen sein, denn die beiden Alten flogen im Walde umher um Futter zu suchen, und brachten mancherlei Gewürm im Schnabel herbei, und die Jungen zwitscherten und quickten im Neste laut, daß es der Schäfer ganz deutlich hörte. Das Zwitschern gefiel ihm aber besser, als der Gesang der besten Nachtigall.

„Nun ist's Zeit!“ sagte er.

Ohne Säumen ging er hin, suchte sich einen tüchtigen Eichenzacken, schnitzte einen Keil daraus, und schlug ihn mit der Axt so fest in das Loch ein, daß der Grünspecht nicht mehr zu seinen Jungen gelangen konnte. Hierauf stellte er sich hinter einen Haselstrauch, der kaum zwei Schritte von der Buche stand und verbarg sich da so gut, daß ihn der Grünspecht nicht sehen konnte, obgleich er selber das Nest in den Augen behielt.

Es dauerte nicht lange, so kamen die beiden Alten geflogen mit einem Würmlein im Schnabel, und wollten zu ihren zwitschernden Jungen. Aber siehe da, der Eingang war verschlossen, und ängstlich schreiend flogen und flatterten sie eine Weile um das Nest herum. Plötzlich aber, da sie sahen, es wäre hier keine Hilfe mehr, schwang sich das Weibchen hoch in die Lüfte und schoß wie ein Pfeil davon.

„Aha,“ dachte der Schäfer und lachte heimlich, „jetzt wird die Springwurzel geholt!“

Und richtig, ehe eine Viertelstunde vergangen war, kehrte der Specht zurück und trug die Wurzel im Schnabel. Er hielt sie an das Nest, der Keil sprang mit Krachen heraus, und nun flog der Schäfer mit Einem Satze aus seinem Strauche bis unter das Astloch in der Buche. Laut aufschreiend hielt er sein rothes Tüchlein unter, der Specht erschrak, ließ die Wurzel fallen und flog hurtig davon. Der Schäfer aber hatte, mit Hilfe seiner vielen Uebungen, richtig die Wurzel aufgefangen.

„Habe Dank, mein Grünspechtlein!“ rief er dem Vogel zu, und eilte mit laut pochendem Herzen zu seiner Lisbeth.

„Ich habe sie! Ich habe sie!“ rief er ihr jubelnd entgegen, indem er die Springwurzel hoch in die Luft schwang. „Nun warte nur noch eine kurze Weile, dann wirst du meine Frau!“

Lisbeth freute sich nicht minder über die Springwurzel, wie der Schäfer, doch sagte sie:

„Lache nicht zu früh! Wer weiß, ob das Königsfräulein nicht seinen Spott mit dir getrieben hat. Ehe ich die versprochenen Schätze nicht sehe, glaube ich nicht daran.“

„Wart's ab!“ sagte der Schäfer, und verbarg seine Wurzel in seiner Truhe, bis die Zeit wieder herankam, wo er seine Schäflein alltäglich auf die Weide trieb. Da ging er mit seiner Heerde, wie gewöhnlich auf den Köterberg, stellte sich unter die Linde, und harrte nun, daß die Prinzessin wieder erscheinen würde.

Aber der ganze Morgen verging, und sie kam nicht. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, schon neigte sie sich wieder zum Untergange, und der arme Schäfer gab bereits alle Hoffnung auf und blickte trübsinnig vor sich nieder, als er plötzlich ganz leise seine Schulter berührt fühlte. Rasch drehte er sich um, und sah zu seinem Entzücken das Königsfräulein in ihren prächtigen Kleidern, die von lauter Gold und Diamanten funkelten.

„Grüß dich Gott!“ sagte sie. „Hast du die Springwurzel?“

Triumphirend hielt sie der Schäfer empor.

„Wohlan, so folge mir nach,“ sprach die Prinzessin, und ging an der andern Seite des Berges hinab. Der Schäfer aber zögerte.

„Warum kommst du nicht?“ fragte die Prinzessin. „Fürchtest du dich vor mir?“

„O nein, Ihr seid zu lieb und gut und schön,“ antwortete der Schäfer; — „aber ich kann doch meine Heerde nicht allein lassen! Was fang ich nun mit ihr an?“

„Laß sie nur weiden,“ erwiederte das Königsfräulein. „Ich will sie schon behüten, derweile du fern bist.“

Da zögerte der Schäfer nicht mehr, sondern folgte, die Springwurzel in der Hand, hurtig der schönen Prinzessin nach. Sie führte ihn bis an den Fuß des Berges hinab, bis an eine Höhle, die er noch niemals gesehen hatte, ob er gleich schon viele tausend Male um den Berg herum gegangen war. Beide traten sie in die Höhle hinein, und schritten eine ganze Weile im Finstern hin, bis sie endlich vor einer starken eisernen Thüre stehen blieben.

„Hier mußt du die Springwurzel gebrauchen,“ sagte die Prinzessin. „Halte sie vor das Schloß, und diese Thüre, welche keine Macht der Erde sprengen würde, wird ganz von selber aufgehen. Wenn du aber die Herrlichkeiten siehst, die ich dir zeigen werde, so hüte dich, deine Springwurzel zu verlieren. Ein Mal verloren, bekommst du sie nie wieder!“

Der Schäfer hielt die Wurzel vor die Thür, diese sprang auf, und eine weite, prächtige Halle lag vor den Augen des erstaunten Schäfers. Die Wände der Halle schimmerten von glänzendem Metall, von der Decke hingen kristallene Leuchter nieder, welche ein überaus köstliches Licht ausströmten, und der Fußboden war ganz mit spiegelglatten Marmortafeln ausgelegt. An einem Tischchen, das inmitten der Halle stand, erblickte der Schäfer zwei junge Fräulein, welche emsig an einer Stickerei arbeiteten. Sie waren wunderschön, aber sie blickten nicht auf von ihrer Arbeit, und schienen sich weder um den Schäfer noch um das Königsfräulein zu bekümmern. In einer Ecke der Halle lag angekettet ein böser Geist. Dieser brüllte laut, Feuerfunken sprühten aus seinem Auge, ein feuriger Strom brach aus seinem Rachen, und er zerrte an seinen Ketten, wie um auf den Schäfer loszustürzen. Aber seine Fesseln waren zu fest und stark, und sein Grimm machte sich endlich nur noch in einem leisen, grollenden Knurren Luft.

Ringsum an den Wänden der Halle standen silberne Kasten, ganz angefüllt mit Kostbarkeiten, von denen sich der einfache Schäfer noch niemals etwas hatte träumen lassen. Die Eine Kiste war gefüllt mit Perlen, so groß wie Haselnüsse; die Andere mit Diamanten; die Dritte mit Rubinen; die Vierte mit Smaragden; die Fünfte mit Goldstücken, und die Uebrigen mit edlen Metallen aller Art. Der Schäfer, als er die Herrlichkeiten schaute, wurde ganz verwirrt und wußte gar nicht, wohin er seine Augen wenden sollte.

„Geh' ohne Furcht in die Halle hinein,“ sagte das Königsfräulein zu dem Schäfer. „Nimm, was und wo du willst! die Schätze sind dir bestimmt, und nur du allein darfst sie heben.“

Ganz berauscht von seinem Glücke trat der Schäfer ein, ging ohne Säumen auf eine Kiste zu, die bis an den Rand mit neu geprägten, glänzenden Goldstücken angefüllt war, und griff mit zitternder Hand hinein. Ganze Hände voll nahm er heraus und steckte Alles in seine große Tasche, bis sie so voll war, daß auch kein einziges Goldstück mehr Platz gefunden hätte.

„Hast du genug?“ fragte das Königsfräulein.

„Ja, genug für meine ganze Lebenszeit für mich und Lisbeth!“ sagte der Schäfer.

„Dann kannst du gehen,“ erwiederte die Prinzessin. „Aber bedenke wohl, was ich dir sagte, ehe wir die Thüre zur Halle öffneten.“

Die Prinzessin meinte, der Schäfer solle die Springwurzel nicht vergessen, welche er aus der Hand gelegt hatte, als er seine Tasche mit den Goldstücken anfüllen wollte. Aber der Schäfer, in seiner Freude über das viele Geld, hatte die Wurzel ganz und gar vergessen und wußte nicht, was die Prinzessin meinte. Er bedankte sich für ihre Gnade und verließ die Halle, deren Thür so schnell hinter ihm zukrachte, daß sie ihm beinahe die Ferse geklemmt hätte. In eiligem Laufe stürzte er aus der Höhle in's Freie und kehrte zu seiner Heerde zurück, die er ruhig am Bergeshange weidend fand.

Noch war es lange nicht Abend, aber es drängte den Schäfer so heftig, seiner Lisbeth die errungenen Schätze zu zeigen, daß er es draußen nicht mehr aushalten konnte und die Schafe ohne Zögern in die Ställe trieb. Kaum hatte er sie untergebracht, so eilte er zu seiner Lisbeth und rief ihr mit freudeglühendem Gesichte zu: „Breite einmal deine Schürze aus!“

„Und was hast du denn vor?“ fragte Lisbeth verwundert. „Wo kommst du denn schon her? Es ist ja noch lange nicht Abend! Nimm dich in Acht, daß du nicht deinen Dienst verlierst!“

„Ach was Dienst!“ rief der Schäfer. „Was kümmere ich mich um den elenden Schäferdienst! Breite deine Schürze aus, Lisbeth! Schnell, oder ich halte mich nicht länger!“

Lisbeth that nach ihres Liebsten Begehren, und als sie nun ihre Schürze ausbreitete, da schüttete der Schäfer seine große Tasche über sie aus, und tausend und aber tausend Goldstücke fielen klingend und schimmernd in die Schürze hinein.

„Um Gottes willen, von wem hast du das viele Gold?“ rief Lisbeth. „Hat es dir wirklich das Königsfräulein bescheert?“

„Und wer sonst?“ jubelte der Schäfer. „Ja, Lisbeth, Alles habe ich aus dem Berge geholt, und nun können wir Hochzeit machen und vergnügt leben bis an unser seliges Ende! Du hättest nur sehen sollen, wie viele Schätze noch in dem Berge lagen! Und das Alles, was noch darin ist, gehört auch unser, denn die Prinzessin sagte, mir wäre es bestimmt!“

„Ja, kannst du denn wieder in den Berg kommen?“ fragte Lisbeth.

„Nun freilich, ich habe doch die Springwurzel, vor der alle Thüren aufgehen!“ erwiederte der Schäfer.

„Wo hast du sie denn? Ich sehe sie nicht,“ sagte Lisbeth.

Der Schäfer griff in die Tasche — richtig! die Springwurzel war fort.

„Mein Gott,“ sagte er, „die muß ich im Berge liegen gelassen haben. Gleich will ich wieder hin und sie holen!“

Er rannte mit schnellen Füßen davon. Als er aber hinkam, war keine Höhle mehr zu sehen, wie er auch suchte, und er sah wohl, daß er sich mit dem Gelde, was er schon besaß, begnügen müsse. Weniger schnell, als er fortgelaufen war, kehrte er zu seiner Lisbeth zurück.

„Ich bin ein Thor gewesen,“ sagte er zu ihr; — aber was geschehen ist, ist geschehen! Wir haben schon Geld genug, und wollen uns um das Uebrige nicht kränken!“

Lisbeth stimmte ihm bei, und sie waren alle Beide zufrieden. Der Schäfer kaufte sich einen schönen, großen Ackerhof, heirathete seine Lisbeth, und war ein glücklicher Mann. Alles gedieh unter seinen Händen und er lebte noch lange und freudenvolle Jahre. Das schöne Königsfräulein aber hat er niemals wiedergesehen, so oft er auch auf den Köterberg ging und sich unter die Linde stellte. —

Ich weiß noch eine schöne Sage, die dieser ganz ähnlich ist. Da half einem Schäfer aber nicht die Springwurzel, sondern eine schöne Blume zu seinem Glücke.

Es war nämlich ein Schäfer, der wohnte auf dem Harzwalde und trieb seine Schafe tagtäglich auf eine Wiese, die dicht neben einem waldigen Berge lag. Und als er einst auf dem Berge umherging, um für seine Liebste einen Strauß zu pflücken, da sah er unter einer Eiche eine wunderschöne blaue Blume, wie er sie noch niemals gesehen hatte. Er pflückte sie ab, steckte sie auf seinen Hut, und suchte umher, ob er nicht noch eine ähnliche fände. Solche Blume fand er aber nicht mehr, wohl aber sah er plötzlich eine Höhle, die er noch niemals bemerkt hatte. Ein ehrwürdiger alter Mann stand in dem Eingange, winkte ihm mit dem Finger näher zu kommen, und fragte ihn, ob er gerne recht reich werden mögte.

„O ja, das mögte ich wohl,“ antwortete der Schäfer. „Mein Lohn ist gering, und doch muß ich noch meine alte arme Mutter ernähren, die krank ist und nichts mehr verdienen kann.“

„Nun, so folge mir nach,“ sagte der Greis freundlich. „Du brauchst dich nicht zu fürchten, denn es wird dir kein Leides geschehen.“

Der junge Schäfer ging kecklich hinter dem Alten drein, der ihn in einen großen Saal geleitete, wo ringsum viele Schätze lagen, wie in der Halle des Köterberges.

„Da nimm, so viel du willst,“ sagte der Greis.

Der Schäfer griff wacker zu, merkte es aber nicht, daß ihm beim Bücken seine schöne blaue Blume vom Hute fiel. Als er seine Taschen mit Golde gefüllt hatte bis oben hin, wollte er gehen. Der Alte aber rief ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“

„Ja,“ dachte der Schäfer, „was gibt's wohl Besseres als Gold? Davon hast du ja die Hülle und Fülle.“

Er ging auf den Eingang des Saales zu, aber ehe er hinausschritt, sagte der Alte nochmals mit warnender Stimme: „Vergiß das Beste nicht!“

Und als der Schäfer wieder nicht darauf achtete, rief er zum dritten Male, aber dießmal sehr ernst und drohend: „Schäfer, ich sage dir, vergiß das Beste nicht!“

Der Schäfer drehte sich in der Thür noch einmal um und blickte zweifelnd den Alten an. Da dieser aber eben recht große feurige Augen machte, so fürchtete er sich, und lief im Schrecken eiligst aus der Höhle hinaus in's Freie. Krachend fuhr der Berg hinter ihm zu und die Höhle verschwand. Zu spät erst merkte er, daß er seine Blume verloren hatte, und sah nun wohl, was der Alte gemeint, da er ihm zurief, er solle das Beste nicht vergessen. Er brachte das Geld seiner Mutter, und hatte sein Lebtage keine Noth mehr, und konnte im Ueberflusse leben, wie ein reicher Mann. Aber die blaue Blume vergaß er doch nun und nimmer, und oft suchte er nach ihr an der Bergeshalde. Er fand sie aber nicht wieder.

Warum hatte er auch nicht auf eine wohlgemeinte Warnung gehört? —

Halbedelsteine.

(Siehe Edelsteine, 1845, pag. 87.)

Eine der ältesten, und im Laufe von Jahrtausenden zu hoher Vollkommenheit gelangten Künste ist die Glyptik oder Steinschneidekunst. Sie bildet in den schöngefärbten Grund edler Gesteine erhabne oder vertiefte Figuren, welche erstere man Cameen, letztere Gemmen nennt. Wenn diese schöne Fertigkeit heute meistens in Glas ausgeübt wird, so wurden im Alterthume vorzüglich Steine von ihr bearbeitet. Es sind manche solcher Kunstwerke uns, durch die Unzerstörbarkeit ihres Stoffs, erhalten und erregen in ihrer Vollkommenheit die hohe Bewunderung der Kenner. Wir nennen hier nur die Mantuanische Vase in Braunschweig, die bei der Erstürmung Mantua's, durch Sforza, von einem Soldaten bestaubt auf einem Schrank gefunden wurde. Ein Paar schmale Goldreifen, die er daran bemerkte, machten, daß er sie mitnahm; seinem Officier gefielen die bunten Figuren daran, und er kaufte sie um einen Dukaten. Ein Domikaner kannte besser ihren Werth, wußte sie von diesem zu erhalten, und schenkte sie, für seinen Schutz, an Herzog Heinrich von Braunschweig. Es ist ein Onyx von der Größe eines starken Gänseeies,

im Innern tiefkaffeebraun und bis zur schneeweißen Rinde alle Zwischenfarben herausschattirend. Der Künstler wußte dieß so geschickt zu benutzen, daß die Figuren des Opferzuges der Ceres, die er darauf gravirte, fleischfarbene Gesichter und Hände, mit weißen Gewändern zeigen: indeß der tiefbraune Hintergrund alles nur noch deutlicher hervorhebt. Ein feiner Sprung des Steines schlängelt sich als Weinrebe um einen Baumstamm. Katharine von Rußland, die eine, wie man sagt, gleichgearbeitete und dazu völlig passende Unterschale aus Adrianopel erhielt, soll vergebens 500,000 Thaler für die Vase geboten haben. Nach der Schlacht bei Jena nahm sie der fliehende Herzog selbst mit sich. — Eben so schön gearbeitet ist die Apotheose Augusts in der Schatzkammer von Wien. Außer diesen Hauptstücken sind eine Menge geschnittener Steine, theils mit Köpfen berühmter Männer, theils mit mythologischen Darstellungen in Kabinetten und bei Kennern zerstreut.

Wir wenden uns zu den Steinarten selbst und beginnen mit den edeln Quarzen:

Der Bergkrystall findet sich auf Gängen im Urgebirge, im Granit, Gneis, seltener im Glimmerschiefer. Häufig schließen die Quarzadern hohle Räume ein, in denen die einzelnen Krystalle frei aus der bildenden Mutterlauge gruppenweis anschießen und sich ausbilden konnten. Sind solche Höhlen klein, so werden sie Drusen, sind sie größer, Krystallkeller genannt. Diese letzteren, denen die Krystallsucher emsig nachstreben, liegen meist in bedeutender, oft unzugänglicher Höhe an kahlen Felshörnern. Mit Hammerschlägen werden die Quarzgänge hier verfolgt, und hohl tönende Stellen aufgebrochen. Ein solcher Krystallkeller, der 1823 am Grimsel entdeckt ward, war 94 Fuß lang, 3—11 Fuß hoch und lieferte für 28,000 fl. Krystalle, worunter mehrere von Centnerschwere. Die Stadt Bern besitzt einen Krystall von 6 Ctr. Gewicht und Manneshöhe.

Der Rhein vorzüglich rollt in seinen Geschieben Krystalle aus den Hochalpen herab, die unter dem Namen Rheinkiesel geschliffen und als Schmuck verwandt werden. Schwärzliche heißen Morion, braune Rauchtopase, röthliche Rosenquarz, gelbe Citrin. Sie werden zu Pettschaften gesucht, aber auch, bei vorzüglicher Reinheit, zu optischen Gegenständen geschliffen.

Geringerer Bergkrystall wird zu Emaille, zu künstlichen Edelsteinen oder Straß, in deren täuschender Bereitung man es zu einer großen Vollkommenheit gebracht hat, zu Glasperlen, zur Fabrikation von Smalte oder Kobaltblau u. s. w. benutzt.

Zuweilen schließen die Krystalle fremde Körper, wie Amianthfäden, Eisen- oder Glimmerschuppen, ja noch Tropfen des Wassers ein, aus dem sie einst anschossen; sie werden deshalb in Sammlungen sehr geschätzt.

Die aus Ungarn kommenden sogenannten Marmoroscher Diamanten sind nichts, wie im Flußbette der Theiß gesammelte Bergkrystalle.

Der Amethyst, deutsch „nicht berauscht“, hat seinen Namen von der ihm im Alterthume zugeschriebenen Kraft, den Rausch zu verhüten. Er ist veilchenblau, auch braun und grau. Die schönsten kommen aus Ostindien, Sibirien, Schottland und Siebenbürgen. Sein schönes Violett empfiehlt ihn zu Schmuck und Siegelringen. Feinen Schnitt erträgt er nicht gut, da er zu leicht ausspringt.

Der Siderit, ein wenig bekannter, indigoblauer Quarz, kommt im bairischen Tyrol vor.

Avanturin wird ein brauner Quarz genannt, der mit zahllosen kleinen Rissen einen eigenen, goldigen Schimmer erregt. Er kömmt aus Spanien.

Prasem ist ein schön lauchgrüner Quarz, der vorzüglich zu Breitenbrunn im Erzgebirge gefunden und zu allerlei Kleinigkeiten, wie Pettschafte, Nadelbüchsen, Dosen 2c., verarbeitet wird.

Katzenauge nennen die Juwelierer einen mit Amianth durchzogenen, graugrünen Quarz, der halbkugelig geschliffen einen eigenthümlichen Schimmer hat.

Onyx heißt ein, schon im höchsten Alterthume gekannter und zu Kunstwerken geschätzter Stein. Er ist halbdurchsichtig und besteht aus verschieden gefärbten Lagen, die oft, wie bei der mantuaner Vase, aus dem Dunkeln in's Helle, oft aber auch umgekehrt schattirte Farben zeigen. Halbkuglich geschliffene werden Augenonyxe genannt und sind beliebter Modeschmuck. Die meisten antiken Gemmen und Cameen sind, weil die wechselnden Farbenlagen den Künstler schön unterstützten, in ihn gravirt.

Er wird im Orient, aber auch am Harz in kugeligten Knollen, die im Innern oft mit Krystallen gefüllt sind, ferner auf Malmoë, in Irland und an den Rockymountains in Nordamerika gefunden. Die schönsten holten die Griechen aus Aegypten.

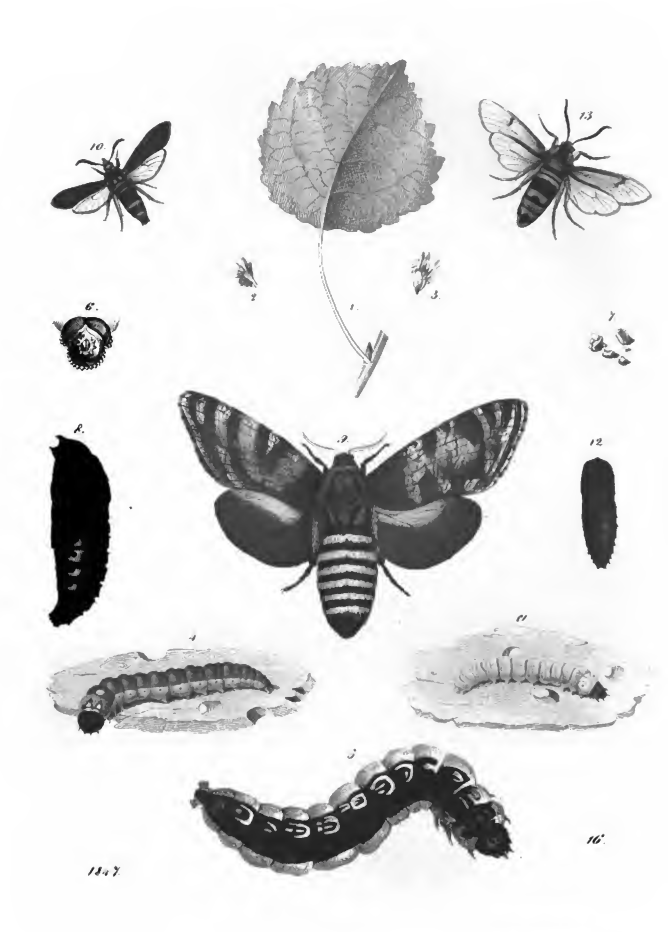
Der Chalcedon, ein beliebter Siegelstein von bläulichten bis gelblichen Tinten. Der Name mögte wohl von der Stadt Chalcedon in Kleinasien, einem der Hauptfundorte des Alterthums, abzuleiten sein.

Er kommt in Kugeln, Nieren, als Ueberzug anderer Gesteine, als Versteinerungsmittel von Holz und dergl. m. vor. Oft schließt der Kern sich als dichte Krystallmasse, oft als Druse. Nicht selten ist er weiß oder farbig gebändert, und heißt dann Chalcedonyx; milchweißer wird Cacholong genannt. Zarte, baumförmige Zeichnungen, die er zuweilen hat, geben ihm den Namen Moccastein, welche Gattung in der Türkei sehr als Amulett gesucht ist. Enhydrit schließt Wassertropfen ein.

Der Chalcedon kommt aus Island, von den Faröern, von Ilefeld am Harz, Oberstein in Rheinpreußen, Oppenau am Schwarzwald 2c., und wird zu Kunst- und Bijouteriegegenständen verwandt.

Plasma heißt ein grüner Chalcedon, dessen Fundort wir nicht kennen, der aber zu Gemmen und Cameen geschnitten in den Ruinen Roms angetroffen wird. Alte Schriftsteller erzählen uns von seinem hohen Werth.

Chrysopras. Von apfelgrüner Färbung, die durch Nickeloxyd hervorgebracht, am Sonnenlicht bald bleicht. Schlesien ist sein Hauptfundort, wo er auch zu Dosen, Ring- und Siegelsteinen 2c. verarbeitet wird.


10.
13.
2
3.
1.
6.
7.
8.
9.
12
4
11
5
16.
1847.

Carneol ist dunkelroth bis röthlichgelb gefärbt, und ist der beliebteste Siegelstein. Seine Farbe scheint von einer organischen Materie herzurühren, denn durch Glühen wird sie in grau verändert. Sibirien und Persien liefern die schönsten, doch kommt er auch in Böhmen, Sachsen und Ungarn vor.

Der Achat besteht aus dünneren oder stärkeren, farbig wechselnden Lagen von Chalcedon, Jaspis, Amethyst, Carneol, Hornstein u. s. w., welche durch die tausendfach gemischten Schattirungen ihrer Tinten ihn zu einem allbeliebten Stoff zu Dosen, Uhrgehäusen, Bechern, Pettschaften, Spielmarken u. dergl. machen. Zu Oberstein sind bedeutende Achatschleifereien, die aber früher in stärkerem Betrieb waren, wie jetzt.

Der Jaspis ist undurchsichtig, ward aber dennoch schon im grauesten Alterthum als edler Stein geschätzt. Er kommt roth, braun, gelb, grün und schwarz vor. Man trifft ihn in Sachsen, Böhmen, am Harz und in Aegypten in Kugeln, Knollen, aber auch auf Gängen.

Der Kugeljaspis hat Farbenringe, welche mit der Oberfläche parallel laufen. Die Bohnerzgruben von Liel geben schöne Stücke, auch Auggen bei Müllheim in Baden. Der Bandjaspis ist farbig gebändert. Fernere Varianten sind Jaspachat, Jaspopal 2c. Porzellanjaspis ist durch unterirdisches Feuer verglaster Thon und gehört nicht hierher.

Der Opal mit seinen Spielarten: Weltauge oder Hydrophan, Feueropal, Wachsopal, ist von milchweißen, hellblauen, gelben und gelbröthlichen Farben. Vor Zeiten wurden vorzugsweise die Scepter und Schwerter mit ihm geschmückt, jetzt wird er minder geschätzt.

Der Türkis hat schöne blaugrüne Farbe, und wird vorzüglich aus Persien und Sibirien gebracht. Im Orient hält man ihn noch jetzt für heilkräftig. Der meiste ist Zahnsubstanz urweltlicher Thiere, mit Kupferoxyd durchdrungen.

Der Labradorstein ist eine, alle Farben spielende Abart des Feldspaths, der jetzt von Neuem Mode zu werden scheint. Die Küste von Labrador hat den schönsten.

Schmidt.

Schädliche Forstinsekten.

(Taf. 16.)

Auf beifolgender Tafel liefern wir einige der schädlichern Forstinsekten, deren Larven oder Raupen oft außerordentliche Verwüstungen in unsern Waldungen anrichten. Die hier abgebildeten sind am häufigsten auf Weiden, Pappeln und Balsampappeln zu finden, und gehören den Gattungen Phalaena, Nachtfalter, und Sesia, Glasschwärmer, an.

Der Weidenbohrer, Bombyx cossus, auch Holzbohrer, Brummvogel und Moschusraupe genannt, Fig. 4—9, ist in allen Theilen Mittel-Europa's gemein, bewohnt am liebsten Weiden, geht aber auch gern an andere Bäume, namentlich Obstbäume, an Rüstern, Erlen, Pappeln, Eichen und Linden, selbst an Wallnußbäume, und greift auch Eschen und Buchen an. Die Larve oder Raupe erreicht die Länge von 3¼ Zoll, ist, wenn jung, Fig. 4, prächtig roth, besonders auf dem Rücken, wenn alt, Fig. 5, dunkler, mehr schmutzig braunroth, Kopf, Brustfüße und Nackenschild sind fast schwarz, die Luftlöcher oval, braun, und der Körper überall mit kurzen, steifen, einzelnstehenden Haaren bedeckt. Die Puppe, Fig. 8, deren vergrößerten Kopf Fig. 6 zeigt, ist 1½ Zoll lang und ziemlich gedrungen; der Koth, Fig. 7, besteht aus walzigen, röthlich braunen Stücken, die ziemlich glänzend sind. Der Falter, Fig. 9, hat zuweilen 3½ Zoll Flügelspannung, jedoch ist das Männchen meist viel kleiner als das Weibchen. Der Kopf ist klein, die Augen groß, Fühler und Rüssel kurz, Rumpf und Leib sehr dick, besonders beim Weibchen, welches eine vorstreckbare Legeröhre führt. Die Flügel sind ganz und ganzrandig, dunkel bräunlichgrau; die Farbe des Körpers ist ebenso, vielfältig unterbrochen von gelblichweißen Gürteln des Hinterleibes. Die Falter fliegen Ende Juni, sind sehr träge und sitzen am Tage ruhig an den Stämmen, meist tief unten. Mit der lang vorgestreckten Legeröhre ist das Weibchen im Stande, seine Eier in tiefe Spalten oder Risse der Rinde hineinzuschieben; zuweilen legen sie aber auch im Freien ab, und befestigen ihre, hellbraun und schwarz gestreiften Eier mit einem klebrigen Safte. Die jungen Räupchen fressen sich sogleich durch die Rinde, leben anfänglich unter dieser, und fressen nur oberflächliche Gänge in den Splint; so wie sie aber größer werden, gehen sie tiefer, und dringen endlich bis in die Mitte starker Stämme, wo sie oft eine Breite von mehr als einen halben Zoll erlangen. Sie durchwühlen ganze Bäume mit ihren Gängen, die nach der Länge des Baumes laufen und von Quergängen durchschnitten werden, welche dazu dienen, die Larve an eine andere Stelle des Fraßes zu bringen und den Koth hinauszuschaffen, auch später die Puppenhülse und den Falter durchzulassen. Sind die Raupen ausgewachsen, gewöhnlich im Vorsommer des dritten Jahres, so kriechen sie unruhig umher, fangen an sich einzuspinnen, und bilden innerhalb des Baumes, vor dem, von der Raupe mit Abnagseln verstopftem Auswurfsloche einen Cocon, der oft die Größe einer Faust hat, auswendig rauh und uneben erscheint, inwendig aber schön weiß und zart ausgesponnen ist. Ehe der Falter ausschlüpft, arbeitet sich die unruhige Puppe mittelst der Hinterleibsstacheln halb aus dem Cocon heraus, und öffnet dann erst ihre Hülse, um den Schmetterling hervorkriechen zu lassen. — Der Schaden, den der Weidenbohrer anrichtet, ist bedeutend, und würde, wenn die Meisen und Spechte nicht so viele Eier und junge Raupen vertilgten, in manchen Jahren unermeßlich sein. Oft sind die Stämme so von Raupen durchwühlt, daß sie morsch und vom Winde umgebrochen werden. Bechstein fand allein in einem vom Winde abgebrochenen Birnbaum 266 dieser Raupen, gegen die man bis jetzt noch kein Vertilgungsmittel entdeckt hat.

Der Wespenschwärmer, *Sesia apiformis*, Fig. 11—13, bewohnt meist nur Pappeln, deren Stämme von den Raupen oft so durchbohrt werden, daß wenn es regnet, das Wasser aus den Löchern läuft. Neu angelegte Alleen von Balsampappeln wurden oft von ihnen in wenig Jahren völlig vernichtet. Die Raupe, Fig. 11, ist 1½ Zoll lang, ziemlich gestreckt, der Rücken schwach gewölbt, der Bauch ganz flach; sie ist von schmutzig bräunlich-weißer Farbe, der Kopf röthlichbraun, die Luftlöcher von einem braunen, ovalen Ringe umgeben. Die Puppe, Fig. 12, ist gegen 1 Zoll lang, ziemlich gedrungen. Der Falter hat 1¾ Zoll Flügelspannung; der Kopf, mit Ausnahme der Augen und eines weißen Fleckens vor denselben, die beiden Schulterlappen und die gürtelförmige Basis der Hinterleibsringe sind schön goldgelb, der erste und vierte Hinterleibsring ganz schwarz und bläulich schillernd, die glashellen Flügel rostfarben. Die Flugzeit der Wespenschwärmer ist im Juni und Juli; am Tage sieht man sie selten schwärmen, und können dann nur durch die heißen Sonnenstrahlen in Flug gesetzt werden. Sie sind träge und schwerfällig, und wenn sie sitzen, lassen sie sich leicht von den Bäumen schütteln. Die Weibchen legen ihre Eier meist ganz unten am Stamme der Pappeln, oft gar in die Erde hinein, bis unter den Wurzelknoten. Die Raupe ist zweijährig, verpuppt sich erst im Mai oder Anfang Juni des zweiten Sommers, und verläßt nach vier Wochen als Falter ihre Puppenhülse. — Der Vermehrung des Wespenschwärmers wird dadurch am meisten vorgebeugt, daß man ihre Flugzeit gehörig beachtet, und da nur schwächere, jüngere Stämme von ihnen befallen werden, man die Falter von den Bäumen abschüttelt und zertritt, ehe sie Eier legen. Unter den zahlreichen Verwandten des Wespenschwärmers ist der kleinere Glasschwärmer, *Sesia asiliformis*, Fig. 10, besonders häufig auf italienischen Pappeln zu finden, und richtet dort ebenfalls oft großen Schaden an.

Erinnerung aus Salonichi.

> Ich seh, wie deiner Berge Riesen
> In ew'ger Pracht zum Himmel schau'n,
> Wie deine Schwanenbäche fließen,
> Du heilig Land, durch Myrtenau'n!
>
> Waiblinger.

Allmählig ließ die Glut des Mittags nach, und ein leiser Seewind rauschte in langen Pausen im Gipfel der schwarzen Therebinthe, den man vom bunten Teppich, auf dem ein junger Franke Sieste hielt, gerade erblicken konnte. Den Oleander und den duftigen Mastix, die das offene Gitter verdunkelten, berührte sein Hauch noch nicht, an ihnen regte sich kein Blatt. Die Gassen, wie ausgestorben; dort unter dem weitschattenden Karub lagerte eine Gruppe Griechen, träg sich dehnend, doch begann auch schon ihr ewiges Geplapper wieder. Der Brunnen der Moschee goß, eintönig rauschend, sein klares, kühles Wasser in ein weites, antikes Marmorbecken — einst ein Sarkophag! Plötzlich erscholl in melodischen, gehaltenen Tönen der Ruf des Muezzin vom Minaret, der mit zwei dunkeln Cypressen wetteifernd, schlank emporstieg: „Zum Gebet, Gläubige, zum Gebet! Gebet ist besser, wie Schlaf! Nur Einer ist Gott, und Mahmud ist sein Prophet!" Da erhob sich andächtig ein alter Türke vom Divan der Ecke, und näherte sich dem Springquell, der mitten im Gemache sein lebendiges Spiel trieb, das Gesicht gegen Mekka gewendet vollendete er die vorgeschriebenen Gebete, und verrichtete die Abwaschung mit der einzigen Hand, die ihm geblieben. Dann klatschte er damit auf ein Saffianpolster, und sogleich erschien ein Knabe, ordnete ihm den Turban und entzündete den Meerschaumkopf am langen Weichselrohr, kreuzte grüßend die Arme über der Brust und verschwand mit unhörbar leisem Schritt. Auch der Franke hatte eine Cigarre angebrannt, und Beide saßen stumm an der Fontaine einander gegenüber; zuweilen nahm der Türke die Bernsteinspitze aus den bärtigen Lippen, und grüßte mit Hand und Auge den sinnenden Gast, der der fernen Heimath gedachte, des milden Abendläutens nach fleißigem Tage, und des frommen Verses: „So bleib bei uns, Herr Jesus Christ, da es nun Abend worden ist ꝛc.", mit dem die theure Mutter die Kinder zur Ruhe legt, indeß hier im Dämmerlicht der Nacht erst das Leben frisch sich zu regen beginnt.

Der Eintritt eines hochgewachsenen Griechen unterbrach die stumme Scene. Die rothen Pantoffeln, die weiten blauen Beinkleider, das reich mit Gold besetzte Tuchwamms, von rother, seidner Leibbinde gehalten, das Feß auf dem braunen Lockenkopf gaben dem Mann ein stattliches Ansehen, welches durch den edeln Schnitt des Gesichts, in welchem ein Paar herrliche, dunkle Augen funkelten, bestätigt wurde, mit welchem aber das entwürdigende, ja kriechende Benehmen des Mannes verächtlich kontrastirte.

Allah segne dich, Effendi, begann er, tief sich neigend, und möge deinen Schatten mehren!

Rifaat Bei neigte das Haupt, und winkte ihm, sich auf ein Polster zu ihm zu setzen.

Weißt du, hoher Bei, fuhr der Grieche fort, daß der Schatten Allahs mir den Einzug des Miry und Charadj übertragen hat?

Nein, entgegnete Rifaat, mit den Kugeln Tespi spielend, die zur Erinnerung der Eigenschaften Gottes an seinem Gürtel hingen.

Ihr werdet, sprach der Franke, da manche Gelegenheit haben, unsre Glaubensgenossen vor hartem Druck zu schützen.

Ich kann nur dem Chattischerif der Zuflucht der Welt*) demüthig gehorchen, der meine Dienste anzunehmen beliebt. Er, der Großmächtigste, erinnerte sich

*) Zill Allah — Gottes Schatten, Alempenah — Zuflucht der Welt — Beinamen des Sultans.

meiner Treue auf dem Schiffe, das du, edler Bei, führtest.

Allah kerim! Gott ist groß! seufzte Rifaat, die Meinige ist vergessen.

Ihr waret zur See? fragte der Fremde, o, erzählt mir von Euren Fahrten!

Leontaras wird es gern thun, sprach Rifaat und versank wieder in dumpfe, dem Asiaten so angenehme Ruhe, indeß sein Freund sich augenscheinlich gern anschickte, seine Abentheuer preis zu geben.

Ich war Steuermann der Fregatte Aïsché, begann er, die vor Topchana lag, als der gewaltige Capudan Pascha uns befahl, von den Dardanellen bis Candia durch's ganze Inselmeer zu kreuzen und den griechischen Seeräubern — Eblis verderbe sie — das Handwerk zu legen. Wir lichteten am bösen Tage unsern Anker und boten dem Eurus die Segel. An jeder Insel legten wir bei, und erkundigten uns nach den Verderbern, wobei freilich jedesmal die Levanty's (Seesoldaten) an's Land gingen und die Raya's etwas plünderten; manche von ihnen kehrten gar nicht wieder. Ein Inglesi, der bei uns als Passagier am Bord war, lachte dann jedesmal höhnisch und sagte mir sogar einmal, wir kommen ihm vor wie ein Bär und eine Truppe Affen, die in einem Backtrog triftig geworden. Wir kamen so in etwa drei Wochen zu den Cycladen, als sich plötzlich von Osten ein rasender Orkan erhob. Der Engländer rief uns zu, die Segel zu bergen; da aber die Zeit des Gebetes war, so konnte dieß nicht bälder geschehen, als bis die Matrosen ihr Ricät gesagt hatten. Indeß waren aber die oberen Stangen gebrochen, und wir mußten alles kappen, um dem Untergang zu entgehen, wobei der tolle Giaur lachte wie ein Dämon. Nun aber trieb uns der grause Sturm zwischen Cerigo und Cerigotto hindurch, und hinaus in den Ocean, wo keine Inseln mehr sind, und wo vor der Stadt Londune und Parissi der Gebel al Tarik*) schützend steht. Seht, so fuhren wir dahin, San Spiridion und der Pavagia reiche Opfer gelobend, so wir entkämen. Der schreckliche Engländer war während dieses Sturmes äußerst vergnügt, und nannte ihn eine frische Brise, bis ein weißes, felsiges Land vor uns aufstieg, was ich für Candia hielt, wo ich freilich noch nicht gewesen war. In weitem Hafen gestattete die Allheilige, daß der Anker Grund faßte — es war Malta. Die thörigten Inglesi, der Viele auf der Insel sind, erlaubten nicht, daß wir an's Land gingen; wir sollten 40 Tage, wie Aussätzige, allein eingesperrt werden, und als ein Boot mit Levanty's einige Bequemlichkeiten am Lande holen wollte, und nicht auf einen Zuruf weichen mogte, schoß man mehrere nieder, wo dann der Rest eilig umkehrte.

Inch Allah — in Gottes Namen — fuhr hier Rifaat auf, ich wollte die Insel strafen und plündern lassen, doch Mahoms Name gilt dort nicht mehr, so daß sie uns alle getödtet hätten, ohne daß der Padischah es wüßte und rächen könnte; darum befahl ich die Segel zu spannen und nach Candia zu steuern.

Und abermals fuhren wir, begann der Grieche wieder, durch die unendlichen Wogen des Meeres, und sahen eine lange, sandige Küste sich erstrecken zur rechten Hand, welche ich nicht für Candia hielt, denn dieß ist bergig, wie mir Karakopulos, der Suliote, sagte, der schon dort war. Doch hoben sich weiße Minarets am Strande, zum Zeichen, daß der Prophet hier erkannt werde. Und als wir eine große Stadt erblickten, lenkte ich den Kiel der Aïsché dorthin, und wir erfuhren, sie heiße Iskanderiah, die die Giaurs Alexandria nennen. Hier befahl der hohe Bei uns, zu rasten und uns zu erquicken nach langer gefährlicher Fahrt. Dann gedachte er nach einem Monat der Heimath, da der Beiram nahte, den die Matrosen nicht zur See feiern können. Wir fuhren in Gesellschaft eines Schiffes mit Moskowitern nicht der Küste nach auf Smyrna, welches ich an den beiden Bergen Tmolus und Pagus kenne, die neben seinem Hafen stehen, sondern mitten durch's Meer, und kamen richtig um Suleimans Cap und in Sitia vor Anker. Nun wußte ich wieder genau Bescheid, und schon sahen wir die schwarzen Felsen von Santorin ragen, als ein kleines, niedriges Schifflein gerade in der höchsten Mittagsglut, wo alles im Raum schlief, uns zur Seite lief. Wir achteten nicht darauf: aber plötzlich hatte es sich mit eiserner Kralle an unsern Bord geklammert. Zwanzig Männer, doch jeder sicher von Tausenden unsichtbarer Dämonen begleitet, sprangen auf unser Deck, und einzeln, wie wir zur Luke heraufkamen, wurden wir überwältigt und gebunden; die Levanty's aber sogleich über Bord geworfen. Es waren die Seeräuber, welche wir suchten. Rifaat Bei focht wüthend in seiner Kajüte, ward aber, von Wunden bedeckt, niedergerissen und geknebelt; dann ward alles Werthvolle auf der Aïsché, zuvörderst das Pulver und leichte Geschütz, in den kleinen, schwarzen Schooner gepackt, und sie darauf angezündet, daß die Flammen weit hinausleuchteten in die Nacht, die indeß herabgesunken war.

Um Gott, fragte der Franke den Bei, dessen Augen bei dieser Erzählung stechend zu funkeln begannen, wie ertrugt Ihr dieß Entsetzliche?

Akaschak kan damarda durmaz: das Blut, das fließen soll, wird nicht in der Ader bleiben! entgegnete der Gastfreund; das Werk des Herrn*) tröstete mich und schaffte mir süße Träume. Vollende Leontaras!

Mit Morgengrauen, gehorchte dieser, sahen wir ein kleines Schiff, welches, von der Flamme der brennenden Fregatte gelockt, uns schon den Wind abgewonnen hatte, und bald tanzte eine Kugel vorüber, der Befehl, beizulegen. Doch nur noch mehrere Segel versuchte der wilde Hydriot aufzusetzen, als eine schmetternde Lage den einzigen Mast sammt allem Segelwerk auf's Schiff warf und die Mannschaft so im Fall bedeckte, daß nur

*) Gibraltar.

*) Masch Allah, das Opium.

Einzelne den Handschar zu schwingen vermogten, als die Fremden an Bord sprangen. Nur kurz war der Kampf, und bald waren wir die Gefangenen der englischen Brigg, die uns in Nauplia dem Thorbaschi übergab. Wie die Nacht des Kerkers sich uns öffnete, waren die Griechen gespießt und gehangen; zu Rifaat Bei kam ein Chauß, der mit dem Yataghan ihm die rechte Hand abhieb und den spritzenden Stumpf in heißes Pech tauchte, daß er nicht verblute — ich erhielt zweihundert Hiebe auf die Fußsohlen — weil Allah nicht gewollt, daß wir den Piraten sähen! —

Aufmerksam, schweigend blickte der junge Deutsche dem Muselmann in's schöne, ernste Antlitz, doch keine Bewegung war in ihm zu sehen; gleichmüthig, ruhig, fast gedankenlos spielte die Hand mit den goldnen Kugeln der Tespi, und bliesen die feinen Lippen die blauen Ringeln des Tschibouks vor sich hin. Che sara, sara! sprach er nach langer Pause: Was sein soll, wird sein!

Auch Leontaras hatte sich müde geschwatzt, nur die Blätter des Mastix flüsterten im Mondschein, nur die Fontaine plätscherte eintönig im kühlen Zimmer, und leise schallten die weichen Laute einer uralten Katabaukalese, mit der eine Griechin ihr Kind einzuschläfern suchte. Vor dem Hause, unter dem Johannisbrodbaum war das Geschwätz nicht erstorben, im Arme eines jungen Hellenen schwirrte der langhalsige Tambour, zu dem er sang:

Und wäre der Himmel von Pergament,
Und wäre Tinte das Meer:
Und schrieb ich bis zum Lebensend',
Meine Qualen schrieb ich nicht her!

Der Deutsche gedachte des Schwabenliedes, welches er so oft von den Bauernmädchen an der Alb gehört hatte, und welches auffallenderweise ganz dieselbe Idee ausdrückt:

Und wenn der Himmel papieren wär',
Und alle Sterne Schreiberle wär'n,
Und schriebe jeder mit tausend Händ,
Sie schrieben doch meiner Liebe kein End!

Es war ihm, als wenn aus weiter Ferne die treuen, heimathlichen Klänge ihn lockten, mit der so eigenthümlich sehnenden schwäbischen Endterz, die keine andere Volksweise hat, als näher und näher ein schauriges, tiefes Geheul erscholl. Er blickte auf die beiden Männer ihm gegenüber — Rifaat Bei blieb unbeweglich, und Leontaras murmelte leise ein Gebet an die Panagia, die Allheilige, Maria. Der Fremde stand bang auf und blickte hinaus in die mondhelle Straße. — Langsam aus einem Hausthore zog die lange Schaar schwarzer, gedungener Klagweiber mit dichten Schleiern über dem Haupte, die florbehangenen Hände ringend und die tiefen, plötzlich zu hohen, gellenden Noten überspringenden Weisen mehr heulend, als singend. Dann folgten die Caloyer, niedrere Kirchendiener, sich unter stetem Gebetgemurmel bekreuzend, dem Papa im reich mit Gold durchwirkten Mantel, die heiligen Binden um's Haupt, vortretend. Mit weihenden Gebeten schlug er einen Nagel aus dem Sarge in's Hofthor, der die Rückkehr des Geistes in's Haus verhindert; dann erschien, von Jünglingen getragen, die blumengeschmückte Leiche im offnen Sarge, von den wehklagenden Verwandten in langer Folge begleitet. Zwischen zwei Cypressen des Kirchhofs aufgehangen gellte ein kleines, zersprungenes Glöckchen.

Vor den Fremden trat ein Matrose; der Kapitän, begann er, läßt Euch sagen, daß wir in einer Stunde segeln. Uebergebt mir Euer Gepäck! Es geschah, und mit Dankesworten wandte sich der Reisende an den edeln Gastfreund. Issa, Ben Mirjam, dein großer Prophet, segne dich, sprach dieser mit umflortem Blick: möge dein Ende selig sein! *)

Salzkammergut

heißt gewöhnlich der südwestliche Theil des Traunkreises in Ober-Oesterreich, der ein geschlossenes Gebiet zwischen dem Traun- Atter- und Wolfgangsee, dem Thorstein und der steyerischen Grenze bildet, und bei einem Flächeninhalt von 17 □M. eine Bevölkerung von 17—18,000 Seelen hat. Gebirge nehmen $^{44}/_{55}$ der Oberfläche ein, außer den Spiegeln der 20 Seen gibt es hier keine Ebene. Nächst Gmunden, das aber eigentlich schon außerhalb des Salzkammerguts gelegen, sind die Hauptorte: Hallstadt, Ischl, Ebensee, Lauffen und einige kleinere Dörfer. In den drei ersten befinden sich die 5 Sudhäuser, die über 6000 Menschen beschäftigen, jährlich gegen 1,300,000 Ctr. Salz liefern und zum vollkommenen Betriebe über 2½ Mill. Eimer Soole bedürfen. Obwohl die in den Schoos der Erde niedergelegten Vorräthe schon vor und zu den Zeiten der Römer benutzt wurden, so geschieht doch erst 1192 Meldung einer mit Außee in Steiermark gemeinschaftlich und theilweise auf landesherrliche Rechnung betriebenen Salzsiederei bei Ischl. Späterhin wandten die österreichischen Fürsten diesem Gewerbszweig besondere Aufmerksamkeit zu, und derselbe wird nun bereits seit Jahrhunderten mit großer Schwunghaftigkeit betrieben.

Im Allgemeinen sind die Bewohner des Salzkammerguts arbeitsam, redlich, gutmüthig und einfach, unterscheiden sich aber weder in Sitten, noch Kleidung und Mundart auffallend von den anderen Bewohnern Ober-Oesterreichs. Wie alle Gebirgsländer, hängen auch diese Leute mit Leib und Seele an ihrer Heimath, daher die zum Militär gezogenen Bursche nicht selten von einem mitunter tödtlichen Heimweh befallen werden. Unter Katholiken und Protestanten herrscht eine lobenswerthe Toleranz, und die verschiedenen Religions-

*) Abbelia hayr ola; fast stets das Abschiedswort des orthodoxen Türken, dem Christen gegenüber.

Verwandten leben in Frieden und Eintracht neben einander. Die eigentliche Geistesbildung steht übrigens noch auf einer ziemlich niederen Stufe, da der Besuch der Schulen, besonders zur Winterszeit, für die Kinder sehr beschwerlich, ja gefährlich ist. Einiger Kleiderluxus hat in neuerer Zeit selbst in die stillen Thäler dieser Naturmenschen Eingang gefunden, und macht sich hauptsächlich bei dem weiblichen Geschlechte, das besonders bei Gmunden von recht hübschem Schlage ist, bemerkbar. Scheibenschießen, dergleichen das Salz-Oberamt jährlich mehrere gibt, und Tanz nach steyerischer Art gehören unter die Lieblings-Vergnügungen des Volkes. Außerdem sind noch einige alte, zum Theil seltsame Gebräuche und Aufzüge im Salzkammergut einheimisch. Am neuen Jahr produciren sich die sogenannten vier Stände. Es gehen nämlich vier Männer, als Edelmann, Krieger, Bürger und Bauer gekleidet, umher. In einem langen Sermon will jeder beweisen, daß er den nothwendigsten Stand im Staate repräsentire, bis sie endlich alle viere von ihren wechselseitigen Verdiensten überzeugt sich zur Versöhnung die Hand reichen. Zur Zeit des Faschings vereinigen sich die jungen Leute, eine vollständige, maskirte Bauernhochzeit aufzuführen. Nicht minder werden von Jünglingen und Männern die vier Jahreszeiten dargestellt, und nach langem, komischem Streit zieht der Winter den Kürzern und wird beim Schlußgesange zu Boden geworfen. Die sogenannten Sternsänger tragen gegen Weihnachten einen glänzenden Stern einher und besingen die Geburt Christi. Der beliebte Schwerttanz wird durch neun eigentliche Tänzer mit blankem Schwert, dann Tambour und Pfeifer und zwei Spaßmacher aufgeführt, und ist durch mehre künstliche und bildliche Gruppen und artige Rondo's nicht ohne Anmuth.

Eine reiche, höchst wundersame, große und herrliche Natur zeichnet das Salzkammergut aus, und weist ihm einen Hauptrang unter den merkwürdigsten Landschaften des südlichen Deutschlands an. Ein Stück Himmel ist es, das auf die Erde gefallen. Humphry Davy sagt von ihm: „Ich kenne kein schöneres Land! Die Mannigfaltigkeit der Landschaft, das Grün der Wiesen und Bäume, die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Klarheit und Größe der Flüsse und Seen geben demselben, nach meiner Ansicht, einen entschiedenen Vorzug vor der Schweiz, und das Volk ist angenehmer." Und er hat Recht. Zwar ist hier nicht, wie uns Homer von den Wohnungen der Götter erzählt, ewiger Sonnenschein, aber wie dort, brausen hier nie Winde, und selbst bei strömendem Regen ist die Luft mild, nach einer Stunde sind die Wege trocken; und eine Magie der Beleuchtung, die man umsonst zu schildern versuchen würde, verklärt Wiesen und Matten, Wälder und Bergwände, während oft noch die zerrissenen Nebeldecken wie phantastisch wallende Schleier um einzelne, hohe Felshäupter flattern. Licht und Farbeneffekte, wie sie in diesen Bergen jeder flüchtige Sonnenblick, jeder vorübergleitende Nebelhauch in immerwährendem Wechsel jeden Augenblick neu hervorbringt, kann sich Niemand denken, der nicht aus der Ebene zu diesen seligen Alpenregionen emporgestiegen ist. Vom hellsten, kaum angedeuteten Gelb bis zum tiefsten Orange; vom lichtesten Maienschimmer, dem frischesten, gesättigten Saftgrün bis zum schwarzgrünen Schatten des Nadelholzes; vom leisesten Rosenhauche bis zum kräftigsten Purpur; vom zartesten Himmelsblau, dem sanftesten Lilla bis zum mächtigsten Saphirblau, dem dunkelsten Ultramarin glänzen alle diese Farben, wie durch tausend Prismen gebrochen, über Himmel und Erde! Und rings umher die seltsamsten Bergformen in die Lüfte ragend; bald einzelne, mächtige „Kegel", bald ganze, lange Felswände von den wunderbarsten Umrissen. Frisch und üppig bewachsene Waldgebirge, schwarze Föhren und die schönsten, lichten Ahorne in dichtem Gemisch, darüber hinaus kahle Zinken und endlich der ewige Schnee auf dem Gipfel des Dachsteins. Und inmitten dieser herrlichen Erde, wie Edelsteine hingestreut, ein Dutzend und mehr Seen, die alle von Ischl auf den prächtigsten Straßen in einem halben Tage zu erreichen sind, einige mehre Meilen im Umfang, zu Zeiten von Stürmen aufgewühlt, wie das offene Meer, andere ruhige, stille Weiher mit nie gekräuselten Wellen; einer dunkelgrün, einer lichtblau, jeder von anderer Farbe, alle aber klar bis auf den Grund und glänzend wie geschliffene Juwelen. Wie eine behende Jungfrau in raschem Tanze stürzt sich die Traun aus den Bergen; der schönste, frischeste, durchsichtigste Strom, den man sich denken kann, so flüchtig, daß er bei geringer Tiefe nie zufriert, und jagt seine grünen, hellen Wasser der Donau zu, ungehemmt durch zwei Seen, den Hallstadter und Gmundner, die er beide durchbraust. Jedes Wort, das diese Wunder zu schildern versucht, ist nur ein matter, abgeschwächter Reflex der Natur.

Drei Hauptstraßen führen nach dem Salzkammergut, eine von Wien oder Linz über Lambach und Gmunden, die andere von Gräz über Außee, die dritte von Salzburg über St. Gilgen. Schlagen wir die erste als die gewöhnlichste ein. Von Linz nach Lambach sind es 8 Stunden; ¼ Stunde außer dem letzten Ort lenkt eine Straße rechts ab nach dem Traunfall *). Der weitere Weg bis Gmunden ist äußerst romantisch, immer an den hohen Ufern der Traun hinführend, im Angesicht der Alpenkette, herrlich die Aussicht auf den Gmundner See schon von der letzten Anhöhe, von welcher man nach Mühlwang hinabfährt, ein Dorf und Schloß mit Gmunden fast zusammenhängend. Gmunden liegt hart am Ufer des Traunsee's. Schon zu den Zeiten der Römer soll hier eine Ansiedlung bestanden haben, und viele Alterthumsforscher suchen hier das römische Laciacum und den Lacus Veneris. Die Stadt bildet

*) Dieser besteht aus dem „wilden" und „guten" Fall. Der erstere stürzt tobend über die Felsen, wie der Rheinfall; aber die Kunst hat einen Theil davon in einen Kanal gewiesen, und in demselben gehen die Schiffe gefahrlos, ob sie gleich zu fliegen scheinen, über das Gefälle von 8 Klaftern. Dieses Meisterwerk Seeauers, die einsame wilde Gegend, das Toben der Traun machen einen unbeschreiblichen Eindruck.

gegen den See einen weiten Halbbogen, und die amphitheatralische Lage der Gebäude gewährt einen sehr malerischen Anblick, so wie die abgeflachten Dächer der dem Hafen zunächst stehenden Wohnungen ihnen gewissermaßen einen italienischen Anstrich geben. Das Innere der Stadt ist weniger einladend, nur der obere Markt hat hübsche Häuser, und die Vorstadt längs am See bis nach dem Hochhause hinauf erfreut das Auge durch eine gewisse ländlich-bürgerliche Anmuth.

In dem großen Handelshaus werden jährlich 300,000 Salzkufen verfertigt; das Salzoberamt enthält Le Noble's Modell-Kabinet von allen beim Bergbau auf Salz nöthigen Werkzeugen.

Der Seeplatz ist der Landungsort für Seeschiffe; die Salzschiffe legen an der Traunklause an, welche mit ihren Nebenwerken zu den bewundernswürdigsten Wasserbauten zu zählen ist. Der Seeplatz entfaltet besonders an Sonntagen, wenn von allen Ufern die schlanken „Einbäumeln“ mit den schmucken Schifferinnen der Stadt zusteuern, ein reges Leben voll Frische und Anmuth. Das Herrlichste, was Gmunden besitzt, ist seine unvergleichliche Lage. Gegen Osten von der Stadt erheben sich allmälig grüne Wiesen, Felder und Obstgärten, die zu Hügeln sich bildend, mit Wäldern gekrönt, den Horizont schließen, und auf ihren Hängen angenehme Landhäuser tragen. Das Idyllische dieser Parthie bildet einen überraschenden Gegensatz zu der oft 500—600 Klafter hohen Felsenrotunde, die gegenüber den See umfängt. Weiterhin belebt sich die Landschaft immer schöner, im Thal und auf den Höhen sind Ortschaften zerstreut, zierliche Gebäude leuchten in hellem Weiß aus dem Immergrün saftiger Wiesen hervor. Das Land- und Seeschloß Orth, Schloß Ebenzweyer mit seiner alterthümlichen Herrlichkeit, die uralte Kirche Altmünsters, die waldigen Höhen der Viechtau ordnen sich zu dem anmuthigsten Gemälde, das mit prangenden Farben aus dem Spiegel des See's aufsteigt. Dazu kommt, daß jeder Standpunkt, den man auf den höhern Punkten der Gegend nimmt, z. B. die Himmelreich-Wiese, Hohekogl, Kranabit-Sattel, Feuerkogl u. a., die Gegenstände so seltsam verändert, daß man sich stets von Neuem in eine andere Gegend versetzt glaubt.

Von Gmunden nach Ischl muß man über den Traunsee. Der Eilwagen geht jedoch bis Traunkirchen, wo für ihn Schiffe bereit stehen, um so den offenen Theil des See's, der oft von furchtbaren Stürmen heimgesucht wird, zu umgehen. Am östlichen Ufer treten gleich unter Gmunden, am linken Ufer aber erst bei Traunkirchen die Felsen so schroff herein, daß kaum für einen Fußsteig Platz ist. In $2\frac{1}{2}$ Stunden fährt ein kleines Schiff mit einem Ruderer nach Ebensee. Dieser Ort liegt rechts an der Traun und ist nur durch eine Brücke von Langbath getrennt. Beide zusammen haben 2000 Einwohner. Das hiesige Sudwerk mit vier Pfannenhäusern erhält seine Soole von Ischl und Hallstadt durch 2000 Röhren von Lärchenholz, die innen mit Letten ausgeschlagen sind. Eine vortreffliche Straße führt von Langbath durch das Thal der Traun nach Ischl. Hinter dem Steinkogl, einem Lieblingswirthshaus der Gegend, wird dasselbe schmäler und wilder. Die Wände des hohen Schrott engen den schäumenden Fluß. An der Kesselbachmühle vorbei erreicht man Weißenbach mit einem Rechen und steinerner Brücke. Weiterhin liegt eine große Köhlerei und etliche Eisenhämmer. In der Traun steht der Kreuzstein, ein mächtiger Felsblock, zur Warnung für die Schiffer, mit einem Kreuz versehen. Zur Seite bleibt immer die Soolenleitung, oft auf weiten Quaderbögen über Klüfte geführt. Der Ischler Pfarrthurm wird jetzt sichtbar, und die Johannisbrücke führt über die Ischl nach diesem berühmten Kurort, dem wir später vielleicht einen besondern Artikel widmen werden.

Jenseits der Traunbrücke geht es über Reiterndorf und Brunnleiten immer an der wildbrausenden Traun nach Lauffen (400 Einw.), wo der Fluß den sogenannten wilden Lauffen oder kleinen Traunfall bildet, indem er sich 3 Klafter hoch über die Felsen herabstürzt, während zur Seite ein Kanal für die Schiffe angelegt ist. Das Thal wird jetzt wieder breiter bis nach Geisern (700 Einw.), einem der schönsten Dörfer Oesterreichs, mit seinen artigen Häusern, vor jedem derselben ein Gärtchen und an der Fronte eine Inschrift. Außerhalb lenkt eine Seitenstraße rechts ab nach Steg, einem Wirthshaus, wo die Traun aus dem Hallstädter See tritt und Schiffe zur Ueberfahrt nach Hallstadt befindlich sind.

Selten versäumt man übrigens vorher von Ischl einen Ausflug nach dem St. Wolfgang- oder Abersee zu machen. Man folgt der Poststraße nach Salzburg über die Ischlbrücke, schlägt dann eine Seitenstraße ein, welche am Fuß des Gebirges über mehre einzelne Gehöfte hinter dem Orte Graben an das Ufer des genannten See's führt. Derselbe ist $1\frac{1}{2}$ Meile lang, $\frac{1}{4}$ Meile breit, und zeichnet sich durch Anmuth und romantischen Wechsel seiner Ufer vor allen oberösterreichischen Seen aus. Nur wenige Ortschaften beleben seine Gestade, am südlichen Ende St. Gilgen, nördlich St. Wolfgang, mit der Kapelle und Einsiedelei des heil. Wolfgang auf der senkrechten Felsenwand des Falkensteins, und dem Schafberg, vor dem die ganze steyerisch-österreichische Alpenkette ausgebreitet liegt. Der nördliche Gipfelrand bildet einen senkrechten, ungeheuern Absturz, und der Berg heißt davon auch „Teufels-Abbiß“. Von St. Wolfgang gelangt man in 3 Stunden über den Falkenstein am Krottensee vorüber nach dem Mondsee. Der gleichnamige Ort (1200 Einw.) gehört dem Fürsten v. Wrede. Das Schloß ist ein 1791 säcularisirtes Benediktiner Kloster; für Verschönerungen der Localitäten ist von dem Besitzer schon viel geschehen. Der Mond-See, von seiner Gestalt so genannt, 5600 Kl. lang, 200 Kl. tief, ist fast rings von hohen Felsenwänden umgeben, nur das nordwestliche Horn hat flache Ufer. Wer von Ischl aus diesem und dem Attersee zugleich einen Besuch machen will, geht über Ebensee durch den Weißenbach. Dieser ist ein schmales, langes Waldthal mit dem Oertchen Weißenbach endend, das am Ufer

des See's liegt. Der letztere, auch Kammersee genannt, ist der größte im Salzkammergut, 5¹/₆ Stunden von Süden nach Norden ausgedehnt, ¹/₂ Stunde breit. Die Atter, aus dem Fuchlsee entstehend, tritt zuerst in den Mondsee, hierauf am südwestlichen Ende in den Atter-See, und verläßt ihn wieder bei Schärfling. Der Schafberg, ein Theil der senkrechten Lorenzenwand, die steilen Wände der Burgau und der rauhen Scharten, das ausgedehnte Höhlengebirge, dann die mäßigen Hügel von Seewalchen, Attersee und Nußdorf, der Buchberg und der hohe Koppenstein bilden die Grenzen desselben. An der nördlichen Spitze liegt das Seeschloß Kammer der Grafen von Khevenhüller, denen sonst fast der ganze Attergau (die Umgebungen des See's) gehörte. Die Hochlagen der Gründe, der schlechte Boden, die Gewalt der Bergwasser und Hagelschlag zerstören hier jede Hoffnung eines ordentlichen Feldsegens, und die Lage des Landmanns, der in sieben Jahren im Durchschnitt kaum zwei gute hat, ist nichts weniger als beneidenswerth. Dagegen ist der von der Natur dieser Gegend aufgedrückte Stempel von ganz eigener Lieblichkeit. Der weite Horizont, den der Attersee spiegelt, ist ein lichtes Sonnenreich, in welchem sich alles Leben heiter entfaltet, der sanfte Abhang der Waldhügel, die den Rand des untern Theils des See's umfangen, läßt den Hütten Luft und Licht; reinlich sind die Wohnungen, malerisch auf den Höhen zerstreut die Kirchen, die Kapellen, die Schlösser, herrlich erhebt sich das Hochgebirge am obern Saum der Gewässer.

Hallstadt liegt an der Westseite des 1 Meile langen, ¹/₄ Meile breiten See's und hat 150 Häuser und 1100 Einw. Aufgefundene Münzen, Geräthe, Waffenstücke und dergl. weisen schon auf römische Niederlassung hin. Das Städtchen zieht sich amphitheatralisch am Berge hinauf; der Uferstreif, auf welchem es liegt, mag ¹/₄ Stunde lang sein, breit darf man ihn nicht nennen, weil er mit jedem Schritt ansteigend, nicht ein Quadratklafter Ebene darstellt. Kaum ist es möglich, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen, wie diese Wohnungen über einander emporgeschichtet sind. Nur diejenigen Häuser, welche den Felsenrand hart am See einnehmen, stehen einigermaßen in einer Reihe, sofern drei oder vier neben einander hingebaut sind, aber selbst diese Linie springt, je nach den Steinschichten, bald mehr, bald minder zurück. Die übrigen Häuser hängen, Schwalbennestern nicht unähnlich, an Felsen. Es gibt daher in Hallstadt weder freie Plätze, noch Straßen, sondern nur enge Fußwege, welche, wie die Gebäude selbst, größtentheils durch Untermauern gestützt werden müssen, und die Lage der Häuser ist so, daß man neben dem obern hingehend, sich über dem Dach des untern befindet. Allein eben diese Bauart, der Mühlbach, der vom Felsen herab eine prachtvolle Kaskade bildet und mitten im Ort zwei Mühlen treibt, die Schroffheit und drohende Form der Höhen, welche die Hallstadt, den Himmel einengend, umfangen, und die herrliche Gestaltung der Steinkolosse, die sich aus dem lachenden Wiesengrün der jenseitigen Ufer erheben, gewähren dem Beschauer einen Anblick, wie er wohl selten auf der Erde sich wieder darbietet. Scheunen und Ställe gibt es hier nicht, eben weil man weder Erndten, noch Vieh hat, alles kommt über den See herüber, und mancher Hallstädter hat gar keinen Begriff davon, wie es jenseits der Berge aussieht. Selbst die Frohnleichnams-Procession halten sie auf dem See, und auf seinen Fluthen werden die Evangelien abgelesen.

Ein steiler, aber gut erhaltener Weg führt in 1¹/₂ Stunde zu dem Salzberg. Die Befahrung des Stollens ist ziemlich unangenehm. Dafür ist aber hier das reine, krystallhelle Steinsalz, auch das seltene blaue und grüne zu sehen. Nebst dem Aushauen des Steinsalzes wird auch das Auslaugen in den Wehren betrieben, deren größte 500,000 Eimer faßt. Das Pfannhaus ist in der ¹/₄ Stunde entfernten Ortschaft Lahn. 406,000 Eimer Soole liefern jährlich 130,000 Ctr. Salz.

Hallstadts Umgebungen gehören zu den schönsten im Lande, aber die größere Hälfte ist nicht ohne Beschwerde zugänglich. Spazierfahrten auf dem See haben den Hirschbrunnen und Kessel zum Ziel, beide am Südende des See's und Fuße des Hierlats. Zur Regen- und Sommerzeit, wenn der Schnee auf den Alpen schmilzt, bricht in denselben zu gewissen Stunden des Tags, gewöhnlich von 2—3 Uhr, mit großer Gewalt unterirdisches Wasser hervor, welches in den See abgeht. Der Hirschbrunnen besteht in übereinander geworfenen Steinblöcken, zwischen denen das Wasser hervorquillt. Der Kessel bildet einen weiten, fast runden Felsentrichter, beinahe bis an den Rand mit Wasser gefüllt, von unergründlicher Tiefe. Wenn der Kessel springt, vernimmt man lange vorher ein furchtbares Getöse, endlich steigt das Wasser mächtig empor und wirft nicht selten ganze Felsblöcke heraus. Der See selbst wird von riesigen Gebirgen umfangen, die sich so eng um ihn her schließen, daß man sie kaum eine Schußweite von einander entfernt wähnt, und besonders im Süden fühlt sich die Brust zwischen ihnen unwillkührlich beklemmt, so düster und schrecklich ragen sie über den schwarzgrünen Wasserspiegel herein. Außerdem sind diese Berge an der Seeseite nur sparsam bewachsen, und die meisten laufen in ungeheuren, kahlen Felsenwänden senkrecht in die Fluthen hernieder. Kaum eine fußbreite Stelle, auf welche man sich retten, ein dürftiges Gesträuch, welches die Hand erfassen könnte, wenn die Stürme hier ihr Spiel treiben und dem Kahn den Untergang drohen. Und diese Stürme sind schrecklich, weil gewöhnlich zwei entgegengesetzte Winde mit einander kämpfen. Nur selten sieht man vom Gestade etwas entfernt auf den Grund des See's, auf dessen finsterm Spiegel die starren Felsenzacken des Ufers sich abzeichnen. Es gibt keinen See mehr, der einen so düstern, aber zugleich so großartigen und feierlichen Anblick gewährte.

Durch ein sanftes Waldthal gelangt man von Hallstadt aus in 1 Stunde nach dem Gosaufall. Durch eine Felsschlucht, „die Echern" genannt, zwischen den ungeheuern Massen des Hierlaz und der nördlichen

Siegwand, an einem reißenden Bach über grüne Matten hin, im kühlen Schatten von Fichten und Laubhölzern und zwischen Trümmern eingestürzter Berge führt der Weg dahin. Ueber eine 240 Fuß hohe Felswand stürzen zwei mächtige Wasserstrahlen, sich in einen vereinigend, herab. Außer den salzburgischen großen Fällen ist er der schönste im Erzherzogthum. Da wo am westlichen Ufer der Gosaubach in den See einfließt, ist der sogenannte Gosauzwang, eine 1757 erbaute Wasserleitung, dazu bestimmt, in gerader Richtung die Soole von einem Berg zum andern und über eine mehr als 70 Klafter tiefe Thalschlucht weg von Hallstadt nach Ischl zu leiten. Die Röhren laufen auf sieben Pfeilern hinüber, die auf Quadersteinen aufgeführt sind, und von denen der höchste 23 Klafter in senkrechter Höhe erreicht. Zwischen den beiden höchsten Pfeilern stürzt der Gosaubach hernieder.

Den Glanzpunkt von Hallstadts Umgebung, ja von der ganzen oberösterreichischen Alpenwelt, bildet aber der Gletscher am Dach- oder Thorstein, das „Carls-Eisfeld". In Hallstadt erhält man für geringes Geld leicht einen zuverlässigen Führer dahin. In 7 Stunden ist man am Ziel. Ueber das Schafeck, das Krippeneck, wo man die eigentliche Höhe errungen hat, geht es zur Gjadalpe in einem kahlen, öden Felsenkessel. Von da führt der Pfad, ohne besonders zu steigen, durch unzählige, muldenförmige Klüfte, wo die Richtung durch aufgehäufte Steine (Tauben) bezeichnet ist, in das Taubenkar; von der Taubenkaralpe ist nur noch ein Felsenkamm zu erklimmen, und man steht vor dem Carls-Eisfelde. In einem Umfang von mehr als 10,000 Kl. zieht sich hier ein mächtiger Gletscher um kahle Marmorfelsen herum; die Felsensäulen des Gjadsteins, Diendl, hohen Kreuzes und der erhabene Doppelgipfel des Thorsteins ragen in die blauen Lüfte. Der Gletscher wölbt sich gegen den letztern hin stark aufwärts, so daß man nur etwa 500 Klafter auf demselben vordringen kann. Vor 50 Jahren war hier noch kein Eis, nur ewiger Schnee, daher hat dasselbe auch nicht das tiefe Grün der Schweizer Gletscher, sondern es geht vom blendendsten Weiß zum Himmelblau und tiefsten Azur über. Der Weg über den Waldbachleithen nach dem Gletscher an der Tropfwand vorüber, durch das Felsenchaos des Thiergartens und die steinige Schlucht der Herrengasse ist eben so viel beschwerlicher, als er romantischer wie der vorige ist. Wer sich von Schwindel frei fühlt, kann den Rückweg über den Hierlaz machen, auf einem Pfad, der an furchtbar schönen Bildern seines gleichen sucht, aber auch sehr gefahrvoll ist. Der Hierlaz fällt 800 Kl. tief gerade in den Hallstädter See ab, und formirt einige 20 große, wie ungeheure Stufen übereinander liegende Felsenmassen, über deren schmale Kanten der Pfad hinläuft. Die schwierigste Passage ist der Stämmsteig, eine 3 Klafter hohe Wand, über welche die Führer den Wanderer am Strick hinablassen. Dr. Büchele.

Der amerikanische Fuchs.

Der amerikanische Fuchs ist bedeutend kleiner als der unsrige, hat aber in Farbe und Gestalt sehr viel Aehnlichkeit, und weicht nur wieder in seiner Lebensart in vielen Sachen von unserem deutschen Hühner- und Gänsedieb ab.

Er nährt sich von allem Lebendigen, was ihm unter die Klauen kommt und was er bezwingen kann, liebt übrigens auch Früchte, und stellt in der Jahreszeit, wo der wilde Wein und anderes Obst reif wird, fast keinem Wilde nach.

Er ist schlau und gewandt, und liegt am Tage in irgend einem hohlen Baum oder einer Erdhöhle verborgen; verläßt aber auch oft, besonders bei recht unfreundlichem, regnigem Wetter, am Tage seinen Schlupfwinkel und geht auf den Raub aus.

Nachts läßt er sich oft mit einem heiseren, schwachen Bellen hören, von dem ich übrigens nie bemerkt habe, daß die Hunde davon Notiz genommen hätten, die ihn jedoch wüthend verfolgen, sobald sie auf seine Fährte kommen. — Von ihnen gejagt, entzieht er sich oft durch die sonderbarsten Kreuz- und Quersprünge den Verfolgenden, und kehrt immer wieder auf den Platz, von dem er ausgelaufen ist, zurück, springt auch häufig an einem Baumstamm hinauf und schnellt sich von diesem eine ganze Strecke lang fort, um die Hunde irre zu führen. Gelingt ihm dieß aber nicht, und findet er, daß er erschöpft und zum Tode matt nicht mehr weiter kann, und hört dann das kleffende Heulen der ihn verfolgenden Braken dicht hinter sich, dann nimmt er zum letzten Hilfsmittel, das ihm bleibt, da er nicht, wie der deutsche Fuchs, Höhlen hat, in die er sich flüchten kann, seine Zuflucht, und erklettert einen jungen Baum, an dem er mit gewaltigem Satze, so hoch er kann, hinaufspringt und sich in den ersten Aesten, gewöhnlich 10—12 Fuß hoch, festsetzt und dort oben, von den unten den Baum umtobenden Hunden angebellt und angeheult, ruhig erwartet, bis dieselben, wenn nicht ein Jäger dazu kommt, der das arme gehetzte Thier mit der Kugel herabholt, die Jagd aus Hunger oder Durst, was oft nach mehren Tagen geschieht, aufgeben.

Sein Fell ist wenig geachtet, und selten streift der Amerikaner einen erlegten Fuchs ab.

Fr. Gerstäcker.



Ein Jagdabenteuer.

(Taf. 17.)

Durch den Staat Vernon in Nordamerika zieht sich von Mitternacht gegen Mittag eine Hügelkette, welche die grünen Berge genannt wird. Und dieser Name ist ihr mit vollem Rechte zu Theil geworden, denn die ganze Kette bietet, nur hie und da von einem unfruchtbaren Granitfelsen unterbrochen, das Bild einer endlosen Wäldermasse, und jeder Gipfel, jeder Abhang, jedes Thal ist mit einem dichten, grünen Mantel des üppigsten Pflanzenwuchses überzogen; natürlich nur in der wärmeren Jahreszeit, denn im Winter ist Alles öde und todt, und das umherschweifende Auge entdeckt nichts, als weite Schneefelder und die weiß kristallisirten Zweige der unzähligen Bäume.

Die grünen Berge sind nur spärlich bevölkert, und nur selten gewahrt das Auge eine Stelle, welche die Gegenwart von Menschen andeutet. Im Süden erblickt man wohl ein still und heimlich in Waldesgrün gebettetes Dörfchen, dessen schimmernd weiße Häuser mit ihrem Kirchthurme aus dem Schooße des dunklen Forstes hervorschauen, wie eine Oase in der Wüste; und der nördlichen Gränze des Staates zu stößt wohl dem Wanderer das einsame Blockhaus eines Ansiedlers auf, mit einem Wälschkornfeld und einem Dutzend Morgen geschwärzter Baumstümpfe, den Ueberbleibseln der prächtigen Waldeichen, welche der zerstörenden Macht des Feuers erliegen mußten, um ihren Platz den fruchtbringenden Körnchen abzutreten.

Die wilden Thiere des Landes sind durch das Vorrücken der Ansiedelungen und die Unternehmungslust der Waidmänner aus ihren früheren Lagern an den Ufern der Flüsse in den Niederungen verjagt worden, und haben sich in die „grünen Berge“ geflüchtet, wo ihnen in der dunkeln Einsamkeit des Urwaldes eine nur selten gestörte Freistätte gewährt ist. Hier, an Orten, die noch nie ein Menschenfuß betrat, hausen der schwarze Bär, der Panther, der Wolf und das Rothwild, und ganze Schaaren von Füchsen brechen zuweilen aus dem Dickicht hervor und machen einen Raubzug gegen das friedliche Gehöft des Landwirths, dessen Lämmer sie erwürgen, dessen Hühner und Truthähne ihnen willkommene Leckerbissen sind.

Um meine Jagdlust zu befriedigen, hatte ich einen Ausflug in die „grünen Berge“ gemacht. Viele Stunden lang durchstreifte ich, das Gewehr auf der Schulter, die köstliche Wildniß, ganz allein und einsam im einsamen Walde; selbst meinen Hund hatte ich in dem Gehöfte meiner Freunde zurückgelassen. Der Tag war sonnenhell und sehr schön. Erst gegen Abend, als ich wieder an den Heimweg zu denken begann, verdüsterte sich plötzlich der Himmel, und ich sah mich von einem Nebel eingehüllt, der mir keine zehn Schritte weit zu sehen erlaubte. In zwei Minuten war ich vollkommen irr über die Richtung, welche ich einzuschlagen hatte, um nach Hause zu kommen. Ich suchte nach einem Pfade, erkletterte jeden Felsvorsprung, der mir in den Weg kam, in der Hoffnung, von ihm aus irgend eine bekannte Landmark, die mir doch einigermaßen meine Wegrichtung andeutete, erspähen zu können; allein vergebens; die Dichtigkeit des Nebels vereitelte alle meine Bemühungen, und mehr und mehr drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich mich vollkommen im Gebirge und Wald verirrt hatte.

Ich sah wohl ein, daß meine Lage ziemlich hoffnungslos war; auch stellten sich nach und nach allerlei trübselige Gedanken und Schreckensbilder bei mir ein. Der Abend nahte mit starken Schritten, und ich hatte die Gewißheit vor mir, daß ich, wenn ich nicht hurtig den Weg entdeckte, die Nacht auf dem Gebirge zubringen müsse. Ich war ziemlich dünn gekleidet, und eine Nacht auf dem Gebirge oben ist nicht eben sonnenschwül; es war schon recht kühl, und ich verspürte einen ungemeinen Appetit nach dem Abendessen, den die scharfe Luft auf diesen Höhen noch reizte. „So viel ich indessen sehe,“ sagte ich zu mir selbst, als ich einen Blick auf das trostlose Waldlabyrinth um mich her warf, „wird sich's, wenn's ja zu einer Abendmahlzeit kommt, nicht um mein Essen, sondern um mein Gegessenwerden handeln. Schlaf' ich hier ein, so mag ich mich beim Erwachen nur darauf gefaßt halten, einen Bären an meinen Zehen nagen zu sehen.“

Bei alledem schritt ich noch immer rüstig zu, in der Hoffnung, die Nebelwolke werde sich wieder verziehen. Allein darin täuschte ich mich, der Dunst blieb dicht und feucht auf den Bergen liegen. Ich wanderte herüber und hinüber in den Wäldern, und war nur in Einem sicher: daß ich aus meinem Irrsale nicht herauskam.

Die Dämmerung war jetzt eingebrochen, rasch sammelten sich die abendlichen Schatten über mir, und ich sah, daß nun jede Hoffnung auf Heimkehr aufgegeben werden müsse. Ich begann mich deßhalb nach einem zuträglichen Rastorte für die Nacht umzuschauen. Mein erster Gedanke war, auf einen Baum zu klettern, um vor den wilden Thieren sicher zu sein; allein der kalte Wind, der jetzt zu wehen anfing, mahnte mich, mir eine weniger unbehagliche Ruhestelle auszusuchen. Es währte auch nicht lange, so entdeckte ich eine enge, felsige Schlucht, die von Bäumen frei und hinlänglich tief war, um mir vor dem Winde Schutz zu geben; das Gestein war mit einer dichten, grünen Moosart, die sich überall in diesen Bergen in Menge findet, überzogen; rings umher lagen Haufen von dürrem Laube, und hier beschloß ich denn, ein Feuer anzumachen und Anstalten zum Uebernachten zu treffen.

Mit Hilfe meiner Flinte brachte ich glücklich einen hohen Haufen trockener Blätter und Fichtenäste in Brand, und bald stieg ein heller Flammenschein durch die Nebelluft empor, der mich vor der feindlichen Annäherung der wilden Thiere zu sichern verhieß. Es war noch nicht finster; die Sonne war zwar untergegangen, auch die Dämmerung mit ihrem matten Scheine verschwunden; allein der Mond stand, etwas tief im Westen, am Horizont, und gab durch den Dunstschein, der den Berg

umhüllte, immerhin so viel Licht, daß ich einen Theil meiner Umgebungen, freilich nur in trüber und ungewisser Beleuchtung, zu überschauen vermogte. Mit dem stärker werdenden Nachtwinde schien sich der Nebel allmählig zu verdünnen und zu verziehen; um die Mondscheibe bildete sich aus dem feinen Dufte ein wunderschöner Hof — ein schimmernder Ring von Regenbogenfarben am weiten Himmelszelte. Nach und nach verschwand die herrliche Erscheinung, der Mond ging unter, und das tiefe Dunkel des schwarzen Urwaldes hob sich einzig noch an den rothflackernden Flammen meines lodernden Brandhaufens ab.

Trotz all den Strapazen des heutigen Tages fühlte ich noch keine Neigung zum Schlafe; nicht, daß ich mich groß in Gefahr glaubte: mein hell loderndes Feuer und mein geladenes Gewehr waren mir eine hinlängliche Sicherung gegen die reißenden Thiere; allein die Nacht, die Einsamkeit und die Wildniß übten unwiderstehlich ihre Gewalt auf mich aus. Der Flammenschein mitten in dem Meere von rabenschwarzer Finsterniß warf grelle, rothe Streiflichter auf die Steinklippen und dichten Waldmassen; plötzliche Windstöße trieben dann und wann eine dichte Rauchwolke wirbelnd durch die Schlucht hin, und wenn nun diese mächtigen Qualmballen, einer nach dem andern, sich himmelauf fortwälzten, war es, als huschten unheimliche, seltsame Riesengestalten in den dunkeln Schatten der Wildniß dahin. Ich legte fort und fort große Zweige dem lodernden Brandhaufen zu: es wurde kälter, und ich fühlte eine Schläfrigkeit mich überkommen, wollte mich aber doch nicht gerne den Armen des Schlummers mitten in dieser unheimlichen Oede überlassen. Ich saß und lauschte dem Stöhnen des Nachtwindes, wie er durch die rauschenden Föhren fuhr, und bildete mir alle Augenblicke ein, fernes Wolfsgeheul töne mit ihm zu mir herüber; bis daher hatte indessen noch keiner der Waldbewohner meine Einsamkeit zu stören gewagt.

Ich wurde immer schläfriger, fühlte mich zudem durch mein bisheriges Ungestörtbleiben ziemlich sicher, und beschloß deßhalb, ein Schläfchen zu machen; häufte also noch meinem Feuer einen solchen Vorrath Holz zu, daß es mehrere Stunden ungeschürt fortbrennen konnte, legte mich, die Füße gegen das Feuer gekehrt, auf das moosüberwachsene Gestein auf dem Boden der Schlucht selbst nieder, und zum Schlafen zurecht; trotz der empfindlichen Kälte der Nachtluft und der unheimlichen Einsamkeit meiner Lage war ich doch bald in einen festen Schlaf versunken. So gebettet, darf man sich mit ziemlicher Sicherheit darauf gefaßt machen, mit Träumen heimgesucht zu werden, die sich denn auch bei mir einstellten, ehe ich noch recht eingeschlafen war. Anfangs, als mir die Augenlider zuerst schlaffschwer niedersanken, starrte ich auf die von den hinrollenden Rauchwolken über die Wälder geworfenen unstäten Schatten, die mir die geschäftige Traumphantasie, mit der schwindenden Klarheit und Unterscheidungskraft meiner äußeren Sinne, bald in Tausend von schwarzen, mit ihren riesigen Jungen lustig über die Baumwipfel hinpurzelnden Bärenungeheuern umgestaltete. Nun träumte mir, ich wandere in den Wäldern, wo hinter jedem Baume sprungfertig die Pantherkatze laure, und meine Flinte wollte — wie das fast immer in Träumen geschieht — nicht losgehen, so oft ich sie abzudrücken versuchte. Einmal versuchte ich den Gipfel eines Berges zu erklimmen, glitt aber bei jedem Schritte rückwärts aus; — dann wieder stand ich auf dem Gipfel oben, und eine Wolke kam über den Berg her und riß mich mit fort; wie in einem Ballon ward ich durch die Luft entführt, und schaute hinab auf das Land, das wie ein großes Schachbrett von Wäldern und Weiden und Feldern und Ortschaften tief, tief unter mir lag, bis mit Einem Male die Wolke berstete, und ich vom Himmel nieder in ein großes Wasser stürzte!

In diesem Augenblicke erwachte ich; — mein erstes Gefühl war das des Ringens mit Hand und Fuß wieder etwas, das mich gefaßt hatte; in einem Nu fand ich mich ungestüm fortgewirbelt, und in der nächsten Sekunde traf mich ein aufschmetternder Schlag, der mir beinahe die Besinnungskraft raubte. Es dauerte gewiß eine Minute, ehe ich zum klaren Bewußtsein kam, daß ich wachte. Ich blickte umher. Nichts war zu sehen, dichte Finsterniß herrschte ringsum. Es war mir immer, als sei ich gewaltsam von dem Platze, wo ich mich zum Schlafen niedergelegt hatte, weggeschleppt worden, und doch hörte ich und spürte kein wildes Thier in meiner Nähe sich rühren. Verstört starrte ich um mich, und versuchte die dichte Finsterniß zu durchdringen, da gewahrte ich, als ich den Blick in die Höhe warf, eine seltsame Helle über mir; sie erschien, wie eine Oeffnung am Himmel, durch die dann und wann ein schwacher, rother Schimmer blitzte. Ich richtete mich vom Boden auf und versuchte mich weiter zu bewegen, allein wie groß war mein Erstaunen, als ich, die Arme ausstreckend, eine senkrechte Felsenwand vor mir fand! Ich schaute wieder nach dem Licht hinauf, und machte jetzt bald die Entdeckung, daß ich mich auf dem Grunde einer tiefen Felsenspalte befand, und daß der Lichtschein durch eine enge Ritze oben herunterfiel. Der rothe, flackernde Schein konnte von nichts Anderem, als meinem eigenen Feuer kommen, und nach weiterer Untersuchung meines dunkeln Kerkers und einem Gefühl von Quetschungen, das sich jetzt an mehreren Stellen meines Körpers verspüren zu lassen anfing, wurde mir klar, daß ich im Schlafe durch die Oeffnung oben in diese dunkle Höhle herabgefallen sein müsse.

So war es auch. Die Schlucht oder Vertiefung, in der ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte, wurde von zwei mächtigen Felsmassen gebildet, die durch irgend eine Naturerschütterung so zusammengeworfen zu sein schienen, daß sie nun eine tiefe, enge Kluft, ihre senkrechten Wände oben aneinander gelehnt, ausmachten. Die langen, schmalen Ritzen oben waren mit einer so dichten und faserfesten Moosart überwachsen, daß diese Decke das Gewicht eines Mannes trug. In dem „grünen Gebirge“ gibt es Stellen, wie diese, ohne Zahl, wo der Wanderer leicht auf einen von Fels zu Fels

gespannten Moosüberzug tritt, der ihn kaum über die Tiefen eines Abgrundes wegträgt. Gerade an einer solchen Stelle nun hatte ich mein Feuer angemacht und mich zur Ruhe gelegt, ohne eine Ahnung, daß mein weiches Mooslager nur einem tiefen Erdschlunde zur trügerischen Decke diene. Ob das Feuer unter dem Moos durchgebrannt und die dürren Holzstücke ergriffen hatte, welche sich zuerst über dem Spalt angehäuft und der darüber wachsenden Moosschicht zum Halt gedient hatten, oder ob das Moos nach und nach, unter dem Druck meiner Körperlast, wich, habe ich nie ermittelt. Genug, es brach durch und ich fiel hinunter.

Ich rieb mir abermals die Augen; ich fühlte an meinen zerschlagenen Knochen und schmerzenden Gelenken herum; Wunden hatte ich keine, aber viele empfindliche Stellen. Der Boden der Höhle war mit dürrem Laub, loser Erde und allerlei Geröll bedeckt, welches die Heftigkeit meines Sturzes gemildert hatte. Ohne dieß hätte ich mir sicher den Schädel auf dem Gestein zerschmettert, indem ich eine Tiefe von mindestens fünfzehn bis zwanzig Fuß hinabgestürzt war. Ich griff tappend links und rechts herum, und fand, daß ich mit ausgestreckten Armen beide Seiten der Höhle zugleich erreichen konnte. In dieser Finsterniß schritt ich langsam und vorsichtig den engen Gang hin, in der Hoffnung, irgend einen Vorsprung in der Felsenwand zu finden, an dem ich hinausklettern könnte; allein die Wände waren senkrecht steil und glatt; mein suchender Griff stieß auf nichts, das mich hätte in Stand setzen können, mich auch nur einen Fuß hoch vom Boden zu erheben. Nachdem ich so vier bis fünf Schritte fortgetappt war, merkte ich, daß die Wände sich schlossen und alles Weitergehen hier ein Ende hatte. Ich kehrte um und fing an nach dem anderen Ende der Höhle hin zu suchen; überall stiegen die Seiten zu jäh und glatt empor, um mir die entfernteste Hoffnung zu lassen, sie erklettern zu können. An jenem Ende verengte sich der Raum auf's Neue, und ich fand, daß ich nun die Höhle in ihrer ganzen Ausdehnung durchschritten hatte.

Ich blieb jetzt stehen, und fühlte nach und nach allerlei unheimliche Ahnungen mich überkommen. Der Gedanke, in dieser Schauderhöhle eingekerkert mein Grab durch den schrecklichsten Hungertod zu finden, zuckte mir mit gräßlicher Gewalt durch's Gehirn; doch eine Sekunde Ueberlegung, und ich gewann meine Fassung wieder.

„Warum nicht lieber den Tag abwarten,“ sagte ich zu mir selbst, „ehe ich mich für verloren gebe; wie leicht liegt doch ein Mittel der Rettung im Schooße dieser tiefen Finsterniß verborgen.“

Ich versank eben in Nachdenken über meine seltsame Lage, als ich mit Einem Male durch das Geräusch vor etwas sich mir Näherndem aus meinem Sinnen aufgerissen wurde: in der nächsten Sekunde gewahrte ich ein Paar feurig glühender Augäpfel, die von dem entgegengesetzten Ende der Höhle auf mich herüber glotzten. Der Anblick machte mein Blut zu Eis gerinnen! Meine Haare sträubten sich; — kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, und vor Entsetzen regungslos stand ich da. Wären mir Welten zu Gebote gestanden, ich hätte sie in diesem Augenblicke Alle für die kleinste Rettungshoffnung dahingegeben! Gelähmt vor Schrecken, wie mich der Anblick gemacht hatte, vermogte ich meine Augen nicht von ihm wegzuwenden, sondern stand da mit starren Blicken, gelähmten Gliedern und betäubten Sinnen, in einem fort angeblitzt von den funkelnden, rollenden Gluthaugen einer reißenden Bestie, deren Sprung und blutgierige Klauen und Zähne ich jeden Moment wider mich gerichtet erwarten mußte! Wie lange ich so, von dem panischen Schrecken überwältigt, verharrte, weiß ich selbst nicht; unaufhörlich aber kreisten und funkelten jene Feuerräder im unheimlichsten Lichte, und wahrlich, das kühnste, standhafteste Herz hätte vor solch' einer Erscheinung in der dichten Finsterniß einer einsamen Höhle, aller Mittel zum Widerstande oder zum Entrinnen beraubt, in Angst und Grauen gebebt. Um meine Gefahr mit Einem Worte auszudrücken: ich war in einer Wolfshöhle.

Der Wolf und ich fuhren fort, einander anzustarren; zum Glück aber machte er keine Bewegung. Nach einigen Sekunden gewann ich meine Fassung wieder ein wenig. Was hier thun? war mein erstes Denken. Entfliehen konnte ich nicht; also Er oder Ich. Ich hatte nichts, als ein großes, spitziges, scharf geschliffenes Messer, das ich mitgenommen hatte, um damit die Zweige und das Gestrüpp wegzuschneiden. Kaum eine Sekunde hatte ich mich bedacht, so riß ich es auch schon aus meiner Tasche, faßte es mit fester Faust, und schickte mich an, auf das Ungethüm loszustürzen. Es war eine Handlung der Verzweiflung; doch — war es denn nicht klüger, zu warten, bis das Thier gegen mich ansprang? Ich fing dann an, meine Entfernung zu messen, und die Stellung meines Feindes prüfend auszumitteln. Er hatte sich nicht vom Flecke gerührt und schien auf dem Boden an dem anderen Ende der Höhle zu kauern. Während ich noch mit mir selbst rathschlagend dastand, fühlte ich allmählig einige Regungen von Verwunderung über sein langes Unterlassen des Angriffs. Manche Minuten waren doch schon hingegangen, seit ich mich in seiner Gewalt befand, und bis jetzt hatte er lediglich nichts gethan, als eben seine Augen grimmig auf mich geheftet. Mogte er nicht eben so gut noch viel länger ruhig bleiben? Nun kam mir die allgemein verbreitete und geglaubte Thatsache in's Gedächtniß, daß der Wolf, so wild und grimmig er auch zu Zeiten ist, trotzdem eine Erzmemme bleibt, und — einmal eingeschüchtert, — allen Muth und alle Lust verliert, einen Angriff zu machen. Der Gedanke blitzte mit einem hellen Hoffnungsstrahl in meinem Herzen auf. Ich stellte, vor der Hand, rasch meinen beabsichtigten Angriff ein, und maß nur den Wolf mit größerer Kaltblütigkeit und Zuversicht. Er lag hart am Boden; noch immer schossen seine Augen feurig grüne Blitze durch die pechschwarze Höhlennacht, allein mir däuchte jetzt, ich könne in dem unaufhörlich zwinkernden Funkeln dieser wilden Feuerräder etwas wie Furcht

herauszittern sehen. Je schärfer ich meinen Blick auf ihm haften ließ, desto mehr fühlte ich mein Selbstvertrauen wieder aufleben. Trotzdem hielt ich mich wohl auf meiner Hut, entschlossen, wenn er sich doch die Lust anwandeln lassen sollte, auf mich loszuspringen, wenigstens mein Leben theuer zu erkaufen.

Es war so, wie ich vermuthet hatte; der Wolf war vollkommen eingeschüchtert; er hatte wahrscheinlich in festem Schlafe gelegen, als ich so jählings in seine Höhle hereinbrach. Der panische Schrecken läßt sich denken, den ihm dieser urplötzliche und gewaltsame Ueberfall eingejagt haben mußte! Meines Wissens lag er dazumal gerade unter mir, und ich war mit meiner ganzen Schwere auf ihn hingeplumpt; denn, wie sich späterhin fand, war die Stelle, wo ich hinfiel, der niedrigste Theil der Höhle und mit einem Bette von Blättern und sonstigem Abfall bedeckt. Ich hatte, daneben, eine dunkle Erinnerung von einem Herumbalgen mit einem sich bewegenden Körper in den ersten Augenblicken des Erwachens von meinem betäubenden Sturze. So viel war gewiß, daß der Wolf sich unverweilt in die entferntere Ecke der Höhle verkroch, und hier, über und über erschrocken, liegen blieb.

Stunde um Stunde stand ich, ihn scharf hütend, ob er nicht am Ende seiner Angst Meister werden und an dem eingedrungenen Störenfried Rache nehmen werde; allein er zeigte nicht entfernt Lust zu Feindseligkeiten, und als die ersten willkommenen Morgenstrahlen in die Höhle blitzten, sah ich meinen wilden Genossen in eine enge Spalte des Felsens, mit allen Merkmalen der nichtswürdigsten Furcht zusammengekauert, eingeschmiegt. In dem Punkte war ich also meiner Besorgnisse und Befürchtungen ziemlich enthoben; dagegen aber führte mich das wiederkehrende Tageslicht zu der unwillkommenen Entdeckung, daß ein Entkommen aus der Höhle ohne Mithilfe unmöglich war. Vom Hinaufklettern war, wie schon bemerkt, gar keine Rede; die zwei Felsenmassen schlossen sich an beiden Enden, und ließen oben nur, an einem Ende, eine schmale Oeffnung nahe am Boden, durch die sich der Wolf beim Herein- und Hinausgehen durchquetschte. Wäre er bei der ersten Schreckensstörung hierher in der Höhle gerannt, so würde er ohne Weiteres entkommen sein, allein statt dessen verschlupfte er sich in seiner Herzensangst in den innersten Winkel seines Höhlenlagers, wo ihn dann der Schrecken vollkommen festgebannt hielt.

Was nun beginnen? Auf ein Mittel, mir hier heraus zu helfen, mußte ich denken, denn wie konnte ich hoffen, daß irgend ein menschliches Wesen an diesem wilden, abgelegenen Orte zu meinem Beistande erscheinen werde; allein was für Mittel standen mir zu Gebote? Die Steinwände meines Kerkers durchzubrechen, oder unter seiner Grundveste durchzugraben — mußte ich wohl bleiben lassen. Da der Felsen, dort der Felsen, der Felsen überall — rund um! Bräche auch der Hunger steinerne Mauern durch, Granitwände von dieser Dicke wahrlich nicht! Ein Streifen vom hellen Himmel winkte zwanzig Fuß über mir, und mein ganzes Vermögen hätte ich jetzt um eine Bohnenstange von dieser Länge dahingegeben. Allein wozu das eitle Wünschen! Ich konnte mir einmal nicht helfen, und der Wolf schien eben so verdutzt, wie aus der Klemme zu kommen, als ich. Von dem Schwarm grausenvoller Ahnungen, der mich jetzt bestürmte, brauche ich wohl nichts zu sagen. Ich sah nichts vor mir, rein gar nichts, als den entsetzlichsten Hungertod, wenn nicht etwa der Wolf Lust bekam, mich zu verspeisen, sobald sein Appetit über seinen Schrecken Meister würde, was nicht gar zu lange mehr anstehen konnte.

Es war jetzt Mittag, wie ich aus den durch die Mündung der Höhle herunterblitzenden Sonnenstrahlen schloß, und ich fühlte, wie die Nachwehen all der Ermüdung, des Hungers, der Angst und Gemüthsaufregung, die ich ausgestanden hatte, mit einer zunehmenden Schwäche mich beschlichen. Ich saß auf dem Boden der Höhle, fast schon in mein Schicksal ergeben und die seltsamen Vermuthungen überdenkend, die man, wenn meine Gebeine so nach ein fünfzig Jahren in diesen Felsenklüften etwa gefunden würden, etwa zu Markte bringen würde, als ich plötzlich durch ein dumpfes, halb unterdrücktes Geheul meines Gesellschafters aus meinen Träumereien aufgestört wurde. Ich bildete mir flugs ein, jetzt habe er im Sinne, auf mich loszuspringen, und gab mich schon verloren, denn ich fühlte mich zu matt und schwach zu irgend einem ernstlichen Widerstande. Im nächsten Moment schlug das ferne Gebell eines Hundes an mein Ohr. Keine Worte sprechen die wonnevollen Empfindungen aus, welche dieser Ton in meiner Brust wach rief. Er verkündete, daß Hilfe nahe sei, daß mir Rettung vor dem gräßlichen Schicksale eines lebendig Begrabenen werden solle. Neues Leben kreiste in meinen Adern. Die Laute kamen näher, und jetzt konnte ich keinen Zweifel mehr haben, daß meine freundlich gesinnten Wirthe nach mir suchten und auf der rechten Spur seien. Der Wolf schien über das Nahen der fremden Gäste eben so heftig erschreckt, wie ich entzückt; er drückte sich wo möglich noch enger an den Felsen hin, und zitterte jedes Mal wieder ärger, so oft sich das Bellen des Hundes hören ließ; sein kundiges Ohr hatte den Laut wohl schon lange erhorcht, ehe er dem meinen vernehmbar ward.

In wenigen Minuten ließen sich Männerstimmen oben hören, worauf ich ein Halloh erschallen ließ, daß sie rasch an die Mündung der Höhle brachte. Ihr Staunen kann man sich leicht vorstellen, als sie mich auf dem Grunde der dunkeln Höhlenkluft entdeckten. Aus zusammengebundenen Baumästen hatten sie bald eine Leiter verfertigt, mit deren Hilfe ich wieder an's Tageslicht herauf gelangte, und ihnen dadurch den lebendigen Beweis gab, daß ich nicht, wie sie anfänglich geglaubt hatten, von wilden Thieren zerrissen und aufgespeist worden war. Ich erfuhr nun, daß ich das Wunder meiner Errettung meinem treuen Hunde verdankte, der mich durch alle meine Kreuz- und Querzüge in der Wildniß ausgespürt hatte, ohne auch nur Ein Mal meine Fährte zu verlieren, bis er ihre letzte

Spur an dem Orte, wo ich eingesargt lag, auffand. Was meinen wilden Höhlengenossen betrifft, so schoß derselbe, sobald er meiner völlig los war, wie ein Pfeil aus dem Loche heraus, wurde aber von dem Sohne meines Wirthes niedergeschossen, ehe er ein hundert Schritte zurückgelegt hatte.

Mein Haar bleichte sich zwar nicht von dem gehabten Schrecken, allein die Erinnerung an mein Abentheuer weicht nimmer von mir. Wie manches Mal habe ich schon seitdem in Angstträumen die zwei feurigen Augäpfel wiedergesehen, wie sie durch die dichte Finsterniß mich anfunkelten, und all die markdurchschütternden Schrecken der Nacht wieder durchgefühlt, die ich damals in der Wolfshöhle zubrachte.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

5. Von den drei Fräulein.

Vor langen Jahren lebten einmal auf einer Burg, so die Boyneburg hieß, drei Fräulein, die waren alle drei jung und fromm und schön. Ihre Eltern waren gestorben, und damit sie sich niemals von einander zu trennen brauchten, hatten sie sich das Versprechen gegeben, nicht zu heirathen, sondern auf der Burg zusammen zu bleiben bis an ihr seliges Ende.

Eines Nachts nun, da träumte der Jüngsten, Eine von den Schwestern würde vom Blitze erschlagen werden, und träumte das so lebhaft, daß sie es ihren Schwestern am nächsten Morgen sogleich erzählte. Die Schwestern schüttelten ungläubig den Kopf. Da aber gegen Mittag hin schwere schwarze Gewitterwolken am Himmel aufstiegen und die Blitze zu leuchten begannen und die Donner zu rollen, wurden sie betrübt und fürchteten, der Schwester Traum dürfte wohl in Erfüllung gehen. Die Wolken wurden immer dichter und schwärzer, und gegen Abend war der ganze Himmel ein Flammenmeer und wie Feuerflocken fielen die Blitze auf die Erde nieder.

Da sprach die Aelteste: „Liebe Schwestern, ich sehe wohl, mir ist der Tod bestimmt, und ich will mich nicht weigern, ihn aus Gottes Hand zu empfangen.“

Nach diesen Worten stand sie auf, trug einen Stuhl auf den Burghof und saß in dem schrecklichen Gewittersturme eine ganze Nacht und einen ganzen Tag. Aber sie blieb unversehrt. Die Blitze fuhren gleich feurigen Schlangen links und rechts um sie nieder, aber keiner traf sie. Der Regen goß in Strömen; aber ob sie gleich keinen Schirm über sich hatte, wurde sie doch von keinem Tropfen getroffen, und saß so trocken im Freien, wie in der Stube.

Als nun die vierundzwanzig Stunden um waren, kam die zweite Schwester zu ihr hinab und sagte:

„Lieb Schwesterlein, dir ist der Tod nicht bestimmt, denn sonst hätte des lieben Gottes himmlisches Feuer dich längst zu Asche gebrannt. Gehe hinauf in die Stube, und laß mich deinen Platz einnehmen.“

Die Aelteste weigerte sich dessen nicht. Sie nahm Abschied von ihrer Schwester und verließ den Hof.

Es erging der Zweiten aber nicht anders, als wie der Ersten. Sie saß in dem Ungewitter eine ganze Nacht und einen ganzen Tag, und kein Blitz berührte, kein Regentropfen näßte sie. Es regnete und blitzte und donnerte aber in einem weg, und das Gewitter verzog sich nicht.

Da nun die vierundzwanzig Stunden vergangen waren, sagte die jüngste Schwester:

„Jetzt sehe ich wohl, mir ist der Tod von Gottes Hand bestimmt, denn Euch haben die Feuer des Himmels unversehrt gelassen, ob ihr gleich einen ganzen Tag mitten drin gesessen habt.“

Sie ließ den Pfarrer kommen und ließ sich von ihm das heilige Abendmahl reichen, machte ihr Testament, ordnete Alles an, was nach ihrem Tode geschehen sollte, betete inbrünstig zum lieben Gott, nahm Abschied von ihren Schwestern, und stieg in den Burghof hinab. Kaum hatte sie sich auf den Stuhl gesetzt, so fuhr ein gelber Strahl vom Himmel nieder grade auf ihr Haupt, und tödtete sie. Die Donner rollten noch einmal mit furchtbarer Gewalt; dann verzog sich das Gewitter im Augenblick, und hell und klar lachte die blaue Sonne vom Himmel nieder.

In der Burg war große Trauer und großes Herzeleid. Als die Jungfrauen ihre jüngste Schwester verloren hatten, starben auch die beiden anderen bald aus Kummer und Gram, und die verödete Burg erlag dem Sturme der Zeit und zerfiel in Trümmern, die traurig und einsam von dem Berge niedersehn in's tiefe Thal.

Kein Mensch ging gerne in die zerfallene Burg hinauf, denn die Leute sagten, es sei nicht geheuer dort oben, und an gewissen Tagen zeige sich das arme Fräulein, welches einstens vom Blitze erschlagen worden sei. In einem schneeweißen Gewande schwebe es durch die gebrochenen Hallen und über die gesunkenen Mauern, und obgleich es noch keinem Menschen etwas zu Leide gethan habe, so mögte man ihm doch nicht gerne begegnen.

Einst wohnte in dem Dorfe unten am Fuße des Berges ein armer Handwerksmann mit seiner Frau und einem Häuflein Kinder. Er war über alle Maßen fleißig und arbeitsam, saß von früh bis in die Nacht an seinem Webstuhle und webte manch' schönes Stück Linnen zu Hemden und Tischtüchern. Der liebe Gott segnete seinen Fleiß, und obwohl der arme Mann nie im Ueberflusse leben konnte, so brauchte er doch auch niemals hungrig zu Bette zu gehen.

Da geschah es aber, daß eine Hungersnoth kam, weil die Ernte mißrieth. Nun wollte kein Mensch mehr etwas weben lassen, und um nicht zu verhungern, mußte der arme Weber zu einem reichen Manne gehen, und ihn um ein Darlehn ansprechen bis auf's nächste Jahr, wo er das geliehene Geld bei Heller und Pfennig nebst Zinsen richtig zurückbezahlen wolle.

„Das Geld will ich euch wohl borgen,“ sagte der reiche Mann; — „aber was gebt Ihr mir für Sicherheit, daß ich es zur rechten Stunde wieder bekomme.“

„Mein Wort als ein redlicher Mann,“ erwiederte der Weber.

„Das ist mir eigentlich eine schlechte Sicherheit,“ antwortete der reiche Mann. „Weil ich Euch aber kenne, so will ich ein Auge zudrücken.“

Er holte hundert Thaler aus seinem großen Geldkasten, zählte sie auf den Tisch, und setzte sich dann hin, um einen Schuldschein zu schreiben.

„Den Schein müßt Ihr mit Eurem Namen unterzeichnen,“ sagte er, „damit ich zu rechter Zeit mein Geld erfordern kann.“

Der Weber fand dieß ganz in der Ordnung, unterschrieb den Schein, der richtig über hundert Thaler lautete, strich das Geld ein, bedankte sich bei dem reichen Manne, und ging fröhlich nach Hause. War er doch nun mit seinen Kindern vor dem Verhungern geschützt.

Um nun zur rechten Stunde die geliehene Summe zurückzahlen zu können, arbeitete der Weber noch viel fleißiger als vorher, und machte so viel Linnen auf Vorrath, daß er Geld genug verdienen mußte, wenn die Zeit der Hungersnoth vorbei war. Und das nächste Jahr sandte der liebe Gott eine so gesegnete, reiche Ernte, daß der arme Weber am bestimmten Tage richtig die geliehenen hundert Thaler nebst Zinsen liegen hatte, und noch ein paar Thaler mehr. Er nahm das Geld, steckte es in seine Tasche und trug es dem reichen Manne hin.

„Herr,“ sagte er, „hier ist Euer Geld mit großem Danke zurück. Gebt mir nun auch meinen Schuldschein.“

Der reiche Mann holte den Schein, und zählte das Geld.

„Ihr bringt mir ja nur einhundert Thaler,“ sagte er. „Es müssen ja zweihundert sein, wie der Schuldschein besagt.“

„Ei, Ihr spaßt wohl, lieber Herr,“ antwortete der arme Weber mit Lachen.

„Ei, behüte und bewahre, daß ich in so ernsthafter Angelegenheit unnützen Spaß treiben sollte,“ erwiederte der reiche Mann. „Hier leset selber; der Schein lautet über zweihundert Thaler, und diese müßt Ihr bezahlen, oder ich lasse Euch in den Kerker werfen, wo Euch weder Sonne noch Mond bescheint.“

Der arme Weber dachte immer noch, der reiche Mann wolle seinen Scherz mit ihm treiben; doch nahm er den Schuldschein in die Hand und las ihn. Dabei wurde er aber vor Schrecken ganz blaß und zitterte so sehr, daß er sich an einem Stuhle festhalten mußte; denn der Schuldschein lautete richtig über zweihundert Thaler, weil der reiche Mann ihn schändlicher Weise verfälscht hatte.

„Um Gottes willen, das ist der rechte Schein nicht!“ stammelte der arme Weber.

„Wollt Ihr mich des Betrugs beschuldigen!“ rief da der reiche Mann mit verstelltem Zorn. „Augenblicklich packt Euch aus meinem Hause und holt mir zwei hundert Thaler. Wenn Ihr sie bis morgen Abend noch nicht gebracht habt, so laß ich Euch, wie gesagt, in das Gefängniß führen.“

Der arme Weber, der sein Unglück vor Augen sah, warf sich dem Bösewichte zu Füßen und flehte ihn mit gerungenen Händen an, ihm doch nicht solches Herzeleid anzuthun und ihn so grausam in's Elend zu stoßen. Der reiche Mann aber warf ihn zum Hause hinaus, und schimpfte ihn noch obendrein einen faulen Menschen und elenden Lügner.

Der arme Weber in seiner Herzensangst wußte nicht, was er beginnen sollte. Nach Hause getraute er sich gar nicht zu gehen, weil er sich vor den Thränen seiner Frau und dem Gejammer seiner Kinder fürchtete, und darum schlug er einen Weg ein, der zum Dorfe hinaus führte, und stieg, ohne daß er es merkte, zu den Ruinen der Boyneburg hinauf, wo er sich auf ein Stück der zerfallenen Mauer setzte. Hier brach er, als er sein Elend überdachte, in heiße Thränen aus, und jammerte und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Plötzlich verstummte er und blickte auf, denn eine sanfte, weiche Stimme fragte ihn, was ihm denn fehle und warum er so tief betrübt sei? Vor ihm stand ein wunderschönes, junges Fräulein mit blauen Augen und goldglänzenden Locken, und blickte ihn gar freundlich und mitleidig an. Ein weißes Kleid umwallte in reichen Falten ihre zarten Glieder, und ein weißer Schleier wehte von ihrem Haupte fast bis zur Erde hinab.

„Ach, mein junges Fräulein,“ sprach der arme Weber, dem von dem holdseligen Anblick das ganze Herz aufging, „mein Unglück ist so groß, daß mir auf keine Weise geholfen werden kann!“

„Ei nun, erzähle es mir nur,“ erwiederte das weiße Fräulein. „Manchmal schickt der liebe Gott noch Hilfe, wo das schwache Menschenauge nirgends mehr Hoffnung auf Errettung gewahrt.“

Der Weber, da ihm so freundlich zugesprochen wurde, schüttete sein Herz aus, vertraute dem schönen Fräulein seine ganze schwere Bekümmerniß, und verschwieg auch nicht das Mindeste. Als das schöne Fräulein alles wußte, sagte es:

„Geh heim, lege die hundert Thaler, welche du hast bezahlen wollen, in deine Truhe und dann komm wieder hierher. Vergiß aber nicht, ein Säcklein mitzubringen, denn dir soll geholfen werden.“

Der Mann dachte, er träume, als er diese Himmelsworte vernahm. Rasch sprang er nach Haus, legte sein Geld in die Truhe, und kehrte dann so schnell er vermogte, in die Ruinen zurück. Das Fräulein hatte auf ihn gewartet, und führte ihn nun in einen Keller hinab, wo in der Wand ein Kasten von Eisen und Eichenholz eingemauert war. Diesen zog es heraus und der arme Mann erblickte darin lauter harte Thaler von altem und neuem Gepräge. Die alten sahen grün und verschimmelt aus, die neuen aber funkelten so herrlich

und blinkerten so schön, als ob sie eben erst aus der Präge gekommen wären.

„Da nimm und zähle dir so viel ab, wie du bedarfst,“ sagte das Fräulein, auf den Kasten deutend. „Hüte dich aber, von den alten Thalern zu nehmen! Nur die Neuen sind dir bestimmt!“

Voller Freuden zählte der arme Mann zweihundert Thaler nebst Zinsen von dem Gelde ab, und als er fertig war, lagen nichts mehr wie alte Thaler in dem Kasten; die neuen waren rein alle geworden.

„Trage sie hin zu deinem Gläubiger,“ sagte das Fräulein. „Vergiß aber nicht, dir deinen Schuldschein wiedergeben und eine Quittung darunter schreiben zu lassen. Einmal habe ich dir geholfen, aber wenn du dich nochmals betrügen läßt, dann wirst du mich vergebens hier oben aufsuchen.“

Der arme Mann versprach pünktlich des Fräuleins Befehle zu befolgen und rannte mit seinem schweren Sacke spornstreichs zu dem reichen Bösewicht hinab.

„Hier,“ sagte er, in die Stube tretend, „hier bringe ich mein Geld, zweihundert Thaler nebst Zinsen von einem Jahr, und nun bitt' ich mir auch meinen Schuldschein nebst Quittung dagegen aus.“

Der reiche Mann schmunzelte, als er den armen Weber die neuen blanken Thaler auf den Tisch zählen sah. Er zählte sie nach, fand Alles richtig, und gab dem Weber seinen Schuldschein zurück.

„Nein, nein,“ sagte dieser, „erst die Quittung daruntergesetzt. Ein Mal laß ich mich wohl betrügen, aber nicht wieder. Das wäre mir schön, wenn Ihr gar morgen kämet und sagtet, der Schuldschein wäre Euch gestohlen und das Geld hättet Ihr nicht empfangen! Was würde mir all' mein Läugnen helfen, da es Euch vor Gericht doch auf einen falschen Eid nicht ankommen würde. Nein, nein, die Quittung darunter gesetzt und dann erst das Geld, Ihr schlechter Betrüger Ihr.“

Der reiche Spitzbube sah wohl ein, daß er dem Begehren des Webers würde nachgeben müssen, und schrieb unter den Schuldschein, „zu danke bezahlt erhalten,“ und seinen Namen daneben. Der arme Weber aber nahm fröhlich seinen Schein, sagte nicht Adieu zu dem Betrüger und lief leichten Herzens nach Hause. Hatte er doch seine Schulden bezahlt und außerdem noch eine so große Summe Geldes im Hause, daß er eine Menge Garn ankaufen, ein paar Gesellen annehmen und so viel Leinwand auf Vorrath weben konnte, daß er so leicht nicht wieder zu fürchten brauchte, zu verhungern. Der reiche Mann legte indessen seine zweihundert Thaler nebst Zinsen in einen Kasten, und wollte sie da liegen lassen bis zum anderen Tage, um sich alsdann noch einmal an ihrem Glanze zu weiden und darauf sie in Rollen einzupacken. Die ganze Nacht träumte er von nichts, als von seinen schönen, blanken, harten Thalern, die ihm gar zu lieblich in die Augen gefunkelt hatten. Da er aber am andern Morgen hinkam, und den Kasten aufschloß, da fand er nichts weiter darin, als trockene Tannzapfen! Er zählte ihrer gerade so viele, als es Thaler gewesen waren.

Als der reiche Mann diese Bescheerung sah, da wäre er vor Schrecken beinahe in Ohnmacht gefallen. Er stieß einen Schrei aus, zerraufte sein Haar und seinen Bart, und vergoß blutige Thränen der Wuth und des Jammers. Das war ihm noch nicht geschehen, daß Er, der Betrüger selber einmal überlistet war.

In seinem ersten Aerger lief er hin zu dem armen Manne, schimpfte ihn in seinem eigenen Hause einen Betrüger und tobte so lange und ungeberdig, daß der arme Mann endlich sein Hausrecht gebrauchte und den reichen Schelm von seiner Schwelle wies. Nun lief dieser in's Gericht, erzählte dem Richter, wie es ihm ergangen sei, und drang darauf, daß der Weber vorgeladen und verurtheilt werden müsse, die zweihundert Thaler noch einmal zu bezahlen. Als aber der Weber kam und den quittirten Schuldschein dem Richter vorzeigte, da wurde der reiche Betrüger mit seiner Klage ab- und zur Ruhe gewiesen, und frank und frei durfte der arme Weber wieder zu Weib und Kind zurückkehren. Der reiche Betrüger aber mußte die Strafe seines Vergehens tragen, so sehr er auch wüthete und tobte und mit den Zähnen knirschte.

Nach Jahr und Tag war der arme Weber ein reicher Mann geworden, denn ein wunderbarer Segen schien auf seiner Arbeit zu ruhen. Der reiche Mann aber ging im Dorfe umher und bettelte von Haus zu Haus. Unglück auf Unglück hatte ihn betroffen, und alles Geld, was er durch seine Betrügerei zusammengescharrt hatte, war ihm bald durch Hagelschlag, bald durch eine Feuersbrunst, bald durch eine andere Schickung des Himmels verloren gegangen. Er starb elend und kümmerlich in einem Stalle. Der Weber aber lebte noch lange Jahre, und der Himmel schenkte ihm viele Freude. —

Aehnlich wie ihm, ging es auch einem armen Schäfer, der all' sein Hab und Gut verloren hatte, und am andern Tage ausgepfändet werden sollte. Traurig ging er zur Boyneburg hinauf, und sah da im Sonnenschein vor der Schloßthüre eine schneeweiße Jungfrau sitzen. Vor sich hatte sie ein weißes Tuch ausgebreitet, auf welchem Flachsknoten lagen, welche in der Sonne trocknen und aufklinken sollten. Der Schäfer wunderte sich, an einem so einsamen Orte eine Jungfrau zu finden, trat auf sie zu und tappte unversehens in die Flachsknoten hinein.

„Ei, wie sie schön sind, die Knoten,“ sagte er.

Die Jungfrau antwortete ihm nicht, und sah ihn nur recht freundlich und traurig zugleich an. Da sie so still war, wurde dem Schäfer unheimlich, und er trieb seine Heerde nach Hause. Unterwegs drückten ihn die Flachsknoten, die ihm beim Hineintreten in die Schuhe gefallen waren und er wollte sich ihrer entledigen. Indem er aber die Schuhe ausschüttelte, fielen statt der Knoten Goldstücke heraus, mit denen er seine ganzen Schulden bezahlen konnte. Da war er froh und dankte der Jungfrau in seinem Herzen.

Die Bus-Aare.

(Taf. 18.)

Die Bus-Aare oder Bussarde, Buteones, gehören zum Geschlechte der Falken, unterscheiden sich aber von den andern Familien derselben Gattung durch ihren dicken Kopf, ihren kleinen, sehr gekrümmten Schnabel, der mit einem schwachen Zahn versehen ist, und ihren plumperen Körperbau. Sie haben lange Schwingen, einen gleichförmigen Schwanz und kurze, starke Füße, ohne große Waffen. Ihr Flug ist langsam, aber leicht und fast geräuschlos, und wenn sie aufsteigen, geschieht es stets schraubenförmig. Im Allgemeinen sind sie feig, träge und ungeschickt im Fang schneller Thiere, und erlangen ihren Raub, der in jungen Vögeln, Mäusen, Insekten, Würmern und Aas besteht, entweder lauernd, oder indem sie tief über die Erde hinstreichen. — Man kennt 12 Arten, von denen indessen nur 3 in Europa gefunden werden.

Am gemeinsten bei uns in Deutschland ist der Mäusebussard, Entenstößer oder Stockaar, auch Gelbfuß genannt, Falco buteo, dessen Länge 24, die Flugweite aber bis 58 Zoll erreicht; er ist oben braun, unten graubraun, die Farben nach Alter oder Geschlecht bald heller, bald dunkler; der Schwanz ist aschgrau, am Ende etwas abgerundet, und hat 12 dunkle Querbinden; die Füße und die unebene Wachshaut sind gelb. Man findet diesen Vogel überall in den Vorhölzern großer Waldungen und in Feldgebüschen, wo er oft Stunden lang zusammengekauert auf einem Baum oder Stein sitzt, um auf Amphibien, Schnecken, Mäuse, Würmer, junge Hasen und Feldhühner zu lauern, oder man sieht ihn langsam über die Felder fliegend und hoch in der Luft schwimmend, große Kreise beschreiben, wo er ein lautes und gedehntes „Hiäh" oder ein kurz abgebrochenes „gä, gä, gä, gä!" ertönen läßt. Er nistet auf hohen Bäumen, wo er verlassene Krähennester benutzt, oder selbst ein leichtes Nest aus Reisig erbaut und dasselbe mit Wolle und Moos ausfüttert; er legt 2 bis 4 grünlichweiße, hellbraungefleckte Eier. Im Spätherbst zieht er südlich, doch nur Abends, bei welcher Auswanderung sich oft 20 bis 100 Vögel vereinigen. — Unstreitig ist der Mäusebussard der nützlichste unsrer Raubvögel, und verdient, da er auch der beste Vertilger der giftigen Kreuzotter ist, und im Herbst eine solche Masse von Hamstern, Mäusen, Maulwürfen, Fröschen und Eidechsen vernichtet, daß er ganz fett davon wird, allgemeine Schonung.

Der Rauchfuß, rauchfüßige Bussard, Schneefalke oder Moosgeier, Buteo lagopus, ein träger, trauriger Vogel, welcher dem vorigen in vielem Betracht ähnlich, nur etwas größer ist, und ganz befiederte Fußwurzeln hat. Er ist braun, mit weiß und gelblich gefleckt, und sein Schwanz weiß, mit mehreren schmalen braunen und einer breiten schwarzen Binde. Man findet ihn fast überall, im Sommer mehr im Norden, im Herbst und Winter häufig in Deutschland in Wäldern in der Nähe von Wasser, von wo aus er umherstreicht, sich in kreisförmigen Schwenkungen hoch in die Luft erhebt, und an seinem weißen Schwanze kenntlich ist. Er scheint mit dem Truthahn-Bussard Nord-Amerika's synonym zu sein, ist wenigstens nur unbedeutend von diesem verschieden, horstet wie dieser auf den höchsten Bäumen, wo er ein kunstloses Nest von Reisig, Moos und Stroh erbaut, und zweimal jährlich 3 bis 4 weiße, röthlich gewölkte oder braungefleckte Eier brütet. Wie der vorige ist er mehr nützlich als schädlich, lauert wie dieser oft Stunden lang, zusammengekauert auf einem Baum oder Stein sitzend auf Mäuse, Amphibien und andere kleine Thiere, und ist nichts weniger als scheu, daher auch leicht zu beschleichen.

Ein eben so nützlicher Vogel ist der Wespenbussard oder Bienenfalke, Buteo apivorus, der vor allen von den Krähen sehr angefeindet wird, eben so groß wie der vorige, oben braun, unten braun oder weißlich gewellt, zuweilen aber unten einfarbig rostbraun, dann wiederum fast rein weiß ist, und im Alter einen aschgrauen Kopf hat. Am häufigsten findet man ihn in Rußland und im Norden von Europa, bei uns nur selten und einzeln in Ebenen am Rande der Wälder und in den Feldern, wo er oft Stunden lang auf Steinen sitzt und auf Nahrung lauert, die hauptsächlich in Insekten besteht, von ihm aber nicht im Fluge aufgefangen, sondern von der Erde oder Pflanzen aufgelesen wird. Larven und Nymphen von Wespen, Bienen und Hummeln, Mäuse und Eidechsen sind seine Hauptnahrung, oft plündert er aber auch Vogelnester, frißt Heidel- und andere Waldbeeren, und gewöhnt sich in der Gefangenschaft leicht an vegetabilische Kost, was bei keinem andern Raubvogel der Fall ist. Er ist scheu und feig, fliegt schwerfällig und niedrig, und zieht im Spätherbst nach dem Süden Europa's. Wie die vorigen nistet er auf hohen Bäumen, wo er 2 bis 4 aschgraue, braungefleckte (nach andern goldgelbe, braungefleckte) Eier in 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen werden anfänglich mit Insekten gefüttert, die ihnen die Alten im Schlunde zutragen, später mit ganzen Wespennestern, und endlich mit Fröschen, jungen Vögeln und dergleichen versorgt.

Der Johannisbussard, Buteo Sancti Johannis, ist in Nord-Amerika, der graugefleckte Bussard, Buteo polyogenys, auf den Philippinen; der Buteo leesa in Bengalen; der Buteo liventer im indischen Archipelagus heimisch; alle aber nur wenig von unserm Stockaar verschieden. — Siebold machte uns mit einer neuen Rauchfußart bekannt, die in Japan gefunden wird, und zum Unterschied von der europäischen und amerikanischen Art von ihm als Buteo hemilasius bezeichnet wurde. Dieser Bussard, welchen unsere Tafel in halber Größe zeigt, erreicht eine Länge von 23, und eine Flügelspannung von 48 bis 52 Zoll; die Färbung seines Gefieders ist die unsres Rauchfußes; Schnabel und Füße sind gelb; ersterer etwas länger und stärker als bei dem unsrigen; die Flügel reichen


1847.
18

faſt bis zum Ende des unten etwas abgeſtumpften, mit drei ſchwarzbraunen Bändern überzogenen Schwanzes. In ſeiner Lebensart iſt er wenig vom europäiſchen Rauchfuß verſchieden, und nährt ſich wie dieſer, indem er oft Stunden lang, auf einem Bein ſtehend, auf Beute lauert, von Amphibien, Mäuſen, Inſekten und Würmern. — Ueber ſeine Brützeit, und ob er zu Zeiten die Inſeln verläßt und nach dem feſten Land hinüberzieht, iſt bis jetzt noch nichts bekannt.

Sitten und Gebräuche der Nord-Amerikaniſchen Indianerſtämme.

Von Dr. M. Wiener.

In den an der Meeresküſte liegenden Staaten der Union findet man zwar dann und wann einzelne Indianer-Familien, Ueberbleibſel einſt mächtiger Völkerſchaften, die längſt ſchon vom Erdboden verſchwunden ſind, doch haben dieſe Nachkommen der vormals freien, kriegeriſchen Stämme kein originelles Gepräge mehr; Europäiſche Kultur und das Feuerwaſſer der Bleichgeſichter haben das Ihrige gethan, den Indianer der öſtlichen Staaten ſeinem Stammverwandten im fernen Weſten ſo unähnlich zu machen, wie es etwa ein Ackergaul dem prächtigen Renner der Wüſte geworden iſt. Nach den unüberſehbaren Prairieen des Weſtens zieht es den Reiſenden hin, dort muß man Monate lang unter den Beduinen der Steppe, wie die berittenen Indianerſtämme nicht unpaſſend genannt werden könnten, leben, um ein richtiges Bild von ihrer wilden Größe entwerfen zu können. Einem ſolchen Aufenthalte verdankt Verfaſſer die Erfahrungen, welche er hiermit der Oeffentlichkeit übergibt.

Die Indianer des Weſtens ſind Abkömmlinge derjenigen Völkerſchaften, welche einſt ganz Nord-Amerika, vom Stillen Ocean bis zum Atlantiſchen Meere hin, inne hatten, aber von den Europäiſchen Koloniſten weit nach Weſten hin gedrängt wurden; dafür ſpricht theils die unter ihnen herrſchende traditionelle Ueberlieferung, theils ihre Sprachen, welche Mundarten der Huronen-, Mohawk- und Sioux-Sprachen ſind, welche unter den öſtlichen Stämmen, als dieſe noch vorhanden waren, geſprochen wurden.

Gegenwärtig werden in dem Küſtenſtriche, der ſich vom Atlantiſchen Meere bis fünfzig geographiſche Meilen weſtlich erſtreckt, nur wenige Ueberbleibſel der Urbewohner gefunden. Bekanntlich machte man in den Kolonien wiederholte Verſuche, die Indianer zu civiliſiren, es begab ſich aber — mit wenigen Ausnahmen — daß ſie in dem Maße, wie Civiliſation bei ihnen Eingang fand und ſie ihre alten Gewohnheiten ablegten, entnervten und ausſtarben; theils, weil der Sittenwechſel ihrer Conſtitution entgegen war, theils und hauptſächlich, weil ſie, durch das Zuſammenleben mit den Weißen, den Branntwein kennen lernten. Politik und Gewinnſucht auf einer Seite, Hang zur Trunkſucht, der dem Naturmenſchen mehr als dem civiliſirten anklebt, auf der anderen, vereinigten ſich, ganze Nationen vermittelſt dieſes Giftes hinzuraffen; es brachen Krankheiten unter ihnen aus, die ſie vormals nicht kannten, wie die Cholera, Blattern, Syphilis, und ſo kam es denn, daß da, wo noch vor einem Jahrzehend volkreiche Indianerdörfer ſtanden, gegenwärtig kaum ihr Name übrig geblieben iſt. Diejenigen, welche den Seuchen entkamen, ließen ſich anderen Stämmen einverleiben, die tiefer im Innern des Landes, an den weſtlichen Ufern der großen Seen und Ströme leben, oder die wenigen Zurückgebliebenen ſammeln Heilkräuter und ſchießen Kleinwild, das ſie zu Markte bringen; der Erlös wird in Branntwein umgewandelt, mit dem ſich Männer, Weiber und Kinder betrinken.

Die Indianer ſind große, ſchlanke Geſtalten, ihre Körper von ſo herrlichem Ebenmaße, daß ſie einem Bildhauer zum Modell dienen könnten; obgleich muskulös, ſind ſie doch mehr dazu geeignet, die Strapazen des Krieges und der Jagd, als die harter, langanhaltender Arbeit zu ertragen. Krüppel habe ich unter ihnen nicht angetroffen, ſelbſt geringe Grade von Mißbildung kommen nur höchſt ſelten vor. Die Hautfarbe iſt bei den Erwachſenen röthlich-braun; Kinder, unmittelbar nach der Geburt und in den erſten Lebensjahren, ſind faſt weiß, ſo daß es nicht ganz unwahrſcheinlich iſt, daß die ſie im ſpäteren Alter markirende Hautfarbe zum Theil dem Gebrauche von Oelen und Pflanzenſäften, mit denen ſie den Körper einreiben, und der Einwirkung von Sonnenſtrahlen und Schärfe der Luft zuzuſchreiben ſei. Ihre Geſichtszüge ſind regelmäßig und ſanft, die Naſe hat die Römiſche Form, der Mund iſt klein und mit ſchönen Zähnen verziert. Die ſchwarzen Kopfhaare ſind lang, ſchlicht und ſo dick wie Pferdehaare, doch findet man unter den nördlichen Stämmen, in Kanada, einzelne Indianer mit hellbraunem Haare.

Ihre Kleidung beſteht aus einem buntgeſtreiften Hemd, aus ledernen Schenkelhoſen (legins) und Halbſtiefeln von ſelbſtgegerbtem Hirſchleder (Mocaſſins); um die Schultern ſchlagen ſie eine wollene Decke, welche ſie von weißen Handelsleuten gegen Pelzwerk eintauſchen. — Die Frauen tragen unter der wollenen Decke einen bis zu den Knieen herabreichenden Rock von Thierfellen.

Die Schärfe ihrer Sinne iſt bewunderungswürdig; ſo riechen ſie, zum Beiſpiel, Rauch viel früher, ehe ein Weißer mit unbewaffnetem Auge die Flamme entdecken kann; aus dieſem Grunde haben ſie auch einen Abſcheu gegen den Geruch von Moſchus und Kölniſchem Waſſer.

Die Grundzüge im Charakter des Indianers ſind Geiſtesruhe, Geduld und Gleichmuth; außer einer unverſöhnlichen Rachſucht, die er nicht allein lebenslang mit ſich herumträgt, ſondern die er noch auf Kind und Kindeskind vererbt, verſteht er vollkommen jede Leidenſchaft zu unterdrücken und zu beherrſchen. Er erträgt die plötzlichſten, unerwarteten Unglücksfälle mit Faſſung,

ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, selbst ohne die geringste Veränderung der Gesichtszüge.

Bei wichtigen Verhandlungen entwickeln sie Würde in ihrem Benehmen, sind höflich und aufmerksam in Gesellschaft, ehrerbietig gegen das Alter und ruhigen, vorsichtigen Temperaments, daher sie sich nie im Sprechen übereilen, ohne zuvor über den Gegenstand des Gesprächs reiflich nachgedacht zu haben, ohne gewiß zu sein, daß die Person, welche vor ihnen das Wort nahm, auch vollkommen mit dem fertig sei, was sie zu sagen hatte. In den Berathungen wird jeder der Reihe nach gehört, je nachdem Alter, Weisheit oder Verdienste um das Vaterland ihn auszeichnet. Kein Geflüster, kein unzeitiger Beifallsruf, kein Zeichen des Mißfallens stört den Sprecher. Die Unerfahrenen lauschen dem Vortrage, um sich zu unterrichten, denn hier lernen sie die Geschichte ihres Volkes, werden zu großen Thaten entflammt, werden belehrt über das Interesse ihres Stammes, wie dasselbe aufrecht zu erhalten oder wieder zu erringen sei.

Die Tugend der Gastfreundschaft wird unter ihnen mit unbegränzter Freigebigkeit und dem besten Willen ausgeübt; ihre Hütten, ihre Vorräthe werden dem Gaste zur Verfügung gestellt. Gegen den Stammgenossen ist der Indianer human und freigebig. Hat Jemand unter ihnen eine unglückliche Jagd gehabt, sucht ihn Mißwachs heim, brennt seine Wohnung ab, so haben diese Schickungen für ihn keine weitere Folgen, als die, das Mitgefühl und die Güte seiner Stammgenossen auf sich gezogen zu haben, die bei solchen Gelegenheiten Alles, was sie besitzen, als Gemeingut betrachten. Dagegen ist der Indianer unversöhnlich gegen den Feind seines Stammes und gegen den, der ihm persönliches Unrecht zugefügt hat! Zwar macht er niemals von Eidschwüren oder leidenschaftlichen Ausrufungen Gebrauch, aber desto glühender tobt Rachedurst in der Tiefe seiner Brust, bis er ihn entweder offen oder durch Verrath befriedigen kann. Kein noch so großer Zeitraum entkräftet diesen Vorsatz, keine Entfernung ist groß genug, den gehaßten Gegenstand vor der Rache zu schützen. Er erklimmt die steilsten Berge, durchdringt die dichtesten Wälder, durchwandert die verlassendsten Einöden, erträgt den Aufruhr der Elemente, die Beschwerden der Wanderschaft, Hunger und Durst mit Geduld und Gleichmuth, Alles in der Hoffnung, seinen Feind zu überrumpeln und ihm einen martervollen Tod zu bereiten. Kann er seine Rache nicht sättigen, so hinterläßt er sie als heiligstes Vermächtniß, das von Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, bis sich irgend eine Gelegenheit darbietet, genügende Rache zu nehmen.

Auf der andern Seite fühlen sie tief das Bedürfniß und die Seligkeiten der Freundschaft. In einem gewissen Alter wählt sich jeder unter den Jünglingen seines Standes den Vertrauten und Busenfreund; Beide knüpfen das innigste Bündniß, verpflichten sich, Ruhm und Gefahr mit einander zu theilen, sich gegenseitig beizustehen und zu unterstützen. Ihre Freundschaft trotzt dem vernichtenden Tode, denn sie erstreckt sich über das Grab hinaus; sie halten nämlich den Tod nur für eine einstweilige Trennung, und sind überzeugt, sich im Jenseits wieder zu begegnen, um daselbst einer des anderen Beistand zu sein. — Ein Häuptling des Seneca-Stammes hatte mit dem Amerikanischen General Richard Butler ein solches Freundschaftsbündniß geschlossen. Der General blieb in der Schlacht am Miami, am 4. November 1791. Sein Freund, der unter dem Beinamen „das steife Knie" bekannt war, schloß sich im Herbst 1793 der Armee des Generals Wayne an, in der Absicht, den Tod seines Freundes zu rächen. Ein frühzeitiger Schneefall nöthigte die Armee, Winterquartiere zu beziehen, ehe es noch zu einem Treffen mit dem Feinde gekommen war. Ungeduldig über diesen Aufschub, bat der Häuptling um das Kommando über ein Detaschement, mit dem er den Feind angreifen wollte. Diese Bitte wurde ihm, aus kräftigen Gründen, vom General abgeschlagen, der ihn auf den Frühling vertröstete. Aber des Kriegers Seele konnte den Aufschub nicht ertragen! Er klagte dem Offizier, bei dem er wohnte, daß sein Geist unter dem Gewichte des Trübsinns erliege, daß der Geist seines Freundes ihn beständig zur Rache riefe; da ihm die Gelegenheit dazu benommen sei, so bliebe ihm nichts weiter zu thun übrig, als dem Dahingeschiedenen zu zeigen, wie gern er für ihn gestorben wäre. Mit diesen Worten senkte er sich, bevor man ihn daran hindern konnte, seinen Dolch in die Brust.

Doch nicht allein in der Freundschaft gibt es solche Schwärmer, auch in der Liebe haben die Indianer so gut, wie die civilisirten Europäer, ihre Werther. Interessant ist die Sage von Winona, die noch jetzt von den Indianern mit tiefem, ungekünsteltem Gefühl erzählt wird; sie knüpft sich an einen See, der Pepin- oder auch „Thränen-See" genannt wird und eine Erweiterung des Mississippi, einige Meilen unterhalb der Fälle von St. Anthony, ist; seine Länge beträgt einundzwanzig Englische Meilen, die Breite gewöhnlich zwei und eine halbe Meile. Die Einfassung dieses Sees bilden majestätische Kalksteinfelsen, die dann und wann durch herrliches Wiesenland unterbrochen werden. Die Oberfläche des Sees ist glatt und unbeweglich, und gleicht, von keiner Insel unterbrochen, einem unübersehbaren Spiegel. Doch ist das Befahren desselben bei stürmischem Wetter höchst gefährlich, und die Kreolen, die seine Tücke kennen, sagen von ihm: „le lac est petit, mais il est malin." — Fast in der Mitte dieses Sees erhebt sich das östliche Ufer zu einer Höhe von 450 Fuß, es besteht aus Felsenmassen, von dem einer sich senkrecht, vom Wasserspiegel aus, hundertundfünfzig Fuß hoch erhebt. Die eigenthümliche Wildheit dieser Scenerie, mehr aber noch die romantische Sage, welche mit diesem Felsen verbunden wird, erregt des Reisenden Interesse. Wir geben sie in den einfachen Worten, wie sie von den Indianern erzählt wird:

„Im Dorfe Kiora, bewohnt vom Stamme Wapasha, lebte ein Mädchen, Namens Winona, was

„die Erstgeborene" bedeutet; sie war öfter mit einem Jäger zusammengekommen, beide liebten sich und hatten beschlossen, sich zu heirathen. Als der junge Indianer bei ihren Eltern um Winona warb, ward sie ihm verweigert, da ein berühmter Krieger bereits der Eltern Zusage erhalten hatte. Der von ihnen Bevorzugte war Liebling des Stammes und hatte sich im Kriege mit den Chippewas rühmlich ausgezeichnet, doch das Mädchen zog den Waidmann vor. Durch den Einfluß ihrer Verwandten wurde nicht allein Winona's Geliebter aus dem Dorfe gejagt, sondern auch beschlossen, sie nöthigenfalls zu der gewünschten Heirath zu zwingen; doch brachten es ihre Brüder, deren Liebling sie war, dahin, daß man sie auf gütigem Wege zu überreden beschloß. Winona, welche einsah, wie unmöglich die Erfüllung ihres Wunsches sei, bat nur, man solle ihr vergönnen, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. — Um diese Zeit verfügte sich ein Indianerhaufen, worunter sich auch Winona mit den Ihrigen befand, nach dem Pepin-See, an dessen Ufer eine blaue Erde gefunden wird, welche die Indianer einzusammeln gingen, um sich damit zu bemalen. — Am See angelangt, drang der Krieger, der von den Ihrigen reich beschenkt worden war, ernstlich in Winona, ihm ihre Hand zu geben; als sie ihn abermals abwies, wurden die Ihrigen zornig und drohten, Gewalt anzuwenden. „Gut," — sagte Winona, — „Ihr treibt mich zur Verzweiflung! Ich sagte, daß ich ihn nicht mag, nicht mit ihm leben kann, sondern es vorziehe, eine Jungfrau zu bleiben; doch habt Ihr meinen Bitten Euer Ohr verstopft. Ihr behauptet, mich zu lieben, und dennoch trenntet Ihr, Eltern, Brüder und Verwandte! mich von dem, mit dem ich vereint werden möchte, habt ihn aus dem Dorfe gejagt. Allein durchstreift er jetzt die Wälder, hat Niemanden, ihm beizustehen, Niemanden, sein Lager zu bereiten, seine Hütte zu bauen und ihn zu bedienen; doch war der Verbannte der Mann meiner Wahl! Ist das Eure Liebe? — Damit noch nicht zufrieden, verlangt Ihr, daß ich mich seines Schicksals freuen und einen Anderen heirathen soll, den ich nicht mag, mit dem ich nicht glücklich sein kann. Da das Eure Liebe ist, mag es so sein! doch bald werdet Ihr weder Tochter noch Schwester haben, um sie zu peinigen!" — Mit diesen Worten entfernte sich Winona, und die Ihrigen beschlossen, sie noch am demselbigen Tage zu vereinigen. Während die Vorbereitungen zum Hochzeitsschmause gemacht wurden, hatte Winona die Spitze des obenbeschriebenen Felsens erreicht; sie rief ihre Verwandten mit lauter Stimme und machte ihnen über ihre Grausamkeit Vorwürfe; dann stimmte sie den Todtengesang an, den ein leichter Wind zu den Ohren ihrer Familie hinabführte. Mit Schrecken vernahmen sie ihn; Einige eilten ihr nach, Andere verfügten sich zu dem Fuße des Abgrundes, um sie in ihren Armen aufzufangen, während die Uebrigen sich bemühten, sie durch Bitten und Thränen von ihrem Vorsatze abzubringen; der Vater versprach, sie nie zu einer Heirath zwingen zu wollen. — Winona setzte unbewegt ihren Sterbegesang fort; als sie ihn beendigt hatte, stürzte sie sich — eine zweite Sappho — vom Felsen hinab und langte zerschmettert zu den Füßen ihrer Verwandten an."

Der Ort, wo dies sich zutrug, heißt noch jetzt der „Mädchenfelsen." Kein Indianer geht an ihm vorüber, ohne unwillkührlich sein Auge zu der schwindelnden Höhe zu erheben; Jahre sind seit dem traurigen Ereignisse verschwunden, doch ist der Eindruck noch immer neu, und der Indianer erzählt die ihm überlieferte Sage unter tiefem Seufzen. — Sie zeigt, wie leidenschaftlich, aber zu gleicher Zeit, wie treu und beständig der Indianer in der Liebe ist.

Manitu-Kichtau, der große Geist, der sich zu seinem Lieblingsaufenthalte, wenn er auf Erden weilt, eine der Inseln in den großen Seen, an Kanada's südlicher Gränze, gewählt hat, ist ihnen der Schöpfer aller Dinge. Er schwamm — erzählen sie — auf der Oberfläche des Meeres, bevor die Erde von ihm erschaffen wurde; diese machte er aus einem Sandkorn, den er vom Meeresgrunde nahm. Das erste Menschenpaar hat er aus Stein gemacht, wurde aber böse und vernichtete sie wieder. Später machte er Mann und Weib aus dem Stamme eines Baumes, und von diesem Paare sind alle Nationen des Erdbodens entsprossen. Wie es zugehe, daß sie über dem Erdboden verbreitet sind, und wie sie über den Ocean nach anderen Länder kommen konnten, wissen sie nicht anzugeben. Nach einer anderen Sage, die offenbar neueren Ursprungs ist, weil darin der Neger Erwähnung geschieht, sind die weißen und schwarzen Menschen nicht von Kichtau, sondern von untergeordneten Geistern erschaffen. Zuerst bildete einer dieser Geister ein Negerpaar; das sah ein anderer größerer Geist, der es diesem zuvorthun wollte, und machte die Stamm-Eltern der Weißen. Nun kam Kichtau, besah sich die Erschaffenen, erwog ihre Mängel und Gebrechen, und machte dann das Meisterstück der Schöpfung, seine Lieblinge, die rothen Menschen.

Sie glauben auch an Genien oder geistige Wesen, welche vollkommener als der Mensch sind, diesen überall unsichtbar umschweben und, fleißig angerufen, seine Bitten erhören. Nicht minder glauben sie an das Vorhandensein eines bösen Geistes, der stets geneigt ist, Unheil anzustiften; an ihn wenden sie sich am häufigsten mit Gebeten, ihnen kein Böses zuzufügen.

Verläßt man die Hütte eines Indianers, bei dem man freundliche Aufnahme gefunden, um die Reise weiter fortzusetzen, so begleitet er den Fremdling bis zu dem Flusse, wo ein Kanoe seiner harrt. Dann pflegt man oft Gebete zu hören, die der Natursohn mit lauter Stimme, im feierlichen Tone ausspricht und die darauf hinausgehen, „daß der große Geist den Gastfreund mit einer schnellen Fahrt begünstigen und ihm geben möge: einen unbewölkten Himmel und ruhiges Fahrwasser bei Tage, und daß er in der Nacht sein Haupt niederlegen möge auf ein Biberfell zu ununterbrochenem Schlafe und angenehmen Träumen, immerwäh-

rende Sicherheit genießend unter der großen Pfeife des Friedens.“

Wenn der Mensch stirbt — sagen sie — so geht sein Geist, den sie Chichnug oder Schatten nennen, südwärts bis zu einem unbekannten, herrlichen Lande; war er gut in diesem Leben, so empfängt ihn daselbst der große Geist mit Freundlichkeit, und er sieht die vorangegangenen Freunde wieder, mit denen er jagt, schmaust und tanzt, ohne jemals müde zu werden. Der Schatten des Bösewichts kommt zwar ebenfalls zu dem großen Geiste, jedoch nur, um von ihm und dem glücklichen Lande fortgetrieben zu werden und in ruheloser Unzufriedenheit und ewiger Finsterniß für immerdar zu wandeln.

Um sich dem Schutze des großen Geistes würdig zu zeigen, bemühen sie sich, tapfere Krieger, geschickte Jäger und beharrliche Spähcr zu werden.

Ihre Todten begraben sie mit vieler Feierlichkeit, und da sie glauben, daß die Abgeschiedenen die Neigungen, welche sie hier auf Erden hatten, mit in das Jenseits nehmen, so legen sie dem Todten solche Geräthschaften mit in's Grab, die er am meisten liebte, wie seine Waffen, seine Biberfelle, seine Pfeifen. — Die Mütter haben eine strenge Trauer von zwanzig Tagen, wenn eines ihrer Kinder stirbt; beweinen es aber oft mehrere Jahre und tragen so lange die leere Wiege des gestorbenen Säuglings mit sich herum, bis seine Stelle durch ein anderes Kind ersetzt wird. Der Vater wird von den Nachbarn, wahrscheinlich um ihn zu trösten, beschenkt, dafür gibt er ihnen einen Schmaus.

Der Platz, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen, ist ihnen heiliger Boden; mit Ehrfurcht nahen sie sich demselben, betend werfen sie sich vor dem Grabhügel ihrer Verwandten nieder, und nichts kann sie tiefer beugen, als der Gedanke, die Gräber hinter sich zu lassen, wenn die Politik der Weißen sie von ihrem Wohnsitze tiefer nach Westen treibt. — Ein Häuptling, mit dem man über das Versetzen seines Stammes nach dem Westen des Mississippi unterhandelte, ertheilte dem Abgeordneten die lakonische Antwort: „Auf diesem Boden sind wir geboren, unsere Väter liegen hier begraben; können wir zu den Gebeinen unserer Vorfahren sagen: erhebt euch und kommt mit uns in ein fremdes Land?“

Viele Sagen knüpfen sich an das Reich der Schatten, die oft an die des Homer und Virgil erinnern; eine derselben ist den Schicksalen von Orpheus und Euridice so ähnlich, daß man fast nur die Namen zu verwechseln braucht.

Gegen das Ende des Winters begehen sie ein religiöses Fest, das fünfzehn Tage dauert und das Fest der Träume genannt wird; es ist eine Art Karneval, wo die jungen Leute, in den lächerlichsten Verkleidungen, von Hütte zu Hütte gehen und alles Hausgeräth, was ihnen unter die Hand kommt, zerstören. Sie fordern Jeden, der ihnen begegnet, auf, ihnen eine Deutung ihres letzten Traumes zu geben; kann er das nicht, so muß er dem lustigen Maskenzuge etwas zum Besten geben.

Die Priester begleiten zugleich das Amt der Aerzte, Propheten und Traumdeuter, wozu sie, ihrer Behauptung nach, vom großen Geiste autorisirt sind.

Die Art und Weise, wie der Indianer um ein Mädchen wirbt und sie heirathet, verträgt sich mit unseren Begriffen von Sittlichkeit nicht. Er beschenkt das Mädchen seiner Wahl mit Armspangen, Korallenschnüren, einem Gürtel und auserlesenem Wildpret. Nimmt sie die Geschenke an, so leben sie eine Zeit lang auf Probe mit einander; gefallen sie sich gegenseitig auch dann noch, so wird die Ehe für geschlossen erachtet; ist dies nicht der Fall, so läßt der Freier seine Geschenke zurück und verläßt das Mädchen, welches sich nach einem anderen Freier umsieht. Dies Werben wird so lange fortgesetzt, bis ein passendes Paar sich für einander gefunden hat.

Ihre Dörfer befinden sich auf einem freien Platze im Urwalde und nahe am Ufer eines Stromes, um Holz und Wasser gleich bei der Hand zu haben; die Wigwams oder Hütten machen sie, indem sie junge Bäume herabbiegen und die Zweige mit einander verflechten; das Ganze wird alsdann so künstlich mit Erde, Rinde und Matten bedeckt, daß diese einfache Wohnung vollkommen trocken bleibt. Statt des Schornsteins befindet sich in der Decke der Wohnung eine Oeffnung, durch die der Rauch hinauszieht. — Das Hausgeräth ist eben so einfach; die Lagerstätte besteht aus weichem Moose, das mit Matten und Pelzen bedeckt ist; Stühle und Tische werden natürlich bei ihnen nicht gefunden, Jeder sitzt auf dem Boden, mit den Ellbogen auf die Kniee gestützt; wenige hölzerne und steinerne Gefäße, höchstens ein von weißen Handelsleuten eingetauschter eiserner Kessel macht ihren ganzen Reichthum aus. Ihre Lebensweise ist frugal, die Nahrung besteht aus dem Fleische nnd den Eingeweiden des Wildprets, das sie erlegen; es wird entweder am Feuer gebraten oder in der Sonne gedörrt und mit einer Hand voll geröstetem Mais verzehrt. Fische und Schalthiere sind ihnen Leckerbissen. Hundefleisch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgetragen. — Bestimmte Mahlzeiten haben sie nicht, sondern essen, so oft sie der Hunger dazu treibt und etwas zu essen da ist. — Die Weiber bebauen den Boden mit Mais und Bohnen, weil dazu wenig Anstrengung erforderlich ist. — Die Trägheit der Indianer ist bekannt; sie rühmen sich ihrer: „Die Arbeit,“ sagen sie, „geziemt nur dem Weibe; der große Geist bestimmte die Männer zu den Geschäften des Kriegführens, zur Jagd und zum Fischfange.“ Beim Aushöhlen der Baumstämme zu Kanoes und dem Errichten der Wigwams muß das Weib dem Manne behülflich sein; aber dem Haushalte vorzustehen, zu weben und das Feld zu bestellen, so wie schwere Lasten zu tragen und Kleider für ihre Familie zu verfertigen, geziemt allein dem Weibe.

Im Kindesalter kennen die Indianer keine andere Autorität, als die der Mutter; der Vater ist für sie

ein Fremder, in dem sie nur den Herrn achten. Zur Zeit, wo das Kind einen Namen erhält, wird ein Fest veranstaltet, die dazu eingeladenen Gäste sind von dem Geschlechte des Kindes, das vom Vater bei dieser Gelegenheit auf den Knieen geschaukelt wird. Neue Namen werden niemals gebildet, sondern das Kind erhält den eines verstorbenen Familien-Mitgliedes; dieser Gebrauch besteht auch bei Völkern orientalischen Ursprunges, wie z. B. noch jetzt bei den Juden. — Später erhalten sie einen, ihren Eigenschaften angemessenen Beinamen, bei dem sie vorzugsweise genannt werden. — Sobald die Kinder auf allen Vieren kriechen können, werden sie, während des ganzen Tages, sich selber überlassen; ältere Kinder nehmen sie mit in den Wald oder in das Wasser, in welchem sie oft Stunden lang herumplätschern und sich so behaglich fühlen, wie die Thiere, deren natürlicher Aufenthalt es ist. Körperlichen Züchtigungen werden sie niemals unterworfen, denn die Eltern gehen von dem Grundsatze aus, daß sie, als Kinder, aus Unverstand fehlen, was nicht bestraft werden könne; sind sie erwachsen, so halten sich die Eltern nicht für berechtigt zu Züchtigungen, die, wie sie sagen, deßhalb nicht angewendet werden dürfen, weil jeder Mensch seinen freien Willen habe, zu thun oder zu lassen, was ihm beliebt. — Die größte Strafe besteht darin, den ungehorsamen Kindern etwas Wasser in's Gesicht zu gießen, dies verletzt das Schamgefühl des Kindes tief. Ein Mädchen, das von der Mutter diese Züchtigung erhielt, verließ sie mit den Worten: „Du hast keine Tochter mehr!“ — und erdrosselte sich.

Der Sachem oder Kriegshäuptling eines Indianerstammes verdankt seine Würde den anerkannten Vorzügen in der Kunst des Kriegführens; ihm ist die Leitung aller militärischen Operationen anvertraut, doch erstreckt sich seine Autorität nicht auf Civil-Angelegenheiten, denn über diese hat ein Oberhaupt zu entscheiden, dessen Würde erblich ist; des letzteren Zustimmung ist erforderlich, wenn Verträge mit anderen Stämmen oder mit den Weißen Gültigkeit haben sollen. So lange dieser Erbsachem, wie man ihn zur Unterscheidung von den übrigen Häuptlingen nennt, im Jünglings- und Mannesalter steht, vereinigt er auch die Würde des Feldherrn in seiner Person, wird er aber durch das Alter unfähig dazu, dann natürlich werden beide Aemter von einander getrennt. In seinem Verwahrsam befindet sich die Standarte des Stammes, die aus einem, mit vielen Farben bemalten Binsensacke besteht, in dem sich die Manitus oder Schutzgeister der Nation, im Abbilde, befinden. Zieht der Stamm in den Krieg, so wird diese Standarte dem Häuptling vorangetragen. — Obgleich die Militär- und Civil-Chefs die Häupter des Stammes bilden, so betrachtet sich doch jeder einzelne Indianer für vollkommen unabhängig, er würde eher sein Leben, als seinen freien Willen aufopfern. Im herrlichen Tone abgefaßte Aufforderungen würden verhöhnt und mit Verachtung zurückgewiesen werden. Die Häuptlinge begnügen sich damit, die Nothwendigkeit irgend eines Gesetzes darzuthun, die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit ist alsdann genügend, die prompteste und wirksamste Vollstreckung einer Maßregel herbeizuführen, ohne daß sich ein Murren dagegen erhebe.

Ihre große Rathsversammlung besteht aus Stamm- und Familienoberhäuptern und solchen unverheiratheten Männern, welche anerkannte Verdienste haben. Der Rath versammelt sich in einem zu diesem Zwecke in jedem Dorfe errichteten Gebäude, wo auch Abgesandte empfangen und ihnen auf gethane Vorschläge Antworten ertheilt werden. Hier ist auch der Ort, wo sie ihre traditionellen Lieder singen oder das Andenken der Verstorbenen feiern. In diesen Versammlungen wird Alles verhandelt, was sich auf das Gemeinwohl bezieht und bereits im geheimen Rathe verhandelt wurde, dem nur die Häuptlinge des Stammes und der Familien beiwohnen dürfen. Bei den großen Berathungen nehmen die Häuptlinge selten das Wort, sondern vertrauen ihre Ansicht einer Person an, die der Sprecher oder Redner genannt wird, in jedem Indianerdorfe vorhanden und zu dieser Würde herangebildet worden ist. Ihre Rede ist natürlich und nicht leidenschaftlich, die gewählten Worte sind stark und ausdrucksvoll, ihr Styl ist kühn, bilderreich und lakonisch; was sie vortragen, ist entweder darauf berechnet, das gesunde Urtheil der Hörer ihrem Gegenstande zuzuwenden, oder die Leidenschaften des Auditoriums zu entflammen. Jede öffentliche Verhandlung wird mit einem Schmause eingeleitet, an dem der ganze Stamm Theil nimmt; soll über Krieg und Frieden berathen werden, so werden Hunde zu diesem Gastmale geschlachtet, was zugleich als Opfer betrachtet wird, da die Knochen, dem großen Geiste zu Ehren, verbrannt werden.

Bevor der Gegenstand zur Sprache kommt, stimmt der Häuptling einen Gesang an, dessen Inhalt sich über merkwürdige Ereignisse in ihrer Geschichte verbreitet, die geeignet sind, ihre Ehrsucht zu entflammen oder sie zu belehren. Auch ist in diesem Gesange ein Gebet enthalten, das sie an Manitu-Areskoui, den Kriegsgott, richten, unter dem sie sich, wie irrthümlich angenommen wurde, nicht etwa einen besonderen Gott, sondern den großen Geist, als Lenker der Schlachten, vorstellen. Die Hörer beantworten diesen Gesang durch einen anderen. Alsdann führen sie Tänze auf.

Da die Indianer, wie alle Naturmenschen, feurigen Temperamentes und leicht reizbar sind, so läßt sie die geringste Beleidigung schnell zu den Waffen greifen, und gibt Veranlassung zu Mord und Blutvergießen. Auf diesem Wege werden ihre Privathändel entschieden, und Expeditionen, ohne Wissen und Willen des Gemeinderathes, unternommen. Diese Privathader werden geduldet und als durchaus nothwendig entschuldigt, da sie die jungen Krieger in Uebung erhalten.

Wenn aber der Krieg eine National-Angelegenheit werden soll, so wird die Berathung mit vielen Feierlichkeiten eingeleitet; zuerst versammeln sich die Sachems oder Kriegs-Chefs, um den Gegenstand und Alles, was darauf Bezug hat, im geheimen Rathe zu

besprechen, alsdann wird er der Volksversammlung vorgetragen. In diesem National-Kongreß haben, bei den nördlichen Stämmen, die Weiber gleiches Stimmrecht mit den Männern. Der Ober-Sachem trägt die zu berathende Angelegenheit vor, dann nimmt er eine Streitaxt, die neben ihm liegt, vom Boden auf und sagt: „Wer unter Euch will ausziehen und streiten gegen dieses Volk? Wer unter Euch will Gefangene von dort her bringen, um unsere gebliebenen Freunde zu ergänzen, damit das uns zugefügte Unrecht gerächt, unser Name und unser Ruhm erhalten werde, so lange die Ströme fließen, das Gras wächst und Sonne und Mond dauern?" — Hat er diese Anrede geendigt, so raucht er ruhig seine Pfeife, ohne in dem, was nun folgt, handelnd aufzutreten. Dafür erhebt sich aber ein bewährter Krieger, redet zuerst die ganze Versammlung an und wendet sich sodann mit der Frage an die jungen Männer, wer von ihnen gesonnen sei, ihn gegen den Feind zu begleiten? — Einer nach dem Anderen steht auf und reiht sich hinter dem Anführer, der so lange die Versammlung umkreist, bis er die genügende Kriegerzahl geworben hat. Außer dem Hundebraten, der nicht fehlen darf, braten sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einen ganzen Hirsch. Jeder der Krieger, nachdem er sich zu dem Zuge freiwillig gemeldet, schneidet ein Stück von dem Braten herunter, ißt es und sagt dabei: „So will ich unseren Feind verschlingen!" — Dann führen sie den Kriegstanz auf und stimmen das Schlachtlied an; letzteres bezieht sich auf die beabsichtigte Expedition, auf ihre Gewandtheit, ihren Muth und ihre Ausdauer, auf die Art und Weise, wie sie den Feind zu vernichten gedenken. Die Sangesweise ist so furchtbar, daß sie Schrecken einflößt.

Der Einfluß der Weiber ist bei den Werbungen sehr groß, ja, der Erfolg hängt zum Theil von ihrer Mitwirkung ab. Hat eine derselben, in Uebereinstimmung mit dem Häuptling, den Entschluß gefaßt, irgend Jemanden, der an dem Feldzuge nicht Theil nehmen wollte, dazu zu bewegen, so sendet sie ihm durch einige Krieger eine Wampumschnur, und selten verfehlt diese symbolische Aufforderung ihren Zweck. — Beabsichtigt der Stamm ein Schutz- und Angriffsbündniß mit anderen Stämmen abzuschließen, so senden sie ihnen durch eine Gesandtschaft einen breiten Wampumgürtel und ein blutbeschmiertes Beil, was symbolisch so viel heißt, als: „Sie mögen kommen, um das Blut ihrer gemeinschaftlichen Feinde zu trinken."

Das Wampum, welches bei diesen und anderen Gelegenheiten eine so wichtige Rolle spielt, besteht aus weißen und schwarzen Muscheln und aus lauter Glaskorallen, die nach einer gewissen Ordnung zusammengestellt und mit einander verwebt werden. Ein einzelner Kranz bildet die Wampumschnur, viele, zu einem Gürtel in einander gewebt, den Wampumgürtel. Die dazu benutzten Muscheln werden von ihnen eben so hoch geschätzt, wie bei uns die edlen Metalle; sie vertreten bei ihnen die Stelle des geprägten Geldes, machen ihren größten Reichthum und schönsten Schmuck aus. Sie verstehen die Kunst, sie in tausend verschiedenen Gestalten und Ordnungen, wie eine Stickerei, mit ihren Gürteln, Halskragen, Moccasins und Decken zu verweben. Doch dienen sie nicht allein zum Zierath, sondern bilden auch eine Art von Hieroglyphenschrift, denn sie färben das Wampum mit verschiedenen Farben und Schattirungen, und werden dadurch in den Stand gesetzt, sich auch in großer Entfernung ihre Gedanken mitzutheilen. Die Wampumgürtel, welche bei wichtigen Verhandlungen von einem Stamme zu anderen wandern, werden sorgfältig in der Wohnung des Häuptlings aufbewahrt, wo sie gleichzeitig Archiv und Nationalschatz bilden. Die Indianer haben eine große Ehrfurcht vor dem Wampum und bedienen sich seiner nie bei gewöhnlichen Ereignissen.

Das Kalumet oder die Friedenspfeife ist von eben so großer Wichtigkeit, und wird von ihnen nicht minder hochgeschätzt. Der Kopf derselben besteht aus einer röthlichen Marmorart, und ist wie unsere alten Streithammer geformt. Die Indianer unternehmen Wallfahrten nach den Niagara-Fällen, in deren Nähe Felsenmassen von dieser Steinart vorhanden sind; dort verrichten sie Abwaschungen und andere Ceremonien; sind diese beendigt, so bitten sie den großen Geist um die Erlaubniß, sich ein Stück von dem Felsen zu Pfeifenköpfen abschlagen zu dürfen. Das Pfeifenrohr besteht entweder aus Schilf oder aus weichem Holze, und wird von ihnen mit verschiedenen Farben bemalt und mit den Köpfen, Schwänzen und Federn der schönsten Vögel geschmückt. Sie betrachten das Kalumet als ein Geschenk der Sonne, und das Rauchen daraus zeigt symbolisch so viel an, als daß sie die Sonne zum Zeugen und Bürgen ihrer Bündnisse nehmen; es vertritt bei ihnen die Stelle des Eides; einem beim Rauchen des Kalumet geschlossenen Uebereinkommen untreu werden, wird für ein großes Verbrechen gehalten, das, ihrer Meinung nach, schwere Strafen im Jenseits nach sich zieht. Schließen sie ein Kriegsbündniß, so ist das Kalumet und sämmtliche daran befindliche Zierathen roth gefärbt; zuweilen ist es roth auf der einen Seite und weiß auf der anderen. Von der verschiedenen Färbung und der eigenthümlichen Ordnung der Zierathen kann Jemand, der mit ihren Gebräuchen vertraut ist, auf den ersten Blick erkennen, welche Gesinnungen und Wünsche der Stamm hat, der die Pfeife überreicht. Die Größe der Friedenspfeife richtet sich nach der Wichtigkeit der Verhandlung und nach dem Range desjenigen, dem sie überreicht wird.

Ein anderes nicht minder wichtiges Instrument ist der Tomahawk, eine Waffe, welche sie vor ihrer Bekanntschaft mit den Weißen in ihren Kriegen gebrauchten; jetzt vertreten eiserne Aexte seine Stelle, doch ist derselbe noch immer in Gebrauch und von Wichtigkeit bei öffentlichen Verhandlungen. Der Tomahawk besteht aus einem langen Stiel, der in einer Kugel von festem Holze steckt, die so groß und schwer ist, daß damit ein Mann zu Boden geschlagen werden kann. Aus einer Seite der Kugel ragt das Beil hervor, welches

sich zum Griffe herabneigt. Oben aus der Kugel ragt, gleichsam als eine Verlängerung des Stiels, ein kurzer Spieß hervor, so daß der Tomahawk Schlag- und Stoßwaffe zugleich ist. — Auch diese Streitaxt ist, je nach dem Zwecke, zu dem sie gebraucht werden soll, mit verschieden geordneten Federn verziert und bemalt. Ist der Stamm versammelt, um über das Beginnen von Feindseligkeiten zu berathen, so ist der Tomahawk roth bemalt und liegt neben dem Häuptling am Boden; wird der Krieg beschlossen, so hebt er ihn vom Boden auf, hält ihn in der erhobenen Rechten und stimmt tanzend den Schlachtgesang an. Ist die Sitzung beendigt, so wird derselbe Tomahawk oder ein gleichartiger, nebst einem Wampumgürtel, an jeden befreundeten Stamm gesendet. Ehe der Abgeordnete seinen Vortrag beginnt, schleudert er den Tomahawk zur Erde und überreicht den Wampumgürtel; entschließt der Stamm sich zur Theilnahme an dem Kriege, so wird der Tomahawk von einem ihrer tapfersten Krieger aufgehoben, wo nicht, so erhält ihn der befreundete Sachem, mit einem ihrer Wampum, als Ablehnungszeichen begleitet, wieder zurück.

Jeder Stamm führt das Abbild irgend eines Thieres als National-Wappen; nach diesem Unterscheidungszeichen werden die Stämme in der Regel benannt. So haben die Fuchs-Indianer einen Fuchs, die Wolfs- (Loup) Indianer einen Wolf zum Wappen. Jedes einzelne Stamm-Mitglied ätzt sich ein Abbild dieses Wappens in die Haut. Wenn sie auf ihren Kriegszügen in den Wäldern übernachten, besonders sobald der Feldzug für sie günstig ist, schnitzen sie ihr Wappen in die Bäume, damit Wanderer daraus erfahren mögen, daß sie hier gewesen; sie fügen auch wohl, nach ihrer Weise, die Zahl der Gefangenen und der dem Feinde abgewonnenen Kopfhäute hinzu.

Das Ansehen eines zur Schlacht gerüsteten Indianers ist seltsam und Schrecken einflößend. Sie rupfen sich die Augenbrauen aus, scheeren das Haupthaar bis auf einen Haarbüschel, der auf dem Wirbel stehen bleibt und in verschiedene Theile getheilt wird, die einzeln gesteift, mit Glasperlen und Federn verschiedener Farbe und Gattung vermischt, dann zusammengeflochten und so mit einander zu einem Ganzen verbunden werden. Die Stirn schmückt eine hohe Federkrone. Bis zu den Augenbrauen herab färben sie die Stirn roth und durchziehen diesen rothen Grundton mit weißen Linien und Punkten. Die Ohrenknorpel sind ringsum durchlöchert und mit Zierathen,' größtentheils Gestalten aus dem Thierreiche vorstellend, besteckt. Der Nasenknorpel ist gleichfalls durchbohrt und mit Ringen und Glaskorallen geschmückt. Die übrigen Theile des Gesichts bemalen sie mit beinahe allen Farben des Regenbogens. Auf die Brust fällt eine Art Halskragen und zuweilen eine Schaumünze von Kupfer, Blei oder Erz herab. Das Skalpiermesser, diese furchtbare Waffe, mit der sie die Kopfhaut des gefallenen Feindes vom Schädel trennen, steckt entweder in einem breiten Gürtel oder hängt an einer Schnur bis zur Hüfte herab. — So ausgerüstet, treten sie ihren Marsch an, immer einer hinter dem andern herschreitend in tiefster Stille; nur allein der Anführer läßt bisweilen den Schlachtgesang erschallen, daß der Urwald erbebt und das aufgescheuchte Wild die Flucht ergreift. Gewöhnlich werden sie von den Weibern begleitet, welche ihnen, mag nun die Reise zu Wasser oder zu Lande fortgesetzt werden, ihr Gepäck nachtragen. In der Regel kehren die Frauen, sobald die Gränze des feindlichen Gebietes erreicht wird, nach ihren Wohnplätzen zurück. Gewöhnlich ist über zehn Krieger ein Anführer gesetzt; beträgt die Kriegerzahl hundert und darüber, so wählen sie Befehlshaber über hundert. Der Anführer bekleidet seine Würde nicht, um über sie zu gebieten, sondern nur um den Rathgeber zu machen; sie sind an keine Disziplin gebunden und haben eben so wenig bestimmte Regeln über Kriegführung, sie greifen vielmehr den Feind an, wo und wie sich gerade die Gelegenheit darbietet. Ihre Kriegslist besteht darin, den Feind wo möglich schlafend zu überfallen. Haben die vorausgesandten Späher das feindliche Lager ausgekundschaftet, so nähern sie sich behutsam demselben, indem sie wie Schlangen auf dem Bauche kriechen; in derselben Lage verbleiben sie, bis der Morgen graut, und überfallen sodann die Schläfer, deren Schlaf um diese Zeit am festesten ist. Niemals fechten sie in geschlossener Reihe und stets hinter Bäumen, Felsen und Buschwerk versteckt, bald unter entsetzlichem Geheul aus ihrem Hinterhalte hervorbrechend, bald sich wieder zurückziehend. Am liebsten kämpfen sie Mann gegen Mann und entwickeln in solchen Zweikämpfen viel persönlichen Muth, erstaunenswerthe Kraft und Gewandtheit. Da der Befehlshaber eben so wenig strafen wie belohnen kann, so kehrt jeder Streiter, so bald es ihm gut dünkt, in die Heimath zurück, ohne einen Grund dafür anzugeben. Eben so kann eine ganze Truppenzahl das Hauptheer verlassen, um einen beliebigen Streifzug zu unternehmen.

Kehren sie von einem glücklichen Feldzuge zurück, so richten sie es so ein, daß sie erst mit einbrechender Dunkelheit ihre Niederlassung erreichen. Einige hundert Schritte von derselben wird Halt gemacht, und einige Krieger werden abgesendet, um die Ihrigen mit den wichtigsten Resultaten des Feldzuges bekannt zu machen. Die Abgeordneten stoßen, sobald sie vom Dorfe aus gehört werden können, so viel gellende Töne aus, wie sie Gefangene gemacht und Kopfhäute erbeutet haben; alsdann erheben sie das Todtengeschrei, das sie so oft wiederholen, wie Krieger von ihrer Seite geblieben sind. Die jungen Leute ziehen den Botschaftern entgegen und geleiten sie zu der Hütte, wo die Greise versammelt sind, deren Fragen sie umständlich beantworten. Alsdann wird die Jugend aufgefordert, den Kriegern entgegenzuziehen, und die Weiber, ihnen Erfrischungen entgegenzutragen.

Tages darauf, mit Sonnenaufgang, geben sie den Gefangenen neue Kleider, bemalen ihnen das Gesicht und stecken jedem einen weißen Stab in die Hand, welcher mit Hirschschweifen umwunden ist. Die Bevölke-

rung versammelt sich an der Flußseite. Sobald die Krieger erscheinen, besteigen vier oder fünf der Daheimgebliebenen ein Kanoe, um ihnen entgegenzufahren, oder man holt sie zu Lande ein, wenn die Sieger es vorziehen, sich zu Fuß dem Dorfe zu nahen. Von zweien wird ihnen eine unbemalte Friedenspfeife überreicht; die Anderen folgen singend und forschen nach den Gefangenen, die sie im Triumph durch das Dorf führen. Der Besitzer der Hütte, in der sie so lange aufbewahrt werden, bis ihre Zukunft entschieden ist, hat die Macht, ihr Schicksal zu bestimmen, überträgt sein Vorrecht jedoch häufig einer Frau, die einen nahen Verwandten im Feldzuge verloren hat; ist dies der Fall, so adoptirt sie gewöhnlich einen Gefangenen an des Gebliebenen Stelle; zwei Männer lösen seine Bande, führen ihn der Person zu, und er wird von ihr und den übrigen mit allen Zeichen der Freundschaft empfangen. Nun vertritt er die Stelle des gebliebenen Gatten, Bruders, Freundes oder Sohnes, und bald erinnert ihn nur das Verbot, niemals zu seinem Stamme zurückzukehren, an seine Gefangenschaft. Ein Versuch zur Flucht würde mit gewissem Tode gestraft werden.

Wie verschieden ist aber ihr Benehmen, wenn der Gefangene zum Tode verurtheilt worden ist! Kaum ist das schreckliche Urtheil gesprochen, so erhebt der ganze Stamm das Todtengeschrei, und als ob bei dieser Menschenrasse kein Mittelding zwischen der aufopferndsten Freundschaft und der brutalsten Grausamkeit vorhanden wäre, beeilen sie sich, an dem, dessen Aufnahme in ihren Stamm sie eben noch besprochen, sogleich die Todesstrafe zu vollziehen; nur so viel Zeit wird ihm gelassen, als nöthig ist, um Vorbereitungen zu treffen, ohne die sie nicht vollständig in ihren teuflischen Vergnügungen schwelgen könnten.

Zwei Pfosten werden, etwa vier Fuß von einander entfernt, in die Erde getrieben und durch zwei Querbalken mit einander verbunden; das eine dieser Querhölzer wird zwei Fuß vom Boden, das andere fünf bis sechs Fuß höher hinauf befestigt. Alsdann entkleidet man den Gefangenen und zwingt ihn, den untern Balken zu besteigen, an den seine, etwas auseinandergespreizten Beine festgebunden werden; an den oberen Balken werden seine ausgebreiteten Arme mit Ruthen befestigt. — Zuweilen besteht der Marterpfahl aus einem aufrechtstehenden Balken, an dem er mit hochaufgebundenen Armen befestigt ist. Die Bevölkerung des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, sind um ihn versammelt und martern den Unglücklichen nach Belieben; Jeder sucht es dem Anderen an Grausamkeit zuvorzuthun, und dies wird so lange getrieben, bis Niemand mehr geneigt dazu ist. Alsdann wird ihm entweder mit dem Tomahawk der Schädel gespalten, oder der Marterpfahl wird, nachdem der Gefangene über und über mit heißem Pech bestrichen wurde, mit trockenem Reisig umgeben, das angezündet wird.

An demselben Abend rennen sie von Wohnung zu Wohnung und schlagen Hausgeräth, Wände und Dächer mit Ruthen; dies geschieht in der Meinung, den Geist ihres Schlachtopfers, durch diese Ceremonie, aus ihrem Dorfe fort und nach dem Lande der Schatten zu jagen, sonst könnte er sich unter ihnen lange Zeit aufhalten, um sich für die an seinem Körper verübte Marter zu rächen. Der übrige Theil der Nacht wird unter Gesang und Tanz vollbracht.

Ist der Gemarterte ein Indianer, so übersteigt der Stoizismus, mit dem er alle Qualen erduldet, jeden Glauben, und ist gewiß das Außerordentlichste, was je in der Geschichte des Menschengeschlechts vorgekommen ist. Während der ganzen Zeit der oft Tage lang ausgedehnten Execution ist der Gefangene im beständigen Wettstreite mit seinen Henkern; sie in Erfindung der ausgesuchtesten Martern und er in Verachtung derselben. Nicht ein Seufzer, kein Zucken verräth den Schmerz der Folter. Mit heiterem Lächeln, als wenn er sich im Schoße des Glückes befände, rechnet er ihnen seine Thaten vor, macht sie mit den Grausamkeiten bekannt, die er an ihren Verwandten und Freunden ausgeübt, malt ihnen die Rache aus, die sie von Seiten seines Stammes zu erwarten haben, verhöhnt sie wegen ihrer geringen Uebung in Erfindung neuer Qualen und zeigt ihnen die empfindlichsten Körpertheile zur Anwendung ausgesuchterer Marter an.

Erkrankt ein Indianer und die von den Priestern bereiteten Heilmittel zeigen sich wirkungslos, so bereitet er sich mit einer Seelenruhe zum Tode vor, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Sobald er das Herannahen des Todes fühlt, so redet er diejenigen an, welche sein Lager umstehen. Ist es ein Familien-Oberhaupt, so gibt er seinen Kindern Weisheitsregeln und Tugendlehren, nimmt Abschied von seinen Stammgenossen und läßt ein Fest veranstalten, wozu alle seine Vorräthe verwendet werden. Dann empfängt er von seiner Familie die Geschenke, welche mit ihm begraben werden sollen. Man schneidet mehreren Hunden die Kehle ab, in der Meinung, daß die Seelen dieser Thiere dem Sterbenden, in der anderen Welt, auf der Jagd von Nutzen sein werden. Ist dies geschehen, so beginnt das Wehklagen der Verwandten, das sie nur unterbrechen, um dem Sterbenden eine glückliche Reise zu wünschen und ihm zu versichern, daß seine Eltern und Freunde ihn mit Jubel empfangen werden. Von allen Anwesenden ist der Kranke am gefaßtesten und sieht sich diese Ceremonien mit der größten Ruhe an. — Nichts ist rührender, als die Zartheit und Innigkeit, mit der die Indianer das Andenken ihrer Todten ehren. Mütter bewachen Jahre lang die Leichname ihrer Kinder; andere entziehen ihren Brüsten die Milch, um sie über das Grab des Kindes auszugießen. Mit einem Worte, man verwendet bei ihnen mehr Sorgfalt auf die Todten, als auf die Lebenden. Sobald der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, wird der Leichnam in die schönsten Gewänder gehüllt, das Gesicht bemalt und er, von allen Dingen, die er mit in das Grab bekommt, umgeben, vor den Eingang seiner Hütte gesetzt. Klageweiber werden gemiethet, die, in Zwischenräumen, Loblieder zu Ehren des Verstorbenen singen, tanzen und


1847
19

weinen. Das Grab wird mit Brettern und Zweigen so ausgelegt, daß die Erde den Leichnam nicht berührt; diese Zelle ist mit den besten Pelzen und den schönsten Blumen geschmückt. Nachdem die Grablegung vorüber ist, wird ein hölzerner Pfeiler auf dem Grabhügel errichtet, in den, natürlich höchst stümperhaft, des Verstorbenen Bildniß und andere auf sein Leben sich beziehende Figuren geschnitzt werden.

Als Zeichen der Trauer scheeren sie sich das Haar, schwärzen das Gesicht, das sie verhüllen, essen keine warme Speisen, statten keine Besuche ab und grüßen Niemanden. — Ein Ehemann weint nicht um seine verstorbene Frau, weil Thränen dem Manne nicht geziemen, aber die Frauen beweinen ihre Gatten ein ganzes Jahr hindurch.

So besitzt denn der Indianer einen Charakter, der aus Extremen zusammengesetzt ist; er zeigt sich als ein blutdürstiges Ungeheuer, dem Feinde gegenüber — ist ein Schwärmer in der Liebe und Freundschaft, und hält den Bund der Ehe heilig; er ist treulos und verschlagen, wo es darauf ankömmt, den Feind zu überlisten, und hält sein Wort mit unverbrüchlicher Treue, wenn er es freiwillig gegeben. Außerdem besitzt er viele Tugenden, die bei weitem seine Mängel überwiegen und uns gern glauben machen, daß die ihm anklebenden Laster seinem Mangel an Civilisation, die ihn zierenden glänzenden Eigenschaften aber seiner edlen Natur beizumessen seien.

Mag. f. Lit. d. A.

Der Feigenbaum.

(Taf. 19.)

Der gemeine Feigenbaum, Ficus carica, der bei uns in Deutschland nur künstlich gezogen wird, in Asien, Afrika und Süd-Europa aber wild wächst, ist einer der nützlichsten Bäume, der in der heiligen Schrift schon, nebst dem Korn, den Oliven, Trauben und Granatäpfeln, unter die vornehmsten Reichthümer des gelobten Landes gerechnet wurde. In Mittel-Europa bleibt der Baum meistens klein und behält einen niedrigen und eingewundenen Stamm, welcher größtentheils eine weiche und markige Substanz hat, in wärmeren Ländern aber, in der Levante, besonders wo man ihn in ganzen Pflanzungen kultivirt, erreicht er oft die Größe eines Birnbaumes, und wird 25 bis 30 Fuß hoch. In Deutschland, Holland, Frankreich, England und andern Ländern, in denen er nicht wild wächst, muß er fast durchgehends den Winter über durch Versetzung aus der freien Luft, oder durch Bedeckung mit Stroh, vor der Kälte beschützt werden. — Die Wurzel des Baumes, die nicht tief gehet, sich aber mit vielen Fasern weit ausbreitet, treibt gern viele junge Schossen. Die Rinde des Stammes und der geweihförmig gekrümmten Aeste ist in der Jugend glatt, aschgrau, und läßt, wenn aufgeritzt, einen milchähnlichen, sehr bittern Saft fließen, der so scharf ist, daß man Warzen, zu wiederholten Malen damit bestrichen, leicht hinwegbeitzen kann; im Alter ist sie rauh und leicht geborsten. Die Aeste und Zweige sind sehr unregelmäßig und ausgebreitet; die Blätter sind groß, gestielt, abwechselnd, steif und ziemlich rauh, durch tiefe Einschnitte in fünf breite, stumpfe Lappen handförmig zertheilt, und haben auf der Oberfläche eine fette, fast dunkelgrüne Farbe, während die untere Fläche weichhaarig und blaßgrün ist. Aus den Blattwinkeln der älteren Zweige und Aeste, nicht aus denen der jungen, entwickeln sich auf kurzen Stielen die Blumenböden oder sogenannten Feigen, welche der Nichtkenner irriger Weise für die Früchte hält, weßhalb man sie auch im gewöhnlichen Leben als solche bezeichnet; sie erscheinen im Frühlinge, bald nachdem der Feigenbaum ausgeschlagen hat, doch kommen auch späterhin immer noch mehrere nach. Zerschneidet man den zu einer gewissen Größe herangewachsenen Blumenboden (die Feige), so sieht man die kleinen, weißlichen Blumen rings herum an den Wänden der innern Höhlung; jedes Blümchen sitzt auf einem Stielchen, und die männlichen enthalten 3 Staubfäden und 1 unvollkommenen Griffel, umgeben von 3 lanzettförmigen Kelchblättchen, weßhalb auch Roemer und Schultes sie in die 1. Ordnung der 3. Klasse einreihen, während sie Linné früher unter die Cryptogamen zählte. Die Blumenkrone fehlt. Bei den weiblichen Blüthen ist der Kelch in 5 zugespitzte, aufrecht stehende Einschnitte getheilt, und umgibt einen eiförmigen Fruchtkeim, auf dessen Spitze seitwärts ein gekrümmter Griffel mit 2 auswärts gebogenen Staubwegen von ungleicher Länge erscheint, welcher in einen rundlichen, zusammengedrückten Samen auswächst. Manche Blumenböden, welche anfänglich grün, hart, birnenförmig und geschlossen, später aber, wenn der Samen reift, fleischig erscheinen, tragen nur männliche, andere nur weibliche, und wiederum andere theils männliche, theils weibliche Blüthen. In denjenigen Blumenböden oder Feigen, welche männliche und weibliche Blüthen zugleich enthalten, nehmen die männlichen, deren Zahl nur gering ist, den obern, die weiblichen aber den untern Theil des geschlossenen Behältnisses ein, und hier kann die Befruchtung auf die gewöhnliche Art geschehen; anders aber ist es mit denen, bei welchen die Geschlechter getrennt stehen; denn es ist einleuchtend, daß in diesem Falle die Befruchtung nicht wie bei andern Gewächsen mit ganz getrennten Geschlechtern vermittelst des Windes bewerkstelligt werden kann. Ein kleines Insekt, die Feigenwespe oder der Feigenstecher, Cynips psenes, ist von der Natur angewiesen, dieses Geschäft zu verrichten. Die Feigenwespe legt ihre Eier in die innere Höhle der Feigen; die aus den Eiern entstehenden Insekten verlassen ihren dunklen Aufenthalt, und gleichen ihren Aeltern auch darin, daß sie instinktmäßig gleichfalls in den Feigen ein- und auskriechen; wenn sie nun in den männlichen Feigen gewesen sind, und durch ihre mancherlei Bewegungen den Samenstaub abgestreift und sich ganz damit bedeckt haben, so begeben sie sich zu den weiblichen Feigen, bohren und stechen sich in dieselben ein, und bringen den an ihrem Leibe und auf ihren

Flügeln häufig liegenden Samenstaub an die innen in der weiblichen Feige befindliche Pistille. Auf diese Art wird, wie man mit allen Gründen der Wahrscheinlichkeit vermuthet, die sonst unmögliche Befruchtung bewirkt. Diese sonderbare Befruchtungsart wird Caprification genannt. In der Levante bringen die Bewohner ihre Feigen nur durch diese Operation zur Zeitigung, von der schon Theophrast und Plinius melden. Es gibt dort nämlich zweierlei Feigenbäume, einen zahmen oder Gartenfeigenbaum, und einen wilden, welcher Geisfeige, Caprificus, oder Ornos heißt. Dieser letztere trägt des Jahres dreimal Früchte, welche alle nicht eßbar, zur Caprification der zahmen oder Gartenfeigen aber nothwendig sind. Die Früchte, welche er vom August bis in den November trägt, werden Fornites, die, welche zu Ende des September zum Vorschein kommen und bis in den folgenden Mai dauern, werden Cratitives, und diejenigen endlich, welche im Mai hervorkommen und viel größer sind als die beiden vorigen, Orni genannt. In alle drei Arten legt der Feigenstecher seine Eier, und die aus diesen entstehenden Insekten bleiben bis zu ihrer Verwandlung darin, und begeben sich dann heraus, um nach andern Feigen zu fliegen und sich dort einzubohren. Wenn nun die Caprification geschehen soll, wozu man die rechte Zeit sorgfältig beobachten muß, so werden die letzten Feigen oder Orni gesammelt, und zwar gerade dann, wenn das Insekt herauszufliegen bereit ist, welches die Landleute in der Levante an gewissen Kennzeichen bemerken; diese Orni werden nun auf die zahmen oder Gartenfeigenbäume getragen, damit die herauskommenden Insekten die Feigen auf denselben anstechen, wodurch sie dann innerhalb vierzehn Tagen zur Reife gelangen, außerdem aber meistens als unfruchtbar abfallen würden. Durch diese Befruchtungs- oder Zeitigungsweise hat man den Vortheil, nicht nur größere, sondern auch reichlichere Früchte von einem weiblichen Baume zu erlangen, und ihr Samen soll nur dadurch, wie man glaubt, seine Keimfähigkeit erhalten. Aus langer und vielfältiger Erfahrung weiß man, daß ein weiblicher Baum in der Levante durch die Caprification wenigstens viermal so viel Feigen liefert, als einer in der Provence oder Italien, wo dieselbe nicht angewendet wird, und ein Baum dort selten über 25 Pfund Ertrag gewährt. Die durch die Caprification gezogenen Feigen haben zwar, wenn sie frisch sind, einen angenehmen Geschmack; man muß sie aber, sobald sie reif sind, durch Ofenhitze trocknen, damit sie nicht von den gedachten Insekten verdorben werden und alle Annehmlichkeit verlieren; die von selbst gewachsenen und gereiften Feigen werden angefädelt oder auf Stäbe gereiht und getrocknet, und so in Handel gebracht.

Es gibt viele Sorten, die sich durch Farbe, Form und Geschmack unterscheiden; die vorzüglichsten sind: die Birnfeige, mittelmäßig groß, länglich, rothbraun und mit falbröthlichem Marke; die gelbe oder Honigfeige, außen gelb und grün punktirt, mit röthlichem Marke und sehr ergiebig; die lange oder Frühlingsfeige, die süßes und angenehmes Mark hat, und bei günstiger Witterung im Herbste wieder trägt; die violette Feige, von ziemlicher Größe, außen violett, inwendig roth, und besser als die vorige, und die große Herbstfeige, die ganz hellgrün und an Güte der Frühlingsfeige völlig gleich ist. Die Bauern und Mönche auf den Inseln des Archipelagus leben fast ganz allein von Gerstenbrod und getrockneten Feigen. Frisch sowohl wie getrocknet sind sie eine angenehme Speise, und wenn recht reif und nicht zu häufig genossen, sind sie nicht ungesund; sie sind sehr kühlend und halten den Leib offen, in großer Menge gespeist aber verursachen sie stinkende Schweiße, übelriechenden Athem und leichte Hautkrankheiten. Seit den ältesten Zeiten werden sie in der Medizin, sowohl innerlich in Tränken wider Krankheiten der Brust und Harnwege, welche schleimige, lindernde und reinigende Arzneien erfordern, und in der Bleikolik, als auch äußerlich zu Erweichung von Geschwülsten, in Umschlägen, Bähungen und Gurgelwassern, angewendet. Die unreifen Früchte sollen Ohnmachten verursachen. Alle Theile des Feigenbaums, und sogar die unreifen Früchte, enthalten einen milchigen Saft, der ziemlich scharf und bitter ist, und innerlich eingenommen nach unten und oben abführt. Aeußerlich auf die Haut gestrichen und wiederum abgewaschen, reinigt er die Haut von Flecken, und auf Baumwolle getröpfelt ist er ein gutes Mittel gegen cariöse Zähne, so wie gegen böse Geschwüre. In Italien und Griechenland hält man den Saft für ein sicheres Mittel wider den Biß giftiger Spinnen. Er gibt auch eine sympathetische Dinte, denn wenn man damit auf Papier schreibt, ist die Schrift nach dem Trocknen unsichtbar; hält man aber das Papier an's Feuer, oder legt es auf den Ofen, so wird die Schrift schwarz und leserlich. In Frankreich benutzt man ein mit Wein und Wasser bereitetes Dekokt von den jungen Zweigen des Feigenbaums als ein schweißtreibendes Hausmittel in der Wassersucht.

Der Feigenbaum liebt gute, fruchtbare, mit Lehm und Sand vermischte Erde, ziemlich viel Feuchtigkeit und einen südlichen, sonnenreichen Standort; im Winter das Glashaus. Die Vermehrung geschieht durch Wurzelausläufer, Ableger und Stecklinge, selten durch Wurzelzertheilung, und noch seltener aus Samen, obgleich dieß das einzige Mittel wäre, neue, kräftigere und für die Kälte unempfindlichere Spielarten zu erziehen. Erfahrene Gärtner brechen im Frühjahre, gemeiniglich im April, die Spitzen der Zweige aus, wodurch die unten hervorkommenden Früchte mehr Saft, sie selbst aber eine reichlichere Ernte erhalten. C. Scheld.

Genf

am Ausfluß der Rhone aus dem Genfer See, mit 1400 Häusern und 30,000 Einwohnern, ist eine der ältesten Städte Helvetiens. Schon Cäsar gedenkt ihrer als eines beträchtlichen Wohnplatzes, und das Christenthum fand

daselbst schon im dritten Jahrhundert Eingang. Bischöfe und die Herzoge von Savoyen machten sich lange das Recht über die Stadt streitig. Beider wußte sich Genf zu entledigen; der Bischöfe durch Uebertritt zur reformirten Lehre, der Herzoge durch Vertrag vom Jahre 1603, worauf sich die Bürgerschaft eine Verfassung gab, die aus demokratischen und aristokratischen Principien zusammengesetzt ist.

Die Stadt, 1240 F. über dem Meer, hat innerhalb der Wälle einen Umfang von 10,760 Fuß, und wird durch die Rhone, welche den See in zwei Armen verläßt und eine 780 F. lange, 130 F. breite Insel bildet, in zwei ungleiche Theile getrennt, von welchen der am rechten Ufer befindliche ehemals eine Vorstadt war und St. Gervais genannt wird. Zwei parallel laufende Brücken verbinden wieder beide Theile.

Nächst Constantinopel und Neapel hat Genf, wie man gemeinhin sagt, die schönste Lage in Europa: im Mittelpunkt eines reizenden Thales, in dem sich die ganze Ueppigkeit der Natur und Civilisation entfaltet und zusammendrängt; auf der einen Seite, von der Höhe des Moritzplatzes aus, zu den Füßen die Fluthen des in schöner Jahreszeit spiegelhellen See's, welcher sich trichterförmig zwischen den herrlichen Uferbekleidungen ausdehnt, die mit wechselfarbigem Gehölz, mit zierlichen Land- und Gartenhäusern, mit Städten und Dörfern prangend, in Wiesen und Weinhügeln sanft abgerundet, sich zu der klaren Fläche hinüber neigen, in der sie auf's Neue wieder gebrochen erscheinen; aus der Mitte des leicht gewundenen Thales steigt zwischen den lang gedehnten Rücken des malerischen Salève und der Voirons die hohe Pyramide des Mole auf, über den hinaus die hohen Eisgebirge Savoyens sich in den Wolken verlieren; auf der andern Seite, von dem Spaziergang der Treille aus, ein ovales Bassin, zu dem der Blick über terrassenförmig absteigende Gärten und Baumgänge hinausdringt, hier den Zusammenfluß der Arve mit der Rhone, am Fuß der schroffen Hügel von St. Jean und la Batie, dort eine Menge von Villen, Dörfern und Weilern entdeckt, welche halb unter dem Schatten von Obsthainen sich zu verbergen scheinen. Und dieß schöne Ganze schließen die schroffen Felsenwände des Salève, die abgerundeten Höhen des Sion und der Vuache, die in blendende Schneemäntel gehüllten Alpen und die bewaldeten Höhen, die nackten Gipfel des Jura, der sich in bläulicher Linie an Frankreichs Grenze hinzieht, in nicht minder schöne Rahmen ein.

Das Innere der Stadt entspricht nicht ganz diesen lachenden Umgebungen, obwohl in neuerer Zeit sehr viel für Verschönerung geschehen ist. Die alten Straßen sind abhängig, eng und nicht besonders reinlich, die neu entstehenden geschmackvoll und großartig, besonders an den zwei prächtigen Quai's, zwischen welchen die Rhone unter einer langen, eleganten Eisenbrücke abfließt. Der südliche Quai ist lang und an mehren Stellen 70 F. breit, mit herrlichen Gebäuden besetzt; der nördliche, kürzer und schmäler, hat ebenfalls schöne Wohnplätze. Beide verbindet die genannte Eisenbrücke, und östlich ganz nahe bei ihr liegt die kleine Ile de barques, wo ehemals eine Art von Blockhaus stand, jetzt aber durch Pflanzungen und Anlagen ein lieblicher Spaziergang geschaffen ist. Durch eine kleine Drahtbrücke steht diese Insel mit der großen in Zusammenhang. Der schönste Theil der Stadt war noch vor Kurzem der obere oder die Altstadt, mit der breiten, mit prachtvollen Kaufmanns-Gewölben besetzten Grande rue und den schönen Wohnhäusern der meisten reichen Familien und Kaufleute; den regsten Verkehr aber hat der alterthümliche und untere Theil der Stadt längs der Rhone, wo die meisten Fabrikanten wohnen. Gegenwärtig gebührt der Rhonestadt mit ihren monumentalen Gebäuden, Hôtels, geschmackvollen Privatwohnungen, weiten Straßen, Quai's und Brücken der Preis der Schönheit. Die Häuser der Altstadt sind größtentheils hoch, manche haben 5—6 Stockwerke; die hölzernen Giebelwerke, die vor jedem Hause bis auf ⅓ der breiten Straße hervortreten, um unter sich die Boutiken der Künstler und Handwerker aufzunehmen, aber die Stadt gewaltig verunstalteten und den Luftzug hemmten, verschwinden immer mehr und machen geschmackvollern Anlagen Platz. Hoch oben steht die Dom-Peterskirche, mit schöner Ansicht von der Terrasse, im zwölften Jahrh. auf dem Grunde eines von Cäsar erbauten Thurmes errichtet, mit schöner Façade und drei Thürmen, vielen Grabmälern, z. B. des Agrippa d'Aubigné, des Freundes von Heinrich IV., und des Herzogs von Rohan, Anführers der Protestanten in Frankreich und Schwiegersohns von Sully. Neben andern Kirchen besitzt Genf seit 1815 auch eine englische. — Das schöne Rathhaus, mit Treppe ohne Stufen, zu dessen höchstem Punkt man in leichten Wagen hinauffahren kann, mit alten Inschriften im innern Hofe; das Schauspielhaus, seit 1782 erbaut; das Museum an dem neuen Thor, ein hübsches Gebäude in einfach edlem Styl; die Akademie, der alte Inselthurm, das Zeughaus, die Münze, Sternwarte (seit 1829), die Eisendrahtbrücken der Basteien Du pin und Chante-poules, die erstere von der Promenade St. Antoine nach dem Waffenplatz auf den Tranchéen und den hübschen Weilern Malagnou, Florissant und Champel, die zweite von der Cendriee-Straße nach dem Weiler le Paquis, beide übrigens nur für Fußgänger brauchbar und Privat-Gesellschaften gehörig; der reiche botanische Garten auf der Bassion bourgeois, mit seinen hübschen Gewächshäusern und den Büsten von fünf berühmten Genfern, denen sich jetzt auch die von Decandolle, dem Gründer des Gartens, angereiht haben wird; die künstliche Wassermaschine an der Rhone, durch welche die Brunnen der Stadt gespeist werden; das neue Pönitenz- oder Correktions-Haus in der hessischen Bastei; das Uferthor, das große Kornhaus, der Hafen le Molard mit dem Schiffsbehälter zu Aufbewahrung großer Barken u. dgl. sind gemeiniglich die Merkwürdigkeiten, auf welche der Genfer den Fremden aufmerksam macht. Alterthümliche Monumente hat Genf nicht mehr, denn auch das einzige, des burgundischen Königs Gundobald Thurm, die

Arcade du Bourg de four, aus römischen Bau-Ueberresten errichtet, mußte kürzlich abgetragen werden, und am Abhang des dadurch ledig gewordenen Bauplatzes steht jetzt das geschmackvolle Hôtel des Chemikers Delarive. Unter den Privat-Wohnungen ist Eynards Haus, gewöhnlich le chateau genannt, die Wohnungen derrière les Granges, Seladins antike Villa, das Haus von Bonnet, Saussüre, le Fort u. a. auszuzeichnen. Die Bibliothek der 1368 gestifteten, 1538 durch Calvin und Beza erneuerten Universität besitzt eine Sammlung Briefe der Schweizer Reformatoren, Calvins, Bullingers u. A.; im Museum der Naturgeschichte sind Saussüre's Sammlungen, Hallers Herbarium, Piktets physikalisches Kabinet und Gaudins Basrelief der Alpen bis zum M. Rosa aufbewahrt, letzteres umfaßt einen Raum von 1200 Quadrat-Stunden. Unter den vielen neuen, öffentlichen Anstalten, welche in den letzten Jahrzehenden hier entstanden sind, nimmt das Rath'sche Museum, von seinen Stifterinnen so genannt, eine ausgezeichnete Stelle ein. Es ist gleichsam zu einem Sammelplatz für alle patriotischen Kunstschenkungen der Genfer geworden, und besitzt mehre gute Bilder aus der niederländischen Schule, von van der Helst, Mierevelt, Pelemburg, Berghem u. s. w., ebenso aus der italienischen, von Palma, Salvator Rosa u. A. An sie reihen sich die Arbeiten der neuern Genfer Künstler an, in Landschaften, Porträts, Ornamenten u. dgl. Unter den plastischen Werken finden sich namentlich Büsten von Jerem. Bentham, Dav. Dümont, Benj. Constant, Bonstetten, Frau von Staël und andern berühmten Genfern; dazu kommen Gypsabgüsse der berühmtesten Antiken, sämmtlich Geschenke. Für Fremde ist das Museum immer, für Einheimische nur Donnerstag offen. Das Gebäude nimmt sich mit seinem schönen, nach der Place de la porte neuve gewendeten Portikus von vier jonischen Säulen sehr vortheilhaft aus. Die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Gemälde-, so wie die wunderschönen Blumen-Ausstellungen geben ein vortheilhaftes Zeugniß für die ästhetischen Bestrebungen der Genfer. Ueberhaupt ist ihnen wissenschaftlicher und Gemeingeist, eifrige Sorge für Erziehung und Bildung der Jugend, die übrigens solcher Aufhülfe in den niedern Volksklassen sehr bedürftig ist, und bei beschränkten öffentlichen Mitteln ein lebhafter Eifer nachzurühmen, der sich in Privat-Vereinen zu allen möglichen wohlthätigen Anstalten kund gibt. Das allgemeine Hospital hat eine Einnahme von mehr als 520,000 Genf. Gulden (à 4 Gr.), wozu die jährlich veranstaltete Kollekte immerhin 80—90,000 Gulden beiträgt. Das neue Straf- und Besserungshaus ist nach Auburn'schem und Philadelphischem System eingerichtet. Es hat die Form eines Halbcirkels, auf dessen Mittelpunkt die Arbeitssäle der Gefangenen zulaufen, mit der Einrichtung, daß der Aufseher jeden Augenblick das Treiben in denselben mit einem Blick überschauen kann. Das Gebäude steht auf dem Grunde des alten Gefängnisses hinter der Cathedrale, das, düster und unregelmäßig und aus dem Mittelalter stammend, ehedem die Residenz der Bischöfe war. Nicht minder thätig ist der Genfer in Gewerbe und Handthierung. Genf ist die erste Fabrikstadt der Schweiz. Die Uhrmacherei stand um's Jahr 1789 ihrer größten Blüthe und beschäftigte 700 Meister mit 400 Arbeitern, ohne die der umliegenden Ortschaften. Nach der Vereinigung mit Frankreich verlor Genf durch die Continentalkriege den größten Theil seines Absatzes, fand aber wieder erneuerten Gewinn theils in der Verfertigung von Damen-, theils Spieluhren und Spieldosen. Von den 70,000 Uhren, die beiläufig hier verfertigt werden, sind $^{11}/_{12}$ goldene, und von diesen die Hälfte Damen- und $^{1}/_{4}$ Repetiruhren. Es bestehen hier auch Fabriken für Verfertigung einzelner Uhrentheile, wie Zifferblätter, Federn, Spirale, Ketten, besonders finden die ersten großen Absatz in's Ausland. Die ebenfalls schwunghafte Gold-, Silber- und Bijouterie-Arbeit hat seit 1789 ihren Belang verdreifacht und es zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Zahl der mit Uhren- und Goldschmiede-Arbeiten beschäftigten Personen wird sich immer auf 3000 belaufen. Auch die andern Produkte hiesiger Gewerbe erzeugen einen lebhaften Verkehr, und die Lage der Stadt, auf der Grenze der Schweiz, Frankreichs und Italiens, ist für Transit-, Speditions- und Commissionshandel besonders günstig, aber zugleich auch dem verderblichen Schleichhandel förderlich. Schon Rousseau sagt von Genf: „Was jeden Fremden, der hieher kommt, sogleich überraschen muß, ist die überall herrschende Thätigkeit. Alles ist beschäftigt, alles in Bewegung und betreibt sein Tagewerk mit Eifer. Ich glaube nicht, daß es noch in Europa eine zweite Mittelstadt gibt, in der man Aehnliches zu bemerken Gelegenheit finden möchte. Wenn man das Stadtviertel St. Gervais besucht, wird man glauben, die ganze Uhrmacherzunft Europa's sei dort vereinigt. Wandelt man am Molard und in den niedriger gelegenen Gassen, hat man das Gewühl des großartigsten Handelsverkehrs vor Augen; ungeheure Massen von Ballen, Fässer über einander gethürmt, der Geruch von starken Gewürzen u. dgl. versetzen uns in einen Seehafen. Die Stadt scheint vielmehr bevölkert, als sie es in der That ist. Mancher schätzte im ersten Augenblick die Einwohnerschaft auf 100,000 Köpfe. Allein nur die thätigen Hände, die sorgfältige Benützung der Zeit, die nichts versäumende Achtsamkeit und Sparsamkeit sind Genfs wahre Reichthümer.“

Der Fremde findet nicht so leicht Zutritt in Genf, er muß erst etwas genauer bekannt sein, wird aber dann leicht zu allen Cirkeln und Festivitäten gezogen. Zu den letztern gehören mehre eigenthümliche Volksfeste, zum Theil sehr alten Ursprungs, so die Fête de navigation, aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührend — und in der Ernennung eines Königs und Admirals bestehend. Eine festlich geschmückte Barke trägt die Gesellschaft an den Ort ihrer Bestimmung. Bunt aufgeputzte Kähne und Nachen mit den Flaggen Englands, Frankreichs, Rußlands und Nord-Amerika's, je nach der Heimath der Insassen, sind in ihrem Gefolge. Unter glänzenden Zelten versammeln sich die Ritter zur

Wahl. Der Donner der Kanonen hallt von den Bergen zurück; neue Salven verkündigen die erfolgte Wahl. Unter Musikbegleitung geht es nun nach dem der Gesellschaft eigenthümlich gehörigen Hôtel de Navigation, wo ein Scheibenschießen und splendides Mahl die Gäste erwartet. Darauf neue Lustfahrt und am Abend Beleuchtung des Gartens und brillantes Feuerwerk. Dazu die silbernen Glätscher, die sich nach und nach mit Gold überziehen, der Mond, der über den Montblanc herüberschaut, alle reizenden Ufergestalten, die aus dem Seespiegel herauflachen, die blauen Wellen, die durch eine schaukelnde Welt von Bäumen, Blumen und Landhäusern ziehen. Aehnlich ist das Fest bei der Abbaye de Celigny, mit Scheibenschießen, an dem auch die Waadtländer Antheil nehmen; die Fête de Parc mit Bogenschießen auf der mit großen Kastanien umgebenen Wiese vor dem Hôtel de Parc. Selbst das jährlich vor der Poste neuve gehaltene Uebungslager der Kantons-Soldaten wissen die Genfer zu Festivitäten und Ergötzlichkeiten zu benutzen.

Einer der hübschesten Spaziergänge ist der nach der Rousseau-Insel. Sie führt ihren jetzigen Namen erst seit 1836, wo das Standbild Rousseau's dort aufgestellt wurde. Im Jahre 1763 hatte die Regierung dessen Schriften, als „téméraires, scandaleux, impies et tendans à détruire la réligion chrétienne et tous les gouvernemens“ durch Henkershand vor dem Stadthaus verbrennen lassen. In der Revolution wurde seine Büste unter festlichem Gepränge auf der sogenannten belle promenade oder Bastion bourgeois aufgestellt. Sie war kolossal, aus schönem Jurakalkstein, und ruhte auf einer geschmacklosen, 20 Fuß hohen Säule. Während der Restauration wurde der Platz zu dem botanischen Garten gezogen, und weil nun Jean Jacques auch einiges über Naturgeschichte geschrieben hatte, die Büste aber unterdessen gräulich verstümmelt war, wurde eine neue Marmorbüste von James Pradier gefertigt und ihr ein Platz zwischen denen von Bonnet und Saussüre angewiesen. Diese unpassende Situation des Botanikers Jean Jacques führte zu einer Privat-Subscription, um die Mittel zu einer Bronze-Statue aufzubringen. Pradier, selbst ein Genfer, zu Paris lebend, erbot sich, gegen bloße Erstattung eigner Unkosten, sie unentgeldlich auszuführen. So geschah es. Das Erzbild stellt aber mehr einen römischen Rhetor aus der Kaiserzeit, als den berühmten Mann aus dem siècle de Louis XV. dar. Da sitzt ein Mann auf einem antiken Sessel, den linken, nackten Fuß auf einen antiken Schemel gestützt, Arme und Hals blos, und von den Hüften an über Knie und Beine einen weiten Mantel in vielen reichen Falten geworfen. Auf dem linken Knie hält er ein großes aufgeschlagenes Buch mit der Hand, mit der Rechten einen Griffel, den Kopf vorgebeugt in nachdenkender Stellung. Unter dem Sessel noch eine Menge dicker Folianten, als ob Rousseau lange gelehrte Studien gemacht hätte. Dazu kurz verschnittene Haare, die er nie trug; dieß thut der Aehnlichkeit Eintrag. Der Rousseau der Genfer, mit der kurzen, runden Perrücke, mit Rock, Weste, Hosen, Schuhen und Schnallen, mit all' den charakteristischen Abzeichen seiner Zeit und Individualität ist es nicht, und der Künstler hätte besser diese Attribute des Costüms beibehalten, und die einzelnen unästhetischen Parthien desselben durch einen Falten-Ueberwurf gedeckt.

Genf fast gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer des See's, liegt das Haus, das einst Byron bewohnte. Ein schmuckloser Springbrunnen steht vor demselben. Ueber die kleine Hausflur tritt man in die drei Zimmer. Das größte derselben ist wunderschön, geräumig und von ovaler Form mit geschnitztem Getäfel. Aus den Fenstern auf drei Seiten hat man die prächtigste Aussicht auf Genf, den See und dessen Ufer. Sie führen auf eine mit Steinen gepflasterte Terrasse. An dieses Zimmer stößt ein kleines Kabinet, sehr kunstlos und einfach meublirt, mit einem Bett in der Seiten-Vertiefung, am andern Ende führt eine Thür in die Garderobe. Hier pflegte Byron gewöhnlich zu schreiben. Eine Treppe aufwärts liegt sein Schlafgemach, völlig schmucklos. In einem Winkel ein alter Schreibtisch von Nußbaumholz, wo noch über mehren Fächern geschrieben steht: „Briefe von Lady B.“, und der Dichter verschwindet uns bei diesen Worten unter der Erinnerung an die traurigen Zerwürfnisse seiner häuslichen Existenz. — Gerne macht man einen weitern Ausflug nach Schloß Coppet in Waadt, drei Stunden von Genf. Hier lebte 1790—1804 Necker in stiller Abgeschiedenheit, hier versammelte sich später um seine Tochter, die Frau von Staël, ein Kreis geistreicher Männer. Wenn man sich dem Hause nähert, gewahrt man durch ein Eisengitter, der Einfahrt gegenüber, Anlagen in englischem Geschmack. Links in dichtem Gebüsch ist das Grab der Staël, mit ihrem Gemälde von David und ihrer Büste von Tieck. Aus der Vorhalle betritt man gleich die Bibliothek, einen schönen, langen Saal mit auf eine Terrasse geöffneten Fenstern und einer Statue Neckers. Im Speisesaal des ersten Stocks befindet sich eine Büste A. W. Schlegels und ein Bildniß Lafayette's. Neben dem Billardzimmer, dem größten in der Reihe, liegt das Gemach, in dem die Staël gewöhnlich schlief und häufig schrieb. An die entgegengesetzte Seite des Billardzimmers stößt ein Kabinet mit einer schönen Büste Neckers, einem Porträt des Baron von Staël und ihrem eigenen Bildniß, das sie im Turban darstellt. Das Geräthe im Hause ist schlicht und einfach, nichts stört den stillen Zauber des Orts, und kein unnöthiger Prunk zieht die Gedanken von dem Genius ab, der hier gewaltet hat. — Nach einer andern Seite von Genf, 1½ Stunde entfernt, aber bereits jenseits der französischen Grenze, liegt Ferney, der ehemalige Wohnsitz Voltaire's. Hier ist aber in neuerer Zeit über der modernen Industrie der alte Typus des Orts mehr und mehr untergegangen. Das Hauptgebäude ist lang, regelmäßig und leidlich schön, das Geräthe meist unverändert, dieselben Sessel, Stickereien, Pinseleien an den Wänden, im Schlafgemach sein Porträt, das von Friedrich dem Großen und Madame du Chateles. Auch

zeigt man hier die Vase, welche sein Herz enthielt, mit der Inschrift: Mon esprit est partout, mon coeur est ici. Le Kains Bildniß hängt über dem Bett. Voltaire's Lieblingszimmer sind alle nach der dem See und der herrlichen Landschaft abgekehrten Seite gerichtet. See und Alpen waren nicht die Dinge, welche er zu studiren und zu beschreiben nöthig fand. In dem grünen Bogengang am Hause machte er seine Morgenpromenade, alles dicht verwachsen, mit kleinen Oeffnungen in den Hecken, die nur bisweilen einen Blick in die wundervolle Landschaft gestatten. Unweit des Kiesplatzes steht der Baum, den er gepflanzt hat, schön schlank und üppig belaubt. Von keinem seiner Werke ist die Frische so wenig gewichen.

Werfen wir noch einen Blick auf den See! Ein prachtvoller Smaragd, umgeben von Schneebergen, wodurch das Bild aussieht, wie in Silber gefaßt, in Gestalt eines Halbmondes mit stumpfen Spitzen zwischen den Kantonen Genf, Waadt und Wallis und einem Theil von Savoyen, 1150 F. über dem Meer, in seiner größten Länge von Genf bis zur Bucht von Chillon, dem Felsenschloß im See mit seinen schauerlichen, unter der Seefläche in den Fels gehauenen Kerkern, die Byron zu seinem „Gefangenen von Chillon" die Idee gegeben, jetzt Zeughaus und Pulvermagazin von Waadt, 9 Meilen lang, 15½ Quadratmeilen groß, zwischen Evian und Ouchy 920 F., dem Felsen von Meillerie gegenüber 950 F. tief, von Rolle nach Thonon und von Morges nach Evian 43,200 F., von Genthod nach Bellerive 6720 F. breit. In drei Armen strömt die Rhone ein, in zwei heraus; außerdem erhält der See noch andere beträchtliche Zuflüsse. Die Luft auf dem Wasserspiegel, der im Winde nach Viktor Hugo's Worten einem unermeßlichen blauen Seidenstücke (moire bleue) gleicht, ist so klar, daß man Städte und Dörfer in einer Entfernung von 10—12 Stunden deutlich erblicken kann. Seit 1823 wird er mit Dampfschiffen befahren. Die Barken, die sonst in Gebrauch sind, haben eine Länge von 50—100 Schuh, bei einer Breite von 20—25 Schuh und einer Tragfähigkeit von 1200—3000 Ctr., und führen meist zwei lateinische Segel in entgegengesetzter Richtung und an zwei Masten. Damit können sie die zwei großen Winde auffangen, die auf dem Lemann von seinen zwei Enden her herrschen, der eine von Genf und aus der Ebene kommend, der andere von Villeneuve aus den Bergen hereinstreichend. Am Tage und in der Sonne ist der See blau, die Segel aber weiß, dann gleicht so eine Barke einer Fliege, die mit aufgerichteten Flügeln auf dem Wasser läuft. Nachts hingegen ist das Wasser grau und die Fliege schwarz. Die Schiffer gelten für geschickt und verläßlich.

Die Gestade sind überaus reizend und mannigfaltig; voll Anmuth in der Nähe von Genf und der Schweizerseite überhaupt, öde und traurig aber an einigen Theilen Savoyens, rauh und kolossal in der Gegend von Meillerie und St. Gingolph. Mit Recht sagt Bulwer von ihm: „Schon der Name dieses See's, „„des Lemann's mit krystallenem Blick"", ist ein Gedicht. Er beschwört die lebendigen Gestalten derer herauf, die größer waren als ihr Geschlecht. Wir sehen Byrons Gondel und das Gewitter, das über den Jura zieht, den Bogengang von Akazien, aus welchem Roms Geschichtschreiber Gibbon in dunkler Nacht auf die Fluthen schaute, nachdem er die letzte Seite seines ewigen Werks vollendet hatte. Voltaire, Rousseau, Calvin — Menschen, die für sich selbst schon Revolutionen waren, steigen vor uns auf. Der Genfer See ist ein Epos: in sich selbst poetisch, verschmilzt er seinen Namen mit den Abzeichen der Poesie, und was die Natur Schönstes hat, reiht sich hier unwillkührlich an die beredte Sprache des Genie's an."

Dr. Büchele.

Deutsche Volksbücher.

Vom lustigen Bruder.

Es ist schon lange her, daß Bruder Lustig gelebt hat, und dazumal war er ein wackerer, tapferer Soldat. Als aber der Krieg zu Ende ging, da bekamen viele Soldaten den Abschied, und der Bruder Lustig war auch unter ihnen. Sie gaben ihm nichts mit auf den Weg, als nur ein kleines Brod und vier Kreuzerlein. Das war Alles, und damit ging Bruder Lustig hinaus in die weite Welt. Am Wege, den er einherzog, hatte sich der heilige Petrus, in ein Bettlergewand gehüllt, auf einen Stein gesetzt, und als Bruder Lustig vorüber ging, bat er ihn um ein Almosen. Dieser sagte: „Lieber Mann, was soll ich dir geben? Ich bin nur ein verabschiedeter Soldat, und besitze in Gottes Welt nichts, als dieß kleine Brod und vier Kreuzer. Wenn das alle ist, so muß ich selber betteln gehen, so gut wie du. Aber etwas will ich dir doch geben." Und er theilte sein Brödchen in vier Stücke, dann gab er eins dem heiligen Petrus, und that auch noch einen Kreuzer hinzu. Dafür bedankte sich der heilige Petrus und ging weiter, bis er dem Bruder Lustig aus dem Gesichte kam. Da setzte er sich wieder in anderer Gestalt an den Weg, und bat den Bruder Lustig um ein Almosen; und Bruder Lustig gab ihm diesmal, und dann noch einmal, bis er selber nichts mehr hatte, wie einen Kreuzer und ein einziges Stückchen Brod. Damit kehrte er in ein Wirthshaus ein, ließ sich ein Krüglein Bier geben, und aß sein Stückchen Brod dazu. Als er getrunken und gegessen hatte, zog er weiter.

Es dauerte nicht lange, so kam ihm wieder der heilige Petrus entgegen, aber dieses Mal in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten, und redete den Bruder Lustig an: „Guten Tag, Kamerad! Kannst du mir nicht ein Stück Brod geben und ein Kreuzerlein zu einem Trunk Bier?"

„Thut mir leid, Kamerad, kann's aber nicht," erwiederte Bruder Lustig. „Wärst du eher gekommen, dann hätt' es sein mögen." Erzählte ihm auch ausführlich, wie es ihm ergangen war, und sagte zuletzt:

„Jetzt bin ich ganz auf dem Trocknen, und wenn du auch nichts hast, so können wir mit einander auf's Betteln ausgehen."

„Das ist noch nicht gerade nöthig," antwortete der heilige Petrus. „Ich verstehe mich ein wenig auf die Doctorei, und damit kann ich schon so viel verdienen, daß ich nicht zu betteln brauche."

„Nun, so muß ich denn mein Glück allein versuchen," sprach Bruder Lustig.

„Ist just auch nicht nöthig," sagte der heilige Petrus. „Geh' nur mit mir, und wenn ich etwas verdiene, so sollst du jedes Mal die Hälfte davon haben."

Diesen Vorschlag war der Bruder Lustig wohl zufrieden, und so zogen denn die Beiden selbander ihre Straße. Es dauerte nicht lange, so kamen sie an ein Bauerhaus und hörten darin ein klägliches Jammern und Geschrei. Sie gingen hinein, und fanden darin einen Mann, gerade im Verscheiden, und seine Frau stand dabei und weinte zum Herzbrechen.

„Seid still, Frau, und trocknet Eure Thränen," sprach der heilige Petrus. „Ich will Euren Mann gesund machen."

Hierauf zog er ein Salbenbüchschen aus der Tasche, salbte den Kranken, und machte ihn auf der Stelle so gesund, daß er aufstehen und gehen konnte, als ob ihm nichts geschehen sei. Mann und Frau riefen in ihrer Freude: „Wie können wir Euch lohnen? Was sollen wir Euch geben?" — Der heilige Petrus wollte durchaus nichts nehmen; der Bruder Lustig aber stieß ihn in die Seite und raunte ihm zu: „So nimm doch was! Wir brauchen's ja wahrhaftig!" — Da brachte die Bauersfrau ein Lamm und sagte, das müsse der heilige Petrus nehmen. Doch er weigerte sich noch immer, bis der Bruder Lustig ihn in die Rippen stieß und heftig sagte: „Dummer Teufel, so nimm es doch! Du weißt ja, wie nöthig wir's haben!" — „Gut, ich will es nehmen," sprach da endlich der heilige Petrus. „Aber tragen thu' ich's nicht. Wenn du es mitnehmen willst, so trage es auch." — „Ei, damit hat's keine Noth!" rief Bruder Lustig erfreut. „Her mit dem Lamm! tragen will ich's schon!" — Nahm's auf die Schulter und schritt munter zu, bis sie in einen herrlichen grünen Wald kamen. Da machte er Halt, und sagte zum heiligen Petrus: „Höre du, hier ist ein schönes Plätzchen, da könnten wir das Lamm braten und verzehren." — „Mir ist's Recht," sprach der heilige Petrus. „Aber auf das Braten verstehe ich mich nicht. Willst du's braten, so sieh' zu, wie du damit zurecht kommst. Ich will indeß herumspazieren bis es gahr ist. Aber du darfst nicht zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin." — „Geh' nur," sagte Bruder Lustig, „ich will's schon machen." — Da ging der heilige Petrus fort, und Bruder Lustig schlachtete das Lamm, nahm einen Stock, steckte es darauf und briet es über einem Feuer. Als es nun gahr war und so lieblich duftete, und sein Kamerad noch immer ausblieb, so gelüstete es ihm von dem Braten zu kosten. „Wenn ich das Herz esse, so wird er's nicht merken," meinte er, und nahm das Herz und aß es. Gleich darauf kam der heilige Petrus und sagte: „Höre, du magst das ganze Lamm allein essen, gib mir nur das Herz davon." — Da that der Bruder Lustig, als ob er eifrig nach dem Herzen suche, konnte aber natürlich kein's finden, und sagte endlich kurzweg: „es ist kein's da!" — „Nun, wo soll's denn sein?" fragte Petrus. — „Was weiß ich!" sagte Bruder Lustig. „Aber sieh', was sind wir alle Beide für Narren, suchen da nach dem Herzen vom Lamme, und fällt auch Keinem von uns Beiden ein, daß ein Lamm ja gar kein Herz hat!" — „Ei, und warum sollte es kein Herz haben? Hat doch jedes andere Thier eins," meinte drauf Petrus. — „Nein, Bruder, gewiß, ein Lamm hat kein Herz! Denke nur recht darüber nach, so wird dir's schon einfallen." — „Nun, es ist schon gut," sagte Petrus. „Wenn kein Herz da ist, so brauch' ich auch nichts vom Lamm, und du magst es allein essen." — Darauf Bruder Lustig: „Auch gut! Was ich nicht bezwingen kann, nehm' ich in meinem Ranzen mit, dann haben wir Vorrath!" aß die eine Hälfte vom Lamm, und steckte die andere in's Ränzlein.

Als sie nun wieder eine Weile gegangen waren, zauberte der heilige Petrus ein breites Wasser herbei, über das sie hinüber mußten. „Geh' voran, Kamerad!" sagte er. — „Nein, geh' du voran," sagte Bruder Lustig, und dachte bei sich: „wenn es zu tief ist, so bleib' ich hübsch zurück." — Der heilige Petrus ließ sich nicht lange nöthigen, sondern schritt durch das Wasser, und es reichte ihm kaum bis an's Knie. Bruder Lustig folgte ihm nun wohlgemuth nach. Als er aber im Wasser stand, so schwoll es mächtig an, und stieg ihm bis an den Hals. „Hilf mir, Bruder!" rief er. — Der heilige Petrus sagte: „Willst du auch gestehen, daß du das Herz vom Lamme gegessen hast?" — „Nein," antwortete er, „ich habe es nicht gegessen!" — Da stieg das Wasser noch höher und ging ihm bis an den Mund. „Hilf mir, Bruder!" rief er; aber noch einmal wiederholte Petrus seine Frage, und wieder antwortete Bruder Lustig: „Nein, ich habe es nicht gegessen!" — Der heilige Petrus sah ihn strenge an, wollte ihn aber doch nicht ertrinken lassen, sondern half ihm heraus.

Nun zogen sie weiter, und kamen in ein Land, wo sie hörten, daß die Königstochter todtkrank sei. Da sprach der Bruder Lustig: „Höre, Kamerad, wenn wir die gesund machten, so wäre uns allen Beiden geholfen." — Der heilige Petrus war's zufrieden, daß sie selbander nach dem Schlosse gingen; aber er spazierte nur ganz langsam dahin, obgleich sein Kamerad zur Eile trieb. Und als sie zum Schlosse kamen, siehe, da war die Prinzessin schon verschieden. „Da haben wir's!" rief Bruder Lustig voll Aerger. „Das kommt von deinem schläfrigen Gange!" — „Sei nur still, Kamerad," sagte Petrus. „Du mußt wissen, ich kann auch Todte erwecken." — „Blitz, wenn das ist, so lass' ich's mir gefallen," sprach Bruder Lustig. „Aber zum wenigsten mußt du uns das halbe Königreich damit verdienen." — Darauf gingen sie in's Schloß und fanden Alles in

großer Trauer. Der heilige Petrus aber sagte zum König, er wolle seine Tochter wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt, und verlangte einen Kessel mit Wasser. Und als er ihn bekommen, mußten Alle hinausgehen und Niemand durfte bleiben, als allein der Bruder Lustig. Darauf schnitt er die Todte entzwei, warf die Stücke in's Wasser und machte Feuer unter den Kessel, bis alles Fleisch von den Knochen gekocht war. Da nahm er die weißen Knöchlein und legte sie auf den Tisch, wie sie zusammen gehörten. Dann trat er davor hin und sprach drei Mal: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte, steh' auf!“ — Und beim dritten Mal erhob sich die Königstochter lebendig, gesund und schön. Darüber gerieth der König in große Freude, und sagte zu Petrus: „Begehre deinen Lohn, und wenn du mein halbes Königreich verlangtest, ich wollt' es dir geben.“ — Der heilige Petrus aber antwortete: „Ich verlange nichts dafür.“ — „O du Hansnarr!“ dachte Bruder Lustig, und stieß den Kameraden in die Seite und sagte: „Sei doch nicht so dumm! Wenn du auch nichts brauchst, so brauche ich doch was.“ — Der heilige Petrus aber blieb auf seinem Sinn; da jedoch der König sah, wie der Andere gern etwas gehabt hätte, so ließ er ihm von seinem Schatzmeister den Ranzen mit Gold anfüllen. Darauf zogen die beiden Gesellen fort, und als sie in einen Wald kamen, sagte Petrus: „Jetzt wollen wir das Gold theilen.“ — Das war der Bruder Lustig zufrieden. Der heilige Petrus aber theilte das Gold in drei Theile. Da dachte der Bruder Lustig: „Was er doch wieder für einen Sparren im Kopf hat! Macht drei Theile, und sind doch unser nur zwei!“ — Der heilige Petrus aber sprach: „Nun habe ich genau getheilt: ein Theil für mich, ein Theil für dich, und ein Theil für den, der das Herz vom Lamm gegessen hat!“ — „Das bin ich gewesen!“ rief Bruder Lustig, und strich geschwinde den dritten Theil ein. „Kannst es glauben, Kamerad.“ — „Wie kann das wahr sein?“ sagte der heilige Petrus. „Ein Lamm hat ja kein Herz!“ — „Ei was, Bruder, wo denkst du hin! Ein Lamm hat ja doch ein Herz, wie ein jedes andere Thier! Warum sollte es denn ganz allein kein's haben?“ — „Nun, es ist schon gut,“ sagte der heilige Petrus. „Behalte meinetwegen das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir, sondern will meine Straße für mich alleine ziehen.“ — „Wie du willst, Bruderherz,“ antwortete Bruder Lustig. „Leb' wohl und Glück auf den Weg!“ — Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Lustig aber dachte: „Es ist gut, daß er seiner Wege geht, denn er ist doch ein ganz wunderlicher Heiliger!“ — Nun hatte Bruder Lustig zwar Gold genug, aber es hielt nicht lange vor, denn er wußte nicht damit umzugehen. Er lebte herrlich, verthat sein Geld, verschenkte es, verspielte es, und es dauerte nicht allzulange, so war er so arm, als wie zuvor, und ging wieder betteln. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß des Königs Söhnlein gestorben wäre. „Halt,“ dachte er, „das will ich wieder lebendig machen und der König soll mir's rechtschaffen bezahlen.“ — Stracks begab er sich zum Könige, gab sich dafür aus, daß er Todte erwecken könne, und versprach den Prinzen wieder lebendig zu machen. Der König hörte ihn mit frohem Herzen an, denn schon hatte er vernommen, daß ein alter abgedankter Soldat im Lande umherzöge, der wirklich den Todten neues Leben verleihen könne, und er zweifelte keinen Augenblick, daß Bruder Lustig dieser alte Soldat sei. Ohne Säumen befahl er, ihn zu dem todten Prinzen zu führen. Bruder Lustig nun ließ sich, wie er's vormals von seinem Kameraden gesehen, einen Kessel mit Wasser bringen, hieß Jedermann hinausgehen, schnitt dem Todten die Glieder ab, that sie in das Wasser, und machte Alles, wie einstens sein Kamerad. Als nun das Wasser in's Kochen gerieth, und das Fleisch von den Beinen abfiel, so nahm er die Knöchlein heraus und legte sie auf den Tisch. Aber nun wußte er auf einmal nicht, in welcher Ordnung sie liegen mußten, und legte Alles verkehrt unter einander. Dann stellte er sich davor und sprach: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todter, steh' auf!“ und wiederholte das drei Mal. Aber, wie wir's schon denken können, der Todte rührte sich nicht. Da sprach er's noch drei Mal; half aber Alles nichts; der Königssohn stand nicht wieder auf. „Du Blitzjunge!“ rief er nun voll Angst — „steh' auf, oder du sollst sehen, es geht dir schlecht!“ — Wie er das gesprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in seiner früheren Gestalt als abgedankter Soldat durch's Fenster hereinspaziert, und sagte: „Aber, du gottloser Mensch, was treibst du da? Wie kann denn der Todte auferstehen, wenn du sein Gebein so kreuz und quer durch einander wirfst?“ — „Ei, Bruderherz, ich hab' es so gut gemacht, wie ich konnte,“ antwortete Bruder Lustig. — „Nun denn,“ sprach der heilige Petrus, „so will ich dir denn für dieß Mal aus der Noth helfen; aber das sag' ich dir, wenn du noch einmal dergleichen unternimmst, so bist du unglücklich. Auch darfst du für den Dienst, so ich dir leiste, vom König nicht das Mindeste begehren oder annehmen!“ — Nach diesen Worten legte der heilige Petrus die Gebeine des Prinzen in gehörige Ordnung, sprach drei Mal: „Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, stehe auf,“ und als er's zum dritten Male gesagt hatte, sprang der Königssohn in die Höhe und war frisch und gesund und schön, wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durch's Fenster davon, und der Bruder Lustig war froh, daß Alles so gut abgelaufen war. Doch ärgerte er sich auch, daß er vom Könige nichts verlangen und annehmen sollte. „Mögte nur wissen,“ dachte er, „was der Kamerad für Mucken und Raupen im Kopfe hat. Mit der einen Hand gibt und mit der andern versagt er, und ist mein Lebtag kein rechter Verstand darin!“ — Der König forderte den Bruder Lustig auf, er solle nun seinen Lohn begehren, doch durfte er ja nichts begehren, was ihn gewaltig ärgerte. Gleichwohl, er wußte es dem König zu verstehen zu geben, daß er gern seinen Ranzen mit Gold gefüllt hätte, und damit zog er ab. Als



er vor's Thor kam, da stand richtig der heilige Petrus und sprach: „Nun sieh', was du für ein Mensch bist! Habe ich dir nicht befohlen, daß du nichts annehmen sollst, und nun hast du doch den ganzen Ranzen voll Gold!" — „Was kann ich dafür, wenn man's hineingesteckt hat!" sagte Bruder Lustig wohlgemuth. — „Nun, es mag noch einmal hingehen," sprach der heilige Petrus; „aber das sag' ich dir, wenn du zum zweiten Male solche Dinge wiederholst, so ergeht es dir schlimm." — „Ei, Herzensbruder, mache dir keine Sorgen!" rief Bruder Lustig. „Jetzt hab' ich Gold genug, warum sollte ich mich also mit dem Knochenwaschen abgeben?" — „Ei ja, das Gold wird auch lange vorhalten!" sprach Petrus. „Jedoch, damit du nachher nicht mehr auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß Alles, was du dir hinein wünschest, auch darin sein soll. Leb' wohl, du siehst mich nun nicht wieder!" — „Gott befohlen!" sprach Bruder Lustig; und dachte in seinem Sinn: „Gut, daß du fort bist, wunderlicher Kerl. Nachlaufen thu' ich dir nicht."

Lief ihm nicht nach, und glaubte auch nicht an die Wunderkraft seines Ranzens. In Freuden und Herrlichkeit verthat er sein Gold, und bald hatte er nichts mehr, wie vier Kreuzer. Da kam er an einem Wirthshause vorbei, und dachte: „Die paar Kreuzer müssen auch noch fort!" und ließ sich für drei Kreuzer Wein und für einen Kreuzer Brod geben. Wie er nun so da saß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase und schmeichelte ihm lieblich. Er schaute sich um, und sah, daß der Wirth zwei Gänse in seinem Bratofen stehen hatte. Da auf einmal fiel ihm ein, was dereinst sein Kamerad zu ihm gesagt, daß er nämlich Alles in seinen Ranzen kriegen solle, was er nur immer wünschen möge. „Holla," dachte er, „das mußt du mit den Gänsen einmal versuchen." Also ging er hinaus, und als er vor die Thüre kam, sprach er: „Ei, so wünsch' ich, daß ich doch gleich die zwei gebratenen Gänse aus dem Bratofen in meinem Ranzen hätte!" Und siehe da, als er den Ranzen aufmachte und hinein schaute, da lagen richtig die beiden Gänse darin. „Jetzt ist's recht," sprach er erfreut. „Nun seh' ich wohl, daß ich ein gemachter Mann bin." Munteren Schrittes ging er auf eine Wiese zu, setzte sich dort hin und holte den Braten vor. Während er noch im besten Essen war, kamen zwei Handwerksbursche daher, und sahen die eine Gans, welche Bruder Lustig noch nicht angerührt hatte, mit hungrigen Augen an. Bruder Lustig dachte: „Hast ja an einer genug!" und rief den beiden Burschen zu, sie sollten nur näher kommen. „Nehmt die Gans, und verzehrt sie auf meine Gesundheit!" sagte er. Die Handwerksbursche bedankten sich, nahmen die Gans, gingen damit in's Wirthshaus, ließen sich Wein und Brod geben, und machten sich nun wohlgemuth daran, den geschenkten Braten zu verzehren. Das sah die Wirthin, und sagte zu ihrem Manne: „Höre, die Zwei essen eine Gans; schau doch nach, ob es nicht eine von unseren aus dem Bratofen ist!" — Der Wirth lief hin, und fand den Ofen leer. Da fiel er die beiden Burschen mit harten Worten an, und verlangte, daß sie ihm die Gänse bezahlen sollten. Die Zwei sprachen: „Wir sind keine Diebe. Ein abgedankter Soldat hat uns draußen auf der Wiese die Gans geschenkt." — „Wie?" rief der Wirth. „Ihr sollt' mir keine Nase drehen! Der Soldat ist hier gewesen, aber als ein grundehrlicher Kerl aus der Thür gegangen, auf den hab' ich Acht gegeben. Ihr seid die Diebe und sollt bezahlen!"

Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm der Wirth den Stock, schlug sie und warf sie zur Thüre hinaus. — Bruder Lustig ging indessen ganz vergnüglich seines Weges, und kam an einen Ort, wo ein prächtiges Schloß stand, und nicht weit davon ein ärmliches Wirthhaus. In dieses ging er und bat um ein Nachtlager; aber der Wirth wies ihm ab, und sprach: „Es ist kein Platz mehr im Hause, denn es ist voll vornehmer Gäste." — „Ei," sagte Bruder Lustig, „das scheint mir wunderlich! Warum gehen die vornehmen Leute nicht lieber in das prächtige Schloß?"

„Weil's in dem Schlosse nicht geheuer ist," antwortete der Wirth. „Wer's noch versucht hat, über Nacht darin zu bleiben, der ist nicht lebendig wieder herausgekommen." — „Thut nichts," sprach Bruder Lustig. „Wenn es Andere versucht haben, so kann ich's auch versuchen." — Der Wirth erschrak; „laßt's bleiben," sagte er, „es geht Euch an den Hals!" — „Wird so schlimm nicht sein, und nicht gleich den Hals kosten," sprach Bruder Lustig. „Gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit."

Nun gab ihm der Wirth die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig in das Schloß, ließ sich's gut schmecken, und als er schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn ein Bett fand er nicht. Er schlief auch bald ein; in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärmen aufgeweckt, und als er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Der Bruder Lustig war unerschrocken, und sprach: „Tanzt so viel Ihr wollt, aber daß mir nur keiner zu nahe kommt!" — Die Teufel kamen jedoch immer näher und immer näher, und endlich kam es so weit, daß sie ihn mit ihren häßlichen Beinen fast in's Gesicht traten. „Habt Ruhe, ihr Teufelsgespenster!" schrie er; aber sie trieben's immer ärger. Da ward der Bruder Lustig bös, und rief: „Holla, ich will bald Ruhe stiften!" brach ein Stuhlbein ab und schlug mitten drein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten, das war doch zu viel. Wenn er auf den Einen losschlug, so packten ihn die Anderen hinten bei den Haaren und zerrten ihn erbärmlich. „Ei, ihr Teufelspack!" schrie er, „jetzt wird mir's zu toll! Wäret Ihr doch alle Neun in meinem Ranzen drin!" — Husch, da waren alle neun Teufel im Ranzen. Bruder Lustig schnallte ihn zu, und warf ihn in eine Ecke; drauf legte er sich wieder hin, und schlief bis zum hellen Morgen. Nun kamen der Wirth und der Edelmann,

dem das Schloß gehörte, und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre. Als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten: „Haben Euch denn die bösen Geister nichts gethan?“ — „Warum nicht gar,“ erwiederte Bruder Lustig, „ich habe sie alle Neun in meinem Ranzen, und Ihr könnt Euer Schloß ganz ruhig wieder beziehen. Von jetzt an geht kein Teufel mehr darin um.“ — Da dankte ihm der Edelmann und beschenkte ihn reichlich, bat ihn auch, er möge in seinen Diensten bleiben, wo er's gewißlich gut haben solle. Doch der Bruder Lustig war einmal an's Umherziehen gewöhnt, sagte nein, und ging fort, geradewegs in eine Schmiede. Dort legte er seinen Ranzen auf den Ambos, und bat den Schmied und seine Gesellen, daß sie mit ihren schwersten Hämmern wacker darauf losschlagen mögten. Das thaten die denn aus allen Kräften, also daß die neun Teufel ein jämmerliches Geschrei anhuben. Wie Bruder Lustig darnach den Ranzen aufmachte, waren Achte todt, Einer aber, der in einer Falte gesessen, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle.

Der Bruder Lustig zog noch lange in der Welt herum; aber endlich wurde er alt und dachte an sein Ende. Da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war, und sprach zu ihm: „Ich bin das Wandern müde, und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen.“ — Der Einsiedler antwortete: „Es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle; der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel.“ — „Da müßt' ich ein Narr sein,“ dachte der Bruder Lustig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte.“ Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen Weg, bis er endlich zu einem großen, schwarzen Thore kam. Das aber war das Thor zur Hölle. Bruder Lustig klopfte an, und der Thorwärter sah nach, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Lustig sah, erschrak er, denn der Thorwächter war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte, und noch mit einem blauen Auge davon gekommen war. Darum schob er geschwind den Riegel wieder vor, lief zum Obersten der Teufel, und sprach: „Draußen ist ein Kerl mit einem Ranzen und will herein; aber laßt ihn bei Leibe nicht kommen, denn sonst wünscht er die ganze Hölle in seinen Ranzen. Er hat mich einmal garstig darin hämmern lassen.“ — Also ward dem Bruder Lustig hinausgerufen, er solle nur wieder abziehen, denn herein könne er nicht. „Gut,“ dachte Bruder Lustig, „wenn sie mich da nicht haben wollen, so will ich sehen, ob ich nicht im Himmel ein Unterkommen finde! Irgendwo muß ich doch bleiben.“

Kehrte also um und zog weiter, bis er vor das Himmelsthor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus saß gerade dabei und mußte es hüten. Der Bruder Lustig erkannte ihn, und dachte: „Hier findest du Bekanntschaft, da wird's besser gehen!“ — Aber der heilige Petrus sprach: „Ich glaube gar, du willst in den Himmel?“ — „Laß mich doch ein, Bruder, freilich,“ erwiederte Bruder Lustig. „Schau, ich muß doch wo einkehren. Hätten sie mich in der Hölle gewollt, so wäre ich nicht hierher gekommen.“ — „Nein,“ sagte der heilige Petrus, „du kommst nicht herein!“ — „Nun, willst du mich nicht einlassen, so nimm auch deinen Ranzen wieder, so will ich gar nichts von dir haben!“ sprach der Bruder Lustig. — „So gib ihn her,“ antwortete der heilige Petrus. — Da reichte er ihn durch's offene Gitter hinein in den Himmel, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinem Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig: „Nun wünsch' ich, daß ich gleich in meinem Ranzen drin säße!“ — Husch, war er drin, und was wollte der heilige Petrus machen? Da Bruder Lustig einmal im Himmel drin war, so mußte er ihn schon drinnen lassen, und hatte Bruder Lustig also glücklich das Himmelreich gewonnen. Damit ist die Geschichte aus.

Der Theestrauch und der Theesegler.

(Taf. 20.)

Der Thee bildet, wie bekannt, gegenwärtig nach Zucker und Kaffe, einen der wichtigsten Artikel im Welthandel, ist zu einem fast eben so allgemeinen Getränk in Europa und Amerika geworden, als das Bier und der Wein, und zieht jährlich Millionen edler Metalle aus allen Theilen der Welt nach China und Japan, den beiden Haupterzeugungsländern des zum Lebensbedürfniß Vieler gestiegenen Getränks.

Der **Theestrauch**, Thea chinensis, ist eine einzige Pflanzengattung, von der bis jetzt nur zwei Arten, der **braune Thee**, Thea bohea, und der **grüne Thee**, Thea viridis, mit Bestimmtheit unterschieden sind; alle andern, unter verschiedenen Namen vorkommende Sorten sind weiter nichts als Abarten, wie die Varietäten des Weinstocks, welche durch Verschiedenheit des Klima's, Bodens, der Oertlichkeit, des Alters der Pflanzen und ihrer Blätter, und der Zubereitungsart hervorgebracht werden. Bereits seit 1666 in Europa eingeführt, hat man lange Zeit viele vergebliche Versuche gemacht, die Theepflanze auch in europäischen Gärten anzubauen, und es gelang bereits dem berühmten **Linné**, in dem botanischen Garten zu Upsala, Theepflanzen aus Samen zu ziehen, die der Schiffskapitän **Ekeberg** in China selbst gesammelt, und auf Linné's Rath in eine Flasche mit Erde gelegt. Auch in England, in Holland und einigen Orten Deutschlands hat man Versuche gemacht, doch bis jetzt ohne besondern Erfolg, obgleich man vermuthen sollte, daß er in Mittel-Europa eben so gut gedeihen müsse, als in manchen Theilen China's, wo er von Kuang-tung (Canton) an bis Pe-King überall wild gefunden wird, und am letztern Orte die Winterkälte oft größer ist, als selbst in Stockholm. Der eigentliche Verbreitungsbezirk des Theestrauchs geht vom Aequator bis zum mittlern Parallel, wo er überall im Freien ausdauert; die Hauptheekultur der Chinesen erstreckt sich aber hauptsächlich auf den Gürtel zwischen

25° und 33° N., und dieser nach scheint die Isotherm-zone von 16° oder 17° bis etwa 22° mittlerer Jahres-wärme dem Theestrauche am meisten zuzusagen. — Für die Bedürfnisse des allgemeinen Welthandels ist der Theebau einzig und allein auf fünf Provinzen China's, auf Fo-kien und Kuang-tung für den schwarzen oder braunen, und auf Kiang-nan, Kiang-si und Tsche-kiang für den grünen Thee zusammengedrängt. Diese eigentlichen Theedistrikte liegen alle zwischen 25° und 33° N. und 133° bis 140° O.L. v. F., doch erzeugen auch alle anderen Provinzen China's mehr oder weniger Thee, nur ist die Qualität desselben geringer, oder verliert durch den Transport, und wird deßhalb nur im Lande verbraucht. Außer in China wird der Theestrauch auch in Japan, Tonkin und Cochinchina, so wie in einigen Berggegenden von Ava in großer Menge angebaut, und die Blätter desselben im letzten Lande mit Oel eingemacht. Wild wachsend hat man ihn in den letzten Jahren in Ober-Assam gefunden, eine Entdeckung, welche die Engländer lebhaft ergriffen, um die Theekultur auch in Indien immer mehr in Aufnahme zu bringen. Die Versuche, die außerhalb des natürlichen Verbreitungsbezirks angestellt wurden, den Theebau außerhalb China's einzuführen und einträglich zu machen, vermögen, trotz der hier und da günstigen Resultate, noch keine Konkurrenz mit China zu halten. Die Holländer haben auf Java, mit Hülfe chinesischer Theebauern aus Fo-kien, Theepflanzungen angelegt und daselbst ein treffliches Produkt erzielt, von welchem sie bereits anderthalb Millionen Pfund auf den Markt von Amsterdam bringen konnten; auf Ceylon, Singapore, Malacca und Pinang, am Vorgebirge der guten Hoffnung, auf St. Helena, hat man den Theebau eingeführt, auch in Brasilien die Theekultur begonnen, und obgleich man dort ein ziemlich gutes Blatt gewonnen hat, kommt der Tagelohn, selbst mit Sklaven, doch viel zu hoch, um mit den Preisen des chinesischen Thee's konkurriren zu können.

Ob übrigens China oder Japan die eigentliche Heimath des Theestrauchs sei, ist noch unentschieden; Siebold nimmt Japan an, während Klaproth nachzuweisen sucht, daß der Gebrauch des Thee's in China bereits in der zweiten Tsin-Dynastie, d. i. in den Jahren 265—419 nach Christi Geburt, begann, aber erst um das Jahr 600 unserer Zeitrechnung als heilsames Getränk allgemeiner wurde, als ein Kaiser von der Suy-Dynastie von Kopfschmerz dadurch befreit wurde, daß er auf Verordnung eines buddhistischen Priesters, einen Aufguß vom Ming- oder Tscha-Blatt (Thee) trank. In Japan wird, nach japanesischen Schriftstellern, der Thee im Jahre 810 zuerst erwähnt. — Der deutsche Kämpfer, dem wir die ersten genauen Nachrichten von Japan verdanken, erzählt folgende Mythe über den wundervollen Ursprung des göttlichen Theekrauts, die er aus japanischen Schriften genommen: Darma, ein König der Hindu's und großer Heiliger, wanderte im Jahre 519 nach China, um dort die Religion des wahren Gottes zu lehren, und das rohe Volk zur Tugend zu führen. Hierzu war es ihm aber nicht hinreichend, sie täglich durch Reden zu unterrichten; er wollte ihnen zugleich an sich selbst ein Beispiel großer Enthaltsamkeit, Bändigung der Leidenschaften und Selbstverläugnung geben. Um dieses besser zu können, entzog er sich allen Annehmlichkeiten des Lebens, brachte Tag und Nacht in Gebet und Betrachtung Gottes und seiner Werke zu, und that, um hierin ungestört Vollkommenheit zu erreichen, das Gelübde, sich gänzlich des Schlafes zu enthalten. Jedoch, der Wille ist stark, der Körper schwach; — wie erschrak Darma, als er nach vielen im Gebet durchwachten Nächten endlich vom Schlaf überwältigt ward und nun erwachte. Entrüstet, sein Gelübde gebrochen zu haben, strafte sich der heilige Mann, und um jeden Rückfall unmöglich zu machen, beraubte er sich der Augenlider, und warf sie zornig gegen die Erde. Der Himmel aber belohnte die heilige Wuth! Die Augenlider faßten sofort Wurzel in dem Boden, und siehe da! vor den Augen des erstaunten Darma's wuchs plötzlich der Theestrauch daraus hervor! Begierig genoß der Heilige seine Blätter, und fand sich geheilt und wunderbar gestärkt. Mit neuen Kräften beseelt verkündigte er dieses Wunder seinen Schülern. Der Thee, welchen man von nun an durch das Zeichen der Augenbraunen des Darma in der Schriftsprache aufnahm und ausdrückte, ward von dieser Zeit an das wichtigste Heil- und Stärkungsmittel, die Universalmedizin des großen Volks. Die Kultur desselben beschäftigte nun einen großen Theil der Bewohner, und der Anbau wurde so bedeutend, daß bereits im achten Jahrhundert, wie die chinesischen Annalisten berichten, die Regierung in einer finanziellen Verlegenheit den Thee mit 10 Prozent besteuerte. Der chinesische Charakter Tscha, mit dem man ihn damals bezeichnete, wurde ehemals Tu ausgesprochen, woraus im Malaischen Tih, und später unser Ausdruck Thee entstanden sein mag; die Japanesen benennen ihn Tsjaa.

Der Thee ist ein Strauch, oder wenn man will, ein kleiner Baum, welcher, wenn er nicht beschnitten wird, gegen 12 Fuß Höhe erreicht, gewöhnlich aber niedriger gehalten wird; seine weiße, fast geruchlose Blüthe öffnet sich im Oktober und dauert bis Schluß Dezember. Der braune oder schwarze Thee, Thea bohea, wird 8 bis 10 Schuh hoch, hat zahlreiche Zweige, die wie der Stamm mit grauer Rinde bekleidet sind; die Blätter stehen wechselsweise, sind ausdauernd, kurzgestielt, elliptisch, glatt, vorn etwas abgestumpft, stumpf-gezähnt und ohne Blattansätze; aus den Winkeln der Blätter kommen die röthlich-weißen Blumen hervor, welche dem äußern Ansehen nach einer einfachen wilden Rose gleichen, und sechs Blumenkronenblätter haben. Die Samenkapseln, welche die Größe einer Schlehe erreichen, sind rund, dreifächrig, und in jedem Fache liegt eine harte, runde Nuß mit Kern, woraus die Chinesen ein Oel pressen. Der grüne Thee, Thea viridis, kömmt dem vorigen am Wuchse gleich, nur sind seine Blätter länger und spitzer, und die Blumen haben nicht 6, sondern 9 Kronenblätter,

wodurch man den grünen Thee am sichersten von dem braunen unterscheidet. — Beide Hauptarten zerfallen, je nach der Behandlung und dem Alter des Strauchs, in verschiedene Sorten, die, von der geringeren bis zur besten Qualität gerechnet, unter folgenden Benennungen in Handel kommen: der schwarze Thee als: Bohea, Kongu, Kampoi, Sutschong und Pekoe; der grüne Thee als: Twankay, Hyson-Skin, Jung-Hyson, Hyson (Heison), Kaiserthee und Kugelthee. — Fast alle zur Ausfuhr kommenden schwarzen oder braunen Theesorten wachsen, mit Ausnahme eines bedeutenden Theils vom Bohea, der in Woping, einem Bezirk von Kuang-tung gebaut wird, in Fo-kien, einer bergigen Seeprovinz, im Norden von Kuang-tung, die von einem sehr gewerbfleißigen Volke bewohnt wird; zerfallen aber wiederum, so wie die grünen Sorten, in eine Menge von Unterabtheilungen, die nach den Besitzern der verschiedenen Pflanzungen benannt werden. Der Thee, welcher zu Lande über Kjächta und Rußland nach Europa gelangt, wird mit dem allgemeinen Namen Karavanenthee bezeichnet; in Maimatschin aber, dem chinesischen Grenzposten, der Kjächta gegenüber auf dem andern Ufer des Flüßchens gelegen ist, unterscheiden die chinesischen Kaufleute, eben so wie die zu Kuang-tung, die Theesorten nach den verschiedenen Plantagenbesitzern. Erman sagt, es seien die dortigen Theesorten sogenannte Familienthee's, d. h. Produkte bestimmter Plantagen in der Provinz Phudjan (Fo-kien), welche die einzelnen Kaufmannsfamilien in Erbpacht haben; der Thee aber, welcher unter dem Namen einer und derselben Familie nach Maimatschin komme, gehöre übrigens bald zu der schwarzen, bald zu der grünen Varietät und deren verschiedenen zahlreichen Abstufungen. Die Angabe des Pflanzers diene nur als Beweis eines bestimmten Ursprungs, und für die Aechtheit und Reinheit des Produkts, während man den sogenannten „gewöhnlichen Thee“ weit weniger achte, weil ihn Aufkäufer bringen, welche dessen Abstammung nicht bis in's Besondere nachweisen können. In Kjächta gehört daher das Studium der Zeichen, mit denen die einzelnen Familien ihre Theeballen und Kisten versehen, zu den Hauptbeschäftigungen der Kaufleute, da diese für ein wesentliches Erforderniß zum Theehandel gelten. Im Allgemeinen hat der Karavanenthee schon deßhalb mehr Vorzüge vor dem, welcher über See nach Europa gelangt, als der noch ein Mal so theure Landtransport es rathsamer macht, die besten Sorten einzuführen, ohne daß ihre Preiserhöhung, im Verhältniß zur Waare selbst, von besonderer Bedeutung ist, und meistentheils ist es daher der Pekoe, welcher auf dem Karavanenwege zu uns gelangt.

Der Theestrauch wird durch Samen fortgepflanzt, in Reihen gesäet und in China in großen Pflanzungen gezogen; in Japan die Felder mit ihm eingefriedigt. Er verlangt eine leichte, gut gedüngte Dammerde, gedeiht aber auch in vielen Bergdistrikten, in Fo-kien und Kiang-nan, in vorzüglicher Güte, und auf Japan ist der Thee der Gebirge der Landschaft Udsi von so besonderem Werthe, daß er ausschließlich für den Gebrauch des Hofs aufbewahrt wird. — In den zwei ersten Jahren läßt man den jungen Bäumen alle Blätter, vom dritten bis zum siebenten aber, bei manchen aber auch bis zum neunten oder zehnten Jahre, wo die Stämme abgeschlagen werden, damit sie von Neuem ausschlagen, sammelt man die Blätter zum Verbrauche.

Kämpfer, Siebold, Timkowsky u. A. geben uns genaue Nachrichten über die Benutzung des Theebaums und die Zubereitung der Blätter. Auf dem Einsammeln derselben, sowohl in Ansehung der Zeit als der Methode, beruht die Güte der verschiedenen Sorten. Mehrere Pflanzer lassen jährlich drei Mal die Blätter einsammeln, und die erste Lese fängt mit dem Februar oder März an. Zu dieser Arbeit werden eigene Leute gedungen, die sich mit nichts anderm als Blättersammeln beschäftigen, und eine besondere Fertigkeit in der Wahl der Blätter haben, so wie große Genauigkeit und Reinlichkeit im Pflücken derselben bezeigen. In einigen Provinzen erlaubt man den Theelesern die Blätter nur mit Handschuhen zu pflücken, und in Udsi müssen sie sich sogar einige Wochen vorher aller Fleischspeisen enthalten, weil sonst, wie man daselbst glaubt, der Athem den Blättern nachtheilig sein soll. — Für die guten Sorten wird jedes Blatt einzeln ausgewählt und gebrochen, und nur bei den geringern Sorten nimmt man es weniger genau; trotz der mühsamen Arbeit sind aber die Einsammler so geübt, daß ein Einzelner oft 9 bis 10 Catti (à 1¼ Pfund) täglich zu pflücken versteht.

Die Blätter der ersten Monate sind äußerst zart und nicht besonders zahlreich. Diese geben den schönsten Thee, der im Lande selbst so theuer ist, daß ihn nur reiche Leute bezahlen können. Dieß ist der sogenannte Kaiser- oder Blumenthee, von dem man früher glaubte, daß er aus den Blüthen des Theestrauchs bereitet würde, was aber nie der Fall ist. Die zweite Lese, welche in April fällt, gibt bereits stärkere Blätter, daher einen minder feineren Thee. Indessen wird immer noch bei dem Einsammeln eine Auswahl unter den Blättern angestellt; die feineren und jungen kommen dem Kaiserthee im Preise am nächsten, die übrigen werden in verschiedene Sorten geschieden. Die letzte Lese dauert mehrere Monate hinter einander, und gibt nur gemeine Sorten, die überall und von Jedermann im Lande getrunken werden. Die allergröbsten Blätter werden aber weder von den Chinesen, noch Japanesen zum Getränk benutzt, sondern nur um seidene Stoffe damit kaffeebraun zu färben.

Nach dem Einsammeln des Thee's folgt das Rösten und Bereiten. Hierzu wird eine Reihe drei Fuß hoher Oefen mit eisernen oder kupfernen Platten erfordert. Der Röstmeister wirft die Theeblätter, je nach ihren verschiedenen Gattungen, nachdem sie zuvor eine halbe Minute in kochendes Wasser gethan werden, auf die vom gelinden Feuer erhitzten Platten, läßt sie auf denselben, bis er sie knistern hört und bemerkt, daß sie anfangen, sich zusammen zu kräuseln. Hierauf bewegt

er sie schnell hin und her, und schüttet sie dann, mittelst einer breiten Schaufel, auf einen großen, in der Nähe stehenden Tisch. Mehrere um den Tisch sitzende Personen nehmen nun diese Blätter und rollen sie mit vieler Vorsicht, so daß die Blätter wie nach einer Richtung gerollt erscheinen. Bei diesen Operationen schwitzt der Thee sehr stark, und läßt einen gelblichen Saft fahren, der ungemein narkotisch ist, und häufig bei den Arbeitern gefährliche Schwindel hervorbringt. Wegen dieser Eigenschaft ist auch der frische Thee überhaupt sehr schädlich, und man trinkt in China und Japan selbst nur Thee von Blättern, die ein Jahr lang fertig zubereitet gestanden haben. Sobald die gerollten Blätter erkalten, werden sie dem Röstmeister von Neuem übergeben, der nunmehr das Feuer mäßiger erhält, und den Thee schneller als vorher auf den Platten umwendet. Dieses Rösten oder Trocknen wird mehrmals wiederholt, und ist eine, große Vorsicht und Aufmerksamkeit erfordernde Manipulation, da die Hände der Arbeiter theils durch den ätzenden Saft sehr leiden, anderntheils ein einziger Hitzgrad mehr den Blättern ihre grünliche oder braune Farbe, und mit derselben zugleich Kraft und Geruch benimmt. Die zu schwarz gedörrten können nur zu einer geringeren Art Thee mit benutzt werden, der eigends hierzu über stärkerm Feuer bereitet wird, und den Namen Pulverthee oder Fi-Ki führt, weil er vor dem Gebrauch zu Pulver gestoßen werden muß. — Bald nach der Zubereitung wird der Thee in großen, zinnernen, und der Beste, für den Binnengebrauch bestimmte, in Porzellan-Vasen aufbewahrt, in welchen man ihn ein Jahr gut verschlossen stehen läßt, oder wenn er zur Ausfuhr bestimmt ist, in mit Staniol ausgeschlagenen, luftdicht verschlossenen Kisten verpackt. — Alles kommt bei der Aufbewahrung des Thee's darauf an, das Eindringen der Luft zu verhindern, damit dessen feiner Geruch und dessen begeisternde Kraft nicht verschwindet. — Welcher Unterschied in ein und derselben Theesorte ist, ersieht man am deutlichsten an dem Karavanenthee, der dem zur See transportirten bei weitem vorzuziehen ist, dem die Seeluft und die ihr anhängende Feuchtigkeit, trotz der guten Verpackung, einen großen Theil seiner belebenden Vorzüge raubt. — Die feinste und in China selbst am meisten geschätzte Sorte ist der Kugelthee, der in der Provinz Yunnan gewonnen wird. Der Kaiser beschenkte die britische Gesandtschaft mit diesem Thee, der, wie Staunton erzählt, „vermittelst eines klebrigen Saftes, der ihm aber nichts von seinem Geruch entzog, in Klumpen zusammengeballt ist." Derselbe wird nur in geringer Menge ausgeführt, gilt aber in China für die Köstlichste aller Theesorten, und wird wie bei uns durch Aufguß benutzt. In Japan wird der Thee zerrieben, in jede Tasse eine Messerspitze voll Theepulver geschüttet, und dieses breiartige Gemisch dann hinuntergeschlürft. Von dem feinsten Thee, den Kämpfer am kaiserlichen Hofe in Japan erhielt, ward die einzelne Tasse auf mehr als einen Dukaten geschätzt. „Laß es dir gut schmecken," sagte der Hofpage, welcher ihm die Tasse reichte, „denn jede Tasse kostet einen Itzebo (1¼ holländischen Dukaten)."

In China und Japan genießt man den Thee gewöhnlich ohne andern Zusatz, doch setzten Wohlhabende schon zu Neuhofs Zeiten (1655) Milch zu wirklich gekochten Theeblättern. Bei der ärmern Volksklasse, und namentlich bei den Landleuten in Japan, findet man fast in jedem Hause einen Kessel, in welchem Thee in einem Korbe hängt, und so über dem Feuer kocht. Hieraus schöpft dann ein Jeder, der zur Familie gehört, um seinen Durst zu löschen, und trinkt ihn kalt oder warm.

Die Portugiesen lehrten uns den Thee zuerst kennen; in Maffei's Historia Indica, die 1589 zu Leyden erschien, wird seiner am ersten Erwähnung gethan, und um das Jahr 1610 führten ihn die Holländer in Europa ein. Die holländisch-ostindische Gesellschaft suchte den neuen Handelsartikel zu einer Goldgrube zu machen, und besoldete mehrere Aerzte, um seine Tugenden zu verkünden. Bontekoe führte den Zug der Lobpreiser an, und nun ward der große Kampfplatz für und wider den Thee eröffnet; mehr als ein halbes Hundert Autoren lobten, besangen oder verwünschten den Thee, und bis auf die neueste Zeit ist der Streit der Aerzte über den Nutzen oder Schaden des Thee's noch nicht geschlichtet. Da die frischen Blätter, wie es selbst die Chinesen und Japanesen bei deren Zubereitung erfahren, ätzend sind, die Ausdünstung derselben narkotisch ist und Schwindel erregt, so ist es unläugbar, daß der Theestrauch in seiner vollen Stärke zu den bedenklichen Gewächsen gehört. Die durch Feuer und Wasser und längeres Lagern geläuterten Blätter scheinen indessen eine bedeutende Aenderung zu erleiden, und von jenen stark wirkenden Kräften gerade nur so viel zu behalten, um die Lebensgeister zu erfrischen und den Menschen zu erheitern, denn Jedermann wird finden, daß man sich nach starker Ermüdung, nach heftigen Bewegungen, durch einige Tassen guten Thee ungemein erquickt fühlt, ja daß, selbst nach zu viel genossenen, starken Getränken er das Blut beruhigt und den Kopf erleichtert. Dagegen wirkt er bei empfindlichen Personen zu heftig auf die Nerven; er macht schlaflos und erregt, stark getrunken, Zittern der Glieder; besonders ist dieß der Fall, sobald man ihn ohne Zusatz von Milch trinkt, oder ohne sonst etwas dabei zu genießen. In England wurde der Thee um das Jahr 1650 bekannt, und zehn Jahre später war derselbe bereits so allgemein, daß eine Parlamentsakte jede Gallone Thee, die in den öffentlichen Schenken verzehrt wurde, mit einer Steuer von 8 Pence belegte. In Rußland wurde der Thee noch früher bekannt, und 1638 brachten Gesandte ihn als Geschenk für den moskowitischen Zaar mit. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überstieg die jährliche Einfuhr in England nie 5000 Pfund, von Anfang des 18. Jahrhunderts aber stieg sie in die Hunderttausende, und hatte sich bis 1750 auf mehr als zwei Millionen Pfund gehoben. Im Jahre 1800 belief sie sich auf 20,358,702, im J. 1830 auf 30,047,079, und 1845 auf 49,238,119

Pfund. Der Theehandel über See ist gegenwärtig, wenn man nur Massen berücksichtigt, fast ausschließlich in den Händen der Engländer, denen die Amerikaner, die Holländer, Preußen und dann erst andere europäische Völker folgen. Den Landhandel betreiben lediglich die Russen. Die Durchschnittsausfuhr aus China mag sich gegenwärtig auf 76 Millionen Pfund belaufen, von denen in runder Summe 50 Millionen Pfund durch die Hände der Engländer, 10 Millionen durch die Amerikaner, 10 Millionen durch die der Russen, und 6 Millionen durch Holländer und andere Nationen gehen. Rechnen wir, ohne Berücksichtigung der Steuergefälle, im Durchschnitt alle Sorten nach Londoner Preisen nur zu 1 fl. 30 kr. das Pfund, so stellt die Theeausfuhr ein Kapital von 114 Millionen Gulden vor, welches Europa und Amerika jährlich an China, theils in baarem Gelde, theils in Manufakturwaaren und andern europäischen Erzeugnissen vergüten muß.

Der russische Theehandel wurde früher, bis zum Jahre 1755, durch Karavanen betrieben; die argwöhnischen Chinesen legten aber den Russen immer mehr Hindernisse in den Weg, so daß diese sich endlich genöthigt sahen, die Reisen nach Peking, welche im Stromthal des Jenissei zum Tafellande der Mongolei hinaufgingen, ganz einzustellen. Nach der Thronbesteigung Katharina's II. ermunterte die Regierung, durch Verwilligung von Freiheiten, die Unternehmungen rühriger Kaufleute, und von da an hob sich der Handel mit China an der Grenze zu immer größerer Wichtigkeit. An den Ufern des kleinen Flusses Kjächta, der nach dem Traktat von 1727 der Stapelplatz der russischen und chinesischen Waaren geworden war, erhoben sich auf dem Felde, welches jener Vertrag als Tauschort bestimmt hatte, zwei Städte, die russische, Kjächta, nach dem Flusse benannt, der ihre Mauern bespült; die chinesische, im Süden, Maimatschin, oder eigentlich Mai-mai-tsching, d. h. die Stadt der Verkäufe und Einkäufe. — In Kjächta unterhält die russisch-amerikanische Kompagnie große Magazine, und reiche Handelshäuser in Moskau, Wologda und Kursk haben hier ihre Comptoire. Die Einfuhr aus China besteht in Seiden- und Baumwollenzeugen, Droguen, Porzellan u. s. w., hauptsächlich aber in Thee, der 23/24 der Gesammt-Importation beträgt. Wie schon oben bemerkt wurde, kommen nur die besten Sorten nach Maimatschin-Kjächta, und außer diesen Eine, die in Europa kaum bekannt ist, der Thee in Tafeln nämlich, welcher einen der wichtigsten Artikel im Kjächta-Handel ausmacht. Wir nennen ihn gewöhnlich Ziegelthee, richtiger aber sollte er, wie Erman bemerkt, „Mauersteinthee“ (Russisch: „Kirpitsch“) heißen, weil die Masse die Form der bei uns üblichen Mauersteine hat. Die Tafeln bestehen aus einem Gemenge von Blättern und Stengeln des Theestrauchs, so wie von Blättern einer Saxifrage, die in großer Menge in den südlichen Gegenden des mongolischen Steppen-Plateaus wächst, und zuvor in Lammsblut getaucht wird. Diese sonderbare Masse wird geknetet, in die Steinform gebracht und darauf in einem Ofen getrocknet. Die Art, wie man davon Gebrauch macht, ist eben so wunderlich, denn sie wird mit Mehl, Fett und Salz zusammen gekocht, und so ein Gebräu daraus bereitet, das für die Nomadenvölker von Inner-Asien, für sämmtliche Buräten und Kalmücken, für die russischen Bauern südlich vom Baikal, und für die meisten mongolischen und tartarischen Völker, welche dem russischen Scepter unterworfen sind, eben so unentbehrlich geworden ist, wie das Brod in Europa. Die russischen Handelshäuser in Kjächta kaufen bedeutende Quantitäten von diesem Thee, um ihn auf der Messe von Nischne-Nowgorod wieder zu verkaufen, und jährlich liefern sie für mehr als 20 Mill. Rubel verschiedene Theesorten dorthin ab.

Die Chinesen bedienen sich, auf ihren langen Karavanenzügen durch die Steppen der Mongolei, meistentheils der Kameele zum Transport des Thee's, die Russen dagegen verführen den, welchen sie im Sommer, besonders im Frühling von Kjächta nach Europa expediren, hauptsächlich zu Wasser, die Selenga hinab, über den Baikalsee, die Angara, die weiter abwärts den Namen der obern Tunguska führt, hinunter bis zum Jenissei; zu Jenisseisk angelangt, werden die Güter zu Lande bis an die Ufer des Ket transportirt, und von da den Ket, Ob und Irtuisch abwärts nach Tobolsk, den Hauptstapelplatz des sibirischen Handels. Von da gehen die Waaren zu Schlitten nach den Ufern der Tschussowaja, und von dort kommen dann die Waaren im nächsten Sommer zu Wasser nach Nischne-Nowgorod. Die Güter, welche im Herbst in Kjächta expedirt werden, bleiben in Irkutsk liegen, bis die Schlittenfahrt bis an die Ufer der Tschussowaja möglich ist; welche Jahreszeit aber auch gewählt werden mag, immer braucht man ein Jahr, um die Strecke von 850—1000 deutsche Meilen, welche Kjächta von Nischne-Nowgorod trennt, zurückzulegen. Dieser Zeitaufwand allein ist die Ursache, daß die Waare auf der großen europäisch-asiatischen Völkermesse zu Nischne-Nowgorod fast um 300 Prozent theurer zu stehen kommt, als in Kjächta; während der Transport zur See, von Canton aus nach Europa, nur einen Aufschlag von 150 Prozent erheischt. — Der Verbrauch des Thee's in Asien ist noch bedeutend größer, als in Europa: von Japan an, durch ganz China, Cochinchina, das ganze Hochasien, die Mongolei, Tartarei, Tübet, Nepal, Turkestan, Bokhara, bis zu den Gestaden des Kaspi-See's trinkt Alles Thee, der theils aus Rußland, theils direkt aus China dorthin geführt wird, und die Konsumtion in China selbst soll sich auf mehr als 300 Millionen Pfund belaufen.

Der Theesegler, Morpho Rhetenor, den unsre Tafel auf der Theepflanze sitzend zeigt, ist einer der prachtvollsten chinesischen Schmetterlinge, der auch in Süd-Amerika gefunden wird. Er hat 5½ bis 6 Zoll Flügelspannung und gleicht dem Menelaus; er entwickelt sich aus einer 3 Zoll langen, gelben Raupe, die vier rosenfarbene Streifen und vier schwarze Stacheln auf jedem Ringel hat. Die Oberflügel sind prachtvoll blau und schillernd in jeder Richtung, von silbergrün bis zum tiefsten Purpur; die Unterseite ist braun, mit

grünlichen Flecken, und auf jedem Flügel befinden sich drei hochgelbe, schwarz und grün eingefaßte Augen.

Felsstürze.

Die Zeitungen erzählten uns die entsetzliche Thatsache, daß eine 580 Fuß hohe Felswand des Calanda, zerklüftet, stets mehr und mehr sich lockernd, auf das unten liegende Dorf Felsberg herabzuschmettern droht. Auf der einen Seite wird das stete Vergrößern der etwa 700 Fuß langen Spalten genau beobachtet und gemessen, das unheimliche Knistern und Rollen im Innern des Felsens treu gemeldet, — zuweilen auch stürzen, wie lauter mahnend, tüchtige Blöcke donnernd herab. —

Es ist nicht das erste Mal, daß die Schweiz solche großartige Unglücksfälle erfährt, Pleurs und Goldau sind allbekannt. Vielleicht interessirt es indeß unsre Leser, von einigen Felsstürzen hier zu lesen, deren Kunde nicht so allgemein geworden ist.

Umragt von steilen Wänden des Appennins, die heute noch häufige Bergstürze herabsenden, lag zu Plinius Zeiten die Stadt Veleja, südlich von Piazenza. Sie war spurlos von der Erde verschwunden, und kein Geschichtschreiber berichtet uns ihren Untergang — nicht die Stätte mehr wußte man aufzufinden, wo Tausende von Menschen, im geschäftigen Verkehr, Jahrhunderte hindurch sich getummelt. Nur ein Paar benachbarte Bergspitzen hatten sich die bedeutenden Namen Moria und Rovinarso erhalten. Der Zufall ließ 1747 einen Hirten eine vom Bergwasser ausgewaschene Erztafel finden, auf der eine Stiftung Trajans eingegraben war. Weitere Nachforschungen entdeckten — die ganze Stadt, unter einer zwanzig Fuß hohen Schuttdecke.

Die Leute scheinen damals indeß noch nicht so gern deliberirt zu haben, hatten auch vielleicht nicht so Viele zu fragen: denn die Stadt scheint, auf das Mahnen der Natur, mit Ruhe und Ordnung verlassen zu sein. Keine verunglückte Leiche, kein werthvoller Gegenstand blieb in den Ruinen zurück, die völlig aufgedeckt wurden.

An der Grenze des Wallis und der Landschaft Bex, im Norden des Städtchens Sitten, erhebt sich eine Felswand, aus der die drei schneebedeckten Hörner der Diablerets aufstarren, 9600 Fuß über Meer hoch. Die häufigen Lawinen und Felsstürze, die sie herabsenden, das Schaurige und Wildsteile ihrer Wände weckte in früheren, dunkleren Zeiten den Wahn, böse Geister hausen in ihren zackigen, zerrissenen Klüften; ja sie wurden nach alten Nachrichten jährlich komplett exorzisirt, welches aber schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehoben wurde. Das Gestein der Diablerets ist ein mürber, dünngeschichteter Kalkstein, reich an Versteinerungen, dessen mannigfache Biegungen, Zerklüftungen und Verschiebungen die Idee einer Hebung vom Erdinnern aus ziemlich nahe legen.

Am 23. September 1714 hörten die Aelpler, welche am Fuß der Felsenwand weideten, ein dumpfes, rollendes Getöse, welches grausenerregend zunahm. Am 25. brachen mehrere Hörner zusammen, und der Sturz ihrer Trümmer krachte mehrere Tage in's bange Thal hinab, welches eine dicke Staubwolke bis auf sechs Stunden Entfernung deckte. Mächtige Felsbrocken wurden auf zwei Stunden gerader Entfernung hinausgeschleudert; fünfzehn Menschen und über hundert Stück Vieh waren verloren.

Drei Monate waren nach dem schrecklichen Ereigniß entschwunden; Schnee deckte die Hütten des Dorfes Avén, als ein bleiches, kaum mit Haut und einigen Lumpen bedecktes Gerippe heranschwankte. Alt und Jung floh die gespenstische Erscheinung, die aus langem, struppigem Bart unverständliche Flehlaute murmelte. Es war der 28jährige Senne Claude Berat, den man vom Bergsturz zerschmettert glaubte. Sein Hüttchen war dicht an einem Felsen erbaut, an diesen wurde ein gewaltiger Block so geschleudert, daß Beide ein sicheres Dach bildeten, über welches Schutt und Gestein weithin sich häuften. Drei Monat gebrauchte der Arme, sich mit dem Werkzeug, welches er in der Sennhütte fand, aus seiner Gruft zu befreien. Der im Sommer bereitete Käse war seine Nahrung, sein Trank ein dünner Wasserstreifen, der durch den Schutt sickerte.

Der Dent du Midi hebt über dem Städtchen St. Maurice seinen imposanten, zackigen Gipfel 9880 Fuß hoch in die Wolken. Er gehört zu der Alpenkette, welche am linken Ufer der Rhone sich hinzieht, und besteht aus Kalk- und Mergelschiefer. An seiner Seite hängt ein Gletscher herab, der einen starken Bach entsendet, welcher am tiefern Hang Waldungen und Waiden tränkt.

Am Abend des 25. August 1835 traf der Blitz wiederholt die bis dahin regelmäßige Pyramide des Mittaghorns. Am andern Tag brach die ungeheure Masse zusammen, und stürzte mit furchtbarem Krachen auf den Gletscher herab; dichte Staubwolken erhoben sich und senkten sich weithin, unter dem Wind auf acht Stunden Entfernung, nieder. Aus einer Schlucht drängte ein Strom dicken Schlammes oder eigentlich Teigs hervor, auf dessen Oberfläche Felsblöcke, wie Eisschollen auf einem Flusse, schwammen, und der alles, was ihm im Wege stand, fortführte, zur Seite schob oder zerschmetterte. Die stärksten Fichten wurden wie Rohre geknickt und zu Splittern gerieben. Endlich stürzte sich die zähe Fluth in's steile Felsenbette der Rhone, deren empörte Wogen einen wilden Kampf begannen, welchen Augenzeugen nicht schrecklich genug beschreiben können.

So drohen dem Bewohner gepriesener Gebirge unzählige, gräßliche Gefahren, von denen das flachere Land nichts weiß. Plötzlichen, grausen Tod senden die Berge vom hohen Kulm herab auf die ruhigen Schläfer; und glücklich sind noch die Todten zu preisen gegen die, welche im tiefen Grabe von Schutt oder Schnee das qualerlösende Ende, oft halb zerschmettert, erflehen, bis es langsam erstickend ihnen naht.

Dr. Schmidt.

Der amerikanische Wolf.

Der schwarze Wolf lebt nur im Walde, und dort wo möglich in den undurchdringlichsten Dickichten und Schluchten, die er auffinden kann, nährt sich von allen Arten von Wild, das er erjagt, oder, in dessen Ermangelung, von Fröschen, Eidechsen und allem möglichen sonstigen Ungeziefer.

Er ist furchtsam und scheu, und selbst die Wölfin vertheidigt ihre Jungen nicht gegen den Menschen.

Ganz unähnlich anderen Raubthieren geht er selten allein auf den Raub aus, jagt meistens in Heerden, und findet sich besonders da ein, wo ein Aas liegt; folgt sogar, in menschenleeren Gegenden, dem Jäger, wenn dieser sich eine gewisse Zeit auf einer Strecke Landes aufhält, um seinen Theil an der erlegten Beute zu erhalten. Ist übrigens lange nicht so schlau, als der Europäische, und wird leicht in Fallen gefangen, die die Amerikaner auf verschiedene Art zu stellen wissen, von denen die allgemeinste und, in den westlichen Wäldern wegen Mangel an Stahlfallen, die gebräuchlichste eine kolossale Art Rattenfalle ist, die, von Stämmen errichtet, mit einem aus zusammenbefestigten Stämmen bestehenden Deckel versehen ist, der nach Art der sogenannten „Studentenfallen“, sobald der Wolf das in dem Verschlag befestigte Fleisch berührt, zuschlägt. Häufig vergiften ihn auch die Landleute mit sogenannten Buttons (Krähenaugen), die sie pulverisiren und in ausgestelltes, rohes Fleisch einreiben; doch haben diese das Unangenehme, daß sehr oft gerade die besten Hunde, die Nachts um die Farmen herum jagen, dasselbe finden, verzehren und, sobald sie darauf saufen, rettungslos verloren sind.

Aeußerst selten, und wohl nur im peinlichsten Hunger, greifen sie Menschen an, sonst fliehen sie den Geruch derselben, kommen aber Nachts häufig um einzeln gelegene Wohnungen zusammen, wo sie besonders den jungen Ferkeln nachstellen, und zwischen diesen oft großen Schaden anrichten.

Sind die Wölfe (vorzüglich in rauhen, regnichten Nächten) auf der Jagd, so heulen sie fast regelmäßig um 12 Uhr in wildem, melancholischem Chor, das Einer von ihnen (fast stets ein alter, Baß heulender) anführt; ihm folgen dann einige der Uebrigen, wie in antwortenden Trauertönen, und plötzlich fällt das ganze Chor so wüthend wehmüthig ein, daß der einsame Jäger oft unwillkührlich sich beide Ohren zuhält, um die gellenden Jammerlaute nicht länger mit anhören zu müssen.

Nach diesem Ensemble verstummen sie gewöhnlich bis vor Tagesgrauen, wo sie sich wieder sammeln, um in ihre Schlupfwinkel zurückzukehren, und lauter, wilder und länger, als um Mitternacht, schallt jetzt ihr Klageruf durch den stillen Wald.

Sonderbar ist die Angewohnheit, die sie haben, daß sie, wenn sie sich an einer Straße oder einem Fußweg sammeln, wie dieß häufig geschieht, diesem eine kurze Strecke folgen, und ihn dann verlassend, eine gerade Richtung nach ihren Verstecken hin einschlagen, dort aber, wo sie vom Wege abgehen, Alle scharren und kratzen, gleichsam um den Punkt zu bezeichnen.

So frech und dreist sie sich übrigens manchmal darin zeigen, daß sie Nachts bis auf wenige Schritte an bewohnte Häuser heranschleichen, so sehr bedenken sie sich, aufgehangenes Fleisch im Walde anzurühren, wenn sie sich nicht vorher lange überzeugt haben, daß keine Gefahr dahinter lauert; hat aber erst Einer von ihnen das aufgehangene Wild einmal berührt, dann fallen Alle mit wahrer Gier darüber her, und nur kurze Zeit bedürfen sie, alles Genießbare rein von den Knochen abzunagen.

Die Wölfin wirft in einem unzugänglichen Dickicht in einem hohlen Baum 4 — 5, oft auch auch mehr, Junge, die, ganz wie junge Hunde, 9 Tage blind sind.

Die Jäger behaupten, daß fast bei jedem Wurf ein sogenanntes „dog-poppy“ oder ein Wolfshund sei, der später, wenn er leben bliebe, der grimmigste Feind der Wölfe würde, die Alte nähme daher, wenn die Jungen groß genug wären, um umherzulaufen, dieselben zum nächsten Bach und ließe sie saufen, wo das dog-poppy dann nach Art der Hunde leckte, und sogleich von der sie scharf beobachtenden Mutter getödtet würde.

Sie thun den Heerden ungeheuren Schaden, und es ist daher von der Regierung der vereinigten Staaten eine Prämie von 3 Dollaren auf einen Wolfsscalp gesetzt; doch kann Niemand auf die Prämie Anspruch machen, der nicht beschwört, daß er den Wolf selber erlegt, vergiftet oder gefangen habe.

Der Biß des Wolfes ist fürchterlich scharf, und ein einzelner Hund, wenn es nicht eben ein sogenannter Wolfshund oder Abkömmling von Wölfen ist, scheut sich stets, ihn anzugreifen; dabei hat er im Laufen eine ungeheure Ausdauer, und legt, mit dem ihm eigenthümlichen, langen Gallopp, oft bedeutende Strecken in einer Nacht zurück; es ist daher auch unmöglich, ihn mit Hunden und Pferden zu hetzen, besonders da er augenblicklich eine gerade Richtung einschlägt, und die Gegend flieht, in der er verfolgt wird, um später, wenn er Alles ruhig glaubt, wieder zurückzukehren. — Das Fleisch ist unbenutzbar und das Fell von sehr geringem Werthe.

Es gibt auch noch eine kleinere Art: den grauen Prairiewolf, der sich nur in den ungeheuren Steppen des Westens aufhält, er ist aber lange nicht so groß und stark, auch nicht halb so gefährlich als der schwarze Waldwolf, und hat eine gelblich graue Farbe, kommt aber sonst fast in allen Stücken dem anderen gleich.

Fr. Gerstäcker.

Dresden und Heidelberg.

(Taf. 21.)

Dresden und Heidelberg, zwei der lieblichsten Städte unsres deutschen Vaterlandes, sowohl hinsichtlich der reizenden Natur ihrer Umgebungen, als auch ihrer wissenschaftlichen und Kunstschätze, verdienen von Allen gekannt zu sein, und erwecken gewiß bei Vielen, die den Norden und Süden Deutschlands bereist haben, die angenehmsten Rückerinnerungen.

Dresden, das deutsche Elbflorenz, die Haupt- und Residenzstadt Sachsens, breitet sich längst beiden Ufern des majestätischen Elbstroms aus, der die böhmischen Grenzgebirge durchbrechend, bis wenige Stunden oberhalb der Stadt, durch die steilen, grotesken Sandsteinfelsenwände der sächsischen Schweiz eingeengt wird, hier aber in ein muldenförmiges, auf beiden Seiten von fruchtbaren, mit Weingeländen und üppigen Getreidefeldern überzogene Anhöhen begrenztes Längenthal übergeht, das sich stromabwärts immer mehr erweitert, und unterhalb Meißen in völlige Ebene übergeht. — Wir hatten das rauhe, gewerbfleißige Erzgebirge durchwandert, in Freiberg den Stolz des sächsischen Bergbau's kennen gelernt, durchschnitten das wild romantische Muldethal, und verfolgten einen Fußsteig, der eine beträchtliche Anhöhe hinan führte, um den letzten Bergrücken zu erreichen, der uns von Sachsens Hauptstadt trennte, und hatten auf dem höchsten Punkte des Kammes eine weite Aussicht auf den Meißner Kreis, der in verschwimmenden Umrissen sich vor uns ausbreitete. Bald erreichten wir Naundorf und Mohorn, und überschritten das Schlachtfeld von Kesselsdorf, wo Leopold von Dessau am 15. Dezbr. 1745 über die Sachsen siegte; der Weg führte nunmehr allmählig abwärts, wir hatten den Abfall des Bergplateau's erreicht, und entdeckten jetzt die Anhöhen am rechten Elbufer, bald den herrlichen Strom selbst, und noch ehe wir Gorbitz erreichten, erblickten wir eine der entzückendsten Landschaften, die je unser Auge sah, und deren Reize durch die Beleuchtung der Abendsonne noch unbeschreiblich erhöht wurde. Oberhalb des Dörfchens Löbtau, an der Grenze des Weichbildes von Dresden, ruhten wir an des berühmten Mineralogen Werner's Denkmal, das halbkreisförmig aus Granitblöcken und Basaltsäulen besteht, versunken im Anblick des herrlichen Panorama's: in weiter Ferne rechts blinkten die Fenster der Festung Königstein; vor ihnen erhob sich, in dunkles Blau gehüllt, der isolirte Kegel des Liliensteins, und in scharfen Konturen ein großer Theil der phantastischen Gipfel der sächsischen Schweiz; hinter Dresden und weiter herunter nach Meißen zu, schön angelegte, mit lieblichen Villen geschmückte Weinberge, und in der Thalebene selbst die ausgedehnte Stadt mit ihren Prachtgebäuden und hohen Thürmen, und der durch Schiffe, Dampfboote und Gondeln belebte Elbstrom. — Am Freiberger Schlage wurden wir polizeilich angehalten, nach unsrer zu nehmenden Wohnung gefragt, und unsre Pässe uns gegen Empfangschein mit der Bemerkung abgenommen, uns auf der Paßexpedition eine Aufenthaltskarte zu lösen. — Wir stiegen in Stadt Rom, am Neumarkte, ab, erhielten dort ein freundliches Zimmer, und hatten alle Ursache, vollkommen mit unsrer Wahl zufrieden zu sein. — Nach Dresdner Gebrauch nahmen wir einen Lohnbedienten an, bei dem wir uns erkundigten, ob Fremde im Hôtel seien, die gleich uns die Merkwürdigkeiten der Residenz sehen wollten, und da er die Frage bejahete, machten wir ihn darauf aufmerksam, eine passende Anzahl zu einer Gesellschaft zu vereinigen, und uns dabei zu berücksichtigen; eine Vorsicht, die in Dresden um so nöthiger wird, als der freie Eintritt zu Dresdens Kunstschätzen nur an einzelnen Tagen gestattet, zu jeder andern Zeit aber ein ziemlich hoher Eintrittspreis zu erlegen ist. Am nächsten Morgen schon hatte der Gefällige unsre Bitte realisirt, und zeigte uns die Tage und Stunden an, zu welchen wir unsere Wißbegierde befriedigen konnten.

Unser erster Ausflug war der Besteigung der Frauenkirche gewidmet, von deren Kranz aus wir alle Theile der Stadt, das Thal von Pirna bis in die Gegend von Meißen, und den herrlichen Strom mit seinen mannigfaltigen Biegungen überblicken konnten. Im Osten wird die Thalebene von Anhöhen umschlossen, die durch die sächsische Schweiz mit den böhmischen Gebirgen zusammenhängen; nach Süden erheben sich die Vorberge des hohen Erzgebirges; im Westen begrenzt eine beträchtliche Anhöhe, die durch die Bergabfälle des romantischen Tharants ebenfalls mit dem Erzgebirge in Verbindung stehen, den Horizont, und im Nordwesten erhebt sich der Trachenberg, der in die Hochebene der Haide übergeht, aus welcher der Augustusberg emporragt. — Mitten in der Thalebene liegt Dresden, und überall fesseln liebliche Anlagen, Weinberge, Lusthäuser, weidende Heerden, blühende Dörfer, Schiffe und andere Fahrzeuge, und nach Westen und Norden hin die rauchenden Lokomotiven der Eisenbahnen, den Blick des Beobachters. Lange betrachteten wir die reizende Landschaft, die schöne Stadt und das Treiben und Drängen ihrer geschäftigen Bewohner, und verließen endlich die Zinne des herrlichen Tempels, um unter der Erde die Katakomben, die einen Kreuzgang unter der Kirche bilden, zu besichtigen. Die Frauenkirche selbst ist ein rundes, aus lauter Quadersteinen nach dem Muster der Peterskirche in Rom aufgeführtes Bauwerk, um dessen Kuppel vier kleine, pyramidenförmige Thürme stehen. Im Innern der Kuppel, die doppelt gewölbt ist, zieht sich eine Gallerie, und in acht Feldern derselben sind eben so viele Gemälde, die vier Evangelisten und die Haupttugenden vorstellend. Der Altar ist sehenswerth, und besteht aus Sandsteinsäulen und einem Altarblatte von erhabener Arbeit, den Heiland im Garten Gethsemane. —

Dresden besteht aus vier gesonderten Stadttheilen, aus der Altstadt mit der Pirnaischen, Wilsdruffer und Seevorstadt, aus der Friedrichstadt, die durch die Weißeritz von der Altstadt getrennt ist, aus der Neustadt und aus der Antonstadt mit den

Scheunenhöfen. Altstadt und Friedrichstadt liegen auf dem linken, Neustadt und Antonstadt auf dem rechten Elbufer; eine große steinerne, 552 Schritt lange, 36 Fuß breite, mit Trottoiren und eisernen Geländern versehene Brücke, die auf 17 Pfeilern ruht und aus 16 Bogen besteht, verbindet die Altstadt mit Neustadt, und eine kleinere steinerne Brücke führt von der Wilsdruffer Vorstadt nach Friedrichstadt, so daß alle Haupttheile der Stadt mit einander verbunden sind. Die Altstadt hat mit Ausschluß des sogenannten italienischen Dörfchens, welches hinter der katholischen Kirche an der Elbe liegt, und ursprünglich eine Ansiedelung der, bei Errichtung dieser Kirche thätigen italienischen Maler und Bildhauer war, 46 Straßen und öffentliche Plätze; die Pirnaische Vorstadt zählt deren 13, die Seevorstadt 21 und die Wilsdruffer Vorstadt 22. — Friedrichstadt besteht aus dem baumreichen Marktplatz und 7 großartig ausgeführten Straßen; die Neustadt zählt deren 22, und Antonstadt bereits 14. — Die Zahl sämmtlicher Häuser in allen Stadttheilen beläuft sich gegenwärtig auf 4000, und die der Einwohner, mit Ausschluß der zahlreichen Fremden, welche die Eisenbahnen wöchentlich zu vielen Tausenden bringen, auf 80,000 Seelen, unter denen sich gegen 7000 Katholiken, 900 Juden und 300 Reformirte befinden. — Kirchen und Bethäuser zählt Dresden 18, darunter die katholische Hofkirche, die Frauenkirche, die Kreuzkirche, Sophienkirche und Pfarrkirche zu Neustadt, und der Tempel der Israeliten, unfern des Brühl'schen Gartens. Hospitäler 3, Krankenhäuser 5, und 1 Waisen- und Findelhaus. — Die katholische Hofkirche, unstreitig eine der schönsten Kirchen Deutschlands, liegt an der Elbe, auf einem großen, freien Platze zwischen der Brücke und dem königlichen Schlosse; sie ist aus Pirnaischem Sandsteine gebaut, bildet unten ein Viereck, im Schiffe ein Oval, und hat an beiden Hauptenden ovale Vorlagen. Der Haupteingang unter dem kostbaren Thurme, der aus 3 Stockwerken besteht, die von Säulen getragen werden, ist der Elbe zugekehrt; das Dach ist platt, mit Kupfer gedeckt, und hat ein doppeltes Geländer, von denen das erste um die ganze Kirche geht, das andere das Schiff umgrenzt. Auf beiden Geländern stehen 64 kolossale Heilige, von Matielli aus Sandstein gearbeit, und ähnliche befinden sich zwischen den Eingängen. — Tritt man durch den Haupteingang in's Innere, so öffnet sich das Schiff, in dessen Hintergrunde der Hochaltar steht. Ein breiter Säulengang läuft um das Schiff und den Hochaltar, und bildet zugleich zwei Seitenkirchen, die Xaver- und Nepomuks- und die Benno- und Kreuz-Kapelle. Hinter dem Hochaltar ist die Sacristei, unter welcher sich das königliche Begräbniß befindet. Der Fußboden der Kirche besteht aus Marmorplatten; der Hochaltar, auch aus Marmor gebildet und auf jeder Seite mit zwei Säulen geschmückt, nimmt 3 Pfeiler ein; er trägt ein 14 Fuß hohes, silbernes Kruzifix, sechs silberne, 12 Fuß hohe Leuchter mit getriebenen Verzierungen aus der biblischen Geschichte, und ein silbernes Tabernakel, das allein 18,000 Thaler gekostet haben soll. Ueber dem Hochaltar befindet sich das berühmte Gemälde von Mengs, die Himmelfahrt Christi, mit 16 Figuren in mehr als Lebensgröße. Außer dem Hochaltar sind noch acht Seitenaltäre, mit Gemälden von Mengs und Rotari, und in der Xaver-, Benno-, Nepomuk- und Kreuz-Kapelle sind prachtvolle Decken- und Altargemälde, und ein Johannes der Täufer und eine Magdalena, beide aus Marmor, von Bernini's Meisterhand. — Die Kreuzkirche, zwischen dem Altmarkt und der Kreuzgasse, bildet ein längliches, geschmackloses Viereck, mit sechs Eingängen in winkelrechten Vorlagen und einem platten, mit Kupfer gedeckten Dache. Der Thurm besteht aus Säulen, und hat eine steinerne Treppe, die bis zur Spitze desselben führt; das Innere der Kirche ist höchst einfach, aber gut erleuchtet, und den Altar ziert ein Gemälde von Schönau, die Kreuzigung Christi. Die Sophien- oder evangelische Hofkirche, zwischen den beiden Brüdergassen, ist ein unansehnliches Bauwerk, mit schönem, geschnitztem Portal. Eine Menge alter Denkmale, die früher in derselben waren, wurden bei der Erneuerung der Kirche herausgerissen, wodurch die Kirche, wenn auch an Licht, doch sonst nicht besonders gewonnen hat. — Die Neustädter Pfarrkirche ist höchst einfach, und in derselben nur der Altar, welcher die Geschichte der thörigten und klugen Jungfrauen in halberhabener Arbeit vorstellt, sehenswerth. — Von der Neustädter Kirche wandten wir uns nach dem Neustädter Kirchhof, der zwischen der schlesischen und Leipziger Eisenbahn liegt, um den dort in 27 Sandsteinfiguren ausgeführten Todtentanz zu besehen. Das Ganze ist in vier Felder abgetheilt; der Tod, in einer ganz eigenen Gestalt, eröffnet den Tanz: im ersten Felde sieht man den Papst mit der Geistlichkeit, im zweiten den Kaiser mit den höhern weltlichen Ständen, im dritten die niedern Stände, im vierten endlich den Frauenstand, mit einer Aebtissin an der Spitze, dann einen Greis, einen Jüngling und ein Kind. — Einmal in Neustadt, besuchten wir die beiden Bahnhöfe, und wandten uns dann, zum Leipziger Thore hinein, nach dem Japanischen Palais, in dessen Erdgeschoß sich das Antikenkabinet und die Münzsammlung, im Souterrain die Porzellansammlung befinden, in den obern Stockwerken aber die Schätze der großen, öffentlichen Bibliothek aufgestellt sind. Ausgezeichnete Militärmusik rief uns um 12 Uhr durch die Meißner Gasse nach der Hauptstraße, zwischen deren Alleen herab das Militär aus der Kaserne gezogen kam, um die Hauptwache in der Altstadt zu besetzen; wir besahen das, dem Blockhaus gegenüber, auf dem Marktplatz befindliche Denkmal Augusts II., das auf einem kolossalen Fußgestell von Sandstein steht, und belächelten das Bizarre der Idee des Künstlers, der Römertracht des Fürsten eine zierliche Stutzperrücke beigefügt zu haben, bewunderten aber die Vortrefflichkeit der Arbeit, die ein Augsburger Kupferschmidt aus zusammengenieteten Kupferplatten gefertigt. Der König, dessen Gesicht vortrefflich nachgebildet sein soll, sitzt, den Feldherrnstab in der Hand, auf einem sich bäumenden

Rosse, dessen Hinterfüße und Schweif nur das Fußgestell berühren. — Eine der zahlreichen, hier aufgestellten Droschken brachte uns, am Jägerhof vorbei, nach dem Kadettenhause, an der Ecke der breiten Gasse, und von dort zum schwarzen Thore hinaus, nach einem der lieblichsten Vergnügungsorte der Dresdner, dem Linkeschen Bade, mit seinen reizenden Gartenanlagen, wo wir unser Mittagsmahl einnahmen, nach Tisch aber eine halbe Stunde weiter fuhren, um auf Findlaters Weinberge an der Elbe unsern Kaffee zu trinken. Hier genossen wir eine der wunderherrlichsten Ansichten auf das Elbthal, die Stadt, die sächsische Schweiz und die böhmischen Gebirge, und kehrten gegen 5 Uhr nach der Stadt zurück. Schaaren von Spaziergängern, die uns entgegen kamen und alle nach dem Waldschlößchen, einer großartigen Aktienbrauerei, einbogen, lenkten unsere Schritte auch dorthin: in den geräumigen Sälen, den Gallerien und der gartenähnlichen Terrasse war kein Unterkommen mehr zu finden, und eines gleichen Besuches soll sich die Anstalt Tag für Tag zu erfreuen haben. Vom Linkeschen Bade tönte Konzert herüber; ein Fußpfad führte uns längs der Elbe am Coselschen Garten mit seiner moscheenartigen Villa vorüber, nach dem sogenannten Bayer, einer Bastion, von wo aus uns eine Gondel nach dem Fuß des Elbbergs, am Altstädter Ufer, brachte. Eine steile Straße führt von hier nach den Alleen, schmalen, zu beiden Seiten mit kleinen Gärten eingefaßten Gängen, die um die innere Stadt sich ziehen. Hier erregte das Moritz-Monument, weniger als Kunstprodukt, denn als geschichtliche Merkwürdigkeit unsre Aufmerksamkeit. Es bildet die Ecke des botanischen Gartens, und besteht in einem gebrochenen, von Säulen getragenen Baldachin, unter welchem der Kurfürst Moritz, sein Bruder August, und deren Gemahlinnen, Agnes und Anna, in Lebensgröße stehen; Moritz überreicht seinem Bruder das Kurschwert; hinter ihm steht der Tod mit der Sanduhr, neben ihm Agnes in tiefer Trauer, und dem Kurfürsten August zur Seite dessen Gemahlin Anna. — Durch den botanischen Garten gelangten wir zu den Gebäuden der medizinisch-chirurgischen Akademie, und zwischen diesen und dem Zeughaus hindurch nach dem Brühl'schen Garten, dem Stolz Dresdens. Der Haupteingang desselben befindet sich an der Elbbrücke, der katholischen Kirche gegenüber, und wird durch eine riesenhafte Freitreppe, an deren Fuße zwei kolossale Löwen liegen, eröffnet. Schattenreiche Lindengänge, schöne Pflanzungen und bezaubernde Aussichten, zeichnen diesen Garten besonders aus, und zwei Restaurationen versammeln zu allen Tageszeiten die schöne Welt Dresdens und alle Fremde. Der lieblichste Platz ist das Belvedere, ein herrliches Bauwerk, von dessen flachem Dache man das reizendste Panorama überblickt. Wir genossen hier einen der angenehmsten Abende, und kehrten erst spät in unser Hôtel zurück, um am nächsten Morgen unsre Reise durch die Museen der Altstadt anzutreten.

Sechs Mann hoch, denn so viel sind in Dresden erforderlich, um für den gleichen Eintrittspreis die Sehenswürdigkeiten an sogenannten geschlossenen Tagen in Augenschein nehmen zu können, rüsteten wir uns zu unsrer Kreuzfahrt, und lenkten unsre Schritte zuerst nach der, an der andern Seite des Neumarkts gelegenen Gemäldegallerie. Eine große Flügelthüre, deren Oeffnung auf das Anziehen einer Klingel erfolgte, führte uns in einen Saal, wo wir unsere Namen in einen großen Folianten einschreiben mußten, unsern Dukaten entrichteten, und nunmehr der Leitung eines Inspektors folgten, der so gefällig war, nicht nur auf die vorzüglichsten Stücke aufmerksam zu machen, sondern auch die einzelnen Schönheiten derselben besonders hervorhob. Auf der äußern Gallerie sind 1013 Gemälde von deutschen, niederländischen und französischen Meistern; in der innern Gallerie 350 Gemälde aus den italienischen Schulen, und in einem Saale, in welchen man von der äußern Gallerie gelangt, Pastellgemälde aufgestellt. — Schlechtes sieht man hier gar nicht, Mittelmäßiges sehr wenig, Gutes in Menge, und Unübertroffenes viel! Die Meisterwerke eines Raphael, Correggio, Rubens, Wouverman, Mieris, Ruisdal u. A. zogen besonders unsre Aufmerksamkeit an, namentlich Correggio's heilige Nacht, dessen heilige Magdalena und Raphaels Madonna die San Sisto. Auch im Saale der Pastellmalereien sind ebenfalls sehr schöne Gemälde, unter denen der Amor von Raphael Mengs mit allem Rechte der Triumph der Pastellmalerei genannt werden kann. Ungern entfernten wir uns von der Gemäldegallerie, die uns nicht nur einen herrlichen Genuß im Anschauen der Kunst, sondern auch im Anschauen der jungen Künstler und Künstlerinnen, die hier arbeiten, ja mitunter vortrefflich arbeiten, gewährte. — Gegen Erlegung des herkömmlichen Honorars nahmen wir nun die unter der Gallerie befindliche Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse in Augenschein. Diese für die Kunstgeschichte so wichtige Sammlung enthält mehre tausend Abgüsse alter Kunstwerke, und ist ganz geeignet, den jungen Künstlern, die hier in den Sommermonaten wöchentlich 4 Tage studiren dürfen, mit Vermeidung des Aufwandes, den ein gleiches Studium im fernen Auslande verursachen würde, eine vortreffliche Bildung zu geben. Die ausgezeichnetsten Stücke sind: Laokoon, der vatikanische Apollo, der sterbende Fechter, Amor und Psyche ꝛc. Ueber den königlichen Wagenschuppen, welche die andere Seite des Galleriehofes begrenzen, befindet sich die Gewehrgallerie, eine reiche Sammlung der schönsten Waffen aller Zeiten und Völker, und an diese schließt sich das königliche Schloß, unter welchem das Georgenthor, das einzige Stadtthor, welches Dresden noch besitzt, hindurch von der Schloßgasse nach der Elbbrücke führt. — Das Schloß, welches durch einen verdeckten Gang mit der katholischen Kirche verbunden ist, hat einen bedeutenden Umfang, und ist ein alterthümliches, keineswegs aber im Aeußern elegantes Gebäude, mit einem hohen, mit Kupfer gedecktem Thurme, dessen Hauptseite der Elbe zugekehrt ist; da der König in Pillnitz sich befand, konnten wir das Innere des Schlosses besehen, in welchem sich das

Audienzzimmer des Königs, die Hauskapelle, mit herrlichen Gemälden von Mengs und Rubens, der von Bendemann gemalte Thronsaal, und der Tanzsaal mit trefflich gewirkten Tapeten, Scenen aus Alexander des Großen Leben vorstellend, vorzüglich auszeichnen. Mit dem Schloß ist das Prinzenpalais durch einen verdeckten Gang verbunden, und mit diesem der sogenannte Zwinger, der aus sechs Pavillons besteht, welche durch eine Gallerie verbunden und von außen mit Zierrathen gleichsam überladen sind. Sie umfassen von drei Seiten einen großen Hofraum, der mit vier Fontänen und im Sommer mit köstlichen Orangen-Alleen geschmückt ist, und in der Mitte das Denkmal Friedrich Augusts des Gerechten enthält. Das Innere der Zwingergebäude ist reich verziert, und in mehreren Sälen sind Kunst- und Naturschätze von bedeutendem Werthe aufbewahrt. Zuerst besichtigten wir das Naturalienkabinet, das in fünf geschmackvoll gezierten Sälen und zwei Zimmern auf eine, für die Neugierigen bequeme und für den Wißbegierigen instruktive Art aufgestellt ist, und in drei Hauptabtheilungen, in das Mineralienkabinet, in das zoologische Kabinet und in die botanische Sammlung zerfällt; dann das Kupferstichkabinet, das gegen 300,000 Blätter aller Schulen und treffliche Handzeichnungen der berühmtesten Künstler enthält, welche auf das Vortrefflichste geordnet sind, und den mathematischen Salon. Vom Zwingerwall, vor welchem ein von Enten belebter Teich sich ausbreitet, um welchen sich englische Anlagen ziehen, genießt man eine entzückende Aussicht auf den Packhof, den Schiffer-Ausladeplatz, die Zuckersiederei, das japanische Palais und Neustadt, und elbabwärts auf die lieblichen Berge der Lößnitz. Zur Rechten verbirgt das neue, großartige Theater, unstreitig das kostbarste und eleganteste Bauwerk dieser Art in Europa, dessen prachtvoller Foyer den angenehmsten Spaziergang während der Zwischenakte bietet, die Aussicht auf die Elbbrücke. — Den Nachmittag verbrachten wir im großen Garten vor dem Pirnaischen Schlage, der zu den angenehmsten Lustörtern der Dresdner gehört, und mit schattenreichen Baumgängen, Wiesenplätzen, Gebüschen und schönen Anpflanzungen wechselt. Er bildet ein großes Viereck und hat an jeder Seite stark besuchte Wirthschaftsgebäude. Eine breite Straße, an der rechts und links zwischen Alleen Fußwege hinlaufen, führt mitten durch den Garten, und ein Schlangenpfad nach der sogenannten großen Wirthschaft, wo viermal wöchentlich die trefflichsten Konzerte die Elite der Bewohner Dresdens vereinigen. Mitten im Garten steht ein von rothem Sandstein, in Gestalt eines H, erbautes Palais, mit großen Freitreppen und einem kupfernen Dache; ehe man dasselbe aber erreicht, fesseln am Eingange des innern Gartens, der von acht eleganten Pavillons umgeben wird, zwei kolossale Gruppen von Marmor, von Conradini, zwei Centauren mit geraubten Nymphen, und weiterhin auf einem Rosenhügel Saturn, der die Jugend raubt, die Aufmerksamkeit des Wanderers. Im Erdgeschoß des Palais ist eine mittelalterliche Sammlung vaterländischer Kunstwerke aufgestellt; die obern Räume werden nur zu Zeiten von der Gesellschaft Flora zu Ausstellungen benutzt, und haben schöne Deckengemälde. Hinter dem Palais ist ein Teich, der im Sommer von Schwänen bewohnt, im Winter von Schlittschuhläufern benutzt wird. — Den Abend verbrachten wir im Theater, und kehrten erst um 11 Uhr, betäubt durch die Tonfüllen von Wagners Riesenoper Rienzi, deren Aufführung man in andern Städten Deutschlands vergebens entgegen sieht, in unser Hôtel zurück.

Der prachtvolle Morgen lockte uns am nächsten Tage nach Struve's künstlicher Mineralwasseranstalt, am Ende der großen Obenseergasse, deren prachtvoller Garten, der sich nach den Höhen von Räcknitz öffnet, von Hunderten von Trinkern belebt war. Durch die Seevorstadt und über den Antonsplatz, der zu beiden Seiten von imponirenden Häuserreihen und dem großen Postgebäude umgeben ist, und in der Mitte einen artesischen Brunnen trägt, kehrten wir nach der Stadt zurück, bewunderten den auf dem Postplatz befindlichen sogenannten Cholerabrunnen, besahen das Rathhaus am Altmarkt und die prachtvollen Schaufenster der Schloß- und Frauengasse, und kamen noch zur rechten Zeit auf unserm Sammelplatz an, um uns einer Gesellschaft anzuschließen, die mit uns sich zum Besuche des grünen Gewölbes gemeldet hatte, für welchen Besuch die Gesellschaft vier Thaler erlegen mußte. Das sogenannte grüne Gewölbe, sieben Zimmer und ein Kabinet im königlichen Schlosse, enthält ohne Zweifel die größten Kostbarkeiten und Kunstwerke Deutschlands. Nachdem wir Hüte und Stöcke, die Damen aber Strickbeutel und Umschlagtücher im Vorzimmer abgelegt hatten, wurde uns unter Vortritt eines Inspektors, der den Reihen anführte, welchen ein Aufwärter, der kein Verweilen duldete, mißtrauisch schloß, das erste Zimmer, das sogenannte Bronze-Zimmer, eröffnet. Schon beim Eintritt in dasselbe wird der Vorsatz, Alles zu betrachten, vernichtet. Man sieht und staunt! Der Führer kann sich nur auf Vorzeigung des Allervorzüglichsten einlassen, geht, um so bald als möglich fertig zu werden, zu einem andern Gegenstand über; die Hälfte der Gesellschaft drängt sich heran, die andere bescheidenere Hälfte sieht den Schatz kaum, und ist auf die gedruckte Beschreibung angewiesen, und der Aufwärter treibt. Das Bronze-Zimmer enthält mehrere Kunstschätze, unter denen uns die Statue Marc Aurels und der Torso Farnese die vorzüglichsten schienen; im zweiten Zimmer, dem Elfenbein-Zimmer, sind kostbare Sachen aus Elfenbein aufgestellt, unter denen besonders zwei Pferdeköpfe von Michel Angelo, eine Fregatte, die Opferung Isaaks und das Bild Peters des Großen bemerkt zu werden verdienen. Im dritten, dem Kamin-Zimmer, fiel uns zuerst ein großer Kamin in die Augen, der aus sächsischen Edelsteinen, Perlen und Porzellan, Alles in Gold gefaßt, besteht; zwei Schränke, durchaus von Bernstein; mehrere Emailarbeiten und Mosaiken; ein Buffet aus lauter Seemuscheln, die in Gold und Silber gefaßt sind, und Trinkgeschirre bilden; fünf Tische

von Florentiner Mosaik, wovon einer, auf welchem Blumen und Insekten dargestellt sind, mit 80,000 Thalern bezahlt wurde, und mehre prachtvolle Emailgemälde. — Im vierten, dem Buffet-Zimmer, stehen Gefäße aus purem Golde und vergoldetem Silber, so schwer, daß man sie kaum in die Höhe heben kann, künstliche Uhren, Gefäße von Rubinfluß und goldene Becher und Trinkschalen. Im fünften, dem Pretiosen-Zimmer, stehen Gefäße von Onyx, Karneol, Amethist, Porphyr, Jaspis, Achat ꝛc.; Pokale mit Cameen und Intoglien, eine Schale von Lapis Nephriticus, Vasen von Lapis Lazuli, Mosaiken und Unmassen von Perlen und Edelsteinen in Gold gefaßt. Das kostbarste Stück in diesem Zimmer ist die versinnlichte Reise eines jungen Menschen durch die Welt: der Jüngling sitzt auf einem ungezügelten Pferde, ihm voran gehen die Tugenden und verscheuchen die Laster. Das Ganze ist aus Steinen und Perlen zusammen gesetzt, und ebenfalls mit 80,000 Thalern angekauft worden. Aus diesem Zimmer kamen wir in das sogenannte Kabinet, in welchem allerliebste Kunstsachen, obgleich wahre Spielereien, gezeigt werden. Fast alle Handwerker sehen wir hier aus Perlen, emaillirtem Golde und Edelsteinen künstlich nachgebildet, und eine Menge von Nippes aus Perlen und Edelsteinen. Im sechsten, dem Provinzial-Wappenzimmer, in welchem das polnisch-sächsische Wappen prangt, erregten die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und der Krönungsmantel Augusts II. und eine Menge Ritterorden, die zum Theil an goldnen Ketten hängen, unsere Aufmerksamkeit, und im siebenten, dem Juwelenzimmer, sahen wir Kunst- und Naturschätze, die dem Lande Millionen gekostet haben, nutzlos Millionen an Zinsen verzehren, und gegenwärtig nur dazu dienen, von Fremden angestaunt zu werden, und durch das hohe Eintrittsgeld drei bis vier, sonst überflüssige, Beamte zu ernähren und zu bereichern. Dem Himmel sei Dank, daß die Zeiten vorbei sind, wo der Schweiß eines Volkes auf solche unverantwortliche Weise von seinen Herrschern vergeudet wurde. — Vom grünen Gewölbe wanderten wir nach dem historischen Museum, einer Sammlung von mehr als 12,000 umsichtig geordneter, antiquarischer Heiligthümer von hohem, geschichtlichem Werthe, Rüstungen, Waffen, Kleidungsstücke ꝛc. berühmter Personen. — Die nächsten Tage unsrers Aufenthalts wurden den mehrmaligen Besuchen der Gemäldegallerie und der Privatsammlung des Baron Quandt gewidmet, die Nachmittage zu Ausflügen in die herrliche Umgebung benutzt. — Moreau's Denkmal auf einer Anhöhe hinter dem Dörfchen Räcknitz, die zugleich eine herrliche Uebersicht der Stadt und eines Theils der Thalebene gewährt, zog uns zuerst an. Hier war der Mittelpunkt des verbündeten Heeres im Schreckensjahre 1813; hier fiel Moreau der Held an der Seite Alexanders den 27. August desselben Jahres, und ein kolossaler Würfel von Syenit, mit Lorbeerkranz, Schwert und Helm von Eisen, von drei Eichen beschattet, bezeichnet den denkwürdigen Platz. Unser nächster Ausflug ging nach dem, durch Naturschönheiten eigenthümlicher Art ausgezeichneten Plauenschen Grund, über Potschappel nach Tharant mit seinen heiligen Hallen, wo wir zugleich den großen Stein und andere interessante Felsenpunkte bestiegen, und die interessanten Ruinen der Burg Rabenau besahen, auf dem Rückweg bei Burgk die Steinkohlengruben befuhren, und auf dem sogenannten Steiger einem Berghautboisten-Konzert beiwohnten. — Nach acht in Dresden genußreich verlebten Tagen traten wir unsre Weiterreise über Pilnitz, der Sommerresidenz des Königs, nach der sächsischen Schweiz an, und verbrachten noch fünf an Erinnerungen reiche Tage in dem wildromantischen Landstrich, welcher sich von der unfern Liebethal liegenden Grundmühle bis Hinterhermsdorf an Böhmens Grenze, und vom Falkenberge bis Rosenthal zehn Stunden weit nach jeder Seite ausbreitet, und in der Mitte von der Elbe durchbrochen wird. Mächtig wird die Phantasie beflügelt, wenn wir von der Bastei, dem Brandt, dem Lilienstein, dem Kuhstall, den beiden Winterbergen und dem Prebischthore die fürchterlichen Zeugen vorweltlicher Erdrevolutionen betrachten, herabblicken auf die ungeheuren Grundpfeiler und in die gräßlichen, von Waldbächen und Wasserfällen durchbrausten Schluchten, an welchen wir überall das wunderbare Geschick unsres Planten mit unauslöschlichen Zügen lesen.

Wie Dresden unstreitig einer der anziehendsten Punkte Norddeutschlands ist, und durch Natur- und Kunstschätze alle Fremde zu fesseln weiß, so ruft Heidelbergs Gegend und Lage, mit allen Lieblichkeiten einer bedeutsamen, reichen Natur begabt, aus jeder Ferne die Sehnsucht zurück. Im Schooß des Gebirgs, an der nördlichen Seite des Jettenbühls und darüber hervorragenden Kaiserstuhls angelehnt, liegt Heidelberg dem nördlichern, mildern Gebirgs des Heiligenbergs gegenüber, und zieht sich längs dem reizenden Neckar und der Felsenkette tiefer in's kühle Thal hinein. Die Länge der Stadt ist unverhältnißmäßig gegen die Breite, und keine Pracht, weder der Anlage, noch der Gebäude, gibt Ansprüche auf Eleganz und Hoheit zu erkennen, aber ein gewisser Eindruck von Behaglichkeit und Anmuth geht aus dem Alterthümlichen, Einfachen, Ruhigen, der nicht breit, noch regelmäßig angelegten Straßen, der reinlichen, freundlichen Gebäude hervor. — Wir kamen, auf einer Fußtour begriffen, von Frankfurt, durch die herrliche Bergstraße, über das anmuthige Neuenheim die Chaussee entlang, während ein Theil unsrer Gefährten die Fahrt auf der Eisenbahn vorgezogen hatten, und schon längst vor uns angekommen waren, und fanden uns mit ihnen im schön gelegenen Karlsberg zusammen, wo wir mit Mühe nur ein Unterkommen finden konnten. — Unser erster Ausflug, nachdem wir etwas gerastet, war nach der Schloß-Ruine gerichtet, als den bedeutendsten Punkt zur Uebersicht der ganzen reizenden Gegend; wir stiegen den Berg, einen nicht beschwerlichen Weg, aufwärts, bei dürftigen, mit der üppigsten Vegetation umgebenen Hütten vorbei, und gelangten, an Heiligenbildern vorüber, in das

große Schloßthor, wo uns die Fülle der Anmuth des Schloßgartens auf's angenehmste überraschte. Das Elisabeth-Thor lockte uns in den Stückgarten, eine große Terrasse, die unregelmäßig mit uralten Linden und Blumengebüsch bepflanzt, von geschlängelten Gängen durchschnitten, rechts von der Aussicht auf die älteste Ruine des Schlosses, in der Mitte vom dicken Thurm begränzt wird, in dessen Nischen zwei hohe, ritterliche Gebilde von Ephen dicht umrankt werden. Mit jedem Schritte entwickelte sich reizender die Aussicht in's blühende Thal, auf die von Gärten durchschnittene Stadt, den kühn gezeichneten Bogen der Brücke, den ernsten Heiligenberg und das friedliche Neuenheim, das am Abhang desselben angelehnt, mit seinen in Grün getauchten Häusergruppen in den Neckar hineinschaut. Die Fülle in der Ferne, die Lieblichkeit rings umher, der tiefblaue Himmel, die goldenen Abendwolken, die auf den dunklen Berggürtel lagerten, die den Horizont begränzten, der leichte Zephyr, der die Düfte der um uns wuchernden Rosen, Linden und des Geisblatts wie Wolken vor sich hertrieb, und die ernste Ruine, die alles überragte, Alles vereinigte sich, den Abend auf dem Schloßberge uns unvergeßlich zu machen. Ein Blumenpfad führte uns durch kleine Gärten nach einer Anlage, die der hängende Garten genannt wird, und auf den Ueberresten des gemauerten Bodens angebracht ist; von einem Ruhesitz genossen wir hier durch die Trümmer des Thurmes eine herrliche Aussicht auf den waldbewachsenen Gipfel des Kaiserstuhls, den Riesenstein und den Geisberg, und wandten uns durch den Stückgarten nach dem Schloßhof, wo uns die volle Anschauung der Ruine zu Theil ward. Von der herrlichen Altane wanderten wir zum großen Fasse, welches der Schloßküfer uns zeigte, das aber nicht größer ist, als das der Festung Königstein, und verweilten bis spät am Abend auf verschiedenen lieblichen Punkten des Schloßgartens, von wo aus wir erst um Mitternacht beim schönsten Mondlicht in unser Hôtel zurückkehrten.

Heidelberg liegt unter dem 49° 24′ nördlicher Breite und dehnt sich auf der linken Seite des Neckar, zwischen diesem und dem Fuße der hohen Gebirge thalabwärts, und nur dort, wo das Gebirge zurücktritt, breitet sich die Stadt etwas aus, die in drei Theile geschieden wird: in die eigentliche Stadt, die Vorstadt und die Bergstadt. Zwei Hauptstraßen, die bekannte Bergstraße, die von Darmstadt und Frankfurt kommend die badensche Lande durchzieht, und die Mannheimer, die nach Schwaben führt, und zwei Eisenbahnen, deren erste von Mannheim bis Basel streicht, die zweite von Darmstadt kommend an die erste sich anschließt, kreuzen die liebliche Stadt und bringen, wie der schiffbare Neckar, Leben und Thätigkeit hervor, die seit der Eröffnung der Darmstädter Bahn mit jedem Monat von größerem Belange werden wird. Hervorragende Gebäude hat die Stadt nur wenige, und nur einige derselben sind in edlem Style errichtet, wenn auch groß und weitläuftig, wie die Gebäude der Universität, der Kameralschule, das Rathhaus, der zum Theil in eine geschmackvolle Kaserne umgewandelte Marstall und die Hospitäler. Kirchen und Kapellen zählt die Stadt zehn, unter denen die zum heiligen Geist, die St. Peterskirche und die Pfarrkirche der Katholiken die sehenswürdigsten sind. Unter den freien Plätzen zeichnet sich der Karlsplatz, der von schönen Häusern umschlossen ist und eine herrliche Ansicht auf die Ruine gewährt, vorzüglich aus. Die Thore der Stadt sind alterthümliche, massive Bauwerke; das schönste architektonische Denkmal aber ist unstreitig die Neckarbrücke, die leicht und kühn, und doch in sicherer Größe, sich hoch über den wild dahin rauschenden Fluß schwingt, eine Länge von 702 und eine Breite von 30 Fuß hat, mit ihren acht, nach der Mitte zu immer höher werdenden Bogen auf neun mächtigen Pfeilern ruht, an beiden Seiten geplattete Wege für Fußgänger hat, und an Schönheit und Festigkeit der Bauart mit den bedeutendsten Brücken in Deutschland wetteifert. Für Fremde und Freunde der reizenden Natur ist sie einer der anziehendsten Plätze; auf ihren Pfeilern treten zu beiden Seiten Altane heraus, in welchen der Reisende gern weilt, um sich an den lieblichen Blick in das bergumschlossene Flußthal, oder an der Aussicht in die weite Ebene und nach den fernen Rheingebirgen zu ergötzen. Auf zweien der Altane sind die Bildsäulen der Minerva und Karl Theodors aufgestellt. Die Besichtigung der Stadt, mehr aber noch die der wundervoll romantischen Umgegend, beschäftigte uns einige Tage, und nachdem wir den geognostisch merkwürdigen Kaiserstuhl mit seinen mächtigen Sandsteinflötzen bestiegen, den Heiligenberg besucht und Schwetzingens herrliche Gartenanlagen bewundert, führte uns das Dampfboot den reizenden Neckarstrom aufwärts, von Neuem dem Vaterlande und der Heimath zu.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

6. Der dankbare Zwerg.

Es liegt am Thunersee ein Dörflein, heißt Ralligen, wo sich vor Zeiten einmal eine Begebenheit zutrug, an der man recht sehen kann, wie vom Himmel das Gute belohnt, das Böse bestraft wird.

Im Herbst nämlich, wo es immer heftige Stürme gibt und die Wolken so recht ihre Schleusen öffnen, um Ströme von Regen auf die Erde herabzuschütten, da geschah es, daß ein Zwerglein, müd und matt von langem Wege in das Dorf einpassirte. Die Landstraße war schlüpfrig von den unaufhörlichen Regengüssen; das Zwerglein war durchnäßt bis auf die Haut, und mühsam schleppte es sich bis an die erste Hütte im Dorfe, wo es mit schüchternem Finger an die Thüre klopfte, damit ihm aufgethan werde. Aber die Thür blieb verschlossen, und als der Zwerg stärker klopfte, mußte er heftige Scheltworte hören, und wurde ohne Gnade in Sturm und Regen um ein Haus weiter ge-

schickt. Er wankte bis zur nächsten Thür, und klopfte abermals. Jedoch da war auch Niemand, der auf ihn hörte, und weiter und immer weiter mußte er gehn, mußte überall vergebens pochen, und konnte nirgends Erbarmen finden. Desto mehr aber fand er Spott und Hohn.

Endlich gelangte er an das äußerste Ende des Dorfes, wo noch ein kleines, niedriges, mit Stroh gedecktes Häuschen lag. Er wollte schon seufzend daran vorüber gehen, „denn," dachte er, „wenn mich die reichen und vornehmen Leute nicht beherbergen wollen, wie wird mich dann ein armer Mann aufnehmen, der in einem so kleinen, elenden Häuschen wohnt." Doch beschloß er, wenigstens einen Versuch zu machen, und pochte mit seinem gekrümmten Fingerlein leise an die verschlossene Thür.

Nun wohnte aber in der Hütte drin ein Mann, der sich mit seiner Frau gar ärmlich und kümmerlich behelfen mußte. Trotz der Armuth aber schlug ein treues, gutes und mitleidiges Herz unter seinem groben Kittel, und seine Frau hatte auch ein gutes, vortreffliches Gemüth. Da sie hörte, daß es schüchtern an den Laden klopfte, sagte sie:

„Mann, es ist wer draußen, der gerne herein mögte. Geh' hin, und mach' ihm die Thür auf. Nimm aber ein Licht mit, denn es ist schon finster, und der Fremde weiß nicht so gut Bescheid in unserem Hause, wie wir."

Der Mann stand sogleich auf, zündete eine Kienfackel an, und ging hinaus an die Hausthür.

„Wer ist draußen?" fragte er.

„Ach, ich bitt' Euch um Gotteswillen, laßt mich ein," antwortete das Zwerglein. „Meine Kleider triefen vom Regen, und ich bin so müde, daß ich in dem Unwetter umkommen muß, wenn Ihr kein Mitleid mit mir habt!"

„Habt nur einen Augenblick Geduld," antwortete der Mann. „Ich will nur die Riegel vor der Thür hinweg schieben, und dann sollt Ihr herein!

Die Riegel rasselten, die Thür ging auf, und das Zwerglein trat in die Hausflur. Es war aber so matt und erschöpft, daß es gleich umfiel, sobald es nur erst den sicheren Zufluchtsort erreicht hatte.

„Ach du lieber Gott, das arme Zwerglein!" rief der Mann ganz erschrocken.

Hurtig, hurtig schloß er die Thür wieder zu, nahm dann den Zwerg in seine Arme, und trug ihn schnell in das Zimmerlein.

„Mach' ein Feuer im Ofen an, Frau!" sagte er. „Unser Gast ist schier ohnmächtig und die kleinen Glieder zittern und beben vor Nässe und Frost. Eile ich, eile dich, sonst stirbt er mir wohl gar unter den Händen!"

Die Frau sprang hinaus in die Küche, um Feuer in den Ofen zu legen und eine warme Suppe zu kochen, und der Mann zog dem Zwerge indessen die durchnäßten Kleider aus, hüllte ihn in wollene Decken und brachte ihn schnell in ein Bett. Da erholte er sich bald, richtete sich in die Höhe, und blickte mit hellen, freundlichen Augen umher.

„Du guter Mann," sagte er, „du hast mir wie ein barmherziger Samariter das Leben gerettet, und das soll dir nicht unvergolten bleiben!"

Dann legte er sich wieder in die Kissen zurück und schlief wohl eine gute Stunde lang in eins weg. Als er wieder aufwachte, war die Suppe gekocht und sein Gewand am warmen Ofen so trocken geworden, daß er sich wieder ankleiden konnte. Hierauf setzte er sich mit dem Manne und der Frau an den Tisch und verzehrte das Süpplein, das ihm ganz vortrefflich schmeckte. Nachher aß er auch ein Bischen Brod und Butter, trank einen Schluck Milch, und war nun ganz gesättigt.

„Ei, ihr guten Leute, wie dank' ich Euch für Eure Güte und Liebe," sagte er. „Gewiß, das werd ich Euch niemals vergessen, wie freundlich Ihr mich aufgenommen habt, und ich denke, ich will's Euch auch schon einmal wett machen."

„Das ist gar nicht vonnöthen, mein Zwerglein," antwortete der Mann. „Wir haben nichts gethan, als was die Christenpflicht gebietet, und das ist ja nicht der Rede werth, weil es nur unsere Schuldigkeit ist."

„Aber habt Ihr denn gar keinen Wunsch, den ich Euch erfüllen könnte?" fragte der Zwerg. „Ich möchte Euch so gerne beweisen, daß ich Euch lieb habe."

„Ach, wünschen thut der Mensch Vieles, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich wäre so ganz und gar mit allem zufrieden," antwortete der Mann. „Da ist hinter unserem Hause ein Hügel. Wenn mein Häuschen dort oben stünde, so wäre mir's schon ganz recht. Denn von dort oben hätte ich eine gar herrliche Aussicht, und überdieß gewänne ich noch ein Stücklein Land, was ich bearbeiten und benutzen könnte. Auch hätte ich von dem bösen Wasser nicht so viel zu leiden, das mir manchmal in die Hütte strömt, wenn es eine Zeit lang so heftig fortregnet, wie die Tage her. Aber das sind lauter thörichte Worte. Wie sollte das Häuschen wohl dort oben hinkommen, da meine Aeltervåter es nun einmal hier unten in's Thal hergebaut haben!"

„Wer weiß, was geschieht," sagte der Zwerg. „Und Ihr, Frauchen, habt Ihr nicht auch einen Wunsch?"

„Ei ja," sagte die Frau, — „wenn unsere Hütte oben auf dem Berge stünde, so mögte ich wohl, es würde von einer recht großen, schönen Linde beschattet. Im Frühling sitz' ich so gern unter den Lindenbäumen, denn die Blüthen hauchen so süßen Duft, und Bienlein summen darum her, und die Vögel singen in den Zweigen, daß es eine Lust ist. Im Sommer aber, da gewährt das dichte Laub so erquickenden Schatten, daß man ganz kühl und behaglich darunter sitzen kann."

„Sind das alle Eure Wünsche, gute Frau?" fragte der Zwerg. „Sprecht nur frei heraus! Wenn ich Sie auch nicht erfüllen kann, so schadet es ja nicht."

„Einen Wunsch hätte ich wohl noch," antwortete die Frau. „Es hat mir schon vielen Kummer und viele Sorge gemacht, wenn ich daran gedacht habe, daß mein

guter Mann eher sterben könnte, als ich. Da mögt' ich nun, wir könnten so alle Beide im gleichen Augenblicke einschlafen. Meinetwegen unter der Linde, wenn eine da wäre, im Frühjahr, wenn die Bienen summen, die Vögelein singen und die Sonne gerade untergeht. Ach, da denke ich mir das Sterben so schön! Es ist mir immer, als müßten dann unsere Seelen auf rosenrothen Wölkchen in den Himmel fliegen!"

„Und das ist Alles, was Ihr wünscht?" fragte der Zwerg. „Wünscht Ihr Euch denn nicht Reichthum und Macht, wie so viele andere Menschen?"

„Zu was sollte uns der Reichthum helfen?" antworteten Mann und Frau zugleich. „Wir haben unser tägliches Brod, und mehr brauchen wir nicht. Wenn uns der liebe Gott das erhält, so wollen wir ihm herzlich danken und wohl zufrieden sein."

„Ei, Ihr treuen, genügsamen Leutchen, wie gefallt Ihr mir doch so wohl!" rief der Zwerg ganz gerührt aus. „Aber es ist schon spät, und wir müssen zu Bette gehen. Legt Euch nur in Eure Betten, Kinder, ich finde schon ein Plätzchen, wo ich ruhen kann."

Die armen Leute standen vom Tische auf, aber der Mann wollte es nicht zugeben, daß der Zwerg auf einer Streu schliefe, während er selber sich in's Bette legte. Der Zwerg mußte nachgeben und legte sich in's Bett, der Mann aber ruhete in einem Winkel des Stübchens auf weichem Stroh.

Als nun Alles fest schlief, stand der Zwerg auf, und ging hinaus vor die Thüre. Draußen beschrieb er allerlei wunderliche Zeichen in die Luft, und plötzlich rauschte es ringsum, wie wenn ein wilder Sturm heranzöge, obgleich der Himmel jetzt blau war und der Mond in vollem Glanze am Himmel stand. Was in der Luft rauschte, waren aber tausend und aber tausend Zwerge, die auf ihres Meisters Gebot aus allen Weltgegenden herbeikamen.

„Seid flink und hurtig!" rief ihnen der Meister zu. „Ehe eine Stunde vergeht, muß diese Hütte dort auf der Spitze des Hügels stehn, und eine große Linde muß daneben gepflanzt werden, deren Zweige das ganze Häuschen beschatten. Tummelt Euch, und macht Eure Sache gut, denn Euer Meister befiehlt es."

„Wir wollen nicht weilen, wir wollen uns eilen, in einer Stunde ist Alles geschehn!" So antworteten die dienenden Zwerge, und ihr Gebieter ging in die Hütte zurück, um den Schlaf des Mannes und der Frau zu bewachen, damit seine freundlichen Wirthsleute nicht aufwachten.

Während er drinnen war, gingen draußen seine Diener an ihr Werk. Mit geschäftigen Händen ebneten sie den Gipfel des Hügels, und dann faßten sie das Häuschen an allen Ecken und Enden, und trugen es so sanft und gemächlich den Berg hinan, daß nicht einmal eine Schindel vom Dache fiel oder ein Stückchen Kalk von der Wand abbröckelte. Oben setzten sie es sanft auf die Erde, machten es fest, daß es allen Winden und Stürmen trotzen konnte, und dann gruben sie dicht daneben ein großes Loch, um den Lindenbaum hineinzusetzen. Als das Loch fertig war, huschten sie fort in den nahen Wald, und suchten da die schönste Linde, die in der ganzen Gegend zu finden war. Im Nu hatten sie den herrlichen Baum mit den Wurzeln aus der Erde gegraben und trugen ihn durch die Luft davon neben das Häuschen. Ehe die Stunde vorbei war, stand sie fest und sicher in der Erde, und wurzelte so fest, als ob sie von Anfang an auf dem Hügel gewachsen wäre.

Nachdem das Werk geschehen war, ebneten sie noch unten den Fleck, wo vorher das Häuschen gestanden hatte, und dann flogen sie wie der Wind durch die Lüfte wieder davon.

Am andern Morgen, als die Sonne aufging, wachten alle im Häuschen auf, und der Mann ging hin an das Fenster, um nach dem Wetter zu schauen. Hilf Himmel, wie staunte er da, als er weit, weit in das Land hinein sehen konnte und merkte, daß sein Häuschen auf dem Hügel stand.

„Frau!" rief er; „hurtig komm her, und sieh!"

Da kam die Frau auch gelaufen, sah wie ihr Mann in die Ferne und bemerkte dann auch mit großer Freude die grünen Blätter des Lindenbaumes, von dem ein recht dicker Ast grade über dem Fenster hing.

„Ach wie schön! wie schön!" rief sie ganz entzückt. „Das hat unser Gast, das Zwerglein gethan!"

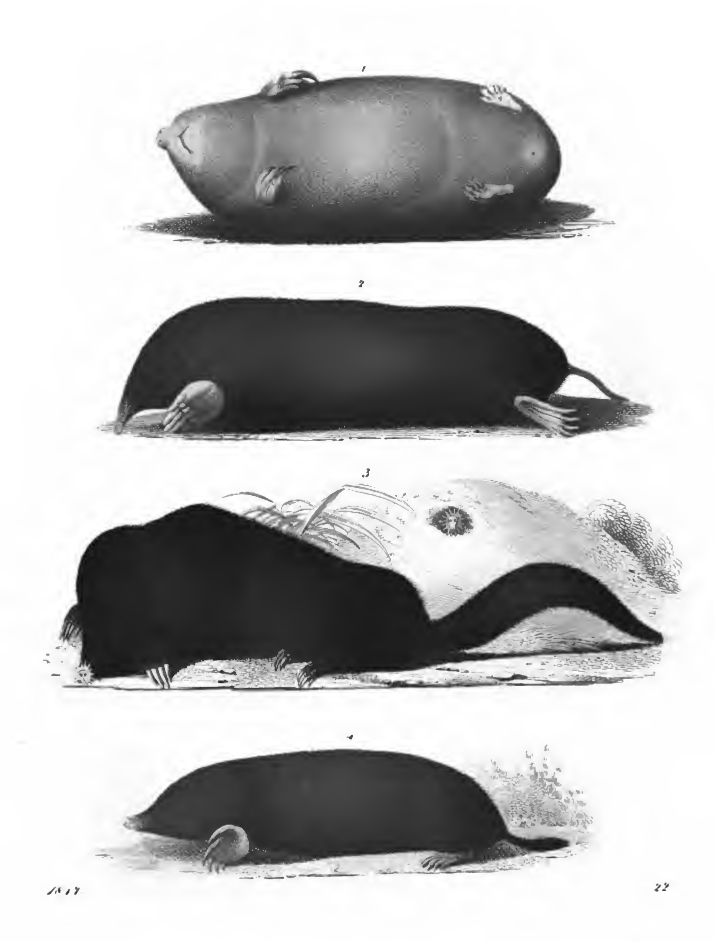
„Ja, der hat's gethan, damit Ihr doch seht, daß er nicht undankbar ist," antwortete der Zwerg, indem er aus seinem Bette sprang. „Nun kommt nur heraus vor die Thür und seht Euch Alles ordentlich an, damit Ihr mir sagen könnt, ob nicht Dieß oder Jenes noch gemacht werden muß!"

Sie traten alle Drei vor die Thür und blickten sich um. Da sahen sie das Häuschen fest und sicher auf der Erde Grund, und sahen die mächtig große Linde, die ihr herrliches Blätterdach über die Hütte ausbreitete, und waren über das Alles so entzückt, daß sie kaum Worte finden konnten, dem Zwerglein zu danken.

„Seid nur still," sagte das. „Ihr habt wohl noch mehr verdient um Eurer Gastfreundschaft und Frömmigkeit willen. Freut Euch Eures Glückes, und fürchtet Euch nicht, wenn heute noch etwas recht Schreckliches geschehen sollte. Ihr seid vor allem Unheil gesichert und behütet. Lebt wohl!"

Er gab dem Mann und der Frau sein kleines Händchen und dann verschwand er so schnell, daß die Beiden gar nicht wußten, wo er hingekommen war.

Noch standen sie draußen vor der Thür ihrer Hütte und plauderten vergnügt über die glückliche Erfüllung ihrer Wünsche, da wurde es auf einmal ganz dunkel um sie her, und als sie aufschauten, sahen sie den eben noch hellen blauen Himmel mit furchtbar schweren und düsteren Wolken bedeckt, Donner rollten in der Ferne und Blitze fuhren von Zeit zu Zeit in schwefelgelbem Glanze über den Himmel hin. Zugleich strömte der Regen herab, wie ein Wolkenbruch und ein Sturmwind machte sich auf, dessen Heulen selbst das Krachen des Donners übertönte.



„Schnell komm in das Haus herein, Frau!“ sagte der Mann. „Gott sei uns gnädig! das ist ja ein fürchterliches Ungewitter!“

Sie eilten unter das schützende Dach, und gleich darauf wurde es so dunkel, daß man in dem Häuschen keine Hand vor Augen hätte sehen können, wenn nicht das unaufhörliche Leuchten der Blitze die Nacht erhellt hätte. Von den Bergen ringsum stürzten die Wasser herab gleich Strömen, und rissen Erde mit sich und Felsstücke so groß wie Häuser.

„Herr Gott!“ rief der Mann, der sich an's Fenster stellte und in den Graus des Wetters hinausschaute, — „Herr mein Gott, wir sind Alle verloren! da kommt eine große Felswand gerade gegen uns losgeschwommen!“

Aber siehe da, als die schwere Masse grade bis an den Fuß des Hügels geschwemmt worden war, blieb sie unbeweglich liegen, und rechts und links wichen die strömenden Wasser von ihm zurück, so daß dem kleinen Häuschen auf dem Hügel nicht der mindeste Schaden geschehen konnte. Oben drauf auf dem Felsen stand aber der kleine Zwerg, und da ihn der Mann sah, sagte er: „Unser Gast hat uns das Leben gerettet!“

Und so war es auch.

Als das furchtbare Unwetter ungefähr eine Stunde gedauert hatte, hörte es ganz plötzlich auf, und der blaue Himmel lachte wieder in ungetrübter Schönheit auf die Erde herab. Hier aber sah's gar schlimm und traurig aus. Das ganze Dorf war von den Felsen und Wasserfluthen vernichtet worden, und keine Spur mehr davon zu entdecken. Häuser, Menschen, Vieh, Bäume, Alles war weg, und der Platz, wo der Ort gestanden hatte, war nur noch eine Stätte der Verwüstung. Wie der Zwerg die Gastlichkeit der armen Leute belohnt hatte, so bestrafte er die Ungastlichkeit und Hartherzigkeit der übrigen Dorfbewohner, die ihn mit Spott und Hohn von ihrer Schwelle hinweg gewiesen hatten.

Nach dem schrecklichen Unwetter verschwand der Zwerg und Niemand hat ihn seitdem wieder gesehen. Der Mann und die Frau führten aber seit jener Zeit ein glückliches Leben, und Alles, was sie angriffen, gedieh ihnen zum Guten. Sie waren schon alle Beide über neunzig Jahre alt geworden, hatten Kinder, Enkel und Enkelkinder gesehen und ihre Freude daran gehabt, da saßen sie an einem schönen Frühlingsabende ganz allein unter ihrer Linde, und schauten hinaus in die schöne Landschaft, die sich wie ein reicher Garten vor ihren Füßen ausbreitete. In den Zweigen der Linde sangen die Vögel, Bienen summten darin umher, und die Blüthen strömten einen unbeschreiblich süßen und herrlichen Wohlgeruch aus. Die Sonne aber neigte sich dem Untergange zu, und färbte den weiten Himmel, wie mit lauter Gold und Purpur.

„Mir will heute das Zwerglein gar nicht aus dem Sinne kommen, das uns vor vielen Jahren einmal besucht hat,“ sagte die Frau. „Es ist mir immer, als ob es riefe: komm! komm!“

„Ei, wie seltsam ist das!“ antwortete der Mann. „Mir geht es eben so!“

„Sollte wohl unser Ende nahe sein?“ fragte die Frau nachdenklich. „Ich wünschte mir den Tod gerade an einem solchen Abende, wie heut. Gib mir deine Hand, Mann. Wenn unser Stündlein nahe wäre, so wollen wir wenigstens Hand in Hand sterben.“

Sie drückten sich die Hände und sahen sich freundlich an. Auf einmal aber, die Sonne sank eben unter, thaten sie die Augen zu, lehnten sich aneinander und waren gestorben. Zwei rosige Wölkchen aber flogen unter der Linde vor und schwebten leicht und glänzend zum Himmel auf.

So hatte das Zwerglein mit Gottes Hilfe alle Wünsche der frommen Leute in Erfüllung gehen lassen.

Die Scheermäuse oder Maulwürfe.

(Taf. 22.)

Zu den verkannten, und mit Unrecht von dem Landmann und Gärtner verfolgten Thieren, den Hauptvertilgern der den Pflanzen schädlichen Regenwürmer und Engerlinge, gehören die Maulwürfe oder Scheermäuse, von denen wir bereits vier, einander sehr ähnelnde Arten, zwei europäische, eine indische und eine japanische Art kennen. Der bei uns in Deutschland lebende Maulwurf, der in ganz Europa, im nördlichen Asien und im nördlichen Afrika verbreitet ist, in Nord-Amerika aber nicht gefunden wird, ist ein kleines, langgestrecktes, sehr kurzbeiniges Thier mit einem spitzigen Rüssel und vorn mit auswärts gekehrten Tatzen. Er lebt fast ausschließlich unter der Erde, wo er sich regelmäßige Gänge gräbt und hier und da Ausführungshaufen aufwirft, die auch größtentheils die Veranlassung zu seiner Verfolgung geben; er hat einen feinen, weichen, sammetschwarzen Pelz, manchmal mit in's bräunliche oder in's graue ziehender Färbung, auch findet man zuweilen erbsengelbe, ja ganz weiße, weißgefleckte und graue. Der ganze Bau des Thierchens steht mit dessen unterirdischen Lebensart in genauer Beziehung. Der Körper ist drehrund, ohne besonders vorragende Glieder; die Schnauze ist lang und spitzig; der kurze Vorderarm ist an ein langes, fast röhrenförmiges Schulterblatt geheftet, und wird durch ein kräftiges Schlüsselbein unterstützt, ist ungemein muskelreich, und trägt eine breite, kräftige Pfote, die schief gestellt, und auf dem schneidenden Daumenrande ruhend, die innere Seite nach außen kehrt, und aus fünf kaum getrennten, mit langen, platten, schneidenden Nägeln versehenen Fingern besteht. Diese Pfote bildet ein treffliches Werkzeug, die Erde aufzuwühlen und gleichzeitig nach hinten zu werfen. Der Kopf ist niedergedrückt, und der Maulwurf bedient sich desselben, dessen Rüssel knorpelig und am Ende noch mit einem eigenen, kleinen Knochenstückchen versehen ist, und dessen Nackenmuskeln außerordentlich kräftig sind, um die Erde zu durchbohren

und in Haufen aufzuthürmen. Die hintere Körperhälfte ist schwächer als die vordere, und die Hinterfüße nicht zum Graben gebildet, sondern Pfoten mit gespaltenen Zehen, wie bei den Mäusen. Dem Ohre fehlt die äußere Muschel, demungeachtet hat der Maulwurf ein sehr feines Gehör und kann seinen Gehörgang nach Bedürfniß erweitern oder zusammenziehen, und dadurch das Hineinfallen von Erde und andern Körpern verhindern. Lange Zeit hielt man das Thier für blind; die unter dem Pelze verborgenen, sehr kleinen, schwarzen Augen besitzen aber ein stärkeres Sehvermögen, als man bei unterirdischen Thieren zu erwarten geneigt ist, und können durch besondere Muskeln entweder weit herausgedrückt, oder so zurückgezogen werden, daß man sie unter der dichten, zarten Behaarung kaum bemerkt, wenn man sie nicht durch Zurückblasen der Haare aufsucht, denn nur wenn das Thier im Sterben begriffen ist, schlägt es von selbst von Zeit zu Zeit den Haarkreis rings um das Auge zurück. Die Kinnladen sind schwach; oben sind sechs, unten acht gleichgroße Vorderzähne; im Oberkiefer sind zwei lange, im Unterkiefer zwei kurze Eckzähne, und hinter ihnen oben sieben, unten sechs Backenzähne, von denen die drei hinteren zackige Kronen haben. Die Nase ist aufgeworfen und, wie der stumpfe Rüssel, hager; von der obern Lippe, welche doppelt ist, sondert sich ein häutiges Bläschen in der Gegend der Backenzähne ab, welches sich bis zur Unterlippe herabzieht, um die Zähne legt und das Maul vor dem Eindringen der Erde beim Wühlen bewahrt. Der Schwanz ist nur kurz und wie der Körper behaart.

Der europäische Maulwurf, Talpa europaea, Fig. 4, der überall in Deutschland gemein ist, und leider jährlich zu Tausenden getödtet wird, statt daß man sich begnügen sollte, seine Erdhaufen aus einander zu rechen, scheint hinsichtlich seiner Lebensart immer noch den meisten seiner Vertilger ein unbekanntes Thier zu sein. Fortwährend unter der Erde thätig, um Nahrung zu suchen, kommt er, da er weder das Licht vertragen, noch sich durch die Flucht retten kann, selten zum Vorschein, und wenn er zufällig aus seinem Loche vertrieben wurde, gräbt er sich mit unglaublicher Schnelligkeit wieder ein. Ebenen und Wiesen sind sein liebster Aufenthalt, und hier wühlt er sich unter der Oberfläche mit dem Kopfe und den Vorderpfoten eine Menge runder, nicht sehr tief liegende Gänge, und stößt von Zeit zu Zeit, in Betracht seines kleinen, selten über fünf Zoll langen Körpers, sehr große Erdhaufen aus; wo der Boden recht fett und tüchtig gedüngt ist, gräbt er am liebsten, weil er dort die reichste Nahrung findet, doch auch in zähem und steinigem Thonboden, namentlich an sonnigen Bergabhängen, wo die Maikäfer in der Regel ihre Eier absetzen, öffnet er gern seine Gänge. Starke Luft, Sonnenlicht, Regen und Nässe sind ihm zuwider; bei Thau- und anhaltendem Regenwetter, wo auch die Regenwürmer steigen, kommt er höher herauf, und Wiesen, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, verläßt er, sobald das Wasser kommt, und flüchtet sich nach höher gelegenen Gängen, kehrt aber, so wie sich das Wasser verlaufen hat, auf dieselben zurück, und bei trocknem Wetter und im Winter geht er tiefer in den Boden. Der einzige Schaden, den er verursacht, ist das Aufwerfen von Erdhaufen, wodurch er den Boden uneben und das Mähen, besonders auf den Wiesen, beschwerlich macht; daß er die Wurzeln der Gartenpflanzen losreiße und fresse, ist ungegründet, daß einzelne durch sein Wühlen gelockert werden, mag sein; wenn man aber die Haufen gehörig eben recht, dienen sie sogar als Dünger, und sind eher nützlich als schädlich. — Obgleich die Nässe ihnen zuwider ist, sind sie doch geschickte Schwimmer, und öfters setzen sie über Teiche und Flüsse, um sich auf den in selbigen liegenden Inseln anzusiedeln. Im Winter, wenn hoher Schnee die Erde deckt, kommt er öfters aus seinen tiefen Gängen hervor und gräbt sich neue im Schnee, dicht auf der Erde, wo er stets gewiß ist, Insektenlarven zu finden. — Der Bau der Maulwürfe besteht aus Haupt- und Nebengängen, und dient zu mehr als einem Zweck. Ein jeder Maulwurf hat ein bestimmtes, mit mehreren Wohnungen versehenes Jagdgebiet, durch welches viele Gänge sich verzweigen, die in einem, ziemlich im Mittelpunkt liegenden Hauptbau ausmünden. Dieser Hauptbau liegt oft ziemlich entfernt von dem für die Jungen bestimmten Neste, besteht aus sorgfältig zusammen gearbeiteter Erde, und befindet sich gewöhnlich unter einem Hügel, der von einer Baumwurzel, einem Erdwalle oder einer Mauer geschützt ist, und darf nicht mit den bekannten, jede Nacht erneuerten und vermehrten Erdhaufen verwechselt werden, die nicht der Bau, sondern nur die Zeichen vorangegangener Jagden nach Regenwürmern und Engerlingen sind. Er verbirgt einen, nach oben liegenden, ringförmigen Gang, der durch drei senkrechte Schachte mit einer tiefer liegenden, kugelförmigen Schlafkammer in Verbindung steht; fünf andere, mehr nach Außen absinkende Schachte verbinden den obern Gang mit einer am Grunde des Hügels befindlichen, größeren Gallerie; von der Schlafkammer sowohl, als von dieser untern Gallerie laufen zwei Hauptgänge, die sich in einiger Entfernung vereinigen. Außer dieser regelmäßig vorhandenen Hauptstraße, die von größerm Durchmesser als der Körper des Maulwurfs, reinlich gehalten und sorgfältig geglättet ist, und von 6 bis 18 Zoll unter der Erdoberfläche liegt, laufen von der untern Gallerie noch acht oder neun engere Gänge, die nur zur Begehung des Reviers dienen, und die der Maulwurf nur verläßt, um, wenn er eine Beute wittert, seitlich oder nach oben zu wühlen, wodurch die bekannten Maulwurfshaufen entstehen. Die Hauptstraße dient gewöhnlich mehreren Maulwürfen zum Ausgang; doch vermeiden sie es, einer in des andern innern Bau zu kommen, und da sie sehr bissige Thiere sind und keinen andern in der Nachbarschaft ihrer Baue und Gänge leiden, beginnen sie allemal, wenn sie sich in ihren Engpässen begegnen, wo sie einander nicht ausweichen können, einen wüthenden Kampf, und beißen sich so

lange herum, bis einer entflieht oder sich verblutet; meistens gehen aber beide dabei zu Grunde, da sie sich in der Regel die Kiefern im Kampfe entzwei beißen. Unermüdlich thätig und nach Nahrung suchend wühlt der Maulwurf zu jeder Tageszeit; in heißen Sommertagen ist er nur an kühlen, schattigen Orten und an Wassergräben des Morgens und Abends thätig, im Winter aber senkt er seine Gänge bis zu 5 Fuß Tiefe, wo Insekten und Würmer Schutz gesucht haben, arbeitet dort unbemerkt fort und fällt niemals in Winterschlaf, wie man früher vermuthete. Die eigentliche Wohnung, die Schlafkammer, in welcher der Maulwurf mit seinem Weibchen allein lebt, ist ein rundes, künstlich mit Moos, Stroh, Gras und zarten Wurzeln ausgelegtes Gewölbe von 1 bis 1½ Fuß im Durchmesser, dessen Decken und Seitenwände fest zusammen gedrückt und geglättet sind. In dieser Höhle wirft die Mutter, gewöhnlich im April oder Mai, drei bis fünf blinde, nackte Junge, die kaum die Größe einer Bohne haben, und die sie an ihren sechs Zitzen sorgfältig säugt, und bei der geringsten Gefahr schnell in Sicherheit bringt. Im August findet man zuweilen wieder Junge. Die Jungen wachsen außerordentlich schnell, necken und balgen sich gern, nehmen dabei die possierlichsten Stellungen an, und werden von den Alten einige Zeit angeführt, ihre Nahrung zu suchen. Regenwürmer sind, so lange er jung ist, seine liebste Speise; er packt sie an einem Ende mit den Zähnen, und weiß sie während des Fressens geschickt mit beiden Vorderpfoten von der anhängenden Erde zu reinigen; außerdem lebt er von Engerlingen, Mistkäfern, Maulwurfsgrillen und in der Erde sich aufhaltenden Insektenlarven, und ist dabei so gefräßig, daß er täglich so viel verzehrt, als er wiegt. In den Sommermonaten sucht er des Nachts, bei trübem Wetter auch manchmal am Tage, auf der Oberfläche der Erde seine Nahrung, und frißt daselbst kleine Vögel, Mäuse, Schnecken, Frösche und Kröten, wird aber dabei auch öfters von seinen Feinden, den Füchsen, Mardern, Wieseln, Eulen, Falken und Kreuzottern weggefangen. In Folge seines unersättlichen Appetits trinkt er auch viel, kann nicht ohne Wasser leben, und legt daher auch Gänge zu nahen Pfützen und Bächen an, oder gräbt, wo diese fehlen, Schachten zum Auffangen des Regenwassers. Tritt völliger Wassermangel, und somit auch Mangel an Würmern und anderer Nahrung ein, so wandert er aus, und scheut bei seiner Auswanderung die größten Flüsse nicht. Bei plötzlichen Ueberfluthungen halten Männchen und Weibchen fest zusammen, und setzen sich den größten Gefahren aus, um ihre Jungen zu retten. Beide Geschlechter sind wild und kampfslustig unter einander, haben aber gegen ihre zahlreichen Feinde keine andere Waffe, als die Flucht und ihre Geschicklichkeit sich schnell eingraben zu können. Geoffroy St. Hilaire beschreibt die List, Vorsicht und Gewandtheit, mit welcher der Maulwurf kleine Vögel beschleicht, sich durch einen eben so plötzlichen als gewaltsamen Angriff seines Opfers bemächtigt, ihm den Bauch aufreißt, mit Wollust seinen Rüssel in die blutenden Eingeweide versenkt, und nach jeder Sättigung sich wieder in seinen Bau, im Winter bis zu seiner Hauptkammer, im Sommer unter einen der frisch aufgeworfenen Erdhaufen zurückzieht, dort einige Stunden schläft, und mit neuem Hunger erwacht, um wiederholt seiner Nahrung nachzugehen. Flourens stellte Versuche an, um sich zu vergewissern, ob der Maulwurf wirklich von Vegetabilien lebe, und setzte zu diesem Behufe zwei in ein Gefäß mit Erde und Meerrettig. Den andern Tag fand er die Wurzeln unversehrt, von einem Maulwurf aber nur die Haut, alles andere, selbst die Knochen waren aufgefressen. Er that sodann den andern in ein leeres Gefäß, wo er sehr unruhig war und hungrig aussah. Flourens setzte nun einen Sperling mit ausgerupften Schwungfedern zu ihm, der, als der Maulwurf sich ihm nahte, ihn mit einigen Schnabelhieben empfing, worauf sich der Maulwurf zurückzog, bald aber auf den Vogel losstürzte, ihm den Unterleib aufriß, die Oeffnung mit den Pfoten erweiterte, und in kurzer Zeit die Hälfte unter der Haut auffraß. An einem Glas Wasser, welches auswendig naß war und zu ihm gestellt wurde, stellte er sich aufrecht in die Höhe, hielt sich mit den Vorderpfoten an den Rand, und soff sehr viel mit großer Begierde, dann fraß er noch etwas vom Sperling und war dann völlig gesättigt. Die Ueberbleibsel und das Wasser wurden sodann hinweggenommen, nach 6 Stunden aber war das Thier wiederum leer, hungrig und höchst unruhig, und schnüffelte beständig mit seinem Rüssel umher. Kaum wurde ihm ein neuer Sperling gereicht, als er auch auf diesen wüthend losfuhr, ihm den Bauch aufriß, um zu den Eingeweiden zu kommen, und nachdem er die Hälfte gefressen und dazu gierig getrunken hatte, sah er wieder strotzend aus und war vollkommen ruhig. Den andern Tag war das übrige, bis auf den umgestülpten Balg, aufgefressen, der Maulwurf aber schon wieder hungrig. Er fraß sogleich einen Frosch, wobei er ebenfalls mit den Eingeweiden anfing; als man ihm Nachmittags aber, wo er wieder hungrig war, eine Kröte gab, und diese sich, als er sie berührte, aufblies, wendete er wiederholt die Schnauze ab, als wenn er einen unüberwindlichen Ekel empfinde, fraß sie aber endlich doch. In der Nacht erhielt er nichts als Wurzeln von Möhren, Kohl und Salat, war aber den andern Tag Hungers gestorben, ohne etwas angerührt zu haben. — Gefangene Maulwürfe, denen man nur Wurzeln und Blätter gab, starben alle vor Hunger, während andere, die man mit Fröschen, Sperlingen, Rindfleisch, Regenwürmern und Kellerasseln fütterte, sehr lange erhalten werden konnten. Sperrt man mehrere zusammen, ohne ihnen Nahrung zu geben, so frißt der Stärkere den Schwächern, und über 12 Stunden vermag keiner ohne Futter zu leben.

Mit Unrecht stellt man ihnen nach und verfolgt sie, denn wo sie sich in Menge zeigen, ist der Erdboden sicher mit Regenwürmern, Engerlingen und andern den Vegetabilien schädlichen Insektenlarven gefüllt, und wo ihnen die Nahrung fehlt, wandern sie entweder

aus, oder vertilgen sich selbst. — Man hat eine Menge Mittel vorgeschlagen, sie zu vertilgen, stellt ihnen Fallen und Schlingen, gräbt Töpfe ein, in welche sie fallen, oder streut ihnen Gift und gebrannten Kalk, obgleich der Nutzen, den sie bringen, den Schaden, den sie verursachen sollen, um mehr als das Zehnfache übersteigt. — Ihr schöner, weicher Balg, den man zu Futter und Einfassung der Kleider anwenden könnte, wird bei uns nur zu Geld- und Tabacksbeuteln und zum Auslegen der Blasröhre benutzt. In der Barbarei wird sein Fleisch für eine Leckerei gehalten und von den Arabern gern gegessen.

Einige andere Maulwurfsarten, die jetzt als eigene Gattungen aufgestellt wurden, leben in Nord-Amerika und am Kap, wo unser Maulwurf nicht zu finden ist.

Zu den Nord-Amerikanern gehört der Wassermaulwurf, Scalops, auch Talpa fusca, Fig. 2, der im Osten von Canada bis Virginien herab, und längs den Küsten des stillen Meeres, vom Columbiafluß bis Mexiko gefunden wird, und sich ganz wie unser europäischer Maulwurf beträgt, und eben solche Haufen aufwirft. Nur im Gebiß ist er von dem unsrigen verschieden, und hat oben nur zwei, unten vier Schneidezähne, keine Eckzähne, dagegen oben jederseits neun, unten sechs Backenzähne. Durch Godman und Richardson ist uns derselbe näher bekannt geworden: er ist von schwarzbrauner Farbe, über 7 Zoll lang, arbeitet Morgens und Abends am thätigsten, nähert sich gegen Mittag der Erdoberfläche, wo er durch einen raschen Spatenstich leicht herausgeworfen werden kann, weicht aber zu andern Tageszeiten den Verfolgungen geschickt aus. Auch er gräbt und wühlt in jeder Art von Boden, und flieht bei Ueberschwemmungen auf wasserfreie Höhen. In der Gefangenschaft ist er lebhaft und zum Spielen geneigt, folgt, durch die Spur geleitet, der fütternden Hand, frißt dann rohes sowohl, als gekochtes Fleisch, und stopft mittelst des nach unten umgebogenen Rüssels das Futter in das Maul.

Der Sternmaulwurf, Condylura, Fig. 3, gleicht in der Gestalt und den Füßen dem Maulwurf, im Gebiß aber mehr den Spitzmäusen. Die Schnauze ist ebenfalls rüsselförmig und die Nasenlöcher sind mit einem sternförmigen Kranze spitzer, fleischiger Hautlappen umgeben, welche das Thier beliebig ausbreiten und zusammen legen kann. Er ist schlanker und vorn stärker als der gemeine Maulwurf, hat gröberes, schwarzbraunes Haar und einen langen, dicht behaarten, selten einen nackten Schwanz, der den dritten Theil der Länge des Körpers mißt, und beim Männchen zur Ranzzeit fast so dick wie ein kleiner Finger wird, nach dem Tode aber knotig erscheint. Man kennt bis jetzt drei Arten, die in allen Theilen Nord-Amerika's verbreitet sind.

Auf der Südspitze Afrika's und im Kafferlande findet man den Goldmaulwurf, Chrysochloris, oder Talpa aurea, Fig. 1, der etwas kürzer, aber dicker als der gemeine Maulwurf ist, und einen grünbraunen, goldglänzenden Pelz hat; ein Metallschiller der Haare, der sonst bei keiner Säugethierklasse weiter vorkommt. In der Lebensart ist er unserm Maulwurf durchaus gleich, und wird am Kap eben so verfolgt, wie der gemeine bei uns, obwohl mit eben so großem Unrecht.

Das Chanat Chiwa.

In Turan, gerade südlich vom Aralsee, befindet sich eine große Oase, 120 Werste lang, 40 breit, im Norden von dem ebengenannten See, im Süden und Westen von einer Sandwüste, im Osten vom Amu-Darja-Strome begränzt; es ist dieß das Chanat Chiwa, nicht mächtig durch seine Größe oder die Menge seiner Krieger, aber fast unüberwindlich durch seine geographische Lage, und bei seinen Nachbarn gefürchtet wegen der Raublust seiner waffenfähigen Männer.

Die weite Ebene wird nur an der östlichen und westlichen Gränze durch einige ziemlich bedeutende Sandhügel unterbrochen, zwischen denen sich eine lange Reihe von Seen hinzieht, die durch kleine Gerinne mit einander in Verbindung stehen, gutes Wasser haben, aber nur selten eine Länge von 3000 und mehr Fuß erreichen. Das rechte, östliche Ufer des Amu-Darja ist mit ansehnlichen, felsigen Höhen besetzt.

Wie für Aegypten der Nil, so ist für das Chanat Chiwa der Amu-Darja die eigentliche Lebensader, welche das ganze Land mit gutem Wasser versorgt, und den thonigen oder sandigen Boden in zahlreichen Armen und Kanälen befruchtend durchströmt. Der Strom ist breit, tief und bei seinem Eintritt in die Oase so reißend, daß er bei dem ersten größeren Orte, Pätniäk, felsige Stromschnellen bildet, durch welche Böte bei niedrigem Wasserstande nur mit Mühe hindurchkommen können. Allmählig nimmt er aber so an Geschwindigkeit ab, daß man bei Kungrat, unweit seiner Mündungen in den Aralsee, kaum noch eine Strömung bemerkt. Das Delta, welches er hier bildet, überschwemmt er häufig, besonders gegen die östliche Seite hin, weßhalb man in diesen Gegenden in der Nähe des Stromes trefflichen Wiesengrund findet, der sonst gänzlich fehlt. Mit dem Anfang des Oktobers pflegt der höhere Wasserstand des Stromes einzutreten; dann füllen sich die aus ihm abgeleiteten Kanäle, alles Land umher kann hinlänglich bewässert werden, und die Erndte fällt gut aus; steigt aber das Wasser in einem Jahre nicht gehörig, dann geräth das Land in Hungersnoth.

Der Hauptkanal Chiwa's ist der Chan-Jab, d. h. der Kanal des Chans, welcher gleich unterhalb der Stadt Chanka aus dem Strome in westlicher Richtung gegen die Hauptstadt des Landes geleitet ist, an der er in einer Entfernung von kaum einer Viertelstunde vorüberfließt, und hier mit einer aus Feldsteinen gemauerten Brücke überbauet ist. Bald hierauf theilt er sich in drei Arme, die nach verschiedenen Richtungen auslaufen und zuletzt in kleineren Seen sich verlieren. Wo er aus dem Amu-Darja abgeleitet ist, hat man ihn mit einem Damme und einer Schleuse versehen, welche

von den Einwohnern der Stadt Chanka auf ihre Kosten unterhalten werden müssen; dagegen sind sie von allen übrigen Abgaben befreit. Der Kanal von Kasawat geht eine starke Stunde oberhalb der volkreichen Stadt Urgentsch von dem Strome aus, führt an den Städten Kuschkuppr, Kasawat und Jlgedi vorüber, und verliert sich dann gleichfalls in Seen; bis Kasawat trägt er große, mit Salz beladene Böte. In die gleichen Seen mündet der Kanal von Schawat, welcher nicht weit von dem vorigen aus dem Amu-Darja geleitet ist, an den Städten Schawat und Anbar vorbeifließt, aber nur bis zu ersterer Stadt befahren werden kann, weil weiterhin die Schifffahrt durch Brücken verhindert wird. Der Kanal von Hesarab ist eine Stunde von dem Orte gleichen Namens aus dem Strome abgeleitet, bis Janaryk schiffbar, fließt hierauf bei dem Dorfe Astana vorbei und mündet gleichfalls in Seen. Der Kanal von Pätniák, eine Viertelstunde unterhalb der Stadt gleichen Namens aus dem Amu-Darja führend, geht 50 Werst weit an verschiedenen Ortschaften vorüber, und ergießt sich gleichfalls in Seen. Der Kanal von Maldschengil wurde erst im Jahre 1825 gegraben; er beginnt 10 Werst unterhalb Urgentsch, fließt langsam an mehreren Dörfern vorbei, und mündet nach einem Laufe von 35 Wersten ebenfalls in Seen.

Außer diesen Hauptkanälen gibt es noch sehr viele kleinere, und aus jedem derselben sind Wasserleitungen auf die Aecker und Gärten geführt. Häufig sind die aus ihnen geleiteten Gräben, so wie die Kanäle selbst mit Alleen eingefaßt, die man sehr zu schonen pflegt. Da der Amu-Darja bei hohem Wasserstande eine außerordentliche Menge eines dunkelgrauen, zähen Schlammes mit sich führt, der oft in kurzer Zeit einen dicken Niederschlag in den Kanälen ansetzt, so werden diese in jedem Jahre gereinigt. Zum Graben, wie zum Reinigen eines Kanals müssen alle diejenigen Grundbesitzer, die das Wasser desselben benützen, eine Anzahl Arbeiter schicken, welche mit der Größe des Besitzthums im Verhältniß steht. Zum Reinigen des Kanals Chan-Jab werden die Arbeiter aus dem ganzen Lande zusammen gebracht. Die große Anstrengung, welche dieses Geschäft erfordert, verbunden mit dem Umstande, daß die Arbeiter die ganze Zeit hindurch im Schlamme stehen müssen, tödtet viele derselben, daher wird diese schwere Arbeit nur von den unglücklichen Gefangenen verrichtet, welche ein Raubzug in die Gewalt der Chiwaer brachte; wer keinen solchen Sclaven besitzt, der miethet dazu einen Freigelassenen. Schickt ein Grundbesitzer keinen Arbeiter zur Reinigung, so verliert er das Recht, den Kanal zu benützen.

Der Amu-Darja soll sich einst in das caspische Meer ergossen haben. Nach den Behauptungen der Chiwaer haben sie denselben im 17. Jahrhundert selbst in den Aralsee geleitet, um den Plünderungen eines kriegerischen Kosackenhetmans, Namens Stenka Rathins, zu entgehen, indem sie eine Wüste zwischen ihrem und seinem Lande schufen. Wahrscheinlicher ist, daß der Strom in seinem alten Bette nach und nach versandete, und dann sich einen neuen Ausweg brach; überhaupt ist es Thatsache, daß alle Ströme der Art, wenn sie durch Flachland fließen, ihr Bette wegen des angeführten Umstandes gerne wechseln. Einen Grund, diesen ehemaligen Lauf des Amru zu läugnen, wie es in neuerer Zeit mehrere versucht haben, gibt es um so weniger, als die Aussagen mehrerer Chiwaer und heimgekehrten Russen darin übereinstimmen, daß man zwischen Chiwa und dem caspischen Meere in der Nähe jener mit feinem Sande angefüllten Furchen, die das alte Bette des Stromes bezeichnen sollen, Ueberbleibsel von Wasserleitungen, Festungen und Gebänden antrifft, die aus Backsteinen erbaut waren. Diese Reste, von denen es zu wünschen wäre, daß sie näher beschrieben würden, deuten auf ein ehemaliges Kulturland, das jetzt wasserlos und daher verödet ist.

Das Klima ist im Allgemeinen gesund; nur im Herbste herrschen Fieber. Im Sommer steigt die Hitze oft sehr hoch, wird jedoch dadurch erträglicher, daß nirgends Mangel an Wasser ist. Die Winde sind heftig, Regen fällt nur selten. Der Frost tritt mit dem Oktober ein, und ist dann oft schon so stark, daß er das Wasser mit Eis bedeckt. Der Amu-Darja gefriert erst um Neujahr; dennoch soll das Eis bisweilen eine Dicke von 1½—2½ Schuh erreichen. Der Schnee fällt nie tiefer als eine Hand breit, und bleibt höchstens vier Tage liegen.

Das Thierreich liefert dem Chiwaer das einbuckelige Kameel (Dromedar), das als gewöhnliches Lastthier gebraucht und fast bei dem ärmsten Bewohner getroffen wird; das nothwendigste Thier für den Chiwaer ist jedoch das Pferd. Für die ausgezeichnetste Race werden die schönen Turkmenischen Hengste gehalten, die unter dem Namen Argamak bekannt sind. Sie sind groß, schön gebaut, haben eine schmale Brust, etwas große Ohren und dünnen Schweif; ihre gewöhnliche Farbe ist grau, die schwarzen sind selten. Man schont sie außerordentlich, reitet auf ihnen fast nur im Kriege oder auf der Jagd, nnd auch dann setzen sich die Turkmenen auf ihre Kameele oder auf gewöhnliche Pferde, und führen die Argamaks am Leitzaume, bis der Feind oder das Wild sich blicken läßt. Im Sommer wie im Winter bedeckt man sie mit Pferdedecken, die von den Turkmenen sehr zierlich und geschmackvoll verfertigt werden, und oft Aehnlichkeit mit Kaschemir-Shwals haben. Die Sorgfalt für diese Thiere geht aber noch weiter: damit sie sich auf der Jagd die Füße nicht im Gestrüppe verwunden, bewickelt man dieselben vom Huf bis an das Knie, und vor Insekten schützt man ihre Köpfe durch lederne Kappen, die vor den Augen fein durchschnitten sind, damit das Thier hinlänglich sehen kann. — Hornvieh gibt es nur wenig; die Ochsen werden beim Feldbau verwendet, da man nur im höchsten Nothfalle ein Pferd vor den Pflug spannt. Esel sind ebenfalls nicht zahlreich und werden größtentheils zum Wasserführen verwendet. Schafe sind sehr selten; eine besondere Art derselben, das schwarze arabische Schaf, wird aus der Bucharei ge-

bracht und nur des Felles wegen gekauft, woraus man die bekannten Mützen macht. Die Jagd liefert Ausbeute an Wölfen, Füchsen, Hasen, Dachsen, Bibern und Murmelthieren; das weiße Rebhuhn ist sehr verbreitet, ebenso die Lerche. Die Gegenden am Aralsee sind reich an Wasservögeln, der Amu-Darja an Fischen, welche jedoch nicht häufig gegessen werden.

Das Pflanzenreich liefert Gerste, die von Reichen als Pferdefutter benutzt, im Ganzen aber nur wenig gebaut wird; Weizen, Baumwolle, aus deren Samenkörnern man auch Oel bereitet, Erbsen, Linsen, Mohn, Hanf und Reis; der letztere wird jedoch nur von Vornehmen gebaut, weil er so starker Bewässerung bedarf. In den Gärten pflanzt man Espen, Weiden, Eschen, die gemeine Pappel, deren Stamm zu Böten ausgehöhlt wird, und den Maulbeerbaum; ferner zieht man Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäume, so wie rothe und schwarze Johannisbeeren; in manchen Gegenden wird auch der Weinbau getrieben. Die Gemüsegärten liefern gelbe, weiße und rothe Rüben, Kürbisse, Melonen, Arbusen, Zuckererbsen, Rettige, Zwiebel in großer Menge; türkische Bohnen und Gurken werden nur in den Gärten des Chans gebaut. Die Kartoffel ist erst seit neuerer Zeit in Aufnahme, und wird daher noch nicht allgemein gepflanzt.

An nutzbaren Mineralien hat Chiwa gute Bausteine von grauer Farbe oberhalb Pätniäk; Sandsteine in der Sandgegend bei der Hauptstadt; sehr guten Thon, aus dem treffliches Geschirr gemacht wird, bei Chanka; Salz endlich bei Pätniäk.

Die Bewohnerzahl Chiwa's wird sehr verschieden angegeben; während die einen sie auf 500,000 Seelen schätzen, nehmen andere nur 200,000 Köpfe an. Sie theilen sich in mehrere mehr oder weniger zahlreiche Stämme. Den herrschenden Völkerstamm bilden die Usbeken, zu denen der Chan selbst gehört. Sie drangen im 16. Jahrhunderte über den Jaxartes in die Reiche von Balk, Buchara und Chiwa vor, sind stolz auf ihre Abkunft, tapfer, halten treu ihr Wort, sind aber auch rachsüchtig, streitsüchtig, widerspenstig und grausam gegen ihre Sclaven. Sie dienen ohne Ausnahme in dem Heere des Chans, gehen aber gerne auf Raubzüge aus. Im Sommer leben sie in Zelten auf ihren Aeckern, nomadisiren aber nicht, mit Ausnahme der um Kungrat wohnenden Familien.

Die Uiguren, gleichfalls vom Geschlechte der Usbeken, leben in Folge ihrer früheren Widerspenstigkeit und Verbrechen unter strenger Zucht, die an Sclaverei gränzt, weßhalb viele nach Buchara ausgewandert sind. Die im Lande Zurückgebliebenen verhalten sich ruhig und treiben meist Ackerbau, da ihnen der Handel verboten ist.

Die Turkmenen, wie die beiden Vorigen, ein türkischer Stamm, kamen im 11. und 12. Jahrhundert über den Oxus in diese Gegenden; ein beutelustiges, räuberisches Volk, leben sie fast allein von Diebstahl und Raubzügen. Die Männer beschäftigen sich nur mit dem Warten ihrer ausgezeichneten Pferde und mit ihren wilden Zügen nach Beute; die Weiber sind arbeitsam und sehr geschickt in Handarbeiten. Sie weben Teppiche, Pferdedecken, Gürtel, Tuch und machen sehr dauerhafte Filze.

Die Karakalpaken, d. i. Schwarzmützen, sollen vor der Zerstörung der Stadt Bulgar in deren Nähe und an dem bergigen Ufer der Wolga zwischen Kasan und Astrachan gewohnt haben. Sie sind etwas schwerfällig und ängstlich, daher schlechte Krieger, treiben Ackerbau und Viehzucht, sind aber im Allgemeinen dürftig. Dem Chan sind sie blindlings ergeben. Zum Rauben haben sie nicht Muth genug, dagegen sind sie zum Diebstahl geneigt. Aksakale, d. h. Weißbärte, führen in ihren Niederlassungen das Regiment, und strafen geringere Vergehen mit körperlicher Züchtigung; Verbrecher bringen sie nach Chiwa, um sie vom Chan selbst richten zu lassen.

Die Sarten sind ängstlich, still, geldgierig, niederträchtig, wortbrüchig, betrügerisch, beten aber viel und geben sich mit gelehrten Dingen ab. Man kennt sie als schlechte Reiter, weßhalb sie nicht zum Kriege taugen. Der Obrigkeit sind sie gehorsam, und wegen ihrer Betriebsamkeit herrscht in der Regel ein hoher Grad von Wohlhabenheit bei ihnen; dennoch kleiden sie sich nur ärmlich, ihre Schätze aber verbergen sie aus Furcht, darum gebracht zu werden. Ihr Hang zur Wollust verführt sie zu den entehrendsten Lastern. Sie halten sich für die Urbewohner dieser Gegenden, also für die eigentlichen, rechtmäßigen Besitzer des Landes, und sind deßwegen gegen die Usbeken nicht günstig gestimmt, obwohl die letzteren nur mit ihnen, und nie mit andern Bewohnern des Reiches in Verwandtschaft treten, sie also allen übrigen vorzuziehen scheinen.

Die Tadschiks, Kriegsgefangene aus der Bucharei, leben, etwa 2000 Familien stark, ruhig und stille auf dem Boden, den ihnen der Chan zur Ansiedlung angewiesen hat. Afghanen halten sich gegen 15 Familien des Handels wegen in der Hauptstadt auf; sie sind wohlhabend und geben sich mitunter auch mit der Heilkunst ab. Die 200 Juden, welche ungefähr hier leben, beschäftigen sich mit Seidenbau und mit dem Weben und Färben seidener Zeuche, leben ruhig, aber verachtet. Sie müssen eine besondere, gut kenntliche Kleidung tragen; Niemand grüßt sie; der Chan wendet sich von ihnen ab, wenn sie ihm begegnen. Armenier gibt es nur wenige im Lande; sie sind Muhamedaner. Perser, Aimaken, Kadscharen, und Russen werden von Chiwaern, namentlich den Turkmenen, geraubt oder auf ihren Zügen zu Gefangenen gemacht und als Sclaven verkauft. Als solche werden sie im Allgemeinen schlecht behandelt, doch ist ihr Loos bei wohlhabenden Herren erträglich. Sie erhalten außer Kost und Kleidung noch eine Strecke Landes zum Bebauen, aus dessen Ertrage sie sich oft so bedeutende Summen sammeln, daß sie sich bisweilen schon nach fünf Jahren freikaufen können. Oft werden die Sclaven auf freien Erwerb abgelassen, wofür sie ihrem Herrn einen jährlichen Tribut von 70—90 Gulden

entrichten. Tödten darf Niemand seinen Sclaven, aber bestrafen darf er ihn, wie er Lust hat. Will sich ein Sclave freikaufen, so kann er dieß in der Regel ohne Schwierigkeit thun, denn es gilt im Allgemeinen für eine Ehre, einen solchen freizulassen; doch findet man auch einzelne Herren, von denen sich um keinen Preis die Freiheit erkaufen läßt. Am besten behandeln die Sarten und Karakalpaken ihre Sclaven, die Usbeken schon schlechter, am schlimmsten die Turkmenen.

Die Verfassung ist rein despotisch; der erbliche Chan herrscht unumschränkt. Seine höchsten Beamten sind: der Kusch-Begi, welcher die Bittsteller annimmt und deren Anliegen dem Chan mittheilt; der Mehter oder Schatzmeister; der Chodschesch Mechrem oder Steuereinnehmer, und der Schir-Niäs-Atalyk oder Oberste des Rathes. Wer an den Chan ein Anliegen hat, kann sich damit nicht an ihn direkt wenden, sondern alles muß durch die Hände dieser ersten Beamten gehen. Dieß gilt auch von Streitigkeiten und selbst von Kriminalklagen. Zuerst bemühen sich dieselben stets, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und lassen sich, wenn es gelingt, einen Eid darauf leisten, die Sache nicht zu erneuern; gelingt es nicht, so werden die Klagen dem Chan der Reihe nach vorgetragen. In wichtigen Fällen weiset dieser die Partheien an die Kadi's oder Richter, welche durch rechtlichen Urtheilsspruch entscheiden. Durch zwei Zeugen wird ein strittiger Punkt bewiesen; es treten aber sehr oft falsche Zeugen auf, und besonders die Sarten halten es für kein erhebliches Vergehen, einen falschen Eid zu leisten. Wird ein Abwesender angeklagt, so muß ein eigener Bote denselben herbeiholen, damit er sich vertheidigen kann.

In jeder Stadt ist ein Atalyk, der für geringere Vergehen körperliche Strafen bis auf 50 Stockstreiche anordnen darf. Diebstahl, von freien Leuten verübt, muß durch Tod mit dem Strange gebüßt werden, und das Urtheil wird immer vom Chan selbst gesprochen; Gefangene werden für dieses Verbrechen nur von ihren Herren strenge bestraft, von der Regierung hingegen nur leicht oder gar nicht, weil man annimmt, daß sie es aus Noth thaten. Für Unzucht wird sowohl Männern als Frauen der Kopf abgeschlagen; doch wird ein Weib wegen Ehebruchs nur dann mit dem Tode bestraft, wenn ihr Mann sie förmlich anklagt. Soll eine Frauensperson körperlich bestraft werden, so näht man ihr zuvor den Kopf in einen Sack ein.

Die Einkünfte bestehen aus Grundsteuer und Zöllen. Die erstere wird nach der Anzahl der Kessel (Feuerherde) erhoben, und nur Geistliche und diejenigen, welche die Dämme unterhalten oder bei einem Feldzuge auf den Böten des Chans angestellt werden, sind von ihr befreit. Die Zölle werden von allen Karavanen erhoben, welche an der Landesgränze ankommen, sind aber nach keinem Tarife bestimmt, sondern wechseln je nach dem Willen des Chodschesch-Mechrem in der Größe.

Das Heer zählt 20—30,000 Krieger, die theils besoldet sind, theils aus Freiwilligen bestehen, welche die Hoffnung auf Beute und eine ergiebige Einnahme für feindliche Köpfe und Ohren herbeilockt, wenn ein Feldzug beginnen soll. Die Krieger sind sämmtlich beritten, mit Säbel und Lanze, wenige nur mit Flinten, die Turkmenen noch mit einem langen Messer bewaffnet. Zwei Soldaten sind außerdem noch verbunden, zusammen ein Kameel zu haben; die Wasserschläuche, die das Thier trägt, gibt jedoch der Chan. Die Flinten sollen in Chiwa gemacht werden; auch die aus 15 Geschützen bestehende Artillerie rühmt sich, daß ihre Kanonen im Lande gegossen worden seien. Die Anführer im Kriege theilen sich in zwei Klassen: die Jusbaschi, welche über 100 Mann gebieten, und zum Zeichen ihres Ranges einen Dolch mit schwarzem Griffe tragen, und die Mechrem, welche über 10 bis 15 Jusbaschi befehlen und die Fahne bei sich führen; sie tragen einen Dolch mit einem Griff von Elfenbein, und bestrafen die Jusbaschi nicht selten mit Stockschlägen; oberster Anführer ist der Chan.

Hauptstadt des Landes und Residenz des Chans ist Chiwa, am Hauptkanal des Landes, unweit der Westgränze gelegen, von einer nun größtentheils verfallenen Mauer umgeben, innerhalb welcher man 700 Häuser zählt, während außerhalb derselben 1500 liegen. Außer drei Moscheen, von denen die eine mit einem Minaret versehen ist, die andere eine Kuppel mit vergoldeter Kugel trägt, einer Schule, welche zur Zeit Muhamed Amin Inaks erbaut wurde, und einer Karawanserei, die von dem Kosacken Iwan Saizoff, der 1822 von Kirgisen geraubt und nach Chiwa verkauft worden war, aufgeführt ward, sind alle Gebäude der Stadt aus Lehm; selbst der Pallast des Chans, auf einem steinernen Hügel stehend, ist aus Lehm erbaut. Die Straßen der Stadt sind ebenso krumm und enge, wie man sie in allen übrigen Ortschaften des Landes trifft, so daß nicht einmal ein beladenes Kameel ungehindert durch dieselben gehen kann. Die Einwohner gehören verschiedenen Nationen an, und treiben größtentheils Handel. Die Umgegend ist fruchtbar und mit sehr schönen Gärten besäet.

Hesarab, eine Stadt von etwa 600 Häusern, südöstlich von Chiwa auf einer Anhöhe gelegen, ist mit einer guten Lehmmauer umgeben, und treibt ansehnlichen Karavanenhandel nach Buchara, Persien und Rußland. — Urgendsch, gleichfalls von einer Mauer umgeben, zählt gegen 500 Häuser, war ehemals der bedeutendste Handelsplatz des Landes. — Kungrat, dicht am Amu-Darja, ungefähr 12 Meilen von dessen Mündung entfernt, litt in neuerer Zeit sehr durch die Ueberschwemmungen dieses Stromes, und ist deßwegen von einem Theile seiner Bewohner verlassen worden. — Scheich-Kala, eine Meile vom Kanal Kasawat entfernt, mit fruchtbarer Umgebung, ist von turkmenischen Mönchen bewohnt, die von Ackerbau und milden Gaben leben, und von allen Steuern befreit sind. — Außerdem sind noch zu erwähnen: Täkä mit 500 Häusern; Pätniäk, die letzte Stadt an dem Amu-Darja

hinauf, mit etwa 100 Häusern; Chanka mit 350, Karamasy mit 200, Uigur mit 120, Kyptschak mit 200, Tasch-Haus, Sey, Syrtscheli und Astana mit je 300 Häusern; Mangyt und Kyrkjab mit je 150, Jumund und Kara Usak mit je 350, und Jdyr mit 250 Häusern.

Das heutige Chiwa ist das Chowaresm des Mittelalters, und stand damals unter saldschukischer Herrschaft; Statthalter regierten im Namen der Sultane, machten sich aber bald unabhängig, und beherrschten nun dieses Gebiet unter mancherlei inneren und äußeren Kämpfen selbstständig, bis auch sie von den zahllos einherstürzenden Mongolen unter Dschengiskhan überwältigt und der Herrschaft wieder beraubt wurden. Ihre Stelle nahmen mongolische Statthalter ein. Als aber diese, nach eigener Herrschaft lüstern, sich empörten, zog der gewaltige Timur herbei, zerstörte die Hauptstadt und ließ die Einwohner nach Samarkand versetzen. Doch nicht lange darauf errangen die neuen Statthalter abermals ihre Unabhängigkeit, und setzten sich als eigene Chane fest. In der europäischen Geschichte werden sie um 1691 zuerst genannt. Damals schickte der Chan von Chiwa eine Gesandtschaft an den Czaar Peter den Großen, um ihn einzuladen, zum Schutze des beiderseitigen Handels eine Festung am caspischen Meere anzulegen. Später, im Jahre 1714, suchte er nun die Hülfe der Russen gegen die Kirgisen und Turkmenen nach, welche ihn hart bedrängten. Aber diese waren ihm zuvorgekommen und hatten Peter den Großen bereits für sich gewonnen; 1717 zog ein russisches Heer von 5000 Mann unter dem Fürsten Bekewitsch zur Eroberung Chiwa's aus, wurde aber sammt seinem Anführer vernichtet. Seitdem schlossen sich die Chane von Chiwa feindlich gegen Rußland ab. Raub- und Vertilgungskriege gegen die Russen und gegen Persien bezeichnen das ganze 18. Jahrhundert. Muhamed Rahim Chan, welcher 1802 zur Herrschaft kam, zeichnete sich durch eine kräftige Verwaltung aus; er hob den Handel, unterdrückte den stolzen, herrschsüchtigen Kriegeradel der Usbeken, und sicherte sich dadurch den Thron im Innern, während er sich nach Außen durch seine Siege gegen Persien angesehen und gefürchtet machte. Nach seinem Tode folgte der älteste seiner vier Söhne, Allah Kulj Chan, 1826, ein gutmüthiger, friedfertiger Fürst; eine seiner Frauen jedoch, die Tochter eines Kirgisenfürsten, stimmte ihn feindselig gegen die Russen, und veranlaßte ihn, die Gefangenen von diesem Volke sehr hart zu behandeln. Dieß veranlaßte Rußland, im Jahre 1839 einen Eroberungszug nach Chiwa zu unternehmen; wahrscheinlich mag aber auch das Vordringen der Engländer im nördlichen Indien, und der Einfluß, den sie sich in Chiwa selbst zu verschaffen gewußt hatten, eben so viel zu dem Beschlusse dieses unglücklichen Feldzuges beigetragen haben. Der Generallieutenant Perowsky, Kriegsgouverneur von Orenburg, erhielt den Auftrag, mit 20,000 Streitern, größtentheils Kosacken, den Zug zu unternehmen. Auf 10,000 Kameelen sollten die nöthigen Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse mitgenommen werden. Petrowsky drang bis an die Emba vor, ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen; nur einmal griffen ihn 2000 Reiter erfolglos an. Größere, menschlicher Macht unüberwindliche Hindernisse hatte aber die Natur dem kühnen Zuge bereitet. Das Heer war zwar mit möglichster Sorgfalt ausgerüstet worden, um der Kälte trotzen zu können; jeder Mann hatte unter den Juchtenstiefeln hohe Pelzstiefel; eine gesteppte Jacke wärmte den Oberkörper; Pelzmütze und Pelzhandschuhe vollendeten den passenden Anzug. Die Soldaten hätten trotz der Kälte, so geschützt, den Zug fortsetzen können, aber die Kameele und die Pferde stürzten zu Hunderten, heftiges Schneegestöber hinderte den Marsch, bald war Mangel an Lebensmitteln zu besorgen, und der General mußte Ende Januar unverrichteter Dinge auf dem halben Wege wieder umkehren, nachdem er bei Al Bulak seine Truppen gesammelt hatte. In dem traurigsten Zustande langte das Heer wieder in Orenburg an. Doch war der Zweck nicht ganz verfehlt. Der Chan, besorgt eine neue Expedition möchte gegen ihn aufbrechen und unter glücklicheren, äußeren Umständen das Ziel erreichen, ging einen billigen Handelsvertrag mit Rußland ein, gab die gefangenen Unterthanen des Kaiserreichs frei und versprach, fortan in Frieden mit den Russen zu leben. Deßwegen unterblieb jeder weitere Zug nach diesen Gegenden bis jetzt. Die Zukunft wird lehren, ob dieser friedliche Vergleich von Bestand sein wird.

Dr. Theuerle.

Der Bärenspinner.

(Taf. 23.)

Unter allen Nachtfaltern zeichnen sich die Spinner, Bombyces, durch ihre Größe vor allen andern aus, und unter den Spinnern selbst liefern die Bärenspinner die schönsten Schmetterlinge. — Die Bärenraupen sind ziemlich große Raupen, die auf jedem Ringel zehn Knöpfe, mit dichten, langen Haaren haben, und sich über der Erde in ziemlich große Motten verwandeln. Die Bärenspinner, die bei uns in Deutschland ungemein häufig sind, zählen außerordentlich viele Arten, deren wichtigsten und schönsten unsere Tafel im Bilde zeigt.

Der englische Bär, auch Grabenspinner, Hebe, Wittwe und weißbandirte Bärenmotte, Bombyx hebe, genannt, Fig. 1 a. b. c., entwickelt sich aus einer schwarzen, oben mit bräunlichgrauen, an der Seite mit röthlichgelben Haaren bedeckten Raupe, die im Spätjahr auf der gemeinen Wolfsmilch lebt, aber auch Quecken, Beifuß und Salat verzehrt, bei der geringsten Bewegung sich zusammenrollt und herabfällt, und den Winter über in hohlen Stengeln oder in der Erde zubringt. Im nächsten Mai, wo sie wieder hervorkommt, macht sie sich an den von ihr bewohnten Pflanzen ein grobes, hellgraues, unordentliches Gespinnst,


1 a
2 b
2 a
1 b
3 a
93

und verwandelt sich in eine dicke und braune Puppe, aus welcher nach drei Wochen der schöne Schmetterling hervorkriecht. Die Vorderflügel desselben sind schwarz grundirt und werden von fünf weißen, braun gerandeten Querbändern durchzogen, deren zwei letztere mit einander verbunden sind; die Hinterflügel sind schön carminroth, schwarz gerandet und mit drei schwarzen Bändern überzogen, von denen das hintere unterbrochen, das mittlere nur halb ist, und zwischen dem ersten und letzten sich ein schwarzer Flecken zeigt. Der Leib ist dick und schwarz, hat ein rothes Halsband, und an jeder Seite sechs große, dicht an einander schließende, carminrothe Flecken.

Der **Augsburger Bär**, auch **Beifußspinner**, **Dame** und **Matrone**, Bombyx matronula, genannt, Fig. 2 a. b. c., findet sich am häufigsten auf dem wilden Geisblatt, auf Beifuß und Lindenbäumen, deren Blätter die Raupe gern frißt, dabei aber auch die von Rüstern, Aepfeln, Birnen, Vogelbeeren und Salat nicht verachtet. Im Juli schlieft die, zuerst weiße, mit langen Haaren dünn besetzte Raupe aus den weißglänzenden Eiern, häutet sich nach zehn Tagen zum ersten Male, wobei sie blaßgelb wird und schwärzliche Haare bekommt; zehn Tage später häutet sie sich nochmals, und erhält nun zwei dunklere Seitenstreifen und röthlichbraune Haare, und nach vierzehn Tagen kürzere und rothbraune. Bis Ende August häutet sie sich sechs Mal und bekommt immer mehr Haare; hält sich am Tage gewöhnlich verborgen, und frißt nur des Morgens und Abends; im Oktober aber verkriecht sie sich unter Moos, um daselbst zu überwintern. Im nächsten Frühjahr fängt die Raupe wieder an zu fressen, und hält damit bis zum Herbste an, wo sie von Neuem Anstalt zu einer zweiten Ueberwinterung macht, im kommenden Frühling sich aber in einem groben Gespinnste verpuppt, und im Juni als Schmetterling ausfliegt. Die Puppe erreicht eine Größe von 3 Zoll und ist von dunkelbrauner Farbe. Die Oberflügel des Falters sind braun, mit sechs schwefelgelben, ungleichen Flecken am äußern Rande; die Hinterflügel sind hochgelb, mit drei schwarzen Querbändern, von denen das mittelste am kleinsten ist. Der Leib ist roth, mit drei schwarzen Punktreihen.

Der **braune Bär**, **Caja** oder **Nesselspinner**, Bombyx caja, Fig. 3 a. b. c., findet sich an allen Hecken und Kräutern, besonders aber an Ampfer, Nessel, Salat und selbst an Gras, vom Frühling an durch den ganzen Sommer. Die runden, grünlichen, fest an der Unterseite von allerlei Pflanzen angeklebten Eier werden von den Raupen in vierzehn Tagen bis drei Wochen verlassen; die Raupe häutet sich den Sommer über wenigstens fünf Mal, und puppt sich auch noch denselben Sommer ein; die Eier des nach vier Wochen hervorkriechenden Schmetterlings schliefen zwar bis Ende September aus, die Raupen aber verstecken sich unter der Erde, überwintern dort, und sind die ersten, die im Frühjahr schon ziemlich groß zum Vorschein kommen. Ende Mai machen sie sich in einem Winkel ein geräumiges, graues Gespinnst, in welches sie ihre Haare mengen, und in dieses ein feineres, dichteres Seidengewebe, in welchem sie sich nach vierzehn Tagen in eine schwärzliche, hinten mit einer Spitze versehene Puppe verwandeln, aus welcher nach vier Wochen die prachtvolle Motte ausschlieft. Die Vorderflügel derselben sind dunkelbraun, und werden der Länge nach von einem gezackten, weißen Bande durchzogen, das sich nach vorn in drei verfließende Arme theilt, hinten zwei nach Außen abgibt, und am Rande noch zwei Querflecken hat. Die Hinterflügel sind mennigroth, mit sechs bläulich glänzenden, schwarzen Flecken. Der Leib ist höher roth, mit vier schwarzen Mondflecken. Kopf und Hals sind braun und mit einem rothen Ringel versehen. — Trotz dem, daß jeder Schmetterling oft zwei- bis dreihundert Eier legt, und man die Raupen häufig findet, kommen doch nur wenige zur Verwandlung, indem die Schlupfwespen und Schmeißfliegen, die sich durch die langen Haare nicht abhalten lassen, ihre Eier in die Raupe legen, so daß man oft von hundert Raupen keinen einzigen Schmetterling, wohl aber Schlupfwespenmaden in Menge erhält. In der Gefangenschaft fressen sie alles, was man ihnen gibt: Salat, Nesseln, Stachelbeer-, Johannisbeer-, Zwetschen- und Schlehenblätter, nur darf man sie nie ohne Futter lassen, weil sie sonst die Puppen ihrer eignen Gattung auffressen.

Strandrecht, Brandrecht.

An dem großen Burstah in Hamburg stand ein gewaltiges, massives Gebäude, mit eisengegitterten Fenstern, im eleganten Styl gebaut, der Nikolaikirche gegenüber. Bis hinter an's Fleet dehnten sich die vollen Waarenlager, stets neue Ballen und Fässer empfangend und rastlos versendend von und nach allen Strichen des Kompasses. Darum war auch der große, goldne Windpfeil auf dem Dache mit einem Räderwerk verbunden, welches im Kabinet des Herrn an einer Windrose im eleganten Plafond jedes Schwanken der Macht zeigte, die seine Schiffe über die Meere trieb. Es war Abend geworden und das Komptoir geschlossen, doch schien Herr Wyenbarg nicht des Feierabends froh zu sein: denn düster, wie eine Wetterwolke, lag er in den schwellenden Kissen des sammtenen Divans. Vor dem Theetisch aber, auf welchem ein mächtiger Silberkessel sein heimliches Lied sang, waltete ein wunderholdes Mädchen mit so freundlichen Blauaugen und so mildlächelndem Mund, daß nach einem Blick in das frühlingheitere Gesichtchen man die Nähe des finstern Gewitters schier vergaß.

Es ist aber doch gar nicht hübsch von dir, Papa, begann sie, den Thee bereitend, daß du das schmucke Schiff, was morgen vom Stapel läuft, wieder nicht nach mir benennen willst. Schon das dritte Mal bitte ich dich jetzt umsonst darum.

Der alte Herr zog die dicken Brauen noch dichter zusammen. Das Schiff soll Thomas heißen, wie ich, murrte er, es soll Glück, festes Glück haben, im Handel, wie ich, und wie ich, von Stürmen umbraust, ewig den Abgrund unter sich, keine Ruhe finden. Deinen Namen aber, das Geschick eines Dinges, das mit dir verbündet und verschwistert wäre, mögte ich nie dem tückischen Meere preisgeben. — Du aber sollst es taufen, daß deine Unschuld ihm Glück bringe.

Schilt das Meer nicht, Väterchen, bat die Jungfrau, ist es dir nicht immer hold gewesen? Keine Häringsblüse hast du auf ihm verloren, seit ich denke, und oft hast du mir gesagt, all dein Gut habe das Meer dir gebracht.

Der Alte erblaßte; er stand auf und ging einige Mal durch's Zimmer, dann blieb er am Fenster stehen und lehnte die heiße Stirn an eine Spiegelscheibe. Nach einer Weile folgte die Tochter ihm; ungehört war sie auf dem weichen Teppich genaht, und blickte freundlich über seine Schulter, da, als er ihr Spiegelbild im Glase gewahrte, schrie er entsetzt laut auf, und nur nach langem, schmeichelndem Zureden gelang es dem Mädchen, ihn zu beruhigen und zum Genuß einer Tasse Thee mit Arrack zu bereden.

Hast du auch Geld genug auf morgen? frug er dann mit unheimlicher Hast, sorg' nur, daß alles flott und splendid sei, spare nicht. Du hast doch alle deine Freundinnen geladen — es gibt hoffentlich schönes Wetter, daß Ihr auf dem Verdeck Abends tanzen könnt. — Adieu, Bertha, mein Kind; bist du noch erschrocken? Du weißt ja, wie ich bin, daß ich vor einem Nichts zusammenfahre — ich gehe in den Clubb. Er ging, und in trübem Sinnen sah sein einziges Kind ihm nach!

Auf der Halbinsel, die sich vor dem Ferdinandsthor in die große Alster drängt, war am andern Morgen reges Leben erwacht. Auf mächtigem Gerüste ruhte der vaste Rumpf des neuen Schiffes, welches der reiche Rheder, Herr Wyenbarg, hatte bauen lassen. Eine Menge Leute war beschäftigt, es mit Blumen zu zieren; dicke Gehänge von Eichenlaub kränzten das im anmuthigen Bogen sich wölbende Vordertheil, schwangen sich an den schwellenden Seiten von einer Stückpforte zur andern, und vereinigten sich am Fries des Hinterkastells zu einem riesigen Kranz. Die Bahn hinunter, die es in die Wellen gleiten sollte, schmierten einige Buben mit weithin riechender, grüner Seife, und andere besteckten die Gränzbalken mit duftigen Maien. Vorn an der Gallion stand ein Tannengiebel, mit Flattergold und einer Unzahl bunter Bänder behangen, die im Morgenwind lustig weheten, der hinten die schweren Falten der alten Hansaflagge mit den drei Thürmen kaum zu heben vermogte. Rechts und links waren reich behangene Tribünen aufgeschlagen, für den Herrn und seine Gäste, welche sich immer zahlreicher versammelten. Den Damen wurden Erfrischungen gereicht, während die meisten Herren das neue Schiff betrachteten, bestiegen, gründlich seine Räume durchforschten, seine Verhältnisse und die Biegung jeder Planke genau besprachen, bis zuletzt das Urtheil erfolgte: das neue Schiff sei im Einzelnen, wie im Ganzen, ein durchaus tadelloses Meisterstück, und werde sich gewiß als vorzüglicher Segler bei Sturm und Briese bewähren. Manche Abweichung von der älteren Norm mußte, als völlig seegerecht, anerkannt, das Wiederaufnehmen anderer, durch Neuerungen verdrängter, alter Einrichtungen gebilligt werden. Die Eleganz der Kajüten, die größtmögliche Bequemlichkeit der Bedürfnisse in den Räumen für das Schiffsvolk, die Zweckmäßigkeit der Waarenräume, die fleißige Vollendung jeder Kleinigkeit im Einzelnen — alles verdiente und fand das billige Lob, welches den Arbeiter erfreut und anspornt.

Wo ist denn der alte Baumeister? frug ein sehr einfach in feines, dunkles Tuch gekleideter Herr den Buchhalter des Hauses Wyenbarg, der die Honneurs machte. Verzeihung, Sir, war die Antwort, nicht der alte Meister, sondern sein Sohn, der junge Mann, der dort an der Gallerie lehnt, hat das Schiff ohne Beihülfe des Vaters gebaut. Kapitän Rowley betrachtete die kräftige Gestalt in leichter, nobler Matrosentracht. Das Auge ruhete auf der Tochter des Rheders, die unter einer Gruppe von Altersgenossen mit bescheidener Anmuth plaudernd stand; die Gesichtszüge voll ernster Ruhe schienen dem Kapitän bekannt, rasch trat er auf den Baumeister zu; Meister Stephenson, sprach er innig, ich hoffe, Sie haben mich nicht vergessen. Gewiß nicht, Kapitän Rowley, entgegnete der Meister, herzlich die gebotene Hand drückend, doch hätte ich Sie nicht in Hamburg vermuthet. — Auch ich suchte meinen muthigen Retter in Ostindien, so oft ich seiner auch gedachte, entgegnete der Kapitän.

Das Gespräch wurde unterbrochen, da so eben mehrere Senatoren mit Herrn Wyenbarg anfuhren und durch rauschende Musik begrüßt wurden. Als die Herren jetzt die angewiesenen Plätze eingenommen, begann auf ein Zeichen des Schiffsherrn die Feier. Die Musik spielte ein altes, bekanntes Kirchenlied, dessen einfache Verse von der ganzen Gesellschaft und der Menge der Zuschauer mitgesungen wurden. Weithin über das klare Alsterbecken hallten die frommen Klänge, und fanden auf den dort ankernden Schiffen ein rauhes Echo. Bei seinem Ende sprach ein Geistlicher eine kurze Rede, welche ein Gesangvers schloß; während des Gesanges erschien der Schiffsbaumeister mit Bertha Wyenbarg vorn über der Gallion, neben dem bebänderten Tannenbaum, und lautlose Stille lag rings auf allen Anwesenden. Der Meister sprach mit voller, klarer Stimme:

Wir haben im Vertrauen auf Segen von Oben an sicherem Werft eine edle Eiche, das Zeichen deutscher Kraft, zum Kiel gelegt, dem nach treuem Maaß die festen Rippen angefügt wurden. Wohl sieht sie kein Auge, wohl preist kein Wort sie, doch sind sie es besonders, die im Kampf mit Wellen und Sturm das reiche Gut des Rheders schirmen, denen manch theurerer Schatz, das Leben so manchen braven Seemannes, sich anvertrauen wird. Wir haben aus schlanken, gesunden

Balken die Decke gefügt, daß dem Ganzen der Halt in Sich nicht fehle, der nur durch gegenseitiges Tragen und Stützen in den Wogen des Meeres und des Lebens erzielt werden kann. Wir haben das leitende Steuer an seinen Ort gesetzt, denn, Eine starke, beherrschende Macht, muß alles Thun ein Mann, im Staat wie im Schiff lenken. — Wir haben die Spuhrs der Masten gegründet, daß von ihnen das Bewegen des Ganzen in weiser Ordnung, nicht in regelloser, sich stets überschätzender Willkühr, ausgehe. Wir haben den Pumpern den Sood gebaut, daß auch für böse Zeiten gesorgt sei; denn keinem Wesen sind nur gute Tage beschieden. Wir haben den Geschützen ihre Betten gerichtet; Wirken ist Kämpfen, und wohl dem, der zum Kampf gerüstet, ihn nicht sucht, wenn er ihn mit Ehren vermeiden mag. Bequeme Treppen verbinden jeden Raum mit dem andern, denn kein Platz soll vom andern getrennt sein, wenn auch scheidende Schranken nöthig sind, Keines soll für sich oder wegen des Andern, sondern Jedes soll und darf nur in und für das Ganze da sein.

Auch unser junges Schiff ist nur ein Theil, ein Werkzeug in dem Wirken und Thun unsers Bauherrn, wie Er selbst der Stadt, dem Staat, der Menschheit gegenüber. Möge denn dieser Bau in ihrem Dienst nur edeln, heiligen Zwecken geweiht sein, nie Ungerechtigkeit, Härte und Gewaltthat ihn schänden, und eben so wenig Feigheit ihn entehren. Ueber das bahnlose, unendliche Meer lenkt der Schiffer den Kiel seines Boots, nur mit schwankendem Zittern, doch unwandelbar Einem Sterne treu, zeigt des Kompasses Nadel die eingeschlagene Richtung, unbestechlich, wie des Gewissens innere Warnungsstimme. Wohl dem, dem sie in schwarzer Sturmnacht sagt: Du thatest Recht.

Mit liebender Sorgfalt haben wir jede Planke gefügt, die lärmenden Kalfaterer haben die kleinste Fuge gedichtet, jeden Nagel getheert. Es ist vollendet, was der Herr in unsre Hand gegeben. Doch nicht im schirmenden Vaterhaus, nicht auf dem trocknen Werft wird Mensch und Schiff erprobt; hinaus, wo falsche Strömungen der bösen Beispiele ziehen, wo der Leidenschaften verderbliche Klippen starren, wo der Selbstsucht Strudel um die eigene Axe wirbelnd dreht, muß Mann und Bau, daß man mit Ehren ihn nenne!

Doch, daß man dieß könne, fordere ich, der Baumeister, Sie holde Fräulein Pathe auf, dem Schiffe einen Namen zu geben. — Und auf silbernem Teller bot des Schiffes zukünftiger Steuermann der Jungfrau eine blinkende Krystallflasche voll alten Rheinwein. Mit kräftigem Schlag warf sie das Gefäß auf den Eisenkopf des Gallionbildes, und sprach laut:

Thomas sollst du heißen!

Ein lautes: Vivat Thomas! hallte das Ufer entlang, und über das glitzernde Wasserbecken.

Der Baumeister fuhr fort. — Während ich sprach, sind dem guten Schiffe Thomas alle hindernden Spriessen abgethan, nur Eine Stütze noch, hier unter dem Reitknie, hält ihn auf, sich in das herrliche Element zu stürzen, auf dem er die fernsten Gestade mit unserm Ufer verbinden soll. Nicht Zaudern, besonnene, muthige That nur führt zum Ziel. So hau denn ab, in Gottes heiligem Namen!

Der Altgeselle, ein schneehaariger Greis, stand mit blanker, bandgeschmückter Axt bereit, den Befehl zu erfüllen, und, mit noch rüstiger Faust geführt, hallten seine Hiebe über die lautlose, erwartende Menge. Zum Auge des Baumeisters aber erhoben sich schutzflehend die sonst so muthwilligen Blicke Bertha Wyenbargs, und senkten sich eben so schnell, als sie den tiefsinnigen Ausdruck gewahrten, mit welchem der junge Redner sie betrachtete. Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, sprach er sanft, fassen Sie den Bindnagel vor sich, und erlauben Sie, daß mein Arm Sie stütze. Der Thomas begann leise sich zu regen, schnell und schneller glitt er die Bahn hinab, bis er mit sausender, athemraubender Flucht von den hinter ihm rauchenden Balken sich in's Wasser stürzte, welches bis zum tiefsten Grund aufrauschend, hoch emporsträubend, die mächtige Last wogend, bäumend empfing. Bertha hatte sich in Carl Stephensons Arm zurückgelehnt, und mit vertrauendem Herzen blickte sie, schauernd schier, in das mildernste, männlich schöne Gesicht, mit dem so ruhig besonnenen, so herrschenden Ausdruck. Der Donner der Geschütze, das tobende Jauchzen des Volkes, das wilde Hurrah der Matrosen aller ankernden Schiffe, die durch Aufhissen ihrer Flaggen den jungen, schmucken Neuling begrüßten, weckte sie erst zu neuem Schreck, als des Thomas blankes Messinggeschütz den Willkommen krachend erwiederte. Zierlich und gewandt glitt der neue mächtige Bau durch die Schaar der ihn umwimmelnden Jollen, Boote und Flußkähne, umrauscht von den fröhlichen Klängen festlicher Musik, bis er an bequemer Stelle einen Anker auswarf. Eine Menge belasteter Boote legten sich ihm zur Seite, aus denen flinke Bursche stiegen, die den weiten Raum mit langen Tafeln füllten, und diese mit einem üppigen Mahl belasteten. Geputzte Gäste stiegen die bequeme Fallreeptreppe herauf, und wurden von Herrn Wyenbarg und seiner Tochter freundlich empfangen. Seiner Einladung zufolge füllten sich der Tische lange Seiten, und mit Toasten, Reden, Liedern und Gedichten ging das Mahl den gewöhnlichen Weg; jubelnde Fröhlichkeit herrschte bald rings, doch drei Personen schienen sich, still und zerstreut, wegzusehnen und in Träume zu versinken: der Bauherr, seine schöne Tochter und der Baumeister; in sich gekehrt saßen sie am obersten Platz.

Es schien mir vorhin, begann einer der Senatoren, Kapitän Rowley, Sie begrüßten den jungen Stephenson als Bekannten.

Noch dazu als tiefer, dankbarer Schuldner, antwortete der Angeredete.

Darf ich fragen, wie das?

Gern, scheint doch dieß Anerkennen beinahe der mir einzig offene Weg zum Dank.

Es sind jetzt vier Jahre, als ich auf einer ziemlich übel segelnden Fregatte, unsern von Benjarmassing auf der Südküste von Borneo, von todter Stille überfallen

wurde. Wir kamen so eben von Plymouth, und meine Leute lechzten unter dem Brand der ungewohnten Tropensonne vor Durst. Das Wasser in unsern Fässern, grün und faulend, bot keine Labung, und war nur mit Rum versetzt genießbar, mit dem ich begreiflich nicht über Maaß freigebig sein durfte. Sie mögen sich denken, wie niederdrückend, ich möchte sagen, vernichtend vier Tage regungslosen Daliegens auf den Muth, die Thatkraft der besten Mannschaft unter solchen Umständen wirken müssen. Am Morgen des fünften Tages nahete eine Proah, von Malaien gerudert, und brachte Kokosnüsse, Orangen, Mango's und mehr dergleichen erquickende Früchte zu Kauf, die natürlich gern angenommen wurden. Gegen Mittag, als die Sonne am glühendsten ihre Strahlen sandte, kamen mehrere Boote, jedes nur sparsam mit Früchten versehen, und als ich das An-Bord-Kommen der tückischen Gesichter nur in kleiner Zahl dulden wollte, begannen meine schmachtenden Leute zu murren. Stets wuchs die Zahl der braunen Gestalten, da die Matrosen Jeden, der nur eine Citrone oder Manguste zeigte, auf's Deck halfen. Die Kokosnüsse waren sehr wahrscheinlich dazu ausgeleert und mit Arrak gefüllt, denn bald begannen meine Leute wie Trunkene zu taumeln, als ein kleiner Dampfschooner von Banka herschoß, die Menge malaiischer Boote um das Schiff her bemerkend, auf uns abhielt, und schnell uns zur Seite lag. Sein Führer war Ihr trefflicher Baumeister, damals Lieutenant Stephenson. So wie die Malaien sein Anlegen bemerkten, zogen sie ihre geflammten Dolche und begannen mit rasender Wuth meine arglosen, ermatteten Leute zu schlachten, die ohne allen Zweifel bis zum Letzten erlegen wären, wenn der Dampfer nicht mit aller Kraft seiner Maschine jede noch bemannte Proah in Grund gerannt, und dann seine Mannschaft auf unser Deck geworfen hätte, wo die Rasenden, obwohl übermannt, den Kampf nicht aufgaben, bis sie, bis auf dreie, die Ampon, Tuan (Gnade, Herr) riefen, niedergehauen wurden. Die Narbe, die Herr Stephenson an der Schläfe ziert, ist vom Hieb eines Golok, der mich, als ich schon verwundet niedergesunken war, treffen sollte.

Der aber, dessen muthige That eben erzählt wurde, war, während Alle auf den Kapitän blickten, leise davon gegangen. Als das ihm geltende laute Hoch losbrach, stieß er eben in kleiner Jolle ab. Vom Hackbord aber wehete ein weißes Tuch ihm, wie grüßend, nach.

Nicht weit vom Werft, an der schönen, schnurgeraden Allee, stand inmitten langer, gefüllter Holzschuppen, umkränzt von zierlichem Garten und schattigen Baumpartien, ein geschmackvolles Haus, mit breiter Veranda, das Besitzthum des alten Schiffbaumeisters Stephenson. In der weiten, hellen Werkstatt dehnte sich heute eine lange Tafel, an der die Gesellen, die den Thomas gebaut, vergnügt schmausten. Obenan saß er selbst, ein kräftiger, heiterer Greis, der der tausend Beschwerden, die das Alter sonst begleiten, zu spotten schien. Eben war der substantielle Theil des Mahls beendet, und vier kolossale Geschirre mit Punsch wurden mühlig auf die Tafel gehoben, als zwei hagere, glatthaarige, grau gekleidete Männer mit leisem, scheuem Schritt eintraten, und dem fröhlichen Herrn sich näherten. Scipio, Stühle und Gläser! rief dieser ihnen entgegen, denn ich hoffe, Sie werden am heutigen Tage es mir nicht abschlagen, ein Glas mit mir zu trinken. Abwehrend verbeugten sich die Grauen. Von Geschäften will ich heute nichts wissen, fuhr der Alte fort: morgen ist, will's Gott, wieder ein Tag, und kein ehrlicher Mann wird mir den Bescheidtrunk abschlagen. Die Herren sahen mit unendlicher Verlegenheit den feurigen Greis, die dampfenden Punschgläser, die ein grinsender Neger präsentirte, und sich — wechselweis an. Unsre Stadt und ihr edler Rath! Hurrah! Ihr Herren werdet hoffentlich Euch nicht länger besinnen!? Da griffen die Sanften zu und nippten, aber der Altgeselle brummte: ein Hundsvott, der nicht austrinkt. „Wir haben uns unter die Wölfe gewagt," flüsterte mit einem Fuchsgesicht der ältere Graue — „„und müssen jetzt mitheulen,"" entgegnete der Gefährte, ohne Widerwillen den Kelch leerend.

So ist's braver Männer Brauch! lobte Herr Stephenson, und auf seinen Wink hatte der Schwarze frisch gefüllt. — Unser lieber Herr und Meister! schrie der Altgeselle. Wird's bald, Ihr Herren, fuhr er zu den Zögernden fort, wer die Gesundheit nicht bis zur Nagelprobe trinkt, der wird getheert, wie der Thomas! Da schluckten die Frommen gewaltig, wohl nicht ohne einiges Augenverdrehen, doch was sie nachher murmelten, konnte man nicht verstehen — waren es Verwünschungen der Dränger, war es Lob des Getränks?

Doch nicht zu Athem und Besinnung sollten sie kommen. Der Jungmeister! schrie die untere Tafel, und in ihr Schicksal jetzt schon ergeben, tranken die Fremden mit tiefem, kräftigem Zuge. Die Wirkung zeigte sich bei dem starken Getränk mit gleicher Schnelle, wie die Toaste sich gefolgt waren, und in stotternden Worten waren sie jetzt ihres Zweckes eingedenk, die Gesellen, die rauchend und trinkend den Tisch umgaben — zum Mäßigkeitsgelübde, zum Versprechen nichts, als Thee, zu trinken, zum feierlichen Entsagen aller destillirten Getränke zu bewegen.

I, kuck eenmal, Lude, rief, als er den Apostel endlich begriffen, ein Berliner, da is Eener, der will mich weiß machen, der verbotne Appel im Paradies wär' een Snapsbudel jewesen.

Die Chinesen, meinte ein Frankfurter, mögen recht liebe Leit sin, aber se gehöret nich zon deitschen Bond, und ich bin an deitscher Mann und will deitsche Hindusterie hebe.

Worum schall ick denn keen Snaps nicht drinken? frug ein Lüneburger.

Der Branntwein ist ein schleichendes Gift, rezitirte der eine Graue die herkömmliche Phrase, zerstört Leib und Seele und führt zum Verderben hier und dort.

Holla! rief der alte Stephenson, ich bin beim Schnapps 76 Jahr alt geworden, und wohlhabend mit Ehren und Recht!

Gewiß aber mit Mäßigkeit! besänftigte der Gefährte des Redenden.

Ohne die wird man zum Thier bei Wein, Thee und Schnapps, brummte sich abwendend der Alte.

Der Branntwein, fuhr der Apostel fort, sollte nur in der Apotheke verwendet werden.

Ach, sehen Se mal, krähete der Berliner, Sie meenen Hoffmanns Liquor, ich meene aberst Likör.

Massa Reverend soll drink noch viel gut Punsch! invitirte Scipio mit gefüllten Gläsern, die in der Hitze des Gesprächs sogleich angenommen wurden.

Bei mir daheim, erzählte ein Württemberger, an der Alb da is au an Doctor gwea, der is an älle Brenntsgeschirr na rennt, un au noch Oiner, der hot den Kirschegoist ganz gern trunke, aberst wenn i die Boid han laufe sehe, da han i glaubt, i wär' der König Pharao, un tromt wieder.

Nun, by Gott, der well isch no der Magere gsi? frug ein Schweizer.

Der Brenntsfeind amol gewiß, war die Antwort.

Aber womit soll denn der schwer Arbeitende bei nasser, bitterer Kälte, oder in glühender Sommerhitze sich erquicken, wenn Ihr ihm den vernünftigen, mäßigen Genuß des Branntweins nehmen wollt? frug ein Polirer. Bier ist in der Erndte nicht mehr zu haben, oder sauer; und in den gesegnetsten Ländern geräth das Mostobst nicht alle Jahr. Ist es aber gerathen: soll der Bauer die Trester, überflüssige Kartoffeln 2c. nicht verwerthen, weil hin und wieder ein Taugenichts sich zu Schand trinkt?

Sie sollen Wein trinken, oder Thee! lallte mit Mühe und trunkenem Lachen Graumännlein.

Ich tränk vor Durst Tokaier Ausbruch, wenn ich nix Anders hätt, versicherte ernsthaft der Berliner, aber ooch Thee is jut, mit Rum un Citronensaft! Oder nich?

Freilich, freilich, lachte die ganze frohe Runde. Da begriffen die Herren, daß ein passabler Rückzug das Beste für sie sein möchte. Er gelang, und sie trösteten einander: der Teufel habe ihrer durch seinen schwarzen Knecht begehrt — — —. Der Berliner aber erklärte die Herren für Theekessel.

Der Thomas war in die Elbe bugsirt, und trug stolz seine schlanken Masten, denen täglich neue Stücke der Takelung sich anfügten. Da fand an einem lauen Frühlingsabend der junge Stephenson den Vater auf seinem Lieblingssitz am Strome. Traulich plauderten die Männer in der offnen, geraden Weise jener Gegend, und der Vater frug ohne Einleitung: nun Karl, dein Schiff ist fertig, willst du jetzt noch nicht heirathen? Ich bin sechs und siebenzig durch.

Ja, Vater, entgegnete eben so offen der Sohn, wenn dir das Mädchen recht ist!

Nun, wie heißt sie denn?

Bertha Wyenbarg! Sie ist brav, wir sind einander gut, und ihr Vater wird ungefähr so viel haben, wie wir.

Der alte Herr war ernst geworden, sehr ernst. Ich habe nichts gegen das Mädchen, sprach er mit dumpfem Ton, aber ehe du sie heirathest und zu meiner Tochter machst, muß ich dir etwas erzählen, was ich hätte bälder thun können.

Du weißt, daß ich von der Insel Sylt gebürtig bin. Von meinen Eltern ererbte ich einen eigenen Ever, mit dem ich hieher nach Hamburg und an den dänischen Küsten hinauf Handel trieb, und hatte mir schon Einiges erworben, als ich all mein Gut in eine reiche Ladung steckte, an der das Dreifache zu gewinnen war. Im schweren Sturm einer Novembernacht kam ich von Ringkiöbing herunter, und knirrend bog sich mein Mast vor dem eisigen Nordwest. Durch's Lyster Deep wollte ich rennen, ward aber bei Ellenhag auf den Strand geworfen; der Ever barst, und meine Ballen deckten die Dünen. Dort wohnte auf einsamem, tief verschuldetem Landgut meiner Mutterschwester Kind, ein junger Mann, wie ich. Mit seinen Knechten eilte er im Morgengraun herzu, und rettete mit gewaltigem Eifer, was nur irgend noch zu bergen war. Voll innigem Dank nahete ich mich ihm, da lachte er hell auf: „Du Narr," rief er, „glaubst du denn im Ernst, ich hätte für dich im Eiswasser mich geschunden? Was Jettsum und Flottsam an mein Ufer geworfen wird, ist mein! Kennst du das Strandrecht nicht?" Eine Zehn-Thaler-Note bot er mir, „der Verwandschaft zu Ehren," wie er sagte, die warf ich ihm vor die Füße, und ging davon, hierher, ward Schiffszimmermann, und hab's mit Gottes Segen verschmerzt und wohl hundertfach ersetzt, was jene Nacht mir nahm. Jener Mann aber handelte mit meinem Gut und ward auch reich; er heißt — Wyenbarg!

Lange noch saßen Vater und Sohn bei einander, doch keiner sprach ein Wort. Jeder wußte, daß der Andere nur das Rechte thun und fordern werde. Mit ruhigem: Gut Nacht Karl, ging dann der Vater in's Haus. — Der Sohn saß noch in herbem Kampf mit seinem Herzen, als plötzlich durch die Stille der Nacht ein Thurm dem andern den schaurigen Feuerruf zusandte, den dieser sogleich wiederholte. Aus der Deichstraße, fast in der Mitte der Altstadt, flammte die prasselnde Lohe hochauf, und griff bei frischem Südwest und nach langer, anhaltender Dürre mit Riesengewalt um sich. Bis Karl mit seiner ganzen Mannschaft den Brandplatz erreichen konnte, brannte schon der Rödingsmarkt, und die ungeheuren Spiritus- und Terpentinlager der Neuen-Burg steigerten das Feuer zum Ungeheuren.

Der junge Mann blieb sinnend stehen. Der Burstah, Bertha's Wohnung, war augenscheinlich in dringender Gefahr, dahin zog ihn das pochende Herz. Seine rüstigen Arbeiter räumten die vollen Magazine in die Boote, die behend gerudert von der herbeigerufenen Mannschaft die Ladung an Bord des Thomas förderten, zusammt Herrn Wyenbarg, der völlig besinnungslos dalag, und der frommen Tochter, die den Vater nicht verlassen wollte.

Nach drei Uhr des Himmelfahrttages war alles

bewegliche, werthvolle Gut Wyenbargs geborgen, und den Schweiß trocknend trat Karl Stephenson an's Fenster. Der herrliche Thurm der Nikolaikirche stand, von dickem, qualmendem Rauch eingehüllt, aus dem rothe Flammenzungen gierig leckten. Noch einmal aus Dampf und Glut tönten die vollen Accorde des herrlichen Glockenspiels; die Mannschaften der Spritzen umher hielten inne mit der angestrengten Arbeit, und entblößten das Haupt. Der Qualm war verweht, und prasselnd hüllte die Glut die ganze, gewaltige Pyramide ein, die jetzt krachend sich neigte und sausend herabschmetterte auf den Kirchhof — — —.

Das Verderben war seine Glutbahn gegangen, und Hamburgs schreckliches Schicksal erfüllt; in rauchenden Trümmern lag wohl ein Viertheil der uralten Hansestadt, und gern werden die Leser uns die Beschreibung der schauerlichen Katastrophe erlassen.

Im bequemsten Gemache des Hauses des Schiffsbaumeisters Stephenson saß mit rothgeweinten Augen Bertha Wyenbarg, und mit zornigem Schritt maß ihr Vater das Zimmer. Unangemeldet trat eben der alte Hausherr ein. Wir haben einander in Hamburg noch nicht gesehen und gesprochen, begann er; ich komme auch nur zu fragen, ob Ihr, Herr Wyenbarg, auch mir die Hand Eurer Tochter für meinen Sohn Karl abschlagt.

Das muß ich allerdings, war die gereizte Antwort. Morgen werde ich Euer Haus verlassen, Meister Stephenson, und sobald so viel Ordnung zurückgekehrt ist, daß die Bank wieder Zahlung macht, werde ich Eure und Eures Sohnes Dienstleistungen zu vergelten wissen; auch soll der bedungene Preis des neuen Schiffes bezahlt werden nach dem Buchstaben des Kontrakts, so wie es segelklar in Cuxhaven liegt.

Glaubst du denn wirklich, Thomas, rief jetzt mit blitzendem Auge der alte Meister, mein Sohn habe deinetwegen in Glut und Flamme sich geschunden? Was durch meiner Leute Hände der Brunst entrissen, jetzt an meinem Bord geborgen ist, will ich auch behalten! Brandrecht, wie Strandrecht! Erkennst du mich, Thomas, ich hieß einst Niels Paulsen, wie du bei Ellenhag wohntest, auf Sylt!

Der alte Wyenbarg hatte, mit starrendem Auge, die Hände wie abwehrend erhoben. Das zornige Gesicht verwandelte sein tiefes Roth plötzlich in bleigrau, er sank zurück in's Sopha — der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt rief zwar noch einmal die Besinnung zurück, erklärte aber, daß dieß nur für kurze Zeit sein werde. Mit flehendem Blick bot der Kranke dem alten Stephenson die Hand, die dieser mit milden, versöhnten Worten annahm; dann verlangte er Karl Stephenson zu sich, und legte Bertha's Hand in die Seinige. Als die Sonne des Pfingsttages aufging, weinte die Tochter an seiner Leiche!

Dr. Schmidt.

Polykrates.

Die griechische Insel Samos hatte in früheren Zeiten ihre eigenen Könige gehabt. Späterhin hatten die reichen Landbesitzer sich vereinigt, das Königthum aufzuheben, und die Insel gemeinschaftlich zu regieren. In derselben Zeit, etwa hundert Jahre vor Lebzeiten des Perserkönigs Cyrus, waren die Samier fleißige und kühne Seefahrer, und besuchten des Handels wegen nicht nur Aegypten, sondern auch noch westlicher gelegene Küsten von Nordafrika. Mit dem Wohlstande wuchs auch die Volksmenge auf der Insel, und sie bauten deßhalb drei Städte an der Küste der Propontis, welche jetzt das Meer von Marmora heißt, um ihre überflüssige Bevölkerung dorthin zu schicken, und von dort aus ihren Handel nach dem schwarzen Meere zu betreiben. Auch besetzten sie die kleine Insel Amorgus und mehrere Striche an der Küste von Kleinasien, welche ihnen gegenüber lag. Die niederen Volksklassen aber wurden unzufrieden mit den die Insel beherrschenden vornehmen Familien, und als einst das samische Heer von einem siegreichen Kriegszuge heimkehrte, fiel es über die Herrscher her und tödtete sie.

Nicht lange danach erhob sich unter dem Volke ein unternehmender Mann, Polykrates, der mit seinen Brüdern Pantagnotus und Syloson einen Anhang unter den Bürgern gewann, und bei einem öffentlichen Feste, als sich das ganze übrige Volk, wehrlos und unbesorgt, der Fröhlichkeit überlassen hatte, mit den Waffen in der Hand herbeistürmte, die erschrockene Menge auseinander jagte, die Vorsteher der Insel tödtete, und mit Hülfe einer Anzahl von Kriegern aus der nahen Insel Naxos sich der Oberherrschaft über seine Mitbürger bemächtigte. Er war jetzt Tyrann von Samos.

Mit dem Namen Tyrann bezeichnete man jedoch in Griechenland nicht, wie bei uns, einen gewaltthätigen und grausamen Herrscher, sondern einen Mann, welcher die Alleingewalt über ein Volk errang, das zuvor frei gewesen war. Daher kommt es, daß zuweilen auch wohldenkende und weise Herrscher in jener Zeit Tyrannen genannt wurden.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo Cyrus Persien zu einem selbstständigen und mächtigen Reiche erhob, machte sich Polykrates zum Herrn der Insel Samos. Er allein wollte die Gewalt besitzen, und brachte daher den einen seiner Brüder, Pantagnotus, um's Leben, während er den andern, Syloson, von der Insel vertrieb. Mit Hilfe fremder Söldner befestigte er seine Macht, und indem er das gegen die Vornehmen feindselig gesinnte, gemeine Volk für sich gewann, brachte er eine bedeutende Kriegsmacht zusammen, womit er theils auf zahlreichen Schiffen Seeräuberei trieb, theils Inseln und Städte Kleinasiens seiner Herrschaft unterwarf. Wo es etwas zu nehmen gab, streckte er die Hände danach aus, ohne zwischen Freund und Feind irgend Unterschied zu machen. Denn, sagte er, wenn er dem Freunde etwas abnähme und es ihm wieder zurückstelle, so werde

er sich demselben dadurch angenehmer machen, als wenn er es ihm niemals genommen hätte. Und so gebrauchte er seine Ueberlegenheit in den Waffen ohne Maaß und Ziel, und lange Zeit gelang ihm Alles mit wunderbarem Glück.

Durch den Seehandel der Samier kam er in Bekanntschaft mit dem ägyptischen Könige Amasis, und ohne sich jemals von Angesicht kennen gelernt zu haben, schlossen sie mit einander ein Bündniß, das sie mit wechselseitigen Geschenken besiegelten. Als nun Amasis vernahm, daß sein Freund immer reicher und mächtiger werde, und daß er nichts unternehme, was nicht mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt werde, schrieb er ihm einen Brief, der also lautete: So spricht Amasis zu Polykrates: es ist erfreulich zu vernehmen, daß es einem geliebten Freunde wohl ergeht. Aber mir will dein übergroßes Glück nicht gefallen, da ich weiß, daß die Götter neidisch sind, und ich wünsche lieber für mich und meine Freunde den Wechsel trüber und erfreulicher Begebnisse, als ein immerwährendes Glück. Niemals und noch von keinem Sterblichen habe ich vernommen, daß er je in allen Stücken glücklich gewesen sei bis an seinen Tod. Darum befolge meinen Rath, und bereite dir selbst einen Schmerz, ehe die Götter es thun. Nimm dein liebstes Kleinod, und wirf es von dir, die Unsterblichen zu versöhnen.

Polykrates nahm seines Freundes Mahnung zu Herzen, und da er mit sich zu Rathe ging, welches von seinen Kleinodien er am schmerzlichsten vermissen würde, fand er keines, das ihm werther wäre, als ein herrlicher Smaragd, von dem Künstler Theodorus von Samos geschnitten und in Gold gefaßt, den er als Siegelring beständig am Finger trug. Sofort befahl er eines der Kriegsschiffe zu bemannen, begab sich darauf, und fuhr hinaus auf die hohe See. Dort nahm er vor den Augen Aller, die mit ihm im Schiff waren, den Ring, und warf ihn hinab in das fluthende Meer. Kummervoll, doch in der Hoffnung, die Götter versöhnt zu haben, fuhr er nach Hause zurück. Wenige Tage darauf läßt sich ein Fischer bei ihm anmelden, und übergibt ihm, als er vorgelassen wird, einen Fisch von außerordentlicher Größe und Schönheit. „Sieh'," sagte er zu Polykrates, „diesen Fisch, so köstlich, wie ich ihn nimmer erblickte, habe ich in meinen Netzen gefangen, und Niemand ist dessen würdig, als du, der König. Nimm ihn an zum Geschenke von mir." Polykrates nahm den Fisch an, ließ dem Fischer ein reiches Geschenk geben, und befahl den Fisch zum Mahl zu bereiten. Als ihn der Koch zerlegte, siehe, da fand er des Königs Ring in seinem Bauche, und erstaunt begab er sich zum Herrscher, ihm die Wundermähr zu verkünden und den Ring zu überreichen.

Polykrates war überrascht, und der Vorfall dünkte ihm so merkwürdig, daß er ihn ausführlich niederschrieb, und die Erzählung dem Aegypterkönig Amasis überschickte. Dieser ward durch die ganze Begebenheit noch mehr in seiner Befürchtung bestärkt, daß es mit Polykrates ein schlimmes Ende nehmen werde, weil er sogar das wieder bekomme, was er freiwillig von sich werfe, und ihm für jetzt Alles gelinge. Und da man fortwährend von Mißbräuchen seiner Gewalt gegen Einheimische und Fremde hörte, und wie das unerhörte Glück nur immer noch jenen Hochmuth vermehre, der dem Falle voranzugehen pflegt, so kündigte Amasis dem Polykrates die Freundschaft auf. Denn, schrieb er, das Unglück, welches dir bevorsteht, o Polykrates, würde mich zu schmerzlich treffen, wenn du immer mein Freund bliebest.

Nicht lange dauerte es, so fing Polykrates Glück zu wanken an. Es gab unter seinen Unterthanen manche Unzufriedene, vor deren Anschlägen er sich fürchtete. Darum veranlaßte er den Perserkönig Kambyses durch eine heimliche Botschaft, ihm das Ansinnen zu machen, seinen, Kambyses, Angriff auf Aegypten durch ein Geschwader vom Meere aus zu unterstützen. Polykrates rüstete nach dieser Aufforderung, die er selbst veranlaßt hatte, vierzig Kriegsschiffe aus, und bemannte sie mit lauter solchen Leuten, denen er eine feindliche Gesinnung zutraute, ließ auch dem Perserkönige in heimlicher Botschaft sagen, er möge dafür sorgen, daß diese Mannschaft nie wieder nach Samos zurückkehre.

Sie kam aber dennoch zurück, und zwar in der Absicht, ihn anzugreifen, und siegte in einer Seeschlacht über die Kriegsschiffe, mit denen Polykrates ihnen entgegen fuhr. Dagegen gewann wieder der Tyrann eine Schlacht, welche nachher zwischen ihm und den Unzufriedenen auf der Insel geschlagen wurde, nachdem diese gelandet waren. In Folge des Kampfes mußten sie aus Samos flüchten, und suchten Hilfe in Sparta.

Hier hielten sie lange Reden an die Häupter der Stadt, indem sie meinten, sie müßten ihre hilflose Lage recht ausführlich und beweglich darlegen, wenn ihnen Beistand werden solle. Als sie mit ihren Reden fertig waren, sagten die Vorsteher von Sparta, sie hätten den Anfang ihrer Reden wieder vergessen, und den Schluß gar nicht verstanden. Da merkten die Männer von Samos, daß sie gefehlt hatten; und als sie zum zweiten Male vor die Spartaner traten, brachten sie einen Brodsack mit, und sagten nichts, als die Worte: „Im Brodsacke ist kein Brod!" Jetzt beschlossen die Spartaner, ihnen Hilfe zu gewähren. Dennoch sagten sie den Samiern, sie hätten immer noch zu viele Worte gemacht. Sie hätten den Brodsack zeigen und nichts weiter sagen sollen, als: „Der hat kein Brod."

Mit einer ansehnlichen Macht griffen die Spartaner Samos an. Aber die Hauptstadt, mit der Insel gleichen Namens, widerstand ihren Angriffen, so daß sie nichts ausrichteten. Nach vierzigtägiger Belagerung zogen sie wieder ab, indem sie die Flüchtigen ihrem Schicksale überließen, welche sich sogleich von der Insel entfernten und später auf Kreta ansiedelten.

War es auch dieses Mal noch dem Polykrates gelungen, sich zu halten, so schwebte doch das drohende Verhängniß, dem er unterliegen sollte, bereits über seinem Haupte. Der persische Statthalter in der Stadt Magnesia, Orötes, lockte ihn in eine Falle, indem er

seiner Herrschsucht und seinem Ehrgeize neue große Aussichten eröffnete. Der arglistige Perser wußte, daß Polykrates darauf ausging, Samos zur ersten Seemacht im Mittelmeere zu erheben; ebenso aber auch, daß seine Mittel nicht hinreichten, diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen.

Daher schickte er einen Lydier als Unterhändler nach Samos, welcher im Namen des Statthalters dem Fürsten anvertrauen mußte, Orötes sei vom Könige Kambyses mit dem Tode bedroht, und wünsche daher, sich Polykrates in die Arme zu werfen. Er habe unermeßliche Schätze, die er zur Verfügung des Tyrannen mitbringen wolle. Dieser möge ihn am festen Lande holen; und wenn er seiner Aussage hinsichtlich der Schätze nicht traue, möge er einen vertrauten Mann nach Magnesia schicken, dem Alles gezeigt werden solle.

Polykrates, erfreut über dieses Anerbieten, war sogleich zu der Verbindung bereit, und schickte seinen Geheimschreiber Mäandrius hin, Einsicht von den Schätzen des Persers zu nehmen. Den Abgesandten zu täuschen füllte Orötes acht Kisten mit Steinen an, legte oben darüber eine Lage von Goldstücken, und verschloß sie sorgfältig. Als Mäandrius kam, wurden die Kisten geöffnet, die Schätze gezeigt, und so konnte dieser seinem Herrn die besten Nachrichten überbringen.

Ungeachtet nun Wahrsager und Freunde dem Polykrates dringend abriethen, und seine Tochter, durch einen Traum gewarnt, Alles versuchte, ihrem Vater seinen Entschluß auszureden, und diese ihn noch auf dem Wege nach dem Fahrzeuge durch Darlegung ihrer finstern Ahnungen warnte und zurückhalten wollte, blieb er doch dabei, nach Magnesia zu Orötes zu fahren. Wenn er glücklich heimkehre, sprach er scherzend zu seiner Tochter, wolle er sie dadurch strafen, daß er sie noch lange nicht heirathen lasse, und wies alle Versuche, ihn zurückzuhalten, von sich. In Magnesia angekommen, wurde er von Orötes getödtet und sein Leichnam an das Kreuz geschlagen.

Die unförmliche Fackeldistel.

(Taf. 24.)

Die unförmliche oder monströse Fackeldistel (Cereus monstrosus), ein Glied des großen Geschlechtes der Cacten, gehört zur ersten Abtheilung der Stengelcacten, nämlich zu den ächten Fackeldisteln — Cerei; siehe I. Jahrgang, Seite 89.

Diese merkwürdige Pflanze wird mehrere Fuß hoch, ihr Durchmesser ist ungleich, und wechselt von einigen Zollen bis zu einem Fuß. Dadurch gleicht sie, obgleich sie einen aufrechten Wuchs hat, einem fleischigen Klumpen mit vielen ungleichen Hervorragungen, ähnlich einem zackigen Felsstück. Auf diesen Erhöhungen sitzen Warzen von bräunlich grauweißer, kurzer Wolle und schwärzlich rothbraune Stacheln, welche nicht sehr lang sind, aber sehr schmerzlich stechen und leicht entzünden. Die Pflanze hat eine dunkelgrüne, etwas weißbestäubte Farbe, die an frischen Trieben mehr in's Gelbgrüne zieht. Auch die größten Hervorragungen, welche man für Seitensprossen ansehen muß, sind so mit dem Hauptstamme verwachsen, daß man weder beim Hervortreiben, noch nach ihrer Entwickelung eine Abgliederung erkennen kann; es ist eine solche auch nie vorhanden, sondern alle Glieder sind zu einer völlig ungetrennten Masse verwachsen. Es sieht gleichsam aus, als ob diese Pflanze eine Melonendistel hätte werden sollen, als solche aber mißrathen wäre. Viele Botaniker betrachten sie als eine Abart der sechseckigen Fackeldistel, Cereus hexagonus, allein diese irren gewiß. Hätte eine solche Abweichung wirklich einmal stattgefunden, so müßte sie sich doch auch wiederholen; allein noch nie hat Jemand, der sich eigentlich mit diesem Pflanzengeschlecht beschäftigt, die Erfahrung gemacht, daß Cereus hexagonus in Cereus monstrosus ausgeartet wäre, oder umgekehrt. Die Blüthen weichen bedeutend von einander ab; jener fehlen die Schuppen des Kelches und die rothen Kelchblätter selbst, welche bei dieser einen so angenehmen Kontrast mit der weißen Blumenkrone hervorrufen. Auch das schwache Grün im Schlunde, wo die zahlreichen Staubfäden an die Blumenblätter geheftet sind, nehmen sich sehr gut aus. Die Krone ist stark ausgebreitet, wie der sie umgebende Kranz des Kelches einfach; die Staubfäden tragen weiße Staubbeutel, über welche der mit einer mehrfach getheilten Narbe versehene Griffel hervorragt, der vorn rosenroth überlaufen ist. Die Abbildung zeigt diese schöne Blüthe im geöffneten und geschlossenen Zustande, nebst dem oberen Theile der Pflanze in Naturgröße. — Sie findet sich im südlichen Amerika, besonders Peru.

Bei uns fordert sie große Wärme; Jahre lang bleibt ihr Wachsthum stehen, wenn ihr diese fehlt. Die Vermehrung geschieht entweder durch Samen, welcher bei gehöriger Wärme in der aus dem Kelche hervorgehenden, feigenartigen Frucht sich entwickelt, oder, was das leichtere ist, durch Abschnitte, die man vor dem Einsetzen gut abtrocknen läßt.

Die Blüthezeit fällt in den Juli und August, und dauert bei der einzelnen Blume nicht über 24 Stunden.

Berge.

Geschichte von der Befreiung von Texas. Das Treffen am Salado.

Der jetzige Freistaat Texas in Amerika stand noch bis vor wenigen Jahren unter der Herrschaft der mexikanischen Republik. Der Bedrückung derselben müde, vereinigten sich die verständigsten Einwohner, und bereiteten einen Aufstand vor, der von günstigem Erfolge gekrönt wurde. Das Treffen am Salado, obwohl in Betracht der dabei betheiligten Truppenzahl höchst unbedeutend, war doch hinsichtlich des Eindrucks, welchen der Sieg auf die Einwohner von Texas machte, von so unberechenbarer Wichtigkeit, daß eine genaue Erzählung


1847
24

davon, welche ein Augenzeuge, der General Morse, liefert, willkommen sein wird. Wir lassen den General selbst reden:

Als die Unabhängigkeit von Texas, und somit der Krieg gegen Mexiko erklärt war, mußte es natürlich unsere erste Sorge sein, die Verbindung mit dem Mutter- und Auslande zu sichern, und die Seehäfen in unsere Hände zu bekommen.

Der mexikanische General Cos hatte von Matamoros aus den Hafen von Galveston besetzt, und daselbst eine Blockfeste errichtet, um uns die Verbindung mit New-Orleans und dem Norden abzuschneiden. Diese Verbindung mußte wieder, und zwar so schleunig als möglich, hergestellt werden. Mein Freund Fanning und ich erhielten dazu den Auftrag.

Unsere ganze Ausrüstung bestand in der versiegelten Depesche, die wir in Columbia eröffnen sollten, und einem Führer, dem Jäger Agostino. In Columbia angekommen, riefen wir die angesehenern Einwohner, so wie die des benachbarten Marions und Bolivars zusammen, entsiegelten die Depesche, und sechs Stunden darauf war die darin aufgebotene Mannschaft zusammen, mit der wir noch denselben Tag gegen Galveston hinabzogen, den folgenden Tag vor der Blockfeste anlangten, sie überrumpelten, und die Mexikaner gefangen nahmen, ohne daß wir einen Mann verloren.

Noch waren wir nicht ganz mit den Arbeiten zur Sicherung unserer Eroberung fertig, als am neunten Tage abermals unser Führer Agostino eintraf. Wir hatten ihn mit dem Berichte von der Einnahme des Forts an die Regierung nach San Felipe zurückgesandt. Er brachte uns von dieser neue Verhaltungsbefehle. Diesen zufolge sollten wir die Blockfeste einem tüchtigen Kommandanten übergeben, dann aber unvorzüglich an den Trinityfluß hinauf, und von da mit so viel Mannschaft, als wir aufzubringen im Stande wären, nach San Antonio de Bexar vorrücken. Ohne Verzug ließen wir die kleine Besatzung des Forts ihre Officiere wählen, übergaben diesen den Oberbefehl, und eilten über die Salzwerke und Liberty nach dem Trinityfluß.

An den Salzwerken angekommen, fanden wir Alles in der größten Aufregung, die jungen Leute von dem gegenüberliegenden Anahuac bereits da versammelt, und im Aufbruche nach San Antonio de Bexar begriffen. Ebenso fanden wir es in Liberty. In beiden Städtchen hatte sich die Mannschaft, etwa vierzig Mann, ihre Officiere selbst gewählt, und zog rüstig und voller Hoffnung dem fernen Sammelplatze zu.

Am Trinityfluß waren damals noch keine bedeutenden Niederlassungen, bloß zerstreute Pflanzungen, an deren einer wir Abends spät anlangten. Noch war der Aufruf nicht bis hierher gedrungen, aber an demselben Abende, an dem wir anlangten, ging er an die Nachbarn — an die vierzig Meilen weit und breit herum. Am folgenden Morgen wimmelte es bereits vor der Pflanzung von Pack- und Reit-Mustangs*). Auf einen derselben hatte immer der Mann seine Lebensmittel gepackt, den andern bestieg er selbst, die Büchse, das wohlgefüllte Pulverhorn sammt dem Kugelbeutel um die Schulter geschlungen. So ausgerüstet brachen wir den Abend darauf mit drei und vierzig Mann auf.

Wir hatten einen ziemlich weiten Marsch vor uns. San Antonio de Bexar, die Hauptstadt des Landes, liegt gute zweihundert und fünfzig Meilen südwestlich vom Trinityflusse, und der Weg führt mitten durch Prairien ohne Pfad und Steg, über Flüsse und Ströme, die zwar keine Mississippi's und Potomacks, aber doch tief und breit genug sind, Armeen mehrere Tage aufzuhalten. Für unsere an Besiegung von Hindernissen aller Art gewöhnten Farmers und Hinterwäldler waren diese weglosen Prairien und brückenlosen Ströme nur Kleinigkeiten. Was sich nicht durchreiten ließ, wurde durchschwommen. Selbst wir, ich und Fanning, die wir auf Akademien und Universitäten erzogen, früherhin gewiß an viel unbedeutenderen Flüßchen Stunden lang nach Brücken und Fähren gesucht hätten, fühlten hier ihr Bedürfniß gar nicht.

Ein Paar Jahre früher würden uns, acht Tage ohne Obdach, ohne warme Nahrung, ganz im Freien, öfters im Regen zugebracht, ganz gewiß auf das Krankenbett geworfen, vielleicht ein langes Siechthum zugezogen haben. Hier brachte uns jeder Tag frische Entbehrungen, aber auch frische Kräfte, fröhlichere Lebensgeister. Und doch schliefen wir Nacht für Nacht unter freiem Himmel, auf feuchter Erde, einmal im stärksten Regen, mehrere Male bis auf die Haut durchnäßt, mit keiner weiteren Nahrung, als Panolas — Maisbrode, stark mit Zucker versetzt, die anfangs etwas süßlich fade schmecken, bald aber sehr gut behagen.

Auf diesem Marsche nun gab es nichts als Panolas. Viele hatten sich nicht einmal die Zeit genommen, auf diese zu warten, und ihre Felleisen einzig mit gebackenem Mais gefüllt. Da wir jedoch alle an demselben Tische aßen, so hatten auch Alle Panolas, so lange sie währten, nahmen dazu einen oder ein Paar Schlucke aus der Rumflasche, so lange diese etwas enthielt, und griffen, als Rum und Panolas alle waren, zum gerösteten Welschkorn, das wir mit einem Trunke frischen Wassers hinabschwemmten. Keiner dachte an mehr, denn Keiner sah mehr, und das erhielt wohl auch vorzüglich zufrieden, munter und kräftig. Ja, so vergnügt waren wir bei unserer spartanischen Speisung, daß, obwohl wir an Häusern und Pflanzungen in nicht sehr großer Entfernung vorbeikamen, doch Keiner nach besserer Küche verlangte, und Jeder nur so schnell als möglich unseren Bestimmungsort zu erreichen trachtete.

Es war der erste große Waffentag, dem wir entgegen gingen, die Aufregung also ganz begreiflich. Sie herrschte allgemein, im ganzen Lande. Von allen Seiten strömten Abtheilungen von Bewaffneten herbei. Wir

*) Mustangs sind Pferde, die in den Steppen von Texas wild eingefangen und gezähmt werden. Eine kleine, aber dauerhafte, obwohl tückische und boshafte Raçe.

trafen oft mit ihnen zusammen, aber, und das war ein ganz amerikanischer Charakterzug, keine der zehn oder mehr kleinen Schaaren, denen wir begegneten, schloß sich an eine andere an. Entweder waren ihre Pferde frischer, als die der Waffenbrüder, und dann trabten sie vor, oder müder, und dann hinkten sie nach kurzem Gruße und fröhlichem Händedrucke nach.

So waren wir drei und vierzig Mann vom Trinityflusse ausgerückt, und drei und vierzig Mann rückten wir am Saladoflusse, dem Sammelplatze unserer Truppen ein.

Von da hatten wir noch etwa fünfzehn Meilen bis zur Hauptstadt, gegen die nun der erste große Schlag ausgeführt werden sollte. Es war aber diese Hauptstadt, wie noch gegenwärtig, durch ein starkes Fort beschützt, mit einer Garnison von beinahe dreitausend Mann versehen, einer Truppenmasse, bedeutend größer, als die sämmtliche Militärmacht unseres Texas, nebst dieser mit hinlänglichem Geschütz; das Ganze von erfahrenen, ja berühmten Officieren befehligt.

Wir machten uns jedenfalls auf einen harten Strauß gefaßt, denn die ganze Armee, die wir am Salado unter dem Oberbefehl General Austins vorfanden, überstieg nicht achthundert Mann.

Noch an demselben Tage, an dem wir mit unsern drei und vierzig Volontairs im Hauptquartier eintrafen, wurde Kriegsrath gehalten, und in diesem beschlossen, nach San Espado vorzurücken. Die Avantgarde sollte gleich dahin aufbrechen; das Kommando über dieselbe wurde mir und meinem Freunde zu Theil, unsere jugendliche Hitze jedoch zu mäßigen, uns Mister Wharton, ein angesehener Pflanzer, der eine bedeutende Anzahl Nachbarn aus seinem Bezirke mitgebracht, beigegeben.

Wir nahmen mit unsern Waffenbrüdern ein hastiges Mahl, hoben unter den achthundert Volontairs, die alle mit wollten, zwei und neunzig aus, und brachen mit diesen wohlgemuth nach dem Orte unserer Bestimmung auf.

Unser Weg führte durch eine offne, hie und da mit Baumgruppen beschattete Prairie, die aber doch bereits die Nähe der Hauptstadt verrieth, denn mehrere Missionen lagen in der Umgebung. Diese Missionen können füglich Außen- oder Vorwerke der katholischen Kirche und der mit ihr enge verbündeten spanischen Regierung genannt werden, da ihre Bestimmung eben so wohl die geistliche Bekehrung, als weltliche Unterjochung der Indianer ist. Man findet sie in allen Theilen des spanisch gewesenen Festlandes, besonders aber in den Gränzprovinzen Texas, Santa Fé und Cohuahuila.

In der Mission Espado angekommen, entspann sich in unserem Kriegsrathe eine warme Debatte. Die uns ertheilte Ordre lautete ausdrücklich, den Posten zu besetzen und bis zur Ankunft unseres General en chef zu halten. Es war auch das Klügste, was wir thun konnten; die Mission war sehr fest, von einer hohen Mauer umgeben, konnte mit geringer Anstrengung gegen einen überlegenen Feind vertheidigt werden, und gewährte so vollkommene Sicherheit gegen einen etwaigen feindlichen Ueberfall. Fanning jedoch drängte vorwärts, ich gab nach, und Wharton, überstimmt, mußte sich endlich fügen. Wir ließen unsere Mustangs sammt einer Besatzung von acht Mann in der Mission, und rückten dann an den Fluß vor.

Dieser strömte eine Viertelmeile im Westen der Mission von Nordost gegen Südost hinab; dazwischen lag noch eine kleine Baumgruppe, alles Uebrige war offene Prairie, die bis an's Ufer hinlief, das ziemlich schroff, mit einem dichten Gewinde von Weinreben überwachsen, etwa acht oder zehn Fuß zum Wasserrande hinabfiel. Der Salado bildet an dieser Stelle eine starke, bogenartige Krümmung. An beiden Enden des Bogens befindet sich eine Furth, durch die allein der Fluß passirt werden kann, da das Wasser zwar nicht breit, aber ziemlich reißend und tief ist. Wenn wir daher unsere Stellung innerhalb dieses Bogens nahmen, konnte es nicht schwer fallen, die beiden Furthen, die etwa eine Viertelmeile von einander lagen, zu vertheidigen, da uns der Feind vom jenseitigen Ufer, das stark bewaldet und bedeutend höher, nicht leicht beikommen konnte.

Doch entging uns auch das Gefährliche dieser Stellung nicht. Wir konnten von zwei Seiten zugleich umgangen, in der Fronte, ja auch im Rücken, vom jenseitigen Ufer her, angegriffen, eingeschlossen und gefangen werden, ohne Möglichkeit zu entrinnen, wenn der Feind, der ohne Zweifel mit Uebermacht anrückte, seine Schuldigkeit auch nur einigermaßen that. Aber dieses Wenn, das wußten wir, würde fehlen.

Wir waren jung, voll Muth und Selbstvertrauen, fühlten uns den Tausenden von Mexikanern gewachsen, und wünschten nur, sie mögten kommen, ehe das Hauptquartier anlangte. Uns bangte ordentlich, dieses mögte zu früh eintreffen, und uns die gehofften Lorbeeren entreißen. Und so war es denn ausgemacht zu bleiben, wir besahen das Terrain, untersuchten das Ufer, besetzten die Baumgruppe mit zwölf Mann, stellten an den beiden Furthen zwölf Andere auf, und lagerten uns mit dem Reste wohlgemuth in den duftenden Rebengrotten, die leider in dieser Jahreszeit keine Trauben hatten.

Nachdem wir alle diese Vorkehrungen getroffen, hungerte uns.

Wir hatten keine Provision mitgenommen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil eben nichts mitzunehmen war — Jeder der achthundert Mann war bisher so ziemlich auch sein eigener General-Quartier- und Proviantmeister gewesen. Jeder hatte sich nur mit dem unumgänglich Nothwendigsten versehen, und so blieben denn eine Anzahl Bushels Mais, Bataten und einige Rinder so ziemlich Alles, was sich im Hauptquartier vorfand. In der Mission hatten wir ebenfalls nichts gefunden; so mußte denn — komme es, woher es wolle — etwas zu beißen aufgetrieben werden.

In der Nachbarschaft, und zwar im jenseitigen

Thale, befanden sich mehrere Blockhäuser, deren Garnison uns bei Requirirung der Lebensmittel sicherlich über den Hals kommen würde; aber das war es eben, was wir wünschten, und wir beschlossen demnach, unverzüglich auf's Fouragiren auszusenden, beorderten zwölf Mann dazu, die auch ohne Weiteres nach einem der Blockhäuser aufbrachen.

Nach etwa einer Stunde kamen sie lustig mit drei Schafen herangaloppirt. Daß wir nun die Mexikaner nächstens zu sehen das Vergnügen haben würden, war außer allem Zweifel, doch kümmerte uns das nicht im mindesten. Unter Scherzen und Lachen wurden die Schafe abgeschlachtet, zu deren Fleisch bloß noch das Brod fehlte. Doch wurde uns auch für dieses einiger Ersatz in einem Karren voll Polonces, den ein mexikanischer Bauer unseren Vorposten zutrieb. Er kam über den Fluß von einem der der Hauptstadt zunächst gelegenen Blockhäuser, also ohne Zweifel vom Feinde gesandt, um unsere Stärke, Stellung und dergl. mehr zu erforschen. Wirklich ließ sich der dämische Bursche auch keine Mühe verdrießen eine nähere Bekanntschaft mit uns anzuknüpfen, bis wir endlich, der Worte müde, ihm auf eine Weise den Weg wiesen, der keine andere Deutung untergelegt werden konnte.

Unbekümmert um die Feinde und ihren General Cos hielten wir unser Mahl, wechselten die Posten und Vorposten, und ließen dann die Leute sich zur Ruhe niederlegen.

Der Abend, die Nacht verging, ohne daß ein Feind sich gezeigt hätte. Der Morgen brach an, — noch immer kein Mexikaner. Wir trauten jedoch dem verrätherischen Landfrieden nicht, ließen die Leute ihr Morgenmahl nehmen, und waren eben damit fertig, als das an der oberen Furth aufgestellte Piquet mit der Nachricht kam, eine starke Kavallerie-Abtheilung sei im Anzuge, ihre Vorhut bereits im Hohlwege, der zur Furth herabführe.

Einige Minuten später hörten wir das Schmettern ihrer Trompeten, und gleich darauf sahen wir auch die Officiere den Uferrand herauf und in die Prairie einsprengen, ihnen nach ihre Escadrons, deren wir sechs zählen konnten. Es waren die Durango-Dragoner, sehr gut uniformirt, trefflich beritten, und vollkommen mit Karabinern und Schwertern ausgerüstet. Ihre Anzahl mogte um dreihundert herum betragen.

Wahrscheinlich hatten sie vom jenseitigen Ufer aus recognoscirt, und so unsere Stellung, obgleich nicht unsere Stärke ausgefunden, da wir, etwas dergleichen vermuthend, unsere Leute so ziemlich in Bewegung erhalten, sie bald auf die Prairie aufspringen, bald wieder unter dieselbe verschwinden gelassen. Das war nun Alles recht wohlgethan, aber andererseits hatten wir uns einen groben Verstoß gegen alle militärische Regel zu Schulden kommen lassen, und kein Piquet an das jenseitige Ufer vorgeschoben, das uns von der Annäherung des Feindes, der Richtung, die er nahm, in Kenntniß setzte. Ohne Zweifel würden ein dreißig bis vierzig gute Schützen — und alle die Unsrigen waren es — den Feind nicht nur aufgehalten, sondern ihm höchst wahrscheinlich auch den Uebergang ganz verleidet haben. Der Hohlweg, der vom jenseitigen Ufer zur Furth herablief, war eng, ziemlich abschüssig, das Ufer wenigstens sechs Mal höher, als das diesseitige, und vollkommen im Bereiche unserer Büchsen. Pferd und Mann konnten so paarweise, wie sie aus den Windungen des Passes herauskamen, auf's Korn genommen und niedergeschossen werden. Das wurde uns freilich jetzt, wie die Dragoner in die Prairie hinaussprengten, auf einmal klar; allein der Fehler war begangen, und wir hatten uns mit dem Gedanken zu trösten, daß der Feind unser Uebersehen sicherlich nicht der wahren Ursache — unserer Unerfahrenheit im Militärwesen — sondern überströmendem Muthe zurechnen würde. Allenfalls beschlossen wir, der guten Meinung, die wir bei ihm voraussetzten, zu entsprechen, nämlich ihn warm zu empfangen.

Die Prairie hinauf — und in diese eingeritten, war er eine bedeutende Strecke in westlicher Richtung vorgesprengt, hatte sich dann gegen Süden zugewendet, und herüberschwenkend, in der Entfernung von etwa fünfhundert Schritten Front gegen uns gemacht. In dieser seiner Stellung nahm er gerade die Sehne des Bogens ein, den der Salado hier bildet. Kaum hatte er sich aufgestellt, so eröffnete er sein Feuer, obwohl wir ihm gänzlich unsichtbar in der Wölbung der Flußbank standen, vollkommen geschützt nicht nur gegen Karabiner-, sondern Kartätschen-, ja Kanonenkugeln, die höchstens über unsere Köpfe wegfliegen konnten.

Nach dem ersten Abfeuern sprengte er beiläufig hundert Schritt im Galopp gegen uns vor, hielt dann, zu laden, an, schoß ab und sprengte dann abermals hundert Schritte vor, hielt wieder, lud, schoß ab, sprengte wieder vor, und wiederholte die seltsame Herausforderung, bis er etwa hundert und fünfzig Schritt vor uns stand.

Da schien er sich denn doch eine Weile besinnen zu wollen.

Wir hielten uns ganz ruhig. Offenbar trauten die Dragoner nicht, wenigstens schien ihr kriegerischer Muth sehr geschwunden, obgleich die Officiere sich alle mögliche Mühe gaben, ihn anzufachen; endlich aber brachten sie doch zwei Escadrons vorwärts, denen langsamer die Uebrigen folgten.

Auf dieß hatten wir gewartet.

Sechs unserer Leute wurden angewiesen, aufzuspringen, die Officiere auf's Korn zu nehmen, und so wie sie abgefeuert, wieder den Prairierand hinabzuspringen.

Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit führten unsre sechs braven Männer das einigermaßen gefährliche Manöver im Angesichte des nun kaum fünfzig Schritte von ihnen wüthend feuernden Feindes aus, sprangen auf, legten ruhig an, schossen ab, und sprangen dann den Prairierand hinab.

Wie wir vermuthet, so brachte ihre geringe Anzahl den Feind in unsere gewünschte Nähe. Er stutzte zwar

anfangs, besonders da ein drei bis vier Officiere fielen, aber kaum waren die Unsrigen den Prairierand hinab, als auch die Escadronen wie toll ihnen nachgaloppirten.

Aber jetzt sprang Fanning mit dreißig unserer Leute auf, warfen ihre Stutzen vor, legten an, und nach einander losdrückend brachten sie auch nach einander Dragoner auf Dragoner von ihren Pferden herab, immer, wie wir sie angewiesen, die Vordersten auf's Korn nehmend. Wharton und ich, die mit der Reserve von sechs und dreißig Mann nachsprangen, so wie Fanning abgeschossen, kamen kaum zu zehn Schüssen, als auch die Dragoner wie auf's Kommandowort „Rechtsum kehrt euch" schwenkten, und sämmtlich Reißaus nahmen. Unsere Büchsen hatten zu grob gewirthschaftet! Wie Schafe, unter die der Wolf gefahren, brachen sie nach allen Seiten aus. Vergebens, daß die Officiere die Flüchtigen aufzuhalten suchten. Bitten, Drohungen, selbst gezuckte Degen und Hiebe vermogten nicht, sie zum Halten zu bringen, weil dieses Halten, die Wahrheit zu gestehen, sich in der Regel fatal erwies, denn auf hundert Schritte waren die Meisten unserer Scharfschützen eines Eichhörnchens, um wie viel mehr eines Durango-Dragoners sicher.

Wir aber hatten langsam abgefeuert, und nach jedem Schusse den Mann unter die Uferbank springen lassen, um schnell wieder zu laden, so daß von unserer kleinen Truppe immer ein dreißig bis vierzig für den Fall bereit standen, daß der Feind einen Angriff in Masse unternähme.

Der erste Gruß jedoch hatte ihm die Lust für eine geraume Weile verleidet, einige Zeit blieb es selbst zweifelhaft, ob er überhaupt einen zweiten Angriff wagen würde, obwohl die Officiere sich alle nur erdenkliche Mühe gaben, ihre Leute zum Vorrücken zu bringen; aber lange waren Bitten, Drohungen und Scheltworte gleich vergeblich. Aus der Ferne gesehen erschienen ihre Gesticulationen, die furchtbaren Hiebe, die sie gegen uns führten, die Luftsätze, die sie ihre feurigen Rosse springen ließen, drollig genug, eine wahre Theaterscene; aber doch muß ich zur Steuer der Wahrheit auch wieder gestehen, daß die Officiere in der That mehr Muth und Entschlossenheit, ja Ehrgefühl bewiesen, als ich ihnen bisher zugetraut. Sie allein hatten unsere Büchsen nicht gescheut, auch waren von den zwei Escadrons beinahe Alle gefallen, und die wenigen, die noch übrig, weit entfernt, abgeschreckt zu sein, bemühten sich nur um so mehr, ihre Leute wieder zum Vorrücken zu bringen.

Endlich schien es ihnen doch gelingen zu wollen. Die Art, wie sie dieses zu Stande brachten, war seltsam, recht eigentlich mexikanisch! An der Spitze ihrer Escadronen postirt, waren sie immer ein hundert Schritt oder mehr vor- — und dann wieder zurückgaloppirt, so gewissermaßen ihren Leuten zeigend, daß keine Gefahr vorhanden. Jedes solche Vorgaloppiren hatte nun die Dragoner gleichsam unwillkührlich ebenfalls ein dreißig bis vierzig Schritte vorwärts gezogen, worauf sie wieder wie auf's Kommandowort hielten, sich vorsichtig auf allen Seiten umschauten, ob noch keiner der gefürchteten Stutzen zu sehen; — dann galoppirten die Officiere wieder vor, und wieder rückten ihnen die Dragoner nach, und so galoppirten und rückten sie wohl zehnmal vor, hielten, schauten, rückten wieder vor, bis sie denn abermals an die hundert Schritte herangekommen waren.

Es versteht sich von selbst, daß sie bei einem jeden solchen Vorrücken auch ihre Karabiner abschossen.

So allmählig mit dem Pulverdampf und unserer Nähe vertraut, begannen sich drei der noch nicht im Feuer gewesenen Escadronen in Angriffskolonnen zu formiren, und sprengten dann etwa fünfzig Schritte vor. Auf einmal kommandirten sämmtliche Officiere mit einer Donnerstimme vorwärts, setzten ihre Pferde in Galopp, und dem kräftigen Impulse folgend, stürmten auch richtig alle drei Escadronen mit verhängten Zügeln an uns heran.

Dießmal aber ließen wir statt sechs, — dreißig unserer Leute aufspringen, mit dem gemessenen Befehle, ja langsam zu feuern, keinen Schuß zu verlieren. Der so kühn ansprengende Feind raubte jedoch der Mehrzahl die Besonnenheit. Eilfertig schossen sie in die Masse hinein, und sprangen dann den Prairierand hinab. Bei einem Haar hätte uns diese Eilfertigkeit in die Klemme gebracht. Der Feind schwankte zwar, aber er wich nicht zurück. In diesem kritischen Momente nun sprangen Wharton und ich mit der Reserve nach. Zielt und schießt langsam und sicher, nehmt Mann für Mann, schrieen wir Beide, Wharton rechts, ich links. Selbst hielten wir unser Feuer zurück. Das wirkte endlich. Schuß fiel auf Schuß. Immer die Vordersten zu nehmen, mahnte ich nochmals, langsam zu schießen, um Fanning Zeit zum Laden zu geben. Ehe wir noch Alle abgeschossen, war Fanning wieder mit einem Dutzend der fertigsten Schützen an unserer Seite. Wohl drei Minuten hielt der Feind wie betäubt unser wahrhaft mörderisches Feuer aus, aber da wir, wie gesagt, immer nur die vordersten Dragoner nahmen, die Vorsprengenden auch richtig fielen, wollte endlich Keiner mehr vorwärts, die Escadronen geriethen in große Unordnung, die bald zur wildesten Flucht wurde. Wir gaben ihnen einen Denkzettel mit auf den Weg, der noch manches Pferd reiterlos in die Prairie hinaustrieb, luden dann wieder unsere Büchsen, und zogen in unsere Weinlauben und Grotten zurück, der Dinge harrend, die ferner kommen würden.

Jetzt war aber dem Feinde die Lust, einen nochmaligen Angriff zu wagen, ganz vergangen. Bis auf dreihundert Schritt etwa wagte er sich zwar heran, das Erscheinen eines Dutzend unserer Leute war aber immer hinreichend, ihn sammt und sonders das Weite suchen zu machen. Jedoch drei- oder fünfhundert Schritte — er schoß seine Karabiner nur um so eifriger auf uns ab, was er um so ungestrafter thun durfte, als wir sein Feuer auch mit keinem Schusse mehr erwiederten.

Das Gefecht mogte so eine halbe oder drei Viertelstunden gewährt haben. Noch war unsererseits kein Mann gefallen, nicht einmal verwundet, obwohl wir

während der feindlichen Angriffe einen wahren Kugelregen ausgehalten. Wir konnten uns diese seltsame Erscheinung nicht erklären; die Kugeln fielen links und rechts, viele trafen, aber kaum, daß sie die Haut ritzten, einen wunden Fleck zurückließen. Wir waren auf gutem Wege, uns für unverwundbar — den Kampf bereits für entschieden zu halten, als das zweite an der untern Furth aufgestellte Piquet gerannt kam, und die einigermaßen beunruhigende Nachricht brachte, bedeutende Infanteriemassen seien gegen die Furth im Anzuge, und müßten in jedem Augenblicke sichtbar werden.

Wirklich ließ sich auch in demselben Augenblicke das Wirbeln der Trommeln, das Quiken der Pfeifen hören, im nächsten defilirten bereits die ersten Kolonnen auf die Uferbank hinauf, in die Prairie hinein, gegen die Baumgruppe zu.

Wie sich Kompagnie auf Kompagnie nun in der Prairie aufrollte, konnten wir auch leicht ihre Stärke ermessen. Es waren zwei Bataillone, zusammen tausend Mann stark. Zum Ueberfluß hatten sie noch eine Kanone mit.

Das war denn nun freilich mehr als genug für zwei und siebenzig — mit Einschluß von uns drei Officieren fünf und siebenzig Mann; denn zwanzig hatten wir, wie gesagt, in der Mission und der Baumgruppe gelassen, so daß füglich zwanzig Mexikaner auf einen Amerikaner kamen. Kein Scherz, wenn man bedenkt, daß der Feind vollkommen gut gerüstet, aus zwei Bataillonen Linieninfanterie und sechs Schwadronen Dragonern bestand, letztere freilich um wenigstens fünfzig gelichtet, aber mit der frischen Hilfe doch auch nicht minder gefährlich.

Zwar waren alle unsere Leute vortreffliche Scharfschützen, nebst ihren Büchsen hatten die Meisten auch noch Pistolen in ihren Gürteln; aber was waren fünf und siebenzig Stutzen und auch hundert Pistolen gegen tausend Musketen und Bajonette, zweihundert und fünfzig Dragoner und ein Feldstück mit Kartätschen geladen? Wenn der Feind nur einigermaßen seinen Vortheil verstand und entschlossen vorging, waren wir wie Füchse im Bau gefangen.

Jedoch dieses einigermaßen seinen Vortheil verstehen, dieses entschlossen vorgehen, — würde fehlen, deß waren wir halb und halb gewiß. Wir kannten unsre Gegner so ziemlich, denn sonst würden wir uns doch nicht so weit vorgewagt haben. Alles, was jetzt von Nöthen, war kühne Entschlossenheit, unerschütterliche Kaltblütigkeit, die sich durch nichts irre machen, unsern Feind nie zu Athem kommen ließ. Kam er zu Athem, so waren wir verloren.

Mir und Fanning war es indeß doch nicht leicht um's Herz. Wir hatten die Leute in diese schutz- und haltlose Prairie — gleichsam auf die Schlachtbank herausgeführt, und das in einer so unüberlegt tollkühnen Weise, daß wir mit einiger Aengstlichkeit nun einander, und wieder die Männer anschauten. Aber wie wir sie so schauten, stieg uns auch wieder der Muth, das Vertrauen.

Bei keiner Gelegenheit habe ich diesen, nicht bullenbeißerisch rauflustigen Stieresmuth, nein, den stets gefaßten, entschlossenen, ruhig festen, unerschütterlichen amerikanischen Mannesmuth so anschaulich, so deutlich, so handgreiflich kennen und schätzen gelernt.

Was nun diese Mexikaner betraf, so glaube ich fest und sicher, daß wenn die ganze mexikanische Armee aufmarschirt wäre, unsere Amerikaner eben so ruhig und wohlgemuth ihre Büchsen geputzt haben würden. Das Einzige, was zu hören, war: „Schont nur euer Pulver und Blei, verschleudert, verliert ja keinen Schuß.“

Mit solchen Männern aber ist es eine Freude zu kämpfen und, wenn nöthig, zu sterben; denn man kämpft und stirbt mit Ehre. Da wir aber Letzteres doch lieber nicht wollten, so mußten wir prompt sein. Prompt beschlossen wir demnach, unsere Maßregeln zu nehmen. Fanning und Wharton sollten die Infanterie und Dragoner beschäftigen, mir fiel die Aufgabe zu, die Kanone, einen Achtpfünder, zu nehmen.

Das Geschütz war am äußersten linken Flügel, dicht am Rande der Prairie aufgepflanzt, da, wo diese steil sich zum Flusse hinabsenkt, den es in seiner ganzen Krümmung vollkommen beherrschte. Dieses Ufer war, wie gesagt, mit einem ziemlich dichten Gewinde von Weinranken überwachsen, die uns nur zur Noth dem Feinde verbargen. Bereits der erste Kartätschenschuß belehrte uns, daß wir auf diesen Versteck nicht sehr zählen durften.

Es war kein Augenblick zu verlieren, denn ein einziger wohlgerichteter Schuß — und der Kampf war so gut als am Ende. Ein Dutzend Leute zusammen gerafft, arbeitete ich mich so schnell, als ich vermochte, durch das Gewirre der Weinranken, und war bereits etwa fünfzig Schritte von der Kanone, als der zweite Schuß ganz in unserer Nähe einschlug; das Schwanken der Ranken hatte uns dem Feinde verrathen. Auf diesem Wege durften wir nicht vordringen; so bedeutete ich denn den, zunächst dem Prairierand Vordringenden, diesen hinaufzuspringen, und vor Allem die Artilleristen niederzuschießen. Ich selbst sprang, der Dritte oder Vierte, nach.

Wie ich aufsprang, die Büchse hob, um anzulegen, sank mir diese, als ob ein Centnergewicht sich an die Mündung gelegt, eine unsichtbare Gewalt sie niedergedrückt.

Eine lange, hagere Figur, mit verwilderten, unkenntlichen Zügen, mehrere Zoll langem Barte, in einer Ledermütze, Wamse und Mocassins (eine Art Sandalen) stand keine drei Schritte von mir. Wie der Mann hierher gekommen, war mir, so wie meinen Leuten ein Räthsel, ihre Blicke hingen nicht weniger scheu an ihm. Aber er mußte bereits geschossen haben, denn einer der Artilleristen lag neben der Kanone hingestreckt, und einen Zweiten, der den Ladstock eintrieb, schoß er jetzt nieder, und lud dann wieder so ruhig handwerksmäßig, als ob er diese Art Schießübung alle Tage seines Lebens getrieben hätte.

Man ist auf dem Schlachtfelde eben nicht sehr wählerisch gestimmt; der angenehmste Nachbar ist immer der, der am meisten Feinde niederwirft, das Todtschlagen am erfolgreichsten betreibt; das rohe Bluthandwerk, in dem man begriffen, erstickt für den Augenblick jede zartere Empfindung; aber doch hatte das Wesen des Mannes, seine ganze Art und Weise etwas so schlächterisches, sein Treiben verrieth eine so gefühllose, ich mögte sagen, ruchlose Wegwerfung seines eigenen und anderer Menschen Leben, daß ich, so seltsam dieses klingen mag, den Mann empört, ja schaudernd, wie betäubt anstarrte. Und nicht nur ich, auch meine Leute waren nicht weniger ergriffen von seinem wie gespenstischen Wesen. Wohl zwanzig Sekunden standen sie bereits oben auf dem Prairierande, aber noch immer hielten sie, wie betäubt, die Büchsen; statt aber den Feind in's Auge zu fassen, fielen ihre stieren Blicke wieder auf ihn, bis er ihnen mit rauher Stimme zurief: „Damn your eyes je staring foots, don't ye see them Art'lerie men, why don't ye knock them on their heads?“ (V—t seien Eure Augen, Ihr gaffenden Thoren! Seht Ihr nicht die Artilleristen, warum schießt Ihr sie nicht vorn Kopf?)

Erst da schossen sie, fehlten, und sprangen dann so eilfertig, als ob sie getrieben würden, den Prairierand hinab.

Ich vermogte weder ihnen zu folgen, noch die Büchse zu heben, und wenn der Feind statt siebenzig Schritten nur sieben von mir gewesen wäre, ich hätte es nicht vermogt. Die Stimme des Mannes hatte mich so entsetzlich durchschauert! Die feindlichen Kugeln fielen wie Hagelkörner vor mir, um mich herum; ich stand wie versteinert, bis endlich einer meiner Leute aufsprang, und mich am Arm den Prairierand hinabriß.

Erst da, befreit von dieser schrecklichen Nachbarschaft, kam ich wieder zu mir. Die Artilleristen hatten, als wir noch auf der Prairie standen, das Stück gegen uns gerichtet; ehe sie es aber loszubrennen im Stande — waren wir schon wieder unter dem Prairierande, und der Fremde schoß den dritten Artilleristen weg. Sich ihres furchtbaren Gegners zu entledigen, brannten nun die beiden noch Uebrigen das Geschütz auf ihn allein los, aber weder Kartätschen- noch Musketenkugeln des nun auf weniger denn fünfzig Schritte herangerückten Feindes vermogten etwas über ihn. Mit eiserner Ruhe lud er fort, schoß den Vierten, und endlich den Letzten nieder, und schrie uns dann mit rauher Stimme zu: „Damn ye for lagging fellows, why dont ye take that 'ere big gun?“ (Schlafhauben, die Ihr seid! — Warum nehmt Ihr nicht das große Stück?)

Um alle Welt aber wäre jetzt keiner von uns aufgesprungen. Wir hatten Alle geladen, standen aber wie Salzsäulen, ihn anstierend, gleichsam fragend, ob die seltsame Erscheinung denn auch wirklich einer unseres Gleichen, ein Erdenbewohner, und nicht vielmehr ein Prairiegespenst vor unseren Augen Spuk treibe?

Aber wie er so ganz allein in der Prairie oben stand, mit den verwitterten Zügen, dem zollangen Barte, der wie spanische Moosflocken um Hals und Nacken herumhing, die Zielscheibe von hunderten feindlicher Kageln, glich er so ganz und gar einem der unzähligen Kobolde, mit denen der spanisch-katholische Aberglaube eben diese Prairie so reichlich ausgestattet, er glich in der That weniger einem Erdenbewohner, als einem wüsten Waldgespenste, und wie ein solches hätte er bei einem Haare ein arges Unglück über uns gebracht.

Unsere geringe Anzahl, die im Entsetzen verfehlten Schüsse, vor Allem aber die augenscheinliche Furcht, mit der wir unsere Flucht den Prairierand hinab bewerkstelligten, hatte den Feind so über alle Erwartung ermuthigt, daß er die hinter der Kanone aufgestellte Kompagnie im Doppelschritt vorrücken, und unseren Versteck mit einem heftigen Feuer bestreichen ließ. Bereits schwenkte eine Rotte vor, um uns, die wir noch immer gelähmt standen, von den Unsrigen abzuschneiden, als — es war die höchste Zeit — Fanning mit dreißig unserer Büchsenschützen erschien. Dieser Anblick brachte uns mit einem Male wieder zur Besinnung. Ein freudiges Hurrah! und dann waren meine Leute auf der Bank oben; ohne sich jedoch an Fanning anzuschließen — war es Gefühl von Schaam, war es der neu erwachende Muth — ich weiß es nicht — rückten sie im Sturmschritt bis auf zwanzig Schritte an den Feind heran, legten auf diesen an, und schossen ein Dutzend Infanteristen mit einer so verzweifelten Ruhe und Kaltblütigkeit nieder, daß die Kompagnie, entsetzt, einen Augenblick schwankte, dann aber im äußersten Schrecken die Musketen wegwarf, und mit einem gellenden Diablos! Diablos! über Hals und Kopf Reißaus nahm.

Fanning hatte, trotz des kritischen Moments, mit wahrhaft bewundernswürdigem Gleichmuthe seine Leute langsam feuern lassen, so daß, als wir nun von unserem Angriffe zurückkehrten, etwa noch ein halbes Dutzend nicht zum Schusse gekommen war, von Whartons Reserve, die jetzt gleichfalls vorgerückt, gar keiner. — Die Kompagnie war vollkommen gesprengt, und lief bereits dreihundert Schritte von uns, aber statt dieser zeigte sich der Achtpfünder, der mittlerweile mit frischer Bemannung versehen, und so eben zum Losbrennen gegen uns gerichtet ward. Wäre die Bemannung aus Artilleristen bestanden, sie würden uns wahrscheinlich auf eine Weise begrüßt haben, die dem Kampfe bald ein Ende gemacht haben dürfte; aber so waren es Infanteristen, die mit ihrer Unbeholfenheit nicht eher fertig wurden, als bis wieder die Hälfte weggeschossen, wir unter den Prairierand hinabgesprungen waren.

Der Schuß ging los, wir sprangen wieder auf.

Ein wahrer Waffentanz, bei dem uns denn aber doch allmählig heiß zu werden begann! Es war keine Minute zwischen unserem Hinab- und wieder Aufspringen verstrichen; aber der kurze Zwischenraum hatte doch die der zerstreuten Kompagnie zunächst aufgestellten — weiter in die Prairie hinaus stehenden Kolonnen — um

ein Beträchtliches gegen uns vorgebracht. Wir sahen jetzt, daß das zweite Bataillon gleichfalls im Vorrücken gegen uns begriffen war, und daß wir leicht mit einem Dutzend Kompagnien nach einander anzubinden haben dürften, eine Aussicht, die uns denn doch bedenklich erschien; nicht, als ob wir im Mindesten besorgt gewesen wären, mit den zunächst vorgerückten Kompagnien nicht eben so leicht fertig zu werden; aber es stand auch, und das nicht ohne Grund, zu befürchten, daß der Feind, wenn sich der Kampf in die Länge ziehe, allmählig auch den panischen Schrecken, den ihm bisher unsere Büchsen eingeflößt, überwinde, sich ermuthige, vom sinnlosen Peletonfeuer, das er der ganzen Linie entlang gegen uns unterhielt, zum Angriff mit dem Bajonett übergehe. Wenn nur eine einzige Kompagnie zu einem solchen Angriff gebracht wurde, mußte unsre Lage schon deßhalb gefährlich werden, weil unsre Kräfte dann getheilt waren. Wir bemerkten ferner nicht ohne Unruhe, daß die Kavallerie, die sich bisher ruhig in heilsamer Ferne gehalten, nun gleichfalls in Bewegung gerathen, stark gegen die schon öfters erwähnte Baumgruppe hinabgedrückt, und daß der äußerste rechte Flügel der Infanterie sich ihr bereits auf Schußweite genähert, zweifelsohne, um ihr die Hand zu reichen, und dann vereint gegen uns vorzudringen.

Wo waren aber unsere zwölf Mann, die wir in der Baumgruppe gelassen? Was war aus ihnen geworden? Waren sie noch da, oder hatten sie sich im Schrecken vor der Uebermacht zur Mission zurückgezogen? Das wäre nun ein böser Streich gewesen! Es waren treffliche Schützen, alle mit Pistolen versehen, die uns jetzt sehr gut zu Statten gekommen, in der Mission aber verloren waren. Wir hatten sie sowohl, als die acht Mann der Mission, mehr in der Ahnung, daß sie uns da nützlich sein konnten, als mit klarer, strategischer An- und Einsicht zurückgelassen. Aber was vermogten zwölf Mann — wenn auch noch so treffliche Scharfschützen — gegen zweihundert und fünfzig Dragoner und eine oder ein Paar Kompagnien? Wir bedauerten nun, diese zwölf Scharfschützen, die uns gerade jetzt so treffliche Dienste leisten konnten, gleichsam auf das Spiel gesetzt zu haben — denn was das Allerbedenklichste war, unsere Munition begann stark zu schwinden, — nur Wenige hatten mehr als sechzehn Ladungen Pulver und Blei mitgenommen, die bis auf sechs verschossen waren; Dinge, die keine sehr angenehme Musik zu diesem unsern Waffentanze gaben. Aber but a faint heart never won fair bride! (Ein zagbaftes Herz gewann nimmer die schöne Braut!); einen Augenblick überlegten wir, und im nächsten waren wir entschlossen. Die That rasch dem Entschlusse folgen lassend, übernahm ich es mit zwanzig Mann, in die Lücke, die die zerstreute Kompagnie in der feindlichen Linie gelassen, vorzudringen, den Feind so in die Flanke, die Kanone aber endlich in unsere Gewalt zu bringen; Fanning und Wharton sollten ihn in der Front angreifen.

Die Bemannung dieser Kanone, mittlerweile wieder niedergeschossen, bestand jetzt bloß noch aus einem Officier, der allein es gewagt, bei ihr auszuharren und sie zu laden. Er fiel gerade, als ich mich zu unsern Leuten wandte, um die Zwanzig aufzufordern, mir zu folgen. In demselben Augenblicke aber taumelt etwas an meine Seite, — ich wende mich. Der gespenstisch wilde Mann, den ich während des oben erwähnten kritischen Moments aus den Augen verloren, fällt mit einem gellenden Schrei an mich an, die losgebrannte Büchse krampfhaft mit beiden Händen erfaßt, die Augen verdreht — wild in den Höhlen rollend, — der ganze Mann wie ein mit der Axt vor den Kopf getroffener Stier vor mir niederschmetternd. Ich konnte mich jetzt, in diesem Augenblicke, nicht bei ihm aufhalten. Einige meiner Leute waren schon auf die Kanone zugesprungen, hatten sich an diese und den Munitionswagen gespannt, beide vorwärts gezogen, erstere geladen, während die Anderen als Bedeckung sie rechts und links umgaben.

Noch waren sie mit dem Laden des Geschützes nicht fertig, als ein verwundertes: Seht, schaut doch einmal! mich aufschauen machte.

Der Feind schwankte, als ob er Geister sähe, die ganze feindliche Linie, Kolonnen und Escadrons. Noch hatte keiner meiner Leute einen Schuß gethan, wohl aber Fanning und Wharton, die etwa zwanzig Schüsse abgefeuert, als sowohl die nächsten Kolonnen, so wie die entfernteren in die seltsamste Bewegung geriethen.

Es war ein ordentliches Erzittern, Erbeben, was über sie kam, so auffallend aber, als wenn es von einem Erdbeben herrührte, einem unterirdischen Stoße, einer Erschütterung, die Alles durch einander würfe. Wir hielten unsere Büchsen zur Deckung der Kanone in Reserve; diese selbst, doppelt geladen, ließ ich so eben mit Zündkraut versehen, als das Schwanken des Feindes so heftig wurde, daß ich den Schützen sich zu beiden Seiten der Kanone anzureihen befahl. Die Kolonnen der Infanterie erschienen gerade wie ungeheure Felsmassen, — und in ihren braunen Uniformen glichen sie auch solchen — wie sie am hohen Berggipfel aus ihren Lagern gerissen, einen Augenblick schwanken, ungewiß, auf welche Seite sie gerissen werden. Ich hatte in Eile die Lunte angeblasen, ließ feuern, und brannte dann den Kartätschenschuß ab.

Den Letzteren erwartete jedoch der Feind nicht mehr. Gleich den erwähnten Felsmassen sich plötzlich losreißend, borst die ganze lange Linie auseinander, aber nicht die Kolonnen, die gegen uns standen, zuerst die des äußersten linken Flügels hatten den Anfang gemacht, dann folgte das Centrum, der links gegen uns stehende Flügel war der letzte; aber Eines hatte das Andere mitgerissen. Es war die wildeste, regelloseste Flucht, die ich je gesehen. Infanterie, Kavallerie, — Alle jagten sich gerade, ich kann es nicht besser versinnlichen, als wie Felsmassen, die, vom höchsten Berggipfel losgerissen, auch Alles mit sich fort in den Abgrund reißen.

Wir standen, wir schauten, wir starrten; lange vermogten wir es nicht, den Feind und seine seltsame

Flucht zu begreifen. Endlich begannen uns Beide klar zu werden.

Die Infanterie nämlich, ihren linken Flügel an den Salado gelehnt, hatte ihren rechten in die Prairie hinaus gegen die Baumgruppe vorgeschoben, um sich an die uns gegenüber haltenden Dragoner anzuschließen, und dann vereint gegen uns vorzudringen, ein Manöver, das, wie gesagt, unsere Aufmerksamkeit und Kräfte theilen, und uns so in Verwirrung bringen sollte. Der Plan war nicht übel, bereits hatte sich sowohl Infanterie als Kavallerie gegen die Baumgruppe herab- und hinangezogen, natürlich, ohne auch nur im Geringsten zu argwohnen, daß diese von uns besetzt sein könnte. Auch zeigte sich da nichts Verdächtiges. Unsere zwölf trefflichen Büchsenschützen, hinter den Bäumen verborgen, ließen sowohl Escadrons als Kompagnien bis auf zwanzig Schritt an die Baumgruppe herankommen, aber als sie so weit herangekommen, eröffneten sie plötzlich ihr Feuer, wohl bedacht zuerst die Pistolen losschießend, und dann die Büchsen gebrauchend.

Eine Ueberraschung aber von einigen dreißig Schüssen, plötzlich aus einem solchen Hinterhalte kommend, dürfte nun wohl die besten Truppen verwirren, um wie viel mehr unsere merikanischen Dons, die kaum von ihrem ersten Schrecken erholt, sich von den eingefleischten Diablos, wie sie uns nannten, auf allen Seiten umzingelt hielten. — Ihnen so schnell als möglich zu entgehen, brachen sie daher auch auf allen Seiten aus, die Infanterie unwiderstehlich mit sich fortreißend, — Kolonne auf Kolonne, bis sich endlich die ganze Linie in ein endloses Gewimmel Flüchtiger auflöste.

Der Sieg war so gekommen, wir wußten selbst nicht wie. — Fannings und Whartons Leute hatten zwei Mal, die meinigen nur ein Mal abgeschossen, als auch bereits die feindlichen Massen sich auflösten, wie wilde Mustangheerden, von den Jägern verfolgt, in die Prairie hinausbrachen.

Der wilde Mann, welcher, wie oben erzählt, uns Allen so viel Schrecken einflößte, war, wie ich später erfuhr, ein begnadigter Mörder, welcher seine Sünde in Vertheidigung des Vaterlandes tilgte. Nur verwundet, nicht getödtet, hatte er sich vom Schlachtfelde entfernt und war davon geritten, ohne daß Jemand gewußt hätte, wohin.

Der General en chef, Stephan Austin, welcher mit den übrigen Truppen bald nach errungenem Siege auf dem Schlachtfelde eintraf, bewies uns seine Zufriedenheit. Gerade statteten wir ihm den Tagesbericht ab, als ein merikanischer Priester mit mehreren Wagen und einer weißen Fahne kam, die Verabfolgung der Todten zu erbitten. Sie wurde ihm ohne Widerrede bewilligt.

Was wir von dem schlauen Pater herausbrachten, bewog uns aber, noch denselben Abend gegen die Hauptstadt vorzurücken. Es zeigte sich einige Hoffnung, sie im ersten Schrecken in unsere Gewalt zu bekommen. Zwar war dieß nicht der Fall; wir fanden die Thore verrammelt, den Feind auf seiner Hut, aber doch hatte ihn unser Erfolg so sehr eingeschüchtert, daß er uns ohne den geringsten Widerstand unsere Stellung einnehmen ließ.

Wir nahmen diese an den sogenannten Mühlen, etwa einen Kanonenschuß von der großen feindlichen Redoute, von wo aus wir auch die übrigen Ausgänge der Stadt besetzten. Vor Mitternacht hatten wir sie von allen Seiten eingeschlossen.

Der amerikanische Fasan.

Ist der unrichtige Name eines Vogels, der unter dieser Benennung durch die Vereinigten Staaten bekannt ist, sie aber keineswegs verdient, da er zu keiner anderen Gattung als der der Haselhühner gehört.

Der wirkliche Fasan findet sich nirgends dort wild; übrigens ähnelt ihm dieß Haselhuhn in vielen Stücken, und hat, wie er, ein delikates, zartes Fleisch.

Es ist von der Größe und auch fast der Farbe eines braunen Haushuhns, sonst aber ganz wie ein Truthahn gebildet, nur daß das Männchen noch einen Federbusch trägt, den es im Affekt, wie der Kakadu oder Holzheher, sträubt, und dazu, wie der Truthahn, den Schwanz radförmig ausspannt und die Flügel schleppt.

In der Balzzeit setzt sich der „pheasant“ gern auf abgehauene oder umgestürzte Baumstümpfe, und macht mit den Flügeln ein so lautes, trommelartiges Geräusch, daß man es eine lange Strecke im Walde hören kann.

Bei anhaltendem Regenwetter wird er durch die Nässe unbehülflich, daß er in kleine Bäume flattert, und dort, wenn aufgefunden, leicht von den Farmern oder Jägern mit einem Stocke heruntergeschlagen werden kann.

Ein so zarter Vogel es übrigens ist, so gedeiht er doch nicht im warmen Klima, und selten ist es, daß sich einzelne im Norden von Arkansas blicken lassen, wohingegen sie in den nördlichen Staaten, und besonders in Canada, in großer Anzahl leben. Fr. Gerstäcker.

Das amerikanische Rebhuhn.

Kommt in der Lebensart in vielen Stücken dem unsrigen gleich, ist aber bedeutend kleiner als dieses, ungefähr von der Größe einer Wachtel, und mehr von graulicher Farbe, lockt auch ganz anders wie das deutsche, mehr mit einem pfeifenden Tone, und flieht, wenn arg verfolgt, oder auch sehr häufig Nachts zum Schlafen, in die Zweige der Bäume, wo es sich an einen Ast andrückt und schwer zu entdecken ist.

Es findet sich, da ihm fast gar nicht nachgestellt wird, in großer Menge in den westlichen Staaten, und lebt dort ganz im Wald, hält sich aber doch gern, wenn Farmen in der Umgegend sind, in der Nähe derselben auf, und wird so zahm, daß es häufig auf den Hof vor die Häuser kommt, um mit den Hühnern den Abfall des Getraides aufzupicken.

Das Fleisch desselben ist schneeweiß und äußerst zart. Fr. Gerstäcker.



GIOVANNI BATISTA BELZONI.

ſten Lan-
rem Klo-
eine Frau
Haus in
gehörte;
orgeſtellt
tung hy-
ge dahin
der ihn
, ſo arg
ßig Tage
der aus-
er Gele-
lernen,
d Kara-
um ſich
rſtellung
mſelben
g einer
haltsort
pörung
ter tau-
ie Ma-
mäßig,
ie Um-
ſtellung
elzoni's
er ihm
. Un-
verlaſ-
k aller
ls aus
hums-
om in
ßt, ſo
reiſen,
Salt
ebens
des
iſſen.
itung
däſſen
mie-
einem
aufte
ak in
kop-
u be-
über
nung
rache
meds
ſehr
dem
Ge-
iger
Bel-
kannte, ſagte ihm voraus, daß



Belzoni.

(Mit Portrait, Taf. 25.)

Giovanni Batista Belzoni, ein geborner Italiener, der sich im Jahre 1800 aus seinem Vaterlande entfernte, den größten Theil Europa's durchreiste, von 1805 bis 1815 in England verweilte und sich dort mit Errichtung hydraulischer Maschinen beschäftigte, faßte im Jahre 1815 den Entschluß, nach Aegypten zu wandern, um seine Maschinen, die seinen Ansichten nach in einem Lande zur Bewässerung des Bodens sehr ersprießlich sein mußten, wo die Felder nichts bedürfen als Wasser, um zu jeder Jahreszeit alle Erzeugnisse der Natur im größten Ueberflusse hervorzubringen, einführen und aufstellen zu können, und schiffte sich zu diesem Zweck nach Malta, und von dort in Begleitung seiner Frau und eines irländischen Dieners, nach Alexandrien ein. Weniger glücklich in Ausführung seiner Pläne, verblieb er fünf Jahre in Aegypten, machte dort wichtige archäologische Entdeckungen, und war so glücklich, eine der berühmten Pyramiden von Gizeh, sowie mehrere Grabmähler der Könige von Theben zu eröffnen und eine Menge merkwürdige Alterthümer zu entdecken und nach Europa zu schaffen. Bekannt und befreundet mit Salt, Burckhardt und andern berühmten und gelehrten Forschern und Reisenden, trug er nicht wenig dazu bei, die reichen Denkmäler Altägyptens uns aufzuschließen, und seine Reisen in Aegypten und Nubien, nach dem Ufer des rothen Meeres und der Oase des Jupiter Ammon, sind nicht nur in archäologischer Hinsicht wichtig, sondern verbreiten auch die gediegenste Kenntniß über den Charakter der Eingebornen der Länder, welche er besuchte, indem er nicht bloß, wie viele andre Reisende, sich nur mit den Merkwürdigkeiten des Landes bekannt machte, sondern überall mit den Einwohnern selbst unmittelbar in Geschäftsverhältnisse und Beziehungen kam, in denen allein sich die Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters eines Volks unverhohlen ausspricht, und wir glauben, daß unsere Leser nicht ohne Interesse die Erzählung der ungemein vielen Schwierigkeiten vernehmen werden, die sich der Ausführung seiner Pläne entgegenstellten, und der Art, wie er dieselben glücklich überwand.

Am 9. Juni 1815 landete Belzoni mit den Seinigen in Alexandrien, wo gerade die Pest wüthete, weßhalb er im fränkischen Quartiere die „Occale" genannte Quarantaine halten mußte, die glücklicherweise mit dem Johannistage endete, und unserm Reisenden gestattete, am 1. Juli in Begleitung eines Engländers seine Reise nach Cairo zu Wasser fortzusetzen. Widrige Winde zwangen die Schiffer, am Abend desselben Tages wieder umzukehren, am nächsten aber gelangten sie nach Abukir, wo sie ausstiegen und das Schlachtfeld besahen, wo so viele Brave ihr Blut für den Ruhm ihres Vaterlandes vergossen hatten, dann in die Mündung des Nils einfuhren, zu Rosetta ausstiegen, und vier Tage später in Boulak, eine englische Meile von Cairo, ankamen. Belzoni begab sich sogleich nach Cairo und suchte ein Unterkommen bei den Mönchen des gelobten Landes; da diese aber keine Frauensperson in ihrem Kloster aufnehmen durften, miethete er für sich, seine Frau und seinen Bedienten ein altes, baufälliges Haus in Boulak, welches dem Dolmetscher Ali Pascha's gehörte; durch diesen sollte er zugleich dem Vicekönig vorgestellt werden, um demselben seine Pläne zur Errichtung hydraulischer Maschinen vorzulegen; auf dem Wege dahin wurde er aber von einem wüthenden Soldaten, der ihn an seiner Kleidung als einen Franken erkannte, so arg mit einem eckigen Stock verwundet, daß er dreißig Tage in seiner Wohnung liegen mußte, ehe er wieder ausgehen konnte. Während seiner Heilung hatte er Gelegenheit, die Lebensart der Araber kennen zu lernen, die sich unter seinen Fenstern aufhielten, und Karavanenweise oft Tage lang dort verweilten, um sich nach Alexandrien einzuschiffen. Nach seiner Herstellung wurde er Mehmed Ali vorgestellt, nahm mit demselben die nöthigen Verabredungen wegen Errichtung einer Maschine zu Soubra, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Pascha, wurde aber durch eine förmliche Empörung der Soldaten gegen Ali darin unterbrochen. Unter tausend Kabalen und Hinternissen kam endlich die Maschine zu Stande, und erwies sich als höchst zweckmäßig, ihre allgemeine Einführung wurde aber durch die Umgebung des Pascha, deren Interesse bei der Aufstellung der neuen Maschine litt, hintertrieben, und Belzoni's Unternehmung zerschlug sich, ohne daß von einer ihm zugesicherten Entschädigung weiter die Rede war. Unangenehm von dem Gedanken berührt, ein Land verlassen zu müssen, welches von jeher das Augenmerk aller Gelehrten und Reisenden gewesen war, und theils aus Neugierde, theils aus wirklicher Liebe zur Alterthumskunde, die früher während seiner Studien in Rom in ihm erweckt worden war, wurde Belzoni veranlaßt, so weit es seine Mittel erlaubten, den Nil aufwärts zu reisen, und gern übernahm er den Auftrag des Konsul Salt und des Deutschen Burckhard, die in der Nähe Thebens liegende kolossale Büste, die unter dem Namen des jungen Memnon bekannt ist, auf dem Nil einzuschiffen. Mit ausführlichen Instruktionen, dem zur Bestreitung der Kosten nöthigen Gelde, den erforderlichen Pässen und mit Briefen an Ibrahim Pascha versehen, miethete Belzoni ein Fahrzeug mit vier Matrosen, einem Schiffsjungen und einem Rays oder Kapitän, kaufte die nöthigen Lebensbedürfnisse, und verließ Boulak in Begleitung seiner Frau, seines Dieners und eines koptischen Dollmetschers, um sich zunächst nach Siaut zu begeben, und dort mit Ibrahims Arzt, dem Dr. Scotto, über Herbeischaffung der übrigen, zu seiner Unternehmung nöthigen Gegenstände und die weitere Reise Rücksprache zu nehmen. In Mansalout traf Belzoni mit Mehmeds Sohn zusammen, der nach Cairo reiste, die Briefe sehr herablassend empfing, und ihn anwies, dieselben dem Defterdar von Siaut vorzulegen. Der französische Generalkonsul Dronetti, der bei ihm war, ein tüchtiger Alterthumskenner, der aus Theben zurückkam, und Belzoni's Vorhaben schon kannte, sagte ihm voraus, daß

er zur Ausführung desselben dort keine Arbeiter finden werde, wie er dieß selbst bei seinen Entdeckungen erfahren habe, und machte ihm zugleich ein Geschenk mit dem Deckel eines Sarkophags von Granit, den er daselbst entdeckt, aber nicht hatte wegbringen können, wenn Belzoni glücklicher sein sollte. — In Siaut, der Hauptstadt von Sais oder Ober-Aegypten, die einen lebhaften Handelsverkehr unterhält, mußte Belzoni acht Tage verweilen, da der Desterdar abwesend war. Dr. Scotto, der ihn mit Rath und That unterstützen sollte, suchte statt dessen ihn ganz und gar von seiner Unternehmung abzubringen, und unser Reisender, der von ihm keinen Beistand zu erwarten hatte, suchte sich mit Hülfe seines Dollmetschers selbst das Nöthige zu verschaffen, und nahm auch einen griechischen Zimmermann in Sold, der sich dazu verstand, ihm nach Theben zu folgen. Nach sechs Tagen kehrte der Desterdar zurück, nahm unsern Belzoni mit vieler Freundlichkeit auf, und ließ ihm sofort Befehle an den Kacheff der Provinz Erment ausfertigen, unter welchen die Fellah's von Theben stehen. Vier Tage später kamen unsere Reisenden nach Dendera, und besuchten am andern Tag den berühmten Tempel, der sich dadurch vor den übrigen Monumenten Aegyptens auszeichnet, daß er fast noch vollkommen erhalten ist. Es bieten sich hier dem Blicke eine so erstaunenswürdige Menge und Mannigfaltigkeit der schönsten Basreliefs und Figuren dar, mit denen die Mauern und das Innere des Tempels verziert sind, daß man in Verlegenheit geräth, welche man zuerst und hauptsächlich betrachten soll. In der Vorhalle stehen 24 Säulen in vier Reihen, welche den Portikus bilden; auf vier Seiten sieht man den kolossalen Kopf der Göttin Isis mit Kuhohren, und die Oberfläche der Säulen und Wände sind mit Figuren und Hieroglyphen überdeckt; das Plafond stellt einen Thierkreis dar, welchen zwei große weibliche Figuren einschließen, die die ganze Breite der Decke einnehmen. Auf dem Gipfel des Tempels hatten früher die Araber ein Dörfchen angelegt, es später aber wieder verlassen, und dieser gleichsam schwebende Weiler verfällt jetzt allmählig. — Den 22. Juli erblickte Belzoni zuerst die Ruinen von Groß-Theben, und stieg mit den Seinen zu Luxor an's Land. Es ist unmöglich, sagt unser Reisender, sich nur irgend eine einigermaßen anschauliche Vorstellung von dem ungeheuren Umfange der Ruinen und dem imposanten Anblick, den sie gewähren, zu machen, weil die größten Muster unsrer modernen Baukunst uns keinen Maßstab zur Vergleichung mit diesen eigenthümlich gestalteten Massen darbieten. Sie nehmen die Breite des ganzen Nilthals ein, indem die ungeheure Stadt von Bergkette zu Bergkette reicht, und in diesen Trümmern liegen jetzt Carnac und Luxor am rechten, Kurnu und Medina Abu am linken Nilufer. Als sich Belzoni den Ruinen näherte, glaubte er in eine alte Stadt zu treten, welche von Riesen erbaut worden wäre, die keinen andern Beweis ihrer Existenz, als diese Tempel, der Nachwelt hinterlassen hätten. Die langen Propyläen, mit zwei Obelisken und mit kolossalen Statuen geziert, der wahre Wald von ungeheuren Säulen, die große Anzahl von Sälen, die das Heiligthum umgaben, und die herrlichen Zierrathen auf allen Mauern und Säulen, die Menge von Sphynxen, Kolossen, Portalen — alles dieß versetzt den Europäer in Staunen und Verwunderung, der sich mitten in diesen Riesentrümmern befindet, und es nicht begreifen kann, wie ein Volk, welches solche Werke für die Ewigkeit baute, von der Erde verschwinden konnte, ohne der Nachwelt das Geheimniß seiner Sprache und Schrift zu hinterlassen. Belzoni begab sich von Luxor nach dem Memnonium, auf dem linken Nilufer, wo er bei zwei ungeheuren Kolossen von 50 und 55 Fuß Höhe vorüber kam, die noch jetzt in der Nähe jenes Gebäudes stehen, und maß einen dritten umgeworfenen, der 75 Fuß Länge, und zwischen den Schultern 25 Fuß Breite hatte. Sein Hauptaugenmerk war sogleich auf die kolossale Büste gerichtet, welche er wegzuschaffen hatte, und die er unter den Trümmern des Körpers fand, wozu sie vormals gehört, und des Sessels, worauf dieser gesessen. Sie lag mit dem Gesicht aufwärts gen Himmel gerichtet, und ihre Schönheit übertraf seine Erwartungen noch mehr, als ihre Größe. Der ganze Apparat zu ihrem Transport, den er sich hatte anschaffen können, bestand in 14 Hebebäumen, vier Flechten von Palmblättern und vier Walzen. Da der Nil zu entfernt war, um alle Abende zum Fahrzeug zurückkehren zu können, ließ er alles Geräth aus diesem in das Memnonium schaffen, und schlug in der Vorhalle desselben, wo er sich eine Hütte von Steinen erbaute, förmlich sein Lager auf. Seine Frau gewöhnte sich bald an die Unbequemlichkeit der Reise und des Aufenthalts, und genoß fortwährend der besten Gesundheit, seinen irländischen Bedienten mußte er aber nach Cairo zurückschicken, weil er das Klima nicht vertragen konnte. Nachdem Belzoni den Weg untersucht hatte, den er beim Transport der Büste zum Nil einschlagen mußte, beeilte er sich, durch den Kacheff von Erment 24 Araber als Arbeiter zu erhalten, da binnen Monatsfrist der Austritt des Nils erwartet wurde, und während dieser Zeit die ganze Strecke zwischen seinem Ufer und dem Memnonium unter Wasser gesetzt war, damit er den Transport noch vor dieser Epoche bewerkstelligen könnte. Nur durch Geschenke und Drohungen konnte er einige erhalten, und miethete andere, die vorher aus Furcht vor dem Kacheff ihre Dienste verweigert hatten. Sofort begann unser unermüdlicher Reisende die Wegschaffung der Büste: der Zimmermann hatte eine Art Tragbahre gemacht, auf welche sie geladen werden sollte; die Fellahs von Gournah, die steif und fest glaubten, daß der Caphany (so hieß bei ihnen jene Büste), nicht von Ort und Stelle zu schaffen sei, schrieen voller Verwunderung, als er mittelst der Hebebäume emporgehoben wurde, und glaubten, daß hiebei ein Zauber im Spiele sei, worin sie noch besonders dadurch bestärkt wurden, daß sie Belzoni während des Vorgangs Notizen in sein Taschenbuch schreiben sahen, die sie für Zauberformeln hielten. Noch an demselben Tage gelang es, die auf

die Bahre gebrachte Büste mittelst Walzen einige Toisen weit fortzuschaffen, und Belzoni fertigte, zufolge seiner Instruktion, einen Araber nach Cairo mit der Nachricht ab, daß die Büste nunmehr auf dem Wege nach England sei. Mehrere Tage wurde die Weiterschaffung, trotz der drückenden Sonnenhitze und des sandigen Bodens, rüstig fortgesetzt, und am 5. August gelangte er mit ihr an eine Stelle, die zu erreichen er sich möglichst beeilt hatte, weil er wußte, daß dieselbe binnen wenig Tagen vom Nil unter Wasser gesetzt werden würde; hier verließen ihn aber seine Fellahs, da ihnen der Caimacan von Gournah verboten hätte, länger für die „Christenhunde" zu arbeiten. Belzoni, fürchtend, daß die Ueberschwemmung eintreten könnte, ehe er die Büste aus dieser Gegend geschafft hätte, und daß diese dann bis zum nächsten Jahre unter Schlamm vergraben bleiben würde, eilte zum Caimacan, und stellte diesen, der sich durch leere Ausflüchte zu entschuldigen suchte, zur Rede; da derselbe aber Belzoni's Sanftmuth für Schwäche und Furcht ansah, immer trotziger wurde, auf die Italiener und Engländer schimpfte, und endlich mit dem Säbel auf Belzoni zuhauen wollte, warf sich dieser rasch über ihn her, entwaffnete ihn und ließ ihn das Uebergewicht seiner physischen Kraft auf eine derbe Weise fühlen. Diese Behandlung that ihre gute Wirkung, er wurde ganz zahm und erklärte, nur auf Befehl des Kacheff so gehandelt zu haben. Ohne Zeitverlust begab sich Belzoni nach Erment, und konnte nur durch neue Geschenke einen Firman ausgefertigt erhalten, den er am folgenden Morgen dem Scheik der Fellahs vorzeigte, worauf er in einer Stunde seine Arbeiter wieder beisammen hatte. Am 12. August endlich brachte er die Büste glücklich zum Ufer des Nils. Weniger glücklich war Belzoni in Auffindung des Sarcophags, den ihm Hr. Drouetti geschenkt hatte, im Fall er mit dessen Fortschaffung glücklicher sein sollte, als er gewesen war. Derselbe befand sich in einer der vielen Höhlen, welche in die Berge von Gournah eingegraben, und wegen der Menge Mumien, die sie enthalten, berühmt sind. Die Gänge, die in die Höhlen führen, sind oft so niedrig, daß er mit seinen Begleitern auf allen Vieren kriechen mußte, und aus einer Höhle gelangt man in die andere. Nur mit Mühe gelangte er wieder aus den Höhlen heraus, fand zwar den Sarcophag, erkannte aber, daß die Araber, die ihm als Führer gedient, ihn getäuscht hatten, und ihm den Weg, durch welchen derselbe herauszuschaffen war, als ein besonderes Geheimniß zu verkaufen trachteten; er stellte sich daher, als sei ihm weiter nichts Besonderes an dem Sarcophag gelegen, und fertigte einen Boten nach Cairo an den englischen Konsul ab, um ihn zu bitten, ihm ein Fahrzeug zum Transport des Kolosses auf dem Nil zu übersenden, weil damals in ganz Ober-Aegypten kein taugliches zu bekommen war.

Die Zwischenzeit schien Belzoni nicht besser anwenden zu können, als den Nil weiter aufwärts zu reisen; er ließ den Koloß, bei dem er früher zwei Mann Tag und Nacht hatte Wache stehen lassen, mit einem Anwurf von Erde umgeben, und begab sich mit seinem Fahrzeug und dessen Mannschaft, nur von seiner Frau, dem Dolmetscher und einem Janitscharen begleitet, nach Esné, wo er von dem Gouverneur, Mehmeds Schwager, zuvorkommend und freundschaftlich aufgenommen, und von diesem mit Empfehlungsbriefen an alle unter ihm stehende Kacheffs, und an Ossein-Kacheff, einen der drei in Nubien residirenden Fürsten, versehen wurde. Den Tempel zu Esné fand er ganz in Trümmern, und nur den prachtvollen Portikus erhalten. Ueber Elethyia und Edfou, dessen Tempel den von Dendera an Schönheit und Größe seiner Propyläen und an Umfang noch übertrifft, erreichte er Assuan, das alte Siena. Die Gegend ist dort viel schöner, als die um Theben; auf beiden Seiten des Flusses prangen Palmbäume in Ueberfluß, und angebaute Felder ziehen sich von beiden Ufern bis an die Bergketten hin. Assuan selbst bietet von fern einen sehr reizenden Anblick dar, liegt am Abhang eines Hügels am Ufer des Nils, und hat zur Linken einen Palmenwald, zur Rechten in der Ferne den hohen Granitberg, der den einen Katarakt des Nils bildet. — In Assuan miethete Belzoni vom Aga ein neues Fahrzeug, nebst einem Rays und vier Matrosen, zur Fahrt oberhalb des Falls, und schickte das seinige nach Cairo zurück; er besuchte die reizend gelegene Insel Philae, auf welcher er verschiedene Steinmassen mit Hieroglyphen und einen Granitobelisk von 22 Fuß Länge fand, die er bei seiner Rückkehr mitzunehmen beschloß. Am 5. September gelangte er, nachdem er unterwegs in Gefahr gekommen war, von den Arabern geplündert zu werden, in Deir, der Hauptstadt Nieder-Nubiens, an, überreichte dort seinen Brief an Ossein-Kacheff, der ihn mit argwöhnischer Miene empfing, den Zweck seiner Reise wissen wollte, und ihm, um Geschenke zu erzwingen, eine Menge Schwierigkeiten in den Weg legte. Belzoni, der schon in Cairo Erkundigungen über Nubien bei den Eingebornen eingezogen hatte, die Datteln und Kohlen in jene Hauptstadt bringen, hatte von diesen gehört, daß Spiegel und geschliffene Glasstückchen dort so viel als Silberplatten und Perlen gälten, und zur Vorsorge eine Parthie jener Gegenstände, sowie Taback, Seife und Kaffee mitgenommen; er versprach dem Kacheff einen Spiegel, wenn dieser ihm einen Brief an seinen Bruder, den Kacheff von Ferras, mitgeben würde, ein Erbieten, welchem Ossein nicht widerstehen konnte. Der Spiegel war 12 Zoll hoch und 10 breit, und der größte, den die Einwohner von Deir je gesehen hatten; der Kacheff konnte es nicht müde werden, sein breites, braunes Gesicht in demselben zu beschauen, und gab ihn mit dem Ausdruck der ängstlichsten Besorgniß einem seiner Leute zum Aufheben. Bis Ibrim, welches dicht am Nilufer auf einem Felsen liegt, und dessen Umgegend die besten Datteln in ganz Aegypten und Nubien liefert, ging die Fahrt gut von statten, von hier an bis Ferras wurde sie aber durch widrige Winde und die Strömung sehr beschwerlich; die Matrosen waren fast immer im Wasser, und obgleich sie sehr gute Schwimmer waren, konnten sie doch nur mit

großer Mühe gegen den Strom aufwärts kommen. In Ferras landete Belzoni nicht, sondern stieg am östlichen Ufer des Nils aus, um den Tempel von Ybsamboul zu besehen. Von der Nordseite her hatte der Wind eine solche Menge Sand angeweht, daß die ganze Façade davon bedeckt, und der Eingang dadurch fast ganz verschüttet war; ohne Beistand der Eingebornen waren hier keine Nachgrabungen anzustellen, weßhalb Belzoni mit den Seinen nach Ybsamboul am jenseitigen Ufer übersetzte, um von dem Kacheff Leute zur Arbeit zu erhalten. In einem Palmengebüsch sah er einen Haufen Menschen beisammen sitzen, die über die Ankunft eines Fremden sehr verwundert schienen. Er verlangte mit Hassan-Kacheff zu sprechen, erfuhr aber, daß dieser in Eschke sei, derjenige aber, der in der Mitte des Haufens saß, Daoud-Kacheff, Hassans ältester Sohn wäre. Auch dieser, ein Mann von 50 Jahren, der gut bewaffnet und von einem Gefolge von etwa 20 zerlumpten Leuten umgeben war, fragte ihn nach dem Zweck seiner Reise, und da er hörte, daß er einen Brief an seinen Vater hätte, seine Absicht sei, alte Steine aufzusuchen, und er zu diesem Zwecke Arbeiter wünsche, um den Sand hinwegzuschaffen, lachte er und meinte, Belzoni besäße wohl die Kunst, aus diesen Steinen Gold zu machen. Obgleich er selbst der Steuererheber des Distrikts war, und nichts zu thun hatte, als in dieser Hinsicht von Dorf zu Dorf zu ziehen, um seinen Tribut in Empfang zu nehmen, ganz unumschränkt herrschte, das Leben eines Menschen nicht höher achtete, als das eines Thieres, wenn er Lust zu irgend einer Sache hatte, sie ohne Weiteres in Besitz nahm, und Widerstand gegen seinen Willen unmittelbar den Tod als Strafe nach sich gezogen haben würde, war die Idee des Geldes ihm doch völlig unbekannt, denn als ihm Belzoni sagte, daß er den Arbeitern Geld für ihre Mühe geben wolle, sagte er: „Von welchem Gelde redet ihr, ist solches von Mehmed Pascha in Cairo? was sollen wir denn damit machen, wir können ja gar nichts dafür kaufen!“ Da ihm Belzoni bemerkte, daß er es nach Assuan schicken und Durrah dafür einkaufen könne, meinte er, man würde dann das Geld dort behalten und ihm nichts dafür geben. Mißtrauisch und unbekannt mit allen Grundsätzen des gegenseitigen Verkehrs, war ihm nur der Tauschhandel, wie er dort betrieben wird, erklärlich; um es ihm begreiflich zu machen, was für Vortheile er davon haben würde, wenn er das Geld bei sich einführe, zog Belzoni einen Piaster aus der Tasche, der Kacheff aber meinte, das ginge nicht an, denn dann würden alle, denen es in Nubien nicht gefiele, ihre Kühe und Ziegen gegen solche Stücken verkaufen und nach Aegypten ziehen. Einer seiner Begleiter nahm den Piaster in seine Hand und frug Belzoni, was man für so ein Stückchen Metall bekäme, und als ihm dieser sagte: er solle nur nach dem Schiffe gehen, dort würde er so viel Durrah dafür bekommen, daß er drei Tage davon leben könne, lief dieser schnell dahin, und brachte in einigen Minuten die angegebene Quantität in einen alten Lappen gewickelt. Dieß that gute Wirkung, erregte in allen Lust, für Belzoni zu arbeiten, und nach einigem Hin- und Herreden wurde das Tagelohn für einen Arbeiter auf zwei Piaster festgesetzt. Noch fehlte aber die Hauptsache, die Erlaubniß von Hassan-Kacheff, um welche einzuholen Belzoni nach Eschke reiste. Leider war der Kacheff abwesend, wurde erst in einigen Tagen zurückerwartet, und unser Reisende beschloß die Zeit bis zu jenes Zurückkunft dazu anzuwenden, den zweiten Katarakt des Nils zu besuchen. — Beim Aufwärtsfahren bemerkte er, daß die Ländereien zu beiden Seiten des Flusses in sehr gutem Zustand, auch die Hütten, die sie trafen, besser und dauerhafter, als die der Araber in Aegypten gebaut waren. Ein scharfer Nordwind trieb das Fahrzeug in drei Tagen, bei Wady-Halfa, dem letzten kultivirten Nildistrikt, vorbei, in die Nähe des zweiten Katarakts. Da gerade das Wasser des Nils sehr hoch stand, war der Fall selbst nicht so bedeutend, als bei niedrigerm Wasserstande; Belzoni überzeugte sich übrigens, daß es unmöglich sei, ihn zu irgend einer Zeit des Jahres zu beschiffen. Bei Einbruch der Nacht legte er bei Mainerty, einer der vielen Nilinseln, an, auf der er von fern Feuer und Leute gesehen hatte; die Einwohner aber flohen vor ihm, verbargen sich unter den Trümmern eines alten, befestigt gewesenen Schlosses, und waren nur mit Mühe durch den alten Rays, der ihrer Landessprache kundig war, zu beruhigen und zu bewegen, ihnen zwei Wegweiser zu dem Katarakt mitzugeben, an deren statt der Sohn des Rays einstweilen als Geisel zurückbleiben mußte. Am andern Morgen schifften sie unter Leitung ihrer Piloten dem Falle zu, kamen aber endlich so zwischen Felsen und Strubel, daß sie aus Furcht, zu scheitern, über eine Stunde auf einer Stelle liegen bleiben mußten. Einige Male schifften sie noch eine Strecke vorwärts, aber trotz des heftigen Windes, der sie begünstigte, warf die Gewalt der Strömung sie zurück, und schleuderte das Schiff so heftig gegen eine verborgene Steinklippe, daß Belzoni fürchtete, der Kiel sei geborsten, und seiner Frau wegen, die nicht zu schwimmen vermochte, in die größte Bestürzung gerieth. Glücklicherweise war seine Furcht ungegründet; sie brachten das Fahrzeug an's Ufer, stiegen daselbst aus, und näherten sich dem Katarakte zu Fuße, indem sie den höchsten Felsen in seiner Nähe, den Apsir, erklimmten. Von hier aus hatten sie eine vollständige Ansicht des ganzen Wasserfalls, dessen Anblick einen entzückenden Eindruck macht; übersahen hier Tausende von kleinen Inseln von verschiedner Form und Größe, mit denen das Bett des Nils durchsäet ist, und zwischen welchen sich die Strömungen und Gegenströmungen des Wassersturzes schäumend und brausend hindurchdrängen. Oberhalb des Falles liegen noch sechs Inseln im Nil, die von einem Menschenschlag bewohnt werden, der noch im Urstande der ersten Bewohner der Erde lebt. Niemand besucht sie, und sie selbst verlassen nie ihre Inseln; ihr ganzer Reichthum besteht in einigen Schafen; von der Baumwolle, die ihr Boden hervorbringt, machen sie sich ein-

Art groben Zeuges, der dem untern Theil ihres Körpers zur Bedeckung dient, und ihre Nahrung besteht in Durrah, den sie selbst bauen, und zu diesem Zwecke ihre Felder fortwährend wässern müssen. Nachdem sich Belzoni mit den Seinen gehörig umgesehen hatte, kehrte er nach dem Fahrzeug und auf demselben gegen Abend nach der Insel zurück, von welcher er die Wegweiser mitgenommen hatte; kaum war er auf derselben aber ausgestiegen, als diese sich eilends davon machten. Da unser Reisender am andern Morgen nicht absegeln wollte, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, kamen sie endlich herbei, um ihr Bakchis in Empfang zu nehmen; auch die Weiber kamen herbei, Belzoni's Frau eine Visite zu machen; als diese ihnen aber einige Schnüre von Glasperlen schenkte, geriethen sie so in Entzücken, daß sie laut aufschrieen, und ohne in ihrer kindischen Einfalt daran zu denken, der Geberin Dank zu sagen, eilig mit ihren Schätzen entflohen.

Nunmehr wurde die Rückreise stromabwärts angetreten; im Dorfe Jskaus, wo Belzoni am Nachmittag landete, traf er Hassan-Kacheff, der von seiner Reise zurückgekommen war, und übergab sogleich seinen Brief. Hassan, umgeben von einigen Dutzend bewaffneter Leute seines Gefolges, ein Greis von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, dessen Anzug, bis auf den rothen Turban, übrigens mehr als bescheiden war, erkundigte sich sehr umständlich nach dem eigentlichen Zweck seiner Reise, und da ihn Belzoni mit seinem Projekt bekannt machte, den Tempel von Ybsamboul aufzugraben, erklärte er das Unternehmen für unausführbar, gab aber endlich seine Einwilligung, wenn ihm Belzoni verspräche, daß wenn der Tempel voll Gold sein sollte, er ihm die Hälfte davon abtreten würde. Belzoni ging den Vertrag ein, knüpfte aber die Bedingung daran, daß, wenn er nichts als Stein fände, diese dann sein alleiniges Eigenthum sein müßten: eine Bedingung, die Hassan seinerseits ohne Anstand genehmigte, und ihm einen Brief an seinen Sohn in Ybsamboul mitgab. Einige unbedeutende Geschenke, die ihm Belzoni vom Schiffe aus sandte, nahm er sehr wohl auf, und erwiederte sie durch Uebersendung eines Lammes. Als unser Reisende an Bord zurückkehrte, fand er das Fahrzeug mit Weibern angefüllt: von den Matrosen hatten sie erfahren, daß eine ausländische Frauensperson am Bord sei, und daher hatten sie sich alle aus Neugierde dort versammelt. Belzoni's Frau, die sich nicht so zahlreicher Besuche versehen hatte, hatte anfangs einer von den Weibern Hassans einige Glasperlen zum Geschenk gemacht; deren Jauchzen hatte aber alle übrigen ebenfalls herbeigelockt, und sie ruhten nun nicht eher, bis sie alle ein ähnliches Geschenk erhalten hatten. Die Ausgrabungen in Ybsamboul lieferten leider keine Ausbeute; fortwährend hatte Belzoni mit den Chikanen Daoud-Kacheffs und der Faulheit und Begehrlichkeit der Arbeiter zu kämpfen, und verließ endlich die versandete Trümmerstätte, da er sich überzeugte, daß er viel längere Zeit brauchen würde, bis zum Eingang des verschütteten Tempels zu dringen, als er anfänglich geglaubt hatte, und daß er mit seinem Gelde nicht ausreichen würde. Ueber Ibrim und Deir kehrte er nach Assuan zurück, traf dort mit dem Aga die Uebereinkunft, mehrere Alterthümer, die er nach England schaffen lassen wollte, bewachen und an keinen andern verabfolgen zu lassen, und versprach ihm nach der Wegschaffung des Obelisks eine Gratifikation von 300 türkischen Piastern, womit der Aga sehr wohl zufrieden war, gleichwohl ihn aber mehre Tage hinhielt, ehe er ihm ein Fahrzeug zur Weiterreise nach Cairo verschaffte, um einen desto höhern Miethslohn dafür zu erhalten. Wer mit allem Nöthigen versehen in diesem Lande reist, hat gar keine Gelegenheit, die Schurkerei und Habsucht der Aga's und der Eingebornen kennen zu lernen, indem er in keine näheren Beziehungen zu ihnen kommt; hier und da legt zwar ein solcher Reisender an; die Einwohner laufen herbei zum Ufer, der Eine bringt ihm Datteln, der Andere Eier, der Dritte Milch oder Brod als Geschenk dar, wofür sie Gegengeschenke von fünf- oder sechsfach größerm Werthe erhalten; sie zeigen sich daher sehr gefällig und zufrieden, und man scheidet beiderseits mit freundschaftlichen Gesinnungen. Wenn aber ein andrer Reisender, wie Belzoni, wirklich des Beistands der Eingebornen bedarf, und ihre Hülfe in Anspruch nimmt, so lernt er sehr bald ihren wahren Charakter kennen, der sich in Eigennutz, Treulosigkeit und Hinterlist unverhohlen zu erkennen gibt, sobald sie keinen Vortheil mehr davon haben, ihn zu verbergen. In Luxor, wohin Belzoni nach vier Tagen gelangte, war noch immer kein Fahrzeug zum Abholen der Memnonsbüste angekommen, als er aber einen Kurier nach Cairo an den englischen Konsul abfertigen wollte, kam ein großes Schiff den Nil herauf, mit zwei Kommissären des französischen Konsuls Dronetti, das leer wieder nach Cairo zu gehen beabsichtigte. Mit Mühe gelang es, das Fahrzeug zum Transport der Büste zu miethen; die beiden Franzosen suchten aber, in Verbindung mit mehreren Aga's und Kacheffs, Belzoni's Bestrebungen zu vereiteln, der während der Zeit seine Nachgrabungen in Carnak fortsetzte, und herrliche Entdeckungen machte, die jetzt zum größten Theil im britischen Museum aufgestellt sind. Ein Freundschaftsbündniß mit dem Kacheff von Erment, der sich von Drouetti nicht hinlänglich belohnt glaubte, krönte endlich Belzoni's Anstrengungen, und beschwichtigte die Angst der Schiffer, welche fürchteten, ihr Fahrzeng werde unter der Last des Kolosses sinken. Mit 130 Arbeitern gelang es unserm unermüdlichen Alterthumsforscher, die ungeheure Steinmasse, die gegen 240 Centner wog, ohne irgend ein mechanisches Hülfsmittel, durch welches er die Arbeit sich hätte erleichtern können, nebst den andern in Luxor aufbewahrten Sachen, an Bord zu bringen. Am 15. Nov. segelte Belzoni von Theben ab, und langte am 15. Dec., nach sechsthalbmonatlicher Thätigkeit zu Cairo an, und brachte von dort die Büste nach Alexandrien.

Kaum war Belzoni nach Cairo zurückgekehrt, als er im Auftrag des Konsul Salt's die nöthigen Vorkeh-

rungen zu einer neuen Reise den Nil aufwärts traf, auf welcher ihn der Sekretär des Konsuls, Herr Beechey, ein junger Mann von trefflichem Charakter, begleiten sollte; seine Frau ließ er aber diesmal in der Familie des Kanzlers Cochini in Cairo zurück. Am 20. Februar 1817 reisten sie von Boulak ab, und gelangten nach vielen Beschwerden und Widerwärtigkeiten nach Theben, wo Belzoni seine Operationen mit den wenigen Arbeitern, die er hatte austreiben können, fortsetzte. Den Distrikt von Govinah bildet eine fortlaufende Kette von Felsen, die sich gegen zwei englische Meilen weit östlich von der hundertthorigen Stadt (Theben), am Fuß der Bergkette, die das Nilthal von der Wüste Lybiens scheidet, hinzieht. In diesem Felsen befinden sich die künstlich eingehauenen Grabmäler der alten Bewohner des großen Thebens, und am Eingange dieser Gräber wohnen jetzt die Fellahs von Gournah, die elendste Menschenrasse, mit denen die Reisenden, die auf Auffindung von Alterthümern ausgehen, zu thun haben, und fortwährend der Habgier und Gewinnsucht dieser Halbwilden ausgesetzt sind. Die Katakomben, welche weder mit Steinbrüchen, noch mit gewöhnlichen Minen verglichen werden können, beiden aber ähneln, sind bis jetzt noch wenig bekannt, da die meisten Reisenden sich begnügen, den Theil von ihnen zu besuchen und zu beschreiben, zu welchem man ohne weitere Schwierigkeiten gelangen kann. Zwar sind schon diese Theile an sich interessant wegen der vielen eingegrabenen oder angemalten Figuren, die man daselbst findet, die Reisenden kehren aber gewöhnlich um, wenn sie zu den engeren, unpraktikabeln Gängen kommen, die in die tiefern Höhlen hinabführen, weil sie in diesen scheußlichen Löchern nichts Merkwürdiges mehr vermuthen, und erst unserm Belzoni blieb es vorbehalten, die engern Höhlen nach Papyrusrollen zu untersuchen. Die Gänge, die in den Felsen selbst führen, sind so mit Mumien oder durch herabgefallenen Sand verstopft, daß man oft auf dem Bauche liegend fortkriechen muß, bis man durch die oft 150 Toisen langen Corridors zu den eigentlichen Grabhöhlen gelangt, in denen die Mumien zu Hunderten, ja zu Tausenden übereinander aufgehäuft sind; die Atmosphäre in denselben ist erstickend heiß, und ein feiner Staub, der von den Ausdünstungen der vertrockneten Leichname verpestet ist, erhebt sich unter den Schritten des Reisenden, dringt bis in das Innere der Respirationsorgane, und hemmt die Funktionen der Lunge. Der Anblick dieser letzten Schlupfwinkel ist Grausen erregend: die Haufen von Kadavern, von denen man umgeben ist, die Schwärze der Wände und des Gewölbes, das schwache Licht, das die Fackeln der Araber verbreiten, welche abgezehrt und mit Staub bedeckt, selbst wie die Mumien aussehen, die sie den Reisenden zeigen, die Entfernung, in der man sich dort von der übrigen bewohnten Welt befindet, alles dieß trägt dazu bei, in der Seele eines Europäers bei solchen Besuchen der Unterwelt Schauder zu erregen. Belzoni untersuchte nicht nur viele dieser Grabstätten, sondern ließ sich, da es ihm zu weit war, alle Abende nach Luxor zurückzukehren, unter den Fellahs von Gournah nieder, die am Eingange der geöffneten Höhlen leben, und meistens den Raum zwischen dem ersten und zweiten Eingang der Grabmähler inne haben, woselbst sie Wohnungen für sich, und Ställe für ihre Kameele, Ochsen, Schafe, Ziegen und Hunde errichten, die sie durch eine kleine, mit Schaffschmeer unterhaltene Lampe nothdürftig erleuchten. Eine Strohmatte, die auf dem Boden ausgebreitet lag, war die einzige Bequemlichkeit, die er dort fand, doch war er stets sicher, Milch und Brod zum Abendessen dort zu treffen, und wenn die Troglodyten im Voraus wußten, daß er die Nacht bei ihnen zubringen würde, schlachteten sie einiges Geflügel und brieten dasselbe in einer Art Backofen, den sie mit Stücken von den Särgen der Mumien, oder mit den Gewändern, oder sogar mit den Gebeinen der Todten heitzten. Dort saß er oft mitten unter Hirnschädeln und Knochen, die vielleicht den Zeitgenossen der Ptolemäer angehörten, und die Araber, die in diesen Gräbern jetzt hausten, machten sich kein Gewissen daraus, dieselben in ihrer Haushaltung zu verwenden. Durch Untersuchung der weitläufigen Gräber erlangte Belzoni eine genaue Bekanntschaft mit dem Begräbnißwesen der alten Aegypter, und machte hier bedeutende Sammlungen, trotz den tausenden von Widerwärtigkeiten und Hindernissen, die ihm von allen Seiten in den Weg gelegt wurden. Nach einer abermaligen Reise zu dem zweiten Katarakt des Nils, der ihm diesmal, da der Fluß seicht war, einen weniger entzückenden Anblick gewährte, setzte Belzoni zu Ybsamboul mit 24 Nubiern die Ausgrabung des versandeten Tempels fort, und war so glücklich, sich am letzten Juli bis zum Eingang der Pforte durchzuarbeiten, verschob aber den eigentlichen Besuch desselben bis zum folgenden Tage, um die mephitischen Dünste aus dem Innern erst entströmen zu lassen. Am Morgen des 1. August hatte er endlich das Vergnügen, die Frucht seiner Nachforschungen und Anstrengungen einzuerndten, indem er zuerst mit seinen Gefährten das schönste und größte Souterrain in Nubien betrat, und in demselben ein Monument zu sehen Gelegenheit hatte, das mit den schönsten Aegyptens zu wetteifern vermochte. Von den prachtvollsten Kunstwerken aller Art, sowohl von Gemälden als von Bildhauerarbeiten, kolossalen Figuren ꝛc., sah er sich umringt, und hatte drei Tage zu thun, nur die oberflächlichsten Skizzen zu entwerfen. Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn, wieder nach Theben zurückzukehren, denn die Kacheffs, bestochen durch französische Sammler, hatten ihren Leuten verboten, ihm irgend etwas von Lebensmitteln zu verkaufen. Dort begann er seine Nachforschungen von Neuem, und eröffnete mehrere Königsgräber, am 16. Oktober aber, als er im Thale von Beban-el-Malouk grub, hatte er das Glück, daselbst eine Entdeckung zu machen, die ihn vollständig für alle seine gehabten Mühen und Beschwerden entschädigte; er fand eins der schönsten und größten Monumente des alten Aegyptens, welches so vortrefflich erhalten war, daß man glauben konnte, es sei eben erst vollendet worden. Zwanzig

Tage nach der Entdeckung dieses Grabmals, das aus mehreren Sälen und Corridors bestand, erhielt Belzoni den Besuch des Grafen Belmore, des Konsul Salt, des Dr. Richardson und eines Herrn Holt, die schon zu Keneh von seiner glücklichen Entdeckung gehört hatten. Alle waren entzückt, als sie das Innere sahen, und Hr. Salt begann sogleich, auch seinerseits Ausgrabungen in dem Thale zu veranstalten, welche er vier Monate fortsetzte. Belzoni beschloß nach Cairo zurückzukehren, und legte die Reise mit der neuen Sammlung von Alterthümern, die er zusammengebracht, ohne weiteren Zufall glücklich zurück, und langte in Boulak den 21. Dec., nach einer zehnmonatlichen Abwesenheit, wohlbehalten wieder an. In Cairo nahm er einen jungen italienischen Maler an, der ihn nach Theben begleiten sollte, um dort für ihn die Dekorationen seiner neuen Entdeckung, der er den Namen des „Grabmal des Psammis“ gegeben, abzuzeichnen. Seine Frau sollte einstweilen nach dem gelobten Lande abreisen und unsern Belzoni in Jerusalem erwarten, wohin dieser von Theben aus sich begeben wollte. Um seine Finanzen zu ordnen, und um Geld zur Fortsetzung seiner Reise zu erhalten, war er genöthigt, einige Statuen an den Grafen Forbin, Generaldirektor des königl. Museums in Paris, der gerade damals nach Aegypten gekommen war, zu verkaufen, und übergab demselben zugleich, da er erfahren hatte, daß mehrere europäische Journale fast alle seine Unternehmungen und Entdeckungen anderen Reisenden beigelegt, und seinen Namen kaum im Vorbeigehen dabei erwähnt, eine kurze Darstellung seiner Operationen in Form eines Briefes, den dieser nach seiner Zurückkunft nach Europa veröffentlichen sollte; Forbin that dieß zwar auch später, aber auf eine Art, die unserm Belzoni mehr schadete, als nützte, indem er Alles verdrehte und die lügenhaftesten Nachrichten über dessen Entdeckungen verbreitete. — Während seines diesmaligen Aufenthaltes zu Cairo begleitete Belzoni einige Europäer zu den drei Pyramiden von Gizeh, von denen Herodot schon versichert, daß sich in denselben keine Gemächer befänden. Ganze Gesellschaften, namentlich französischer Gelehrten, hatten bereits Versuche gemacht, dieselben zu öffnen, und selbst der thätige Konsul Salt hatte vier Monate daselbst graben lassen, ohne zu einem glücklichen Resultate zu gelangen. Belzoni, der durch die vielen Nachforschungen in Theben zu einer gewissen Fertigkeit gelangt war, auch die leisesten Spuren einer Möglichkeit aufzufinden und nichts zu übersehen, glaubte Fingerzeige entdeckt zu haben, die einen günstigen Erfolg versprechen ließen, wirkte einen Firman aus, der ihn zu Aushöhlung der „Harrons“, wie man dort die Pyramiden nennt, berechtigte, versah sich mit einem kleinen Zelt und Lebensmitteln, um nicht immer in die Stadt zurückkehren zu müssen, theilte seinen Plan nur einem Freund in Cairo, dem Kaufmann Walmus, mit, um nicht von seinen Feinden Hindernisse in den Weg gelegt zu bekommen, und nahm Araber an, sogleich das Werk anzugreifen. — Sechszehn Tage lang waren seine Bemühungen vergeblich; am 17. entdeckte er zwar eine kleine Höhle, mußte aber, da dieselbe zu keinem Resultate führte, die weitere Arbeit in derselben als unnütz aufgeben; denselben Tag kam zufällig eine Gesellschaft Franzosen, vom französischen Konsul geführt, um die Pyramiden zu sehen, und von diesen wurde Belzoni's Unternehmen in Cairo bekannt, er selbst aber alle Tage von Besuchern belästigt. Der schlechte Erfolg seiner Operationen machte ihn noch hartnäckiger in dem Entschluß, seinen Plan, den Eingang in die Pyramide zu entdecken, durchzusetzen, und nach dreißig Tagen war er so glücklich, in das Innere einer Pyramide zu gelangen, die man bis dahin stets als undurchdringlich angesehen hatte, und dieselbe mit dem Ritter Frediani, der zufällig zugegen war, zum ersten Male zu untersuchen. Konsul Salt, der zu Theben von Belzoni's neuer Entdeckung gehört hatte, schrieb ihm, daß er bald selbst kommen würde, und Lord Belmore mit seiner Familie und Dr. Richardson, die zu Theben die Alterthümer fleißig studirt, und das von Belzoni entdeckte Grabmal des Psammis zuerst besucht hatten, waren die ersten Engländer, die diese neu eröffnete Pyramide besichtigten. — Nach Salt's Zurückkunft trat Belzoni seine dritte Reise nach Theben an, um für eigene Rechnung eine Sammlung von Alterthümern zusammen zu bringen, und reiste von dort aus, da er gehört hatte, der Franzose Cailliaud habe das alte Berenice, welches Herodot und Plinius beschreiben, zwischen dem Berge Sabara und dem rothen Meere, entdeckt, dorthin ab, fand aber, daß der Ort Sekket, den Cailliaud aufgefunden, nicht das alte Berenice sein könnte, entdeckte aber selbst in der Nähe des Vorgebirges El Galahen, am rothen Meere, die Ruinen einer großen Stadt, die dem Strabo nach eher die Trümmer jener alten Stadt sein konnten. Seine nächste Reise ging nach der Oase des Ammon und dem Möris-See, durch die Wüste, von wo aus er über Rosette, wohin seine Frau wieder gekommen war, 1821 nach England zurückkehrte, und die mitgebrachten ägyptischen Alterthümer in einem eignen, den Königsgräbern genau nachgebildeten, eben so gemahlten Museum zu London aufstellte. Im nächsten Jahre schickte er sich zu einer neuen Reise an, um von der Westküste Afrika's aus den Lauf des Nigers zu erforschen, starb aber auf dem Wege nach Benin zu Gata im Jahre 1823, im 45. Jahre seines Alters, bedauert von allen Freunden der Alterthumswissenschaft, für die er mehr gewirkt, als ganze Akademien und Vereine, ohne daß seine Verdienste bei seinem Leben anerkannt wurden.

Orteles.

Auf der Wasserscheide zwischen den zur Adda und zur Etsch abfließenden Bächen, löst sich ein hoher Alpenzug von der südlichen Kette der rhätischen Centralalpen ab, dessen tiefste Einsenkung im Wormser Joch noch mehr als 7600 Fuß absolute Höhe hat, und der

sich im Nord-Ost und Süd-Ost der Addaquellen als der mächtigste Hochgebirgsstock der rhätischen Alpen ausbreitet. Seine höchste Spitze, der Orteles, oder wie der Tyroler ihn nennt, der Ortlerspitz, erhebt sich 12,060′ und viele andere Gipfel 10 bis 11,000′ u. m., und der ganze Raum zwischen dem Längenthal der Adda und dem Comer See, dem Querthal der Etsch und dem Garda See ist mit seinen Zweigen erfüllt, weßhalb man diese Gebirgsgruppe auch wohl mit dem Namen Ortler Alpen bezeichnet hat.

Der Orteles besteht aus Glimmerschiefer, auf Gneis geschichtet, und steigt unfern der Grenze von Tyrol, Italien und der Schweiz, rings von Eisfeldern umlagert, in Gestalt einer dreiseitigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide aus dem Trafoi-, Sulden-, Fubra- und Marteltthale auf, hängt durch das Wormser Joch mit dem Bermina in der Gruppe der Septimer zusammen, überragt den Groß-Glockner (11,782′), der auf der Grenze zwischen Tyrol, Kärnthen und Ober-Oestreich die mittlere Hauptkette der norischen Alpen beginnt, noch um 278 Fuß und ist somit der höchste Punkt in Deutschland. Erst am 27 September 1804 gelang es einem Passeyer Gemsenjäger, Jos. Pichler, von Trafoi aus die Spitze zu ersteigen. Im folgenden Jahr ließ Erzherzog Johann oberhalb der Krummholz-Region eine Hütte bauen, Ringe und Eisenstangen an den Wänden befestigen u. s. w., und ein gewisser Dr. Gerhard bestieg hierauf den Berg dreimal. Die folgenden strengen Winter zerstörten nicht nur alle diese Anstalten, sondern machten den Berg auch viel unzugänglicher, und seitdem wurde dieser Riese nur dreimal, den 21. August 1826, 12. August 1834 und 21. Juli 1838 bezwungen. Das letzte Unternehmen erhielt in einem geselligen Kreise des Wirthshauses zu Trafoi seinen Ursprung. Die 16jährige Tochter, Maria Kerner, bezeugte eine unbesiegbare Lust, die Aufgabe zu lösen. Eine angebotene Wette reizte sie noch mehr. Sechs Personen, sie, der Postmeister Tschiggfrei von Bradi, Anton und Andreas Führer, Anton Ortler von Gomagoi und Johann Brunner, der den Wegweiser machte, beschlossen die Besteigung, und übernachteten in dem an der mittleren Region des Berges gelegenen Walde, erklimmten am folgenden Tag die Spitze und kamen Abends wieder in das Thal zurück. Jedoch ist dieser letzte Besuch ohne eigentliche Ausbeute für die Wissenschaft geblieben. Im Jahr 1834 erstieg ein Professor Thurnwieser, von dem bereits 70jährigen Pichler begleitet, von besonders schöner Witterung begünstigt, den Gipfel. Seit der vorangehenden Ersteigung hatte sich nach seiner Angabe auf dem Orteles alles verändert, und von der früher eingeschlagenen Bahn war keine Spur mehr zu finden. Thurnwieser behauptet, man könne vom Orteles den Gipfel des Montblanc sehen.

Von Trafoi aus erreicht man in ¾ Stunden das isolirte Wallfahrtskirchlein zu den drei Brunnen. Dieß, ein Häuschen, welches der Geistliche, der des Jahrs einmal hier Gottesdienst hält, während dieser Zeit bewohnt, und 3 Brunnen, aus heiligen Statuen hervorspringend, stehen hier zwischen dem Bette zweier Lawinen hingebaut. Von hier zieht sich der Weg links im Bette einer der eben erwähnten Lawinen ziemlich steil über eine verlassene Alpe aufwärts zu den Riffeln, einem Felsenkamm, an dessen Fuß man 1½ Stunden über loses Gerölle auf dem Rande eines Abgrundes von 2000 Fuß hinüber muß. Nun betritt man den Ferner (Gletscher). Bei jedem Tritt entwickelt er neue Schönheiten, jedoch auch neue Gefahren. Klüfte, mit Schneewasser zum Theil gefüllt, mit grünem, rothem, blauem Eise, vermehren, wie der kühne Bau, den hier die Natur befolgte, das Erstaunen. Bergauf, Bergab, über gespannte Bogen von Eis, oft kaum so breit, daß der Fuß Raum hat, zwischen Klüften durch, schreitet man über den Ferner drei Stunden lang in südlicher Richtung gerade auf den Monte Cristallo zu, dessen rund geformte Kuppe im Sonnenlicht wie blankes Silber leuchtet. Rechts und links fassen himmelanstrebende Wände den Gletscher ein, dergleichen drei von der Ortelesspitze und ihrer ungeheuren Einsenkungen sich herabziehen, und mit ihrem Ende ein paar tausend Fuß tiefer in der sich verengenden Thalschlucht liegen. Nun wendet man sich zu der links befindlichen, sogenannten Schneerinne. Sie geht fast senkrecht herab, ihr Kamm besteht aus spitzen Nadeln (Aiguilles); zu ihrer Uebersteigung sind vier volle Stunden erforderlich. Nirgends ein Anhaltspunkt als die kleinen, oft nicht einmal zollbreiten Vorsprünge, welche das verwitterte Gestein in seinen, von der Natur gefugten, schiefen Lagen bildet, und kleine, durch Regen und Schnee verursachte Auswaschungen. Nicht einmal die Hand vermag sich hier zu halten, denn selbst der größte Stein löst sich bei der Berührung ab, sogar die Gemse wagt es nur, von Todesfurcht gejagt, hieher zu flüchten. Die einzelnen Absätze sind 20—30 Klafter von einander entfernt; aber auch sie gewähren kaum so viel Raum, daß man ruhig stehen kann. An einigen Stellen schwebt der Körper fast buchstäblich in der Luft, ein unermeßlicher Abgrund gähnt zu den Füßen. Nicht minder furchtbar sind die „Wandeln,“ Stellen oder vielmehr Rinnen, in denen gewöhnlich die losen Steine in die Tiefe herabgehen und die zu überschreiten sind, obwohl die leiseste Erschütterung der Luft das Gerölle in Bewegung setzt. Sobald die Wandeln der Breite nach passirt sind, klimmt man wieder längs den Felswänden über mehre Absätze weiter und erreicht endlich, auf diese Weise den Orteles ganz umgehend, in vier Stunden das ungeheure Schneefeld, auf dem die Spitze rein und klar aufgesetzt ist. 1½ Stunden bedarf es noch auf und ab in unergründlich tiefem Schnee zu waten, während dessen Kruste oft unter dem Fußtritt einbricht, ehe der Schneekamm erreicht ist, der sich allmälig zu dem Gipfel hinaufzieht. Die dreiseitige, fast rings von Abgründen umgebene Spitze, gewährt kaum für einige Personen Raum, aber die Aussicht ist beinahe unermeßlich und nach jeder Seite 16—20 Stunden unbeschränkt. Die von Gebhard errichtete Pyramide ist jetzt unter Schnee begraben, da sich der Gipfel seitdem um mehre Klafter erhöhte. Geraume Zeit oben


1847
26

verweilen zu können, gehört zu den größten Seltenheiten. Abwärts läßt sich der Schnee in zwei Stunden überschreiten, von da wird aber ein anderer Weg über Gerölle eingeschlagen, das beim Hinuntersteigen mehr förderlich als beschwerlich ist, nach weitern vier Stunden ist der Ferner wieder gewonnen. Diesen Weg nahm Thurnwieser. Am obern Ende der Baumregion hielt er Nachtlager, am zweiten Tag erstieg er die Spitze und kehrte an denselben Ort zurück, am dritten nochmals, wo man am besten seine Zurüstungen zu der zwar höchst interessanten, aber auch sehr gefährlichen Expedition machen kann. Früher versuchte man den weniger beschwerlichen Weg durch das Suldenthal. Von beiden Wassern wanderte man zur S. Gertrudenkapelle unter den schwarzen Kopf, einen überhängenden Felsen, wohin auch den zweiten Tag wieder der Rückweg ging. Wenn man aber jetzt auf $^1/_6$ der Höhe gekommen ist, thürmt sich eine mehr als 100 Klafter hohe Eiswand auf, die sich durch die strenge Kälte der frühern Jahre gebildet hat, und ebenso wenig zu erklimmen als zu umgehen ist. Die gegen das Trafoi- und Etschthal schauende Seite des Orteles schweift sich so jähe hinauf, daß ihm von hier aus nicht beizukommen ist.

Dr. Büchele.

Der rothbauchige Strandläufer.

(Taf. 26.)

Der rothbauchige Strandläufer. — Trynga subarquata, Güldenst. — Scolopax subarquata, L. — Pelidna subarquata, Cuv. — Numenius ferrugineus, Mey. — Numenius subarquatus, pygmaeus, Bechst. — Numenius africanus, Lath. — Scolopax africana, Gm. — Trynga falvinella, Pall. — Trynga ferruginea, Brünn. — Bogenschnäbeliger Schlammläufer, rothbauchiger Brachvogel, großer Gropper, Lerchenschnepfe, Krummschnabel, Sandpiper.

Dieser Strandläufer ist leicht an seinem gebogenen Schnabel zu erkennen. Er hat die ungefähre Größe einer Drossel, nehmlich 8—9 Zoll Länge. Der Schnabel ist länger als der Kopf, und, wie die etwas hohen Beine, von schwärzlicher Farbe. Im Frühjahr und Sommer (Fig. 2.) ist die Farbe am Unterkörper rothbraun, heller oder dunkler gewölkt. Der Oberkopf und Hinterhals graulich rostfarben, schwarz gestrichelt; der Rücken eigentlich schwarz, aber stark mit rostfarbigen Flecken und Federkanten gezeichnet. Der Schwanz ist grau mit weißen Rändern. Schenkel, Unterbauch und Schwanzdeckfedern weiß, beide letztere mit braunen Flecken. Die vordern Schwungfedern schwarz, die hinteren so wie die Flügeldeckfedern schwarzgrau mit hellen, in's Rostgelbe ziehenden Rändern. Der Steiß ebenfalls weiß mit braunen Flecken. Der Augenstern braun. Im Verlaufe des Sommers wird der Oberkopf mehr und mehr schwärzlich. Das Jugendkleid (Fig. 3) ist von dem der Alten und dem eben beschriebenen Sommerkleide sehr verschieden. Im Allgemeinen sind alle unteren Theile weiß, die obern grau; der Oberkopf ist mit Rostbraun gemischt, der Hinterhals dunkler gewölkt und der Rücken und die Flügeldeckfedern sind schwärzlich mit helleren Rändern; nur die Brust ist grau gewellt und über die Augen zieht sich ein weißlicher Streif hin, welcher auch im Sommerkleid bemerklich ist. Im Herbste (Fig. 1) ist das Rothbraune nur noch an der Brust, aber viel blässer und mit Grau gemischt vorhanden; die Seiten des Kopfs und Halses, auch die Kehle, sind weiß, der Augenstreif ist schon sehr deutlich; die Rostfarbe des Rückens ist blässer, die Flügeldeckfedern rostgelb gerandet.

Dieser Vogel scheint sehr weit verbreitet, im höchsten Norden findet er sich nicht, fehlt aber wohl in den gemäßigten und südlichen Ländern Europa's nirgends; er besucht sie regelmäßig auf seinem Zuge im Herbst und Frühjahr. Sein Herbstzug fällt auf den August und September; sein Rückzug erfolgt erst im Mai. Er lebt gesellig sowohl mit Seinesgleichen als auch mit Geschlechtsverwandten, besonders erscheint er in Gesellschaft des veränderlichen Strandläufer's Trynga variabilis, Mey. Seine Züge, die er stets längs der Flüsse und Seeküsten anstellt, sollen, nach Graf v. der Mühle, von einem Kibitz oder Kibitzregenpfeifer angeführt werden. In Griechenland verweilt er vom September bis zum Mai in Menge. Ebenso erscheint er in Italien, Frankreich, Belgien, England, Holland und Schweden; in beiden letztgenannten Ländern brütet er, auch in der Schweiz und in Deutschland ist er keine so große Seltenheit, und was Temminck und Selys-Longchamps in seiner Fauna von Belgien sagt, daß er im Innern der Länder noch nicht beobachtet worden, wird dadurch widerlegt, daß er an vielen deutschen Seen, selbst den kleineren, erscheint, auch am Boden- und Federsee.

Er findet sich auch, wiewohl seltener, in Rußland und dem nördlichen Amerika; auf Island fehlt er, wurde aber am Senegal und am Vorgebirge der guten Hoffnung beobachtet.

Er hat eine schwache, pfeifende Stimme, ist sehr beweglich und munter, dabei aber scheu; doch kehrt er gerne wieder nach dem Orte zurück, von dem er aufgescheucht worden.

Sein Fleisch ist beliebt. Er soll Tange fressen, seine eigentliche Nahrung besteht aber in Würmern und verschiedenen Insekten. Er brütet in der Nähe der Sümpfe, wo er in eine Vertiefung des spärlich bewachsenen Bodens 3—4, schwerlich fünf Eier legt, wie Temminck angibt. Ihre Grundfarbe (Fig. 4, 5 und 6) ist mehr oder weniger lebhaft und rein gelb, und mit grauen, hell- und dunkelbraunen Flecken, jedoch nie sehr dicht bezeichnet. Sie sind auf der Tafel in natürlicher Größe abgebildet.

Berge.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

7. Der verzauberte König.

Es war einmal ein wilder junger Graf, der hieß der Graf von Schildheiß. Er lebte in Saus und Braus, spielte und tanzte, zechte und jubilirte, trieb sich mit allerhand lockeren Gesellen herum, und warf das Geld mit vollen Händen von sich. Sein alter Diener sah das mit Sorge und Angst, denn er liebte seinen jungen Herrn, den er von klein auf erzogen hatte, und warnte ihn häufig mit herzlichen Worten. Aber der Graf achtete nicht auf die wohlgemeinten Bitten und Warnungen, sondern stürzte sich nur immer tiefer in den Strudel des Weltlebens hinein, bis eines Tages der Diener zu ihm sagte, nun wäre sein Geld alle, und er müßte wohl oder übel seine lustigen Gesellen fortan vermeiden.

„Nun gut," sagte der junge Graf, „so will ich heimziehen auf mein väterliches Schloß Schildheiß, und obwohl es in Trümmern liegt und ich kein Geld mehr habe, sollen es meine Bauern doch wieder aufbauen, und noch viel schöner als es jemals gewesen ist!"

Der treue Diener sagte ihm zwar, das wäre unrecht, und er dürfe um Christi willen seine Bauern nicht schinden und plagen; aber der junge Graf fuhr ihn hart an und verbot ihm den Mund.

Am andern Tage packte er ein, bestieg mit seinem Diener die Pferde und ritt aus der Stadt hinaus, und ritt Tag und Nacht, bis er auf sein herrschaftliches Schloß kam. Das lag aber ganz und gar in Trümmern. Die Mauern waren zum Theil eingefallen, die Thürme hatten Risse und Spalten von oben bis unten, und konnten zusammenstürzen über Nacht, und durch die Dächer fiel Schnee und Regen in die verwahrlosten Gebäude hinein.

„Das soll mir schon anders werden," sagte der Graf.

Und ohne auf die Bitten seines getreuen Dieners zu achten, ließ er seine Bauern zu sich kommen und befahl ihnen bei Leibes- und Lebensstrafe, binnen Jahr und Tag sein Schloß wiederherzustellen in seiner ganzen vormaligen Pracht und Herrlichkeit. Die armen Bauern, denen der Graf, wie es in alten Zeiten so war, ohne weiteres die Köpfe abschlagen lassen konnte, wenn sie sich widerspenstig zeigten, gingen traurig an's Werk. Sie räumten die Trümmer auf, schafften den Schutt aus den unterirdischen Gängen und Kellern, und arbeiteten bei Tage und bei Nacht, um nur zu rechter Zeit fertig zu werden.

Als sie aber einst tief unten in der Erde hackten und schaufelten, öffnete sich plötzlich ein großes Gewölbe, das von unsichtbaren Lichtern erleuchtet wurde, und als sie hineinschauten voller Neugierde, sahen sie mitten drin auf einem goldenen Sessel einen gewaltigen König sitzen, dessen prächtiges Gewand von lauter Edelgestein und Perlen schimmerte. Auf seinen weißen Locken glänzte eine schwere goldene Krone, und dicht an seiner Rechten stand eine holdselige Jungfrau, unbeweglich und stumm, und hielt das Haupt des Königs mit ihren Händen. Sie schaute mit großen Augen die Werkleute an, und winkte ihnen dann ernsthaft mit dem Finger, daß sie zurückweichen sollten.

Als die Bauern dieß sahen, warfen sie erschrocken ihr Handwerkszeug von sich und rannten in Eile den Berg hinunter zum Grafen, dem sie die wunderbare Mähre verkündigten.

„Die Furcht hat wohl Eure Augen geblendet, Ihr Hasenherzen!" rief der Graf lachend. „Folgt mir nur nach, und Ihr werdet sehen, wie das Gespenst augenblicklich vor dem Glanze meines guten Schwertes verschwindet!"

Er wollte ohne Zögern den Berg hinauf eilen. Sein alter, treuer Diener aber warf sich ihm zu Füßen, rang die Hände, und flehte ihn mit rührenden Worten an, den Geist ungestört zu lassen.

„Herr," sprach er, „mein Großvater hat mir schon vor vielen Jahren erzählt, daß drinnen im Berge ein verzauberter König säße, und wenn er sich sehen ließe, so sei der Untergang des gräflichen Geschlechtes nahe. Laßt von den Bauern die Keller und Gewölbe wieder zuwerfen, und baut Euch ein Haus im Thale, dann geht wohl mit Gott Alles noch gut!"

„Geh' mir aus dem Wege, alter Hansnarr, mit deiner Großvatergeschichte!" antwortete der Graf mit wildem Lachen, und stieß den getreuen Mann mit der Faust vor die Brust, daß er zur Seite taumelte. „Mein Schloß will ich strahlend in Pracht oben auf dem Berge prangen sehen, und wenn zehn verzauberte Könige in dem Berge ihr Wesen trieben!"

Erst recht wild gemacht durch die Bitten des treuen alten Dieners, stürmte er den Berg hinauf und ging ohne Furcht dem unterirdischen Gewölbe zu, wo der König sitzen sollte mit der unbeweglichen schönen Jungfrau.

Er wollte erst geradezu hinein gehen und mit dem Schwerte drein schlagen. Als er aber den Glanz und die Pracht des Königs, und dessen ehrwürdige Greisengestalt erblickte, da wurde ihm ganz seltsam und bange um's Herz, mit gesenktem Schwerte blieb er in dem gewölbten Eingange der unterirdischen Halle stehen und starrte mit verwunderten Augen das seltsame Gebilde an.

„Bist du der Graf Hugo von Schildheiß?" fragte ihn die Jungfrau, welche noch immer das Haupt des Königs mit ihren zarten weißen Händen hielt.

„Ja, der bin ich!" antwortete der Graf, der nach und nach wieder zur Besinnung kam. „Aber wer seid Ihr, und was habt Ihr in diesem Schlosse zu schaffen?"

„Frage nicht, sondern höre auf das, was ich dir sagen werde!" erwiederte die Jungfrau ernst und mit strengem Wesen. „Ich sage dir aber, du sollst alle Gewölbe und Keller dieser alten Burg wieder zuschütten lassen, und sollst nie wieder daran denken, hier ein Schloß über den Ruinen zu erbauen. Geh' hin und verbirg dich in die Einsamkeit eines Klosters. Nur

durch Fasten und Gebet kannst du die Sünden büßen, deren du dich schuldig gemacht hast!"

„Nicht also!" rief der Graf keck und trat in das Gewölbe. „Diese Ruinen sind mein Eigenthum und ich kann damit schalten, wie ich will. Ihr aber, weichet von hinnen!"

Während er auf die Jungfrau zuschritt, erhob diese warnend ihre Finger und winkte ihm drohend zurück. Als aber der Graf nur um so verwegener vorwärts schritt, flammte plötzlich ihr schönes Auge zornig auf, und ihre herrliche Gestalt verwandelte sich in einen grimmigen Drachen, welcher dem Grafen einen Strom von Feuer entgegen hauchte. Gluth und Rauch trieben ihn zurück und er stürzte aus dem Gewölbe hinaus. Als er aber draußen stand, da war der Drache verschwunden und die Jungfrau stand wieder da in ihrer ganzen holdseligen Schönheit.

„Noch einmal sei dir vergeben," sagte sie. „Versuchst du es aber wieder, hereinzudringen, so ist dein Tod gewiß und du mußt sterben!"

„Das wollen wir sehen," antwortete der Graf, der grimmig seinen Knebelbart strich und vor Zorn ganz dunkelroth aussah.

Er rief einen großen Hund herbei, der sich vor keinem Menschen und keinem Geiste fürchtete, und hetzte ihn auf die Jungfrau, während er selbst mit geschwungenem Schwerte auf sie losstürzte. Die Jungfrau wich nicht von der Stelle und bewegte kein Glied. Sobald aber der Hund in ihre Nähe kam, fing er an zu winseln, und anstatt ihr ein Leides anzuthun, schmiegte er sich demüthig zu ihren Füßen nieder. Der Graf aber schlug mit dem Schwerte nach ihr, indem er einen wilden Schrei ausstieß. Das Schwert fiel auf die Jungfrau nieder, aber es glitt durch ihren Körper hindurch, als ob derselbe aus Luft geformt wäre, und ehe der Graf es wieder erheben konnte, richtete sich der verzauberte König langsam auf, und berührte des Grafen Brust mit der Spitze seines Scepters. Da fiel der Frevler entseelt zu Boden, und Flammen schlugen aus der Erde, die in Einem Augenblicke sein Gebein verzehrten. Hierauf krachte und polterte es unter der Erde, die Mauern des Gewölbes wankten und schwankten hin und her, der König und die Jungfrau verschwanden, und plötzlich stürzte mit furchtbarem Getöse das Gewölbe ein, und hinterher stürzten die noch stehenden Mauern, Thürme und Gebäude der alten Burg, und fielen in einen gewaltigen Trümmerhaufen zusammen.

Die Bauern sahen die Verwüstung mit Schrecken und Entsetzen, und beteten still und bleich ein Gebetlein für des Grafen arme Seele.

Graf Hugo war der Letzte seines Stammes Noch liegen die Trümmer seiner Stammburg öde da, und so oft auch der Versuch gemacht wurde, das Schloß wieder aufzubauen, so gelang er doch niemals. Was die Werkleute am Tage bauten, wurde von unsichtbaren Händen über Nacht wieder zerstört.

---

8. Der Bergmönch.

Es waren einmal zwei Bergleute, die immer gemeinschaftlich arbeiteten und jederzeit zugleich in die Grube gingen und auch wieder hinaus. Und eines Tages, als sie angefahren und vor Ort gekommen waren, sahen sie, daß sie nicht genug Oel auf ihren Grubenlichtern hatten, und kamen dadurch in große Verlegenheit.

„Was fangen wir nun an?" sagte der Eine zum Anderen.

„Das ist schlimm zu sagen," antwortete der; — „entweder wir arbeiten weiter und fahren dann im Dunkeln wieder zu Tage, oder wir gehen heim, und holen uns Oel aus unserem Hause. Thun wir das Erste, so können wir gar leicht zu Tode kommen, da der Schacht so sehr gefährlich ist; thun wir das Letzte, so haben wir's mit dem Steiger zu thun. Der aber wird uns schwer strafen, da er ein schlimmes Auge auf uns geworfen hat."

So sprachen sie unter einander, überlegten die Sache nach allen Seiten hin und her, und konnten durchaus zu keinem Entschlusse kommen. Zuletzt, als sie noch zaghaft beisammen standen, sahen sie in der Ferne einen hellen Lichtschimmer, der näher und immer näher auf sie zukam.

„Ach," sagten sie fröhlich, „das ist gut, da kommt einer von unserer Gewerkschaft, und hilft uns wohl mit ein wenig Oel aus!"

Ihre Freude verschwand aber, und verwandelte sich in den heftigsten Schrecken, als das Lichtlein nun immer näher kam, und sie bei seinem Schimmer einen ungeheuren, riesengroßen Mann erkannten, der ganz gebückt die Strecke heraufschritt. Er ging ganz wie ein Mönch gekleidet, ein härenes Gewand deckte seine gewaltigen Glieder und eine Kaputze sein Haupt. In der Hand trug er ein großes Grubenlicht, so groß, wie es die Bergleute noch niemals gesehen hatten.

„Fürchtet Euch nicht," sprach er zu diesen, so da zitternd vor Angst und sprachlos vor Entsetzen sein Näherkommen erwartet hatten. „Ich will Euch nichts Leides thun, sondern Euch vielmehr eine Wohlthat erzeigen."

Mit diesen Worten nahm er den Beiden die Grubenlichter aus der Hand, schüttete aus dem seinigen Oel hinein, und ergriff sodann ihr Gezäh (Arbeitszeug) und arbeitete ein wenig für die zwei Männer. Er schaffte aber in einer Stunde mehr vorwärts, als die Beiden in einer ganzen Woche gearbeitet hätten, selbst wenn sie ununterbrochen fleißig gewesen wären.

Nach einer Stunde etwa legte der Bergmönch das Gezäh wieder hin, ergriff sein Grubenlicht und ließ sich von den beiden Männern das Versprechen geben, niemals einem Menschen zu sagen, daß sie ihn gesehen hätten. Dann schlug er mit der Faust gewaltig links an die Seitenwand; diese sprang mit lautem Krachen weit auseinander, und ein tiefer und breiter Spalt klaffte auf, dessen Wände von einer Fülle Goldes und

Silbers schimmerten. Der Glanz blendete die beiden Männer so sehr, daß sie ihre Augen hinwegwenden mußten. Als sie wieder hinschauten, war Alles verschwunden und die Spalte wieder zu. Selbst der Bergmönch war fort, und hatte ihnen nicht einmal Lebewohl gesagt. Ganz verdutzt schauten die beiden Bergleute sich an.

„Du," sagte endlich der Eine, „wir sind recht thöricht gewesen!"

„Warum denn?" fragte der Andere.

„Ei nun, wenn wir in die Spalte, die da eben vor unseren Augen klaffte, eine Beilhacke oder einen Hammer oder sonst etwas von unserem Gezäh hineingeworfen hätten, so hätte sie sich nicht wieder zuschließen können, und wir wären reiche Leute geworden, reich an Gütern wie an Ehren!"

„Ei ja, wenn's so ist," sagte der Andere, „dann sind wir recht dumm gewesen. Aber ich hab' es nicht gewußt!"

Nach diesen Worten fuhren sie zu Tage, und gingen nach Haus. Als sie aber am nächsten Morgen Oel auf ihre Grubenlichter schütten wollten, damit es ihnen nicht noch einmal so erginge, wie am vorigen Tage, siehe, da fanden sie ihre Grubenlichter noch gefüllt bis an den Rand. Den nächsten Tag bemerkten sie ein Gleiches; den folgenden auch und merkten nun wohl, daß des Bergmönches Oel nimmermehr versiegen würde.

Das war ein gar großer Vortheil für die armen Leute, und sie freuten sich desselben manch' liebes Jahr hindurch nicht wenig. Eines Tages aber, da sie im Wirthshause saßen und zechten, konnten sie das Geheimniß nicht mehr auf dem Herzen behalten und erzählten ihren guten Freunden, was ihnen mit dem Bergmönche begegnet sei, und wie er sie beschenkt habe. Da wunderten sich die Gesellen baß. Unsere beiden Bergleute aber, als sie am andern Morgen in die Grube fahren wollten, fanden beide ihre Grubenlichter ohne Oel und so ausgetrocknet, als ob nie welches darinnen gewesen wäre. Da bereuten sie ihre Schwatzhaftigkeit, gaben sich selber einen Backenstreich und sagten: „Wir sind rechte Esels gewesen!"

Hiermit ist die Geschichte aus, denn ich für mein Theil mögte den Beiden nicht widersprechen.

---

9. Das Fest der Zwerge.

Es wohnte einmal auf dem Schlosse Eilenburg in Sachsen ein Graf, der war so freundlich von Gemüth und Angesicht, daß ein ganzes Völklein kleiner Zwerge sich in seinem Schlosse und in der Nähe desselben ansiedelte. Sie lebten da ganz ungestört, weil ihnen der Graf niemals etwas zu Leide that, und auch seinen Dienern und seinem Hofgesinde gebot, die zierlichen Leutchen, wenn sie sich je einmal sehen ließen, weder zu necken noch auch zu ärgern. Dafür zeigten sich die kleinen Zwerge auch recht dankbar, und so oft irgend ein Unglücksfall, klein oder groß, bevorstand, zeigten sie es dem Grafen an und sagten ihm, welche Vorsichtsmaßregeln er dagegen ergreifen sollte.

Einstmals wurde der Graf todtsterbenskrank, und lag in seinem Bette schwach und elend, so, daß er sich kaum zu rühren vermogte. Die Aerzte aus der ganzen Umgegend, berühmte und unberühmte, waren herbeigeholt worden, um ihn zu kuriren. Aber kein Einziger von Allen konnte dem armen Grafen helfen, und die Latwergen und Pulver und Pillen, die er schlucken mußte, dienten schier zu weiter nichts, als nur ihn noch kränker zu machen.

Da geschah es eines Nachts, als er gerade so recht elend und schwer athmend im Bette lag, und Niemand bei ihm war, seine brennende Zunge zu kühlen, oder den kalten Schweiß von seiner Stirne zu wischen, daß aus einem Mauseloch in der Ecke des Gemaches ein kleiner Zwerg hervorschlüpfte und geradeswegs auf den armen Grafen zuging. So geschickt, wie ein Eichhörnchen kletterte er am Bette in die Höhe, schlüpfte in die Kissen und flüsterte dem Grafen in's Ohr: „Wache auf!"

Augenblicklich schlug der Graf seine Augen auf und schaute das Zwerglein verwundert an.

„Was willst du, kleiner Mann?" fragte er.

„Gesund machen will ich dich," antwortete der Zwerg mit seiner feinen, lieblichen Stimme, die wie das Gezwitscher eines Vögeleins klang. „Uns Zwerge hat es schon lange gejammert, daß du so elend im Bette liegen und so viel heftige Schmerzen erdulden mußt, und unsere klugen Männer, die sich auf alle Krankheiten verstehn, haben daher für dich aus allerlei heilsamen Kräutern ein Tränklein bereitet, das dich in wenigen Stunden gesund machen wird. Willst du das Tränklein nehmen, und dagegen alle Büchsen und Flaschen deiner Aerzte zum Fenster hinauswerfen?"

„Ja, das will ich," antwortete der Graf mit schwacher Stimme. „Gib her das Tränklein."

„Recht gern, aber nur unter einer Bedingung," sagte der Zwerg. „Willst du sie erfüllen?"

„Wenn es in meiner Macht steht, soll es geschehen," erwiederte der Graf.

„Es steht in deiner Macht," versetzte der Zwerg; „denn wir verlangen weiter nichts von dir, als daß du uns für die nächste Nacht den großen Saal deines Schlosses überlässest, damit wir unseres Königs Hochzeitfest darin feiern können. Doch mußt du deinen Leuten allen, wie auch deiner Gemahlin befehlen, den Saal nicht zu betreten, so lange unser Fest dauert, und auch nicht einmal hineinzuschauen. Sobald dieß geschieht, ist unsere Freude gestört, in deinem Hause wird nichts als Unheil daraus erwachsen."

„Sei ohne Sorge, liebes Zwerglein," erwiederte der Graf. „Kein Mensch soll Euch in Eurem Vergnügen stören, wenn anders meine strengen Befehle im Schlosse noch etwas gelten. Aber nun reiche mir auch das Tränklein, denn ich sehne mich von ganzem Herzen nach der Gesundheit."

Der Zwerg zog ein winzig kleines Fläschlein von Gold und Bergkristall aus der Tasche und öffnete es. Alsobald füllte ein wunderbar süßer und kräftiger Duft das ganze Gemach, den der Graf mit Entzücken einathmete. Als ihm aber der Zwerg ein paar Tropfen einer goldgelben, hellen Flüssigkeit auf die Stirne geträufelt hatte, wich plötzlich aller Schmerz und alles Krankheitsgefühl von ihm, und hellen Auges blickte er munter umher.

„Morgen früh wirst du ganz gesund sein," sagte der Zwerg. „Vor der Hand aber bleibe ruhig liegen und schlafe."

„Der Graf legte seinen Kopf in die weichen Kissen zurück und schlummerte alsbald ein. Das Zwerglein beträufelte ihn noch einmal mit der Flüssigkeit, und dann klimmte es vom Bette wieder hinab und verschwand in dem Mauseloche, durch welches es vorhin eingedrungen war.

Der Graf schlief und schlief bis an den hellen Morgen. Erst als die liebe Sonne sein Bette beschien, schlug er die Augen auf und fühlte sich so leicht in allen Gliedern, als ob er niemals in seinem ganzen Leben krank gewesen wäre. Frisch und gesund sprang er auf, warf seine Gewänder über, und begab sich zu seiner Gemahlin, die ihn mit großer Freude empfing.

„Um Gott, liebster, bester Mann, wie bist du so schnell gesund geworden?" fragte sie.

Der Graf erzählte Ihr Alles haarklein, sagte auch, welches Versprechen er den Zwergen gegeben hatte, und befahl seiner Gemahlin, in der nächsten Nacht den Saal weder zu betreten, noch auch einen neugierigen Blick hineinzuwerfen. Als die Gräfin ihm dieß versprochen hatte, ging er zu seinem Hofgesinde, befahl ihm ein Gleiches, und schloß zur Vorsicht mit eigener Hand alle Thüren zu, welche in den Saal hineinführten. Nun glaubte er zur Erfüllung seines Versprechens Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, und vergnügte sich den Tag über mit Spazierenreiten und Jagen, damit er der wiedergewonnenen Gesundheit recht froh werden mögte.

In der Nacht, da Alles im Schlosse schlief, trippelten die kleinen Zwerge aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und strömten in hellen Haufen dem Saale des Schlosses zu. Ueberall, wo nur ein Löchelchen war, wußten sie Eingang zu finden, und krochen selbst durch die Schlüssellöcher so leicht, als ob es große Flügelthüren gewesen wären. Keine Ritze in den Fenstern und Wänden war ihnen zu schmal. Sie machten sich dünn, wie Zwirnsfaden, und ihre kleinen Gestalten füllten den Saal bald von einem Ende bis zum anderen.

Während so die Zwerge von ihrem Rechte Gebrauch machten, trat ein Herold an das Bett des Grafen, rüttelte und schüttelte ihn wach, und bat ihn, an dem Hochzeitsfeste seiner Genossen Theil zu nehmen.

„Ich denke, ein menschliches Auge darf Eure Vergnügungen nicht schauen?" fragte der Graf.

„Ja, es darf es auch Keiner, als einzig und allein der Herr des Hauses, in dem wir uns belustigen," antwortete der kleine Herold. „Darum, wenn du fröhlich sein willst mit uns Fröhlichen, so komm!"

Der Graf wurde neugierig und säumte nicht länger, der Einladung zu folgen. Er warf seine Kleider über, und begab sich im Geleite des Heroldes in den Saal, wo er zu seinem Erstaunen das ganze Heer der kleinen Leute schon versammelt fand. Oben am äußersten Ende des Saales hatten sie ein niedriges Gerüst mit einem Thronhimmel aufgeschlagen, unter welchem der König mit seiner neuen Gemahlin Platz genommen hatte. Hierher wurde der Graf vom Herolde geführt und von dem kleinen Königspaare sehr huldreich empfangen.

Etwas Nieblicheres als den König und seine Frau konnte man gar nicht sehen. Er hatte einen prächtigen Purpurmantel um, ganz mit Hermelin gefüttert und mit lauter Goldstickerei und Diamanten bedeckt, und seine Gemahlin trug ein langes Schleppkleid von Goldstoff, in welches Rubinen und Saphiren in so großer Menge eingewebt waren, daß es ordentlich strahlte wie eine Sonne, wenn sie einmal eine Bewegung machte. Auf ihrem Haupte trugen Beide kleine Krönlein von Gold und Perlen, und in der Hand Scepterchen von Elfenbein mit Silber ausgelegt.

„Ich danke dir, mein lieber Graf, daß du uns gestattet hast, eine Nacht hindurch in deinem Schlosse schalten und walten zu dürfen," sagte der König. „Sei denn vergnügt mit uns, und wähle dir eine von den Edeldamen unserer Gemahlin zur Tänzerin aus."

Das that der Graf, und nun erhob sich eine reizende Musik, die ganz unwillkührlich zum Tanze hinriß. Die Zwerge tanzten und ihre Töchter und Frauen, und auch der Graf schwenkte sich so leicht mit seiner zierlichen kleinen Tänzerin, daß er gar nicht müde wurde, sondern immerfort nach dem Takte der Musik unter den winzigen Gestalten der Zwerge herumhüpfte.

Auf einmal aber verstummte die Musik, und ein Weheschrei erscholl durch den ganzen Saal. Alle Zwerge schauten nach oben hin, und als auch der Graf der Richtung ihrer Blicke folgte, gewahrte er das Angesicht seiner Frau, welche durch eine Oeffnung in der Decke das lustige Gewimmel unten im Saale beobachtete. Sie hatte es vor Neugierde in ihrer Kammer nicht aushalten können, und war endlich trotz des Verbots ihres Gatten gekommen, um das Fest der Zwerge doch auch mit anzusehen.

Die kleinen Leute verschwanden im Nu, wie sie gekommen waren, durch die Fensterritzen, Thürspalten, Mause- und Schlüssellöcher, und in Einem Augenblicke war der ganze Saal von ihnen geräumt. Nur der König zögerte noch ein Weilchen, und bedankte sich noch einmal bei dem Grafen für die genossene Gastfreundschaft.

„Weil aber," fügte er hinzu, „unsere Freude und Hochzeit also gestört worden ist, daß noch ein menschliches Auge darauf geblickt hat, so soll Euer Geschlecht in der Folge niemals mehr als drei Töchter zählen. Dieß sei die Strafe für den Vorwitz deiner Gemahlin!"

Nach diesen Worten verschwand auch Er durch eine Thürspalte, und ließ den Grafen mit seiner Gemahlin allein, welche Letztere für ihre Neugierde einen tüchtigen Verweis erhielt.

Obgleich nun auch in der Folge die Zwerge dem Grafen freundlich gesinnt blieben, so ging dennoch der Spruch des Königs an seiner Familie in Erfüllung. So oft dem Grafen ein Töchterchen geboren wurde, starb es, wenn die Zahl drei bereits voll war, und dieß Schicksal erbte fort von Kind auf Kind bis auf den heutigen Tag.

---

10. Der Knabe im Walde.

Nicht weit von Zwickau im Voigtlande wohnte einmal ein Bauersmann, der hatte ein gutes Weib und ein wackeres, frommes Knäblein. Als aber der Knabe acht Jahre alt war, legte sich seine Mutter hin, und starb. Der Mann aber nahm ein Jahr darauf eine andere Frau.

Als nun die Frau in's Haus kam, konnte sie den kleinen Stephan nicht ausstehen, und hätte am liebsten gehabt, wenn er gleich gestorben wäre und bei seiner Mutter im Grabe läge. Denn der Stephan war gut und fromm, die Frau aber war böse und gottlos, und plagte auch ihren Mann und den Knaben ohne Ende. Da sie nun ihren Haß gegen Stephan gar nicht überwinden konnte, so dachte sie, sich den Knaben vom Halse zu schaffen, und ließ eines Tages die beste Kuh im Stalle von der Kette los und jagte sie in den tiefen, dichten Wald hinein, der noch obendrein voller Schnee lag, weil es mitten im Winter war. Zu dem Knaben aber sagte sie, die Kuh habe sich losgerissen und verlaufen, und er solle hinausgehen sie zu suchen. Wenn er aber heim käme, ohne die Kuh mitzubringen, dann würde es ihm schlimm ergehen.

Stephan wagte keine Widerrede, denn sein Vater war nicht zu Hause, und er wußte also nicht, wo er Schutz finden sollte, wenn die Stiefmutter ihn etwa schlagen wollte. So setzte er denn still weinend sein Mützchen auf, folgte den Spuren der Kuh nach, und kam immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Auf einmal fing es heftig an zu schneien, der Schnee verdeckte die Spuren der Kuh, und der arme Knabe irrte nun ganz hilflos im Walde umher. Nach Hause zurückzukehren getraute er sich nicht, und hätte wohl auch nicht einmal den Weg zurückgefunden.

Als er nun in seinem Herzeleid gar nicht wußte, was er anfangen sollte, warf er sich auf den Schnee unter einen Baum und weinte bitterlich. Und je mehr er weinte, desto trauriger wurde er, und der Hunger fing nun auch an, ihn zu peinigen. Die böse Stiefmutter hatte ihm nicht einmal ein Stückchen Brod mitgegeben, und er dachte nun, sein letztes Stündlein wäre gekommen und er müsse elendiglich im großen Walde verhungern. In seinem bitteren Leide gedachte er aber endlich seines himmlischen Vaters über den Wolken, und trocknete seine Thränen ab, um in einem Gebete Trost und Stärkung zu suchen. Er kniete nieder auf dem Schnee, faltete seine kleinen Hände, die vor Frost ganz steif und blau gefroren waren, und blickte recht fromm und zutraulich zum Himmel empor.

„Lieber Gott," betete er, „schicke mir ein Engelein, und laß mich von ihm aus dem Walde hinausführen; und wenn das nicht geht, so gib mir ein Stücklein Brod, und wehre der Kälte und dem Schnee, daß ich nicht erfriere oder unter dem Schnee begraben werde."

Und siehe da, als er so im frommen Vertrauen gebetet hatte, hörte es auf einmal auf zu schneien und eine dichte Laube von grünen Zweigen wölbte sich um den Knaben her, die ihn vor allem Grimm der Kälte beschirmte. In der Laube war es so warm, wie in einer geheitzten Stube. Ganz vergnügt schlug der Knabe die Hände zusammen und sagte: „Wenn ich nun noch ein Stückchen Brod hätte, dann wäre mir ja geholfen!"

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so rauschten die Zweige der Laube sanft auseinander, und ein Kind trat herein, so wunderschön, wie man es sich gar nicht vorstellen kann. Hellgoldenes Haar fiel in langen Locken um sein rosiges Gesicht, und so lieblich schaute es drein mit seinen blauen Augen, daß dem Stephan vor Freuden allsogleich das Herz im Leibe hüpfte.

„Ich bringe dir Brod und Milch," sagte das Kind freundlich zu dem Knaben. „Da nimm, iß und trink!"

Es legte ein weißes Brödchen auf eine Moosbank in der Laube, stellte ein Krüglein mit frischer Milch daneben, und verschwand dann wieder so schnell, daß der Knabe kaum Zeit hatte sich zu bedanken.

„Wer bist du denn, daß du so gut und freundlich für mich sorgst?" fragte er das Kind.

„Das darf ich dir nicht sagen," antwortete es. „Aber einstens wirst du es wohl erfahren, wenn du immer gut und fromm bleibst!"

Hernach verschwand es.

Der Knabe aß von dem Brode und trank von der Milch, bis er gesättigt war. Dann legte er sich hin auf die Moosbank, schlief ein, und schlummerte bis an den hellen Morgen. Darauf genoß er wieder Brod und Milch, und das Brod ward nicht all, so wenig, wie die Milch, von der das Krüglein immer voll war bis an den Rand. Da dachte er, das Kind, welches ihn besucht hatte, mögte wohl ein Engel sein, den ihm der liebe Gott zur Hilfe geschickt hätte, und dankte dafür seinem himmlischen Vater von ganzem Herzen.

Mittlerweile war der Mann nach Hause gekommen zu der bösen Stiefmutter, und hatte sie gefragt, „wo denn der Stephan sei?"

„Ach, der nichtsnutzige Bube der! sagte sie. „Er hat die rothe Kuh aus dem Stalle in den Wald gejagt und ist hinterdrein gelaufen, um sie wieder einzufangen. Mache dir nur keine Sorge um ihn, Mann, denn Unkraut vergeht nicht, und der Bube wird bald genug wieder heimkommen."

Der Mann schwieg und dachte, seine Frau hätte

ihm die Wahrheit gesagt. Als aber bald nachher so großer Schnee vom Himmel niederfiel, wurde ihm angst, und er wäre gern in den Wald hinausgegangen, um den Knaben zu suchen. Die Frau ließ ihn aber nicht fort, bis es anfing, Abend zu werden. Da wurde des Mannes Angst aber so groß, daß er es nicht aushalten konnte, noch länger in der Stube zu sitzen, sondern hinging, eine Laterne anzündete, und hinaustappte in den Wald, so sehr auch seine Frau ihn davon abzuhalten suchte. Der Schnee lag aber schon so hoch, daß er nicht durchzudringen vermogte, und endlich unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen mußte. Er war sehr betrübt und niedergeschlagen; seine Frau aber lachte in ihrem Herzen, und meinte, nun müsse der Junge schon längst vor Hunger und Kälte im Walde umgekommen sein.

Zwei Tage dauerte das Schneien ununterbrochen fort. Endlich am dritten Tage kam warmes Thauwetter, und am vierten konnte der Mann des Morgens in den Wald hinauswandern, um seinen Knaben zu suchen. Er ging mit traurigem Herzen, denn er hoffte nicht mehr, ihn noch lebendig zu finden, sondern wollte nur sein Körperchen suchen, und es begraben im Garten hinter seinem Hause, damit es wenigstens nicht von wilden Thieren gefressen würde.

Bis zum Mittag strich er im Walde umher, ohne eine Spur von Stephan zu finden, und rief endlich schmerzlich aus: „Stephan, ach Stephan, mein lieber Sohn, wo bist du?“

„Hier, Vater!“ antwortete eine helle Stimme, und hinter einer dicken Eiche vor kam der Knabe frisch und gesund, und sank dem entzückten Vater jauchzend an die Brust. Er mußte erzählen, wie es ihm ergangen war, und als der Vater die Geschichte vom Anfange bis zum Ende vernommen hatte, sah er wohl ein, daß die böse Stiefmutter den armen Jungen hatte in's Verderben jagen wollen, und daß er nur durch die große Gnade und Barmherzigkeit Gottes gerettet sei. Er dankte dem Herrn und pries ihn auf seinen Knien. Dann führte er glücklich seinen Knaben nach Hause. Als die böse Stiefmutter ihn sah, wurde sie ganz blaß vor Schrecken, und der Mann erkannte daraus nur um so deutlicher ihre Schuld. Da ihn aber der Herr so hoch begnadigt hatte, so wollte er an seiner Frau nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern begnügte sich, ihr mit sanften Worten vorzustellen, wie so sehr böse und unrecht sie habe handeln wollen. Da sah die Frau ihre große Sünde ein, ging in sich, und ward von Stund an eine gute fromme Frau, und eine sorgsame Mutter. Also hatte der liebe Gott Alles zu einem glücklichen Ende geleitet.

---

11. Die leichtsinnige Jungfer.

Nicht weit von dem Köhlerschachte, einem Forsthause bei Ballenstädt, liegt mitten in einem Tannenwalde ein Stein, von dem sich die Leute folgende Sage erzählen:

Es war einmal eine Jungfer, die lebte recht leichtsinnig in den Tag hinein, und achtete besonders der besten Gottesgabe nicht, des lieben Brodes, ohne welches doch die Menschen gar nicht bestehen können. Eines Tages ging sie aus ihrem Dorfe hinaus in die Stadt, um sich ein Paar neue Schuhe zu kaufen, und ihre Frau trug ihr auf, ein weißes Brod mitzubringen. Die Jungfer, als sie aus der Stadt nach Hause zurückging, hatte ihre neuen Schuhe angezogen und trug das Brod unter dem Arme. Da kam sie an eine sumpfige Stelle im Walde, und um ihre Schuhe nicht zu beschmutzen, nahm sie dieselben so lange in die Hand, bis sie mit bloßen Füßen das Moor durchwatet hatte. Drüben aber wollte sie die Schuhe wieder anlegen, und sah sich nach einem Steine um, auf den sie mit Bequemlichkeit ihren Fuß würde setzen können. Sie fand aber keinen.

„Ei,“ dachte sie da, „du hast ja das Brod, darauf kannst du deinen Fuß stellen, eben so gut, wie auf einen Stein!“

Und ohne sich der Sünde zu fürchten, warf sie das Brod auf die Erde, und setzte ihren Fuß darauf. Sobald sie aber also frevelhaft die liebe Gottesgabe berührte, geschah ein furchtbarer Donnerschlag, und die Jungfer fiel um und wurde zu Stein.

Das ist der Stein im Walde, der noch heutzutage da liegt, und allen leichtfertigen Kindern, die das liebe Brod nicht achten, zur Warnung dienen kann.

Der Himmel hat schon oft gestraft, was man an dieser herrlichen Gottesgabe gefrevelt hat.

So kam eines Tages zur Zeit der Hungersnoth eine arme Frau zu ihrer reichen Schwester, die des Brodes genug im Hause hatte, und bat sie um Gotteswillen nur um ein Stücklein für sich und ihre hungrigen Kinder. Die reiche Schwester antwortete, sie habe nichts, und als die arme Frau nicht nachließ mit Bitten und Flehen, da sagte sie zornig:

„Und wenn ich auch Brod im Hause hätte, so wollte ich doch lieber, daß es zu Stein würde, als daß ich es dir und deinen Bettelkindern gäbe!“

Da weinte die arme Frau bitterlich und ging traurig davon. Als aber die unbarmherzige Schwester an ihren Brodschrank ging und sich ein Stück abschneiden wollte, um ihren eigenen Hunger zu stillen, siehe, da war ihr frevelhaftes Wort in Erfüllung gegangen und alle das schöne Brod war zu Stein geworden, zur Strafe für ihre Hartherzigkeit!

Einem Manne, der eben so grausam war, ging es nicht besser. Er ging in Danzig auf der Straße, und ein armes Weib, ein hungriges, schreiendes Kind auf dem Arme, ein anderes an ihrer Hand, lief jammernd neben ihm her, und bat ihn, seine milde Hand aufzuthun, und ihr ein Stücklein Brod zu reichen, um ihre schmachtenden Kinder zu erquicken.

„Ich habe nichts!“ sagte der Mann.

„Ach, ich sehe ja da ein Stücklein unter Eurem Mantel,“ antwortete die Frau. „Ich bitte Euch, gebt mir davon!“

„Albernes Weib," sprach der Mann hart, „das ist kein Brod, sondern nur ein Stein, die Hunde damit zu werfen. Packt Euch fort!"

Nach diesen harten Worten ging die Frau traurig von dannen. Doch fand sie bald eine mildherzige Seele, die ihre Kinder und sie selbst mit Speise und Trank erquickte. Der Mann aber, als er hungrig wurde und sein Brod essen wollte, sah zu seinem Schrecken, daß es sich in einen Stein verwandelt hatte. Da ging er in sich, büßte seine Sünde mit Fasten und Gebet, und wies nie wieder einen Armen mit harten Worten von sich.

---

12. Der Rattenfänger von Hameln.

Im Jahr eintausend zweihundert und vierundachtzig kam ein wundersamer Mann nach Hameln, wie in jener Gegend noch niemals Einer gesehen worden war. Er ragte um Kopfeslänge über die gewöhnlichen Menschenkinder empor, und dabei war er so mager und hager, wie eine Vogelscheuche. Sein Gesicht sah auch beinahe so aus, wie ein Vogelgesicht. Seine lange Nase krümmte sich wie ein Adlerschnabel, und darüber funkelten ein Paar grüne Augen scharf und hell, wie Falkenaugen. Er hatte einen Rock an, von allerhand bunten Tuchflicken zusammengesetzt, einen hohen spitzen Hut auf dem Kopfe, mit einer Feder daran, und an seiner Seite hing an einem bunten Bande ein bunt geschnitztes Pfeiflein.

Dieser Mann ging hin zu einem wohllöblichen Magistrat der Stadt Hameln, und obgleich sich der Bürgermeister anfänglich schier vor seiner seltsamen Gestalt entsetzte, machte er doch ein freundlich Gesicht, da er hörte, daß der Fremde die gute Stadt Hameln gegen einen gebührenden Lohn von allen Ratten und Mäusen befreien wolle. Denn Ihr müßt wissen, daß es in Hameln damals nicht weniger Ratten und Mäuse gab, als heutzutage auch.

„Und wie viel Geld sollen wir Euch denn für das Kunststück bezahlen?" fragte der gestrenge Bürgermeister den Fremden.

„Hundert Thaler," antwortete der. „Nicht weniger und nicht mehr. Bei mir gilt kein Dingen und kein Handeln."

Dem Bürgermeister schien es aber, als ob diese Summe denn doch ein wenig zu groß wäre, und er wollte schon anfangen an dem Preise zu mäkeln. Sein Schreiber aber gab ihm insgeheim einen Wink, flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, und brachte es dahin, daß der versammelte Rath der Stadt die Bedingungen des Fremdlings ohne Weiteres annahm. Als dieser den Saal verlassen hatte, sagte der Schreiber zu den gegenwärtigen Bürgern:

„Wir haben dem Rattenfänger wohl hundert Thaler versprochen, aber versprechen ist noch nicht halten. Wenn er die Ratten und Mäuse vertilgt, so wollen wir schon handelseinig mit ihm werden. Zeigt er sich widerspenstig, so werfen wir ihn acht Tage bei Wasser und Brod in den Thurm; da wird er schon zahm werden. Kann er uns aber nicht von dem Ungeziefer befreien, so sind wir ohnehin unseres Wortes quitt und ledig, und der Rattenfänger wird tüchtig ausgelacht."

Die Bürger sagten: „Ja, ja, so ist's recht! der Stadtschreiber ist doch ein verwettert pfiffiger Gesell!"

Damit gingen sie vom Rathhaus, und erzählten daheim vom Rattenfänger, und daß er die gute Stadt Hameln von einer großen Plage entledigen wolle.

Des Nachmittags nun erschien der Fremdling auf dem Marktplatze, nahm seine Pfeife zur Hand, setzte sie an den Mund, und pfiff darauf. Eine seltsame Weise war es, die er pfiff, und so scharf und durchdringend hell waren die Töne, welche er dem kleinen hölzernen Instrumente entlockte, daß sie fast von einem Ende der Stadt bis zum andern vernommen werden konnten. Wer sie hörte, hielt sich die Ohren zu. Die Ratten und Mäuse aber kamen von allen Ecken und Enden hergelaufen, versammelten sich um den Fremden, und hüpften und tanzten ohne alle Furcht um ihn herum. Von dem Markte ging der Fremde in alle Straßen und Gassen, unaufhörlich pfeifend und lockend, und der Schwarm der Ratten und Mäuse wurde immer größer und größer, bis endlich in der ganzen Stadt keine einzige mehr in ihrem Loche saß. Da endlich spazierte der Fremde, fort und fort pfeifend, aus der Stadt hinaus, und der ganze Haufe Ungeziefer folgte ihm nach. Er ging hin an die Weser, schürzte dort seine Kleider auf und watete in das Wasser hinein. Mitten drin blieb er stehen, und lockte abermals. Da stürzten die Ratten und Mäuse sammt und sonders in den Fluß hinein, und mußten elendiglich ertrinken. Blieb auch keine Einzige von den vielen Tausenden am Leben.

Am nächsten Tage, als wohllöblicher Magistrat von Hameln sich wieder auf dem Rathhause versammelt hatte, begab sich der Rattenfänger dahin, und forderte bescheidentlich seinen wohlverdienten Lohn, die ihm versprochenen und zugesagten hundert Thaler.

„Nicht also, mein guter Freund," sprach der Bürgermeister. „Wir sind der Meinung, daß fünfzig Thaler vollkommen genug sind für das Bischen Arbeit, so Ihr gethan habt."

Der Rattenfänger schaute mit seinen grünfunkelnden Augen den Bürgermeister so gräulich an, daß der sich schier vor den stechenden Blicken entsetzte.

„Wie?" sagte er dann, „ist so wenig Ehrlichkeit in dieser Stadt zu finden, daß man sich unterfängt, dem Arbeiter den bedungenen Lohn vorzuenthalten? Besinnt Euch wohl, Herr Bürgermeister, was Ihr thut. Ich verstehe keinen Spaß, und es möchte Euch baß gereuen, mich an der Nase herumgeführt zu haben. Ob ich viel oder wenig Arbeit gethan habe, das geht Euch nichts an. Ich habe Eure Stadt von den Ratten und Mäusen befreit, und also trefflich mein Wort gelöst. Haltet Ihr nun auch das Eurige, oder Ihr sollt mit Schrecken inne werden, was ich vermag."

„Was, der Kerl will noch drohen!" rief der nase-


1847
27.

weise Stadtschreiber ergrimmt. „Wenn er noch Ein Wort sagt, so schlage ich vor, ihn in den Thurm abführen und da so lange stecken zu lassen, bis er zur Vernunft gekommen sein wird!“

„Ja, also mag es geschehen,“ sprach der Bürgermeister. „Wollt Ihr Euch mit dem Lohn von fünfzig Thalern begnügen, so sagt es. Wo nicht, so packt Euch, mein Herr Rattenfänger!“

Der Fremde biß die Zähne zusammen, warf einen grimmigen Blick auf die Herren am grünen Tische, und sagte:

„Ich sehe wohl, hier gilt Gewalt für Recht! und deutsche Treue und Ehrlichkeit ist ein Kleinod, welches man vergeblich in der Stadt Hameln suchen würde, selbst wenn man tausend Augen hätte. Uebriges sage ich Euch, Ihr Herren, Ihr werdet es bereuen, also unredlich gegen mich gehandelt zu haben!“

Mit diesen Worten ging der Mann zornig und erbittert hinweg und war verschwunden, ehe der Stadtschreiber Befehl geben konnte, ihn zu greifen und in den Thurm zu werfen, als wozu er gar große Lust hatte. Der wohllöbliche Magistrat aber saß ganz verdutzt da, und Dieser und Jener mogte innerlich wohl wünschen, daß man dem Rattenfänger doch Treue und Glauben gehalten hätte. Doch wagte keiner es zu sagen, aus Furcht vor dem Zorne des gestrengen Herrn Bürgermeisters.

Mittlerweile vergingen ein paar Tage und der Rattenfänger war schon von Manchem wieder vergessen, da erschien er auf einmal wieder in der Stadt. Es war gerade gegen die Mittagsstunde, wo die Kinder aus den Schulen kommen. Dießmal hatte er aber nicht seinen bunten Rock an, sondern ein grünes Jägerkleid; ein rother Hut mit einer langen, schwanken Hahnenfeder saß auf seinem Kopfe, und er sah gewaltig grimmig und erschrecklich aus. Er schritt gemächlich durch die Straßen, bis er vor das Schulgebäude kam. Hier blieb er stehen, setzte seine Pfeife an den Mund und fing an zu pfeifen. Dießmal klangen aber die Töne nicht grell und schneidend, wie dazumal, wo er die Ratten gefangen hatte, sondern eine süße, wunderliebliche Weise floß von seinen Lippen und die Klänge erschallten so reizend und lockend, wie das Bimmeln silberner Glöcklein oder das Klingen von Harfen und Flöten. Als die Kinder in der Schule die wonnigen Töne vernahmen, da hörten sie nicht mehr auf die Stimme ihrer Lehrer, sondern rannten, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, aus der Schule und versammelten sich um den Rattenfänger her. Als der alle die Kinder sah, lächelte er recht gräulich, und pfiff weiter und weiter, indem er langsamen Schrittes durch die Straßen der Stadt wandelte. Der ganze Haufe der Kinder folgte ihm nach, und immer größer wurde der Schwarm im Weiterschreiten, da nun auch die Kinder aus den Häusern kamen, und sich dem Zuge anschlossen, ohne auf die Befehle der Eltern zu achten. Diese selber standen meistens ganz stumm und starr, und schauten verwundert und ohne ein Glied zu regen auf das seltsame Getümmel hinab. Vor den Häusern des Bürgermeisters und des Stadtschreibers blieb der Rattenfänger ein paar Minuten stehen, und seine Pfeife erschallte hier so lockend und süß, daß selbst die erwachsenen Töchter der beiden Rathsherren ihren Tönen nicht widerstehen konnten, sondern wie verzaubert und verhext aus den Häusern herausstürzten und sich mitten unter die Kinder mischten. Da lächelte der Rattenfänger abermals recht gräulich und satanisch, und ging nun unaufhaltsam aus der Stadt hinaus in's Freie, einem Berge zu, der in der Nähe derselben gelegen war. Der ganze Schwarm der Kinder folgte ihm hüpfend und jubilirend nach.

Einige Väter und Mütter, in deren Herzen die Liebe zu ihren Kindern doch noch stärker war, als die Gewalt der zauberhaften Töne, suchten ihre Kleinen aus dem Schwarme herauszureißen und festzuhalten; aber die Kinder stießen unwillig die besorgten Eltern von sich, und wußten ihnen so geschickt zu entschlüpfen, daß alle Mühe, sie einzufangen, ganz vergeblich war. Der ganze Zug ging auf den Berg zu, der Poppenberg genannt. Als der Rattenfänger dort hinkam, spaltete der Berg auseinander, und die Kinder folgten dem Pfeifer nach, der geradeswegs in den Berg hineinschritt. Als das Letzte darin war, klappte der Berg wieder zu, und die Kinder waren für immer verschwunden.

Jetzt auf einmal wich die Bezauberung von den Einwohnern der Stadt, und in hellen Haufen rannten die armen Leute vor die Thore und suchten mit betrübtem Herzen nach ihren Kindern. Jammernd und schreiend liefen die Mütter umher, und die Männer durchstreiften die ganze Gegend, um doch wenigstens vielleicht einige von den Kindern wiederzufinden. Aber jede Mühe war vergebens, da die Kinder Alle auf Nimmerwiederkehr in dem Berge verschwunden waren. Hundert und dreißig hatte der Rattenfänger hinter sich hergelockt, und von Allen in der ganzen Stadt sollen nur drei gerettet worden sein. Das Eine nämlich war blind, und hatte den Eingang zum Berge nicht finden können; das Andere war taub, und hatte also die verlockenden Klänge nicht gehört; und das Dritte war ein Knäblein, so im bloßen Hemde mitgelaufen war. Unterwegs hatte es gefroren und war zurückgerannt in die Stadt, um seinen Rock zu holen und anzuziehen. Als es aber zurückkehrte, war der Zug schon im Berge verschwunden, und es hatte zu seinem Glücke den Eingang bereits verschlossen gefunden.

Nach diesem großen Unglück herrschte lange und schmerzliche Trauer in der Stadt, und viele Mütter und Väter starben vor Gram über den Verlust ihrer geliebten Kleinen. So auch der Bürgermeister und der Stadtschreiber, die durch ihre Unredlichkeit das ganze Leiden verschuldet hatten.

Noch heutzutage sieht man zu Hameln Wahrzeichen von der schrecklichen Begebenheit. An der Stelle des Berges, wo die Kinder verschwanden, sind zwei Kreuze aufgerichtet, und die Straße, durch welche sie zum Thore hinauszogen, wird noch jetzt die bungelose (stille,

geräuschlose) genannt. Dort darf kein Tanz geschehen und kein Saitenspiel gerührt werden, und vor alten Zeiten mußte in dieser Straße sogar dann die Musik verstummen, wenn ein Brautpaar zur Trauung in die Kirche geführt wurde. Im Stadtbuche von Hameln ist die ganze Begebenheit genau aufgezeichnet worden, und man kann sie noch jetzt darinnen nachlesen. An dem Rathhause aber standen vormals folgende Zeilen:

„Im Jahr 1284 na Christi gebort
tho Hamel wurden uthgevort
hundert und dreißig Kinder dasulvest geboren
dorch einen Piper unter den Köppen verloren.„

Der Weinstock und seine Verbreitung.

(Taf. 27.)

Der Weinstock, Vitis vinifera, dessen Heimath im Morgenlande zu suchen ist, von wo aus er nach Griechenland und Italien, und von dort über das übrige Europa seinen Weg gefunden hat, war schon den ältesten Völkern bekannt, und dessen Anpflanzung und Verbreitung wurde, der griechischen Mythe nach, dem Sorgenverscheucher Bakchos oder Bacchus, einem Sohn Jupiters und der Semele, und Enkel des phönizischen Königs Kadmus, zugeschrieben, der als Knabe schon große Wunder verrichtete und deßhalb als Sklave verkauft werden sollte. Tyrrhenische Schiffer führten den schlafenden Knaben davon, der, als er erwachte, verlangte nach Naxos zurückgebracht zu werden. Der Steuermann Akoëtes allein, der den Knaben seiner außerordentlichen Schönheit wegen für ein Götterkind erkannte, wollte seinem Willen nachkommen; die Schiffsleute aber widersetzten sich dessen Befehlen. Da stand durch Bakchos Macht das Schiff plötzlich festgewurzelt im Meere; aus dem Kiel wuchsen Wein- und Epheuranken, welche Ruder und Masten umzogen, das Kind verwandelte sich in einen Tiger, welcher die Schiffer in's Meer scheuchte, woselbst sie zu Delphinen wurden, und Akoëtes führte das Schiff nach Naxos zurück. König Pantheus von Theben, dem er das Abenteuer erzählte, ließ ihn dafür in ein Gefängniß werfen, allein Bakchos befreite seinen Liebling; die Thüren sprangen von selbst auf, ungehindert ging Akoëtes aus dem Kerker hervor und feierte auf Naxos als erster Priester die Mysterien seines Beschützers, der überall nun den Weinbau einführte, das Menschengeschlecht beglückend, die verschiedensten Länder der Erde durchzog, überall die Bewohner mit dem Sorgen verscheuchenden Wein beschenkte, diejenigen bestrafte, die sich seinen wohlmeinenden Absichten widersetzten, und von Naxos aus durch Thrake, Phrygien, Syrien und Aegypten, nach Indien gelangte. — Ob die in Afrika, in Ostasien, in Italien, in Portugal, in Frankreich und selbst in Deutschland vorkommende wilde Rebe, die im nördlichen Afrika bei geringer Kultur die schönsten Trauben gibt, im Neapolitanischen als kleine, süße Beere, in den andern Ländern aber als herbe, ungenießbare Frucht vorkommt, ein ursprüngliches Erzeugniß der genannten Länder, oder vielmehr nur verwildert ist, läßt sich historisch nicht nachweisen, so viel aber ist sicher, daß mehrere Vitis-Arten in Amerika heimisch sind, und der Weinstock von Canada abwärts bis zum mexicanischen Meerbusen in Menge gefunden wird. In den Staaten New-York, in Pennsylvanien, in Maryland, Virginien, den Karolinas, in Florida, Ohio, Kentucky und Tennessee, auf der Westseite des Mississippi, in Missouri, Arkansas und Texas, und im ausgedehnten Missourigebiete, findet man wohlschmeckende und genießbare Fuchs- und Hühnertrauben, und einige angeblich giftige oder schädliche Arten wild, die bis jetzt in Europa nicht bekannt sind. Bieberstein suchte das Vaterland unserer Weinrebe in den Ländern zwischen dem schwarzen Meere und dem Kaspi-See. Parrot, der jene Länder bereiste, konnte nicht in Erfahrung bringen, ob dort ihre eigentliche Heimath, oder sie schon in uralter Zeit dorthin verpflanzt worden sei, doch behauptet er, daß die Weinrebe im kräftigen Leben des wilden Zustandes in Imeredi und Mingreli die Königin der Wälder bilde. Eine eigentliche Rebenkultur findet dort nicht statt, und der ganze Unterschied zwischen der gezogenen und der wild wachsenden Rebe scheint nur darin zu bestehen, daß der Imerede und Mingrele die erstere sein nennt und sich ihrer Früchte bedient. Von dem ungeheuren Ueberfluß von Trauben, der in jenen Ländern herrscht, kann man sich nur dann eine Idee machen, wenn man weiß, daß der dortige, sehr arme Landmann, der fast nur von Hirse, Mais, Trauben und Wein lebt, dennoch nicht alle Trauben erndtet, die sich in seinem Bereiche finden, und daß er die ihm zu hoch hängenden den Vögeln und dem Winter überläßt. Aehnliches bemerkt man in manchen Theilen Amerika's: „An wildem Wein mit trefflichen eßbaren Trauben," sagt Bromme, „ist das Mississippithal außerordentlich reich, und in den Bottomländereien und auf dem besseren Höhenboden findet man oft Weinstöcke von erstaunlicher Höhe und Stärke. Mit Verwunderung sieht man Weinranken die Gipfel der höchsten Bäume, oft hundert und mehr Fuß hoch umziehen, sich dort in unzähligen Verschlingungen mit den Aesten und Zweigen verflechten, manchmal ein dichtes Dach bilden, oft wieder herabsteigen, den Boden berühren und neue Ranken treiben. Manchmal ist die Hälfte der Bäume in den Bottomländereien mit Ranken bedeckt, und in Arkansas sind ganze Hügelketten mit Weinreben überzogen. Die sogenannte Winterrebe ist die gemeinste und größte im aufgeschwemmten Boden, trägt aber nur wenige und saure Trauben; die kleinere Sommerrebe bedeckt die Barrens und mit Busch bewachsenen Prairies, liefert eine Menge süßer, wenig Saft habender Trauben, und nimmt die nördlichen und mittleren Staaten ein; Fuchs- und Hühnertrauben sind am häufigsten in Kentucky und Tennessee, und von gutem Geschmack, und die einheimische Muskatellertraube zeigt sich erst südlich vom 34° N. Breite auf Alluvialboden; die Beeren dieser sind klein,

süß und angenehm, sollen aber frisch gegessen nicht gesund sein. Außer diesen verschiedenen Arten findet man noch eine kleine Rebe, die mit ihren stacheligen Ranken sich an Sträuchern und kleinen Bäumen hinauf windet, bläulich grüne Blätter und Trauben mit kleinen blauen Beeren, wie Heidelbeeren, hat, die zwar süß und angenehm schmecken, aber allgemein für schädlich und giftig gehalten werden."

Schouw und Meyen haben über die Verbreitung der Kultur des Weinstocks ausführliche Untersuchungen angestellt, und dabei, wie es sich von selbst versteht, bei Bestimmung der Grenzen des Verbreitungsbezirkes der Rebe, nur auf ihren Anbau im Freien Rücksicht genommen. Nach ihnen beginnt die Polargrenze des Weinstocks in Europa an der Küste des atlantischen Oceans, im westlichen Frankreich bei Vannes, unter 47° 40′ N. Br.; zieht sich von dort in östlicher, etwas nach Norden abgelenkter Richtung über Rédon und Chateaubriand nach dem Thal der Mayenne, das sie zwischen Chateau Gontier und Laval schneidet, und erreicht das Thal der Sarthe bei Mans, unter 48° N. — In diesem Thale läuft sie eine Strecke aufwärts, verläßt es aber in der Gegend von La Ferté, und trifft unter 48° 10′ N. und 18° 30′ O. von Ferro, auf das Departement der Eure und des Loir, die frühere Landschaft La Beauce. Außerhalb dieser Grenze, die, wie man sieht, der Richtung der Parallelkreise folgt, hat man unter 49° 15′ N. fast im Anfangspunkte der Kultur bei Vannes, auf der Insel Jersey, in neuerer Zeit angefangen Wein zu bauen, und soll das gewonnene Produkt mit dem Xeres übereinstimmen. — Von La Beauce an zieht sich die Kulturgrenze des Weinstocks, zwischen Chateaudun und Nogent in Meridianrichtung nordwärts, überschreitet das Seinethal, zwischen Louviers und Andelis, unter 49° 20′ N. und 19° O., geht von hier in nordöstlicher Richtung nach Beauvais und trifft die Somme bei Montdidier. Von hier an zieht sich die Grenze des Weinbaus fast genau in dem Parallel dieser Stadt bis Trier, in das Moselthal, und nur dort, wo sie auf die Ardennen trifft, weicht sie an einigen Plätzen bis 48° 44′ N. zurück, und schiebt an andern einige Vorposten gegen Norden in das untere Maasthal vor, wo zwischen Huy und Lüttich gegen 20 Ortschaften reichliche Weinerndten zum eigenen Verbrauch erzielen. Von Trier an, wo einzelne Weinberge sich in den Thälern der Saur und Our bis gegen 50° N. ziehen, folgt die Polargrenze des Weinstocks dem Moselthale abwärts bis Koblenz; trifft hier den Rhein, dessen beide Ufer innerhalb des Verbreitungsbezirks liegen, bis eine Stunde unterhalb Bonn, wo bei Herschel, unter 50° 46′ N. noch ein sehr angenehmer Wein wächst. Unter demselben Parallelkreise wird auch in den Thälern der Erft und der Roer, und im Thal der Sieg, vom Rhein aufwärts bis über Siegburg, etwas Weinbau betrieben, bedeutender aber ist die Kultur im Ahrthale, unter 50° 32′ N. — Längs dem rechten Ufer des Rheins aufwärts zieht sich die Grenze der Rebe gegen die Mündung des Mains, und hier im Rheingau werden die geschätztesten deutschen Weine gebaut. Von Philippseck, drei Stunden südlich von Wetzlar, unter 50° 30′ N., beugt sich die Polargrenze gegen Süden nach dem Kinzigthale, folgt dann dem nördlichen Ufer des Mains über Aschaffenburg und Würzburg, und zieht sich bis Schweinfurt und in's Bambergische. Jenseits des thüringer Waldes, und überhaupt in den mittleren Gegenden von Deutschland, tritt die eigentliche Weinkultur nur an einzelnen Punkten auf; wie im Werrathal, bei Witzenhausen, unter 51° 20′ N. — Nur wenig südlicher sehen wir sie weiter gegen Osten, in Thüringen, an den Ufern der Unstrut und der Saale, im Parallel von etwa 51° 15′ N. unter dem auch die Polargrenze die Elbe bei Meißen trifft. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts schloß dieselbe noch die ganze Niederlausitz und bedeutende Strecken des vormaligen Kurkreises von Sachsen ein, gegenwärtig aber folgt sie von Meißen an dem Laufe der Elbe bis Schmiedeberg, das eine Meile vom Strome ab auf dem linken Ufer liegt; überschreitet die Elbe bei Wittenberg, umzieht Jessen und Jüterbock, geht an die Havel, wo Potsdams Umgebungen ein zusammenhängendes, schönes Weingelände bilden, und erreicht bei Berlin, unter 52° 30′ den konvexen Scheitel ihrer polaren Stellung. Von Berlin zieht die Polargrenze in südöstlicher Richtung an die Oder; Guben, an der Neiße, treibt noch immer Weinbau, doch erreicht derselbe bei Krossen, Grüneberg und Züllichau, und bei Bomst, in Posen, unter 52° 10′ N. sein Maximum. — Weiter östlich erleidet die Grenze eine starke Aequatorialbiegung, und scheint auf den Parallel der Grenze im westlichen Frankreich zurückzufallen. Ungarn hat viel Wein, Gallizien keinen; in Siebenbürgen sind zahlreiche Höhen mit Reben bedeckt, und in der Buckowina einige ansehnliche Weinpflanzungen zwischen 47° und 48° N. — In der Moldau wird, von der Donau bis über Jassy hinaus, nicht unbedeutender Weinbau getrieben, und hier bei Cotnar, im Distrikt Harley, unter 47° 30′ N., gedeiht ein Wein, der selbst dem Tokajer Ausbruch vorgezogen wird. Der ganze südliche Theil Rußlands, namentlich Bessarabien, die Gouvernements Kherson und Jekaterinoßlaff, Taurien, das Land der Danschen Kosaken, ein Theil von Saratoff, das Gouvernement Astrakhan und die Kaukasusländer, liegen innerhalb des Verbreitungsbezirks des Weinstocks, und die Grenze desselben scheint hier eine polare Beugung zu machen, und gegen den Parallel von 49 und selbst 50° N. hinaufzureichen, denn selbst bei Kieff, am Dnjepr baut man noch Wein, wenn auch nur des Traubengenusses wegen. Im Ganzen genommen bleibt aber die Polargrenze der Rebe im östlichen Europa, von Ungarn an bis zur Wolga, ziemlich konstant zwischen 48 und 49° nördlicher Breite.

Im Innern Asiens läßt sich die Grenze weniger leicht bestimmen. Ganz Persien ist ein sehr ergiebiges Weinland; Kabul und Tübet sind wegen ihrer herrlichen Trauben berühmt; Kaschmir liefert einen Wein, der dem Madeira gleicht; im Land der Turkmanen, in der großen und kleinen Bukharei findet man die Rebe

im Ueberfluß, und das fruchtbare Thal Al Soid, in welchem Samarkand die Hauptstadt ist, erzeugt eine so große Menge vortrefflicher Trauben, daß sie selbst nach Persien und Hindostan verschickt werden. Kaschgar, in der kleinen Bukharei, zeichnet sich durch seinen Weinbau aus, und das Land Hami, unter 42° 53′ N., rechnet Weinbeeren, die als Rosinen und Korinthen in den chinesischen Handel kommen, zu seinen werthvollsten Produkten. In China wird die Rebe wild angetroffen, und nach den chinesischen Kroniken wurde sie in den Provinzen Schansi, Schensi, Petscheli u. a. schon lange vor der christlichen Zeitrechnung angebaut, und aus derselben ein Wein gewonnen, der sich Jahre lang in Urnen hielt, welche man zu vergraben pflegte. Gegenwärtig beschränken sich die Weinbauern in China, trotz der guten Eigenschaften der Trauben und trotz ihrer Menge, mehr auf die Fabrikation von Rosinen, und die Provinzen Honang, Schantong und Schansi zeichnen sich durch die treffliche Qualität der Rosinen, welche sie den andern Provinzen liefern, vorzüglich aus. Die Provinz Petscheli, die seit dem höchsten Alterthum wegen ihrer Weinberge berühmt gewesen ist, hat auch noch heute eine große Menge, und man zählt daselbst vierzehn Distrikte, die sich mit der Kultur der Reben beschäftigen und Trauben liefern, welche man lange Zeit frisch erhält. — So ist gegenwärtig der Weinbau in China auf einen Distrikt beschränkt, der in den Parallelen von 33° und 40° N. seine südliche und nördliche Gränze findet. In Korea scheint die Rebe nicht fortzukommen, in Japan aber findet man sie wild und kultivirt, besonders in den Provinzen Kavatsi, unter 34° 30′, und Kay, unter 35° 45′ N.

In Nordamerika ist die Kultur der Reben noch in der Kindheit. In Pennsilvanien, Ohio und Indiana hat man Weingärten angelegt, und in Neu Bevay wird ein ziemlich gutes Gewächs gebaut; für die wilde einheimische Rebe scheint im Osten Montreal, unter 45° 30′ N., weiter westlich die Parallele von 41° 30′ N. die Polargrenze zu sein. — Das Verbindungsglied der nördlichen Grenze zwischen beiden Hemisphären, bilden im atlantischen Ocean die azorischen Inseln, die zwischen 37° und 39° 45′ N. liegen und alle mit Wein bepflanzt sind, der eins der wichtigsten ihrer Erzeugnisse liefert. —

Der Verbreitungsbezirk des Weinstocks bildet zwei Gürtel zu beiden Seiten der heißen Zone, die übrigens mannigfache Unterbrechungen erleiden, die mehr Folge der mangelhaften Kultur der verschiedenen Völker sind, als des ungeeigneten Klima's, oft aber auch von der senkrechten Gliederung bedingt werden. Decandolle bestimmt die obere Grenze unter 45° N. zu 410 Toisen, in der nördlichen Schweiz ist sie höchstens 285, in Ungarn 150. Berghaus gibt sie für den südlichen Abhang der Alpenkette auf 360—370, für die Apenninen und Sicilien auf 500 Toisen an; nach v. Buch geht er auf Teneriffa nicht über 420. — Abgesehen von der Bodenerhöhung, die nicht ohne Einfluß auf das Gedeihen des Weins ist, wirkt auch die geographische Breite auf die Beschaffenheit und Güte der Trauben und des Weins. An seiner Polargrenze hat der Wein eine größere Neigung zur Säure, als im südlichen Europa; die Stärke desselben nimmt in der Regel gegen die Wendekreise zu. — Man hat die Temperaturverhältnisse mit den geographischen Verhältnissen hinsichtlich der Weinkultur in Verbindung zu setzen gesucht, aber gefunden, daß die jährliche Mitteltemperatur keinen passenden Maßstab für den Verbreitungsbezirk des Weinstocks abgibt. Die mittlere Temperatur von London ist höher als die von Berlin und Zürich, und doch gedeiht daselbst keine Weinkultur, und in Sicilien und auf den Canarischen Inseln hört der Weinstock wegen der Höhe bei einer Mitteltemperatur auf, welche die von London übertrifft. — Nach Meyen bildet der Verbreitungsbezirk des Weinstocks nur einen einzigen Gürtel, der von der Polargrenze in der nördlichen, bis zu der in der südlichen Halbkugel reicht, und in seinen beiden Haupthälften in den Tropen der alten Welt durch eine Menge Punkte vereinigt wird. Im Westen beginnend, finden wir auf den Capverdischen Inseln Weinberge, die gute Trauben liefern; eben so auf St. Helena, wo sie indessen nur in den vor der Sonnenhitze geschützten Thälern gedeihen. In Habesch baut man die Rebe in verschiedenen Gegenden und macht selbst etwas Wein; auf Mauritius und Bourbon, in Vorderindien auf dem Tafellande von Mysore und Malwa, zieht man treffliche Trauben; in Cochinchina wächst die Rebe wild, aber auf den Gebirgen; auf Sumatra, Java und den Philippinen gedeiht der Weinstock auf hohen Stellen, und die Sandwichs-Inseln, die ebenfalls hoch liegen, erzeugen treffliche Trauben. — Betrachten wir die neue Welt, so finden wir längs dem Gestade von Peru, von 6° 40′ bis 18° S., mithin durchaus in der heißen Zone, den Weinstock überall verbreitet, östlich der Andenkette aber unter denselben Parallelen, will er nirgends gedeihen. Im südlichen Theil der Anden von Bolivia findet sich in Charcas, an der Ostseite, ein nicht unbeträchtlicher Weinbau zwischen den Parallelen 19° und 21° S., und im Norden des Gleichers, hat man herrliche Trauben in Guatemala und dem südlichen Mexico. — Auf Haity findet man ausgezeichnete Trauben von 12 bis 15 Zoll Länge, die im Lande raisiniers genannt werden, und trefflich gedeihen. Auf Cuba hatte man Anpflanzungen angelegt, dieselben hatten aber keinen Erfolg. In Cumana trägt der Weinstock treffliche Trauben, doch findet kein eigentlicher Weinbau statt, und in Brasilien gedeiht derselbe in den Provinzen Goyaz und Minas Geraes sehr gut.

In der gemäßigten Zone der südlichen Hemisphäre ist die Aequatorialgrenze des Weinbaues in der neuen Welt: im Westen der Parallelkreis von 26° 30′, im Osten von 25° 30′ S. — In der alten Welt, in Afrika bei 32° S. — Die Polargrenze in der südlichen Hemisphäre ist nur in Amerika bekannt, wo sie bei Valdivia mit dem Parallel von 40° zusammenfällt, im Osten der Anden aber mit 35° S. schließt. Neuerer Zeit ist der Verbreitungsbezirk des Weinstocks auf die Kolonien in Australien ausgedehnt worden, und Sidney, unter

33° 50' und Adelaide produziren trefflichen Wein. — So sehen wir die Rebe in allen Theilen der Welt verbreitet, das eigentliche Weinland aber, ist der Süden Europa's bis zur Elbe, und Vorderasien, wo Millionen Menschen ihr Brod durch den Anbau des Weinstocks finden. Der approximative Totalertrag des Weinbaus in mittelgünstigen Jahren in Europa, wird auf 120,000,000 Eimer geschätzt; der Preis des Eimers im Durchschnitt nur zu 10 Thaler gerechnet, sehen wir durch die Weinkultur ein Kapital von 1200 Millionen Thaler jährlich in Bewegung gesetzt, woraus schon die Bedeutung dieses landwirthschaftlichen Gewerbszweiges hervorgeht, gegen welchen der Anbau der Kolonialprodukte nicht aufzukommen vermag.

Hinsichtlich der Naturgeschichte des Weinstocks verweisen wir auf Jahrgang 1843 unseres Buchs der Welt, wo dieselbe Seite 58 u. f. f. ausführlicher behandelt ist. Den Weinbau selbst schildert eine Abhandlung im Jahrgange 1846. Seite 100 u. ff.

Die auf unserer Tafel abgebildete Traube liefert ungemein wohlschmeckende, wenn auch nur kleine Beeren. —

Seebild.

James, bst, James!

Was gibt's, Ned?

Der Steward wiegt gedörrte Mirabellen für des Kapitäns Tisch; oh, bessere Pflaumen habe ich noch gar nicht gesehen!

Ja so! wie ist's aber zu machen?

Rechts, in der Schublade, liegt des Doctors kleine Wundspritze, die hol' hurtig.

Nach fünf Minuten knisterte das Licht, bei dem der Steward seine verschiedenen Delikatessen aus des Kapitäns Vorräthen abwog, plötzlich, und verlosch. — Oha, schalt der Küchenofficier, dunkler war's jenesmal nicht in Aegypten! Cäsar, du Milchgesicht, hole Licht am Herd.

Gleich, Massa, grinste der Neger, erwischte in aller Eile eine Madeiraflasche am langen Hals, trat dem Steward etwas auf die Zehen, und stolperte in's Vorderschiff.

Ich will nur in den fernsten Winkel kriechen, daß das schwarze Ungethüm mir nicht den Fuß vollends zermalmt, wenn es wiederkommt, murrte der Verletzte, die Hühneraugen reibend. Das ist eine Schandplage mit dem Burschen: störrig, wie ein getriebenes Schwein, verstohlen und genäschig, wie die Katze einer alten Jungfer, linkisch und täppisch, wie ein Bauer, wenn er höflich sein will, und hämisch dazu, wie ein alter Hagestolz. — He, holla! was ist da los! unterbrach er plötzlich seinen Monolog: Ned hatte im Dunkeln, nach den Pflaumen tastend, ein leeres Geschirr umgeworfen, und ward jetzt ertappt; da galt kein Zappeln: Cäsar kam mit dem Licht gesprungen und half den Delinquenten hinauf zum Halbdeck, zum ersten Lieutenant schleppen. Der Transport war aber noch kaum die Lukentreppe oben, als geschmeidig, wie ein Marder, James in die Kammer schlich und die Taschen mit Dörrobst füllte. Ungehört, ungesehen huschte er mit seiner Beute davon, und kam eben recht auf Deck, um den armen Ned auf sechs Stunden zu den Kreuzhölzern des Besanmasts anklimmen zu sehen. Noch nicht lange aber hatte die Strafe in der luftigen Höhe begonnen, als der Verbrecher schon herabrief: er sehe West-Nord-West zwei Segel dicht bei einander. Die Fregatte änderte sogleich den Curs, und setzte einige Segel mehr; nach einer Stunde konnte man beide Schiffe auf ein Paar Meilen Abstand beobachten, und sah, wie das eine, ein schön gebauter, rascher Kutter, sich losmachte und wie der Panther von der Beute floh. Ihm nach eilte mit all ihrem Segelwerk die Fregatte, nachdem sie das Langboot ausgesetzt und unsern James mit zwölf Mann an Bord des augenscheinlich genommenen Fahrzeugs entsendet. Auf Barbados finden Sie uns, rief der Kapitän ihm noch zu, und die Ruder sanken in's Wasser.

Das Schiff trieb rheedelos dahin, von leichter Brise geschaukelt; wohl rief der junge Midshipman ein lautes Ahoi! um's Andere, ohne daß ein lebendes Wesen sich zeigte; so kam er ihm zur Seite. Da steckte er noch hurtig eine Pflaume in den Mund, zog seinen Stutzsäbel, und sprang, seinen Leuten voran, an Bord. Aber auch hier war alles still, keine Seele war im Schiff, keine Blutspur oder sonst etwas einen Kampf bezeugendes auf dem Deck zu erspähen. Das Schiff hatte geschnittenes Holz geladen, und war auch augenscheinlich ganz außer Stand, einen Kampf anzunehmen; sogar aus der Kajüte hatte dem Räuber so wenig gefallen, daß sie noch völlig möblirt sich zeigte. Nichts wie geschnittene Dielen, Planken, Bretter, Pemikan, Schinken, Büffelzungen und Mais zum Proviant, kurz ein Schiff aus dem amerikanischen Norden, welches seine Ladung auf einer der Antillen zu löschen beabsichtigte. Aber wo war die Mannschaft geblieben? Waren alle willig in den Dienst des Piraten getreten? das war kaum glaublich; nur eine schreckliche Möglichkeit gab es noch — über Bord geworfen! — Und sie ward zur Wahrscheinlichkeit, wenn man eine am Backbord schwimmende Mütze, und in der Drift einen mächtigen Hai ansah, der übersättigt, alle Gier verloren zu haben schien, und kaum vor Trägheit den Schwanz zu regen vermogte.

James ließ die Segel in den Wind bringen, stellte einen zuverlässigen Mann an's Steuer, ordnete die Wachen, ließ eine derbe, schmackhafte Mahlzeit auftragen, und legte sich, sehr ermüdet, auf das Bett der Cajüte. Es mogte gegen Morgen sein, als er erwachte; das Bett unter ihm war naß — er sprang heraus — in's Wasser. Kaum konnte er noch aus der Kajüte kommen und auf Deck, es war öde — das Steuer verlassen, das angehängte Boot verschwunden! Betäubt setzte er sich am Mast nieder, und suchte seine Sinne zu sammeln, daß sie das Entsetzliche begreifen. Der

Tag der Tropen erwachte, ohne milde, vorherige Dämmerung, und mit dem kühlen Muth, der dem englischen Seemann vom ersten Dienstage an eingeprägt, und durch tägliche Uebung darin zur andern Natur wird, untersuchte der sechszehnjährige Jüngling seine Lage. Der Pirat hatte ein Loch in den Boden gehauen, um das Schiff, den einzigen Zeugen seines Thuns, zu versenken; die Mannschaft im Vorderschiffe hatte das rasche Steigen des Wassers bemerkt, wohl den jungen Officier in der Kajüte, als er auf ihren Ruf keine Antwort gab, für schon ertrunken gehalten, und hatte sich eiligst entfernt. — Was nun thun? An Material, ein Floß zu bauen, fehlte es wohl nicht, desto mehr aber an Zeit und Kraft dazu; — wenn indeß die Erste nur auslangen wollte, Muth und Ausdauer würden die Zweite schon ersetzen. Er stieg hinab, und machte sich zuvörderst ein Zeichen, um das Steigen des Wassers beobachten zu können, dann aß er mit dem Appetit seines Alters, wohl überlegend, daß er Kraft gebrauche, und durch weibisches Jammern nichts gefördert werde: und nun, nach einem innigen Gebet, ging er an die Arbeit. Rechts und links warf er je eine der schweren Planken, die auf dem Deck lagen, hinab, daß das Schiff im Gleichgewicht bleibe. Schon zwei Mal hatte er dazwischen nach seinem Zeichen gesehen: das Wasser war nicht mehr gestiegen, das trockne Holz der Ladung half im Raum schwimmend tragen. Jetzt indeß, zum dritten Mal herauf kommend, griff er seine Arbeit nicht wieder an: denn gegen ihn herab kam, zierlich zur Seite geneigt, der schnelle Kutter, der das Holzschiff genommen hatte; er kannte ihn deutlich an einem dreieckigen Stück, welches in sein Stagsegel von neuer, noch grauer Leinwand eingesetzt war. James gab alle im möglichen Zeichen, und hatte bald die Freude, sie bemerkt zu sehen, denn der Kutter kürzte seine Segel, backte braß, und setzte ein Boot aus, welches gegen ihn herruderte. Es war mit Negern bemannt, die sich gewaltig zu verwundern schienen, einen englischen Midshipman hier allein zu treffen. Spring, weiß Bub, schrie der Bootführer ihm zu, dann hast nur noch einmal zu thun Sprung! James machte nicht viel Umstände, der Einladung zu folgen; wohl sah er mit kundigem Blick, daß er an Bord eines Piraten gerudert wurde, doch hoffte er, dort noch eher, wie hier auf sinkendem Schiff, das jugendliche Leben zu erhalten.

Der Kutter war erreicht, und mit ziemlich bangem Muth erstieg James seine Seite. Der erste Umblick zeigte ihm, daß er auf einem von Waffen starrenden Fahrzeug, dessen Bemannung nur aus Negern bestand, sich befinde. Er ward ergriffen und nach hinten geführt, wo ein gewaltiger Schwarzer, einfach in Gingham gekleidet, ihn zu erwarten schien, und mit scharfem Blick in kühl musterte. Es war ein fest entschlossenes, strenges Antlitz auf einem schönen herkulischen Körper, der sich nachlässig auf einen breiten Pallasch stützte, indeß die Linke nachlässig mit den Schlössern von einem Paar blitzender Doppelpistolen spielte, das in einem als Schärpe umschlungenen Shawl stak.

Wie kamst du an Bord jenes Holzschiffs? frug er kurz, und empfing mit wenigen Worten Bericht.

Du gehörst also zu der Fregatte, die mich gestern jagte?

Ja, Sir.

Wie heißt sie?

Die Melpomene.

Segelt gut, die Jungfer; — wie viel Kanonen?

Acht und dreißig, Kapitän O Donnel!

S'ist gut, du kannst abgehen von der Bühne!

Wohin?

Wohin? Ueber Bord, Bursch, wenn's beliebt.

Den armen James überlief es eisig, doch raffte er all seinen Muth zusammen. Wenn Sie erlauben, Sir, sprach er keck, so bleibe ich lieber da!

Die Neger lachten, selbst über das Gesicht ihres Kapitäns zuckte es wie leiser Beifall, schnell doch erstarrten die Züge wieder. Ueber Bord mit ihm! befahl er kalt.

In James aber war die Idee aufgestiegen, dies könne vielleicht nur eine Probe seines Muthes sein sollen. Erlaubt, Sir, sprach er, da habe ich noch gedörrte Pflaumen in der Tasche, wie Ihr wohl selten so gute auf Eurem Tisch gehabt haben mögt! Der Hai frißt mich auch ohne Assiette.

Alle Neger lachten laut. Warum bittest du nicht um dein Leben? frug der Herkules mit lauerndem Blick.

Meiner Treu, erwiederte frech der Jüngling, ich gebe nicht gern gute Worte, wenn ich mir denken kann, daß sie nichts helfen.

Der Neger blickte ernst vor sich hin; ich habe bei meinem Fetisch geschworen, sprach er dumpf, keinen weißen Mann am Leben zu lassen!

Ich bin noch kein Mann, warf James ein: ich wäre erst einer geworden!

So nimm dein Leben für die Pflaumen, entschied der Kapitän, fort aber, und mach, daß ich deine Uniform nicht mehr sehe; es könnte mich sonst mein Wort gereuen! — Damit wandte er sich, und stieg zur Kajüte hinab.

Ein alter Neger mit schneeweißem Wollhaar trat auf den Jüngling zu, der jetzt, von der gräßlichen Spannung erlöst, ohnmächtig schwindelte und sank. Komm, muthig Weißbub, tröstete er, schnell auszieh blau Rock mit roth Kragen, werfen weg über Bord ihn, da nehmen schön Jack von Gingham, dann eß und trink viel gut Sach! — Aber dem armen James war aller Appetit vergangen, nur eine Orange genoß er, die der alte Obineger ihm reichte, dann ward er von ihm, wie ein Kind, in die Hangematte gelegt, in welcher der Trost aller Schmerzen, der Schlaf, ihn bald beschlich und zurückführte zu der fernen Heimath. Die milde Mutter, träumte er, saß neben seinem Lager, und erzählte ihm süße leise Mährchen, die man nur als Kind glaubt, von Blumen, die miteinander sprechen, von freundlichen Engeln, die entfliehen, wenn die Menschen größer und gescheidter werden — — —

Ein leises Streicheln weckte ihn; Telöe, der alte Neger, stand vor ihm. Wir jagen, sprach er, ein Sklavenschiff, und werden sogleich das Gefecht beginnen. Bleib ja unten, und komm dem Kapitän nicht vor die Augen; ein weißes Gesicht bringt ihn in der Kampfswuth zum Rasen. Sonst hat dein Muth dir die Gunst der ganzen Mannschaft erworben, und wenn du nur nicht weiß wärst, thäte auch Proßa dir nichts. Der Krach einer Kanone rief den Schwarzen auf Deck an seinen Posten. Eine volle Lage des verfolgten Schiffs war die Antwort, die nun vom Chito, — so hieß das Raubschiff — rasch erwiedert wurde. Das Gefecht wurde unter vollen Segeln fortgesetzt, doch schon nach einer halben Stunde schwiegen die Kanonen des Sklavenhändlers mehr und mehr, um endlich ganz zu verstummen. Drei Mal gingen nun die Boote des Piraten leer hinüber, um gefüllt mit zitternden Spaniern wieder anzulegen. James konnte seine Neugier nicht länger bändigen, er schlich nach vorn und hub behutsam den Kopf aus der Luke. Der Chito schien wenig gelitten zu haben, backwärts aber lag ein langgestrecktes, düsteres Schiff, dessen Raaen und Spieren völlig zersplittert waren; sein Deck wimmelte von den nackten, schwarzen Gestalten entfesselter Sklaven.

Kapitän Proßa stand mit gezogenem Schwerdt auf dem Quarterdeck, und hielt mit den tiefen Kehllauten, die nur dem Neger im Sturm der Leidenschaft in diesem Grade eigen sind, den Spaniern die Entsetzlichkeit des Sklavenhandels vor. Und wie ihr, schloß er, keine Barmherzigkeit gekannt habt für meine schwarzen Brüder, so erwartet von mir, dem Neger, auch keine. Ihr müßt sterben! Die Unglücklichen sanken auf die Knie vor dem schrecklichen Wort, und erhoben lauten, flehenden Jammer. Verachtend wandte Proßa sich ab, und die Schwarzen begannen mit der Freude hämisch grausamer Rachgier ihr Werk. Paarweis wurden die Gefangenen zusammen gebunden und über den Dollbord in die See geworfen, wo einige Haie die Beute gierig empfingen.

Das herzzerreißende Geschrei der Verlorenen trieb James hinab zum untersten Raum, wohin der Lärm nur in einzelnen gellen Lauten drang — bald hatte er aufgehört. Ein leiser, lauer Hauch schwellte die Segel des Chito, der behende durch die glitzernden Wogen dahinschoß. Wie ein silberner Schild hing der Mond im dunkeln Azur, aus welchem neben ihm nur einzelne Sterne sich abhoben. Telöe trat zu James, der, in einen Winkel gekauert, die schrecklichen Bilder des Tages nicht los zu werden vermogte. Er lud ihn ein, ihm bei seiner Wache im kühlen Nachthauch Gesellschaft zu leisten, was gern angenommen ward. Schaudernd übersah der Jüngling das Deck, und auf's Neue schienen die Schreie verzweifelnder Todesangst ihm in's Ohr zu gellen. An der Gallerie des Spiegels lehnte der Kapitän, und schauete in's Leuchten der Drift. Es war wohl zu entschuldigen, wenn James, als er den schrecklichen Mann sah, zusammenzuckte. Telöe verstand ihn; wenn du schwarz wärst, flüsterte er, würde Proßa dir nie etwas thun, aber den Weißen ist er furchtbar.

Hätte er mich lieber gleich über Bord werfen lassen, entgegnete der Midshipman, ehe er mich nach langer Angst doch einmal umbringt. Ich kann nichts dafür, daß ich weiß bin.

Laß dich färben, drängte gutmüthig der Neger, dann bist du sicher, bis er dir einmal die Freiheit schenkt.

Wenn ich das wüßte, ich ließe mich grün anstreichen, wie einen Papagai, und meinetwegen eine rothe Platte auf den Kopf dazu, versicherte James.

Der Obimann nickte erfreut und versprach, gleich nach der Wache die Beitze zu besorgen. Proßa, versicherte er, ist herzgut, aber die Weißen haben ihn bös gemacht. Jetzt brennt das Feuer, welches sie selbst schürten, und wird blutroth flammen, bis es zu Asche verglüht ist.

War Proßa denn ein Sklave?

O nein, nie! Er ist der Sohn eines reichen Plantagebesitzers auf Haiti. Nach dem Tode seines Vaters riefen Geschäfte ihn nach Charlestown; hier lernte er eine Mulattin kennen und lieben, die lange schon den Anträgen eines jungen Kreolen widerstanden, der Proßa eine bedeutende Summe schuldete. Die Nebenbuhler geriethen auf einem Ball aneinander; aber statt sich zum Zweikampf zu stellen, ließ der Gegner Proßa arretiren, und behauptete mit zwei erkauften Zeugen: er sei ein ihm aus einer Plantage entsprungener Neger, der ihn noch dazu bestohlen. Nur mit genauer Noth entging der rechtlose Schwarze dem Galgen, ward aber seinem Feinde als Sklave übergeben. Wie es ihm da in drei langen Jahren erging, brauche ich dir wohl nicht zu schildern. Eine Steinkugel an schwerer Kette mußte er schleppen und dabei die Arbeiten thun, welche man den andern Negern der Plantage nicht auflegen mogte. Einst aber, als er den großen Zuckerkessel heitzen mußte, trat der falsche Herr hinzu; Proßa ergriff ihn und warf ihn in den siedenden Kessel. Nur Neger waren im Siedhause, die, ohne einen Finger zu regen, die That geschehen ließen; Proßa entsprang. Mit Steckbriefen ward er als Mörder, Dieb und entlaufner Sklave durch die ganze Union verfolgt — sein Eigenthum in Haiti war als herrenlos in den rasch sich folgenden Revolten eingezogen. Da ward er Seeräuber; willst du ihn drum tadeln?

Nein, wahrlich nicht, rief erglühend der Jüngling.

Die Ablösung kam eben, und gleich nachher erschien Telöe mit einem dunkeln Absud, der unserm James nach zweimaliger Anwendung eine tiefbraune Farbe gab, die kein Waschwasser vertilgte, und, wie der Obimann versprach, erst nach Monatdauer verblich und einen neuen Anstrich verlangte. — James trat jetzt, auf Telöe's Geheiß, dem Kapitän auf Deck in den Weg; er schien ihn nicht sogleich zu erkennen, dann nickte er sehr freundlich, und winkte ihn zu sich in die Kajüte. Warum hast du dich färben lassen? frug er. Um Euch den Anblick eines Weißen zu ersparen, da Ihr das

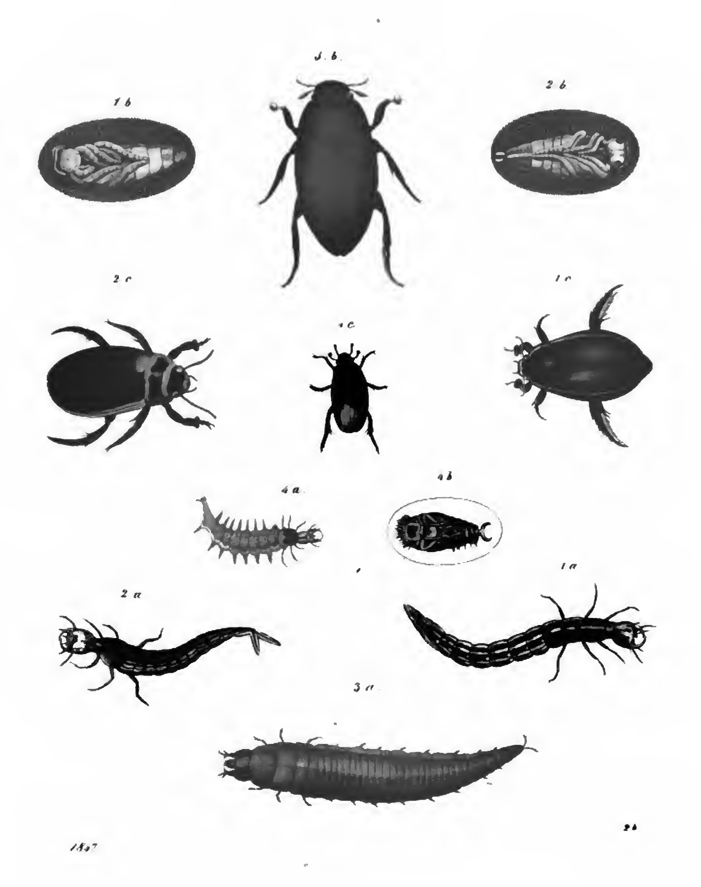
Recht habt, sie zu hassen, war die Antwort, die Proßa augenscheinlich sehr gefiel. Von da an mußte James die Kajüte des Kapitäns theilen, und wie zuweilen der gefangene Löwe ein verschontes Hündchen um sich duldet, und mit Trauer es vermißt, wenn auch der freche Kläffer ihn anzubellen, ja an der Mähne zu zausen wagt, so lebte der Jüngling bei dem blutigen Piraten, und milderte nicht selten durch keckes Widersprechen seine eiserne Strenge gegen die Mannschaft.

Der Chito war mit reicher Beute belastet, hatte aber auch einige böse Kugeln unter der Wasserlinie, die nur nothdürftig gestopft waren, und gründlicher Ausbesserung durchaus bedurften. Er richtete daher den Lauf nach einer der nördlichen Bermuden, wo ein tief verborgener Versteck ihn schon öfter aufgenommen hatte. Auf der Höhe kreuzend erwartete man die Nacht, dann ward mit rascher Eile die Küste gewonnen. Hinter einem umbrandeten Felsklotz fand sich eine enge Einfahrt, von beiden Seiten mit unersteiglicher Felsenmauer begränzt, welche, mit der Tropen üppiger Pflanzenwelt bekleidet, den schmalen Canal schier zudeckte. Hier, am Saum des Ufers, war noch keine Axt je geschwungen, kein Thier gehetzt worden; neugierig, aber ohne Furcht, blickte der Affen bewegliche Schaar von den Gipfeln der Palmen, deren Früchte sie, wie spielend und neckend, auf das Verdeck des leise, wie geisterhaft hingleitenden Schiffes warfen. Der ungeschlachte Alligator sonnte sich auf vorragender Felsplatte, über der die Agave die riesige Blüthenpyramide ausbreitete, und fand es kaum der Mühe werth, hinabzugleiten in die ölglatte, klare Fluth; die breite Schildkröte aber blieb pflegmatisch im weißen Sande, der eine kleine Bucht säumte, blinzelnd liegen. Plötzlich öffnete sich der enge Canal in ein etwa halbstundenbreites, rundes Becken, augenscheinlich dem Krater eines ausgebrannten Vulkans, durch dessen enge Spalte der Chito eingesegelt war. Jahrtausende waren vergangen, seit hier der Kampf der unterirdischen Mächte getobt hatte, und die Asche war zum fruchtbarsten Boden geworden, in welchem die Flora der heißen Zone mit unerhörter Ueppigkeit wucherte. Der Pandanus reckte die purpurne Aehre aus der Schraubenspindel der grünen Schwerdtblätter, riesige Schafthalme schwankten im leisen Windhauch, unter dem Schirmdach breiter Farren lauschte der Leguan, aus dem ungeheuren Zweiggewirr des vasten Bombax lachten des Spottvogels wechselnde Laute, kreischte der Arra's buntes Heer, indeß der zarte Colibri seine rothen Atlasblumen umschwirrte, und duftige Lianen in unendlichen Windungen am dornigen Stamm aufstrebten. Kaum klafterweit vom steilen Ufer fand das Kabel keinen Grund, deßhalb wurden Wurfanker um einen solchen Baumriesen geschlungen, der, wie auf Bogen stehend, von den freien Pfeilern der Wurzeln aufragte, und so dick war, daß zwölf Mann ihn kaum zu umklaftern vermogten. Nun begann ein reges Leben im alten Feuerschlund. Der Kutter, von Top und Takel befreit, ward gründlich reparirt und gedichtet, indeß ein Theil der Mannschaft den Wasservorrath erneuerte, die Wolle des wirthlichen Baums zu weichen Matratzen stoppte, seine angenehmen Mandelnüsse einsammelte, Leguane fing, und manches Wildschwein erlegte, zu dessen feistem Rücken Proßa den Rum in reicher Fülle vertheilte. Auch die Beuteantheile wurden geordnet und in tiefversteckten Höhlen verborgen, in welchen manche Portion noch heute stecken mag.

Wohl ein Monat war den Negern bei mäßiger Tagesarbeit und durchschwelgten Nächten schnell hier vergangen; der Chito war fertig gerüstet und schaukelte sich behaglich auf den kleinen Wellen des ringsum geschützten Binnensees. Auf dem höchsten Grat des Kraterrandes war eine Wache aufgestellt, die eines Morgens ein Schiff in Sicht anzeigte; einen langgestreckten, niedrigen Schooner, mit überhängenden schlanken Masten, den jeder Kundige als englisches Kriegsschiff erkannt haben würde. Proßa erstieg mit James den Rand, und blickte lange durch das Fernrohr, als erfreue er sich an den eleganten, raschen Wendungen des Schiffes. Endlich schob er mit grimmigem Lachen das Glas zusammen. Ei, warum denn nicht, höhnte er, guter Freund, wenn du so emsig darnach ausspähst! Der Chito mußte damals ungern auf die Ehre Deiner nähern Bekanntschaft verzichten, obwohl schon einige Grüße von 36 Pfund Königsgewicht hin und her flogen: aber heute, mein Bursch, stehen wir ganz und gar zu Dienst. Mit behender Eile kletterte er den Hang hinab, so daß James kaum zu folgen vermogte. Anker los! Alles fertig zum Gefecht, befahl er schon von halber Höhe herab, und mit wildem Jubel ward sein Wort erfüllt.

Die Boote bugsirten mit raschem Ruderschlag das Schiff durch die enge Einfahrt, und beim Einbruch der Nacht war der Pirat flott in See. Die ganze Strenge der Subordination war wieder in Kraft getreten, und Proßa wußte ihren eisernen Zügel zu lenken. Gegen Mitternacht trat er in die Kajüte, in der James ruhig schlief. Der Schooner, sprach er, ihn weckend, ist in unserer Drift, und wird nicht säumen, das Gefecht zu beginnen, nach dem ich dürste. Du bleibst im Raum, denn nie werde ich dir ansinnen, gegen deine Freunde zu kämpfen, oder dich in unser verpöntes Geschäft auch nur mit einem Finger zu mischen, damit deine Rückkehr zu jener Flagge stets frei sei. — Der Krach einer Kanone unterbrach das Gespräch. Hörst du, lachte der Neger, der gute Narr da drüben mögte gern zum Frühstück einen Bericht an die hohe Admiralität schnitzeln, „wie Ihro Majestät Schooner Veloce den blutigen Piraten Chito endlich aufgefunden, zum Kampf gezwungen, und nach verzweifelter Gegenwehr genommen.“ Aber, bei meinem Fetisch, ich fürchte, der brave Herr Lieutenant, der sich jede Wendung schon ausdenkt, kommt mit einer Epaulette nur in des Haifischs Schlund! Schon wieder? Ei, da pressirt's arg; gute Nacht, mein Bursch!

Kaum war Proßa oben, als der Chito mit wilder Hitze das Gefecht aufnahm. Die Lagen wurden rasch gewechselt, und die Verwundeten, welche mit jeder Mi-


3 b
1 b
2 b
2 c
4 c
1 c
4 a
4 b
1 a
2 a
3 a

nute im Zwischendeck sich mehrten, zeigten, daß der Schooner gut bedient wurde. Dazwischen hallten Proßa's kaltblütige, entschlossene Befehle, und die Geschütze arbeiteten ohne Rast, daß jede Planke bebte. Eben wurden zwei von Splittern Verwundete herabgelassen, und erzählten, wie eine Fregatte mit vollen Segeln entdeckt worden sei, die mit dem Wind herabkomme. Die verwundeten Neger geriethen in wilde Aufregung bei dieser Nachricht, doch das felsenfeste Vertrauen, welches sie auf ihren Führer setzten, beruhigte sie bald wieder. Er änderte augenscheinlich jetzt die Kampfweise, indem er mit dem windwärts liegenden Schooner ein laufendes Gefecht unterhielt, in welchem beide Schiffe ihre Kanonen nur zum Entmasten richteten, um Flucht und Verfolgung zu verhindern, wodurch die Mannschaft bedeutend geschont ward.

James war, von banger Erwartung gepeinigt, aus der Vorderluke gekrochen. Luvwärts hob der Veloce mit dem Chito auf gleichem Gang ab; alle halben Minuten sprühete eine Blitzreihe aus seiner dunkeln Seite, und schwirrend, rasselnd, splitternd sausten die Kugeln durch das Takelwerk des Chito, der seinerseits nicht säumte, den Gruß bestens zu erwiedern. Endlich erlaubte das Aussetzen einer Lage dem Jüngling, leewärts zu schauen. — O Gott, da kam seine geliebte Melpomene, mit allen Segeln im Wind, majestätisch, wie zürnend, herangebraust, war aber wohl noch zwei Meilen weit vom Kampfplatz. Der Chito schien im Takelwerk nicht mehr gelitten zu haben, wie der englische Schooner, und war ihm bereits auf Kabellänge vorgerannt. Proßa war in der rosigsten Laune, und forderte seine Leute, die mit munterm Lachen antworteten, zu ruhigem, stäten Zielen auf. Unter Deck bekamen James Ideen schnell eine andere Richtung. Da lagen mehr wie zwanzig Verwundete ohne jede Hülfe, da kein Wundarzt an Bord war, und schrien winselnd um Wasser. James eilte zum Faß, und tränkte einen um den Andern, helfend, tröstend wie er konnte, indeß das Geschütz mehr und mehr verstummte. Da, als der Pirat sich gerettet glaubte, warf der Veloce noch einmal sich quer in den Wind, und sandte die volle Breitseite herüber; zwei Kugeln hatten den Mast getroffen, der mit langem, dröhnenden Krachen auf den Bord stürzte.

Jetzt war alles verloren, denn wohl ließ Proßa mit gewaltiger Schnelle das Wrak klären, und hätte so sich vielleicht des Schooners erwehren können: doch hatte die Melpomene nun Zeit genug gewonnen, ihm unter dem Wind heranzukommen. Von Ergeben ward indeß keine Rede. Proßa stellte mit kurzen Worten seinen Leuten vor, daß es besser sei, kämpfend, männlich zu sterben, als sich wie Hunde an die Raaen hängen zu lassen, und ein wilder Beifallsschrei war die Antwort. Einige Männer kamen herab, ein Paar Anker Rum zu holen, der Alle bald in tobende Wuth brachte. — James verkroch sich in die Kajüte, da er in dieser Aufregung sicher erwürgt worden wäre.

Der Schooner war jetzt herangekommen, und begann das Gefecht aus der Entfernung eines Pistolenschusses. Die betrunkenen Neger kämpften mit unbeschreiblicher Wuth, durch den Donner der Kanonen, das Splittern und Krachen der Spieren, Schutzwehren und Planken, gellten ihre Flüche, und hallte Proßa's beherrschendes Kommando. Doch plötzlich schlug auch leewärts eine volle Lage prasselnd ein — die Fregatte war herangekommen! Das Feuer des Chito schwieg, seine Kanonen waren theils demontirt, theils ohne Mannschaft — die dem feindlichen Feuer und dem Rausch erlegen war. Da schleppte Proßa sich die Leiter herunter, den einen, über dem Kniee zerschmetterten, Fuß nachschleifend, eine glimmende Lunte zwischen den Zähnen. James errieth augenblicklich seine Absicht; mit einem Sprunge die Leiter hinauf, rannte er über Todte und Sterbende zum Hackbord, von dem er sich über den Spiegel hinab in die See warf. Hinter ihm, ehe er wieder auftauchen konnte, dröhnte eine entsetzliche Explosion — der Chito war in die Luft gesprengt! — —

Vom Deck der Melpomene bemerkte man fünf Minuten nachher einen auf einer Planke treibenden Burschen, und ein Boot ward abgesandt, ihn aufzulesen. Es war ein junger Mohr, der ziemlich erschöpft und betäubt erschien, sich aber erholt hatte, bis der Bord der Fregatte erreicht war. Nun, Mr. Plowden, rief Ned Fowler dem heraufkletternden Kameraden zu, bringst du uns eine Quaste für die Raanocke? schade, daß es nicht zwei sind, der Symmetrie halber! Da blöckte der Neger mit einer exquisiten Fratze weit die Zunge heraus, und trat, während die beiden Midshipmen sich über die ganz köstliche Frechheit dieser Satansbrut verwunderten, auf den ersten Lieutenant zu, der, das Sprachrohr am kleinen Finger hängend, nach dem zerschmetterten Veloce hinüber blickte.

An Bord gekommen, Sir! meldete er sich, die Hand an's triefende Haar legend.

Was Teufel, rief der Officier, Sie sind — —

James Nesham, Midshipman der Melpomene in Tuschmanier, wenn Sie erlauben, Sir!

Bei St. Georg, entgegnete trocken der Lieutenant, meine Großmutter hatte Recht: was zum Galgen will, bringt nicht Feuer, nicht Wasser um!

Schmidt.

Die deutschen Schwimm- und Wasserkäfer.

(Taf. 28.)

Die Wasser- und Schwimmkäfer wurden früher als eine Gattung angenommen, bilden aber, da sie wesentliche Verschiedenheiten zeigen, zwei Gattungen der Sippe Schwimmkäfer, die wir gegenwärtig als Wasserkäfer oder Fadenschwimmkäfer, Dytiscus, und als Kolbenschwimmkäfer, Hydrophilus, bezeichnen. Beide gleichen sich in der Lebensart und

in der ovalen, knappen Gestalt ihres Leibes, doch sind die letzteren meistens viel größer, und unterscheiden sich von den ersteren durch kürzere und kolbige Fühlhörner, und dadurch, daß sie nur an den Zehen der Mittel- und Hinterfüße, nicht aber an den Schienbeinen, Ruderborsten haben.

Die Wasserkäfer, Dytiscus, sind schnell schwimmende, gefräßige Käfer, die in einer Menge von Arten, von anderthalb Zoll Körperlänge bis zur Größe eines Flohes herab vorkommen; sie haben verlängerte fadenförmige Fühler; ihre Vorderfüße sind entweder kürzer oder wenigstens nicht länger als die Hintern, und diese zusammengedrückt und gegen das Ende abnehmend; sie haben Ruderborsten an den Zehen und Schienbeinen, und einen gegabelten Brustspieß. Wie bei den Lauf- und Sandkäfern liegt bei ihnen an der Wurzel der Hüfte ein großes plattes Anhängsel, und die Männchen haben an den drei ersten Zehengliedern der Vorderfüße ein scheibenförmiges Schüsselchen mit kleinen Saugnäpfen hängen, womit sie sich an glatte Flächen heften können. Ihr Leib ist oben fast so flach wie unten, weßhalb sie auch geschwind im Wasser fortzuschießen vermögen; um Athem zu holen hängen sie sich aber stets an die Oberfläche des Wassers, und lassen die Luft unter die Flügeldecken; der Flügel bedienen sie sich nur um von einem Orte zum andern zu gelangen, was größtentheils des Nachts geschieht. Die Larven findet man in allen Gräben, Lachen, Sümpfen, Teichen und stehenden Gewässern; sie sind schmächtig, hornartig, haben sechs lange, meist behaarte Füße, die Seiten der letzten Ringe Schwimmhaare, und hinten zwei gegabelte Anhängsel; ihr Kopf ist groß, und mit großen, gebogenen, hohlen Freßzangen versehen, die vorn einen Spalt haben sollen; auf jeder Seite haben die Larven sechs einfache Augen, womit sie die kleinsten Insekten sehen können, augenblicklich Jagd auf sie machen, und gierig Wasserasseln, Schnecken und Larven von Wasserjungfern theils verschlingen, theils aussaugen. — Bis jetzt sind über 150 Arten von Wasserkäfern bekannt, von denen unsere Tafel in Fig. 1, 2, zwei der größten zeigt: Der punktirte Wasserkäfer, Dytiscus punctulatus, Fig. 1, a b c, ist 1—1¼ Zoll lang, ¾ Zoll breit, oben schwarzgrün, unten schwärzlich, und Kopf, Hals und Flügeldecken ringsum gelb gesäumt; die Larve ist hellbraun, die Puppe bräunlichgelb. Er ist einer der räuberischsten Käfer, verfolgt sogar seines Gleichen und frißt sie auf, hängt sich mit seinen Saugschüsseln an todte, im Wasser schwimmende Thiere, so wie an lebendige Fische, und frißt Löcher in deren Haut. Des Nachts fliegen sie nach andern stehenden Gewässern, am Tage sieht man sie nie fliegen. Hält man sie außer dem Wasser in den Händen, so lassen sie ein gelbbraunes, unangenehm riechendes Tröpfchen fahren. — Der gerandete Wasserkäfer, Dytiscus marginalis, Fig. 2, a b c, hat die Größe des vorigen, ist oben glänzendbraun, mit einem bläulichen Schimmer, unten aber und an den Füßen rothbraun; ein Querstreifen am Kopfe, sämmtliche Ränder des Halses und der äußere Rand der Flügeldecken sind gelb; die Larve ist graulichbraun, unten gelblich, und hinten mit zwei kurzen gefiederten Röhren versehen; die Puppe ist gelblichweiß. Der Käfer schwimmt außerordentlich geschwind, ist wie der vorige ungemein gefräßig und verzehrt nicht nur Mücken, Spinnen und andere Käfer, sondern selbst Blutegel. Unter allen Käfern ist er am leichtesten aufzuziehen: Nimmt man einige Käfer in einer Schüssel Wasser mit nach Hause, so lassen sie bald viele Eier auf den Boden fallen, aus denen in 8—12 Tagen eine Menge Würmchen kommen, die munter umherschwimmen, und sich einander, wenn man ihnen nicht lebendige Nahrung gibt, unbarmherzig auffressen. Nach fünf Tagen häuten sie sich zum ersten-, nach weiteren fünf Tagen zum zweiten male; haben sie die Größe von einem Zoll erreicht, so legen sie die dritte Haut ab, und wachsen nun bis zwei Zoll. Mit aufgesperrten Freßzangen lauern sie ruhig auf ihren Raub, bis derselbe ihnen nahe genug kommt, wo sie dann auf ihn losschießen, ihn fassen und auf den Boden des Gefäßes gehen, um ihn auszusaugen. Vor der Verwandlung muß man die Schüssel halb mit Erde füllen und darauf einen trockenen Wasen legen; die Larven schlüpfen hinein, machen sich eine Höhle, in welcher sie 14 Tage bleiben, und verwandeln sich dann in eine Puppe, aus welcher nach drei Wochen der Käfer auskriecht, aber noch acht Tage in seinem feuchten Gewölbe liegen bleibt, bis seine Gliedmaßen härter geworden sind. Abends sieht man die Käfer in Menge fliegen, namentlich aber dort sich sammeln, wo ein Aas im Wasser liegt.

Die Kolbenschwimmkäfer, Hydrophilus, findet man in allen Arten von Gewässern, vorzüglich aber in stehenden, wo sie mit großer Geschwindigkeit herumschwimmen, und Abends mit Leichtigkeit und starkem Gesumme nach andern Wässern fliegen. Sie können lange unter dem Wasser aushalten, müssen aber doch zuweilen an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Ihr Leib ist ziemlich groß, oben gewölbt, unten platt; die Kiefern sind kurz, aber stark und gekerbt; die Fühler neungliedrig und mit einem Kolben versehen; die Füße endigen in zwei Klauen, mit denen sie sich an Wasserpflanzen anklammern. Die Männchen haben Saugscheiben an zwei Zehen der Vorderfüße, mit denen sie sich an glatte Flächen ansaugen können. Die Weibchen haben am After zwei Spinnwerkzeuge, womit sie eine schiffchenförmige Hülse für die Eier machen. Die Larve ist spindelförmig, ziemlich platt und hat einen großen, hornartigen Kopf mit sichelförmigen Kiefern, an einem langen Halse, wodurch es ihr bequem wird, die an den Wasserlinsen hängenden Schnecken zu fassen und auf den Rücken zu schlagen, um die Schalen zu zerbrechen; die drei paar Füße sind lang, dünn und behaart; der Schwanz ist gabelförmig und mit einigen Haaren besetzt. Zur Zeit der Verpuppung kriecht die Larve aus dem Wasser, und macht sich in der Erde eine runde Höhle. Wie der Wasserkäfer ist auch der Schwimmkäfer in allen Theilen unseres Erdballs zu finden, doch

zählt die Gattung kaum halb so viele Arten. Die größten und schönsten derselben, zeigt unsere Tafel.

Der große Kolbenschwimmer oder schwarze Schwimmkäfer, Hydrophilus piceus, Fig. 3, a b, ist 1½ bis 2 Zoll lang und halb so breit, glänzend pechschwarz; die Flügeldecken sind glatt, die Fühlerkolpen, Palpen und Vorderzehen sind gelbbraun, und der Hinterleib zugespitzt. Die Larve ist 2½ Zoll lang, ziemlich dick und braun; sie findet sich am häufigsten in stehenden Wässern und langsam fließenden Bächen, wo sie sich mit dem Schwanze an die Fläche des Wassers, mit dem Kopf nach unten, hängt, um Luft zu schöpfen. Im Juli kriecht sie mit dem Schwanze voran aus dem Wasser, höhlt sich mit den Füßen ein Loch in die Erde, und puppt sich in diesem ein; die Puppe selbst ist weiß. Der Käfer kommt Mitte August zum Vorschein, putzt sich mit den Füßen und kriecht nach dem Wasser, oder fliegt auch wohl dahin, wenn es zu entfernt ist. Nimmt man sie oder die Larven mit den Händen aus dem Wasser, so geben sie einen braunen, stinkenden Saft von sich. Die Käfer kann man den Winter über mit verfaulten Kohlblättern lebendig erhalten; frisches Gemüse fressen sie nicht; ihre gewöhnliche Nahrung aber sind Insekten und junge Fische; größeren Fischen fressen sie oft tiefe Löcher in den Leib, und sind daher den Fischteichen sehr schädlich.

Der laufkäferartige Schwimmkäfer, Hydrophilus caraboides, Fig. 4, a b c, ist etwas über ½ Zoll lang, und von schwarzer Farbe mit hell olivenfarbigem Scheine; die Füße und Fühler sind rothbraun, die Kolben der letzteren schwarz. Die Larve ist oben hellbraun, unten grünlichweiß, der Kopf und die Kiefern sind gelb, das Bruststück dunkelbraun; an den Seiten befinden sich 14 gefiederte Fäden, und am letzten Gliede zwei Haken. Die Puppe ist grünlichweiß, die Kopfdornen und die Schwanzgabel derselben schön gelb. Auch dieser Käfer ist den Fischteichen sehr schädlich, und seine Larven sollten fleißig vernichtet werden.

C. Scheld.

Die russischen Ansiedlungen in Amerika.

Die Grenzlinie der russischen Besitzungen in Amerika läuft von der Südspitze der Prinz of Wales-Insel längs des Portland-Sundes gegen Norden, geht hier auf dem Festlande an dem Gebirgskamm fort, welcher Parallel mit dem Meeresufer dahinläuft, bis an den 17,800 Fuß hohen Elias-Berg, einen noch rauchenden Vulkan, zu den höchsten Punkten Nordamerika's zählend. Von hier an bildet der 141° westl. Länge von Greenwich die Grenze zwischen den britischen und russischen Besitzungen bis an das Eismeer. Die westlich von dieser Linie gelegenen Länder und Inseln gehören Rußland, und werden von der russisch-amerikanischen Handelscompagnie verwaltet. Außerdem hat die Compagnie an den Küsten von Neu-Albion (Obercalifornien) seit 1812 mit Bewilligung der dortigen Regierung einen kleinen Landstrich an dem Meerbusen Bodega in Besitz genommen, und wurde so Nachbarin einerseits der Nordamerikanischen Freistaaten, andernseits der Republik Mexiko.

Um die Besitzungen zweckmäßiger verwalten zu können, wurden sie in mehrere Bezirke eingetheilt, die, von Osten nach Westen aufgezählt, jetzt folgende sind:

1) Der Bezirk von Sitcha, die Inseln und Küsten Amerika's südlich vom Vorgebirge St. Elias begreifend, mit der 1834 an den Koljuschen-Meerengen errichteten Redoute.

2) Der Bezirk Roß mit der gleichnamigen Niederlassung, in welcher sich ein Komptoir befindet, welches die Verwaltung des Bezirkes zu führen hat.

3) Der nördliche Bezirk, die Umgebungen des Flusses Kwichpadt und die Ufer des Norton-Sundes umfassend, wird von dem Befehlshaber der Michailowschen Redoute verwaltet, die 1833 in der Nähe der Insel Stuart angelegt wurde. Alle übrigen Küstengebiete des nordwestlichen Amerika's, die ihrer geographischen Lage gemäß zu diesem Bezirke gehören mußten, nämlich die Länder vom Norton-Sunde bis zu der Behringsstraße, so wie die in dieser Meerenge gelegenen Inseln St. Lorenz und St. Mathäus, stehen nicht unter der Verwaltung obiger Redoute; doch werden sie häufig von Fahrzeugen besucht, die direkt aus Neu-Archangelsk kommen.

4) Der Bezirk von Kadjak erstreckt sich gegen Osten bis zum Vorgebirge St. Elias, gegen Westen aber längs den Ufern von Aläska bis an die Grenzen des folgenden Bezirkes, die Küsten der Bristol-Bay und die Umgebungen der Flüsse Nuschagadt und Kuskokwin. Das Comptoir auf Kadjak verwaltet diesen weitläufigen Bezirk, der die Inseln Ukamok, Kadjak, mit allen in der Nähe gelegenen Eilanden, die Küsten und Inseln der Bucht von Kenai, so wie die der Tschugatzkischen Bucht umfaßt. Die Alexander-Redoute am Nuschagak, die Nicolai-Redoute an der Bucht von Kenai und die Constantin-Redoute an der Tschugatzkischen Bucht, vertheidigen seine nördliche und östliche Grenze. Außer vier bedeutenden Ansiedlungen auf der Insel Kadjak selbst finden sich in diesem Bezirke noch Niederlassungen auf den Inseln Jelowoi, Afognak, Ukamok und auf der Halbinsel Aläska.

5) Der Bezirk von Unalaschka erstreckt sich von der Insel Junaska östlich bis Abäska, und schließt die Fuchs-Inseln in sich, ebenso die Schumaginischen Inseln und die Eilande Sannah, St. Paul und St. Georg. Ein Komptoir in Unalaschka verwaltet denselben; Ansiedlungen befinden sich auf den Inseln St. Paul, St. Georg, Umnak, Akutan, Unimak, Sannach, Unga, und auf der Halbinsel Aläska.

6) Der Bezirk von Atcha, die Behrings- und die Kupferinsel, die Nahen-, Ratten- und Andreanowschen Inseln begreifend, wurde 1826 der Kolonial-Verwaltung einverleibt, und steht unter einem Komptoir, das auf der Insel Atcha seinen Sitz hat. Ansiedlungen

bestehen auf der Behringsinsel, auf der Kupferinsel, auf Attu, Kuska, Amtschitka, Tanagu und Amlac.

7) der Bezirk der Kurilen, gestiftet im Jahre 1828, umfaßt die ganze Kette der Inseln dieses Namens, welche unter russischer Herrschaft stehen, d. h. von der Insel Urup an bis zu der Halbinsel Kamtschatka. Die Hauptniederlassung und der Befehlshaber dieses Bezirkes befinden sich auf der Insel Urup; eine weitere russische Niederlassung von einiger Bedeutung findet sich auf dem Eilande Simussir.

Die Bevölkerung der von der Kompagnie abhängigen Länder ist äußerst schwach; sie besteht aus 600—700 Europäern, ungefähr 1000 Kreolen, und gegen 9000 Aleuten; hiezu kommen noch die Koljuschen und die Völkerschaften im Innern der Besitzungen, mit welchen die Kolonie aber nur in Handelsverbindungen steht, ohne sie eigentlich unterworfen zu haben. Alle diese Stämme mögen im Ganzen kaum 50,000 Köpfe zählen.

Neu-Archangelsk, im Sitcha-Meerbusen, unter 52° 2′ 20″ nördl. Breite und 224° 42′ östl. Länge von Greenwich gelegen, ist die Hauptfactorei und der Sitz des Oberverwalters der Kolonie. Hier befindet sich auch das Hauptkomptoir, welches aus allen übrigen Bezirken Berichte erhält und alle Ausbeute der Jagd einsammelt, so wie auf der andern Seite von hier alle Befehle ausgehen, und die verschiedenen Bezirke mit allen erforderlichen Materialien und Waaren versehen werden. Die Ansiedlung ist von einer Seite durch das Meer beschützt, von den andern Seiten umschließt sie eine hohe Holzwand, die an den wichtigsten Punkten Thürme und wohlbediente Batterien trägt. Die Gebäude sind ohne Ausnahme von Holz, und gehören theils der Kompagnie, theils Privatleuten; die ersteren sind fast alle mit Eisen gedeckt. Eine Bibliothek von nahe an 2000 Bänden, welche von Jedermann benützt werden darf, trägt namentlich dazu bei, geistige Bildung an diesem, jeder europäischen Civilisation so fernen Orte zu nähren und heranzuziehen. Mit dieser Büchersammlung, welche jährlich die besten in St. Petersburg und Moskau erscheinenden Journale und Zeitungen zugesendet erhält, steht eine sehr gute Sammlung von Seekarten, Atlassen und mathematischen Instrumenten in Verbindung. Ein kleines Observatorium zu astronomischen Beobachtungen, so wie ein Naturalienkabinet, das eine Sammlung aller der Kolonie eigenthümlichen Thiere, Pflanzen und Mineralien aufnehmen wird, soll errichtet werden. Seit 1833 beschäftigt man sich auf Anregung der kaiserlichen Academie der Wissenschaften in einem eigens dazu errichteten Pavillon mit magnetischen Beobachtungen. — In dem Hospitale, das in ziemlich großem Maaßstabe errichtet ist, befindet sich die Hauptapotheke der Kolonie, die mit allem Nothwendigen versorgt ist und gut unterhalten wird. — Moräste, Wälder, hohe, sehr steile Berge umschließen die Niederlassung, in deren Nähe keine grüne Wiese, kein freundlicher Hain das Auge ergötzt. — Die 800 bis 900 Bewohner derselben, von denen die Hälfte ungefähr Europäer, die übrigen Kreolen, Aleuten und Koljuschen sind, nähren sich neben dem Getreide vorzüglich von frischen und gesalzenen Fischen. Im Februar und März erscheinen Häringe in großen Zügen und unmittelbar darauf, bis zum Monat October, der Lachs und andere Fische. Zum Mundvorrath werden von diesen Fischgattungen an 50 bis 60,000 eingesalzen. Die Koljuschen, welche sich nunmehr an die Russen gewöhnt haben, versorgen den Markt regelmäßig mit Rehen und anderem Wild, im Sommer aber mit Beeren, Wurzeln u. s. w.

Das Einsalzen der Fische geschieht gewöhnlich in der vier Stunden von Neu-Archangelsk entfernten, am Sitcha-Meerbusen gelegenen Redoute Oserskoi, so genannt von dem großen, der Sage nach grundlosen See, an welchem sie erbaut ist. Er ergießt sich durch einen äußerst reißenden, einer Stromschnelle ähnlichen Fluß in's nahe Meer, und die Fische ziehen der Strömung entgegen, durch diesen Fluß in den See, wo sie in dazu bereiteten Behältern gefangen, herausgenommen und zubereitet werden.

Seit 1833 befindet sich hier eine Sägmühle, die zweite an der ganzen Nordwestküste Amerika's, ja wahrscheinlich bis herab zum Cap Horn; die andere wurde schon früher von der Hudsonsbai-Kompagnie am Kolumbiaflusse angelegt. Doch behauptet die hiesige, ihrer vortheilhafteren Lage wegen, ohne Zweifel den ersten Rang, und versorgt sowohl die Sandwich-Inseln als auch andere Orte, mit welchen die Kompagnie in Verbindung steht, mit Brettern und Blöcken von Tannen- und Lerchenbäumen.

In der Nähe der Redoute befinden sich heiße Schwefelquellen, an denen eine Badeanstalt und ein für Kranke eingerichtetes Haus angelegt wurde. Die Bäder zeigen sich namentlich gegen chronische Uebel und gegen Rheumatismen, die das hiesige feuchte Klima so häufig erzeugt, äußerst wirksam.

Das Klima ist im Verhältnisse zu der geographischen Breite ziemlich mild, besonders wenn man die gegenüberliegende Ostküste Amerika's in Vergleichung zieht. Während in Neu-Archangelsk die mittlere Jahrestemperatur + 7°,₅₀ beträgt, findet man auf der Ansiedlung Nain in Labrador unter dem gleichen Breitegrade dieselbe, nur — 3°,₀₄, also um 10° niedriger; ja während des Winters herrscht zwischen Neu-Archangelsk und Nain sogar ein Temperaturunterschied von 20°, indem die mittlere Temperatur in ersterem Orte + 1°,₅₂, in letzterem aber — 18°,₄₀ beträgt. Vergleicht man jedoch die Wärmenverhältnisse von Neu-Archangelsk mit der Temperatur auf der Westküste Europa's, so findet man bedeutend ungünstigere Resultate, da z. B. Bergen an der Küste Norwegens, das noch um 3° höher nach Norden liegt, als Neu-Archangelsk, eine jährliche mittlere Temperatur von 8°,₁₄ hat, und die mittlere Wärme des Winters daselbst 2°,₅₀ beträgt.

Die herrschenden Winde kommen in Neu-Archangelsk aus Südost und Südwest. Wenn der Wind von Süden nach Südwest und West übergeht, so wird er

meistentheils von heftigen Windstößen begleitet, und die Luft ist mit Elektrizität geschwängert. Gewitter sind hier im Spätherbst und im Winter viel häufiger als im Sommer. Geht der Wind von Westen nach Südwest über, so heitert sich das Wetter auf; anhaltend gutes Wetter ist stets von Nordwestwinden begleitet. Neigt sich die Luftströmung nach Osten, und geht sie nach Südost über, so erfolgt ohne Ausnahme bewölkter Himmel, anhaltend feuchte Witterung und Regen. Der Niederschlag ist überhaupt im ganzen Gebiete der russischen Besitzungen sehr reichlich; in Neu-Archangelsk zählte man schon 120 Tage im Jahre, an welchen es ununterbrochen regnete, während man jährlich nur 40 bis 70 Tage ganz heiter nennen kann.

Die außerordentlich häufigen Nebel, welche hier und auf der ganzen zu den Besitzungen gehörigen Inselkette herrschen, finden ihre Erklärung namentlich darin, daß die Halbinsel Aláska und die von ihrer Spitze aus gegen das Festland Asiens hinziehende Reihe von Eilanden eine fast ununterbrochene Scheidewand zwischen den Wassern des großen Oceans und des Eismeeres bilden. Diese beinahe zusammenhängende Mauer erlaubt in einer Länge von mehr als 80 Meilen den Wellen des Behringsmeeres nicht, sich mit den Gewässern des weiten Busens zu mischen, welchen die Südsee hier bildet; nur gegen Westen hin hat das Wasser des Eismeeres einen sehr unterbrochenen Zusammenhang mit den bedeutend wärmeren Gewässern des großen Oceans, der für sich allein eine Temperaturausgleichung nicht bewirken kann. Hiezu kommt noch, daß nicht nur Aláska, sondern auch ein Theil der Inselkette bedeutend hoch ist, und deßhalb die Ausgleichung der Temperatur auch in den Luftmassen zwischen beiden Meeren beträchtlich gehemmt ist. Aus diesen Gründen nimmt der Seefahrer, wenn er durch diese Inselkette aus dem großen Ocean in das kalte Behringsmeer gelangt ist, eine fast plötzliche Abnahme der Temperatur wahr, und es erzeugen sich hier, an der Grenze zwischen einem kältern und wärmeren Meere fast beständige Nebel, die nur, je nach der Richtung der Luftströmung, bald mehr im Norden, bald mehr im Süden, gleich einem undurchdringlichen Schleier sich über den Wogen des Oceans und den Ufern der Inseln und des Festlandes lagern. Nur die Insel Kadjak, und das innerste verengte Ende der Kenai-Bucht, treten aus diesen Nebenwolken hervor, letzteres vielleicht deßhalb, weil bei der vielfach gekrümmten Form der Bucht die eindringende Luft gewöhnlich den niederzuschlagenden Nebel schon verloren hat, bevor sie das letzte Ende erreicht.

Die Thierwelt bietet dadurch eine außerordentliche Erscheinung dar, daß auf Sitcha im April der Kolibri (Trochilus rufus), dieser glänzende Bote des Südens, erscheint, und hier bis zu Anfang des Monats Juli weilt; ja bis hinauf in die Bucht von Kenai, wo Aláska vom Festlande weggeht, kann dieser Bewohner der heißen Zone gesehen werden. Fast neben ihm kommt das Wallroß (Trichecus Rosmarus), vor, welches eine Bank an der Nordwestküste von Aláska alljährlich besucht, während man an der Südostküste dieser Halbinsel nie ein solches Thier erblickt haben will. Die Seeotter (Lutra marina), welche bis an die Küste von Südkalifornien angetroffen wird; der Seebär (Phoka ursina), dessen Fang man auf den Kommodore- und den Pribylowschen Inseln, besonders aber auf dem Eilande St. Paul betreibt; der Seelöwe (Phoka jubata), welcher sich namentlich auf der Insel St. Georg zahlreich einfindet, und, wie der vorige, theils frisch, theils gesalzen den dortigen Eingeborenen zur Nahrung dient; der Wallfisch (Balaena), welcher von dem unerschrockenen Bewohner der Fuchsinseln in seinem einruderigen Boote, nur mit einem kurzen Speere bewaffnet, dessen Spitze aus scharf geschliffenem Schiefer besteht, mit Erfolg angegriffen wird; der Eisfuchs, welcher noch auf den Aleuten-Inseln gefunden wird, südlicher aber nicht mehr vorkommt; der schwarze Fuchs, der Luchs, der Vielfraß, der Zobel, der Bär, die Bisamratte, der Biber, die Fluß- und die Sumpfotter, bilden den Reichthum der Thierwelt in diesen Gegenden, und gewähren den Bewohnern derselben reiche Ausbeute. An Hausthieren finden sich in der Kolonie: Hornvieh, besonders zahlreich in dem Bezirke von Roß; ferner Schafe, Schweine und Ziegen; Pferde nur wenige. An Geflügel hält man Hühner, Enten und Gänse, mitunter auch Truthühner.

Das Pflanzenreich bietet in den südlicheren Theilen des Küstenlandes, an den Abhängen der Felsengebirge, die herrlichsten Wälder voll gewaltiger Riesenbäume, die das trefflichste Bauholz liefern, während in ihrem Schatten Beeren tragende Stauden üppig wuchern. Auf der Aleutenkette hört der Baumwuchs auf; Aláska und die benachbarte, nur durch eine schmale Meerenge hievon getrennte Insel Unimak haben noch Baumwuchs, ebenso die Insel Kadjak an der Ostküste Aláska's. Die übrigen Eilande tragen nur niedriges Gestrüppe, das von dem ungemein üppigen Graswuchse fast überragt wird. Auch auf den Pribylow-Inseln finden sich noch schöne Wiesen, aber nur in geringer Höhe über der Meeresfläche kommen hier noch Flechten und an feuchten Stellen Moose nebst einigen Riedgräsern vor. Wenn aber unter dem Einflusse des feuchten Klima's die wild wachsenden Pflanzen auch in der üppigsten Fülle gedeihen, so setzt doch die große Feuchtigkeit, verbunden mit der geringen Sommerwärme, dem Getreidebau unübersteigliche Hindernisse entgegen. Nur der südliche Bezirk Roß vermag so viel Korn anzubauen, daß er sich hiemit selbst versorgen kann; für alle übrigen Bezirke muß die Kompagnie das Getreide von auswärts kommen lassen. Sie muß zu diesem Behufe alljährlich gegen 6—7000 Zentner, meist Weizen, herbeischaffen, wovon 3600 — 4000 Zentner für die Niederlassung in Neu-Archangelsk und dessen Umgebung, das übrige für die anderen Bezirke nothwendig ist. Der Kornbedarf wird größtentheils in Kalifornien angekauft, da auch in Kamtschatka der Getreidebau noch nicht allgemein werden konnte; ein Theil desselben kommt auch

nach weitem Landtransporte aus dem westlichen Sibirien, oder wird aus den Häfen des europäischen Rußlands herbeigebracht. An dem Küstensaume bei Neu-Archangelsk finden sich schöne Gärten, in welchen sehr schmackhafte Kartoffeln, Rüben, Kohl, Möhren, Erbsen, Rettige und andere Gemüsearten gezogen werden; selbst auf Unalaschka gedeiht noch die Kartoffel, die Rübe und manches andere Gemüse.

Der Boden ist fast ausschließlich vulkanischer Natur; Feuerberg reiht sich hier an Feuerberg, Zeugniß gebend von dem gewaltigen Brande der tief im Schooße der Erde herrscht, und von Zeit zu Zeit die glühende Lava über die in Bebungen zuckende Oberfläche ergießt. Der schon erwähnten heißen Quelle bei Neu-Archangelsk gegenüber, liegt als Eilandberg der Vulkan St. Lazarus, welcher noch 1796 rauchte und Flammen ausspie, und auf seinem ganzen Abhange mit Bimsstein, Schlacken und Pechstein übersäet ist. Auf dem Festlande findet sich, außer dem St. Eliasberge, der 14 000 Fuß hohe Cerro de Buen Tiempo; am Kenaibusen erhebt sich unter anderen Vulkanen der Iläman bis zu einer Höhe von 10.575 Fuß. Die zahlreichen Vulkane der Halbinsel Aläska sind bisher nur wenig untersucht worden, jedoch scheint es, daß die mehrsten auf dem südwestlichen Theile derselben, welcher sich überhaupt am höchsten erhebt, zusammengeschaart seien. Der höchste Vulkan der Halbinsel, Pawlowskaja Sopka zeigt zwei Krater, von denen der nördliche, welcher noch vor einem halben Jahrhundert in Thätigkeit war, in Folge eines sehr heftigen Erdbebens eingestürzt ist, der südliche aber noch brennt. Neben ihm werden der Medwednikowskaja Sopka, den Trümmern eines ungeheuern zusammengestürzten Berges gleichend, und der Morschewskaja Sopka genannt. Die Insel Unimak, welche sich unmittelbar an die Halbinsel Aläska anschließt, hat viele thätige Krater, und wird in ihrer Bodenoberfläche durch die innere Gährung des unterirdischen Feuerherdes unaufhörlichen Veränderungen unterworfen. Unter den Vulkanen dieser Insel verdienen besonders der 8400 Fuß hohe Schischaldinskoi, der seit uralten Zeiten gebrannt hatte, und sich besonders 1824 und 1830 durch heftige Ausbrüche auszeichnete, so wie der Pogromnoi, nach Kotzebue 5184, nach Chamisso 7050 Fuß hoch, genannt zu werden. Auf Unalaschka erhebt sich der Makuschinskaja Sopka 5474 Fuß über das Meer, aus dessen schneebedecktem Plateau ewiger Rauch aufsteigt, während seinen Fuß heiße Quellen umgeben, und in der Nähe Schwefel gesammelt wird. Auf der Insel Umnak kennt man zwei thätige Vulkane, ebenso enthält Atcha mehrere mächtige Feuerberge, und die kleineren Eilande sind zum Theil nichts, als ein einziger vulkanischer Kegel, so Siguam, Kassatotschy, Ostrowa Goreli u. a. m.

Wie die Aleuten eine Fortsetzung der Kamtschatkalischen Feuerberge in der Richtung nach Osten zu bilden scheinen, so setzen sich gegen Süden zu die Vulkane der genannten Halbinsel in den Kurilischen Eilanden fort, und wir finden deßhalb auf dieser Inselkette die nämlichen Erscheinungen wieder: Alamit, Paramusir, Ikarma, Raschkoke, Matua, Uschischir, Simusir, Tschirpoi, jedes dieser Eilande hat seinen Feuerberg, auf der Insel Onekotan finden sich sogar drei; alle diese Vulkane zeigen von Zeit zu Zeit Ausbrüche und sind von zahlreichen heißen Quellen, den sprechenden Zeugen der fortwährenden unterirdischen Thätigkeit, begleitet.

Ein kurzer geschichtlicher Blick auf diese Niederlassungen wird uns zugleich mit dem früheren und gegenwärtigen Zustande der Bewohner bekannt machen.

Der aleutische Archipel wurde theilweise schon im Jahre 1741 entdeckt, allein erst zwanzig Jahre später genauer erforscht. Von dieser Zeit an, bis zum Jahre 1798 wurden diese Eilande, so wie Kadjak, die Kenaibucht und die Behringsbay nur von Fahrzeugen besucht, welche einzelnen Kaufleuten gehörten. Gegen die letztere Zeit hatten mehrere Handelshäuser an verschiedenen Punkten kleine Niederlassungen und Komptoire gegründet, denn der Handel mit Pelzwerk lohnte sich trefflich. In dem letztgenannten Jahre bildete sich die „vereinigte Russisch-Amerikanische Kompagnie;" im Jahre 1799 bestätigte der damalige Kaiser Paul das Reglement derselben und verlieh ihr auf 20 Jahre Privilegien. Laut dieser Privilegien, welche sich über die Aleuten und die Insel Kadjak erstreckten, müssen von der ganzen Urbevölkerung alle Männer zwischen dem 18. und 50. Jahre der Kompagnie dienen, jedoch jeder einzelne Mann nicht über drei Jahre; nach Verlauf dieser Frist müssen diejenigen, welche ihre Dienstzeit vollendet haben, durch Andere ersetzt werden. Später dehnte sich diese Art Lehensabhängigkeit auch auf die Aläskaer, die Tschugatschen und die Anwohner der Kenaibucht aus. Die Bewohner des eigentlichen Festlandes und die der kurilischen Inseln genossen von jeher und genießen noch jetzt einer vollkommenen Freiheit, und treiben mit der Kompagnie einen völlig zwanglosen Handel. Ihrer gezwungenen Dienstleute bedient sich die Kompagnie größtentheils zur Jagd, wobei sie ihnen für jedes eingebrachte Fell nach einer festgesetzten Taxe eine Belohnung zukommen läßt.

Die Hauptleitung der Kompagnie, welcher nunmehr vorgeschrieben worden war, die Benennung: „Unter Sr. Majestät Allerhöchstem Schutze stehende Russisch-Amerikanische Kompagnie" zu führen, wurde dem Kommerzienrathe Baranow anvertraut, einem äußerst unternehmenden Manne, den Handelsspeculationen und Lust an Erweiterungen gleich sehr beseelten. Er hatte sich in Kadjak niedergelassen, schon im Jahre 1796 von hier aus in Jakutat eine Niederlassung gegründet, und zu deren Schutze ein kleines Fort gebaut, und legte 1799 auch im Sitcha-Meerbusen eine kleine Festung und Ansiedlung an. Letztere wurde von den Koljuschen-Indianern im Jahre 1802 zerstört, doch schon zwei Jahre später nahm Baranow den Koljuschen ihre eigene, hier errichtete Verschanzung wieder ab, und gründete in deren Nähe eine Faktorei, den ersten Ursprung des heutigen Hauptortes Neu-Archangelsk. Denn wenn ursprünglich nur die große Menge von Seeottern, wel-

che sich damals im Sitcha-Meerbusen und den benachbarten Meerengen aufhielten, den Hauptbeweggrund zu einer Niederlassung an diesem Orte ausmachten, so war man doch bald zu der Einsicht gelangt, daß die neue Besitzung vortheilhafter, als jede andere, für die Stiftung einer Hauptfaktorei gelegen war. Ein vorzüglicher Hafen, eine große Fluthhöhe, nahe Waldungen die das herrlichste Banholz lieferten, kurz alle Erfordernisse eines guten Hafenortes und Schiffwerftes fanden sich hier vor, und gewähren noch jetzt Neu-Archangelsk große Vorzüge vor allen andern Besitzungen der Kompagnie, obwohl die Seeottern, vor dem regen Treiben der zunehmenden Bevölkerung fliehend, gänzlich verschwunden sind.

Wie in dem übrigen Amerika und überhaupt in allen Ländern der Erde, wohin die Europäer ihre vielgepriesene Civilisation trugen, wurden auch hier die Stämme der Eingeborenen immer mehr zurückgedrängt; die von den Europäern eingeschleppten neuen Krankheiten, die durch sie häufig genährten Privatfehden lichteten manche Stämme ungemein, und wenn man es mit unpartheiischem Auge betrachtet, so haben diese wilden Kinder der Wälder und des Meeresgestades die wenigen Vortheile, welche sie empfangen haben, mit schweren Opfern bezahlt. Die Geschichte kennt zwar in dem russischen Amerika keine Raub- und Mordzüge, wie Mexiko und Peru durch die Spanier gesehen hat; doch mag der Bevölkerung dieser Länderstriche manche Wunde durch die Habsucht einzelner Kaufleute geschlagen worden sein, ehe die russische Regierung sich ihrer annahm, und die Kompagnie, mit weisen Gesetzen ausgerüstet, einer strengen Verantwortlichkeit auch in ihrem Benehmen gegen die Urbewohner der ihr anheimgestellten Gegenden unterworfen würde.

Europäischer Einfluß konnte sich hier weniger, als in besser begünstigten Gegenden äußern. Die Beschaffenheit des Klima's dieser in beständigem Nebel gehüllten Gegenden, die entweder mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, oder völlig waldlos und mit Felsen und hohen Bergen besetzt sind, stellt dem Ackerbau unüberwindliche Hindernisse entgegen, ebenso einer in größerem Maaßstabe zu betreibenden Viehzucht. Deßwegen mußten sich die Russen stets auf einen schmalen Küstenstrich beschränken, und gleich den Eingeborenen dieser Gestadeländer und der benachbarten Inseln, die auch nur am Meeresufer leben, hinsichtlich ihres Lebensunterhaltes in fast völliger Abhängigkeit vom Meere bleiben. Seethiere machen die Haupt-, bisweilen die einzige Nahrung aus. Die Lebensweise der Eingeborenen konnte sich also in dieser Beziehung nicht verändern; sie konnten keine mannigfaltigeren Genüsse kennen lernen, als sie schon in ihrem völlig wilden Zustande besaßen. Auch ihre Kleidung ist fast dieselbe geblieben, und wenn gleich die Felle, die früher ihre Bekleidung ausmachten, wollenen und baumwollenen Zeugen gewichen sind, so ist durch diese Veränderung doch keine eigentliche Annäherung an die Gebräuche der Europäer geschehen. Die Einführung von Fangeisen und der Gebrauch des Schießgewehres für die Jagd haben ihnen allerdings neue, bisher unbekannte Hülfsmittel eröffnet; allein bei der ungeheuren Menge der Land- und Seethiere in früherer Zeit, waren auch die einfacheren Mittel, deren sie sich zum Erlegen derselben bedienten, hinreichend. Man kann also, streng genommen, nicht sagen, daß die Eingebornen irgend eine für sie wichtige Kunstfertigkeit erworben hätten. Die wenigen Matrosen oder Arbeiter, welche in einzelnen Handwerken einige Fertigkeit erlangt haben, sind eigentlich aus der Klasse der Eingeborenen herausgetreten, indem sie nur der Kompagnie, nicht aber ihren Landsleuten, die Früchte ihrer Kunstfertigkeit und ihres Fleißes zuwenden.

Die Bedürfnisse der Eingebornen haben sich dagegen im Allgemeinen vermehrt, und lasten um so schwerer auf ihnen, als sie deren Befriedigung nur von der Kompagnie erkaufen können. Die Krankheiten haben sich vervielfältigt und in einigen Gegenden ist ihr nachtheiliger Einfluß auf die jüngere Bevölkerung bereits jetzt schon nur zu gut sichtbar. Aus manchen ehemaligen Dörfern ist die Bevölkerung ganz verschwunden; so fanden die Russen, als sie 1759 auf dem 120 Werste langen Eilande Umnak landeten, 20 Ortschaften, von denen mehrere sehr viele Bewohner zählten; jetzt leben kaum mehr 100 Einwohner auf der Insel.

Doch kann man der Kompagnie den Vorwurf nicht machen, daß sie mit kalter Hartherzigkeit die unglücklichen Urbewohner behandelt. Beseelt von den menschenfreundlichsten Zwecken kam 1805 der Kammerherr Resanow als Bevollmächtigter der Kompagnie in die Kolonie; alle Einrichtungen die er traf, zielten darauf hin, jede Sucht nach Gewinn, die der Gerechtigkeit und dem Mitleiden ihr Ohr verschließt, auszurotten und die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf die Verbesserung des körperlichen und geistigen Zustandes der Eingeborenen zu lenken. In Kadjak, Unalaschka, Atcha und Neu-Archangelsk wurden nach und nach Schulen eingerichtet, in denen auf Kosten der Kompagnie 90 Knaben unterhalten, erzogen und unterrichtet werden; in den genannten Orten sind bei den Kirchen Geistliche angestellt, die jährlich alle übrigen Theile der Kolonie besuchen müssen, und bis jetzt sich ihrer Wahl und ihres Berufes würdig zeigten; außerdem befinden sich in den angeführten Orten Krankenhäuser, in denen jeder, welcher ärztlicher Hülfe bedarf, dieselbe unentgeldlich, d. h. auf Kosten der Kompagnie, erhält. In Kadjak und Unalaschka sind überdieß Waisenhäuser für elternlose Mädchen angelegt, in welchen gegen 30 Kinder ebenfalls auf Kosten der Kompagnie erzogen und in allerlei weiblichen Handarbeiten geübt werden.

Die wohlthätigen Folgen dieser Einrichtungen zeigten sich bereits. Die Koljuschen, welche früher nie eine Gelegenheit entschlüpfen ließen, wo sie einen Russen tödten konnten, und das Zusammentreffen mit einem ihres Stammes im Walde eben so gefährlich machten, wie das mit dem wildesten Thiere, legen seit länger als 15 Jahren schon keinem Russen mehr ein Hinderniß in den Weg, ja viele derselben siedelten sich im Bereiche

einer der Küstenbatterien bei Neu-Archangelsk am Meeresufer an, und bildeten ein Dorf, das gegen 1000 Bewohner zählt. Die Kadjaker und Aläsken bieten oft freiwillig ihre Dienste an; bei ihnen und auf den Aleuten hat das Christenthum bereits tief gewurzelt, und unter seinen wohlthuenden Fittichen hat sich in neuerer Zeit auch der allgemeine Zustand dieser Kinder der Natur verbessert. Wenigstens hat die Sterblichkeit bedeutend abgenommen gegen früher, so daß sich nun die Zahl der Gestorbenen und Geborenen fast das Gleichgewicht hält. Dr. Theuerle.

Die Beutelratte oder das Opossum.

Ein kleines rattenähnliches Thier, kaum größer als ein Dachshund, das sich in ungemein großer Anzahl durch ganz Nordamerika findet.

Es hält sich, wie fast alle übrigen kleineren Raubthiere, in hohlen Bäumen auf, und geht am liebsten Nachts, oder bei sehr unfreundlichem Wetter auf den Raub aus. — Sehr gefährlich ist es dabei den Hühnern der Ansiedlungen, denen es bedeutenden Schaden zufügt, kann es aber nichts Lebendiges finden, so ist es gern mit einem Aas, das im Wald liegt, und in das es sich ganz hineinfrißt, oder mit Früchten, von denen es besonders die Persimons-Aepfel und Papaws liebt, zufrieden.

Es ist weißlich grau, mit einem Rattenkopf und Schwanz, und fingerähnlichen nackten Klauen, die ihm ein widerliches Ansehen geben; dennoch wird es sehr gern von den meisten Amerikanern, sogar von sehr vielen Deutschen, gegessen, und hat wirklich ein sehr zart und gut aussehendes Fleisch, ich konnte mich jedoch nie entschließen, davon zu kosten.

Die Jungen, von denen es 5—6, oft mehr, gebiert, trägt es wie das Känguruh, in einem unter dem Bauche befindlichen Beutel, noch so lange bei sich, bis die Kleinen selbst Kräfte haben, irgend einer sich nähernden Gefahr aus dem Wege zu gehen, und auch selbst dann noch fliehen sie oft bei der Annäherung des Menschen in die Mutter selbst zurück, um sich zu verstecken und der Verfolgung zu entgehen.

Das Opossum ist aber wirklich das sonderbarste Geschöpf der neuen Welt, und fast gar nicht scheu und furchtsam wie irgend ein anderes Thier des Waldes, sondern geht langsam und bedächtig seiner Nahrung nach, und weicht kaum dem Menschen aus, wenn es ihm begegnet.

Beim Anblick von Hunden oder sonstigen Thieren die ihm nachstellen, z. B. Wölfen und Füchsen, flieht es zwar in die Bäume und klettert, besonders an den wilden Weinreben oder kleinen schlanken Bäumen, mit großer Geschicklichkeit, aber auch großer Gemächlichkeit hinauf, ist es aber auf der Erde und ein Mensch geht auf dasselbe zu, so bleibt es ruhig sitzen, duckt sich etwas nieder und sieht grinsend, mit wahrhaft komischem Ausdruck zu dem sich Nähernden empor. — Hat dieser nun einen Stock bei sich und schlägt es noch so leise, oder einen Hund, der es nur im mindesten anfaßt, so zuckt es ein paar mal zusammen, streckt sich, liegt wie todt da, und läßt dann Alles mit sich anstellen, ohne sich auch nur im Geringsten zu rühren. Ist nach einer Weile der Wald wieder ruhig und still, und glaubt es, daß der Mensch, der es überraschte, gegangen sei, so hebt es erst leise den Kopf in die Höhe, um zu recognosciren, richtet sich dann auf und setzt langsam seinen Weg fort.

Ich habe selbst gesehen, daß eines dieser Thiere bei der Annäherung meines Hundes in eine kleine Lache sprang und dort unter Wasser, daß Nichts als einige Rückenhaare hervorsahen, verharrte, bis es die Luft nicht mehr länger entbehren konnte, und dann nur, ein ganz klein wenig, den Kopf hob und vorsichtig die Nase hervorstreckte. — Eine erstaunliche Beharrlichkeit und Willenskraft zeigen übrigens die armen Thiere während ihrer Verstellung, denn kein Zucken, kein Blinzeln des Auges verräth während den ärgsten Qualen, daß es lebe, und erst an den Todeszuckungen sieht der Farmer, der es Nachts, wenn es seine Hühner beschleichen will, überrascht und tödtet, daß es wirklich aufgehört habe zu leben. Das Fell ist werthlos.

F. Gerstäcker.

Die hängende Wasserleitung in Pennsylvanien.

Ueber den Alleghany-Fluß in Pittsburg ist eine hängende Wasserleitung geführt, welche von der Stadt Alleghany bis Pittsburg als Canal dient und vor kurzem vollendet wurde, eine in ihrer Art einzige Arbeit. Der Plan wurde von J. A. Röbling entworfen. Die Wasserleitung besteht aus sieben Bogen von etwa 160 Fuß jeder, von dem Mittelpunkt des einen Bogens bis zu dem des andern gerechnet; er ruht auf sechs gemauerten Pfeilern und zwei Strebepfeilern. Die Wasserleitung selbst ist aus Holz, unten 14, oben 16½ Fuß breit und 8½ Fuß tief. Sie hat nur zwei Scheiben aus Eisendraht von 7'' Durchmesser, welche an beiden Seiten der Holzmasse aufgehängt sind; jedes der Taue besteht aus 1900 Eisendrahtlängen von einem Achtelzoll Durchmesser; die beiden Taue können ein Gewicht von 2000 Tonnen tragen. Man hat die Oxydation der Taue vermittelst eines sehr dauerhaften Firnisses gehindert, der an jedem Eisendraht besonders angebracht wurde. Außerdem sind sie durch eine Umwicklung mit ausgeglühten und wohl angestrichenen Drähten geschützt. Die Enden der Taue stehen in Verbindung mit Ketten, die unter der Erde laufen und an große Metallplatten befestigt sind, welche mit schweren gemauerten Massen bedeckt wurden, deren Gewicht jedem Druck der Ketten widersteht. Die Ketten sind aus dem besten Kesseleisen; jedes Glied ist aus einem Stück ohne Anschweißung geschmiedet. Die Gesammtlänge dieses Theils der Wasserleitung ist 1140 Fuß, die der mit den Ketten vereinigten Taue 1883; das Gesammtgewicht eines Bogens ist 880 Tonnen. (Moniteur industriel vom 24. August.)

Meer und Schiff.

(Taf. 29.)

Die unermeßliche Wasserfläche, welche fast zwei Drittel unseres Erdballs bedeckt, und im Allgemeinen als Meer oder Ocean, in der Schiffersprache aber als die See bezeichnet wird, ist schon längst kein Hinderniß mehr, das die Bewohner entfernter Welttheile trennt; im Gegentheil dient sie dazu, einen lebhafteren Verkehr zwischen denselben zu befördern, und in allen Richtungen und zu allen Seiten trifft man auf derselben jetzt Schiffe und Fahrzeuge aller Größen an, welche die Bedürfnisse des einen Landes durch den Ueberfluß des andern zu befriedigen suchen, und dadurch die Völker aller Zonen mit einander in Verbindung setzen. Von kunstlosen, ausgehöhlten Baumstämmen an, deren man sich in den frühesten Zeiten bediente, um im Angesichte der Küste zu fischen, oder über kleine Einbuchten zu setzen, entwickelte der Scharfsinn der Menschen immer zweckmäßigere Hülfsmittel, die Wasserwelt sich unterthänig zu machen, und im Laufe der Jahrhunderte gründeten sich, unterstützt durch die fortschreitende Schiffsbaukunst, Meerherrschaften, unter denen die unserer deutschen Hansa, die im Strom der Zeiten wieder verschwand, nicht die unbedeutendste war. Der Ocean, in seinen einzelnen Theilen fast besser bekannt als selbst der Erdtheil, den wir bewohnen, gewährt in seiner Unermeßlichkeit einen majestätischen Anblick, und wenn im Sturm die schaumbekränzten Wogen über den schwarzen Abgrund daher rauschen, und die größten Schiffe gleich leichten Spielbällen, bald steigend, bald sinkend, umherschleudern und mit Untergang bedrohen, oder wenn sie über die Küsten brausend sich herwälzen, brechen und zerstieben, stellt er uns ein grausenerregendes, doch erhabenes Schauspiel von Kraft und Größe dar. Lieblich erscheint die grünlich schillernde Silberfluth, wenn ein leiser Wind sie sanftwellend bewegt, und tausend zitternde Wellen das Farbenspiel des Himmels zurückstrahlen, und den reizendsten Anblick gewährt die unermeßliche Fläche beim Aufgang oder Niedergang der Sonne, wenn ein blendender Feuerstrom auf dem Wasserspiegel erglänzt, bis an den äußersten Rand des vom Taggestirne berührten Horizonts. — Die gewöhnlichste Farbe der Meeresfluthen ist ein blauliches Grün, in manchen Gegenden ist sie bald heller, bald dunkler, in einigen weniger blau, fast hellgrün, in andern bald schwarz, bald grau, bald weiß, bald purpurfarben, im arabischen Meerbusen sogar roth. Oft ist das Wasser ganz trübe, oft aber sind einzelne Stellen so klar, daß der Meeresgrund in einer Tiefe von 12—16 Faden deutlich zu erkennen ist; zuweilen bemerkt man auf der Oberfläche große Strecken von allerlei Farben, die von der Brechung der Sonnenstrahlen herrühren, und ihre Lage, Größe und Gestalt nach Stand und Licht der Wolken verändern. Rund umher senkt sich das Himmelsgewölbe auf den weit ausgedehnten Wasserspiegel herab und scheint unmittelbar auf demselben zu ruhen; bei näherer Betrachtung bemerkt man aber deutlich, daß diese scheinbare Ebene sich rundet, denn sonst würde die Scheidelinie zwischen dem Luftraum und der Wasserfläche nicht so haarscharf abgeschnitten erscheinen, sondern sich allmählig in der Ferne verdüstern. Wenn Schiffe heransegeln, entdeckt man zuerst einen schwarzen Punkt am äußersten Ende des Gesichtskreises; dies ist die Spitze des Mastes, der sich verlängert und zu wachsen scheint; nach und nach kommen mehrere seiner Theile, ein Segel nach dem andern, endlich das ganze Schiffsgebäude, oft mehrere Fahrzeuge, zuweilen ganze Flotten zum Vorschein, die wie aus dem Schooße des Meeres heraufsteigen.

Das Meer bietet eine Menge außerordentlicher und höchst interessanter Erscheinungen dar, die um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdienen, als sie mehr oder weniger einen bedeutenden Einfluß auf die Schifffahrt haben. Diejenige, die vor allen unsere Bewunderung erregt, ist unstreitig die regelmäßige Bewegung der See, welche Ebbe und Fluth genannt wird, und in drei verschiedenen Perioden, in einer täglichen, monatlichen und jährlichen vorkommt. Die tägliche Periode besteht in dem abwechselnden Steigen und Fallen des Wassers, welches an zwei entgegengesetzten Stellen der Erdkugel täglich zweimal steigt und eben so oft sinkt. Der höchste Stand desselben — Hochwasser oder volle Fluth genannt — dauert einige Minuten ohne bemerkbare Bewegung, worauf es anfängt abzulaufen; dieses Ablaufen währt 6 Stunden und heißt die Ebbe; hat diese den niedrigsten Stand erreicht — tiefe See oder niedrig Wasser — so bleibt die See wieder mehrere Minuten in einer Art Gleichgewicht unbeweglich stehen, womit die Ebbe sich endigt; das Wasser fängt nun wieder an zu steigen und strömt während 6 Stunden gegen die Küste an; diese Zeit und Anströmung wird die Fluth genannt. Zwei solcher Abwechselungen, deren jede aus einer Ebbe und Fluth besteht, geschehen in einer Zeit von 24 Stunden, 48 Minuten, 45 Sekunden, folglich trifft sie jeden Tag um mehr als drei Viertelstunden später als den vorhergehenden ein. Dies machte wahrscheinlich zuerst auf ihre Uebereinstimmung mit der Bewegung des Mondes aufmerksam, denn die Dauer der Ebbe und Fluth kömmt mit dem Zeitraum zwischen zwei auf einander folgenden Durchgängen des Mondes durch den Meridian genau überein. Die monatliche Periode besteht darin, daß Ebbe und Fluth jeden Monat zweimal am stärksten und zweimal am schwächsten sind. Das Erste ereignet sich wenn Sonne und Mond zugleich durch den Meridian gehen, welches alle Vollmonde und Neumonde geschieht; das Letztere hingegen erfolgt in den Mondsvierteln, wenn Sonne und Mond 90° von einander abstehen; doch ist erst die dritte Fluth nach dem Neu- und Vollmonde die höchste oder Springfluth, und die dritte Fluth nach den Mondsvierteln die niedrigste oder Todtwasser. Die jährliche Periode äußert sich darin, daß um die Zeit der Nachtgleichen die Fluthen bei den Mondswechseln stärker, und bei den Vierteln schwächer als gewöhnlich sind; hingegen um die Zeit der Sonnenwenden bei den

Mondswechseln schwächer, und bei den Vierteln stärker als sonst erscheinen. Deutlich bemerkt man hieraus, in welch' genauer Beziehung Ebbe und Fluth zum Stande der Sonne und des Mondes stehen, und wenn auch die Theorien und Hypothesen der Naturforscher die Grundursachen noch nicht hinlänglich zu erklären und zu erläutern vermogten, war man doch glücklicher in Entdeckung und Benutzung der daraus entspringenden Vortheile, bemühte sich die Dauer derselben kennen zu lernen, und brachte es dahin, genau den Zeitpunkt zu berechnen, wenn an irgend einem benannten Orte und an einem bestimmten Tage, hohes oder niedriges Wasser sein würde. Die genaue Kenntniß der Zeit von Ebbe und Fluth, die nicht überall gleich ist, sondern durch die geographische Lage der Küsten und deren Richtungen verändert wird, ist in vielen Fällen von unberechenbarem Nutzen, indem vermittelst derselben nicht allein einem oft unersetzlichen Zeitverlust, sondern zuweilen auch sogar dem Untergang des Schiffes mit Mannschaft und Ladung vorgebeugt werden kann.

Eine andere, eben so merkwürdige Bewegung der Meeresfluth sind die Ströme oder Meeresströmungen, die in gewöhnliche und allgemeine, welche aus einer beständig fortdauernden Ursache, wie Ebbe und Fluth, entstehen, und in zufällige und besondere eingetheilt werden, die letztere veränderlichen Ursachen, unregelmäßigen Winden ꝛc. zugeschrieben werden können. Die Ströme sind eine horizontale und progressive Bewegung der Gewässer nach verschiedener Richtung, Schnelligkeit und Dauer, entweder in ihrer ganzen oder nur in einer gewissen Tiefe; in einigen Meeren aber hat man auch Strömungen entdeckt, die in verschiedenen Tiefen über einander, sich entgegen laufen. Daß Ebbe und Fluth die meisten Ströme hervorbringen, scheint um so weniger zweifelhaft zu sein, als die reißendsten derselben in denjenigen Gegenden angetroffen werden, wo jene am stärksten sind; außerdem aber sind beständige oder periodische Winde, die Bewegung der Erde und die Veränderung der Jahreszeiten auch Ursachen regelmäßiger Meeresströmungen, die genau zu kennen ebenfalls von großer Wichtigkeit für den Seefahrer ist. — Strudel oder Maalströme, heftige Bewegungen des Wassers in die Runde, als wenn es durch einen Trichter liefe, findet man nur in der Nähe der Küsten, in größeren Meerbusen oder zwischen Inseln, die durch breite Kanäle von einander getrennt werden; auf hoher See hat man noch keine entdeckt, und nur bei schnell wechselnden Stürmen erzeugen sich schnell vorübergehende Strudel. — Eine lieblichere Erscheinung ist der leuchtende Schein, der in allen Gegenden des Oceans auf dessen Oberfläche glänzt, sobald der Tag verschwindet: die bewegten und schäumenden Theile des Meerwassers schimmern von einer Menge leuchtender, nach Größe und Umfang wechselnder Punkte, welche bald fast unmerklich, bald von sehr lebhaftem Glanze sind. Dieses Licht, das in einzelnen Wassertropfen dem Leuchten des Glühwürmchens gleicht, ist in ganz stillem Wasser selten bemerkbar; jedoch geschieht es zuweilen bei lang anhaltenden Windstillen, daß dasselbe wie tausendfältige, auf der ganzen Oberfläche der See zerstreute Sterne funkelt und ein sehr schönes Schauspiel gewährt. Gewöhnlich aber bemerkt man diesen Glanz nur da, wo das Wasser mehr oder weniger in Bewegung ist; an der Spitze der Wellen, welche auf sich selbst zurückfallen, oder durch den Bug der Schiffe durchschnitten, und schäumend fortgestoßen werden, und in den Wirbeln, die sich beständig um das Steuerruder winden, und im Fortsegeln weit hinter sich eine leuchtende Furche zurücklassen, die nur langsam verschwindet. Wenn die stürmischen Meereswogen an die Küsten, vorzüglich an Felsenriffe schlagen und schäumend zerstieben, so vermehrt sich dieser Schimmer längs dem Strande, und wahrscheinlich daher wird dieses gefährliche Toben der See die Brandung genannt. — Wenn man im Dunkeln längs den von Wellen benetzten sandigen Gestaden hingeht, so funkeln die Spuren der eingedrückten Fußtritte; wenn man Seekräuter aus den Wellen zieht, so leuchten sie im Finstern, beim leisesten Berühren, und ein am Tage geschöpfter Eimer Seewasser, in dem man weder mit dem bloßen Auge, noch selbst durch ein gewöhnliches Vergrößerungsglas, irgend einen sichtbaren Körper entdeckt, gibt in der Dunkelheit leuchtende Punkte von sich, wenn man das Wasser mit der Hand bewegt, und läßt an den Fingern phosphorische Spuren zurück. Ob dieses Leuchten der See lediglich von der Reibung der Fluthen herrühre, ob es ein elektrisches Phänomen, oder ein phosphorisches, durch Fäulniß erzeugtes Licht sei, oder ob es Myriaden unmerkbarer Seegeschöpfe zugeschrieben werden müsse, oder ob auch die Salzigkeit des Seewassers, wenigstens zum Theil, dazu beitrage, darüber sind die Naturforscher noch nicht im Klaren, auf jeden Fall aber wirken alle genannten Ursachen mit, die Phosphorescenz des Oceans zu erzeugen. Die eben erwähnte Salzigkeit des Meerwassers ist ebenfalls eine der Aufmerksamkeit würdige Eigenschaft der See. Der Geschmack desselben ist nicht bloß salzig, sondern zugleich bitter, und die Salzhaltigkeit gegen den Aequator zu bedeutender, als gegen die Pole. Ohne vorhergegangene Reinigung ist das Seewasser weder zum Trinken noch zum Kochen brauchbar, auch zum Waschen mit Seife nicht, indem es diese nicht auflöset. Poissoniere, Lorgna, Dr. Lind und Dr. Irving haben zwar Mittel erfunden, es trinkbar zu machen, und letzterer erhielt dafür vom englischen Parlament eine Belohnung von 4000 Pf. Sterl., indessen sind die nöthigen Apparate und Vorkehrungen dazu so raumeinnehmend, daß seine Methode auf See nie praktisch ausgeführt werden kann. — Diese Salzhaltigkeit, in Verbindung mit den Strömungen, vorzüglich mit der Ebbe und Fluth, trägt ohne Zweifel sehr viel dazu bei, das Meer vor Fäulniß zu bewahren, welche theils durch die ungeheure Anzahl von Thieren und Gewächsen, die darin wohnen und zum Theil verwesen, theils durch eine unendliche Menge verschiedenartiger und unreiner Dinge, welche aus allen Gegenden des Erdbodens, durch die Flüsse herbeigeströmt werden und sich darin auflösen, außerordentlich

befördert, und unvermeidlich erfolgen würde. Diese gegründete Folgerung wird noch dadurch bestätigt, daß die Schiffe im salzigen Meerwasser viele Jahre länger brauchbar bleiben, als in süßem See- oder Flußwasser, und da ersteres auch mehr eigenthümliche Schwere besitzt, als letzteres, so kann es auch weit größere Lasten tragen, als dieses, denn so wie Seeschiffe in süße Gewässer kommen, sinken sie gleich nach Verhältniß ihrer Größe, um einen oder mehrere Fuß tiefer, als sie vorher in Salzfluth lagen.

Nachdem wir den Schauplatz betrachtet haben, auf welchem der Seefahrer seine Wissenschaft und Kunst in Anwendung und Ausübung bringt, kommen wir zur Betrachtung des Gebäudes, auf dem er als Herr des Oceans thront, und mit welchem er die entferntesten Punkte des Erdballs mit einander verbindet, auf die Schiffe, die in mannigfacher Verschiedenheit in allen Theilen der Welt, auf allen Meeren gefunden werden. — Die längere oder kürzere Dauer der Seereisen, ihr Zweck und die Bestimmung der Schiffe, haben einen bedeutenden Einfluß auf die Größe, die Bauart und die Ausrüstung derselben. Die Bauart des Schiffsrumpfes, die Einrichtung der Masten und des übrigen Rundholzes, und die Gestalt und Anordnung der Segel sind daher sehr verschieden, und die vorzüglichsten Unterscheidungszeichen zwischen den mannigfaltigen Gattungen von Fahrzeugen, deren man sich zu sehr verschiedenen Zwecken bedient. — Nach verschiedenen Rücksichten werden die Schiffe in mehrere Klassen getheilt. In Betreff ihrer Größe heißen sie: Schiffe von so viel Kanonen, von so viel Tonnen oder Lasten, oder Schiffe vom ersten, zweiten 2c. Rang. In Betracht ihrer Bauart führen sie die Namen Fregatten, Korvetten, Kutter, Galeeren 2c., und in Rücksicht auf ihre Bestimmung werden sie Kriegsschiffe, Handelsschiffe, Sklavenschiffe, Grönlandsfahrer u. s. w. genannt. Die Kriegsschiffe, die bedeutendsten aller Fahrzeuge, werden bei den verschiedenen Nationen in mehr oder weniger Rangordnungen eingetheilt. Die Engländer und Amerikaner zählen 6, die Holländer 7, die Franzosen nur 5 Range, theilen aber die drei erstern, jede in zwei Ordnungen. Da aber in dieser Bestimmung der Rangordnung keine Gleichförmigkeit herrscht, so unterscheidet man gewöhnlich die Kriegsschiffe nach der Anzahl der Kanonen, und pflegt zu sagen ein Schiff von 100, eine Fregatte von 40, ein Kutter von 20 Kanonen; ebenso wie man sich bei Handelsschiffen am gewöhnlichsten an die Tonnenzahl zu halten und sich auszudrücken pflegt: ein Schiff von 300, von 400 Tonnen 2c., wodurch man sogleich einen bestimmten Begriff von der Sache erhält. Des Ranges der Schiffe wird nur selten erwähnt, als auf den Verzeichnissen der Flotte; wenn man dem Feinde eines oder mehrere Schiffe vom ersten Range abgenommen oder in den Grund gebohrt hat, denn bei den übrigen Schiffen wird des Ranges gar nicht gedacht. — Die Schiffe der drei ersten Range, nämlich alle diejenigen, welche über 64 Kanonen führen, werden Linienschiffe genannt, weil solche bei einem Seetreffen in die Schlachtlinie gereihet werden. Die Holländer rechnen auch Schiffe von 50 Kanonen zu den Linienschiffen, weil sie solche wirklich in die Schlachtordnung stellen, da sie wegen ihrer durch Untiefen und Sandbänke verseichteten Rheeden keine Dreidecker haben. Die Franzosen hingegen zählen die Schiffe von 50 Kanonen zu den Fregatten, obgleich sie zwei Kanonendecke besitzen. Die Engländer rechnen sie weder zu den einen noch den andern, sondern bezeichnen sie bloß als: Schiffe von 50 Kanonen. — Im Grunde genommen ist jedes Linienschiff von 120 Kanonen abwärts nichts anders als eine Fregatte ersten, zweiten und dritten Ranges, weil ihre Bauart durchaus fregattenmäßig ist, Linienschiffe und Fregatten ganz nach ähnlichen Grundsätzen gebaut und ausgerüstet sind, und kein anderer Unterschied zwischen beiden ist, als der, den die mehrern Verdecke und größeren Dimensionen bei jenen anzubringen erlauben. Diese fregattenmäßige Bauart scheint die meisten Vorzüge in sich zu vereinigen, und daher bestehen die Kriegsflotten größtentheils aus größeren und kleineren Schiffen dieser Art, die auch von Vielen ausschließlich Hochbords genannt, alle übrigen aber zu den Niederbords gerechnet werden.

Es würde zu weitläuftig und nur wenig unterhaltend sein, die zahllose Menge von Schiffen verschiedener Art zu beschreiben, die alle Meere, Buchten und Küsten befahren, und wir begnügen uns hier, die vorzüglichsten zu erwähnen, aus denen bei allen seefahrenden Nationen die Marine oder Kriegsflotte zusammengesetzt ist.

Die Reihe beginnt das Linienschiff, welches unsere Tafel zeigt, das größte aller Kriegsfahrzeuge. Die Haupteigenschaften desselben sind: daß es gut Segel führt, sowohl um überhaupt gute Fahrt zu laufen, als auch um viele Segel beisetzen zu können, wenn es jagt oder gejagt wird; daß es gut vor dem Winde und mit raumen Winde, vorzüglich aber bei dem Winde segelt, und wenig abtreibt, oder gut am Winde liegt; daß es gut steuert und sich leicht wenden läßt, weil im Gefechte, oder wenn es zwischen Untiefen lavirt, oft die Erhaltung des Schiffs davon abhängt; daß die Vorder- und Hintertheile wohl im Gleichgewicht liegen, damit es so wenig als möglich nach vorn oder auf das Steuer stampfe, nicht auf die Seite schlingere, oder sich stark neige, damit es nicht gleich, wenn die See kraus wird, die Stückpforten der untersten Lage schließen müsse, sondern das Geschütz derselben auch an der Leiseite gebrauchen könne. Linienschiffe vom ersten Rang führen 100—120 Kanonen, 42-Pfünder auf der Unterbatterie, 24-Pfünder auf der mittleren, 12-Pfünder auf dem Oberdeck und 6-Pfünder auf beiden Kasteelen; die ganze Besatzung besteht gewöhnlich aus 850 Mann; ein Schiff von dieser Größe ist oben 222 Fuß lang, dessen Kiel 151, das unterste Verdeck 186, dessen größte Breite 51, die Tiefe im Raum 21½ Fuß. — Ein Linienschiff vom zweiten Range führt 90 Kanonen auf 3 Decken, die Unterbatterie 32-Pfünder, die Mittelbatterie 18-Pfünder und die oberste 12-Pfünder; die Besatzung ist 750 Mann. — Linienschiffe dritten

Ranges führen 64—80 Kanonen, nämlich 32-, 18- und 9-Pfünder, und 500—650 Mann Besatzung. Schiffe unter dem dritten Range, mit Ausnahme der 50 Kanonenschiffe, können nicht in der Linie mit größeren Schiffen aushalten, sind aber am tauglichsten Kauffartheiflotten zu konvoyiren, gegen Kaper zu kreuzen und zu schnellen Expeditionen.

Die Fregatten sind Schiffe von ähnlicher Bauart, wie die Linienschiffe, aber nur mit einem Kanonendeck und ohne Kampanje, wodurch sie sich hauptsächlich von den Linienschiffen unterscheiden; auch haben sie ein Halbdeck und Back, und drei Masten mit einerlei Zurüstung wie jene. Fregatten von 44—30 Kanonen werden schwere, die mit wenigern leichte Fregatten genannt. Sie sind überhaupt scharf gebaut und zum Schnellsegeln eingerichtet, und müssen gut, vorzüglich beim Winde segeln, und bei schwerem Winde wohl See halten können, weil sie vorzüglich zum Kreuzen bei einer Flotte, ferner zum Auskundschaften der Bewegungen des Feindes, zum Begleiten der Kauffartheischiffe und zum Ueberbringen von Depeschen bestimmt sind. Die schmale, keilförmige Form einer Fregatte, zeigt auch sofort wie geschickt sie die Wellen theilt, und die bauchigte Höhlung ist dabei vortrefflich berechnet, um ohne der Schnelligkeit des Laufs beträchtlich Einhalt zu thun, eine erstaunliche Ladung fassen zu können. Neuerer Zeit baut man viele Handelsschiffe fregattenmäßig, und namentlich wendet man die Fregattenform bei Packetbooten an.

Korvetten oder Schnauen haben nur zwei Masten, welche wie die Fregatten zugerüstet sind, außer daß das Besansegel an dem großen Mast angebracht ist, indem der Besanmast fehlt, und statt der Besansruthe eine Gaffel hat, und daher Gaffelsegel oder Schnausegel genannt wird. Das Schiffsgebäude selbst ist dem der Fregatte ähnlich, und mit Spiegel und Gallion geziert. Sie führen 14 bis 20 Kanonen. Es ist übrigens ein Irrthum, daß alle Schiffe unter 50 Kanonen Fregatten, und alle Fahrzeuge unter 20 Stücken Geschütz Korvetten heißen. Es kömmt auf die Bauart und Zurüstung an, und nicht auf die Größe, die nur Einfluß auf die Bestimmung des Rangs hat.

Eine Brik, Brigg oder Brigantine ist ein Fahrzeug von 10—20 Kanonen, das wie die Korvetten zwei stehende Masten und einen liegenden oder Bugsprit hat, welche wie diese ausgerüstet sind, außer daß das große Raasegel fehlt. Das Besan- oder Gaffelsegel hat eine etwas veränderte Einrichtung als auf den Korvetten, wird auf den Brigantinen Giek- oder Brigsegel genannt, und hat einen Baum, was bei dem Gaffelsegel der Korvetten nicht der Fall ist. Das Schiffsgebäude ist dem vorhergehenden ziemlich gleich; doch haben sie nur ein Deck, größtentheils keine Hütte und selten ein Gallion; sie sind gewöhnlich platt, dabei scharf gebaut, und sehr zum Kreuzen geschickt.

Kutter sind Fahrzeuge, die nach ganz andern Grundsätzen gebaut sind, als die vorhergenannten; das Schiffsgebäude derselben ist lang und liegt hinten, wo ein kleiner Spiegel ist, sehr tief, hat vorn keine Gallion, sondern einen gerade aufsteigenden Vordersteven, der trefflich berechnet ist, die Fluth zu durchschneiden. Die Kutter führen 10—20 sechs- oder achtpfündige Kanonen, und tragen 180—360 Tonnen; bei der letzteren Größe ist das Deck 100, der Kiel 87 Fuß lang. Der einzige Mast neigt sich stark rückwärts, damit wegen den verhältnißmäßig großen Segeln, die Gewalt des Windes das Fahrzeug vorn nicht zu sehr niederdrücke, sondern daß es sich bei schwerem Wetter über die Wellen erhebe. Es trägt ein großes Giek segel, wie die Brigg, ein Topsegel und ein Bramsegel; der Bugspriet liegt horizontal und hält drei Stagsegel. Nach ähnlichen Grundsätzen sind die Schluppen und Jachten gebaut; sie sind aber viel kleiner und werden auf geringere Entfernungen entsandt, während die zum Schnellsegeln bestimmten Kutter zu Rekognoszirungen, zum Ueberbringen von Nachrichten, Befehlen rc. und zum Schutz der Küsten gegen Schmuggler verwendet werden. Schooner sind den Kuttern ähnlich, aber mit zwei Masten versehen; der Fockmast führt ein Gaffelsegel, und der große Mast ein Giek segel, an beiden kleine Top- und Bramsegel, und außerdem noch einige Stagsegel. Ist ein Kutter zu groß und schwer, um mit seinem einzigen Maste gut segeln zu können, so fügt man öfters noch einen zweiten Mast hinzu, und macht so aus einem Kutter einen vollkommenen Schooner. Die Baltimore Schooner sind ihrer leichten Bauart wegen am berühmtesten, und unstreitig die besten Segler.

Brander sind keine Schiffe von besonderer Bauart, sondern alte Fahrzeuge, welche man besonders dazu einrichtet, indem man sie mit feuerfangenden Materien füllt, anzündet und auf die feindlichen Schiffe treibt, um diese in Brand zu stecken. Der eigentliche Feuerraum befindet sich auf dem Zwischendeck, fängt vorn im Bug des Schiffes an, und geht bis hinter den großen Mast, wo er durch eine Bretterwand von dem übrigen Schiffsraume abgesondert wird. Längs beiden Seiten und querüber liegt ein Gerüst von Latten, auf denen Röhren oder Rinnen von Holz oder Eisenblech befestigt sind, welche das Lauffeuer enthalten, und mit einander in Verbindung stehen. Die Rinnen werden oben mit geschwefelter Leinwand oder Zündpapier gedeckt, darüber gepichte Reisigbündel und Hobelspähne wie ein Dach gegen einander gelehnt und befestigt; die Deckplanken und Rinnen mit Harz übergossen, und in den Raum Feuertonnen, Hanf, Schwefelfaden, getheertes Okum, Reisig u. dgl., welches ebenfalls mit brennbarer Komposition übergossen worden, gelegt oder an die Seiten des Schiffes gehängt. An jeder Seite sind die im Feuerraum befindlichen Stückpforten mit einem eisernen Kammerstücke versehen, das mit bloßem Pulver geladen, und vor die Ladung ein hölzerner Propf eingetrieben wird; in das Zündloch steckt man eine Lunte, und alle diese Stücke werden durch ein Lauffeuer los-

gebrannt, wodurch die Stückpforten, welche hier nicht wie gewöhnlich oben, sondern unten an der Oeffnung befestigt sind, alle zugleich niedergeschlagen oder losgerissen werden, und der im Feuerraum wüthenden Flamme Luft machen. Unter der Großen- und Fockwand sind senkrechte Röhren angebracht, unter welchen im Feuerraume eine Feuertonne steht, deren Flamme durch die Röhren hinausdringt, und die Masten mit ihrer Zurüstung in Brand steckt. Das Feuer dringt auch durch die Luken des Oberdecks. Durch die Bretterwand, welche den Feuerraum absondert, ist nahe an jeder Seite des Schiffs ein Loch gebohrt, durch welches eine Röhre mit Lauffeuer nach den Rinnen leitet, um diese anzünden zu können. — Hinter dem Feuerraume wohnt die Mannschaft, und ganz zuhinterst ist die Kajüte des Anführers. Ein solcher Brander ist mit 10—20 Mann, gewöhnlich Freiwilligen, besetzt. Sobald das Signal gegeben ist, sich bereit zu machen, werden die Enterhaken an die Enden der Segelstangen befestigt, die Röhren geöffnet, die Deckel der Feuertonnen abgenommen, und im Feuerraume Werg, Späne und andere leicht entzündbare Brennstoffe verbreitet. Wenn nun der Brander im Stand ist, angesteckt zu werden, so sucht ihn die Mannschaft an ein feindliches Schiff zu bringen, so daß die Enterhaken sich in das Tauwerk desselben verwickeln; die Enterreggen werden hinübergeworfen, und die Mannschaft rettet sich durch eine kleine, am Hintertheil auf einer Seite angebrachte Thüre, von welcher Stufen bis auf das Wasser angebracht sind, wo ein gutes Boot mit einer Kette und einem Hängeschlosse befestigt ist, zu welchem der Anführer den Schlüssel bei sich trägt. Dieser nebst einigen Gehülfen steckt die neben der Thüre aus der Seite des Schiffs gehende Röhre mit dem Lauffeuer in Brand, steigt in das Boot, macht es los, rudert so schnell als möglich davon, und überläßt den Brander seinem Schicksale.

So beschränkt die Anzahl der oben benannten Schiffe ist, setzt sie doch schon, wegen der Verschiedenheit der Anlage und Ausführung des Baues, viele Kenntnisse und Erfahrungen voraus, und macht, um jedem neubeabsichtigten Zweck zu entsprechen, fortdauernd neue Einrichtungen und Erfindungen nothwendig; der Schiffsbaumeister muß daher mit den mechanischen und hydraulischen Wissenschaften ungemein vertraut sein, um die vortheilhafteste und zweckdienlichste Form und Einrichtung der zum Kriege, zur Handlung oder andern Absichten dienlichen Schiffe bestimmen, und Pläne entwerfen zu können, nach denen die Schiffszimmerleute zu arbeiten und alles genau zu verbinden haben. Die Schiffsbaumeister sind noch nicht über die Verhältnisse der Länge und Höhe, am wenigsten aber über die der Breite einig. Schmale und breite Schiffe haben beide ihre Vorzüge und Mängel. Die schmalen laufen mit wenigerem Widerstande durch's Wasser und treiben nicht so sehr ab, haben dagegen einen beschränkten Raum und stampfen sehr. Die breiten Schiffe haben nun freilich mehr Raum, und können größere Segel führen, wenn nämlich der Kiel tief und scharf ist; denn man rechnet, daß auf jeden Zoll, den man ihm auswärts der Beplankung bis auf einen gewissen Grad zugibt, die Masten um einen Fuß verlängert werden können; sind sie aber nach unten sehr flach, so treiben sie leicht ab und schlingern stark. Die Hauptvorzüge eines Schiffes sind, daß es nach der seiner Bestimmung angemessenen Größe, dem innern Raum und der Bequemlichkeit unbeschadet, schmal und niedrig, und bei der größten Dauerhaftigkeit und Festigkeit leicht sei; daß es schnell und so nahe als möglich beim Wind segle, leicht wende, nicht mit dem Strome abtreibe, und weder stampfe noch schlingere. Alle diese Bedingnisse sind aber sehr schwer zu vereinigen, und obgleich die Schiffsbaukunst einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, ist man doch des guten Erfolgs nicht immer gewiß. Es herrscht oft unter Fahrzeugen von ähnlicher Bauart und Größe ein sehr merklicher Unterschied, der sich so weit erstreckt, daß von zwei Schiffen, welche von ein und demselben Baumeister, zu gleicher Zeit, auf demselben Werfte, von gleichen Materialien und nach einerlei Dimensionen gebaut wurden, das Eine ein vortrefflicher, das Andere hingegen ein mittelmäßiger oder schlechter Segler ist. Es werden daher auf schlechtsegelnden Schiffen oft die sonderbarsten Versuche gemacht; bald werden diese bald jene Fenster, Thüren oder Luken geöffnet oder geschlossen; bald diese bald jene Treppen an die Decke befestigt oder ganz weggenommen; bald diese bald jene Segel beigesetzt, gereeft oder wieder festgemacht, oder die Fehler durch die Steuung und durch Versenden der Schiffsmannschaft bald nach der einen oder der andern Seite, zu verbessern gesucht, und dabei fortwährend gelogt, um die rechte Lage des Schiffes im Wasser für den gegenwärtigen oder für ähnliche Fälle, durch Erfahrung zu bestimmen. Versuche, die den Unkundigen zum Lachen, oft zum Spott reizen, jedoch nicht selten gelingen. — Festigkeit und Dauerhaftigkeit sind Haupterfordernisse des Schiffsgebäudes. Die Verbindung aller seiner Theile muß eine außerordentliche Stärke haben, damit das Fahrzeug die vereinigte und zerstörende Wirkung der Stürme und der Fluthen auszuhalten vermöge, denn die unermeßliche Ausgedehntheit des Oceans und dessen unergründliche Tiefe (mit 780 Klaftern fand man mitten im atlantischen Ocean keinen Grund) machen, daß die Bewegung, in welche es durch Stürme gesetzt wird, über alle Beschreibung heftig und furchtbar, und es daher unbegreiflich ist, wie ein aus so vielen und mannigfaltigen Theilen zusammengesetztes Gebäude derselben widerstehen könne: Auf der schwarzen Welle treibt oft der Orkan das Schiff in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, wie gegen einen Felsen; von dem Gipfel schäumender Wogen herab zeigt sich ein riesiges Feld voll Wasserberge und schreckender Abgründe, und blitzschnell gleitet das Fahrzeug in Letztere herab. Ein Seitenstoß des Sturms taucht oft den Wimpel des großen Masts in's Meer, aber der trefflich

berechnete Bau des Schiffs wirft sich sofort wieder in's Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei im Tau- und Takelwerk, und in dem einzigen Segel, in schnellen Schlägen gleichsam die Todtenglocke, — dennoch schaut der kundige Seemann dem Orkan entschlossen entgegen, und wendet, um nicht zu weit von seinem vorgesetzten Lauf abgetrieben zu werden, durch einen kühnen Ruck des Steuerruders die gewaltige Masse von vielen Millionen Pfunden herum.

Die Ordnung, nach welcher ein Schiffszimmermann die Theile des Schiffs zusammensetzt, ist ungefähr folgende: Zuerst werden auf dem Stapel, welches ein gegen das Wasser sich neigender Platz ist, die Stapelblöcke in abgemessener Weite und Höhe geordnet; auf diese wird dann der Kiel gelegt, der aus drei, vier, auch wohl aus mehreren Stücken der Länge nach zusammengefügt ist. Auf dem Vorderende des Kiels wird der Vorsteven, auf dessen Hinterende der Hintersteven aufgerichtet, und beide Steven noch durch Knie mit dem Kiel verbunden; dann werden die Bauchstücke und die Piekstücke quer über den Kiel gelegt und befestigt, und auf diesen die Sitzer und Auflanger errichtet, welche zusammen die Spannen oder Innhölzer genannt werden, und die Rippen des Schiffes ausmachen. Die Randsomhölzer machen mit ihren Auflangern die hintersten Rippen aus. Gegen diese und den Hintersteven werden die Worpen, über diese der Deckheckbalken, und noch höher der Heckbalken befestigt. Ueber denselben werden gleichlaufend die Querhölzer des Hecks, und zuoberst die Schwieping angebracht. Vom Heckbalken bis an die Querhölzer stehen aufrecht die Gillingsknie, und von da bis an die Schwieping die Heckstützen. Am Vordertheil werden die Bugstücke und der Klotz des Bugspriets aufgerichtet, und so ist nun das Gerippe des Gebäudes fertig. Jetzt bringt man die äußere Beplankung, die Haut, an, deren vorzüglichste und dickste Planken die Berghölzer sind, die auswärts um einige Zoll über die andern hervorstehen. Inwendig werden die Balkwäger der Schiffslänge nach an die Spannen befestigt, und auf diese die Deckbalken gelegt, welche zu größerer Festigkeit noch durch die Deckknieen unterstützt werden. Auf die Deckbalken werden die Deckplanken oder der Fußboden der Länge nach festgenagelt, und an beiden Schiffsborden die innere Beplankung angebracht. Nach diesen werden die Seiten- und Spiegelgallerien, das Hackbord, das Gallion nebst dessen Figur, ferner die Mastspuren, die Spillen, die Pumpen, die Luken, die Stückpforten, die Laufplanken, die Rüsten und andere Gegenstände, sowohl im Aeußern als im Innern angeordnet. Wenn nun das Gebäude so weit fertig ist, so läßt man es vom Stapel laufen. — Dieses Ablaufen selbst geschieht auf verschiedene Weise, und die Hauptverschiedenheit besteht darin, daß einige Nationen ihre Schiffe auf Schlitten ablaufen lassen, während bei andern die Schiffe unmittelbar auf dem zur Unterlage dienenden Gerüste, die Helling genannt, abgleiten. — Ungeheuer ist die Masse Material, die zum Bau eines Kriegsschiffs erforderlich ist: zu einem Dreidecker von 116 Kanonen sind 124,886 Kubikfuß Eichenholz, und 10,440 Kubikfuß Fichtenholz erforderlich; zu einem Zweidecker von 74 Kanonen 77,790 Kubikfuß Eichenholz, und 7835 Kubikfuß Fichtenholz nothwendig, und zwar bloß zum Schiffsgebäude, ohne die Masten, Raaen, Blöcke u. dgl. zu rechnen. Vorausgesetzt, daß die Hälfte des Holzes durch das Bezimmern abfällt, dagegen aber, daß ein Kubikfuß Holz mit dem dazu gebrauchten Eisen 70 Pfund wiegt, so beträgt das Gewicht des Dreideckschiffs 5 Millionen Pfunde, und das des Zweideckers über drei Millionen Pfund. Zum Bau eines Kriegsschiffs von 100 Kanonen gehören 1000 große Eichen, 200,000 Pfund Eisen, und 6500 französische Ellen Segeltuch. Alles dazu gehörige Tauwerk wiegt ungetheert 164,260, und getheert 219,000 Pfund. Sollte ein Mann es allein bauen, so würde dazu eine Zeit von mehr als 380 Jahre erfordert, woraus sich das Verhältniß der Anzahl Arbeiter zu einer bestimmten Zeit berechnen läßt.

Betrachten wir das Aeußere des Schiffsgebäudes, seine Zurüstung von Rundholz, Tau- und Takelwerk, und Segeln, wie solches unsere Tafel zeigt, so erblicken wir zuerst die Wasserlage oder Wasserlinie A, wie die Linie genannt wird, welche die Oberfläche des Wassers um das Schiff beschreibt. Ein Schiff von der angenommenen Größe von 74 Kanonen ist in lothrechter Höhe gemessen, 40—42 Fuß, von welchen 19—20 unter der Wasserlinie liegen; dieser Theil, welcher in der Seesprache das lebendige Werk genannt wird, während der über dem Wasser befindliche Theil das todte Werk heißt, ist gewöhnlich mit Kupfer beschlagen, um dem Seegewürme zu widerstehen. — Das Steuerruder B, einer der wichtigsten Theile des Schiffs, wodurch dieses seine Richtung erhält, hängt gleich einer Thüre an den starken Angeln des Hinterstevens, und hat mit diesem gleiche Dicke. — Die untere Kanonenlage C. — Die Klüsen oder Kabellöcher D, zwei runde, mit Blei ausgefütterte Löcher, im Buge, auf jeder Seite des Vorstevens, durch welche die Ankertaue laufen. — Die mittlere Kanonenlage E. — Die obere Kanonenlage mit ihren Stückpforten F. — Die Hintergallerie G., ein 3 — 4 Fuß vorspringender Balkon, der gewöhnlich geschmackvoll mit Bildhauerarbeit verziert und goldfarbig bemahlt ist, an Schiffen unter 60 Kanonen aber selten gefunden wird. — Die Krahnbalken H, zwei starke, mit Schnitzwerk verzierte Balken, welche auf dem Bock über den Bug hinausragen und dazu dienen, die Anker zu halten.

Von Rundholz, das als Gerüste anzusehen ist, welches dem Tau- und Takelwerk und den Segeln Festigkeit und Haltung gibt, erblicken wir auf unserer Tafel: a. den großen oder Mittelmast. — b. die große Marse, eine Art Gerüst, das um den Obertheil des Masts auf kreuzweis daran befestigten leichten Balken, Salinge genannt, gelegt ist, und zur Haltung

der Stängenwände und zum Standplatze der Ausgucker dient; von Ununterrichteten wird es gewöhnlich als Mastkorb bezeichnet. — c. Eselshaupt, ein viereckigtes Stück hartes Holz, welches den obern Theil des Mastes ausmacht; vorwärts ist eine runde Oeffnung, durch welche die Stänge herabgelassen oder aufgesetzt, und vermittelst des Schlußholzes befestigt werden kann. Alle Masten und Stängen sind mit einem Eselshaupt versehen. — d. Große Stänge, die erste Verlängerung des großen Mastes; — e. große Bramsaling, ein leichtes Gebälke von vier kreuzweise am Oberende der Stänge befestigten Stücken, doch ohne Marsen. — f. Große Bramstänge, die zweite Verlängerung des großen Mastes. — g. Top, Oberende der Masten. — h. Große Raa, Segelstange, deren Länge 2¼ der Schiffsbreite beträgt; nach ihren beiden Enden zu, welche Nokken genannt werden, nimmt sie um ⅓ in der Stärke ab. — i. Große Marseraa, 1½ der Schiffsbreite lang; — j. große Bramraa; — k. große Oberbramraa. — l. Fokmast, der vorderste Mast; alles, was zu ihm gehört, wird durch die Beiwörter Fok oder Vor unterschieden. — m. Vorstänge, die erste Verlängerung des Fokmasts; — n. Vorbramstänge, die zweite Verlängerung desselben; — n.* Vortop. — o. Fokraa; — p. Vor-Marseraa; — q. Vor-Bramraa; — r. Vor-Oberbramraa. — s. Besanmast, der hintere Mast; seine Zurüstungstheile werden durch die Beiwörter Besan und Kreuz bezeichnet. — t. Kreuzstänge, erste Verlängerung des Besanmastes; — u. Kreuzbramstänge, zweite Verlängerung desselben, die aber nicht von allen Schiffen geführt wird, wo dann der Besan- oder Kreuztop u* um ⅓ verlängert werden muß; — v. Besanruthe; sie hängt nicht quer wie die andern Raaen, sondern in der Richtung des Kiels, und hat die Länge der doppelten Schiffsbreite; — w. Bageinraa, trägt kein Segel, sondern dient nur dazu, das Kreuzsegel zu wenden; — x. Kreuzraa; — y. Kreuzbramraa; — z. Kreuz-Oberbramraa. — aa. Bugspriet, ein vorn über den Bug sich neigender Mast, dessen Vorende mit einem Eselshaupt versehen ist; — bb. Klüferbaum, Verlängerung des Bugspriets; — cc. blinde Raa, Segelstange, die am Bugspriet befestigt ist.

Von Segeln zeigt unsere Tafel: 1. großes Segel; — 2. großes Marssegel; — 3. großes Bramsegel; — 4. großes Oberbramsegel; — 5. Fock oder Foksegel; — 6. Vor-Marssegel; — 7. Vor-Bramsegel; — 8. Vor-Oberbramsegel; — 9. Besan oder Besansegel; — 10. Kreuzsegel; — 11. Kreuz-Bramsegel; — 12. Kreuz-Oberbramsegel; — 13. Vorstagsegel oder Sturmfok; — 14. Vorstänge-Stagsegel oder Flieger; — 15. Vorbramstänge-Stagsegel oder Klüfer.

Von Tau- und Takelwerk bemerken wir hier nur, da der größte Theil durch die Segel gedeckt ist: 16. die große Wand, welche den Mittelmast festhält; — 17. Püttingtaue, welche den Wänden der Stängen und Bramstängen zur Haltung dienen; — 18. die große Stängewand; — 19. die große Bramwand; — 20. Fokwand; — 21. Vorstängewand; — 22. Vorbramwand; — 23. Besanwand; — 24. Kreuzstängewand; — 25. Kreuzbramwand; — 26. Vorbramstängestag; — 27. Vorstängestag; — 28. Fokstag und Fok-Losestag; — 29. großes Stag und großes Losestag; — 30. großes Stängestag und großes Losestängestag; — 31. großes Bramstängestag; — 32. Besanstag; — 33. Kreuzstängestag; — 34. Vormarse-Brassen; — 35. Oberbram-Brassen; — 36. Kreuz-Oberbram-Brassen; — 37. große Brassen; — 38. Besansgeren; — 39. Toppenants der Schiebblinde; — 40. Wasserstag. —

Der Macedonian.

Seebild.

(Mit Abbildung.)

Es war ein abscheuliches Wetter; der kalte Regen, von rauhem Nordwest gejagt, kam schräg daher, und ward durch alle Kleider gepeitscht. Schaudernd huschten die Badgäste über die öde Straße, um im Conversationssaal der Langenweile zu entgehen, die mit bleiernem Fittig die Stübchen des Miethhauses umschwebte. „Solch ein August sollte sich in's Herz hinein schämen vor seinem Wetter," schalt ein Podagrist, deren heitre Laune außer dem Schmerzanfall meistens unverwüstlich ist. „Lieber gar keins, als solches Wetter," murrte ein Hypochonder; „der Schande halber kann man doch nicht einheitzen, und so friert einem das Herz im Leibe." „Man sollte bei hochpreislichen Behörden einkommen," meinte ein Staatshämorrhoidarius, „daß dies Schwefelbad weiter aus dem Gebirge in's flache Land gelegt werden wolle, als wo die Witterung nicht so rauh, unbeständig, wie auch sämmtliche, respective Bad- und andre Gäste sehr beschwerend, bis jetzt zu sein gepflegt habe. Verehrungsvollst und sich damit rc. rc."

Ganz hinten, im kleinen, traulichen Cabinet, welches sie völlig einnahmen, saßen vier Männer von reifem, doch noch vollkräftigem Alter. Zweien davon sah man deutlich an, daß sie dem Militär angehören, und vielleicht die Schmerzen alter Wunden hier gern weggebadet hätten; der Dritte, obwohl, wie die Andern, in Civil, unterschied sich in der ganzen Kleidung und der Art, sich zu geben, wesentlich von ihnen. Seine Haltung war nicht militärisch aufrecht, eher gebückt, doch voll ernster Würde; sein Gang war breit, wie schaukelnd, doch unerschütterlich fest; sein Auge, kalt und ruhig, ward im Gespräch freundlich mild, bei raschem Aufblick streng und befehlend. — Es war der Kapitän der englischen Fregatte Macedonian, die zur Ausbesserung in den Docks von Plymouth lag, indeß der Kommandant alte Freunde auf dem Continent besuchte, zu denen auch der Doctor gehörte, der die vierte Seite des Tischs einnahm.

Der Seekrieg, sprach der Major von Randen, hat meiner Meinung nach einen großen Vorzug vor jedem Kampf auf dem Lande: das Ausreißen fällt weg! Eine Memme, mit ihrem sauve, qui peut, kann das bravste Regiment zum Stutzen, zum Wanken, zur schmählichen Flucht bringen. Am Bord ist nur im Kielraum für Weiber und Kinder insolange Sicherheit, wie das Schiff nicht sinkt oder auffliegt. Gemeinsame Gefahr, aus der nur braves Thun retten kann, ist eine tüchtige Stütze des edelsten, moralischen Muthes.

Sie haben noch einen wesentlichen Vortheil des Kampfs auf der See zu nennen vergessen, Herr Kamerad, sprach Hauptmann von Seebach, der den Seedienst in meinem Auge sehr hoch stellt: die große Unwahrscheinlichkeit der Gefangenschaft, ja die Unmöglichkeit derselben bei einem tapfern und ehrenhaften Anführer, der das Schiff sicher eher in die Luft sprengen wird, als sich ergeben.

Ich war schon einmal genommen und gefangen, entgegnete mit ruhigem Lächeln der Kapitän.

Sie! rief Seebach erstaunt, Sie scherzen!

Nichts weniger, versicherte der Seemann; der Doctor da war auch dabei. Es ist ein bedenklicher Fall, so ein sechs bis acht Hundert braver Bursche dem Gespenst der Ehre durch einen Fingerdruck zu opfern, und die That läßt sich nur in einer Lage entschuldigen, wie die des holländischen Kapitän Piperkoorn etwa, dessen Tod stets als Heldenthat glänzen wird.

Sie geben uns die Hoffnung auf zwei Erzählungen, lächelte Major v. Randen, doch wollen wir, wenn Sie gewähren, erst das Kaffeegeräth entfernen, und eine Bowle guten Punsch aufstellen lassen, der nach ihrem Recept bereitet, solchem Wetter schon die Wage hält. —

Sie werden, meine Herren, begann der Kapitän, schon öfter von der rücksichtlosen Verwegenheit, und dem rasenden Blutdurst der Seeräuber, welche die tausend schwierigen Kanäle zwischen den Inseln des indischen Archipels so unsicher und gefahrdrohend machen, gelesen haben. Dies grause Gewerbe gilt den Malaienstämmen jener Eilande für ein ritterliches, und wird auf leichten Proa's mit rasselnden Segeln von gespaltenem Rotang, zum Schrecken der unförmlichen chinesischen Djonken und der kleinen Küstenfahrer, ausgeübt. Jede Bucht, jedes Riff kennen die verwegenen Schiffer, und entkommen daher stets zum Verderben des Nachsetzenden, in diesem Gewirr von unbekannten Gefahren. Ist ein Schiff aufgerannt, so ist das gewaltigste verloren; wie Raben umschwärmen tausend Kähne das regungslose; Schauer giftiger Pfeile von Bogen und aus den noch gefürchteteren Sumpits oder Blasrohren geschossen, entmuthigen jedes Herz: denn jede Ritze bringt den gräßlichen Tod des Upassaftes, mit dem die Waffe bestrichen wurde, binnen weniger Minuten. Dann, wie ein Heuschreckenschwarm, stürzen sie auf die zusammengeschmolzene Mannschaft, und der geflammte Dolch, Kris, verschont nichts, was lebt, in wahnsinniger, toller Mordlust. So lange ein größeres Schiff in voller Fahrt ist, hat es bei einiger Wachsamkeit wenig zu besorgen, vorzüglich, wenn einige schwere Drehbassen ihre Kugeln senden können, ohne daß das Fahrzeug durch Wenden und Segelrichten im Curs genirt wird. Von ihrer Tollkühnheit mag Folgendes genügen. Ich fuhr mit der Fregatte Clio in der Straße von Bali unter steifem Musson, und hatte also nur wenige Mann auf Raaen und Deck nöthig; das Schiff hatte so das Ansehn sehr schwacher Bemannung, da alles im Raum den glühenden Sonnenstrahlen sich entzog. Da schoß eine Proa mit etwa dreißig Malaien aus einer Bucht hervor, beobachtend hielt sie eine Stunde mit uns gleichen Curs und — griff die Clio mit sechshundert Mann und vierunddreißig Kanonen an. Vier Kugeln bohrten sie in Grund, ohne daß ein Mann auf Deck erschien. Nun ließ ich ein Boot aussetzen, einige Schwimmer aufzulesen; sie stießen aber mit den Dolchen nach den Rettenden, und sanken lachend unter.

Der Kapitän Piperkoorn führte ein Schiff, welches dem holländischen Residenten auf Madura van Bronkhorst gehörte. Bei Palembang, an der Mündung des Sunsang, fiel eine todte Stille auf ihn, und ein und vierzig Proa's schwärmten gegen ihn heran, der zwei schlechte eiserne Kanonen, und zwölf Mann zu seiner Vertheidigung hatte. Diese schickte er in den Raum, und ergab sich ohne Schuß. Wenn er geschont werde, rief er, so wolle er ungeheure Schätze, die am Bord versteckt seien, übergeben. Da drängte Alles herzu, denn keiner wollte zu kurz kommen, und als das ganze Deck gedrängt voll stand, schoß er eine Taschenpistole in die Pulverkammer, die zum Handel gefüllt war. Nur zwei Menschen entkamen dem Tode, und brachten dem Eigenthümer die Nachricht; die Compagnie ließ dem Helden, der ein Drittel aller Piraten jener Gegend mit einem Schlage vertilgte, ein einfaches Denkmal auf Meduwa setzen. —

„Den Manen des Tapfern," rief der Hauptmann, und hob sein Glas —

Erweckt es nicht zu trübe Erinnerungen, sprach nach einer Pause der Major, so mögten wir Sie bitten, uns zu erzählen, wie es kam, daß die Flagge des Macedonian sank.

O keinesweges, lächelte der Kapitän, ich erinnere mich nur mit Vergnügen daran; nicht wahr, Doctor?

Beistimmend nickte dieser, und blies gewaltige Wolken.

Es war während der kurzen Mißhelligkeit von 1817, als der Macedonian von Cap Breton aus nach Porto Rico beordert ward, wo wir das Geschwader des Admirals der Station finden sollten. Ungefähr auf der Höhe der Bermuden ward ein Segel im Wind bemerkt, welches rasch gegen uns herab kam. Bald sahen wir an den niedrigen Masten und den unsymmetrisch breiten Raaen, daß es ein Yankee sein mußte, ehe der Rumpf noch über dem Horizont war. Wir wußten noch nicht, daß die Feindseligkeiten begonnen hatten, und setzten unsern Kurs ruhig fort, als eine volle Lage uns schon durch Mast und Segel prasselte. Sie wirkte auf's Verderblichste, denn der Besanmast


1847.
30

neigte sich sogleich, und fiel mit allem Segelwerk und dem endlosen Gewirr der zerrissenen Takelung das Deck entlang, so, daß wir uns, bis das Wrak geklärt war, regungslos beschießen lassen mußten, was Bruder Jonathan auch mit dem regsten Eifer und ganz heilloser Wirkung that, so daß Spieren und Stängen, kurz die ganze obere Bemastung sammt der Flagge, auf Deck lag. Nur unsre Unterdeckkanonen hatten dem Schlingel ein Paar Schlitze in seine breiten Segel gerissen, sonst war er so frisch, wie ein Maiblümchen. Es wäre Tollheit gewesen, unter solchen Umständen den Kampf fortzusetzen, und die Enterer zu erwarten, die wir nicht abweisen konnten. Ich ließ also das Bischen Feuer vollends einstellen, und hörte unter meiner wuthknirschenden Mannschaft seine drei Hurrah dem Siege! — Bald kamen die Boote und holten die Mannschaft zur starken Hälfte hinüber, und mit blutigem Herzen sah ich die Sterne der Union über mir flattern.

Die Amerikaner mogten noch nicht viel Gefangene in ihrem Leben gemacht haben, denn mit empörendem Hohngeschrei empfingen sie jedes Boot, welches uns holte und die Ihrigen hinüber schaffte, den Macedonian segelfähig zu machen, da jede Hand zur Hülfe hiebei von den Unsrigen störrig verweigert wurde. Und wie der Esel sogar nach dem sterbenden Löwen ausschlug, so hatte der Stuart des Kapitäns die Brutalität, einen derben Ochsenknochen dem zweiten Lieutenant an den Kopf zu werfen. Das war zuviel! Einen Tomahawk, der zur Hand lag, ergriff der Mißhandelte, und schmetterte ihn der Bestie durchs Hirn bis auf die Zähne! — Ich wollte abwehrend hinspringen, doch wie der Blitz zündet, entbrannte rings ein rasender Kampf. Zur Nothwehr erraffte ich einen der daliegenden Stutzsäbel, und sprang zu meinen Leuten, die die unvorsichtig in Menge herumliegenden Waffen wie Rasende schwangen. Nach fünf Minuten Blutarbeit war das Gefecht entschieden und das amerikanische Schiff unser. Jetzt, Doctor, erzählt Ihr, wie gings drüben zu.

Wahrhaftig, auch nicht wie im Conventikel, nahm der Arzt das Wort. Wie die Katzbalgerei auf dem Amerikaner losging, begriffen unsre Yankee's plötzlich, daß sie einen mächtig dummen Streich gemacht hatten, als sie so viel Hände abschickten, ein englisches Schiff frisch zu takeln, und wollten hurtig hinüber. Damit waren wir nicht ganz einverstanden, und der Tanz begann auch bei uns. Der Hochbootsmann schlug zuerst auf die Welschkornfresser los; zwar waren sie mehr, wie Zwei gegen Einen, doch wußten wir besser im Schiff Bescheid, wie sie, so daß sie doch alle Hände voll zu thun hatten, und unmöglich abkommen konnten. Sogar die Verwundeten krochen hervor und versuchten ihre Pistolen zu laden. Da sahen wir aber, wie die Sternflagge heruntergerissen wurde, und unsre Gegner hatten nicht Lust, ihre eigenen Kartätschen zu probiren; da suchten wir unsre ehrlichen Kreuze wieder auf — sie lagen noch unter dem Wrak des Mastes — und baten die Herren, hinunter in den Raum zu gehen, was sie auch ohne Säumen thaten.

Am andern Morgen sah der Macedonian so schmuck und flott aus, wie vorher, und auf der United States wehete Englands Flagge!

Drei Hurrah dem Sieg! jubelte der Major, und lustig klapperten die Punschgläser aneinander.

„Die Herren sind sehr munter und warm, sprach halbneidig der königliche Kanzleihämorrhoidarius, ich wünschte wohl zu wissen, ob dies Getränk, Punsch genannt, auch gehorsamst Unterzeichneten warm zu machen geeignet sein wollen dürfte: denn mich friert gar sehr, und ich kann meine Frau rebus sic stantibus, in absente nicht fragen — — —

Das Faulthier.

(Taf. 30.)

Die siebente Ordnung der Säugethiere, welche die Wenigzähnigen, Oligodonta, oder Zahnlosen, Edentata, umfaßt, kommt in ihren verschiedenen Gruppen nur in einer Beziehung, und zwar durch den Mangel der Vorderzähne, überein, stellt aber sonst Thiere von ungemein abweichendem Bau neben einander. Ein auf alle verschiedenen Gattungen der Ordnung passendes Bild zu entwerfen, gehört zu den Unmöglichkeiten: Einige haben verlängerte Rüssel, Andere abgerundete Schnauzen, Einige sind behaart, Andere in sonderbare Panzer gehüllt oder mit Schuppen bekleidet; die Einen sind an den Boden gebunden, wühlen und graben, und führen ein lichtscheues, zuweilen sogar unterirdisches Leben, während Andere nur auf Bäumen zu existiren vermögen, an jedem andern Orte aber, vermöge ihres Baues, die hülflosesten Geschöpfe sind. Einigen fehlen außer den Vorderzähnen auch die Backenzähne; Andere sind völlig zahnlos, bei Allen aber sind die Zehen mit zum Theil furchtbaren Krallen versehen, die ihnen übrigens nicht als Waffen, sondern allein zum Festhalten und zum Graben dienen. Nur in einer Hinsicht gleichen sich alle vier Familien, welche die Ordnung bilden, daß keine von ihnen jenen scharfen Instinkt besitzt, oder die Lebhaftigkeit und Gewandtheit, welche von den höher gestellten Thieren bei Aufsuchung der Nahrung, bei Vertheidigung und Selbsterhaltung, und überhaupt in den wechselnden Verhältnissen des thierischen Lebens zu Tage gelegt werden. Alle sind langsam in ihren Bewegungen, nähren sich größtentheils von einfachen, mühelos zu erlangenden Stoffen, und setzen, da sie wegen des Baues ihrer Glieder sich nicht durch schnelle Flucht zu retten vermögen, ihren Feinden Geduld und Lebenszähigkeit entgegen. Die Edentaten zerfallen in vier Familien, in Faulthiere, Gürtelthiere, Wurmzüngler und Schnabelthiere oder Monotremen; sie sind sämmtlich Bewohner heißer Klimate, und nur einige von ihnen, wie die Faulthiere, halten auch unter einem Himmelsstriche aus, der hinsichtlich der Wärmeverhältnisse mit dem italienischen übereinstimmt.

Von keinem Thiere ist so viel gefabelt worden,

als von dem in Amerika heimischen Faulthiere, dessen verschiedene lebende Arten unsere Tafel zeigt. Die äußere Gestalt des Thieres schon zog die Aufmerksamkeit und Verwunderung der ersten, das neue Land besuchenden Reisenden auf sich; die sonderbaren Berichte der Indianer über dasselbe wurden gläubig angenommen und verbreitet; am eifrigsten aber war Buffon gewesen, das arme Thier als ein phantastisches Spiel der Natur zu erklären, es darzustellen als beladen und heimgesucht mit zwecklosen Unvollkommenheiten, als geschaffen für Leiden, und selbst des geringen Erleichterungsmittels der Klagetöne beraubt, und doch ist es für die ihm gewordene Bestimmung ebenso vollkommen organisirt, als irgend ein anderes Wesen der organischen Schöpfung. Daß das Faulthier, als eigentliches Baumthier, welches nie das Bedürfniß der Bewegung auf ebener Erde, wenigstens nicht für größere Entfernungen, fühlt, nothwendig anders gebaut sein muß, als der grabende Nager oder das flüchtige Raubthier, um auf seine eigene Art und sonach zu seinem eigenen Glücke existiren zu können, liegt in der Natur der Sache; in dieser Beziehung ist es aber eben so reich und bewundernswürdig ausgestattet. Die Vorderglieder sind doppelt so lang als die Hinterfüße, die sich schief auf den Schenkeln einlenken. Das breite wie bei den Vögeln beschaffene Becken und die weit zur Seite gerichteten Schenkel verhindern die Kniee, sich einander zu nähern; die Handfläche oder Sohle aller Glieder steht schief und kann niemals platt auf den Boden gesetzt werden, da die eigenthümliche Stellung der Metatarsen dieses verhindert, und deßhalb tritt das Thier nur mit dem äußersten Rande des Fußes auf. Dem Kopfe des Oberschenkelknochens fehlt zur starren Befestigung das sogenannte runde Band, und während dadurch die Hinterglieder eine bedeutende Beweglichkeit erhalten, werden die Vorderglieder durch eine eigenthümliche, sehr feste Verbindung des unvollkommenen Schlüsselbeins mit dem Schulterblatte verstärkt. Das Faulthier erreicht die Größe einer starken Katze, ist überall mit zottigen Haaren bedeckt, hat ein nacktes, schwärzliches Affengesicht, einen länglichen Schädel mit einer Art Stirn, eine stumpfe Schnauze, seitwärts liegende, kleine Augen, zwei Zitzen auf der Brust, und ganz in der Haut verhüllte Zehen, die sich nur äußerlich durch ungeheure krumme, wenig biegsame, während der Ruhe nach innen umgeschlagene Sichelkrallen bemerklich machen. Muskeln, die einer unglaublichen Kraftäußerung fähig sind, fügen sich an die, mit zunehmendem Alter zu ganzen Stücken verwachsenden Zehenknochen, und gestatten dem Thiere, seine ganze Last an einem Arme aufzuhängen, und mit dem andern, lang ausgestreckten, nach einem entfernteren Äste zu greifen und ihn herbeizuziehen, wenn er Blätter oder Knospen zur Nahrung bietet, oder zur Fortsetzung seines Wegs benutzt werden kann.

Stedman, Prinz Max v. Wied und Waterton haben das merkwürdige Thier in den dichten Urwaldungen Süd-Amerika's, wo Schlangen, stechende Ameisen und andere giftige Insekten hausen, und Sümpfe und undurchdringliche Lianengehege die Schritte des Wanderers hemmen, beobachtet, und ihnen allein verdankt man die nähere und richtigere Bekanntschaft mit demselben. — Waterton, der zu wiederholten Malen die Waldungen Guyana's und Nordamerika's durchstreifte, beweist deutlich, daß dieses in seiner Art von allen übrigen vierfüßigen Thieren abweichende Thier, von der Natur bestimmt ist, auf den Bäumen zu leben und zu sterben, und nur im Standpunkt auf dem Baume, meint er, hätten es die Naturforscher untersuchen sollen. Es ist ein wenig bedürfendes und einsam lebendes Thier, welches, weil es einen guten Braten liefert, niemals den Jägern zu entkommen pflegt, und wenn einmal von Indianern oder Negern auf einem Baume entdeckt, nie aufgegeben wird. Seine Vorderbeine, oder richtiger gesprochen seine Arme, sind augenscheinlich zu lang, indeß seine Hinterschenkel sehr kurz sind, und fast die Gestalt eines Korkziehers haben. Die Formen und der Schluß der Arme und Beine an dem übrigen Körper machen das Faulthier unfähig, sich in perpendikulärer Richtung zu bewegen, und die Beine vermögen nicht, wie die Beine anderer vierfüßigen Thiere, den Leib zu tragen. Wenn man daher das Faulthier auf den Boden setzt, so berührt der Bauch den Grund, und das Gehen auf vier Beinen ist ihm gerade so unbequem, als wenn der Mensch auf allen Vieren laufen sollte. Auf einem glatten Boden kann das Faulthier daher gar nicht gehen, auf unebenem Boden dagegen, der durch Steine, Wurzeln oder Erhöhungen rauh ist, hält es sich mit den Klauen an diesen fest, und zieht sich so langsam vorwärts; seine Blicke und Bewegungen und die traurigen Töne, die es zu Zeiten dabei ausstößt, beweisen es, wie unbehaglich es sich auf dem Boden fühlt, und daß die Erde nicht das Element ist, auf welchem zu leben das Thier bestimmt ist. In der Wildniß bringt es sein ganzes Leben auf Bäumen zu, die es nie verläßt, es sei denn durch Gewalt oder Zufall. Waterton unterhielt mehrere Monate lang ein Faulthier in seinem Zimmer, nahm es oft mit außerhalb des Hauses, und legte es auf die Erde, um zu beobachten, wie es sich dabei benehmen würde. Auf rauhem Grunde half es sich mit seinen Armen einigermaßen vorwärts; aber es nahm seine Richtung stets nach dem nächsten Baume; legte er es dagegen auf ebenen und fest getretenen Grund, so schien es sich in Verlegenheit zu befinden. Am liebsten hielt es sich an der Lehne eines Stuhls, und wenn es sich so angeklammert hatte, so konnte es stundenlang hängen bleiben, und schrie bisweilen jämmerlich, um auf sich aufmerksam zu machen. — Wie der Affe und das Eichhorn ist das Faulthier auf Bäumen zu leben bestimmt, während aber der Lieblingsplatz jener Thiere auf den Zweigen ist, und sie ihren Aufenthalt ohne viele Unbequemlichkeit verändern können, ist der des Faulthiers unter den Zweigen, denn es bewegt sich nur, indem es an Zweigen hängt, und schläft sogar daran hängend, doch nicht kopfniederwärts, wie der

Vampyr. Um zu schlafen ergreift es einen Zweig, erst mit einem Arm, dann mit dem zweiten, und packt nachher den nämlichen Zweig mit den beiden Hinterfüßen; und wenn beide Arme und beide Beine in einer Linie liegen, scheint es sich am bequemsten zu befinden, und läßt den Kopf auf der Brust ruhen. — Wenn das Thier klettert, gebraucht es nie beide Arme zugleich, sondern erst den einen und nachher den andern, und wechselt mit beiden ab. Die Behaarung des Faulthiers ist eigenthümlich; das Haar desselben ist an der Spitze dick und grob, nach der Wurzel zu aber feiner als Menschenhaar; der Pelz gleicht im Aeußern so sehr der Farbe des Baummooses, daß man das schlafende Thier kaum wahrnehmen kann. — Das dreizehige Faulthier hat auf dem runden Kopfe gescheitelt herabhängendes Haar; das gelbliche, dünnbehaarte Gesicht ist mit einer weißen Stirnbinde gezeichnet; über den Rücken zieht sich ein langer Streif von sehr feinem schwarzen Haar, der wie in den Körper hineingedrückt zu sein scheint, und zu beiden Seiten desselben ist ein Raum mit eben so feinem gelben Haar bekleidet, während die Seiten, Brust und Bauch mit grobem, schmutzig weißem Pelz bedeckt sind. Da das Faulthier in tropischen Wäldern wohnt, wo die Zweige der Bäume in ihrem üppigen Wachsthume sich einander drängen, so ist es im Stande, von einem Baume zum andern zu kommen, um sich von den Blättern derselben zu ernähren. Waterton hat niemals einen Baum angetroffen, welcher völlig blattlos gewesen wäre, und vermuthet daher, daß ehe das Faulthier alle Blätter eines Baumes verzehrt hat, die dortige üppige Vegetation bereits wieder neue Blätter hervorgetrieben haben mag. Die Blätter des Trompetenbaumes, Cecropia peltata, scheinen seine Lieblingsnahrung zu bilden. Längs den Flüssen Süd-Amerika's beschreibt dieser Baum, der gewissermaßen den Weidenbaum der kälteren Zone vertritt, eine ununterbrochene Einfassung, die nur da dem hochstämmigen Urwalde weicht, wo der Boden eine festere Beschaffenheit erlangt hat, und nicht bloß aus neuangeschwemmtem Sande und Flußschlamm besteht. Ein bis zwei Fuß dicker, inwendig hohler, außen weißer Stamm von 30 — 40 Fuß Höhe, wenige horizontale Aeste, und gewaltig große, gelappte Blätter, geben ihm ein sehr charakteristisches Ansehen. Ohne den Boden zu berühren, geht das Faulthier langsam von einem Wipfel zum andern über, vertauscht jedoch seinen Aufenthalt nicht, so lange es Knospen, Blätter und junge Triebe in der Nähe finden kann. Zum Trinken scheint es kein oder nur selten Bedürfniß zu fühlen, und begnügt sich wahrscheinlich mit dem Thau, der sich in den nach unten zusammengerollten Blättern sammelt. Es geht eine Sage unter den Indianern, daß, wenn der Wind bläst, das Faulthier zu reisen anfange. Bei stillem Wetter hängt es unbeweglich an seinen Armen und Beinen, und pflegt sich nur beim Fressen zu bewegen, wagt aber da nie die Blätter an den äußersten Spitzen der Zweige zu verzehren, da die Zweige leicht brechen könnten, wenn es den Versuch macht, von einem Baum zum andern hinüberzugehen; sobald aber der Wind stark wehet, und die Zweige der verschiedenen Bäume in einander schlagen, tritt es stets seine Wanderung, oder vielmehr sein Fortziehen an, und da selten ein Tag in diesen Waldungen völlig windstill ist, wird seine Wanderung, wenn es ihm an Nahrung fehlt, auch selten unterbrochen. Regelmäßig 10 Uhr Morgens findet sich der Seewind ein, das Thier kann also bald nach eingenommenem Frühstück seine Reise antreten, und bis zur nächsten Futterzeit schon einen ziemlichen Weg zurücklegen; es klettert oder zieht sich ziemlich rasch vorwärts, und wer sein Steigen von einem Baum auf den andern wahrgenommen hat, wird das Thier selbst nie als Faulthier bezeichnen. — Eines Tages, erzählt Waterton, als wir über den Essequibofluß setzten, sah ich ein großes Faulthier mit zwei Zehen, auf der Erde am Ufer; wie es dahin gekommen, war uns unerklärbar, denn die Indianer sagten, daß sie niemals ein Faulthier in solcher Lage angetroffen hätten; schwerlich konnte es des Trinkens halber sich dahin verfügt haben, denn ober- und unterhalb der Stelle, wo es lag, berührten die Zweige das Wasser, und gaben ihm zum Trinken die beste Gelegenheit. Obgleich die Bäume nicht über 30 Fuß von ihm standen, so konnte es doch den kurzen Weg auf dem Sande nicht schnell genug zurücklegen, um die Bäume wieder zu erreichen, ehe wir landeten. Sobald wir ihm nahe kamen, warf es sich auf seinen Rücken und vertheidigte sich wacker mit seinen Armen. Darauf ergriff ich eine lange Stange, welche bei mir lag, hielt ihm solche hin, damit es daran fassen konnte, und brachte es an derselben nach einem hohen Morabaum, — mit wundervoller Schnelligkeit stieg es an diesem hinauf, und war in einer Minute an der Spitze des Baumes; alsdann nahm es seinen Weg zur Seite, palmte sich, an allen Vieren hängend, nach der Spitze eines Astes, ergriff den Zweig des nächsten Baumes, und kletterte oder schleifte sich so von einem Baum zum andern fort, bis in den dicken Wald, wo es bald gänzlich den Augen seiner Verfolger entschwand. — Was man vom zähen Leben der Faulthiere behauptet, ist völlig wahr; Waterton berichtet, daß das Herz eines Faulthiers noch eine halbe Stunde geschlagen hätte, nachdem es aus dem Körper genommen war, und daß nur Waurali-Gift das Thier schnell tödte. Für Stürze, die bei aller Muskelkraft des Thieres doch vorkommen können, hat die Natur weislich gesorgt, und die Hirnschale desselben besteht nicht, wie bei der Mehrzahl der Säugethiere, aus einer dichten und daher leichter zu zertrümmernden Schicht, sondern aus zwei sehr harten Platten, die wie bei den Vögeln, durch Knochenzellgewebe und geräumige Luftzellen getrennt sind, und das verhältnißmäßig sehr kleine Hirn bei Fällen und Stürzen vor Verletzung schützen. — Auf dem Boden angegriffen, wirft es sich stets auf den Rücken und sucht sich durch seine langen Arme zu vertheidigen, und seine Feinde, Hunde oder Schlangen, durch Umfassung zu ersticken; daß es mit dem Jaguar kämpfe, seine großen Krallen in dessen

Leib schlage, und das Thier so festhalte, ist eine Fabel. Oviedo nennt es spottweise den hurtigen Hund, Perillo ligero, und behauptet, daß es auf der Erde einen ganzen Tag brauche, um 50 Schritte weit zu kommen, und den Hals von einer Seite zur andern bewege, als wenn es staunte. Sein größtes Vergnügen sei, an Bäumen zu hängen, und seine Stimme, die es nur bei Nacht, und zwar von Zeit zu Zeit, erschallen lasse, seien allemal sechs Töne, als wenn Jemand mit fallender Stimme sänge: ha ha ha ha ha ha! Nach Max v. Wied ist ihre Stimme ein feiner, schneidender, lang aushaltender Ton, der keineswegs nach der Tonleiter fällt, aber auch nicht wie ai lautet, da er nicht zweitönig ist und das Wort Aï, mit welchem man dort das Thier bezeichne, in der Indianersprache „träg" bedeute. — Die Fortpflanzung verhält sich wie bei andern normalen Säugethieren; das Weibchen bringt nur ein Junges, mit Haaren, Klauen und Zähnen zur Welt, welches sich fest an die Mutter anklammert und lange Zeit von ihr auf dem Rücken herumgetragen wird. — Das Gebiß gehört zu den einfachsten der ganzen Säugethierklasse, indem die Schneidezähne fehlen, und die konischen Eckzähne den Backzähnen sehr ähnlich sind.

Bis jetzt sind vom Faulthier nur drei Arten bekannt, die man nach der Zahl der Zehen in zwei Gattungen geschieden hat.

Das dreizehige Faulthier oder der Ai, Bradypus tridactylus, Fig. 2., hat die Größe einer starken Katze, ist überall mit zottigen, röthlich grauen Haaren bedeckt, ist unten weißlich, und hat zu beiden Seiten des dunkleren Rückens weißliche Längsstreifen; es hat drei Krallen an allen Füßen, einen sehr kurzen Schwanz, unvollkommene Schlüsselbeine, und ist das einzige Säugethier, welches 9 Halswirbel hat. — Man findet es überall im Norden Süd-Amerika's, am Amazonenstrome, in Brasilien, in Guyana, in Columbien, Guatemala, nirgends aber im Westen der Andenkette.

Das gefleckte oder Halsbandfaulthier, Bradypus torquatus, Fig. 1, ist größer als das vorige, hat Arme, die fast so lang als der Leib sind; im Nacken einen schwarzen, langhaarigen Flecken wie ein Halsband, und ein gelbliches Fell; es hat mit dem vorigen gleiches Vaterland und gleiche Lebensart. Quoy und Gaimard bekamen ein solches Thier in Rio Janeiro, und erhielten dasselbe zehn Tage lang lebendig. Auch diese Naturforscher bemerkten bei weitem nicht die Langsamkeit, welche man diesen Thieren zuschreibt: es stieg binnen 20 Minuten vom Verdeck bis auf den Top eines Mastbaums von 120 Fuß Höhe, legte also in der Minute 6 Fuß an einem ziemlich glatten Gegenstand zurück; einmal stürzte es sich, wie es schien, absichtlich in's Wasser, wo es gut schwamm, und mit viel schnelleren Bewegungen als beim Klettern. Sie gaben ihm drei Tage lang die Blätter des Trompetenbaums; als dieselben ausgingen, reichten sie ihm allerlei Arten von Gemüse; es rührte aber nichts an, als die Stengel von Sellerie, fraß diese aber nur, wenn man sie ihm in's Maul steckte. Es starb, wahrscheinlich weil es zu lange der Sonne ausgesetzt war. Die anatomische Untersuchung wies nur acht Halswirbel statt neun nach.

Das große oder zweizehige Faulthier, auch Unau genannt, Bradypus didactylus, Fig. 3, bildet eine eigene Gattung, Choloepus. Es wird gegen zwei Fuß lang, hat einen ganz kurzen, höckerförmigen Schwanz, ein mehr zugespitztes Gesicht, weniger lange Vorderfüße, an diesen nur zwei Krallen, dickere und spitzigere Eckzähne, vollkommene Schlüsselbeine, 23 Rippenpaare und 7 Halswirbel, wie andere Säugethiere, und ein einfarbiges, braunröthliches, am Bauche lichteres Fell. Man findet es nur in den einsamsten Waldungen Guyana's und des nördlichen Brasiliens, doch ist seine Lebensart noch nicht in seinem Vaterlande beobachtet worden. Der Marquis v. Montmirail kaufte eines, das man aus Surinam gebracht hatte, in Amsterdam, wo man es mit Schiffszwieback nährte, im Sommer aber mit Laub fütterte, das es aber nur fraß, so lange dasselbe noch zart war. Er selbst ernährte es drei Jahre lang mit Brod, bisweilen auch mit Aepfeln und Wurzeln; es nahm die Nahrung stets zwischen seine zwei Vorderkrallen, um sie zum Munde zu bringen. Es schrie nur selten, und nie zweimal hinter einander; am liebsten hing es sich verkehrt an einen Ast, und schlief in dieser Lage, die vier Beine dicht beisammen. Seine Muskelstärke war unglaublich groß; sein Gang war mehr ein Nachziehen oder Schleppen des Körpers, übrigens war es nichts weniger als langsam, und konnte des Tages mehrere Mal den höchsten Baum auf- und absteigen. Gegen Abend war es stets am muntersten, zeigte aber nie eine Leidenschaft, nie Spuren von Erregung, und verrieth während seiner ganzen Gefangenschaft nie die geringste Aufmerksamkeit oder Intelligenz, ja es unterschied sogar seinen Wärter nicht.

Vorweltliche Faulthierarten von riesenhafter Größe, hat man ebenfalls in verschiedenen Theilen Amerika's entdeckt, die sich in ihren Körperverhältnissen zu den jetzt lebenden Edentaten, wie der ausgewachsene kräftige Mann zu dem neugebornen Kinde verhalten. Die ausgedehnten Ebenen von Buenos-Ayres und Patagonien, die in ihrer geologischen Bildung den jüngsten Formationen angehören, bergen eine Menge Knochen und sogar ganz vollständige Skelette riesenhafter Thiere, die noch Niemand absichtlich aufsuchte, und die nur durch Zufall entdeckt und nach Buenos-Ayres, und von dort nach Europa gebracht wurden. Unter diesen steht das am Fluß Luxan, sieben Stunden von Buenos-Ayres, entdeckte Skelett des Riesenfaulthiers, Mylodon, obenan, welches Owen in London auf's Genaueste untersuchte. Es hat die Größe eines Elephanten, und seine riesigen Knochen, die eine Dicke besitzen, die in der Jetztwelt völlig beispiellos ist, setzen bei demselben entsprechende Beugungsmuskeln voraus, die dem Thiere eine furchtbare Kraft verliehen haben müssen. Der Bau der Zähne ist wie bei dem Ai, und beweißt, daß

jenes Geschöpf sich von Blättern und Pflanzen genährt haben müsse; bei seiner Größe und dem Gewichte seiner Knochen kann es jedoch nie Bäume ersteigen, sondern dieselben abgebrochen oder mit den Wurzeln ausgerissen haben, zu welcher Voraussetzung man durch den Bau des Skeletts berechtigt ist: ein erstaunlich breites Becken, Hinterglieder, deren einzelne Knochen kleinen Säulen gleichen, und ein sehr fest gebauter, mit großen Muskeln versehener Schwanz unterstützen, wie ein Dreifuß, den Körper, dessen vordere Hälfte in halb aufrechter Stellung die Baumstämme umfaßte, umstürzte oder abbrach. — Ein ähnliches Riesenthier, Megatherium genannt, wurde bereits 1789 an demselben Flusse, drei Stunden südwestlich von Buenos-Ayres, im aufgeschwemmten Lande gefunden, und von dem Vicekönig, Marquis Loreto, nach Madrid geschickt, wo es noch aufgestellt ist; das Skelett des Thieres, welches 12 Schuh lang und 7 Schuh hoch, und fast vollständig war, hat im Schädel, dem gipfelförmigen Jochbein und den Zehengliedern viel Aehnlichkeit mit denen der Faulthiere; 1839 entdeckte man ein zweites, weniger vollständiges Skelett am Rio Salado, welches Woodpine-Parish, der britische Konsul, ankaufte und an das Museum in London sendete. — Auch in Nord-Amerika finden sich Ueberreste fossiler Faulthiere, von denen Jefferson das erste unvollständige Exemplar in Virginien entdeckte und Megalonyx, Riesenkrallenthier, benannte; es ist nicht viel größer als ein Ochs, aber von ungleich schwererem Knochenbaue. Eine andere Art desselben Thieres fand man in Kentucky, bis jetzt aber noch kein vollständiges Skelett.

Erinnerungen einer alten Eiche.

Im Braunschweig, nicht weit von der ehemaligen Universität Helmstädt, heben sich die waldigen Höhen des Dorm; ihm gleichlaufend stehen des Elmes rundliche schöne Kuppen, und zur Linken, trotzig, wie die Ritter, welche einst auf ihr hausten, ragt die Achse empor. König Lothars herrlicher Dom, den er sich und der männlich klugen Richenza zur Grabstätte erbaute, schaut aus dem Städtchen Königslutter herab in's üppig fruchtbare Thal, welches die klaren Wellen der Schunter wässern. Da, wo es am breitesten sich dehnt, hat ein freundliches Dorf sich hingelagert, und auf einem sanft anschwellenden Hügel vor ihm steht ein stattliches Forsthaus, mit vielendigen Hirschgeweihen am Giebel. Aus einem Fensterchen hoch oben am Dache, schallten an einem lauen Spätsommerabende die weichen, so innig ansprechenden Klänge eines Waldhornes. Der alte Oberförster Ude schlug unwirsch das Fenster der Wohnstube zu, und blies gewaltige Wolken aus der Meerschaumpfeife. Laß doch offen, Papa, bat seine hübsche Tochter, der Georg bläst ja so schön!

Ja, für Frauenvolk, das mag sein, schalt der Alte, aber eine muntere Fanfarre, ein tüchtiges Hallali, bei dem der Hirsch verendet, und die Hunde heulen, hab ich noch nicht von ihm gehört!

Dafür singe ich mit, wenn er ein schönes Lied beginnt, Väterchen, lachte Caroline, und das wird dir doch lieber sein, wie der Chor deiner Meute — Horch — Im Walde schleich ich still und wild — —

Der Förster stieß das Fenster wieder auf, hörte mit augenscheinlichem Wohlgefallen das sinnige Lied, zu dem er den Baß leise intonirte bis zum Ende, ohne jedoch seine böse Laune los zu werden. Ist's nicht ewig Jammer und Schaden, deklamirte er mit allem, ihm möglichen Pathos, daß meines seligen Bruders einziger Sohn, ein Vollblutjäger, so verwahrlost auf zwei Beinen herumlaufen kann?

Verwahrlost, Alter? frug die Oberförsterin. Die hochpreisliche Finanzkammer und du selbst nannten den Bewirthschaftungsplan, den er neulich eingereicht, ein Meisterstück, die Karte vom Dorm, die er beigelegt, ein Muster von Treue und Nettigkeit, und die Taxation des Revierbestandes durchaus untadelig.

Das ist's ja eben, wetterte der Onkel, ein Förster ist er freilich, aber kein Haar von einem Jäger!

Wer hat denn vorigen Winter ganz allein den Wolf eingekreist und erlegt, wie eben Georg, opponirte Caroline.

Von allen Schießen in der Runde holt er uns die besten Gewinnste, widersprach die Mutter.

Ja, höhnte der zornige Förster, eine geputzte Fahne, ein Dutzend Zinnteller, ein Bündel Flachs und dergleichen Lappalien, aber hat er dir auch schon einen Hasen, einen Rehbock, einen Feisthirsch geliefert? Ja, Basta, weder Feder noch Haar! — Allenfalls Raubzeug schießt er zur Noth — aber ein Fuchs ist ein schlechtes Essen. —

Er mag kein harmloses Leben vertilgen, entschuldigte Linchen.

So soll er nach Chandernagor segeln, und am Irawaddy oder Burremputer seinen gebenedeiten Leichnam dem Ungeziefer Preis geben, wie zu lesen steht von den Braminen im Pfennigmagazin. — Aber noch nicht genug des mondscheingelben Rühreis, auch auf die Bäume überträgt er jetzt sogar seine Empfindelei. Vorhin befahl ich dem Breymichel, die alte Eiche dahinten bei der Teufelsküche fällen zu lassen, die Steine wegzuschaffen und den Platz versuchsweis mit Akazien zu besetzen. Ja, du lieber Gott, was hat der Mensch nicht alles geschwatzt! Der junge Aufschlag, der alte ehrwürdige Stamm, der germanische Altar und der merkantilische Vandalismus, alles durcheinander zu einem tollen Kohl, wie ein Roman der neuen Manier. Er soll heim und Schulmeister werden an einem Institut für angehende Jungfrauen, die man sonst Backfische nannte. Hier ärgern wir einander zu Tode! —

Georg hatte bei offenen Fenstern und dem honoren Organ des Herrn Onkels kein Wort der ganzen Unterhaltung verloren. Er nahm die Büchse von der Wand, schnallte den Hirschfänger um, und schlich leise die Treppen hinunter. Er stieg den Berg hinan, und

schlenderte auf schwellendem, moosigen Waldpfad weiter. Ein Rudel Hirsche auf einer Lichtung, denen er unter dem Winde herangekommen, äste vertraut fort; nur zuweilen hob ein Gallthier den feinen Kopf, richtete das weite Gehör nach allen Seiten, und griff dann wieder begierig in den jungen masten Klee. Zunächst dem Jüngling stand ein mächtiger Kronhirsch. Wie würde der gute Onkel sich freuen, wenn ich dir eine Kugel durch's Herz jagte, du edles Thier, doch brauchst du solche Heimtücke von mir nicht zu fürchten, flüsterte Georg leise. Ein Rehbock mit der Gais kam gehoppelt, plötzlich sah er sich in der Nähe des Erbfeindes, und laut schreckend flog er auf behenden Läufen davon. Donnernd, wie ein Trupp Reiter, brachen die Hirsche durch's Holz, und wehmüthig starrte Georg ihnen nach. Einsam, klagte er, wie das schleichende Raubthier, steht der Mensch in der Schöpfung und — durch seine Schuld! Nur des Kindes Unschuld lockt aus Wohlwollen noch das harmlose Thier, weil es dem Paradiese und seinen Engeln näher steht; der vernünftige Mensch zähmt und pflegt, um zu nützen, lockt um zu tödten! — Und dennoch will er den Mord, an sich verübt, als das unnatürlichste aller Verbrechen strafen — —

Er hatte den Kamm des Berges erstiegen. Einsam auf der Haide stand hier ein Altar Wodans aus mächtigen Granitblöcken geschichtet, deren oberster auf der breiten Fläche die gebogene Rinne zeigte, in der einst das Blut der Opfer abfloß. Ueber ihn streckte eine uralte, riesige Eiche die knorrigen Aeste, deren Laub leise im Nachthauch flüsterte. Der Mond streute seine gespenstigen Lichter durch die dürre, weißglänzende Krone, daß sie sich scharf, schier erschreckend dunkel, auf dem falben, kurzen Rasen umher abzeichnete. Eine Schleiereule, schon seit langen Jahren die Bewohnerin eines Asthohls, zischte und fauchte unheimlich zwischen den grellen Rufen, mit welchen sie eine nahe Wetterveränderung verkündete.

Georg hatte sich, auf dem Opfersteine sitzend, an den rauhen Stamm gelehnt. — Auch dich, mein alter Liebling, sprach er leise, auch dich wollen sie schlachten dem Mammon. Unter dem Braukessel, oder noch schlimmer, unter der Branntweinblase eines privilegirten Giftmischers sollst du schmauchend verkohlen, da dein altes Holz wohl keine helle Flamme mehr gibt. Der gesunkene Altar Wodans, den du so lange beschattet, soll gebrochen, und auf der Straße, die der rastlose, rennende Verkehr zue schmutzigen Bahn sich ebnete, zu Koth zermalmt werden. Die Letzte der wehmüthig frohen Stunden, in welchen ich mich zurückträumte in jene Zeiten, die dich jugendkräftig sahen, ist gekommen, und mit blutendem Herzen soll ich dich fallen sehen.

Der Nachtwind rauschte durch die Zweige und — war es Täuschung, war es Wahrheit, der Jüngling vernahm deutliche Worte.

Ich danke dir, Mensch kurzer Jahre, für dein Mitgefühl. Staune nicht, daß ich zu dir rede, dem Reinen lebt, dem liebenden Herzen spricht die Tochter Allvaters, die Natur, mit tausend deutlichen Zungen; nur der Schuld, der trüben Selbstsucht ist sie todt und stumm. Beklage mich nicht: mein Geschick ist erfüllt, und lebensmüde kehre ich zurück zum Busen Hertha's, dem ich entsproß. Drum klage nicht das Ende des Vollendeten!

Georg war aufgesprungen, und starrte zur Krone hinauf; bald jedoch hatte er sich gefaßt. So lebhaft, lächelte er, so angenehm hat noch kein Traum mich geneckt. Ich möchte wieder einschlafen, deine Geschichte erzählen zu hören, alter, lieber Freund!

So sitz wieder hin, ich will sie gern dir erzählen, rauschte vernehmlich der Baum, und verdutzt, von frommer Scheu ergriffen, gehorchte der Jüngling.

Ich erwuchs, vernahm er, zu der Zeit, als Carol, der blutige Franke, die sächsischen Stämme bedrängte, und wohl erinnere ich mich des Tages, als Wittechind, ihr Herzog, auch hier an dem Altar, auf dem du sitzest, Wodan und den Walkyren reiche Opfer brachte, Sieg zu erflehen. Alboin Stollberg, der starke Graf von der Wernigs Rodung, stieß dem herrlichen weißen Roß das breite Schwerdt in's Herz, daß es sogleich zusammenbrach. Die Druiden öffneten sein Eingeweide und fanden die günstigsten Zeichen. Kaum war ich damals einer Lanze hoch, doch nie habe ich die Nacht vergessen, in der die Fürsten und Priester hier den gewaltigen Rücken des heilverkündenden Opferthiers schmausten, und viele Urhörner mit Meth von Hand zu Hand gingen. Am Schluß des Mahls, als der Morgen schon dämmerte, gelobte Wittechind vor den Fürsten und Grafen der Sachsen, die ihn umstanden, hinfort das weiße Roß im Schilde zu führen, und er hat Wort gehalten, bis auf seine heutigen Enkel. Er erinnerte die sämmtlichen Ger- und Heermannen an den Kampf der Norddeutschen gegen die Römer, der vor kaum einem Baumesalter erst in jener Gegend mit Vernichtung der Feinde geendet hatte, in welcher jetzt ebenfalls geschlagen werden sollte. Er wies hin auf die Abkunft der Sachsen von jenen Cheruskern, Katten, Hercyniern, und ermahnte sie, zu einem Volk geworden, doch die allen Vätern gemeinschaftliche Tapferkeit, das theure Erbgut, nicht zu verläugnen, und, wie damals unter dem Herzoge Armin, heute mit ihm für die Asen*), Herd und Volkessitte zu kämpfen. Nur Ueberraschung durch ungewohnte Waffen und Fechtart, habe die Sachsen zurückgedrängt, und die Irmensäule, die Ehresburg den Franken in die Hände gegeben. Die Entheiligung des alten Mals, der Mord, Raub, Brand der Christen, die nach solchem Thun noch die Stirn haben, ihren Glauben den Besseren, Gerechteren, Milderen zu nennen, heische Rache, der Thors Hammer und Odins Donner vorkämpfen werde! — O, hätte damals einer der begeisterten Helden mich zum Schaft seines Gers gehauen, mit welcher Freude hätte ich das Leben hin-

*) Götter.

gegeben, um im Schlachtgewühl, statt im Wehen des Sturms, zu sausen. West- und Ostphalen sammt den Angrariern erhob sich in dieser Nacht, und die Franken wurden bis über den Main gejagt.

Dreißig Jahre kämpfte Wittechind gegen Carols Uebermacht, und lehrte in mancher heißen Schlacht die Franken das weiße Roß fürchten; so bei Buchhold, bei Hilbeck, und besonders am Süntel, wo das Heer Carls sammt seinen Führern modert. Die ganze Kraft Galliens, Italiens und dreier Viertheile von Deutschland, mußte ein Leben hindurchkämpfen, um die kleinen Stämme zwischen Elbe und Weser endlich zu erdrücken und ihren letzten unbesiegten Rest, zehn Tausend Männer, Weiber und Kinder, aus der Heimath zu treiben, welche den Wilzen und Obotriten geschenkt wurde um sie durch feste, vom Ufer entfernte Wohnsitze des Seeraubs zu entwöhnen. — —

Nun mußte das arme Volk sich mit heiligem Wasser den Kopf benetzen lassen, und Priester kamen zu ihm, die vom guten heiligen Christ erzählten, der den Menschen allen zu lieb eines grausamen Todes gestorben sei. Mir gefiel der eiserne, hohe Muth, mit dem diese Männer sich in das erbitterte, besiegte, bedrückte Land wagten, und wahrlich, ihre Lehre tröstete wunderbar jedes wunde, freudlose Menschenherz mit milden Hoffnungen auf ein Jenseits, was ein Baum zwar nicht begreift, aber die Priester der alten Götter knirrschten, und schürten die Flammen im Stillen;

— Hurtig, blast die Lichter aus,
und facht das Feuer an! —

zitirte Georg leise aus seinem Beranger, ohne daß die Eiche Notiz davon nahm.

Endlich glaubte ein junger frommer Mann durchgreifen zu dürfen und zu müssen. Eben, als beim Julfeste hier das Opfer bereitet ward, trat er vor, predigte vom guten, großen Allvater, wie er keine andern Götter neben sich dulde und blutige Opfer ihm ein Greuel seien. Freya nannte er Maria, und Fenris, den Wolf Hela's, den Teufel. Um Allvater wohlgefällig zu sein, forderte er das Volk auf, Hain und Blutaltar zu stürzen, doch starr und stumm stand die gaffende Menge. Da hob er ein Beil, und mit kräftigem, hallenden Schlage trieb er es in eine uralte Eiche neben mir. Der Druiden Chor begann plötzlich dumpfen tiefen Sang, bei dem das Volk schaudernd sich abwandte vom frechen Schänder des Heiligthums. Nun stürzten die Diener der Priesterschaft hervor, den Apostel zu ergreifen, als ein junger Edeling, der als Geisel länger unter Christen gelebt, das Schwerdt zog, ihn zu schützen. Alle Priester stürmten heran und überwältigten die kühnen Männer. In dunkler Nacht aber nahte ein Zug wieder meiner Höhe. „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun,“ hörte ich des Apostels Stimme flehen; dann ward er, und nach ihm der junge Edeling, auf dem Steine geopfert. Als ihr warmes Herzblut mir an die Wurzel floß, schauerte ich, bis zum Gipfel! — —

Doch alle dies Blut floß umsonst. Der Glaube der Christen ist der aller Unglücklichen, Bedrückten; und das war das ganze Sachsenvolk. Statt der kühnen, tapfern Männer, die in Walhalla Kampf und Gelage, ihre Freude, wiederfanden wenn sie über Bifrost bogige Brücke gezogen waren, welche der Weltenbaum Ygdragill, der aus Wodans eschenem Lanzenschaft erwuchs, beschattet, zogen Jesu Jünger Demüthige, Gottergebene, die jede Rache in Gottes Hände legten, und deren Himmel ein seliger Frieden war. Nur noch in verschwiegener Nacht sammelten die Druiden und ihre treuen Anhänger sich hier und an anderen Altären der Asen, und die Christen, wenn sie im Thal des Festes lohen Glanz sahen, zu dem seine Theilnehmer in der alten Waffentracht, den Schädel des Ur, des Schelch, des Bären, statt des Helmes auf dem Haupt, und in die Haut des Thiers gehüllt — kamen, glaubten Odins wüthendes Heer, oder gar ihr eigener Teufel mit seinen Unholdinnen, bankettire da!

Und immer stiller ward's um mich, immer öder; der starke Ur, der Wisent, der Bär, meine Lieblinge, warden immer seltener, und verschwanden endlich ganz, zuweilen erstieg der glutaugige Luchs noch die untern Aeste, um auf den vertraut daherziehenden Hirsch sich herabzustürzen, und ein tückischer Wolf schlich durch's Dickicht. Menschen kamen nur ungern in meine Nähe: das viele vergossene Blut machte den Ort unheimlich; dagegen forstete der Edelfalk in meinem Gipfel, und schüttelte im Morgenstrahl beutegierig die langen Schwingen.

Eines Tages im Herbst ward es lebendig im Thal da unten. Nach Süplingburg, wo die Herzogin Hof hielt, kam die Nachricht, ihr Herr und Gemahl, Herzog Lothar, sei am 30. August 1125 zum römischen Kaiser erwählt, doch kaum hatte ich zwölfmal die Blätter gewechselt, so brachte man seine Leiche. Heinrich, der stolze Bayerfürst, empfing den Sarg des Schwähers vom Grafen Waldeck, der sie aus Tyrol, wo der Kaiser in einer Bauernhütte gestorben war, hergeleitet hatte. Er ahnte nicht, als er auf einer Eberjagd in meinem Schatten rastete, wie nahe das Unglück sein Haupt umschwebte. Ihn bezeichnete sein Gefolge als den einzig wählbaren Fürsten für Carols Stuhl, dessen Krone, Scepter und Reichsapfel seine Schwiegermutter, die kluge Richenza, auf fester Burg hütete.

Einen Reichstag hatte die Kaiserwittwe ausgeschrieben nach Quedlinburg, wohin der Fürst am andern Tag abzugehen dachte. Da keuchte ein Bote heran; Albrecht der Bär hatte Quedlinburg, seine Stadt, geschlossen, und verlangte Krone und Reich für sich. Es ist ja wahr, höhnte der Herzog, er ist der Enkel Eilikas, der ältern Tochter Magnus Billungs, und ich nur Wulfhildens, der Jüngeren; auch bringt der arme Fürst der Nordmark das Reich nicht in die Gefahr der Abhängigkeit, wie man es von dem Herzog Bayerns und Sachsens fürchtet. Doch, auf jetzt, den Bären in Salzwedel zu hetzen: die Sauen mögen Frieden haben.

Ehe ich neue Blätter gewann war Konrad der

Hohenstaufe römischer König, Herzog Heinrich der Stolze geächtet, Albrecht dem Bären sein Herzogthum Sachsen übertragen, während Leopold, der Oestreicher, sein Bayern empfing. Nur mit vier Rittern entkam Der, welcher vom Lech bis zur Nordsee seine Farben wehen sah, hierher. Um ihn sammelten sich in Pilgerkleidern seine Getreuen, und wie Albrecht Alles gewonnen zu haben glaubte, überfiel ihn Heinrich und bedrängte den Dränger so, daß er zum Kaiser flüchten mußte. Aber seine Kraft war mit seinem stolzen Selbstvertrauen gebrochen, und, kaum 37 Jahre alt, bettete man ihn neben Lothar; den kühnen Frauen Gertrud und Richenza ward die Pflicht, seinen zehnjährigen Sohn Heinrich zum Löwen zu erziehen. Ich habe ihn nicht gesehen, den edelsten der edeln Welfen; Krieg war seine ernste Jagd, und nur selten konnte er in seinem Brunswyk rasten.

Der wilde Hakelnberg durchschwärmte desto öfterer die Forste. Mit unersättlicher Begier hetzte er alles hohe Wild, und Kurt von Neuhaus, dort über Steinum, war sein rastloser Genosse. Nicht blos das Thier des Waldes aber, sondern der armen Menschen bange Schaar klagte vor dem, der jeden Seufzer hört, über beide schrecklichen Dränger. Da begab sich's, daß ein angeschweißter Keuler den Hakelnberg übel schlug bei Appenrode am Harz, und er ward auf ein Schlößlein gebracht, welches Fräulein Ursel von Berken bewohnte, die, das Hifthorn an der Seite, zumeist neben ihm auf einem falben Roß dahinsprengte, und der Bauern noch weniger achtete, als der Hakelnberg selbst. Die Wunde ward sehr bös, da der Ritter den Wein nicht missen mogte, und wie der Tod ihm nun näher trat, da brachte der alte Waffenmeister Wulf einen Priester, dem sollte er beichten. Der erzählte dem Sterbenden, der ihm unwirsch zuhörte, viel von der Ruhe der Seligen im Christenhimmel, bis der wilde Jäger auffuhr: Pack dich fort, Pfaff!

Wenn ich nur bis zu deinem jüngsten Tag jagen und hetzen dürfte, so wollt ich von dir und deinem Altweiberhimmel nichts wissen. — Das war's, worauf Fräulein Ursel nur gewartet hatte. Am Bart schleppte sie den greisen Priester aus dem Gemach, und stieß ihn die Treppe hinab, dann ergriff sie das Hifthorn, und blies rauhe, gellende Töne, bei denen die Meute im Hof heulend aufsprang und den Alten anfiel und zerriß. Als sie von der schändlichen Hatz in's Zimmer trat, war der Ritter verschieden. Laut schrie das Fräulein auf im ungebändigten Schmerz, dann knüpfte sie einen Leitstrick an einen Wandhaken, und erhängte sich selbst. Alles floh die grause Stätte, nur der alte Wulf bestattete die entstellten Leichen im Grasgarten hinter dem Hause; ein Steinmetz, der die Gegend durchstrich, hieb zwei Steinplatten, die in ungeweihter Erde die Gräber decken.

Ganz recht, sprach halb schlummernd Georg, ich habe die rohen Bilder mit der Umschrift der Namen erst vor ein Paar Monden gesehen, im Garten des einsamen Gehöfts bei Wytelade.

Hast du die wilde Jagd des Ritters, mit der Tut-Ursel zur Seite, auch schon hinbrausen hören über die Gipfel in den Mitternächten? frug der Baum.

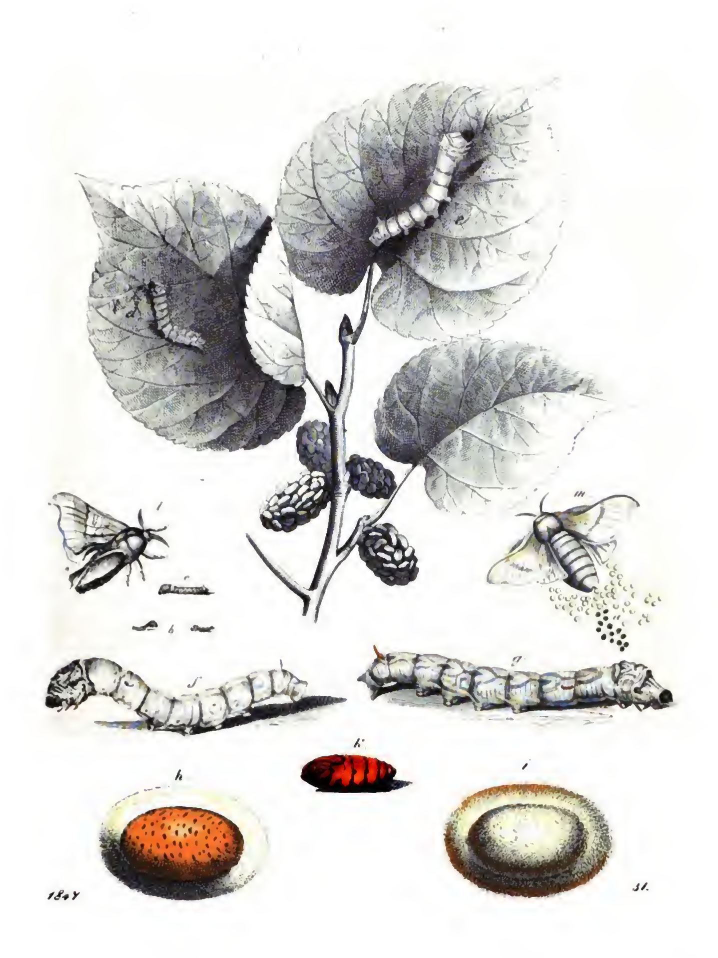
O nein, entgegnete der Jüngling, das ist ja nur Aberglauben, alter Freund!

Aberglauben? rauschte die Eiche; o ihr kluges Geschlecht von Eintagsfliegen! Wo hört Euer Glauben auf, und beginnt das, was Ihr Aberglauben zu nennen beliebt. Glaubt dreist, was Euch warnt und bessert, wenn Ihr es auch nicht in Maaß und Zahl fassen könnt. Der Blitz, der ehrende Furchen meinem Stamm hinunter zieht, die zarten Elfen, die im Mondschein mich umtanzen, der magnetische, wärmende Strom, der meine Wurzel umspielt, das Heer der Wichtelmännchen und Waidfeger in Wald und Flur, — sie sind Euch Weisheit oder Narrheit, je nachdem Ihr sie auffaßt und begreift: Letzteres ist aber ziemlich wenig, schon darum, weil Ihr euch so damit brüsten zu können meint. Wie könnte die Natur noch zu Euch reden, da es Euer Streben ist, Euch ihr möglichst zu entziehen? Was Ihr Selbstständigkeit, oder gar Bildung nennt, ist weiter nichts als Eigenliebe und Selbstsucht, die geradezu dem höchsten Gebote Eures hehren Lehrers widerstrebt.

Mögtest Du nicht lieber in Deiner Erzählung fortfahren? fragte Georg etwas kleinlaut.

Auch das, willfahrte die Eiche. Kurt von Neuhaus, der Gefährte Hakelnbergs, sollte durch die Gerechtigkeit seines Gleichen fallen. — In dunkler Nacht versammelten sich hier vor mir dreizehn verhüllte Männer. Auf die Platte des Altars legte der Erste das heilige Buch, den Zweig der kriechenden Weide, und einen blanken Dolch. Den Kläger rief er auf, und mit grausem Ton klagte der den Ritter von Neuhaus schändlichen Mords an vor den Richtern der heiligen Vehme. Einen Bauern habe er, als er das Wild von seinem Acker mit Steinwürfen jagte, gepeitscht bis zum Tode. Das entsetzte Weib, welches vor ihm kniete, habe er mit den Sporen gehauen, daß sie sammt ihrem Säugling im Jammer versiecht sei. Die Ritter riefen Wehe! der That; doch Einer mahnte an das Recht der Jagd, und die Gewalt des Adels über die Bauern. Der Meister aber entgegnete ihm: Ohne Ansehen der Person, sprach er, sollen und wollen wir richten, da der Arm der Fürsten den Frevel nicht zu bändigen vermag. Bauer und Ritter sind M e n s c h e n, von denen der Geringere oft dem weisen Auge mehr ist, wie der mit Wappen und Helm. Wer die saure Arbeit des Aermeren in grausamer Selbstsucht zerstören läßt durch das Wild, daß er das noble Vergnügen der Jagd habe, und der Arme dadurch in bange Noth geräth, sammt den Seinigen, — der ist ein Mörder seines Bruders, und um so schlimmer als er glaubt, der Ritter- oder Fürstenmantel sei ihm gegeben, schmutzige Unthat damit zu bedecken.

Drei Freitag-Nächte ward die Klage wiederholt, und, da der Beklagte nicht erschien, sein Urtheil gefällt. Dort, an dem Ufer der Lutter, wo die Mühle klappert, lag an einem Morgen der Ritter Kurt erstochen.



In der Rinde der alten Linde daneben sah man drei Kreuze, und las „de hillige Vehme". Da ward der Ritter auch eingescharrt; seine Burg aber brach der Feind!

Jahr auf Jahr verrann, und ich mußte erkennen, daß meine Lebenssonne sich senke. Im Astloch brütete zuerst die flinke Meise, und suchte mir die Wickler (Tortrix viridana) ab, doch bald fand ein Staar das Hohl schon weit genug für sich. Auch er sammt seiner muntern Familie war mir nützlich; wenn er den Maikäfer nicht verfolgte, so entging ihm doch kein Engerling, der sich über dem Boden zeigte, und pickte er emsig die Eier und Raupen der Nonne (Bombyx monacha), der Stamm-Motte (Bombyx dispar) und des fatalen Ringelspinners (B. neustria); der Goldafter (B. chrysorrhoea) konnte, zu meinem wahren Behagen, gar nicht aufkommen. In den Astgabeln nistete der muntre Fink, der krächzende Häher pflanzte meine Eicheln weit umher, die Gallwespe impfte meinen Blättern schöne rothbackige Aepfel, und dicht umgrünte mich fröhlicher Aufschlag, unter dem einige nachbarliche Fichten gern ihren zarteren Anflug bargen. So war ich glücklich im Glück Anderer, und dies, Mensch, mögte wohl das beste Glück sein — auch ist die Erinnerung in stillen Nächten, dem, welchem sie keine Unthaten zeigt, ein milder, labender Genius.

Da zum ersten Mal überfielen mich die Prozessionsraupen! Alle meine lieben muntern Vögel thaten, was sie konnten — Alles umsonst — vernünftige Menschen sogar, die dem ekeln, finstern Gewimmel zu nah kamen, mußten, vom scharfen, staubigen Koth beschmutzt, Beulen und Schmerzen ertragen. Mir war's der Tod! Besenkahl stand ich alter Baum im grünen Forst, und schon im folgenden Winter konnte ein Marder da hausen, wo ich die Staare geherbergt, als ihn ein Jäger erlegte, folgte endlich die alte Eule. In den hohlen Stamm schlüpft auf der nächtlichen Streife der belfernde Fuchs, und stört mir die armen, bangen Haselmäuse, die dort ihre Vorrathkammer haben, und kein fröhliches Eichhorn besucht mich, da ich keine Früchte mehr tragen kann. Alles Ungeziefer naht dem Abgelebten, und kriecht an mir herum — sogar einfältiges Menschenpack.

Vor einigen Wintern kamen drei goldsüchtige Narren herauf. Der Vordere trug in beiden verdreheten Händen die Gabel einer Haselstaude, die, an gewissem Tage geschnitten, ihm Schätze zeigen sollte. Die Angst der Dummheit stierte aus den einfältig-gemeinen Fratzen, als ihr Führer seinen unsinnigen Spruch anhub:

> Ich beschwöre dich, Sommerlatte,
> Aus des Waldes grüner Matte:
> Daß du mich weisest so recht und klar,
> So gewiß und wahr,
> Als Maria eine reine Jungfrau war,
> Wo Gold und Silber liegt blank und baar!

Dabei rutschte er auf den Knieen um den alten Blutaltar her, bis zu dreien Malen die Wünschelruthe auf ungefähr die gleiche Stelle schlug, welches in so gezwungener Haltung, meiner Meinung nach, durch ein schier unwillkürliches Wanken geschehen kann. — Nun glaubten sie, ungeheure Reichthümer gefunden zu haben, wo meine Wurzeln ringsum nur Erde und Gestein durchkrochen hatten. Am Neumond kamen sie, den Hort zu heben. Einen Kreis legten sie von Schädeln und morschen Knochen, sprengten Weihwasser darüber, lasen tolle Beschwörungen, und zündeten mit einer Kirchenkerze ein Gefäß mit Weingeist an, in welches sie ihre letzte Habe, einige Goldstücke, opferten. Beim Auflohen der blauen Flamme ward einer alten Wildkatze, welche gerade für diese Nacht in einer Astgabel Quartier gesucht hatte, die Sache verdächtig. Mit weitem Satz, und drohendem Spucken warf sie sich herab, zwischen die Schatzgräber, die in toller Flucht schreiend bergab polterten! — Mit dem ersten Morgenstrahl kam ein Jude von Steinum herauf. Mit weitem Auge starrte er die albernen Vorbereitungen an, und trat behutsam näher; als er aber das Gold in der Schüssel sah, fuhr er zusammen. Schmäys Kis, flüsterte er, gimmel Lusem!*) raffte sie hurtig auf, und huschte wie ein Fuchs durch's Gebüsch.

Immer öder ist's um mich geworden, keiner meiner Genossen hat mit mir ausgedauert, und kaum die Berge sind die alten geblieben, drum falle ich gern, mein Ziel ist erreicht!

Georg seufzte tief. Wenn es nur nicht durch mich geschehen sollte, sprach er weich: ich kann kein Leben stören!

Hüte Dich, rauschte der Baum, Gefühl mit Empfindelei zu verwechseln, die am Ende Grausamkeit gegen das eigene Geschlecht wird. Ein Hirsch, ein Hase, kann nach Umständen so schädlich werden, wie ein Wolf, wenn er die Felder verwüstet, und nützliche Obstbäume zu Dutzenden benagt. Allvater gab jedem seine Waffe, dem Wilde die scharfen Sinne, die Schnelligkeit. So ist's denn ein ehrlicher Krieg zwischen Euch: und wenn du ein Thier nicht unnütz und grausam quälst, so erfüllt es nur seinen Zweck, wenn du es zu deinem Nutzen tödtest. Den Mann ehrt besonnene Kraft, und schändet Weichlichkeit. — Fahr wohl, der Mond sinkt, die Dämmerung wogt herauf, mein Wort verstummt! Fahr wohl, Mensch! —

Georg ermunterte sich, wie aus schwerem Traum; der Morgenwind blies kühl vom Elm herüber, ihn fröstelte. Er sprang auf, und ungewiß, waren seine Erinnerungen Wahrheit oder Dichtung Morpheus, betrachtete er wehmüthig, doch noch schlafbefangen, die alte morsche Eiche. Langsam stieg er die Höhe herab, gegen das Forsthaus, denn es kränkte den Onkel, wenn einer der Hausgenossen beim Morgenimbiß fehlte, und Tante und Linchen sorgten gar ängstlich. Eben trat er aus dem Wald, und vor ihm, im gilbenden Hafer as'te ein Rudel Hirsche, muthwillig einander jagend, und mehr zertretend, wie weidend. Die Worte der

*) Meiner Seele, vier Goldstücke!

Eiche standen plötzlich klar vor seinem Sinn, leise hob er die Büchse — der Stecher knakte, der Schuß krachte hinaus, und der stolze Kronhirsch stürzte im Feuer zusammen, indeß das Wildprett auseinander stob.

Mit klopfender Brust, zwischen Scham und Trotz schwankend, trat er endlich in's Wohnzimmer. Nichts Neues gesehn, auf der Streife? frug nach kurzem Gruß der Onkel.

Nein, Onkel!

Hast Du kein Wildprett gespürt, daß der Kreiser und ich uns heut Abend anstellen könnten? Ich soll schnell einen Hirsch liefern.

Im Haferfeld, vor der dritten Richtstatt, am Pfaffenkopf, liegt ein Vierzehner, — kannst Du den nicht brauchen?

Ein Vierzehner! rief aufhorchend der Alte, wer hätte den geschossen —

Ich, Onkel, antwortete Georg leise. Ich denke in Zukunft zu schießen was du befiehlst. Es ist ein ehrlicher Krieg, sagte die Eiche, und Weichlichkeit schändet!

Er ging hinaus, den Hirsch hereinzuschaffen, der Oberförster wußte indeß nicht recht, ob er Gott danken dürfe, da die Citation des Ausspruchs der Eiche, ihn ein gelindes Rappeln des Neffen nicht ganz unwahrscheinlich machte. — Nach einigen Tagen, in welchen er Georg im Zimmer beschäftigt, und fleißig die Dose mit schwarzem Pariser präsentirt hatte, rapportirte der Kreiser: die alte Eiche an der Teufelsküche habe der Sturm der letzten Nacht niedergeworfen. Es sei nur noch Rinde und Splint, durchaus nichts Nutzbares mehr, daran gewesen. —

Im kommenden Frühling führte der neu ernannte junge Revierförster, unser Georg, seine Cousine Caroline, die zugleich seine Braut war, auf die lustige Höhe des Dorne. Auf dem germanischen Altar rastend, erzählte er ihr sein Abentheuer mit der alten Eiche, doch stellte er es in ihr Belieben, ob sie es der Wirklichkeit oder dem Traume zuweisen wolle.

Wir lassen die Sache am Besten schwebend, entgegnete das Bräutchen klug, dann kann uns Niemand wundersüchtig oder roh ungläubig heißen. Ich glaube gehört zu haben, daß man's in der heutigen Wissenschaft oft auch so macht!

Schmidt.

Die Seidenraupe,

ihre Wanderung, Nahrung und Erziehung.

Die Seidenraupe stammt aus dem nördlichen Theile des chinesischen Reiches, aus der Provinz Serika, daher der latein. Name Sericum für Seide. — Die Natur hat dort vor Jahrtausenden schon Wälder von weißen Maulbeerbäumen hervorgebracht, auf denen die Seidenwürmer sich ernährten und vermehrten. Viele Jahrhunderte hindurch mögen da die Menschen auf denselben die Seidengespinnste gesammelt und aus denselben, so gut als möglich, Zeuge verfertigt haben. Die Waare brachte, da sie selten und theuer war, und durch die ganze bekannte Welt verhandelt wurde, außerordentlichen Gewinn. — Bei der steten Vermehrung der Bevölkerung, auch um den Armen eine Erwerbsquelle zu eröffnen, wurde später durch die Kaiser von China die eigentliche Seidenzucht, die Hausseidenzucht, eingeführt, durch welche man weit mehr und auch bessere Seide erhielt. — Die Kaiserin Si-ling-chi, Gemahlin des großen Kaisers Hoang-ti, der 2700 Jahre vor Christi Geburt lebte, wird als die Begründerin derselben angegeben. Sie förderte die Seidenzucht auf alle mögliche Weise, und pflegte selbst, mit ihrer weiblichen Umgebung, in den kaiserlichen Gemächern die Seidenwürmer durch die abgenommenen Maulbeerblätter, zum öffentlichen Beispiele und zur Nachahmung. So wie die chinesischen Kaiser den Feld- und Gartenbau auf die höchste Stufe zu bringen suchten, so bemühten sich die Kaiserinnen von nun an den Seidenbau zu heben, das Abhaspeln der Cocons und das Weben der Seide, die fernere Bearbeitung der Stoffe rc. zu vervollkommnen. — Vom Hofe aus verbreitete sich die Seidenzucht in alle Theile des Landes, und gewann nach und nach einen solchen Aufschwung, daß sie die Hauptquelle des Reichthums wurde, und China das Land der unerschöpflichen Seide hieß. Durch den Handel kamen die Seidenzeuge vor und nach in alle Länder Asiens. Die Phönizier, die Haupthandelsleute der alten Welt, brachten sie später nach Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien. Sie waren so hoch im Preise, daß ein Pfund verarbeitete Seide mit einem Pfunde Gold bezahlt wurde. —

Viele Jahrhunderte hindurch war für Europa die Seidenzucht ein Geheimniß. Ungeachtet aller Mühe und Anstrengung, ungeachtet großer Verheißungen, vermochte man nicht, dasselbe zu ergründen. Dieses währte bis etwa zum Jahre 550 nach Christi, in welchem 2 christliche Mönche in Konstantinopel erschienen und dem Kaiser Justinian die Kunst des Seidenbaues, die sie auf ihren Missionsreisen in China erlernt hatten, anboten. Der Kaiser war darüber hoch erfreut und beschenkte sie reichlich. Da sie indeß nur Samen des Maulbeerbaums bei sich hatten, glaubend, daß, wenn die Bäume etwas heranwüchsen, die Raupen von selbst, wie in China, sich einfinden würden, mußten sie, ermuntert durch des Kaisers große Versprechungen, nach China zurück, die Wurmeier zu holen, worauf daselbst für den die Todesstrafe stand, der sie außer die Gränzen des Reiches brachte. Glücklich kamen sie, in ihren ausgehöhlten Wanderstöcken die Wurmeier verbergend, im Jahr 555 zurück und begannen die Seidenzucht mit gutem Erfolge. Auch hier in Griechenland waren es die edeln Damen, die das Geschäft der Seidenzucht mit ihrem Gesinde und ihren Kindern übernahmen und den Seidenbau, wie die Behandlung der Seide, im Lande verbreiteten und beförderten. —

Lange Zeit blieb Griechenland im Alleinbesitze des Seidenbaues in Europa. Erst unter Roger I., König

von Sicilien und Neapel, der viele Städte Griechenlands erobert und die Einwohner als Gefangene nach Sicilien führte, wurde 1146 die Einführung des Seidenbaues in diesem Lande, später auch in Kalabrien und dem übrigen Königreiche Neapel, begründet. Auch Neapel bewahrte das Geheimniß der Seidenzucht, diese ergiebige Quelle des Reichthumes, lange Zeit hindurch. Erst im 16. Jahrhundert wurden in Ober-Italien Maulbeerbäume gepflanzt und der Seidenbau eingeführt. Vorzüglich erwarb sich Philibert, Herzog von Savoyen und Piemont, der auch den Oelbau in Flor brachte, um denselben große Verdienste. — Nach und nach wurde Italien, wie es jetzt noch immer mehr oder weniger der Fall ist, das Hauptland der Seide. —

Für das übrige Europa ging es mit der Kenntniß des Seidenbaues eben so langsam. Zuerst verbreiteten sich die seidenen Zeuge aus den griechischen und im Mittelalter aus den italienischen Fabriken in Frankreich und Deutschland. Sie waren aber alle noch sehr kostbar und wurden als höchste Zierde gehalten. So trug Karl der Große über seinem linnenen Wams und Unterkleid nur eine seidene Leibbinde. Karl V. nahm noch 1547 bei einer Musterung seines Heeres seinen kleinen mit Sammt überzogenen Hut ab, damit er vom Regen nicht naß wurde. —

Unter Heinrich IV. wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts der Seidenbau in Frankreich eingeführt. Von der Wichtigkeit desselben für sein Land überzeugt, ließ dieser große König Millionen Maulbeerbäume anpflanzen, wodurch die Seidenzucht bald so bedeutend wurde, daß Frankreich nicht nur die 4 Mill. Fr., die man damals für Seide an das Ausland zahlte, behalten konnte, sondern auch mehrere Mill. Fr. aus der Fremde dafür bezog, mithin gewann. Unter Ludwig XIV. wurden, besonders durch die Bemühungen des Ministers Colbert, die Seidenfabriken so zahlreich, daß sie bis zur Stunde die reichste Quelle des Wohlstandes in Frankreich ausmachen. —

Deutschland zählt schon 3 Epochen der Seidenzucht, wovon die 2 ersten unter die verunglückten gehören. Um 1670 wurde, nachdem schon viele kleine Versuche vorhergegangen waren, eine Gesellschaft von den bedeutendsten Familien in München zum Betriebe der Seidenzucht gegründet, die viele tausend Gulden zusammenbrachte, dafür Maulbeerbäume und Grains (Wurmeier) aus Italien bezog, große Gebäude zum Seidenbau aufführte und Alles darauf einrichtete, die Seidenzucht gleich im Großen zu beginnen. Da dieses nicht ging und nicht gehen konnte, entstanden bald Prozesse, die Gesellschaft lösete sich auf und der große, schöne Plan war gescheitert. Keiner wollte mehr Etwas vom Seidenbau wissen. —

Unter Friedrich dem Großen begann die zweite Epoche. Auf seinen Feldzügen sah er zufällig eine Seidenanstalt bei Torgau in Sachsen. Durch die aus Frankreich, wegen des Widerrufs des Edicts von Nantes ausgewanderten und in Berlin und der Umgegend angesiedelten Seidenarbeiter auf diesen Gegenstand noch mehr aufmerksam gemacht, legte er bedeutende Maulbeer-Plantagen an, ließ große Gebäude errichten, Belehrungen über die Behandlung der Maulbeerbäume und der Seidenwürmer gratis vertheilen, und setzte für die, welche sich mit der Seidenzucht beschäftigten, bedeutende Prämien aus. Gleiches geschah in der Grafschaft Hanau, in Württemberg, in Ansbach und Baireuth. Besonders kräftig wirkte dafür Karl Theodor in der Rheinpfalz. Er ließ über 80,000 Maulbeerbäume pflanzen. Als er 1777 nach Bayern kam, suchte er auch hier den Seidenbau wieder zu beleben und ließ viele tausend Bäume setzen, Samenschulen anlegen ꝛc. — Im Jahr 1781 errichtete er in München eine eigene Seidenzucht-Direction. — Bei so allgemeiner Anpflanzung der Maulbeerbäume, die schon in Millionen vorhanden waren, durfte man wohl der Hoffnung Raum geben, daß Deutschland recht bald seinen eigenen Bedarf an Seide selbst erziehen werde. Leider ging sie nicht in Erfüllung. Während in Italien und Frankreich der Seidenbau immer mehr zunahm, ging in Deutschland jede Anstalt dazu wieder zu Grunde. In Preußen wurde unter der Regierung Fr. Wilhelm II. die Fürsorge für die Anpflanzung und Erhaltung der Maulbeerbäume sehr eingeschränkt, und in Folge dessen verminderte sich auch der Seidenbau. Dazu kam, daß viele Seidenzüchter aus Unverstand, oder verführt durch die Italiener und Franzosen, die unser Clima und unser Land nicht kannten, Fehler über Fehler machten. Wegen Futtermangel gingen viele Raupen zu Grunde; viele starben an der Gelbsucht, verursacht durch zu große Hitze, nasses Futter und schlechte Pflege. — In Bayern lag die Schuld des Mißlingens an den Privilegien der Seidenbau-Gesellschaft, denen zufolge die Gemeinden gezwungen waren, die Bäume theuer zu bezahlen und die Cocons für geringes Geld abzuliefern. Die übertriebenen Bestrafungen, Belästigungen und Nebenkosten erbitterten die Unterthanen vollends und machte den Seidenbau so verhaßt, daß später, als sich die Gesellschaft auflösete, in kurzer Zeit viele hunderttausend kleine und große Bäume verschwanden. Vor und nach kam die Seidenzucht so in Verruf, daß sie in allen Gegenden fast gänzlich einging, und nur Einzelne, die ein besseres Verfahren kennen gelernt und die Raupenzucht lieb gewonnen hatten, sich noch damit beschäftigten. Die franz. Revolutionskriege gaben dem Seidenbau den letzten Stoß, fast alle Maulbeerbäume wurden umgehauen, und er kam bald gänzlich in Vergessenheit. Das Schlimmste dabei war, daß der Gebrauch der Seide nicht nur ab-, sondern so zunahm, daß selbst die niedrigsten Mägde seidene Stoffe trugen, und Deutschland für seinen Bedarf dem Auslande außerordentliche Summen zahlen mußte. —

Vor ungefähr 25 Jahren begann die dritte Epoche. Durch die Bemühungen des Staatsrath v. Hazzi kam die Seidenzucht in Bayern auf's Neue in Betrieb und fand so allgemeinen Anklang, daß im Jahr 1824 schon eine Deputation für dieselbe begründet wurde. Maulbeersamen und viele tausend Bäume wurden vertheilt, demjenigen, der Futter hatte (von den noch übrig ge-

bliebenen Maulbeerbäume der zweiten Epoche) wurden Grains unentgeltlich verabreicht und durch öffentliche Blätter und kleine Schriften Belehrung über die Behandlung der Würmer &c. verbreitet. Von vielen Seiten schickte man hierauf schöne und preiswürdige Cocons ein und theilte die erfreulichsten Resultate mit. Seit dieser Zeit ist man auf die Vermehrung der Bäume bedacht gewesen und bestrebte sich, diesen wichtigen Theil der Landescultur zu heben und zu vervollkommnen. — Die Fortschritte des Seidenbaus in Bayern erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarstaaten. Bald hatte der Seidenbau wieder Freunde in Menge, die diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache brachten und zu Versuchen aufmunterten. Herr Bolzani in Berlin lieferte schon im Jahre 1825 den Beweis, daß der Seidenbau mit eben demselben Erfolge, sowohl was die Qualität und Quantität des Productes, als was die Kosten und den Geldgewinn betrifft, in Preußen so gut als in Mailand und Piemont, wo er auch noch nicht 300 Jahre besteht, betrieben werden könne. Er gewann über 1000 Pfund Cocons, die über 100 Pfund feine Seide gaben. Durch Schrift und That suchte er nun wie der Herr Regierungs-Rath von Türk zu Klein-Glienicke bei Potsdam, den Seidenbau wieder in Flor zu bringen. Vermittelst einer Muster-Anstalt, die noch besteht, strebte letzterer vorzüglich dieses zu erzielen. Aus mehreren Provinzen wurden auf Staatskosten Personen nach Klein-Glienicke geschickt, um die Seidenzucht, das Haspeln der Seide &c. practisch zu erlernen. Obschon es nun erwiesen ist, was sich vorzüglich durch die Berliner Gewerbe-Ausstellung im Jahr 1844 ergeben hat, daß die jetzt im Preuß. Staate gewonnene Seide in Betreff der Qualität bedeutend besser ist, als die unter Friedrich dem Großen, so ist doch in Betreff der Quantität noch viel zu wünschen übrig, da das Quantum der in Preußen gewonnenen Seide noch nicht 2000 Pfund, und beim Tode Friedrich des Großen bei 14,000 Pfund betrug. — Diese Verminderung ist theils der Ausrottung der Bäume während der Kriege, theils den noch immer herrschenden Vorurtheilen über die Seidencultur überhaupt zuzuschreiben; auch können die Anpflanzungen, welche in jüngster Zeit seit Wiederaufnahme des Seidenbaues geschehen sind, nur langsam den erlittenen Verlust decken. — Daß der allgemeinen Einführung der Seidenzucht nur Vorurtheile, Mangel an Ausdauer, Unkenntniß u. dgl. und nicht das Klima hinderlich sei, darüber spricht sich ein eifriger Seidenzüchter an der Mosel, Herr Köner zu Zell, folgendermaßen in einem Aufsatze aus: „Die Erfahrung ist, wie überall, auch bei der Seidenzucht, die nächste und beste Lehrerin, und die von einzelnen Seidenzüchtern gewonnenen Resultate bilden gewiß den richtigen Maßstab für die Beurtheilung über Möglichkeit, den Seidenbau heimisch zu machen, als über seine Vortheile und Nützlichkeit. Das Klima von ganz Deutschland ist, wie Erfahrung und sorgfältige Beobachtung gezeigt haben, im Allgemeinen dem Seidenbau günstiger als das in Italien.“ — Aehnlich lautende Ansichten finden sich fast in allen landwirthschaftlichen Zeitschriften. Dennoch will es mit der allgemeinen Einführung dieses herrlichen und lohnenden Culturzweiges, der schönsten Erwerbsquelle für arme und bemittelte Familien in Städten und auf dem Lande, nicht recht voran. Weil einige Jahre dazu hingehen, bevor die Maulbeerbäume so weit sind, daß sie zur Seidenzucht benutzt werden können, weil der Gewinn, so lange es an Laub fehlt, gering ist und nur klein sein kann, hat der Landmann, der, wenn er säet, auch bald ernten will, wenig dafür übrig und bekümmert sich, trotz aller Aufmunterung und Nachweise eines lohnenden und glücklichen Erfolges, nicht darum. — Wie es jetzt bei uns ist, so war es früher in Frankreich und Italien und allen den Ländern, die dem Seidenbau gegenwärtig ihren Wohlstand und die Erhaltung einer so bedeutenden Bevölkerung verdanken. Im Departement Lyon sind jetzt bei 100,000 Arbeiter mit der Seidenzucht beschäftigt und beziehen dadurch jährlich an Arbeitslohn 30 bis 40 Mill. Fr. — Bei der ersten Anpflanzung der Maulbeerbäume war das Volk so erbittert, daß es viele gewaltsam niederhieb und deßhalb von Seiten des Militairs eingeschritten werden mußte. Was würde heute Lyon ohne den Seidenbau sein, und wie würde es dem Volke ergehen, wenn diese wichtige Nahrungsquelle nichts mehr darböte. — Auch der früher angeführte verdienstvolle Herzog von Savoyen und Piemont, Emanuel Philibert, fand bei der Einführung des Oel- und Seidenbaues dieselben Vorurtheile und Hindernisse, wie sie jetzt bei uns sich vorfinden. Durch seine Thätigkeit, durch seine Ausdauer, endlich auch durch Ueberzeugung, Erfahrung und Gewohnheit wurden sie besiegt und Ober-Italien nach und nach der Hauptsitz der Seidenzucht. —

Aus diesem erhellt zur Genüge, daß, wo nicht die Regierungen durch anhaltenden, strengen Zwang und durch bedeutende Kosten die Anpflanzungen des weißen Maulbeerbaumes vorläufig gründen, fortdauernd unterhalten und alle Vorurtheile dagegen kräftig unterdrücken, sich der Seidenbau keiner allgemeinen Theilnahme, wenigstens nicht in kurzer Zeit, erfreuen werde. Möchte es deßhalb dahin zum Heil und Segen der Mit- und Nachwelt bald kommen! Möchten die Väter der Gemeinden es sich zur Aufgabe machen, durch unentgeltliche Vertheilung von Samen, 2- bis 3jährigen Sämlingen zu Hecken, 6- bis 8jährigen Stämmen von guten Sorten zur Anpflanzung an Wege, auf Gemeinde-Grundstücke, Begräbnißplätze &c., durch Anlegung von Samen- und Baumschulen, und später durch Einrichtung von Haspel-Anstalten, den Seidenbau einzuführen. Die Begründung und Beförderung des Wohlstandes ihrer Mitbürger würde sicherlich der schönste Lohn für ihre segensreiche Bemühungen sein. Zudem erfordern diese Maßregeln sowohl an sich, als in Vergleich mit ihrem Zwecke einen sehr unerheblichen Kostenaufwand, und doch könnte vermittelst desselben schon recht Vieles erreicht werden. — Gutsbesitzer können für sich und ihre Kinder nicht besser sorgen, als wenn sie fleißig Maulbeerbäume anpflanzen, denn nach Aller Erfahrung ist kein Zweig der Landwirthschaft so einträglich, als eine gehö-

hörig betriebene Seidenzucht. Wollen sie den Seidenbau nicht selbst betreiben, so können sie, wie es in Italien allgemein geschieht, das Laub verpachten und sich dadurch jährlich eine Einnahme von einigen hundert, ja tausend Thalern und mehr sichern. Ein Pächter in der Lombardei hatte vor einigen Jahren durch die Seidenzucht eine Einnahme von 2163 Thlr. und 10 Sgr.; der Antheil des Gutsbesitzers war für die Ueberlassung des Laubes, des Raumes, der Grains ꝛc. die Hälfte, mithin 1081 Thlr. und 20 Sgr. Möchten ähnliche Erfolge auch von unsern Gutsbesitzern recht bald mitgetheilt werden können!

Die Grundlage zur Seidenzucht ist der Maulbeerbaum. Obschon derselbe aus wärmern Gegenden, aus China, Japan, Persien, Griechenland, Italien und Frankreich, erst nach und nach zu uns kam, so beweiset uns doch die Erfahrung, daß er sich an das Clima Deutschlands so sehr gewöhnt habe, daß man denselben in Preußen, Bayern, Böhmen, Oestreich und Sachsen, ja selbst in Schweden, in der Gegend von Stockholm, unter dem 59. Grade nördl. Br. noch mit gutem Erfolge erziehen könne. Gedeiht nun der Maulbeerbaum, die Nahrungsquelle der Seidenraupe, in so verschiedenen Gegenden, so muß auch der Seidenbau in Deutschland allgemein gedeihen; mithin kann das Clima demselben nicht hinderlich sein, denn nicht einige oder mehrere günstige Jahre haben die Maulbeerbäume in Deutschland, sondern streng anhaltende Winterkälte haben sie mehr als ein Jahrhundert hindurch glücklich überstanden.

Der Maulbeerbaum gehört, wie der Nuß- und Kastanienbaum, zu den Pflanzen mit halbgetrenntem Geschlechte, bringt mithin männliche und weibliche Blüthen an einem Baume zugleich hervor. Die männlichen Blüthen bestehen, wie beim Nußbaum, in Kätzchen; die weiblichen sitzen in rundlichen dichten Büscheln und bestehen aus 2 gekrümmten Stempeln mit 4 Staubfäden, aus welchen sich das Beerchen bildet, indem es zu einem länglichen, sehr saftreichen Fruchtknoten anschwillt, welcher aus lauter kleinen Beerchen besteht, deren jedes ein einzelnes Samenkorn enthält. Der Baum wird in gutem Boden stark und groß, und erreicht bei gehöriger Wartung ein Alter von 300 Jahren. Noch jetzt finden sich Maulbeerbäume vor, die bei feierlichen Gelegenheiten vor mehr als 300 Jahren zu Allan, zu Seddin bei Potsdam ꝛc. gepflanzt wurden. — Das Holz ist ein vortreffliches Nutz- und Brennholz, ist fest und eignet sich besonders zu Fässern, Gefäßen, Reifen, auch zu Drechsler- und Tischlerarbeiten. Die Wurzeln sind goldgelb, in der Jugend weich und markig und breiten sich weit aus. — Aus der Rinde oder dem Baste der Aeste und Zweige kann man Stricke, sogar feines Bind- und Nähgarn, auch ein ziemlich weißes und feines Papier machen. Die Beeren dienen dem Menschen zur Speise, auch zur Fütterung des Viehes. Sie besitzen sehr viel Zuckerstoff, lassen sich daher sehr gut zu Syrup, Essig und Zucker verwenden. — Die Blätter sind groß, theils herzförmig und ungetheilt, besonders in der Jugend des Baumes, theils sind sie in 5 oder mehrere Lappen getheilt, handförmig, zuweilen auch nur dreilappig. Im Anfange ihrer Entwickelung sind sie unten spitzig zulaufend, später runden sie sich fast glatt ab. Die wesentlichen Bestandtheile derselben sind: a) die faserige, markige Substanz, b) die färbenden Stoffe, c) das Wasser, d) der Zuckerstoff und e) der harzige gummiartige Schleim. Die ersten 3 Bestandtheile sind nicht die eigentliche Nahrung der Seidenraupe; nur der Zuckerstoff nährt sie und befördert ihr Wachsthum. Je mehr daher die Blätter Zuckerstoffe enthalten, desto besser sind sie zur Fütterung. Der dem Maulbeerbaum eigenthümliche gummiartige Schleim, welcher mit dem der Beeren ganz analog ist, ist der Urstoff der Seide, den die Raupe mit der Nahrung zu sich nimmt, läutert und zu dem künftigen feinen Gewebe umbildet. Da dieser gummiartige Schleim fast allen andern Pflanzen mehr oder weniger fehlt, kann es auch kein eigentliches Surrogat (Ersatzmittel) für die Maulbeerblätter, wie Salat, Scorzonerwurzeln, Löwenzahn ꝛc., welche vielfach empfohlen wurden, geben. Denn enthält die Nahrung nicht jenen Schleim, so erhalten auch die Seidenwürmer keinen und es fehlet ihnen am Stoff zur Seide. Diesen Schleim vertragen wiederum andere Raupenarten nicht, daher auch die Maulbeerblätter bloß von den Seidenraupen gefressen werden. Man hat deßhalb nicht zu befürchten, seine Blätterernte durch Raupen und anderes Ungeziefer zerstört zu sehen, wie es bei vielen andern Gewächsen oft der Fall ist. Der Surrogate für den weißen Maulbeerbaum (irrthümlich ist auf unserer Tafel ein Zweig des schwarzen Maulbeerbaums abgebildet) können wir auch gänzlich entbehren, indem diese Bäume viel leichter, wohlfeiler und länger zu erhalten sind, als jene angeblichen und schädlichen Ersatzpflanzen. Sie gedeihen fast in allen Bodenarten, vorzüglich indeß in einem leichten Mittelboden, wenn er nur nicht zu schlecht und gar zu kraftlos ist. Die Anzucht geschieht am leichtesten und schnellsten aus Samen, den man sich entweder aus guten Samenhandlungen verschafft, oder wenn in der Nähe gesunde, kräftige Maulbeerbäume stehen, zur Zeit der Reife im August die abfallenden Beeren sammelt und sie in ein dazu vorbereitetes, gut gereinigtes und fein gelockertes Beet in Rinnen einsäet, tüchtig begießt und dann den Boden ebnet. Sie gehen meist in 14 Tagen recht zahlreich auf und erreichen noch vor dem Winter eine Höhe von 2 bis 3 Zoll. Um sie vor dem Winterfroste zu schützen, bedeckt man sie mit Laub oder geschnittenem Stroh. Selbst im Lehmboden gedeiht eine solche Saat vortrefflich. — Die gewöhnliche Aussaat bei gekauftem oder selbst gewonnenem Samen, der vom Schleim gereinigt, befreit, dann getrocknet und über Winter an einem trockenen Orte in einem Säckchen oder einer Papiertute aufbewahrt wurde, ist folgende: Mitte bis Ende Mai, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, wird ein Beet, das im Herbste schon fußtief umgegraben und mit verwestem Dünger reichlich versehen wurde, nochmals umgegraben, geplättet und dann fußweit von einander zolltiefe Furchen gezogen, der Samen mit trockener Erde oder trockenem Sande

vermischt, gleichmäßig ausgestreut, leicht bedeckt und begossen, was später bei trockener Witterung wiederholt wird. Zu einem Loth Samen, das ungefähr 10,000 Körner enthält, nimmt man ein Beet, das 12 Fuß lang und bei 5 Fuß breit ist. Wenn man will, kann man den Samen auch, wie beim Salatsäen, über das ganze Beet gleichmäßig ausstreuen. Es hat seine Vor- und Nachtheile. — Einjähriger Samen keimt schon nach 3 Wochen; zweijähriger erst nach einigen Monaten. Weicht man ihn indeß in Wasser, worin viel Kochsalz aufgelöset ist, 36 Stunden vor der Aussaat ein, so geht er schon nach 10 bis 14 Tagen auf. Bei trockener Witterung muß man wöchentlich einigemal gießen, auch das Samenbeet recht rein und locker erhalten. Sind die Pflanzen einige Zoll hoch, so werden die schwächern von den zu dicht stehenden, nachdem das Beet vorher tüchtig begossen wurde, ausgezogen und auf leere Stellen oder ein anderes dazu bereitetes Beet verpflanzt. Damit die Pflänzchen nicht vertrocknen, stelle man sie in einen Topf, der mit aufgelösetem Schaf- oder Rindviehmist zum Theil angefüllt ist, und schlemme sie beim Anpflanzen mit Teichwasser ein. Durch das öftere Auflockern der Erde zwischen den Pflanzen sucht man späterhin das Wachsthum derselben zu befördern. —

Im zweiten Jahre kann man die stärksten Pflanzen, die etwa einen Fuß hoch und darüber sind, ausmachen und in die Baumschule verpflanzen; vorzüglich solche, die näher als 3 Zoll zusammenstehen, damit sie einander nicht hindern. Die stehenbleibenden kürzt man, damit sie kein unreifes Holz behalten und stärkere Triebe machen, bis auf einige Augen über der Erde ab. Läßt man von den sich entwickelnden Trieben nur den stärksten wachsen und kürzt die übrigen ein, so bildet sich bald ein schönes Stämmchen. — Sehr gut ist es, bei trockener Witterung noch etwas zu gießen; auch muß man das Beet recht locker und rein halten. —

Die Veredlung der Stämmchen ist, obschon sie von vielen Schriftstellern über Seidenbau sehr empfohlen wird, nicht nothwendig, auch nicht einmal zweckmäßig, da die Blätter des unveredelten weißen Maulbeerbaumes viel mehr Zuckerstoff enthalten, mithin das beste Futter und die meiste Seide liefern. Da die veredelten Maulbeerbäume größere, dichtere und schwerere Blätter hervorbringen, so haben die Eigenthümer und Blätterhändler, welche nach dem Gewichte verkaufen, diesen Bäumen den Vorzug gegeben, wohingegen die Seidenraupenzieher durch den Ankauf schöner und stoffarmer Blätter die Vortheile theuer erkaufen müssen, die jenen zu gut kommen. Hat man guten Samen, guten Boden, beschneidet man die Bäume später gehörig, so werden auch die unveredelten schöne und große Blätter hervorbringen. —

Die Maulbeerstämmchen werden in der Baumschule eben so behandelt, gepflegt und erzogen wie die Obstbäume. Haben sie einige Jahre in derselben gestanden, so stutzt man sie in der Höhe, die der Stamm künftig haben soll, ein und zwar für leichten Boden auf 5 bis 6 Fuß, für Wege und Landstraßen auf 7 bis 8 Fuß und für fruchtbaren Boden auf 8 bis 9 Fuß, und sucht dann eine schöne Krone zu erziehen. Bei gehöriger Pflege und Wartung gelangt man in 6 Jahren zu tüchtigen Stämmen, die recht gut sich zum Verpflanzen eignen. Einige Monate vor der Pflanzung werden die Baumlöcher, mehr oder weniger tief, je nach der Güte des Bodens, angefertigt. Ist der Boden schlecht, wird das ganze Stück im Herbste vorher 2 bis 3 Fuß tief rigolt. Es bedarf dann der großen und weiten Löcher nicht. — Wird der Baum gesetzt, so nimmt man ihm die Pfahlwurzel und sieht darauf, daß die Seitenwurzeln stärker bleiben und sich mehr ausdehnen, als die Aeste, weßhalb man diese stark einstutzt, etwa auf 6 bis 7 Zoll vom Stamme, wobei man die nach innen gerichteten Tragknospen und Zweige wegnimmt, um das Wachsthum der nach außen gerichteten Knospen zu befördern, wodurch der Baum sich mehr ausbreitet, auch die Blätter leichter gepflückt werden können. Bei der spätern Behandlung der Bäume muß man stets den höchsten Blätterertrag, die Gesundheit und Erhaltung des Baumes und die Sicherheit und Leichtigkeit des Ablaubens zu erzielen suchen. Dieses geschieht dadurch, daß man beim Beschneiden, vorzüglich in den ersten Jahren, dahin arbeitet, daß die untersten Aeste recht stark werden und sich ausbreiten; auch, daß alle Aeste und Zweige regelmäßig vertheilt sind, damit der Saft nach allen Seiten der Krone gleichmäßig wirken könne. —

In den ersten 5 Jahren nach dem Versetzen darf man den Baum, ohne großen Nachtheil für denselben, nicht entlauben. Später geschieht es nur alle 2 Jahre, mithin entlaubt man jedes Jahr nur die Hälfte der Bäume. Je älter die Bäume werden, desto mehr Gehalt haben die Blätter, desto besser sind sie für die Raupen. Mit 20 bis 25 Jahren sind die Bäume meist ausgewachsen und liefern dann einen Blätterertrag, der sich auf 100 bis 200 Pfund jährlich beläuft. Durch das Beschneiden werden die Bäume stets verjüngt, es entstehen dabei neue kräftige Triebe und große, schöne Blätter. —

Auf dem zum Seidenbau gewidmeten Grundstücke pflanze man indeß nicht bloß Hochstämme, sondern meistens Busch- oder Zwergbäume. Diese gewähren in wenig Jahren schon eine reichliche und bequeme Blätterernte. Dabei geben die Blätter eine eben so gute Seide als die Hochstämme. In sandigem Boden kann man sie zwischen den Reihen der Hochstämme in einer Entfernung von 8 Fuß, in lehmiger Erde, von 10 Fuß, anpflanzen. Man erziehe einen Schaft von 2 bis 3 Fuß und sorge, daß die Krone kelchartig, d. i., hohl von innen, sich ausbilde. Sie gewähren den Vortheil, daß man nach einigen Jahren schon eine kleine Seidenraupenzucht unterhalten kann. Sehr leicht kann man eine große Menge dieser Bäume im Obstgarten, längs der Felder rc. anbringen. —

Noch schneller kommt man zum Ziele, wenn man Hecken um Gärten und Felder, Wiesen und Anger von 1- oder 2jährigen Maulbeerstämmchen anlegt. Zu die-

sem Zwecke macht man im Herbste vorher den Graben 1 Fuß tief und weit, pflanzt im Frühjahr die Sämlinge 1 bis 1½ Fuß von einander, schneidet sie 4 bis 5 Zoll hoch über der Erde ab und läßt später jedem Stämmchen 2 Triebe, anstatt daß man den zu Hochstämmen bestimmten Pflanzen nur einen Trieb läßt. Im folgenden Frühjahre schneidet man einen Trieb in der Höhe eines Fußes ab und zwar bei allen Stämmchen auf der nämlichen Seite. Hierauf biegt man alle Zweige, die nicht beschnitten wurden, nach den gestutzten Zweigen hin und befestigt sie an diese mit Weiden, wodurch sie eine mit dem Boden gleichlaufende Linie bilden. Von den nun entstehenden Trieben verwendet man im folgenden Jahre wieder die 2 kräftigsten zur weitern Ausbildung der Hecke, und fährt dann damit fort, bis die gewünschte Höhe vorhanden ist. Sollte irgend eine Pflanze ausgehen, sucht man diese dadurch zu ersetzen, daß man an deren Stelle einen jungen Zweig in die Erde legt, und zwar so, daß die Spitze über dem Boden hervorsteht. — Schon mit dem dritten Jahre liefern die in Hecken gezogenen Stämmchen einen bedeutenden Blätterertrag. Hätte man derselben etwa 3000, die leicht unterzubringen sind, und jedes Stämmchen lieferte später nur 6 Pfund Blätter, so erhielte man 18,000 Pfund Blätter, mithin einen Ertrag, wenn 100 Pfund nur zu 20 Sgr. angeschlagen werden (sie kosten in Italien, wo Millionen Maulbeerbäume vorhanden sind, das Doppelte) — von 120 Thlr. Benutzte man sie zur Seidenzucht, so könnten, da man für die Raupen von 1 Loth Eier, 1000 Pfund Blätter rechnet, 18 Loth Grains ausgelegt werden, welche bei zweckmäßiger Behandlung 700 Pfund Cocons, mithin 70 Pfund Seide, das Pfund zu 7 Thlr. veranschlagt, einen Geldbetrag von 490 Thaler geben würden. — Ein solcher Ertrag ließe sich durch die bloße Einfassung des Landes mit Maulbeerstämmchen erzielen, wohingegen jetzt die Hecken gar nichts einbringen. — In Verbindung mit einer Masse Buschbäume und Hochstämmen gewähren die Hecken noch den Vortheil, daß sie gewöhnlich früher ausschlagen, als erstere, wodurch man in den Stand gesetzt wird, die Seidenzucht so früh zu beginnen, daß man hoffen darf, dieselbe vor der großen Hitze, welche den Raupen leicht nachtheilig werden kann, zu beendigen. Dadurch kann man auch die Hochstämme für's Erste schonen, welches, wenn man viel Laub bedarf, von großer Wichtigkeit ist. Für das erstere Lebensalter ist den Raupen auch das Laub sehr zuträglich; später muß man aber Laub von alten, kräftigen Maulbeerbäumen nehmen, indem dieses viel seidenreicher ist. —

Nach dem Anpflanzen des weißen Maulbeerbaumes als Hecke, Busch- und Hochstamm muß man mehrere Jahre hindurch das kräftige Heranwachsen derselben geduldig abwarten. Erst wenn eine Masse gesunden, starken Laubes vorhanden ist, muß man die Raupenzucht, und zwar anfangs erst im Kleinen, in der Wohnstube beginnen, und dadurch nach und nach den Betrieb dieses schönen Culturzweiges practisch erlernen. Erweitert sich später die Seidenzucht so, daß das Wohnzimmer nicht mehr ausreicht, so räumt man ein eigenes Zimmer denselben ein. Auf diese Weise kommt der kleine Seidenzüchter nach und nach a'ns Ziel, und kann sich binnen fünf Wochen, je nachdem er viel oder wenig altes Laub besitzt, 30 — 40 Thlr. verdienen. Größere Seidenzüchter, die viel Laub haben, können in diesem kurzen Zeitraume einige hundert Thaler erwerben. Noch größere Anstalten, die einige hundert Kinder und alte schwächliche Personen beschäftigen können, würden es zu einem bedeutenden Reinertrage bringen, und dadurch auch dem Staate nützlich werden. Soll dieses aber geschehen, soll er in die Hände des Volks übergehen, und Tausende ihren Lebensunterhalt dadurch finden, so muß jeder, der Grund und Boden hat, den weißen Maulbeerbaum als Hecke, Buschbaum oder Hochstamm anpflanzen, und denselben möglichst vervielfältigen. Ist erst eine Masse solcher Sträucher und Bäume vorhanden, so finden sich von selbst Leute, die große Anstalten begründen, das Laub pachten, oder centnerweise ankaufen. Auch würde sicher jeder Gutsbesitzer, wenn dieses in der ersten Zeit nicht sein sollte, die Maulbeerblätter, anstatt sie den Schafen und Ziegen zu geben, weit lieber ihrer Bestimmung gemäß, zur Unterhaltung der Seidenraupen anwenden. Kleine Versuche in der geheizten Wohnstube würden ihm bald die Ueberzeugung verschaffen, daß man nichts Besseres thun könne, als diese Blätter in fünf Wochen in Geld zu verwandeln. Was der arme Weber, der Spinner u. a. m. das ganze Jahr nicht verdienen, das können sie bei einer großen Masse Laub in einigen Wochen, entweder durch eigene Raupenzucht, oder durch Verpachtung der Bäume erwerben. Möchte deßhalb jeder Grundbesitzer die Wahrheit beherzigen, Maulbeerlaub gibt Gold. Er erhält es alljährlich ohne Mühe, es kostet ihn nichts als die geringen Kosten der Anpflanzung. Auch wird der Gewinn mit jedem Jahre größer, denn je älter die Sträucher und Bäume werden, desto besser ist das Laub für die Raupen, desto seidereicher sind die Cocons. Daher nur fleißig gesäet und gepflanzt! Jeder halte fest an dem Motto: Da, wo der Maulbeerbaum wächst, gedeiht auch der Seidenbau. —

Aller Anfang ist schwer. Dieses Sprichwort findet auch bei der Seidenzucht in etwas seine Anwendung. Um nun keine Verluste befürchten zu müssen, ist es am besten, ganz klein anzufangen. In der ersten Zeit sind einige Dutzend Raupen schon genug; später, wenn sich der Vorrath des Futters mehrt, erhöht man ihre Anzahl auf hundert, dann tausend 2c. Auf diese Weise lernt man die Behandlungsweise und Pflege derselben am besten kennen, und kommt dann bald dahin, auch ein Loth Grains, welches bei dem Folgenden, als zur Erziehung vorhanden, angenommen wurde, auslegen zu können. Je nach der größern oder geringern Anzahl Eier wird Jeder leicht seinen Bedarf an Futter, Raum 2c. berechnen können. —

Nach der gewöhnlichen Annahme der Seidenzüchter enthält 1 Lth. Grains 20,000 Eier. Unter diesen sind aber immer eine Menge, welche taub oder todt sind,

so daß man höchstens auf 15 — 16,000 Räupchen rechnen darf. Diese brauchen ihre ganze Lebensdauer hindurch 1000 Pfund Blätter. Achtzehn bis zwanzigjährige Maulbeerbäume geben jeder 1 — 1½ Ctr. Laub, mithin braucht man derselben 8 — 10. Nach diesem Verhältniß kann jeder Seidenzüchter den Bedarf seiner Eier leicht finden. Im ersten Lebensalter bedürfen die Raupen von 1 Lth. Grains 5 Pfund Blätter, im zweiten 15, im dritten 46, im vierten 139 und im fünften 795 Pfund. — Weit mehr braucht man, wenn nicht stets die geeignete Wärme vorhanden ist, und die Raupen in einem nicht geheizten Zimmer erzogen werden. Zwar ist im Allgemeinen die Kälte den Seidenraupen nicht gefährlich, sie verzögert indeß ihre Entwickelung, und hat auf sie einen widrigen Einfluß, wenn sie dem Schlafe nahe, oder darinn schon begriffen sind. Hat man nur eine kleine Partbie Raupen, so ist das Heizen nicht nöthig, indem es alsdann auf einige Tage mehr oder weniger nicht ankommt; hat man aber viele, so muß man sich einen Thermometer (Wärmemesser), der etwa 8 — 10 Sgr. kostet, anschaffen, und beim Mangel der gehörigen Temperatur, etwas einheizen. Der Wärmegrad in dem Zimmer der Würmer wird vorgeschrieben für's erste Alter auf 19 Grad R., für's zweite auf 19 — 18, für's dritte auf 18 — 17, für's vierte auf 17 — 16, und für's fünfte auf 16½ — 16°. Indeß braucht man sich nicht ängstlich an diese angegebenen Grade zu binden, wenn nur stets eine gleiche, gemäßigte Wärme vorhanden ist. Meist ist das Heizen nicht nöthig, weil im Juni gewöhnlich ein solcher Wärmegrad vorhanden ist. Nur wenn kalte Tage und Nächte eintreten, heize man ein. — Endlich besteht auch noch eine Regel in Ansehung der Räume, die für die Würmer von 1 Loth Grains in den verschiedenen Altern nöthig sind, wonach die Lagerstätten, oder papierne Behältnisse rc., erweitert und vermehrt werden müssen. Im ersten Alter brauchen die Würmer einen Raum von 5 □ Fuß, im zweiten von 10, im dritten von 25, im vierten von 60, und im fünften von 120 □ Fuß. —

Die Seidenraupeneier nimmt man gegen Ende Mai, oder auch noch etwas später, je nachdem die Entwickelung der Maulbeerbäume früher oder später eintritt, aus ihrem kühlen Aufbewahrungsorte, bringt sie in die Wohnstube, und legt sie zum Ausbrüten an eine warme Stelle. Nach einigen Tagen verändern die dunkelgrauen Eierchen, Fig. a, ihre Farbe, und gehen in's Weißliche über. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so ist das Würmchen schon gebildet, und es schlüpft dann bald aus dem Ei. Damit es nun gleich Nahrung finde, bedeckt man die Eier mit einem, vorher mit einer Nadel durchlöchertem Papier, und legt auf dieses dann einige zarte Maulbeerblättchen. So wie die Räupchen aus dem Ei kommen, kriechen sie durch die Löcher auf die Blätter, und geben sich an's Verzehren. Kommen am ersten Tage nur wenige zum Vorschein, so bringt man sie an den kältesten Ort des Zimmers, damit sie in ihrer Entwickelung etwas zurückbleiben, und die übrigen beikommen können. Am besten ist es, man wirft sie, im Fall ihrer nur wenige sind, ganz fort. Die Räupchen vom zweiten Tage werden wieder auf ein Stück Papier allein gelegt, und mit Futter versorgt. So fährt man fort, bis alle ausgekrochen und alle Eier weißen Stickperlen (1, c) ähnlich sind. Die Spätlinge wirft man am besten ebenfalls weg. Um diesen Verlust zu ersetzen, muß man etwas mehr Eier auslegen, als man Raupen zu erziehen Willens ist: je gleicher die zu erziehenden Raupen sind und bleiben, desto weniger Mühe verursacht die ganze Zucht. Sind sie in Hinsicht ihrer Größe und ihres Alters zu ungleich, so kriechen in der letzten Periode ihres Lebens die ersten schon wieder aus, wenn sich die letztern noch mit Spinnen beschäftigen. Will man die am spätesten ausgekrochenen Räupchen dennoch behalten, so muß man sie desto mehr füttern, und an die wärmste Stelle des Zimmers bringen, damit sie sich schnell entwickeln, und die früher ausgekrochenen wieder einholen. Sind die Räupchen gesund und kräftig, so haben alle eine dunkelkastanienbraune Farbe. Fig. b. —

Das erste Lebensalter der Raupen währt 5 Tage. An jedem derselben gibt man ihnen 4 Mahlzeiten, die erste früh um 4 — 5 Uhr, die zweite Vormittags um 10 Uhr, die dritte Nachmittags um 4 — 5 Uhr, und die letzte Abends um 10 Uhr. Die erste sei die schwächste, die letzte die stärkste. Sie endigen jede Mahlzeit binnen 1 — 1½ Stunden, und verhalten sich die übrige Zeit hindurch bis zur nächsten Mahlzeit ruhig. Diese Eigenschaft der Würmer, daß sie sich nicht von dem Orte entfernen, wohin man sie gleich anfangs beim Auskriechen aus dem Ei gebracht hat, erleichtert ihre Zucht ungemein. Nur wenn sie aus dem Ei gekrochen sind, kriechen sie umher, um Futter zu suchen, dann wenn sie sich einspinnen wollen, und endlich, wenn sie krank sind. — Bei jeder Mahlzeit erweitert man den Raum, auf dem sie sich befinden dadurch, daß man die mit Blätter bedeckte Fläche etwas ausdehnt. Am vierten Tage lassen sie mit dem Fressen nach, daher auch die Quantität des Futters vermindert werden muß. Man sieht dabei darauf; daß sie sich gleichmäßig ausbreiten, und nicht übereinander liegen. Gegen das Ende des vierten Tages fallen die meisten in eine Art von Schlaf (Erstarrung), wobei sie das Köpfchen in die Höhe heben, Fig. b, und nicht mehr fressen. Den übrigen wird am folgenden Tage noch etwas Futter gereicht, bis auch sie einschlafen. — Während dieses Zustandes der Erstarrung erfolgt jetzt die erste Häutung, wobei frische Luft besonders nöthig ist, da die Seidenwürmer dabei sehr stark ausdünsten. — Vor der Häutung hört der Wurm auf zu fressen, reinigt sich von allem Unrathe, wodurch der Leib etwas dünner wird, befestigt dann die alte Haut mit gesponnenen Fäden an Blättchen, Zweige, oder das Papier des Behältnisses, wendet und dreht sich mit dem Kopfe nach oben, bis er mit dieser Anstrengung aus der alten Haut entschlüpfen, sie gleichsam abdrücken oder abstreifen kann. Während dieser Zeit ruht er öfters aus, und erscheint wie erstarrt. Man darf ihn bei diesem Geschäfte nicht stören, damit er die Fä-



den nicht doppelt zu spinnen brauche, und seine Kräfte ohne Noth erschöpfe. —

Das zweite Lebensalter dauert 4 Tage. Gleich nach der ersten Häutung bedürfen die Raupen weniger der Nahrung, als der frischen Luft, und einer mäßigen Wärme (19°). Um die Raupen jetzt auf andere Bogen zu bringen, und ihre Lagerstätten zu reinigen, legt man zarte Maulbeerreiser von 4 — 6 Blättern über sie hin, und nachdem die kleinen Raupen auf dieselben gekrochen sind, diese auf neue Papierbogen. Auf solche Weise kann man sie, ohne die Raupen zu berühren und zu beschädigen, auf jede beliebige Stelle bringen. Man ordnet sie so, daß sie ungefähr die Hälfte des für dieses Alter bestimmten Raumes einnehmen. Ueber die Zurückbleibenden legt man wieder neue Zweige, transportirt sie, und fährt so fort, bis alle umgebettet sind. Hat man sie in ihrer ersten Lebensperiode regelmäßig gefüttert, ihnen einen ihrem Wachsthum angemessenen Raum gegeben, und es nicht versäumt, den zuerst ausgekrochenen die kälteste, den zuletzt ausgekrochenen die wärmste Stelle des Zimmers nebst einigen Zwischenmahlzeiten zu geben, so erwachen fast alle zu gleicher Zeit. Sobald man die Würmer auf ihr neues Lager gebracht hat, werden die alten Lagerstätten aus dem Zimmer geschafft, und sorgfältig gereinigt. Am ersten Tage werden die Raupen noch 2 — 3 mal gefüttert. Sie sind wie neu belebt, fressen mit großer Begierde, und wachsen zusehends. Am zweiten Tage fängt man mit einer schwächern Mahlzeit an, und endigt mit einer stärkern. Den dritten Tag gibt man die stärkere Mahlzeit früh, und die folgenden immer schwächer. Den vierten Tag vertheilt man die Blätter je nach dem Bedürfniß. Ist es nicht kalt und windig, so kann man die Fenster öffnen, um frische Luft einzulassen. An diesem Tage werden meist alle wieder einschlafen, und sich zum zweitenmale häuten, Fig. c. — Für das erste und zweite, ja auch wohl für das dritte Lebensalter wird fast in allen Büchern über Seidenbau vorgeschrieben, die Blätter, bevor sie den Raupen als Futter vorgelegt werden, zu zerschneiden, und zwar um so feiner, je kleiner die Raupen sind. Dieses scheint mir nicht nur naturwidrig, sondern auch gar nicht zweckmäßig zu sein, indem das Futter dabei nicht mehr so frisch bleibt, sehr viel Saft, der Hauptbestandtheil zur Ernährung der Raupe, verloren geht, die Blätter schneller vertrocknen, und durch das Abstreifen derselben, dem Baume leicht Schaden zugefügt wird. Aus diesen Gründen habe ich stets Blättchen und kleine Zweige aufgelegt, und mich wohl dabei befunden. —

Das dritte Lebensalter umfaßt 6 Tage. Sind alle Raupen erwacht, was sie durch eine wellenförmige Bewegung kund geben, wenn man horizontal über sie mit dem Munde bläset, so muß man sie vermittelst kleiner Zweige wieder auf andere Lagerstätten betten und die alten reinigen. Es folgen dann an diesem Tage noch 2 Mahlzeiten. Am zweiten und dritten Tage gibt man ihnen täglich 4 Mahlzeiten, auf den Tag etwa 10 bis 12 Pfund gerechnet. Sie sind jetzt schon recht herangewachsen, etwa bis auf 3/4 Zoll, Fig. d, und langen tüchtig zu. Am 4. Tage wird das erste Futter am stärksten und das letzte am schwächsten verabreicht. Am 5. Tage braucht man nur wenig zu füttern, da die meisten Raupen sich zum Schlafe neigen und viele schon im Häuten begriffen sein werden. Am 6. Tage wird man wenig oder gar kein Futter mehr bedürfen, da alle eingeschlafen, viele auch schon wieder erwacht sind. In diesem Lebensalter muß man darauf sehen, daß bei jedem Futter der Raum etwas erweitert wird. Die Langschläfer bei der 2. Häutung bringt man in die wärmste Gegend des Zimmers, und reicht ihnen mitunter einige Zwischenmahlzeiten, damit sie die andern einholen. An die Fütterungsstunde braucht man sich nicht streng zu binden, vielmehr kann man ihnen, damit sie schneller wachsen und früher einschlafen, alle 2 Stunden eine kleine Mahlzeit geben. Die Temperatur des Zimmers (etwa 17 Grad) darf man nicht verändern, mithin die Fenster nicht öffnen; indeß muß man stets für reine, frische Luft sorgen und allen Unrath beseitigen. —

Das vierte Lebensalter währt etwa 7 Tage. Nachdem die Raupen wieder umgebettet, die alten Lagerplätze gereinigt sind und die Luft erneuert und erfrischt worden ist, gibt man ihnen den Tag hindurch noch etwa 2 bis 3 Mahlzeiten. Sie haben nun etwa die Größe von 1 Zoll, Fig. e. Am 2. Tage vergrößert man diese Futtermasse, reicht ihnen auch mitunter Zwischenportionen; eben so am 3. und 4. Tage. Am 5. und 6. Tage ist der größte Hunger gestillt, die Mahlzeiten werden wieder geringer, bis sie am 7. Tage sich zum Häuten, welches jetzt zum 4. und letztenmale geschieht, anschicken und von Neuem einschlafen.

Was vorhin in Betreff der Erweiterung des Raumes, der Erfrischung der Luft 2c. angegeben wurde, muß man jetzt um so mehr beobachten, da die Raupen bedeutend größer sind, viele wässerige Dünste entwickeln und die Exkremente und die Ueberbleibsel der Nahrung die Luft verderben, wenn die Lagerstätten nicht täglich gereinigt werden. Ist die Luft zu feucht, so ist sie den Raupen eben so nachtheilig, als zu große Wärme. Man muß sie in diesem Falle durch ein hellloderndes Kaminfeuer, durch Oeffnung der Fenster erfrischen und reinigen. Die Feuchtigkeit läßt sich leicht ermitteln durch etwas Salz, welches man auf einen Teller streut und in dem Zimmer hinstellt. Wird das Salz feucht, so ist die Luft den Raupen sehr ungesund. Leichter ermißt man den Grad der Feuchigkeit durch den Hygrometer (Feuchtigkeitsmesser), den man für 4 bis 5 Sgr. haben kann. Zeigt er 60 bis 65 Grad, so ist die Beschaffenheit der Luft den Raupen sehr schädlich. — Um die Luft immer rein zu erhalten und allen schädlichen Dunst zu entfernen, stellt man in der Höhe auf den Stellagen einige flache Teller hin, in denen in 20 Loth Wasser 1 Loth Chlorkalk aufgelöset ist. Durch die unsichtbar sich entwickelnden Dünste werden alle schädlichen Ausdünstungen eingesogen und fortgeschafft, so daß man nicht den geringsten unangenehmen Geruch mehr wahrnimmt. —

Das fünfte und letzte Lebensalter währt

10 Tage. Die Raupen nehmen in demselben eine fast unglaubliche Menge Futter zu sich und fressen in dieser Periode 4 mal so viel, als in der ganzen vorigen Zeit ihres Lebens. Man verwendet dazu die stärksten Blätter von alten Bäumen, da diese das nahrhafteste Futter geben. Die sehr saftreichen Spitzen der Zweige pflückt man ab und wirft sie weg, da sie ihres großen Saftreichthums wegen den Raupen schädlich sind und diese nach dem Genusse derselben gern die Gelbsucht bekommen. — An jedem Tage dieser letzten Periode muß man die Lager reinigen und den Raum für die Raupen erweitern, da sie in derselben zusehends wachsen und größer werden. Nach der 4. Häutung haben sie meist eine Größe von 1¹/₄ Zoll, Fig. f. — Während des Reinigens kann man, wenn die äußere Temperatur gelinde und nicht sehr abweichend von der im Zimmer ist, die Thüren und Fenster öffnen. Sollten die Raupen durch die einströmende kältere Luft etwas steif werden, so muß man durch's Heizen die Wärme auf 16¹/₂ Grad zurückführen. Zur Reinigung der Luft wird vorzüglich folgendes Mittel, bestehend aus oxidirtem salzsaurem Kalke und aus übersaurem schwefelsaurem Kali empfohlen. Beide Pulver werden getrennt in gläsernen, wohlverstopften Fläschchen vor dem Einflusse des Lichts und der Feuchtigkeit (etwa in einer Schachtel) aufbewahrt und beim Gebrauche, je nach der Größe des Zimmers 1 bis 2 Kaffeelöffel voll in einer flachen Tasse, unter Beigießung von etwas Wasser, vermittelst eines hölzernen Stäbchens zu einem Brei vermischt. Es entwickelt sich nun, für die Gesundheit völlig unschädlich, das Chlorgas (Luft aus Chlorkalk), verbreitet sich in unsichtbaren Strömen durch das Zimmer und saugt alle schädlichen Dünste ein. Nach etwa einer halben Stunde kann man dann auf kurze Zeit die Fenster öffnen. —

Nasses Futter erzeugt leicht Krankheiten. Um nun stets trockenes Futter vorräthig zu haben, muß man bei nassem Wetter das Laub einige Stunden vor der Benutzung abnehmen und in einem luftigen Zimmer trocknen. Das Entlauben der Bäume geschieht am schnellsten, wenn man die Blätter an den Zweigen, von unten nach oben, abstreift. Der Saft kann sich alsdann nach allen Seiten wieder gleichmäßig vertheilen und neue Blätter erzeugen.

Am 6. und 7. Tage ist die Freßlust am größten. Sollten alle zu einer Mahlzeit bestimmten Blätter während einer Stunde verzehrt sein, so gibt man ihnen einige Zwischenportionen. — Mit dem 8. und 9. Tage nimmt der Bedarf an Futter wieder ab, und mit dem 10. und 11. Tage kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie ihre völlige Reife erlangt haben, Fig. g. — Sie fangen alsdann an, ohne zu fressen, auf den Blättern herum zu kriechen, strecken den Hals aus und suchen zu klettern. Der Körper ist jetzt, gegen das Licht betrachtet, so durchsichtig als eine sehr reife weiße Weinbeere, und so weich wie Teig anzufühlen; die Ringe am Leibe ziehen sich ein und die Haut am Halse schrumpft zusammen. — Man läßt sie, damit sie sich ihres Unraths entledigen, welches vor dem Spinnen bei allen Raupen geschieht, 3 bis 4 Stunden umherirren und bringt sie dann in die Spinnhütten, die von Birkenreisern, Rübsamenstroh :c. vorher schon angefertigt wurden. Um das Aufsteigen der Raupen zu erleichtern, baut man vermittelst kleiner Ruthen, von ihren Lagerstätten aus, nach allen Theilen der Spinnhütte, Brücken, die sie dann fleißig benutzen und sich auf die Wanderung begeben. Ist eine Hütte mit Raupen, die sich gleich an's Spinnen geben, hinreichend angefüllt, so fängt man an der zweiten an und fährt so fort, bis alle untergebracht sind. — Das Erste, was die Raupe spinnt, sind die Anknüpfungsfäden zwischen den feinen Reisern, dann kommt die äußere gröbere Seide (sogen. Flockseide) und dann der Cocon, das kleine Haus, welches sich der Seidenwurm baut, um sich zu verpuppen. Er gebraucht dazu etwa 3 Tage und spinnt in dieser Zeit einen Faden von 1000 bis 1200 Fuß Länge. Dann bildet er ganz inwendig und zunächst um sich her, vermittelst einer klebrigen Feuchtigkeit, ein dichtes filzartiges Gewölbe, in welchem er nach 4 bis 5 Tagen zur Puppe wird. — Schon nach dem ersten Tage hat er sich meist so eingehüllt, daß man seine Thätigkeit nicht mehr beobachten kann. Frische heitere Luft und eine Wärme von 16 Grad sind jetzt zur Vollendung seiner segensvollen Arbeit, durchaus nöthig. Wäre es zu kalt, so würde sich der Seidenstoff verhärten und der Wurm müßte seine Arbeit einstellen; wäre es zu warm, so würde der Faden nicht gehörig ausgearbeitet und zu grob werden. —

Am 7. oder 8. Tage nimmt man die Reiserbüschel aus den Spinnhütten und sammelt die Cocons in Körbe, wobei man die weichen von den festen absondert. Alsdann werden alle Cocons von der sie umgebenden Flockseide gereinigt, die vollkommensten, sowohl von den gelben, Fig. h, als von denen weißen, Fig. i, ausgesucht, zur Fortpflanzung bestimmt und die übrigen sogleich getödtet. Wollte man dieses um 8 bis 14 Tage verschieben, so benetzte der sich gebildete Schmetterling mit seinem Safte das innere Gewölbe seines Hauses, um es zum Durchbruch geschickt zu machen, und würde dadurch die Seide verderben. —

Zum Tödten bedient man sich der heißen Wasserdämpfe. Es wird ein Kessel mit Wasser aufgesetzt, über diesen, wenn das Wasser am Kochen ist, ein Sieb voll Cocons gebracht und diese so mit Decken ɪc. belegt, daß keine Dünste ausströmen können. Nach einer Viertelstunde, wenn man kein Knistern mehr wahrnimmt, ist der Zweck erreicht; man bringt dann wieder neue Cocons über's Feuer und fährt damit fort, bis alle getödtet sind. Sie werden dann zum Abtrocknen auf Tücher gelegt und später entweder verkauft, oder wenn man einen eigenen Haspel hat, gehaspelt. — Sind die Cocons gut, so gehen 230 bis 240 auf ein Pfund und 10 Pfund Cocons auf 1 Pfund Seide. Von 1 Loth Grains erhält man bei sorgfältiger Wartung und Pflege der Raupen 60 bis 70 Pfund Cocons. Zu 1 Loth Eier rechnet man 60 Paar Schmetterlinge, mithin muß man dazu 120 der besten und festesten Cocons zurückle-

gen. Will man nur weiße Seide erzeugen, so muß man weiße Cocons auswählen, will man gelbe, nur gelbe. Sie werden von allen Fäden, die nicht zum Cocon gehören, sorgfältig gereinigt, damit der Schmetterling beim Auskriechen kein Hinderniß finde. Ob der Cocon einen männlichen oder weiblichen Schmetterling enthalte, kann man zum Theil aus seiner Form erkennen. Ist er groß, in der Mitte nur wenig gedrückt, an beiden Seiten abgerundet, Fig. h, so enthält er meist einen weiblichen Schmetterling; ist er klein, an den Seiten zugespitzter, in der Mitte stark eingedrückt, Fig. i, einen männlichen. — Bei der Auswahl sucht man von beiden Geschlechtern möglichst gleichviel zu erhalten. — Vierzehn Tage später (vom Einspinnen an gerechnet) kriechen die Schmetterlinge aus, meist 3 Stunden nach Sonnenaufgang. Man erkennt diesen Zeitpunkt daran, daß sich der Cocon zuweilen bewegt, dann an der Feuchtigkeit, welche der Schmetterling von sich gibt, um die Stelle, wo er durchbrechen will, zu erweichen. — Da sie zu den Nachtschmetterlingen gehören und das Licht scheuen, muß man das Zimmer etwas verdunkeln. Nach dem Auskriechen entledigt er sich eines röthlich weißen Saftes. — Das Männchen, Fig. l, erkennt man daran, daß es nach dem Herausschlüpfen seine Flügel in Bewegung setzt und viel kleiner erscheint als das Weibchen, Fig. m. Sobald sich ein Männchen mit einem Weibchen gepaart hat, faßt man beide behutsam bei den Flügeln an und setzt sie auf das zum Eierlegen bestimmte Papier. — Fänden sich zu viele Männchen, so muß man die überflüssigen absondern, damit die sich paarenden nicht gestört werden; sind zu wenige da, so muß man anstatt nach 8 Stunden Männchen und Weibchen zu trennen, dieses nach 5 bis 6 Stunden thun und die kräftigsten Männchen noch einmal benutzen. Die befruchteten Weibchen setzt man an einem dunkeln Orte, wo die Luft möglichst frisch und trocken ist, auf einen Bogen Papier oder ein Stück Leinwand, damit sie darauf ihre Eier legen. Jedes Weibchen legt meist in 36 bis 40 Stunden 4 bis 500 Eier, worauf es nach einigen Tagen, gleichwie das Männchen, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben, stirbt. —

Die Eier sind anfangs gelblich grün, dann dunkel und rothgrau und zuletzt nach 15 bis 20 Tagen schiefergrau. Sie haben alsdann ihre vollkommene Reife erlangt. Die Bogen rollt oder faltet man zusammen, bewahrt sie an einem trockenen kühlen Orte auf nnd beendigt mit dem Fortschaffen der durchbrochenen Cocons, der Geräthe rc. das Geschäft der Seidenzucht. —

Aus diesem kurzen Unterrichte erhellt zur Genüge, daß die Seidenzucht leicht zu erlernen ist und es nur auf gehörige Wärme, frisches, trockenes Futter, reine Luft und reine geräumige Lagerstellen ankommt, um eines guten Erfolges stets sicher zu sein. Schon des Vergnügens wegen sollte man jährlich eine kleine Seidenraupenzucht unterhalten. Die verschiedenen Häutungen, nach denen der Wurm immer weißer, glatter, größer und schöner sich gestaltet, die außerordentliche Freßlust der Thiere im letzten Lebensalter, das Einspinnen rc. ist für Freunde der Natur sehr interessant. —

Rubens.

Der Korallenbaum.

(Taf. 32.)

Die Korallenbaumarten oder Korallenpflanzen, Erythrina, gehören zu den schönsten Ziergewächsen, und nach Linné der vierten Ordnung der 17. Klasse, nach dem natürlichen System Jussieu's den Hülsenfrüchten, Leguminosae, an. Sie sind in Ostindien, Süd-Amerika und auf den Antillen heimisch, zeichnen sich durch ihre prachtvollen rothen Schmetterlingsblumen, und ihre dreizähligen glänzenden Blätter aus, und kommen strauchartig und als Bäume vor. Bis jetzt sind neun verschiedene Arten bekannt, von denen die auf unsrer Tafel abgebildete hahnenkammblüthige Korallenpflanze, Erythrina Christa galli, unstreitig eine, wo nicht gar die schönste ist. — In Brasilien, auf Cuba und Haity kommt dieselbe als Baum vor, in unsern Gewächshäusern blüht sie schon als kleiner Strauch, und wird auch seit einiger Zeit, da sie ohne besondere Mühe zum Blühen gebracht werden kann, in Töpfen gezogen, nur muß man sie dann im Winter, wo sie fast alle Blätter verliert, nicht zu warm, dagegen aber recht trocken halten, damit sie nicht zu frühzeitig in Trieb kommt. Im Sommer bedarf sie mehr Feuchtigkeit, und ist ihr in dieser Zeit fleißiges Lüften, sowie Ueberspritzen der Blätter am Abende warmer und trockener Tage, sehr nöthig. Kommen sie zu früh in Trieb, so versetzt man sie und schneidet sie dabei zurück, so weit die Zweige abgestorben sind. Die Erde, worin sie am vorzüglichsten gedeiht, und die reichsten Blüthen bringt, besteht aus einer Mischung von drei Theilen Lauberde, mit einem Theile Mergel oder gut verwester Rasenerde und einem Theile feinem Wassersande. Die Vermehrung ist leicht und geschieht am einfachsten durch Stecklinge aus den noch krautigen Trieben, die, mit etwas altem Holz abgeschnitten, in Töpfe gepflanzt und in ein warmes Mist- oder Lohbeet eingegraben, oder in reinen Sand gestopft und mit einer Glasglocke bedeckt werden müssen. Will man die Pflanze aus Samen ziehen, so säet man diese in Töpfe und bringt sie in einem warmen Mistbeete zum Keimen.

In seiner Heimath wächst die hahnenkammblüthige Korallenpflanze zum glatten, baumartigen, dornenlosen Stamm, mit schnurgeraden Aesten. Die einjährigen Blätter sind dreizählig, länglich-lanzettförmig, ganzrandig, 3—4 Zoll lang und 1—1½ Zoll breit, und haben drei eirund-länglichte, scharf zugespitzte, steife Blättchen mit besondern Stielchen auf einem gemeinschaftlichen, langen Hauptstiel stehen. Die Blumenstiele entwickeln sich aus den Blattwinkeln, und tragen purpurrothe, rückwärtsliegende Blumen, die einen glockenförmigen, an der Mündung in zwei Lippen getheilten

Kelch, ein langes, herzförmig, eirundes, gebogenes, am Ende ausgeschnittenes Fähnchen, ein sichelförmiges Schiffchen, und zwei kleine Flügel, und 9 oder 10 Staubfäden haben; der Fruchtknoten ist haarig, und hat einen pfriemenförmigen Griffel, mit einer einfachen Narbe. — Die Blüthenentwickelung fällt in die Monate Mai und Juni, und die Blumen selbst blühen den ganzen Sommer hindurch. Die andern, fast gleichschönen Arten des Korallenbaumes, die bei uns in Gärten kultivirt werden, sind:

Der lorbeerblättrige Korallenbaum, E. laurifolia, der mit dem vorigen fast ganz übereinstimmt, nur daß er hellscharlachrothe Blumen hat, die bis in den Herbst hinein währen. — Der rosenrothblüthige K., E. rosea, mit blaßroth und grünlichweißen Blumen im Sommer. — Der prächtige Korallenbaum, E. speciosa, mit hochrothen Blumen im Sommer bis in den Herbst. — Der fürstliche Korallenbaum, E. princeps, mit brennend zinnoberrothen Blumen im Spätsommer, und der krautartige Korallenbaum, E. herbacea, mit dunkelscharlachrothen Blumen im August. Letzterer wächst ursprünglich in den südlichen Theilen Nord-Amerika's wild; die Wurzel ist knollig, der Stamm von 2—4 Fuß hoch, etwas ästig und zuweilen perennirend. Die Blattstiele sind auf ihrer Unterfläche mit einigen Dornen besetzt, selten aber steht man solche am Stamme selbst. Die Blumentrauben stehen aufrecht; die Blumenstiele je drei und drei bei einander, und unterstützen jedesmal nur eine einzige Blume.

Seltener findet man bei uns in Gärten und Gewächshäusern: den platthülsigen Korallenbaum, E. planisiliqua, der mit der vorigen Art gleiches Vaterland hat, und sich von den hahnenkammblüthigen nur durch seine einfachen Blätter, und durch die zusammengedrückte Form seiner Früchte oder Hülsen auszeichnet; — den bunten Korallenbaum, E. picta, mit dreifachen, stachlichten Blättern, und einem baumartigen, stachlichten Stamme, der in Ostindien zu Hause ist, und dort mit um so größerem Fleiße angebaut wird, als er den Pfefferpflanzen, die sich um seinen Stamm und Zweige herum winden, eine sichere Stütze gibt, und diese verhindert, auf der Erde fortzukriechen. Da seine abgeschnittenen Aeste leicht Wurzel treiben und wachsen, so sind sie allen andern todten Stützen vorzuziehen, die in diesen heißen Ländern, wo es viel regnet, bald verfaulen würden.

Der wahre Korallenbaum, E. corallodendron, ist in Ostindien sowohl, als auf den Antillen und im südlichen Theil von Nordamerika zu Hause, wird aber auch ziemlich häufig bei uns in Gewächshäusern gezogen, wo er indessen selten über 10—12 Fuß hoch wird, nur selten blüht, noch seltener aber Früchte bekommt. Er ist mit kurzen und zerstreuten Stacheln besetzt; die Blätter haben drei eirunde, glatte, blaugrüne, am Grunde herzförmige und in eine Spitze auslaufende Blättchen. In Amerika fallen seine Blätter jährlich im Frühling ab, und erst nachdem dieses geschehen ist, kommen die Blumen in aufrechten Endähren, mit einer sehr langen Fahne von korallenrother Farbe, zum Vorschein; den Sommer über steht der Baum blätterlos, und im Herbste erst bekommt er wieder neue Blätter, die den ganzen Winter hindurch grün bleiben. Seinen Namen erhielt der Baum wegen der glänzend scharlachrothen Farbe seiner Blumen, die zur Blüthezeit dem Baume ein vortrefflich schönes Ansehen geben, und auf welche in seinem Vaterlande dicke, aufgeblasene, gekrümmte Schoten folgen, in denen große, nierenförmige Samen von einer purpurrothen Farbe enthalten sind. — Auf der Küste von Malabar wird der Baum von den Eigebornen Mouricou, von den Holländern daselbst Schneckenholz oder Elephantenbaum genannt; Rumph beschreibt ihn unter dem Namen Strand-Gelala, den er auf den ostindischen Inseln führt, folgendermaßen: In Ansehung seiner Größe und der Dicke seines Stammes kommt er viel mit einer Eiche überein, nur ist der Stamm nicht so hoch, und zertheilt sich weiter unten schon in starke Aeste, die zwar eine glatte Rinde haben, aber allenthalben mit dicken, steifen Dornen besetzt sind. Die Blätter gleichen den Blättern der türkischen Bohne, indem allemal drei beisammen auf einem gemeinschaftlichen Stiele stehen, nur sind sie größer und glatter. Die Blumen kommen, in großer Menge beisammen, in langen Büscheln zum Vorschein, und haben eine sehr unregelmäßige Gestalt. Der Blumenkelch ist trichterförmig; die drei untersten Blumenblätter sind sehr klein, das oberste aber, welches die Form eines Schiffchens hat, ist lang und groß, und schließt die 10 Staubfäden in sich, die von ungleicher Länge sind; die ganze Blume ist ungefähr so lang wie ein kleiner Finger, und hat eine feuerrothe Farbe. Man findet den Baum auf allen ostindischen Inseln am Strande, auf einigen der größeren auch landeinwärts. Seine Blätter falten sich täglich in der Mittagszeit zusammen. Die Macasaren benennen den Baum Caja Madjannang oder „stilles Blatt", weil man seine Zweige um die Häuser Kranker herum zu stecken pflegt, damit Niemand in der Nähe derselben ein Geräusch machen möge; was auch von allen Vorübergehenden gewissenhaft erfüllt wird. Die geraden Aeste desselben werden als Pfähle oder Pallisaden bei lebendigen Hecken gebraucht; das Holz des Baumes selbst ist weich, weiß, und tauget nicht zum Zimmerholz. Die rothen Papageien, deren Farbe mit der Farbe seiner Blumen übereinstimmt, setzen sich häufig auf diesen Baum, wenn er blühet, und fressen den Fruchtknoten aus seinen Blumen heraus; außerdem aber folgt auf dieselben eine Hülse, welche gegen vier Zoll lang und einen Finger dick, und wegen der darin enthaltenen rothen Samen, welche Pferdebohnen gleichen, sehr knotig ist; roh können dieselben nicht genossen werden, doch sollen sie gekocht eine nahrhafte Speise abgeben. —

Größe des Weltalls.

Alle Planeten, welche mit ihren untergeordneten Monden um unsere Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, kreisen, ferner die sämmtlichen Kometen, die in ungekannter Zahl ihre langgestreckten Bahnen um dieselbe zurücklegen, bilden das Gebiet unserer Sonne, in welchem diese gleichsam als Königin herrscht. Wenn wir keine Rücksicht auf den längst schon geahnten, im vorigen Jahre endlich wirklich entdeckten Planeten nehmen, der noch weit jenseits des Uranus seine erst genauer zu berechnende Bahn dahinfliegt, so dehnt sich das Gebiet unserer Sonne dennoch schon weiter als 415 Millionen Meilen aus, denn so weit entfernt sich Uranus von ihr, und es umschließt einen Raum von 493,207 Millionen Quadrat-Meilen.

Jeder vom Himmelsgewölbe niederfunkelnde Fixstern ist aber eine Sonne, gleich der unsrigen, glänzend mit eigenem Lichte, wie sie, meistens um viele tausendmal größer, als sie, und es steht zu vermuthen, daß auch jeder dieser Sterne wieder eine Anzahl untergeordneter Weltkörper beherrsche, ihnen Licht und Wärme und Leben spendend. Wir können deßhalb mit allem Grunde annehmen, daß es so viele Sonnengebiete gebe, als wir Fixsterne in dem unendlichen Raume zerstreut erblicken, wenn wir auch die um diese fernen, unzähligen Sonnen kreisenden Erden, wegen ihrer ungeheuren Entfernung von uns, selbst mit unseren schärfsten Instrumenten nicht wahrzunehmen vermögen. — Nicht genug! — Wer bürgt uns dafür, daß es uns möglich war, alle Fixsterne, die in dem Himmelsraume schweben, zu erblicken? Haben wir doch die Erfahrung gemacht, daß noch vor hundert Jahren viele Tausende dieser Weltkörper den fleißigsten Beobachtern unsichtbar bleiben mußten, weil ihre Instrumente noch nicht so geschärft waren, wie die Kunst der neueren Zeit sie herzustellen vermag; und wer kann behaupten, daß unsere jetzigen Fernröhren nicht noch einer weiteren Verbesserung fähig seien, gemäß deren dann vielleicht unsere Nachkommen nach einem Jahrhundert wieder Tausende von neuen Fixsternen entdecken werden, deren Dasein wir nicht ahnten? Können so in dem tiefsten, fernsten Weltenraume nicht unzählige Sonnen mit ihren Gebieten schweben, die das Auge eines Erdbewohners nie erreichen wird? Hier schon stehen wir an den Schranken der Unendlichkeit; ahnen können wir das Unermeßliche wohl, aber begreifen können wir es nicht.

Weiter, immer weiter gelangt der denkende Geist! — Nirgends sehen wir die Natur todt und bewegungslos; überall, wohin wir uns wenden, erblicken wir gegenseitige Annäherung und Abstoßung. Wie sich uns diese Erscheinungen im Kleinen auf unserer Erde darstellen, so erkennen wir dieselben im Größeren auch im Sonnensysteme: Ein Gesetz herrscht in allen uns bekannten Theilen des Weltganzen. Ist es deßhalb wohl zu verwegen, wenn wir schließen, daß das gleiche Gesetz überall sich aussprechen werde? Daß dieses Gesetz auch in den tiefsten Tiefen des Weltalls die Körper einen ew'gen Ringgang führen müsse um eine große, mächtige Centralsonne? Werden nicht auch jene Sonnen, die wir als Fixsterne über uns erblicken, ebenso mit ihrem Planetenkranze um eine höhere Sonne wandeln, die sie mächtig anzieht und in ihren abgemessenen Bahnen erhält, wie unsere Planeten mit ihren Monden um unsere Sonne ihren regelmäßigen Umlauf vollenden?

Solche Fragen stellen sich dem Denkenden entgegen, und von den ersten Astronomen unserer Zeit wurde fast bis zur Gewißheit erhoben, daß es sich wirklich so verhalte, daß Millionen von Sonnengebieten sich vereinigen zu einem großen Weltengebiete, dessen Hauptsonnenkörper seiner unermeßlichen Entfernung wegen uns bis jetzt unsichtbar blieb und wahrscheinlich auch immer unsichtbar bleiben wird, dessen Spur wir aber durch manche Erscheinungen am Himmelszelte auffanden und verfolgen können.

Jener weißliche Streif, der sich durch das sternbesäete Himmelszelt hinzieht, und unter dem Namen der Milchstraße bekannt ist, gab uns hiezu den ersten und hauptsächlichsten Fingerzeig. Die stärksten Vergrößerungen unserer Fernröhren lassen uns diesen um das ganze Firmament sich hinziehenden Gürtel als eine dichte Anhäufung von Millionen Sternen erkennen, und das bloße Auge schon zeigt, daß er ungefähr der Richtung eines größten Kreises folge, so daß durch ihn jene große Straße bezeichnet ist, auf der unzählige Sonnen ihren Ringgang um eine Centralsonne vollenden. Wir selbst scheinen mit unserer Sonne etwas außerhalb dieser gewaltigen Heerstraße dahinrollender Welten zu liegen, aber noch zu dem großen Weltengebiete zu gehören, dessen Dasein durch das eben Angeführte fast zur Gewißheit erhoben ist.

Eine gleiche Bewandtniß scheint es mit jenen hier und dort am Himmel zerstreuten Sterngruppen oder Sternhaufen zu haben. Die meisten derselben lösen sich bei den stärksten, uns bis jetzt möglichen Vergrößerungen in eine unzählbare Menge von Sternen auf, und wir können deßhalb nicht umhin, sie für entferntere Weltgebiete von ähnlicher Beschaffenheit, wie unser Milchstraßensystem, zu halten.

Ob auch die Nebelflecke, jene lichteren Stellen des nächtlichen Himmels, die wir bis jetzt noch nicht in eine zusammengedrängte Sternmenge aufzulösen vermögen, ähnliche, nur noch entferntere Weltgebiete seien, oder ob sie aus einer Anhäufung von Lichtstoff im Raume bestehen, oder ob sie vielleicht den ersten Keim zu einer werdenden Sonne, oder gar zu einem in der Entwicklung begriffenen Weltgebiete seien, wer vermag es zu bestimmen? Die Geheimnisse des Weltalls sind zu erhaben, zu groß, als daß der endliche Mensch hoffen dürfte, ganz einzudringen in dieselben, und sie offen vor unserem Blicke ausgebreitet zu sehen; eine Gränze hat alles menschliche Wissen, und über dieser Gränze liegt allein das Reich des Ahnens und der Vermuthungen.

Weltengebiet liegt so hinter Weltengebiet im unermeßlichen Raume zerstreut, nach bestimmten Gesetzen

geordnet, keines das andere in seinem Laufe störend, und bilden zusammen das unendliche Schöpfungsgebiet. Ungezählt sind die Sonnenheere, und werden es auch bleiben; unerforscht ist die Gränze, innerhalb welcher sie sich befinden, und wohl nie wird ein Sterblicher die Linie derselben ziehen können. Nicht bloß unsere Erde, nicht bloß unsere Sonne und unser Sonnengebiet, nein, auch unser ganzes, die Milchstraße bildendes Weltengebiet verschwindet mit seinen tausendmal tausend Sonnen gegen die Unermeßlichkeit des ganzen Schöpfungsgebietes, wie etwa ein Sonnenstäubchen gegen den ungeheuren Sonnenkörper.

Um einen Begriff von der maßlosen Größe des Schöpfungsgebietes zu erhalten, möge das Folgende hier angeführt werden.

Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, oder was gleichviel ist, der Halbmesser der Erdbahn, der in runder Zahl 20 Millionen Meilen beträgt (genauer 20,878,745), wird gewöhnlich als Maßstab genommen, um die Entfernungen der Planeten unseres Sonnensystems anzugeben, und hiebei gleich 1 gesetzt. So sagt man z. B., die mittlere Entfernung des Jupiters betrage $5^2/_{10}$, die des Uranus $19^{18}/_{100}$ Halbmesser der Erdbahn, d. h. mit andern Worten: Jupiter ist in seiner mittleren Entfernung um $5^2/_{10}$ mal, Uranus um $19^{18}/_{100}$ mal weiter von der Sonne weg, als die Erde.

Um die Entfernungen der Fixsterne und der Sterngruppen zu bestimmen, ist jedoch auch dieser Maßstab, so groß er ist, noch immer zu klein, und man berechnet diese Distanzen nach Sternweiten; eine Sternweite wird aber gewöhnlich zu 200,000 (von einigen Astronomen sogar zu 400,000) Halbmessern der Erdbahn angenommen, sie beträgt also 4 Millionen mal Millionen Meilen, eine Zahl, von deren ungeheurer Größe wir uns bereits keinen Begriff mehr machen können.

Wird nun der Durchmesser der Milchstraße nur zu 4 solcher Sternweiten gesetzt, was gewiß viel zu wenig ist, und erscheint uns eine Sterngruppe von der Größe der Milchstraße in einem scheinbaren Durchmesser von 5 Minuten, so folgt daraus, daß sie bereits 2750 solcher Sternweiten von uns entfernt ist. Sehen wir den scheinbaren Durchmesser einer solchen Sterngruppe nur 1 Minute groß, so wäre ihre Entfernung gleich 13.750 Sternweiten. Der zwischen uns und diesen Sterngruppen gelegene Raum ist so ungeheuer groß, daß das Licht, welches nur 8 Minuten und 13 Sekunden nöthig hat, um von unserer Sonne auf die Erde zu gelangen, den Weg von der ersteren, näheren Sterngruppe erst in 9000, den von der letzteren, entfernteren aber erst in 45,000 Jahren zurücklegen würde. —

Wie viele Tausende, durch so ungeheure Zwischenräume getrennte Weltengebiete, machen aber das Schöpfungsgebiet aus? Wahrlich, vor dieser Unermeßlichkeit bebt selbst der kühnste menschliche Geist zurück; er vermag sie nicht mehr in sich aufzunehmen, sie nicht mehr zu fassen; anbetend sinkt er nieder von der Allmacht, welche dieses unfaßbare Werk erschuf, und ihm das Vermögen gab, die Größe seiner Schöpfung, wenn nicht ganz zu erkennen, doch zu ahnen.

Dr. Theuerle.

Besuch der Windhöhle unter dem Centrefall des Niagara.

(Neuyorker Schnellpost.)

Fast Jedermann, der den Niagara besucht, macht es sich zur Pflicht, das Abenteuer zu bestehen, unter die Wasserschichte, die sich über den Tafelfelsen (table rock) stürzt, eine Excursion zu machen, und selbst Damen pflegen sich häufig dabei anzuschließen, wofür sie dann für ihren Heroismus sich von dem Führer ein denselben verewigendes Certificat ausstellen lassen. Niemand kehrte wohl von dieser grauenhaft-umhüllten Stelle zurück, ohne gänzlich von der großartigen Natur des Niagara und seiner classischen Umgebungen für immer erfüllt zu sein. Wer aber selbst die Schrecken, und ich möchte sagen, die Hölle des Niagara kennen lernen will, der besuche die Ingrahams- oder Windhöhle (cave of the winds); dieselbe wurde vor zwei Jahren von einem Herrn obigen Namens entdeckt, dem zu Ehren derselben sein Name beigelegt wurde, welche der Entdecker selbst aber Windhöhle getauft hat. Mein Gefährte zu diesem Abenteuer war der zwölfte, ich selbst der dreizehnte, der je dieses verborgene Naturwunder besucht, und ich bezweifle daher, daß je eine nähere Beschreibung derselben öffentlich bekannt gemacht wurde. Zu diesem Zwecke theile ich Ihnen hiermit einen treuen Bericht meiner Erfahrung mit.

Begleitet von einem rüstigen und jugendlichen Führer, brachen wir unserer drei zu der bevorstehenden Expedition auf.

Es war ein herrlicher, freundlicher Sommermorgen, und unter dem schimmernden Laubdache der Rieseneichen auf der Iris oder Geißeninsel langten wir an der von dem verstorbenen Bankpräsidenten gestifteten sogenannten Biddle's-Wendeltreppe an, deren 100 Stufen wir alsbald niederstiegen. Unser Führer brachte uns hinter ein großes Felsenstück, öffnete den Sack, den er auf seinem Rücken trug, und der unser Costüme enthielt, und zeigte uns an, daß dieser Platz als unser Toilettenzimmer dienen müsse, da der anderwärts alles Gemeinnützige befördernde Eigenthümer, Hr. Porter, nicht gestattet habe, eine Holzhütte zu diesem Zwecke zu errichten.

Wir hatten bald unsere Kleider mit Flanelljacken, Zwilchhosen, groben Schuhen und dicht anliegenden Wachstuchkappen vertauscht, und wandelten mehr Banditen als friedlichen Touristen ähnlich, dem „Centrefalle“ zu, welcher mit seiner dichten Wassermasse überhängt und sich über ihr oberes Gewölbe stürzt. Am Falle angekommen, befestigte unser Führer ein starkes Seil um ein Felsstück, vermittelst dessen wir eine Art von Treppe, aus losen Felsen gebildet, 10 — 12 Schritte hinabkletterten und auf einer ziemlich geräumigen Plattform an-

kamen. Das Seil wurde hier durch einen festgenieteten Ring geschlungen und das Ende desselben in die Schlucht geworfen. Auf dieser Plattform befanden wir uns bereits unter dem äußeren Theile des Falles, von dem wir ein tüchtiges Schauerbad empfingen, das nicht einen trockenen Faden an unserem Banditenanzuge ließ.

Einer unserer Begleiter hatte daran genug und kehrte zurück in's Trockene, der andere Gefährte und ich, mit dem Führer voran, ließen uns einer nach dem andern an dem Seile, mit den Füßen an die Felsabsätze anstemmend, ungefähr 20 Fuß in die Höhle hinabgleiten, und erreichten glücklich den Boden. Kaum unten angekommen, fühlte ich mich von einem rasenden Orkan erfaßt, der mir plötzlich allen Athem raubte, wild bewegte Wassermassen peitschten meinen Körper und würden mich zu Boden geworfen haben, hätte ich mich nicht an den Felsen festgeklammert; ich fand mich inmitten einer Scene, die wirklich schaudererregend war, und von welcher selbst die lebhafteste Phantasie einen richtigen Begriff nicht entwerfen kann.

Die herabstürzende Wassermasse, welche 120 Fuß breit und 15 — 20 Fuß dicht ist, erreicht hier ihren Fall aus einer Höhe von 165 Fuß, und treibt die in der Höhle befindliche Luft aus der größern Oeffnung an der entgegengesetzten Seite des Falles; dieses Vacuum wird aber eben so schnell wieder von der äußeren Luft ersetzt, und diese braust mit entsetzlicher Wuth durch die loseren Theile des Falles, eine Masse von Wasser mit sich reißend. Auf diese Weise bildet sich eine Art von Windsbraut in unaufhörlicher Erneuerung unter einem Heulen und Gebrause, zu welchem das Bild eines tobenden Seebeckens nur eine schwache Parallele bildet.

Anfangs gänzlich betäubt, sammelte ich mich jedoch bald, und sah mich nach meinen Gefährten um, die ich aus den Augen verloren hatte, da der hereingepeitschte Wasserstrom nur für Augenblicke erlaubte, dieselben zu öffnen und überdieß nichts auf drei Schritte erkennen ließ. Ich fühlte meinen Weg, mit dem Rücken gegen diesen Wind- und Wassersturm gekehrt, an der Felsenwand weiter nach dem Innern der Höhle, in deren Hintergrund ich bald auf meinen Gefährten und den Führer stieß; erstern an der Felsenwand lehnend, ein Tuch im Munde, um die athemlose Brust gegen die äußeren Sturmwinde zu schützen.

Der tiefste Theil der Höhle, in welchem wir uns nun befanden, ist 30 — 40 Fuß von der fallenden Wassermasse entfernt; von hier erstreckt sich mehrere Fuß vom Boden der Höhle, gegen den Ausgang hin, eine Schlucht, die 10 — 12 Fuß tiefer in das Eingeweide der Felsen dringt. Wir kletterten unserem Führer nach, und fanden einen Raum, der hoch genug war, um in Gesellschaft der Aale und Neunaugen, deren Lieblingsaufenthalt dieser Felsenriß zu sein scheint, unsern Platz zu nehmen. Wir mußten jedoch bald gestehen, daß diese Aale ꝛc. kluge Thiere waren, denn wir fanden uns hier gänzlich geschützt vor den erstickenden Windstößen und den sturmgejagten Wassertropfen, die wie Haselnüsse groß durch den Orkan auf den Leib gequetscht, selbst durch die Wollenjacken, gleich kräftig geworfenen Kieselsteinen, sich fühlbar machten. Von diesem gemüthlichen Versteck allein ist es möglich, die fürchterlich schöne Naturscene mit verhältnißmäßiger Ruhe zu betrachten und zu würdigen. Dieses Jagen und Brechen der Gewässer aneinander, wie sie im Zusammenfluß in Schaum und Dampf sich auflösen, und wie von Furien getrieben einen gegenseitigen Vernichtungskampf zu kämpfen scheinen, ist in der That ein grauenhafter Anblick, und wird durch den donnerähnlichen Fall der Wasserströme, durch das Gebrüll, das Heulen und Pfeifen des Orkans noch ungeheuer gesteigert. Man hört hier Töne und Combinationen von Tönen, die mit nichts, das mir bewußt, zu vergleichen sind; vom schrillsten Pfeifen hinab durch alle Mitteltöne bis zum dumpfen Schlag eines 64 Pfünders, bilden sie vereinigt eine wahre Höllenharmonie.

Der dichte Vorhang des massiven Wassersturzes läßt die Tageshelle nur sparsam durchdringen, und ein mysteriöses, magisch-zweifelhaftes Licht ist durch diese groteske Halle verbreitet, die dunkeln Felsenmassen in ihren wunderbaren Formationen eben genug beleuchtend, um sie von einander unterscheiden zu können.

Ueber die schlammig-glatten Felsenstücke, die wohl seit Jahrhunderten herabgeschmettert hier zerstreut liegen, kletterten wir unsern Weg weiter und erreichten ohne weitere Hindernisse den Ausgang auf der andern Seite, wo uns wieder das klare Tageslicht und die liebe Sonne begrüßten. Wir befanden uns nun auf einem großen isolirten Felsen zwischen beiden Fällen, dem großen und dem Centrefall und ihren ewig stürzenden Wassermassen, die den Felsen, auf dem wir standen, erzittern machten; — dieß war ein erhabenes Schauspiel, und die tanzenden und glitzernden, sich in den Sonnenstrahlen brechenden Wassertropfen geben dem Ganzen einen freudigen und erheiternden Ausdruck. Wir sprachen uns diese Gefühle aus, wurden aber bald durch den Führer aus unserem Entzücken geweckt, der uns andeutend zu verstehen gab, daß der einzige Ausweg von hier wieder zurück, nur durch die unheimliche Höhle zu gewinnen sei.

Gestärkt und frischen Muthes traten wir denselben an, hielten wenige Augenblicke in der Ruheschlucht, um Athem zu sammeln und kletterten dann weiter gegen den Eingang; hier aber war das Schwierigste zu bestehen; der wüthende Windstrom mit seinem horizontalen Riesentropfenfeuer mußte hier durchschritten werden und, obwohl ich mich darauf gefaßt hielt, so schloß er mir doch plötzlich die Augen; um mein gepeitschtes Angesicht zu schützen, kehrte ich ihm den Rücken zu, allein nachdem ich mich wieder umgedreht, waren mein Gefährte und der Führer verschwunden.

In der Aufregung entfiel mir, nach welcher Seite ich mich zugewendet hatte, und eine namenlose Angst, ein unbeschreibliches Gefühl von Verlassensein in dieser Windwasserschlacht erfaßte mich — ich wußte, daß mein Ruf nicht gehört werden konnte, denn selbst der lauteste Schrei eines Nebenstehenden ist hier unten kaum vernehmbar. Ich schritt jedoch endlich auf Gerathewohl zu,

um wenigstens dieser schauerlichen Scene zu entkommen, als ich nach wenigen Schritten plötzlich dicht neben mir das herabhängende Seil erblickte; mit krampfhaftem Griffe erfaßte ich es, und mit drei Sprüngen war ich auf der Plattform, triefend meinen triefenden Gefährten gegenüberstehend.

Unserer Rückzügler begegnete uns lachend, allein wir konnten, noch ganz erfüllt von dem schrecklich-großartigen Naturwunder, nicht mitlachen; wir wechselten schweigend unsere Kleider, und theilten uns erst nach einiger Ruhe von der Anstrengung unsere Gefühle gegenseitig mit.

Die Schwester unseres Führers wagte sich ebenfalls einmal in die Windhöhle, wurde aber ohnmächtig wieder zurückgebracht; sie ist das einzige Frauenzimmer, die es je versucht hat, hinabzusteigen.

Niemand, dessen Nervensystem stark genug ist, solche Scenen zu ertragen, sollte versäumen, dieses Mysterium des Niagara zu erforschen; eigentliche Gefahr ist mit dem Besuche nicht verbunden, sondern nur einige Geistesgegenwart nöthig, die ich selbst freilich beinahe verloren hatte. Als das beste Mittel gegen die athemraubenden Windstöße fand ich den Mund zu schließen und den Athem für wenige Secunden ganz an sich zu halten.

Der Bison, oder amerikanische Büffel.
The buffalo.

Hat die Vereinigten Staaten fast ganz verlassen, und wird einzig und allein noch innerhalb derselben an den beiden kleinen Wassern Bay de View und Cash River in Arkansas, zwischen dem St. Francis-Fluß und White River gefunden, wo er in den fast undurchdringlichen Sümpfen bis jetzt noch der Verfolgung und den Nachstellungen der Jäger getrotzt hat, die sich aber nie ernstlich um die Jagd desselben bekümmerten, da die fürchterlichen Dickichte und unbewohnten Strecken, die in diesen Sümpfen liegen, das Erlegen derselben zu einer der beschwerlichsten und undankbarsten Arbeiten in der Welt machen.

Die Kälber werden jedoch dann und wann gefangen und zur Zucht groß gezogen, obgleich sie sich im wilden Zustande nie mit wild gewordenem und einst zahmen Rindvieh, das sich in zahlreichen Heerden in eben diesen Sümpfen aufhält, vermischen.

Ein junges Kalb ist dort an Ort und Stelle 25 Dollar werth.

F. Gerstäcker.

Das amerikanische Eichhörnchen.

Das graue Eichhörnchen findet sich in ungeheurer Menge in den Wäldern, und lebt ganz nach Art der deutschen von Fruchtkernen und Waldessamen, wird aber vom Amerikaner außerordentlich gern gegessen, und hat auch ein sehr zartes, delikates Fleisch.

Das graue Eichhörnchen ist das gewöhnlichste, doch kommt das schwarze, besonders in den südlichen Staaten, sehr häufig vor, wie auch eine kleinere Art, die der unsrigen in der Farbe ähnlich ist. Zu den Seltenheiten gehören ganz weiße mit rothen Augen, die übrigens wunderhübsch aussehn. —

In den nördlichen Staaten, wo sie sich in besonders großer Anzahl aufhalten, wandern sie manchmal, und sind schon zu Tausenden, besonders wenn sie den Ohio durchschwammen und am anderen Ufer erschöpft anlangten, von den dortigen Ansiedlern erschlagen und gegessen worden. —

Sie thun den Maisfeldern viel Schaden, indem sie hauptsächlich, wenn der Mais erst kürzlich gelegt ist, die Samenkörner herausscharren und verzehren, und werden schon aus diesem Grund so viel wie möglich von den Farmern getödtet.

F. Gerstäcker.

Räthsel.

Der Schacht der Geister.

Die Hülle nenn' ich, die ein groß Geheimniß
Umschloß und doch enthüllte sonder Säumniß,
Und wenn sie es verstoßen, doch es heget,
Und wie kein Hirte seine Schäfchen pfleget.

Sie schafft dem froh Entdeckten neue Hülle,
Sie spendet ihm des ganzen Reichthums Fülle;
Was sie von Schätzen außer ihm besitzet
Ist nur ein Schatz, wenn's dem Verstoßnen nützet.

Den Schacht, der immer fördert neue Geister,
Bis ihn zertrümmert sammt der Welt ihr Meister,
Den Born errathe, dem selbst ewig Leben
Entquillt; ihm kann mein Lied nicht Würde geben.

Die Würde ist es, der sich Alle neigen,
Vor welcher Könige sich und Kaiser beugen;
Groß ist ihr Anspruch, doch ihm wird Gewährung,
Verlangt sie auch von einem Gott Verehrung.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 9. 5. 12. 20. 19. 19. 5. 17.

Bad Kissingen.

(Taf. 33.)

Wie einst Griechenland in seiner höchsten Blüthe, und später Rom unter seiner Weltherrschaft, den Gebrauch der Bäder und Heilquellen besonders pflegte, so gebührt in unserem Jahrhundert unstreitig unter allen Ländern der Erde Deutschland der Ruhm, durch gründliches Studium das Wesen der Heilquellen wissenschaftlich beleuchtet, und die Wohlthaten der Heilquellen überhaupt am meisten befördert zu haben.

Unter allen Kurorten Deutschlands nimmt neuerer Zeit unstreitig Kissingen eine der ersten Stellen ein; der Ruf seiner berühmten Heilquellen, und der Versandt seiner Mineralwasser, ist nicht allein längst in allen Ländern von Europa verbreitet, sondern auch in allen Richtungen entfernter Weltgegenden.

An einer Kissinger Morgenkur findet man fast alle Stände und Nationen vereinigt; neben fürstlichen Personen, Cavalieren und Diplomaten, wandelt der schlichte Kaufmann, Handwerker und Landmann. Man sieht hier Staatsmänner und Prälaten, alte Krieger und Beamte, die an den Quellen des Rakoczy sich neue Kräfte und Gesundheit schlürfen.

Der Kurort Kissingen liegt im Kreise Unterfranken, des Königreichs Bayern, an der fränkischen Saale, sieben Meilen von Würzburg und Meiningen, in einem freundlichen Thale, mit Weinreben bewachsenen Anhöhen und waldigen Hügeln umgeben.

Unter allen deutschen Badeplätzen hat Kissingen bis jetzt am meisten den Charakter eines wirklichen Kurortes bewahrt, da man hier vergebens jene Physionomien von Abentheurern, professionirten Spielern und fahrenden Rittern suchen wird, die den Aufenthalt an andern eleganten deutschen Badeorten so unangenehm machen; — während daselbst die Badeorte nur den Namen leihen zu eleganten Rendez-vous, Zerstreuungen und Vergnügungen, trifft man zu Kissingen nur wirkliche Kurgäste, welche in der Regel gewissenhaft die ihnen vom Arzte verordnete Diät beobachten, baden und Mineralwasser trinken.

Interessant ist es, des Morgens pünktlich um sechs Uhr, mit dem Reveille, der die Straßen des Städtchens mit klingendem Spiel durchziehenden Musik-Bande, die Kurgäste aller Stände, die vornehmsten und elegantesten Damen nicht ausgenommen, in Schaaren den Heilquellen zur Morgentrinkkur zueilen zu sehen.

Ein feierlicher Kirchen-Choral, durch die zahlreiche und vortreffliche Musikbande in Blechmusik, eröffnet jeden Morgen die Kur, und spielt mit kurzen Unterbrechungen verschiedenartige musikalische Produktionen bis acht Uhr. Hunderte von Kurgästen, Herren und Damen, versammeln sich auf der Gallerie des Brunnenpavillons und schlürfen den lieblichen Rakoczy, dem nach Erfahrung der ausgezeichnetsten Aerzte, die erste Stelle unter den Kissinger Mineralwässern eingeräumt wird, als ein in seiner Art unvergleichliches Heilmittel gegen eine Menge Leiden der jetzigen Krankheitsformen, um so mehr, da seine Bestandtheile von der Natur in unnachahmbaren glücklichsten Verhältnissen so verbunden sind, daß er sich jahrelang gut und wirksam erhält, selbst den Transport über die Linie in die heißesten Zonen verträgt, ohne eine Zersetzung zu erleiden.

Unter seinen Bestandtheilen ragen als die wirksamsten hervor:

Das Chlornatron, das wichtigste Element für den Verdauungsprozeß, und verschiedene diesen bethätigende, auflösende, blutreinigende, und die scharfen verdorbenen Stoffe abführende Salze; dazu die so überaus heilkräftigen Brom- und Jod-Verbindungen; dann

das kohlensaure Eisen, für die Blutmischung so wichtig, diese verbessernd, allgemein, und besonders das Nervenmark stärkend; endlich

das kohlensaure Gas in sehr bedeutender Menge und in innigst fester Verbindung; dieses macht den Rakoczy gut verdaulich, bessert die Venosität des Blutes, indem es den Kreislauf und die Ausscheidungen aller Eingeweide, insbesondere der Galle, mit reger Bethätigung des Pfortadersystems vermehrt, die krankhaften Absonderungen beschränkt, und vorzugsweise das Nervensystem belebt und die Thätigkeit der Haut erhöht.

Aus den Wirkungen dieser Bestandtheile an sich, die die Natur geheimnißvoll in innigster Mischung so heilbringend verbunden, und von den vielen anderen Heilquellen beigemischten nachtheiligen erdigen Bestandtheilen beinahe ganz frei sind, wird jeder Laie in dem Rakoczy einen der größten Heilschätze, die die Natur darbietet, erkennen; und durch den an und für sich schon gar nicht belästigenden Genuß des Wassers, durch den bald darauf eintretenden gesteigerten Appetit, die vermehrten, doch nicht schwächenden Stuhlausleerungen, die Regulirung aller übrigen Absonderungen und Ausleerungen, insbesondere auch der Harnwerkzeuge, der Geschlechtsorgane und der Haut, durch den gesunden stärkenden Schlaf, die wiederkehrende heitere Stimmung, Wohlbehaglichkeit, Lebenslust, Freude an Geselligkeit und gesteigerte Energie der geistigen Thätigkeit wird sich der Leidende bald von der heilkräftigen Wirksamkeit des Rakoczy überzeugen, nur darf er sich nicht abschrecken lassen, wenn — was bisweilen geschieht — in den ersten Tagen diese Wirkungen noch nicht hervortreten, da es oft mehrerer Tage bedarf, bis die kritischen Wirkungen sich einstellen. Dazu hat noch der Rakoczy vor den andern abführenden Arzneien den Vorzug, daß seine Wirkung andauernd und durchaus nicht schwächend und angreifend ist, so sehr er in alle Funktionen des Organismus eingreift. Seine Wirkungen sind nicht einseitig, er vereint in sich die wirksamsten Stoffe, und ist das wahre Panacée des jetzigen, auf Venosität des Blutes gegründeten allgemeinen Krankheitscharakters, das naturgemäßeste Heilmittel der Schöpfung, und erprobte seine Heilkraft seither besonders in nachstehenden Krankheitsformen:

1) Unterleibskrankheiten, die ihren Grund in Schwäche des Magens von Ueberreizung desselben, oder in Stockungen, Verschleimungen, Schlaffheit und Un-

thätigkeit der Organe haben, daher vorzüglich in den manchfachen Arten der Hämorrhoidalbeschwerden, als Trägheit des Stuhlgangs, hartnäckige Verstopfung, Mangel an Appetit, Blähungen, Magendrücken; wie bei Stockungen und Verhärtungen in dem Leber- und Pfortadersystem, Gallensteinen, Gelbsucht, bei Anschoppungen und Austreibungen des Unterleibes, Vollsaftigkeit und Fettsucht, bei Leber- und Milzleiden (sogenannten Fieberkuchen) nach kalten Fiebern; bei allgemeiner Schwäche der Verdauung nach Nerven- und Schleimfiebern, nach dem gelben Fieber u. dgl. — Wie in den nordischen Gegenden und im Binnenlande die körperliche und geistige Cultur, die angestrengten geistigen Beschäftigungen mit Mangel an Bewegung, die opulente Tafel und spirituöse Getränke zu solchen Krankheiten führen, insbesondere die Hämorrhoiden zum herrschenden Uebel machen, so sind es in den südlichen Ländern, in der heißen Zone die climatischen Verhältnisse, welche überwiegende Venosität des Blutes und Stockungen in den Unterleibseingeweiden herbeiführen; so erzeugt die Küstenluft, die Ausdünstungen des Brack-Wassers, der Nebel in den Küstenländern, an Seen und den Niederungen der Flüsse jene kalten Fieber, und in ihrem Gefolge jene hartnäckigen Unterleibskrankheiten, die eine wahre ägyptische Plage jener Gegenden sind; gegen alle diese Leiden hat der Rakoczy seine souveränen Heilwirkungen erprobt, selbst in Fällen, wo alle Medikamente und ärztliche Kunst erschöpft waren.

2) Bei der Hypochondrie, für welche der Rakoczy das erprobteste Mittel ist, nicht minder bei Krämpfen und sonstigen hysterischen Zufällen, wenn diese ihren Grund in Stockungen im Unterleibe und Störungen der Thätigkeit des Gebärmuttersystems haben.

3) Bei rheumatischen und Gichtleiden, vorzüglich wenn diese mit träger Darmentleerung verbunden sind und die Nieren mit theilnehmen, daher auch

4) bei Krankheiten der Nieren und der Blase, Steinbeschwerden, Schleim, Sand und Gries im Urine, Blasenhämorrhoiden, Blasenkrämpfen.

5) Bei vielen Arten des Rothlaufs mit Störungen der Gallenabsonderung und Anschwellungen der Leber.

6) Bei der Scrophelkrankheit, Drüsenanschwellungen im Unterleibe, mit Trägheit und Schlaffheit in allen Verrichtungen der Unterleibsorgane, bei der Wurmkrankheit.

7) Bei Hautausschlägen, Finnen und sonstiger Unreinheit der Haut, Flechten u. dgl., die ihre Ursache in Verdauungsstörungen haben.

8) Bei Störungen in der Thätigkeit des Gebärmuttersystems, beruhend auf örtlicher Schwäche, Stockungen und Vollsaftigkeit, daher bei Unregelmäßigkeit der Menstruation, bei weißen Fluß und insbesondere bei Unfruchtbarkeit, gegen welche der Rakoczy sich schon in sehr vielen Fällen wirksam gezeigt hat.

9) Bei Verschleimungen in den Lungen auf Torpor und Laxität beruhend.

Gebrauch des Rakoczy.

Der Rakoczy kann zu jeder Jahreszeit getrunken werden, doch halte sich der Trinkende möglichst frei von Sorgen und Geschäften, und vermeide schwer verdauliche Kost, sei mäßig im Genuße von Wein oder Bier u. dgl., und mache sich nach Möglichkeit Bewegung, doch nicht bis zur Ermüdung.

Man trinkt den Rakoczy am Morgen nüchtern im Freien, oder bei ungünstiger Witterung und im Winter im warmen Zimmer auf- und abgehend, oder im Bette liegend; man beginnt mit 3—5 Gläsern und steigt von 6—8; der ganze Krug enthält 8, der halbe 4 Gläser, die ganze Hyalitflasche enthält 6, die halbe 3 Gläser, das Glas zu 6 Unzen Medizinalgewicht.

Man trinkt in Zwischenräumen von 10—12 Minuten; ½ oder 1 Stunde nach dem letzten Glas wird gefrühstückt; die Trinkkur wird entweder ununterbrochen 4, 5—7 Wochen fortgesetzt, oder nur einige Wochen, worauf man mehrere Tage pausirt, dann wieder von Neuem beginnt, welche Methode besonders dann zu empfehlen, wenn ein lang fortgesetzter Gebrauch des Rakoczy nothwendig ist. — Uebrigens kann der Rakoczy auch am Abende, aber nur 2—3 Gläser unmittelbar vor dem Schlafengehen, einige Stunden nach einem ganz frugalen Abendbrode, genommen werden, doch muß hiebei die physische, wie die somatische Diät sehr strenge geregelt sein.

Treten Anfangs keine genügenden Darmentleerungen ein, so nehme man am Abende vorher oder selbst vor dem Trinken einen Eßlöffel voll Bittersalz in Wasser, oder ein Glas Bitterwasser u. dgl.; womit man bei solchen Kranken beginnen kann, die an hartnäckiger Verstopfung leiden. — Wenn durch unangenehme heftige Gemüthsbewegungen, Diätfehler u. dgl. im Laufe der Trinkkur Congestionen nach Brust oder Kopf eintreten sollten, so setze man mit dem Trinken einige Tage aus. — Nach Ende der Trinkkur überlade man sich nicht sogleich zu sehr mit Geschäften, und vermeide noch einige Zeit alle Excesse im Essen und Trinken u. dgl.

Der Pandur

unterscheidet sich in seinen Wirkungen nicht wesentlich von dem Rakoczy, hat aber nicht den angenehmen Geschmack wie dieser, und wird in allen den obengenannten Krankheiten zu Bädern, häufig auch als Trinkkur gebraucht; letzteres besonders Abends an der Quelle zur Unterstützung der Wirkung des Rakoczy. In seinen Bestandtheilen ist er an kohlensaurem Eisen und kohlensaurem Natron ärmer als der Rakoczy, und steht in der Mitte zwischen diesem und dem

Soolensprudel,

welcher ganz in der Nähe von Kissingen entspringt, und eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen darbietet, indem er periodisch jede dritte Stunde unter heftigem Sieden und Brausen aus der Tiefe sich erhebt, und

unter äußerst reicher Entwicklung von kohlensaurem Gas in einer Minute die enorme Menge von 16 Eimer einer 3½ grädigen Soole liefert, dann wieder bis zum Verschwinden in den tiefen Schacht zurücksinkt. Diese Quelle mit 15° Reaum. nähert sich in ihren Bestandtheilen und Wirkungen sehr dem Seewasser, und wird in ganz ähnlichen Krankheiten als Badekur angewendet, mit um so größerem Nutzen, als die Atmosphäre zunächst der Saline dieselben Bestandtheile enthält, wie die des Meeres, die Temperatur gleich ist, und der Wellenschlag durch die Masse des stoßweise einströmenden Wassers nachgeahmt wird. Sie wirkt zunächst sehr reizend, aufregend und belebend auf die äußere Haut, leitet krankhafte Stoffe von Innen nach außen, und bringt die Stockungen im Innern durch Aufsaugung zur Lösung.

Sie findet theils in natürlicher, theils in gesteigerter Wärme ihre Anwendung in den meisten der oben beim Rakoczy angeführten Krankheiten, besonders bei Neigung zu rheumatischen und gichtischen Formen und großer Empfindlichkeit der Haut, Neigung zum Schweiße, bei Krankheiten, die durch zurückgetretene Hautkrankheiten entstanden sind u. dgl. Das dieser Quelle in ungeheurer Menge entströmende kohlensaure Gas wird zu allgemeinen und örtlichen Gasbädern verwendet, wirkt reizend und erregend auf die Nerven und Gefäße, befördert den Stoffwechsel und die Ausscheidung krankhafter Stoffe und Ablagerungen, sowohl an der Peripherie als im Innern des Körpers; daher dasselbe in Nervenleiden, die auf Atonie, Schwäche beruhen, bei Lähmungen einzelner Theile, bei wahrer Schwäche des Gesichts und des Gehörsinnes, bei nervöser Gicht, bei Neuralgien, bei offenen Schäden, atonischen Geschwüren u. dgl., seine Anwendung findet. Sehr bemerklich äußern diese Gasbäder außerdem ihre Wirkung bei Schwäche der Genitalien überhaupt, indem sie die Vitalität der Geschlechtsorgane erhöhen, und bei manchen Formen der Menstrualstörungen und der weiblichen Unfruchtbarkeit, wie bei Impotenz, mit bestem Erfolge gebraucht werden.

Ein zweites, nicht minder wichtiges Heilmittel liefert diese Soole in dem bei der Salzbereitung sich entwickelnden, zu Dampfbädern verwendeten salzsaurem Dampfe, der reich an Chlor, Salzsäure, Hydrobromsäure und Salmiak, auf die äußere Haut, auf die Schleimhaut der Athmungsorgane und der Geschlechtstheile, besonders der weiblichen, in verschiedenen, oft sehr hartnäckigen Krankheiten die heilkräftigsten Wirkungen äußert, wie auch viele tiefer liegende Uebel, z. B. verschiedene Lungenkrankheiten, hartnäckige Rheumatismen, scrophulöse Drüsenanschwellungen, Leberanschoppungen und besonders Anschwellungen und Verhärtungen der Eierstöcke und der Gebärmutter, in diesen Dampfbädern ein höchst ersprießliches Heilmittel finden.

Noch intensiver auf die äußere Haut und tief eingreifend, zertheilend und auflösend bei Krankheiten innerer Organe wirken die

salzsauren Mineralschlammbäder und die Mutterlauge,

welche letztere den Pandur- oder Soolenbädern zugesetzt wird.

Wie schon in den salzsauren Dampfbädern ein wichtiges Mittel gegen Lungenkrankheiten gegeben ist, so bietet Kissingen in den beiden eisenfreien Säuerlingen

Maxbrunnen und Theresienbrunnen,

denen eine vortreffliche Molkenanstalt beigegeben ist, gegen Brustkrankheiten ein vorzügliches Heilmittel. Beide Quellen sind sehr analog, doch wird, da er entfernter gelegen ist, der Theresienbrunnen weniger benützt.

Der Maxbrunnen ist kristallhell, von angenehmen prickelndem Geschmacke, dient theils als erfrischendes, belebendes Getränke für Gesunde, rein oder mit Wein oder Milch vermischt, wie das Selterser Wasser, theils als Arzneimittel, und wird, durch das innige Gebundensein seines Kohlensäuregehaltes zur Versendung geeignet, seit Jahren in reichlicher Masse versendet.

Er wirkt gelinde reizend, kühlend, schleimauflösend, gelind abführend, urintreibend, besonders auf das Lymphsystem, auf die Schleimhaut der Lunge, die Verdauungsorgane und auf die Urinwege. Er leistet daher vortreffliche Dienste.

1) Bei vielen Lungenkrankheiten, wohin gehören: schleimige, tuberculöse und eitrige Lungensucht, chronische Heiserkeit, anfangende Luftröhrenschwindsucht, Catharrhe, chronische Verschleimung der Brust, Schleimasthma; dann in dem Reconvalescenzstadium entzündlicher Catharrhe, der Lungenentzündung und des Keuchhustens, wobei der Umstand sehr zur Beachtung kommt, daß dieser Säuerling ganz frei von Eisen ist.

2) Bei chronischen Beschwerden der Harnwerkzeuge, bei Stein und Grieserzeugung, bei Blasenhämorrhoiden, Blasenkrämpfen u. dgl., ebenso bei der Gicht.

3) Bei Leiden des Drüsen- und Lymphsystems, besonders bei Scropheln.

4) Bei Verschleimung des Darmkanals, Säure im Magen, Ueberfluß und schlechter Beschaffenheit der Galle, daher auch in Schleim- und Gallenfiebern. — Vielen Individuen, die kein Süßwasser vertragen können, ist dieser Maxbrunnen als gewöhnliches Getränke ein wahres Labsal.

Man trinkt ihn zum Kurgebrauche des Morgens nüchtern 3—4 Gläser in Zwischenräumen von 12—18 Minuten, und unter Tags mehrmals noch 1 bis 2 Gläser, entweder für sich oder mit Zucker, mit Milch oder Molke, und fährt damit längere Zeit, selbst Monate lang, fort. — Die Diät muß dabei auch einigermaßen geregelt, doch nicht so strenge sein, wie beim Gebrauch des Rakoczy.

Ein Gleiches gilt von dem Theresienbrunnen.

Die besten Balneographien über Kissingen sind von

Dr. Balling, Maas, Welsch, Travis, Granville, Wetzler, Pfeuffer, Wendt, Eisenmann, Siebold, Scharold, Vetter, Strahl ꝛc. ꝛc.

Der kunstsinnige König von Bayern hat diese herrliche Najade als eine köstliche Perle seines Reiches durch eine höchst würdige und geschmackvolle Bedachung und Fassung verzieren lassen.

Auf dem beifolgenden Bilde links erblicken wir den prachtvollen gußeißernen Pavillon, welcher den Rakoczy- und Pandurbrunnen einschließt; es ist das größte und beste Meisterwerk, was bis jetzt aus bayerischen Eisenhüttenwerken hervorging. Ein Quadergemäuer umgibt den Quellenplatz, worauf der eiserne Pavillon mit 56 Bronze-Säulen, zwischen deren Doppelreihen die Gallerien zum Trinken angebracht sind, ruhet; der Hauptbau dieses Pavillon wird von 10 verzierten Bogen im Mittel getragen. Alle Theile des Baues sind zierlich durchbrochen und 4 Treppen führen in das Souterrain des Quellenplatzes. Die Bedachung ist 75′ 2″ lang; 34′ 4″ breit; die Höhe des Mittelbau 23′ 10″; die Höhe der Seitenwände 20′; die den Mittelbau ringsum einfassende und mit eigenem Dache versehenen Arkaden 13′ Höhe bis Anfang des Daches. Der Bau besteht aus 1124 Gußstücken größerer Gattung, 500 Schmiedeisen-Theile und Schrauben; im Gewichte zu 1800 Centner. Das Ganze wurde in den bayerischen Hüttenwerken Bodenwöhr und Bergen gegossen und zusammengefügt.

In Verbindung mit diesem Brunnen-Tempel ist der Arkadengang mit dem großen Conversationssaale; dieser Gang, welcher zum Schutz für die Lustwandelnden bei kalter und unfreundlicher Witterung gehört, bildet hiebei ein Rechteck, in dessen Mitte der Kursaal aufgeführt ist; die Länge der 46 Bogenstellungen und 4 Eckpavillons zu diesen Arkaden, beträgt 700′ von 17′ Breite und 22′ Höhe.

Der Saal, welcher im Innern eine Länge von 100′, 70′ Breite und 50′ Höhe hat, ist von weißem harten Sandstein-Quader aufgeführt und im Innern mit al fresco Malereien reich verziert. Der ganze Charakter des Baues und dessen innere Verzierungen sind nach dem neuesten Byzantinisch-Gärtner'schen Rundbogenstyl, und der ganze Entwurf und Ausführung vom genialen Architekten, Director der bildenden Künste von Gärtner in München.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

13. Notburga.

Am Strande des Neckarstromes, der seine klaren Wogen durch fruchtbare und gesegnete Auen wälzt, stand vor Zeiten ein prächtiges Schloß, Hornberg geheißen, und schaute mit seinen hohen Thürmen und gewaltigen Mauern weithin über die Lande. Jetzt sind die festen Gebäude gebrochen und liegen in Trümmern, einstmals aber wohnte darin ein mächtiger König mit seiner Tochter, der schönen und frommen Jungfrau Notburga. Der König war ein jähzorniger, heftiger Mann, und alle Welt fürchtete ihn. Notburga aber war sanft und gut, wie keine Prinzessin mehr im deutschen Lande, und wer sie nur ansah, mußte sie lieb gewinnen.

Eines Tages kam ein junger, schöner Graf auf das Schloß, und als der Notburga sah, und sie ihn, da liebten sie sich von Herzen und der junge Graf ging hin zum Könige, und bat ihn um die Hand seiner Tochter.

„Graf Walter," sprach der König, als er dieß Begehren vernommen hatte, „Ihr seid reich und mit allen Tugenden geschmückt, so daß ich Euch meine Tochter nicht weigern will. Heute noch wollen wir die Verlobung feiern; aber an die Hochzeit dürft Ihr nicht eher denken, als bis Ihr durch kühne Thaten bewiesen habt, daß Ihr auch ein tapferer Rittersmann seid. Einem Feigen und Schwachen vermähle ich meine Tochter nicht!"

Diese Bedingung war Graf Walter wohl zufrieden, denn er war eben so muthvoll, wie schön.

„Ich will nach dem heiligen Lande ziehen," sagte er, „und will's Gott, mir dort Ruhm erwerben im Kampfe für meinen Heiland gegen die Ungläubigen!"

Nachdem dieß beschlossen war, wurde die Verlobung des edlen Paares mit vieler Pracht gefeiert, und acht Tage später rüstete sich Graf Walter zur Abreise.

„Nach zwei Jahren will ich wieder kommen," sagte er zum Könige und seiner Tochter. „Wenn ich aber binnen drei Jahre von heute an nicht zurückgekehrt bin, so wartet nur nicht länger auf mich, sondern glaubt, daß ich im Kampfe mit den Heiden gefallen bin. Eures Wortes seid Ihr dann los und ledig, und Notburga mag sich einen andern Gemahl wählen, wenn sie Lust und Neigung dazu hat."

Nach diesen Worten gab er seinem ungeduldig scharrenden Schlachthengste die Sporen und ritt mit seinen Mannen davon, daß die Funken stoben unter den Hufschlägen der Rosse, und mächtige Staubwolken zum Himmel emporwirbelten.

Die fromme Notburga schaute ihrem Verlobten nach, so lange sie noch seine Helmfedern in der Luft weben und die Strahlen der Sonne von seinem Harnische widerblitzen sah. Als er aber in weiter Ferne verschwand, ging sie in die Burgkapelle, kniete demüthig am Altare nieder, und bat den lieben Gott mit herzlichem Vertrauen, er möge doch wachen über ihren Verlobten, und sein geliebtes Haupt vor den krummen Säbeln der Ungläubigen beschützen. Hierauf wartete sie still und geduldig auf die Rückkehr des Geliebten, und bewahrte ihm so heilig die Treue, daß sie nicht einmal an den Festen und Lustbarkeiten, so im väterlichen Schlosse gefeiert wurden, Theil nahm. Am wohlsten war ihr, wenn sie nach vollbrachter Tagesarbeit in den schönen Schloßgarten hinabgehn und unter den schattigen Bäumen desselben lustwandeln konnte, bis der Abend auf Fluren und Wälder niedersank.

So entschwand die Zeit schnell. Tag reihete sich an Tag, Woche an Woche, und zwei Jahre verschwanden, wie ein Traum. Von jetzt an hoffte Notburga alltäglich auf die Wiederkehr ihres Verlobten, und erstieg oft den höchsten Thurm des Schlosses, um von seinen Zinnen herab die Umgegend zu durchforschen, und den Weg entlang zu sehen, auf welchem der Erwartete erscheinen mußte. Aber so oft sie auch schaute und schaute, und nach ihm ausspähete, nimmer entdeckte sie die wallenden Federn seines Helmes oder den Schimmer seiner Rüstung, und mit jedem Tage stieg sie trauriger in ihr stilles Gemach hinab.

Eines Tages, die drei Jahre waren beinahe um und es fehlten nur noch wenige Wochen daran, trat der König in der Jungfrau Gemach, und gebot ihr mit rauher Stimme, nun ihre Thränen zu trocknen, die doch immer vergebens fließen würden.

„Rüste dich, und bereite deinen Hochzeitsschmuck,“ fügte er hinzu. „Ich habe dir einen andern Gatten erkoren an Graf Walter's Statt, und er ist wohl mächtigerer und tapferer, wie der. In drei Tagen wird er kommen und die Hochzeit mit dir feiern; also halte dich bereit!“

„Vater, bester Vater,“ antwortete die Prinzessin erschrocken, „bedenke das heilige Wort, so du meinem Verlobten gegeben hast. Noch sind die drei Jahre nicht um, und ehe nicht der letzte Tag und die letzte Stunde davon verflossen ist, mag ich von keinem andern Manne hören, selbst wenn er mächtig und reich wie ein Kaiser wäre.“

Der König blickte seine Tochter zornig an und sagte barsch: „Schweig: dein Verlobter kommt nimmer zurück, und in drei Tagen ist deine Hochzeit mit dem Gatten, den ich dir erkoren habe. Bei meinem höchsten Zorn befehle ich dir, Alles dazu zu bereiten!“

Hierauf verließ er das stille Gemach, ohne auf die bitteren Thränen seines Töchterleins zu achten. Notburga aber sprach in ihrem Herzen: „Ehe ich meinem Verlobten die Treue breche und einem anderen Mann meine Hand reiche, will ich lieber meines Vaters Schloß verlassen und in die Welt hinausfliehen, so weit die Wolken gehen und der Himmel blau ist!“

In den nächsten zwei Tagen bat sie ihren Vater, den König, mit gerungenen Händen, ihr doch wenigstens einen Aufschub zu vergönnen, bis die drei Jahre um wären, aber der gestrenge Mann blieb unerbittlich und sein hartes Herz verschloß sich den Thränen und Klagen der armen Jungfrau. Da Notburga nun sah, daß Alles vergebens sei, rief sie in der Nacht, als der Mond aufgegangen war, einen alten treuen Diener zu sich, und sagte zu ihm:

„Du weißt, daß morgen der Bräutigam kommen wird, dem ich auf den Befehl meines Vaters meine Hand reichen soll. Ehe ich aber hierin gehorche, will ich lieber sterben; denn ich darf meinem Verlobten die versprochene Treue nicht brechen, bevor nicht die drei Jahre vergangen sind, nach deren Ablauf er zurückzukehren versprach. So will ich mich denn in der Einsamkeit verbergen, und bitte dich, mich aus dem Schlosse hinaus und hinüber auf die Waldhöhe zu führen, wo die Kapelle des heiligen Michael steht. Dort will ich mich dem Dienste Gottes weihen, und in einsamer Stille und Andacht mein Leben beschließen.“

Der treue Diener weigerte sich anfänglich und sagte: „Prinzessin, da drüben ist es gar einsam und schauerlich, und gewiß, Ihr würdet bald sterben vor Elend und Herzeleid, wenn Ihr Euren Vorsatz nicht aufgebt. Auch fürchte ich den Zorn Eures Herrn Vaters, der mich sicherlich tödten wird, wenn er erfährt, daß ich Euch zur Flucht geholfen habe. Bleibt doch lieber daheim, und erfüllet Eures Vaters Gebot, wie es einem gehorsamen Kinde geziemt.

„Nein, nein,“ antwortete die Jungfrau sanft, indem eine heiße Thräne ihr schönes Auge verdunkelte. „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und eine Sünde wäre es, wenn ich das Wort brechen wollte, so ich vor dem Angesichte Gottes meinem Verlobten gegeben habe. Wenn du dich aber fürchtest, so bleibe hier, und ich will allein versuchen, mit meinen schwachen Kräften zu entrinnen!“

Als der alte treue Diener die schimmernde Thräne bemerkte und einsahe, daß der Prinzessin Entschluß ganz unerschütterlich sei, da jammerte ihn des holden Königskindes und er versprach, sie sicher auf die Waldhöhe zu führen, selbst wenn es sein Leben kosten sollte. Darauf hüllte sich die Prinzessin in einen langen Schleier und folgte dem Diener nach, der sie ohne Gefährde und ohne gesehen zu werden durch ein geheimes Pförtlein in's Freie geleitete. Der Mond schien hell und beleuchtete den Pfad zur Waldhöhe so deutlich, daß die Prinzessin ohne Unfall auf derselben und bei der Kapelle des heiligen Michael anlangte. Hier kniete sie nieder, und während der alte Diener ehrerbietig auf der Seite stand, bat sie den lieben Gott, sie zu beschützen und in seine Obhut zu nehmen, und auch, wenn es sein könnte, ihr ein Zeichen zu geben, daß sie recht gehandelt habe und nach seinem heiligen Willen.

Siehe, da rauschte es plötzlich im Gebüsch, ein weißer Hirsch mit stattlichem Geweih kam hervor, stellte sich neben Notburga, beugte seine Knie vor ihr und schien sie einzuladen sich auf seinen Rücken zu setzen. Notburga verstand dieß wohl und hielt es für einen Wink Gottes. Sie bestieg den Rücken des weißen Hirsches, hielt sich an seinem Geweihe fest, und wurde von dem edeln Thiere sanft und sicher den Berg hinabgetragen. Der alte Diener folgte von weitem nach und sah bei dem hellen Mondlichte, wie der Hirsch in die silbernen Wellen des Neckarstromes hinabstieg und rasch und sicher an das jenseitige Ufer hinüberschwamm. Drüben verschwand er im dichten Walde, und nachdenklich kehrte der alte, treue Mann in das Schloß Hornberg zurück.

Am andern Morgen traf der vom Könige erwählte Verlobte Notburga's im Schlosse ein, und alsobald wollte der König, daß die Hochzeit gefeiert würde. Da man aber die Braut in ihrem Gemache suchte, war sie verschwunden und kein Mensch wußte etwas von ihr, als

der treue Diener. Der aber hütete sich wohl, die arme Prinzeissin zu verrathen.

Der König war höchlich erzürnt. Er befahl sogleich seiner ganzen Dienerschaft, die Gegend zu durchstreifen und nach seiner Tochter zu forschen, und er selber stieg zu Rosse und jagte durch Flur und Wald, um ihren Aufenthaltsort zu erkunden. Alle Mühe war aber vergebens, und am Abende kehrten Alle zum Schlosse zurück, ohne die mindeste Spur von der Prinzessin entdeckt zu haben.

Am folgenden Tage, als sich eben die Dienerschaft des Königs in der unteren Halle des Schlosses zum Mittagsmahle gesetzt hatte, sprang die Thür auf, und ein weißer Hirsch kam in die Halle getrabt und eilte gerade auf den alten Diener zu. Dieser erkannte ihn sogleich; denn es war der Hirsch, auf dessen Rücken Notburga entflohen war. Er wollte ihm ein weißes Brödlein reichen; der Hirsch aber, anstatt es zu verzehren, hielt ihm das Geweih hin, und der Alte, seine Absicht jetzt verstehend, spießte das Brödlein an einen Zacken des Geweihes fest. Hierauf eilte der Hirsch hurtigen Laufes von dannen, und verschwand, wie ein Blitzstrahl, den Augen der nachschauenden Diener.

An jedem Tage und immer um dieselbe Zeit kehrte der Hirsch nun wieder, und so oft er kam, steckte der Alte ihm ein Brödchen auf das Geweih. Viele sahen es, und wußten nicht, was es zu bedeuten habe. Der alte Diener aber wußte es wohl. Doch hütete er sich, sein Geheimniß zu verrathen.

Wochen vergingen. Endlich gelangte die Kunde von dem weißen Hirsche auch zu des Königs Ohr, und alsbald ließ er den alten Diener vor sich bringen, um ihm eine Erklärung über die seltsame Erscheinung abzufordern. Der treue Mann aber stellte sich, als ob er nicht mehr von der Sache wisse, als die Anderen, und ob ihn gleich der König mit harter Strafe bedräuete, schwieg er dennoch, um die arme Notburga nicht in's Elend zu stürzen.

Da befahl der König, man solle jederzeit ein gesatteltes Pferd im Stalle bereit halten, und sobald der Hirsch wieder erscheine, solle man ihm Kunde davon geben. Er beabsichtigte nämlich, den Hirsch zu verfolgen, und auf solche Weise das Geheimniß zu entdecken.

Und am andern Mittage war der Hirsch kaum in die Halle getreten, so rannte ein Diener zum Könige und meldete es ihm. Der König eilte sogleich in den Schloßhof hinab und bestieg sein Roß. Als er aber in's Freie kam, war der schnelle Hirsch schon verschwunden, und unverrichteter Sache mußte der König wieder in's Schloß zurückkehren.

Am nächsten Tage setzte er sich, um den Hirsch auf keine Weise aus den Augen zu verlieren, schon ehe er kam zu Pferde, und sobald er mit seinem Brödlein an den Neckar hinablief, jagte der König ihm nach, und verfolgte ihn, den Jagdspieß in der Hand, selbst durch die Fluthen des rauschenden Flusses, der Hirsch war schnell, aber des Königs Roß war es nicht minder, und trug seinen Herrn so hurtig durch das Gebüsch, daß er immer dicht hinter dem flüchtigen Thiere blieb. Auf einmal verschwand es, und da der König näher kam, gewahrte er, daß es in eine Felsenhöhle gelaufen war. Weil er ihm zu Roß nicht folgen konnte, sprang der König vom Pferde, trat in die Höhle hinein und erblickte hier voller Erstaunen seine vergeblich gesuchte, lange verschwundene Tochter, die Prinzessin Notburga. Sie kniete mit gefalteten Händen vor einem einfachen hölzernen Kreuze, der weiße Hirsch lag neben ihr auf der Erde, und auf seinem Geweihe schimmerte noch das Brödlein, welches der alte treue Diener darauf gesteckt hatte.

Der König erschrak über das Aussehen seiner Tochter. Denn weil sie so lange Zeit nicht an das Sonnenlicht gekommen war, sah sie todtenblaß aus, und ihre Gewänder waren ihr viel, viel zu weit geworden. Sie blickte den König nicht an, sondern erhob ihre Augen zum Himmel und betete still.

„Was machst du hier?“ rief der König. „Steh auf und folge mir nach Schloß Hornberg zurück!“

„Nein, nein!“ antwortete die fromme Jungfrau. „Ich habe Gott mein Leben gelobt, und suche nichts mehr bei den Menschen.“

Vergeblich redete der König ihr zu, die einsame Höhle und den wilden Forst zu verlassen; Notburga blieb standhaft bei ihrem Entschlusse. Selbst als er ihr versprach, daß sie nicht gezwungen werden sollte, irgend einen Ritter wider ihren Willen zum Gemahle anzunehmen, wankte sie nicht.

„Wenn mein Verlobter aus dem heiligen Lande kommt und mich zur Gattin begehrt, dann will ich meinen düsteren Aufenthaltsort verlassen. Früher aber, und unter einer anderen Bedingung nicht.“

Nach diesen Worten gerieth der König in Zorn und wollte sie mit sich fortziehen. Sie aber klammerte sich fest an das hölzerne Kreuz, und als nun der König sie mit Gewalt am Arme zerrte, siehe, da löste sich der Arm von Notburga's Leibe und der König behielt ihn in der Hand. Schaudernd vor Schrecken warf er ihn von sich, und stürzte entsetzt zur Höhle hinaus, ohne nur noch einmal nach seiner Tochter zurückzublicken.

Notburga blieb in der Höhle den Sommer hindurch, bis der Herbst kam. Als aber die Blätter von den Bäumen fielen, da kamen die Engel und trugen der frommen Jungfrau Seele in den Himmel. Die Landleute aus der Umgegend, welche sie wie eine Heilige verehrten, schmückten ihren Leichnam mit frischen Blumen, und zwei schneeweiße Stiere, die noch niemals ein Joch auf dem Nacken gelitten hatten, trugen sie über den Fluß, ohne ihre Hufe zu benetzen. Die Glocken in den nahliegenden Kirchen fingen von selbst an zu tönen, und unter ihrem Geläute wurde Notburga's Körper in die St. Michaelskapelle gebracht, wo man noch heute das Bild der Jungfrau in Stein gehauen erblicken kann. Die Notburga-Höhle, gewöhnlich Jungfern-Höhle genannt, ist in der ganzen Gegend bekannt und wird mit Vergnügen jedem Fremden gezeigt.

Eginhard und Emma.

Am schönen Rheinstrome lag vor Zeiten ein herrlicher Palast Kaiser Karl des Großen, Ingelheim genannt, wo der Kaiser sich in Friedenszeiten vorzugsweise gern aufhielt. Dort wohnte er mit seiner Familie, und theilte seine Zeit zwischen Arbeit und Vergnügen. Unter seinen Dienern befand sich Einer, der hieß Eginhard. Diesen liebte er ganz besonders, und seine schöne Tochter Emma liebte ihn auch. Eginhard und Emma saßen gar gern bei einander und plauderten; doch mußte das insgeheim geschehen, damit es der Kaiser nicht erführe. Es ist aber nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Als Eginhard und Emma während einer Winternacht in der Jungfrau Zimmer zusammensaßen, merkten sie nicht, daß der Himmel sich mit schweren Wolken bedeckte, und daß Schneeflocken leise und dicht auf die Erde herabrieselten. Erst als die Stunde der Trennung schlug, gewahrten sie den blendend weißen Teppich auf dem Hofe, über welchen Eginhard in seine Wohnung zurückkehren mußte. Sie erschraken so sehr, daß sie zitterten, und die Furcht, ihr Geheimniß durch Eginhards Fußtapfen verrathen zu sehen, brachte sie in nicht geringe Verlegenheit. Nach vielem Sinnen und Denken fand Emma endlich einen Ausweg. Sie lud Eginhard auf ihren Rücken und trug ihn quer über den Hof hinweg nach seiner Wohnung.

Dieser Ausweg war gut, aber dennoch führte er nicht zum Ziele. Der Mond schien hell, die Sterne schimmerten und auch der weiße Schnee trug das Seinige dazu bei, die düstere Nacht zu lichten. Karl der Große, durch Staatsgeschäfte noch wach erhalten, stand am Fenster und erkannte auf den ersten Blick seine Tochter und Eginhard. Jähzornig, wie er war, wollte er das Verbrechen mit dem Tode bestrafen, allein die väterliche Liebe gewann endlich das Uebergewicht. Doch versammelte er am nächsten Morgen seinen Staatsrath und legte ihm die Frage vor, „welche Strafe der Verräther verdiene, welcher nächtlicher Weile des Kaisers Tochter in ihrem Gemache besuche?“

Die Räthe schwiegen Alle; nur Eginhard, welcher aus der Frage des Kaisers wohl entnahm, daß ihm Alles bekannt sei, stand auf und sagte bescheiden aber mit fester Entschlossenheit: „Er ist des Todes schuldig!“

Der Kaiser, gerührt von diesem Heldenmuthe, ließ das Gericht auseinander gehen, und begnügte sich, seine Tochter und Eginhard von seinem Angesichte zu verbannen. Die beiden Liebenden zogen davon an das Ufer des Mainstromes, bauten sich ein Häuschen, und betrieben eine kleine Gastwirthschaft für Schiffer und Reisende. Lange Jahre lebten sie da still und verborgen, und am Hofe des Kaisers wurde nicht einmal ihr Name mehr genannt.

Da geschah es eines Tages, daß Kaiser Karl und sein Gefolge sich auf der Jagd verirrten und in das Häuschen von Eginhard und Emma kam. Er bat sich einen Imbiß aus, und unterhielt sich, während er bereitet wurde, mit seinen Begleitern.

Emma hatte auf den ersten Blick ihren Vater erkannt, dieser aber nicht sie, da ihre geringe Kleidung und ihre durch lange Jahre veränderte Gestalt sie genugsam verstellten. Sie ging in die Küche, und bereitete ihrem Vater mit aller Kunst und Geschicklichkeit sein Lieblingsgericht. Als nun der Tisch säuberlich gedeckt war, und die Schüsseln aufgetragen standen, da wunderte sich der Kaiser nicht wenig, in der ländlichen niedrigen Hütte ein kaiserliches Gericht zu finden. Eine Ahnung flog durch seine Seele; er blickte seine Wirthin scharf an, und erkannte nun sogleich seine verbannte Tochter. Sein Staunen, seine Verwirrung verrieth es, und nun warfen sich Eginhard und Emma zu seinen Füßen nieder, und fleheten mit gerungenen Händen seine Gnade und Barmherzigkeit an.

Die Zeit hatte des Kaisers Grimm gedämpft; sein Zorn war verraucht, und sein edles Herz wallte über von Freude und Vaterzärtlichkeit. Ganz entzückt hob er seine Tochter auf, umarmte sie und rief aus: „Selig sei die Stätte gepriesen, wo ich dich, meine gute Tochter Emma, wiederfand.

Eginhard und Emma mußten ihre niedere Hütte verlassen und dem Kaiser wieder an seinen Hof folgen. Hier beschenkte er sie reich mit Gütern und Ländereien, und freute sich ihres Glückes, das da frisch und fröhlich im Glanze seiner Gnade aufblühete.

Der Krämer und die Maus.

Vor vielen Jahren ging einmal ein armer Krämer durch den Böhmerwald nach Reichenau. Es war im Sommer, und die Sonne brannte so heiß vom Himmel nieder, daß ihm bei dem sauren Wege bergauf, bergab die hellen Schweißtropfen auf die Stirne perlten und sogar auf den Weg niedertropften. Endlich wurde er so müde, daß er sich unter einen schattigen Baum auf die Erde warf, ein Stücklein Brod nebst ein wenig Käse aus seinem Ränzel zog und zu essen begann, um sich nach dem langen Marsche einigermaßen zu stärken und zu erquicken. Kaum aber hatte er ein paar Bissen verzehrt, so sah er ein Mäuschen zu seinen Füßen umherlaufen. Es sah ihn sehr freundlich und zutraulich an, kam ihm immer näher und setzte sich endlich dicht bei ihm nieder.

„Gib mir auch ein wenig Brod!“ piepte es mit seiner feinen Stimme. „Ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen und bin so hungrig, daß ich es gar nicht beschreiben kann.“

Der Krämer blickte ganz überrascht die kleine Maus an, die sich so unerwartet zu Gaste lud, und wußte nicht recht, ob er seinen Sinnen trauen sollte.

„Kannst du denn sprechen, Mäuslein?“ fragte er ganz erstaunt.

„Du hörst es ja, freilich kann ich's!“ erwiederte

die Maus. „Ich bitte dich, laß mich nur nicht so lange hungern.“

Der Krämer war ein mildherziger Mann, und das kleine Thierchen jammerte ihn. Er zerbrach sein Brod in zwei Hälften, und bröckelte den einen Theil in kleine Stückchen, welche er der Maus vorwarf. Sie verzehrte dieselben mit großem Appetite, und der Krämer freute sich recht, als er sah, wie gut es ihr schmeckte.

„Bist du nun satt?“ fragte er, als die Hälfte von dem Brode den Weg durch den Mund des Mäusleins gefunden hatte.

„Ja,“ antwortete die Maus. „Ich danke dir für deine Wohlthat, du guter Mann, und damit du siehst, daß die Tugend nicht immer unvergolten bleibt, will ich dir etwas schenken.“

Mit diesen Worten lief sie davon, und der arme Krämer war recht neugierig auf das versprochene Geschenk.

„Was mag dir die Maus wohl bringen wollen?“ dachte er. „Es wird was Rechtes sein!“

Während das Mäuslein fort war, ging er an eine Quelle, die nicht weit von seinem Lager aus dem Boden sprudelte, und trank von dem hellen, klaren Wasser, das ihn recht erquickte. Als er erfrischt an seinen vorigen Ruheort zurückkehrte, siehe, da erblickte er ein Goldstück, welches mit hellem Glanze aus dem grünen Grase hervorblitzte, und eben kam die Maus mit einem zweiten anspaziert, das sie neben das erste legte.

„Maus!“ rief der Mann ganz überrascht, — „Maus, wo hast du das Gold her?“

„Das will ich dir sagen,“ antwortete die Maus. „Drüben, ein wenig tiefer im Walde drinnen, steht eine alte Buche, unter deren Wurzeln ein großer Schatz vergraben liegt. Dir will ich ihn schenken, weil du mich gespeist hast, da ich hungrig war. Folge mir nur nach!“

Hurtig sprang der arme Krämer hinter dem Mäuslein her, und als er an die bezeichnete Buche kam und mit seinem Stocke die Erde ein wenig auf die Seite wühlte, da erblickte er wirklich eine große Truhe voll lauter blanker Goldstücke. Es waren ihrer so viele, daß er sie kaum tragen konnte.

„Hilf Himmel!“ rief er, „wie ist dieser Schatz hierher gekommen?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ sagte die Maus. „So viel aber weiß ich, daß er schon länger als hundert Jahre hier liegen muß, und daß kein Mensch Ansprüche darauf haben kann. Nimm ihn darum nur mit gutem Gewissen und trag' ihn nach Hause, damit sich auch deine Frau und deine Kinder darüber freuen können, wenn du nämlich Frau und Kinder hast!“

„Freilich hab' ich,“ erwiederte der Krämer, „und es hat mir schon genug Mühe und Arbeit gekostet, uns Alle redlich durch die Welt zu bringen. Aber Gott sei Dank, nun ist uns geholfen!“

Er nahm das Gold aus der Erde, füllte alle seine Taschen damit an, band den Rest in ein großes Tuch, und nahm darauf von dem Mäuslein Abschied.

„Habe Dank für dein schönes Geschenk,“ sagte er. „Morgen will ich auch mit Frau und Kindern herauskommen, und sie alle sollen dir sagen, wie glücklich du uns gemacht hast.“

„Ja, das thu, wenn du mir eine Freude bereiten willst,“ erwiederte das Mäuslein. „Hier an dieser selbigen Stelle will ich dich erwarten.“

Hierauf trug der arme Krämer voll Freude seinen Reichthum nach Hause, und obgleich die Goldlast schwer genug war, verspürte er dennoch keine Ermüdung. Glücklich kam er daheim an, schüttete seinen Schatz auf den Tisch aus, und jubelte laut, als er die großen Augen sah, mit welchen seine Frau den mächtigen Haufen Goldes anstarrte.

„Mann, du hast doch keine Sünde begangen um des Mammons willen?“ fragte die Frau endlich.

„Gott behüte und bewahre!“ antwortete der Krämer fröhlich. „So und so ist es mir im Walde draußen ergangen.“

Und mit kurzen Worten erzählte er der Frau die ganze Begebenheit. Nun war die Lust und Freude groß; denn auch die Kinder wurden hereingeholt und durften mit den blanken Goldstücken spielen, wie mit Rechenpfennigen. Am andern Tage aber ging die ganze Sippschaft hinaus in den Wald, und bedankte sich bei dem Mäuslein, das ihrer schon an dem bestimmten Orte wartete. Der Krämer redete der Maus zu, sie mögte doch mit ihm in sein Häuschen ziehen, aber sie schlug es aus, da ihr im Walde, wie sie sagte, doch immer am wohlsten sei. Freuen aber würde sie sich, wenn der Krämer sie von Zeit zu Zeit in ihrer Einsamkeit besuchte. Das that dieser mit Vergnügen, und lange Jahre noch erfreuten sich Krämer und Maus der treuesten Freundschaft.

Eulen.

(Taf. 34.)

Die Eulen bilden die zweite Hauptabtheilung der Raubvögel, die Nachtraubvögel, die nur ein einziges Geschlecht umfaßt, das sich durch einen runden, dicht befiederten Kopf, einen kurzen, ganz gebogenen Schnabel, durch große, nach vorn gerichtete Augen, die von einem Kreise von Federn umgeben sind, welche zugleich die Wachshaut und die großen Ohröffnungen bedecken, durch ein reiches, locker anliegendes, seidenartiges Gefieder, und dadurch, daß die Füße bis auf die Zehen mit Federn bedeckt sind, und die Außenzehe nach hinten zu richten ist, sich von den Tagraubvögeln unterscheiden. Bestimmt, ihre Nahrung im Zwielichte oder in nicht zu dunkeln Nächten zu suchen, ist ihre ganze Organisation darauf eingerichtet. Die oft lebhaft gelben Augen funkeln des Nachts wie Katzenaugen; das Sehloch ist weit, damit es in der Dunkelheit viele Lichtstrahlen sammeln kann, bei einfallendem Licht aber und beim Athmen zieht sich dasselbe in einen Spalt

zusammen; am Tage sehen sie nur schlecht, in der Dämmerung und im Mondschein aber, wo die Eulen auf Raub ausfliegen, ungemein scharf, bei völliger Finsterniß aber eben so wenig, als irgend ein anderes Thier. Die Ohren sind groß; über denselben ist eine Klappe, welche sich öffnen und schließen läßt, und ihr Gehör ist so scharf, daß sie des Nachts das leiseste Geräusch einer Maus erlauschen können. Ihr reiches, weiches, in den Schäften schwaches Gefieder macht, daß sie ohne Geräusch fliegen und so ihre Beute leicht überraschen können, und dieses, das bei allen Arten gleich ist, mögen sie in der Tropenzone oder innerhalb der Polargegenden leben, und der dicke runde Kopf, geben ihnen ein ernstes, plumbes Ansehen. Das platte Gesicht ist von einem Federkreise umschlossen, welcher der Schleier genannt wird. Die kurzen, starken Füße sind dicht befiedert und haben drei Zehen nach vorn und eine nach hinten. Ihr Flug ist langsam, schwankend, still und geräuschlos; sie fliegen meist nur in der Dämmerung und in mondhellen Nächten, einige auch schon vor Eintritt der Dämmerung, ja am hellen Tage, und andere selbst in den dunkelsten Nächten. Am Tage halten sie sich größtentheils ruhig und versteckt in Wäldern, hohlen Bäumen, alten Gebäuden, Mauerlöchern ꝛc., selten auf freien Aesten, noch seltener aber auf der Erde, schlafend mit halbverschlossenen Augen, erwachen aber beim geringsten Geräusche. Ihr Geschrei in der Nacht ist unangenehm und schauerlich, gleicht einem Geheul, und hat zu vielen abergläubischen Erzählungen und Mährchen Anlaß gegeben, weßhalb auch Dummheit und Aberglaube die Eulen für Unglücksboten ansieht. Der kurze Schnabel ist von der Wurzel aus hakenförmig abwärts gekrümmt, die Wachshaut durch den Schleier bedeckt, und die Wurzel selbst mit vorwärts stehenden Borsten umgeben. Der Rachen ist groß, die Speiseröhre weit, der Kropf aber fehlt, und statt dessen haben sie einen häutigen Vormagen. Sie jagen auf der Erde meist kleinere Säugethiere, seltener Vögel, die sie im Fluge nie erhaschen können, oft aber im Schlafe überraschen. Die kleineren Arten leben nur von Insekten. Ihre Beute erdrücken sie mit den Krallen, und verschlucken sie in großen Stücken, Mäuse und kleine Vögel ganz, mit Haut und Federn, größere Vögel rupfen sie erst etwas, und jungen Hasen und Kaninchen reißen sie vorher den Kopf ab und schälen dann das Fleisch aus der Haut; was sie nicht verzehren, schleppen sie nach ihren Schlupfwinkeln, und legen daselbst Vorräthe von Lebensmitteln an, um in unfreundlichen Nächten und bei übler Witterung davon zehren zu können; die verschluckten Knochen, Haare und Federn geben sie wieder in Ballen von sich, welche Gewölle oder Getrille genannt werden. — Läßt sich eine Eule zufällig bei Tage sehen, wird sie von allen kleinen Vögeln, sowie von Krähen, schaarenweise verfolgt, geneckt und verspottet, weßhalb man sich ihrer auch bedient, um Vögel anzulocken, und dann zu schießen oder zu fangen; sie selbst vertheidigt sich bei solchen Angriffen nicht, sondern drohet ihren Verfolgern nur, sträubt ihr Gefieder, knackt dabei mit dem Schnabel, und macht allerlei possirliche Geberden. — Die meisten Eulen sind Standvögel, nur die im Norden Strich- oder Zugvögel; sie nisten gewöhnlich auf hohen Thürmen, in alten Mauerlöchern, Ruinen, hohlen Bäumen und Erdhöhlen, wo sie schlechte Nester bauen, in welche sie von 2 bis 6 weiße Eier legen. Die Weibchen, welche größer sind als die Männchen, und oft dunklere Farben haben, brüten allein, und werden dabei von den Männchen gefüttert. Die Jungen sind mit einem dichten, greisen, langen Flaum bedeckt, werden aber schon nach der ersten Mauser im Herbste den Alten ähnlich. Von Eulen, die durch Vertilgung unzähliger Mäuse und schädlicher Insekten außerordentlich nützlich werden, kennt man bereits gegen 70 Arten, von denen beinahe die Hälfte in Europa vorkommen. Man findet sie in allen Größen, von 2½ Schuh Länge bis zur Größe eines Sperlings herab, und unterscheidet sie in drei Familien: in Tageulen, die ein weniger plattes Gesicht, mit undeutlichem Schleier, einen langen Schwanz und längere Flügel haben, am Tage bis zur Abenddämmerung ihrem Raube nachgehen und Nachts schlafen; — in Nachteulen, die sich nie am Tage sehen lassen, wenn sie nicht aufgescheucht werden, keine Federohren, dagegen einen kurzen, am Ende fast gerade abgeschnittenen Schwanz, und weicheres, lockeres Gefieder haben, und — in Ohreulen, die am Tage schlafen, in der Dämmerung und in hellen Nächten auf Raub ausgehen, und sich durch Federbüschel über jedem Ohre auszeichnen, die gleich Ohren oder Hörnern erscheinen.

Am verbreitetsten sind, von Tageulen:

Die langschwänzige oder Habichtseule, Strix uralensis, die bis 2½ Fuß lang wird, scheu, muthig und gewandt, und in ihrer Lebensart den Bussarden ähnlich ist, auf junge Hasen, Maulwürfe, Hamster, Mäuse, Feld- und Waldhühner jagd, obenher braun mit weißen Flecken, unten weiß mit langen braunen Flecken ist, und helle Querbinden über den Schwanz hat. In Deutschland ist sie nur selten, dagegen häufig im östlichen Europa und dem asiatischen Rußland.

Die Falken- oder Geiereule, Strix nisoria (funerea, hudsonia), ist über den Norden der ganzen Welt verbreitet, und kommt Winterszeit öfters zu uns nach Deutschland; in ihrem Betragen ähnelt sie den Tagraubvögeln, ist rasch und gewandt, fliegt mit schnellen Flügelschlägen, schwimmt wie ein Sperber in der Luft, und ist in der Ferne nur durch ihren dicken Kopf kenntlich. Ihr Lieblingsaufenthalt ist in sumpfigen Holzungen und kleinen Feldhölzern, wo sie vorzüglich von Mäusen und Insekten lebt, nur in der Dämmerung auf Raub ausgeht, wobei sie ein Geschrei wie der Thurmfalke erhebt, die Nacht hindurch aber schläft; sie ist leicht zu zähmen und sollte, da sie mehr nützt als schadet, nie geschossen werden. Sie ist oben graubraun, unten weiß mit braunen Querstreifen, der Kopf weiß gefleckt, und der Schwanz mit weißen Querlinien

geziert. Im nördlichen Schweden und Norwegen ist sie besonders häufig, und im Monat Juli sieht man sie oft zu 5 — 6 Stück familienweise selbst am Tage herumstreichen.

Die Lappländische Tageule, Strix Lapponica, die größte aller bekannten Eulenarten, oft 3 Schuh lang, ist in den Gebirgen des nördlichen Schwedens zu Hause, stimmt in ihrer Lebensart mit der vorigen überein; ist oben grau mit fahlbraunen Flecken und Zickzacklinien, und unten weißlich mit braunen Flecken und weißen und braunen Zickzackbinden.

Die Schnee-Eule oder Schnee-Tageule, Strix nivea (nyctea), bewohnt die kalte Zone der ganzen Welt, besonders Grönland, die Hudsonsbayländereien und Lappland, auch in den Ostseeprovinzen wird sie zu Zeiten häufig angetroffen, und kommt von dort manchmal im Winter zu uns. Sie ist fast so groß als ein Uhu, klaftert gegen 5 Fuß, ist schneeweiß mit braunen Querflecken, hat dick befiederte Füße und kleine Federbüsche, und einen goldgelben Augenstern; ihr Kopf ist kleiner, als der der vorigen, und ihre Schwungfedern sind härter, daher sie auch schnell und rauschend fliegt, und auf ihren Raub, der in Hasen, Lemmings, Mäusen und Waldhühnern besteht, wie ein Falke stößt, in der Noth aber auch Aas frißt. Ihre Stimme gleicht dem Grunzen eines Schweines.

Die Zwerg- oder Sperlingseule, Strix passerina (pygmaea, acadica), ist die kleinste aller bekannten Eulenarten, kaum größer als eine Lerche, und ein gar niedliches Vögelchen, das kein solches Katzengesicht wie die andern Eulen, sondern mehr einen Falkenkopf, mit ziemlich anliegenden und runden Federn hat. Sie ist ein lebhafter Vogel, schlau und gutmüthig, klettert viel umher, und zwar mit Schnabel und Füßen, und macht dieselben wunderlichen Eulengeberden, wie die andern Arten. Im Norden ist sie überall zu finden, bei uns aber nur während des Winters in den höhern Gebirgsgegenden Böhmens, der Schweiz, des Thüringer Waldes, des Harzes und des Schwarzwalds, wo sie auch manchmal nistet und vier weiße Eier in hohle Bäume legt. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Insekten, doch fängt sie auch Mäuse und kleine Vögel, die sie, wie der Falke, rupft; oben ist sie braun oder dunkelroth grau, weiß getüpfelt, unten weiß, braun gefleckt, oder mit braunen Längsstreifen, und der Schwanz mit sechs weißen Querstreifen überzogen.

Die Höhleneule, Strix cunicularia, ist ein Bewohner des wärmeren Amerika, und von Chili bis zu den Vereinigten Staaten hinauf, selbst auf Haity zu finden; von allen andern Eulen weicht sie durch ihren sonderbaren Aufenthalt in Erdhöhlen ab; ihre Farbe ist röthlich grau und schön weiß gefleckt, die Unterseite und der Schwanz sind schmutzig weiß, und die Füße dicht befiedert. In Chili soll sie sich, nach Molina's Bericht, tiefe Höhlen graben, in den Prairien des Missouri und Arkansas aber benützt sie die Höhlen der Wiesenhunde (Arctomys ludoviciana), die dort ganze Kolonien bilden. Mit dem Wiesenhund scheint sie ganz gesellig zu leben, und steht oft Stundenlang hoch auf den Beinen auf den aufgeworfenen Hügeln derselben; sie ist nicht scheu, fliegt aber, wenn man ihr zu nahe kommt, bei hellem Tage mit der Schnelligkeit eines Habichts davon, und mit einem Geschrei, welches ganz dem der Wiesenhunde gleicht. Prinz Max v. Wied beobachtete sie in Brasilien, wo sie ebenfalls nicht in Waldungen vorkommt, sondern nur auf Angern, die mit kurzem Grase und einzelnen Sträuchern besetzt sind; sie benützen daselbst die Höhlen von Ameisenbären und Gürtelthieren, nähren sich von Heuschrecken und andern Insekten, und sitzen fast den ganzen Tag über auf Termitenhaufen, wobei sie fortwährend Bücklinge machen, und mit dem Schwanze schnellen.

Von Nachteulen oder Kauzen bemerken wir:

Den nordischen Kauz oder die graue Eule, Strix nebulosa, die im Norden Amerika's zu Hause ist, und nur selten im nördlichen Europa gefunden wird; sie ist die größte Nachteule, wird bis 2 Schuh lang, und ist oben mäusegrau mit braunen Streifen, und gelblichen und weißlichen Querbinden, und unten weiß mit braunen Flecken.

Die Brand- oder Waldeule, auch Baumkauz, Strix aluco, ist 16—18 Zoll lang und hat eine Flugbreite von 40 Zoll. Das Männchen ist hellgrau, das Weibchen und die Jungen rostfarbig und mit schwarzen Linien und Flecken, an den Schultern mit weißen Flecken bedeckt. Sie hat einen großen Kopf, einen blaßgelben Schnabel, dunkelbraune Augensterne, und um die Augen einen großen Schleier. Träg und einfältig, dabei außerordentlich lichtscheu, erweißt sie sich durch Vertilgung von Mäusen und Ratten als ein sehr nützlicher Vogel. Jung eingefangen läßt sie sich leicht zähmen und zum Anlocken kleiner Vögel benützen; ihre Stimme ist ein häßliches Kreischen und hohles Jauchzen. Man findet sie in ganz Europa und Nord-Asien als Stand- oder Strichvogel in allen Waldungen, wo sie in hohlen Bäumen nistet, oft aber auch in fremde Nester 2 — 5 rundliche weiße Eier legt und brütet. Im Winter versteckt sie sich nicht selten in Gebäuden.

Die Perl- oder Schleiereule, Strix flammea, ist ein schöner, schlanker Vogel, der die Größe des vorigen erreicht, am weitesten von allen Eulenarten verbreitet ist, und sich in Europa, Asien, Afrika und Amerika, nur nicht im Norden findet; bei uns wohnt sie häufig in den Städten, auf Thürmen, alten Schlössern und Stadtmauern, und zieht Nachts in Felder und Wälder auf Raub aus; sie ist, da sie fast nur Ratten, Mäuse und Insekten frißt, ein sehr nützlicher Vogel, läßt sich leicht zähmen, und reinigt, von dem Landmann in Scheunen gehalten, Scheunen und Kornböden von Mäusen; sie nistet in Mauerlöcher oder unter Dächer, wo sie gewöhnlich 3 — 5 Eier ohne Unterlage brütet. Oben ist sie rostfarben oder aschgrau gewässert mit vielen schwarzen und weißen Punkten, unten weiß oder gelb, mit oder ohne braune Flecken; der Schleier um die Augen ist sehr groß; sie ist ihrer kläglichen, kreischenden Stimme wegen abergläubischen Menschen

sehr verhaßt, und hat durch dieselbe, wie der Uhu und das Käuzchen, wohl am meisten zu den fabelhaften Erzählungen beigetragen, die über sie im Umlauf sind; im Zorn knackt sie nicht nur mit dem Schnabel, sondern bläst sich auch auf und schnaubt vor Wuth. Sie schläft stehend, den Kopf in die Brustfedern gesteckt, und bei großer Kälte stecken sich mehrere zusammen in Heu und Stroh, um sich zu erwärmen, und schnarchen dort wie Menschen.

Der Steinkauz, das Käuzchen oder Leichenhuhn, Strix noctua, findet sich überall im gemäßigten Europa, wo er in alten Gebäuden, Stadtmauern, auf Thürmen, in hohlen Ufern, im Winter gern in Scheunen sich aufhält; er hat eine durchdringende helle Stimme, fliegt gern nach dem Lichte an die Fenster, wobei er schnaubt und pupu schreit, und sein klägliches klivit oder „komm mit, komm mit" ertönen läßt, wodurch er viel Schrecken erregt und von dem Aberglauben für einen Vorboten des Todes gehalten wird. Er ist gegen 10 Zoll lang, graubraun mit weißen Tropfen, unten röthlich weiß mit braunen Längsflecken, der Schwanz ist mit fünf blassen Querstreifen überzogen, und die Zehen sind mit Borsten, nicht mit Federn bedeckt. Bei Tage kann er nicht gut sehen und flattert sehr unregelmäßig umher; er nistet in hohlen Bäumen, in Mauerlöchern und unter Dächern, wo er ein leichtes Nest von Gestripp erbaut, in welches das Weibchen 2—4 rundliche weiße Eier legt, und sie abwechselnd mit dem Männchen in 16 Tagen ausbrütet; er ist einer der nützlichsten Vögel, da er nur von Mäusen, Schlangen, Käfern und schädlichen Insekten lebt, und in deren Vertilgung ungemein thätig ist; ungeachtet seiner unbedeutenden Größe verzehrt er doch 5 bis 6 Mäuse auf eine Mahlzeit, und trägt überdies noch einen artigen Vorrath in seine Schlupfwinkel ein. Er läßt sich leicht zähmen und als Lockvogel brauchen, wenn man kleine Vögel mit Leimruthen fangen will. Am häufigsten werden sie zu diesem Zwecke in der italienischen Schweiz und in Toskana gehalten, wo man sie unter dem Namen Civetta kennt, sie laufen daselbst in den Häusern umher, werden mit Mäusen, Fröschen und Polenta oder Wälschkornbrei gefüttert, und erreichen oft ein Alter von 10—12 Jahr; sie lassen sich von ihren Herren streicheln, wehren sich gegen Katzen, und knacken mit dem Schnabel, um sich furchtbar zu machen. Ein so gezähmter Steinkauz wird öfters mit einem Dukaten bezahlt. In Italien kommen oft ganze Käfige voll dieser Eulen auf den Markt. Die Vogelfänger tragen ihn auf's Feld, binden ihn an einen einbeinigen, in der Erde befestigten Stuhl mit gepolstertem Brett, und stellen um ihn herum Sitzstangen mit Leimruthen auf. Der hinter einem Strauch verborgene Vogelfänger zieht dann und wann an einem langen, am Bein des Vogels befestigten Faden, damit dieser aufspringt, sich aufbnstet und seine possierlichen Geberden macht; die neugierigen Meisen, Ammern, Zaunschliefer, Bachstelzen, Rothschwänzchen, Schwarzplättchen, Laubvögel, selbst die Sing- und Misteldrossel kommen herbei, und bleiben an den Leimruthen hängen; Finken fängt man auf diese Art selten, sie kommen zwar auch herbei, um mit zu lärmen, halten sich aber stets in bescheidener Entfernung. Der Fang dauert vom Juli bis zum November, ist für die Vogelhändler von großer Bedeutung, und die Italiener kommen selbst über den Splügen herüber, um ihn in Graubünden zu betreiben. — In Toskana gibt es fast kein Haus auf dem Dorfe, auf dessen Dach der Steinkauz nicht Platz genommen, keine Ruine mit Mauerlöchern. und keine Baum- und Felsenhöhle, in welcher nicht einige Paare lebten. Auch dort wird ihr Geschrei vor den Fenstern von Kranken für ein böses Zeichen genommen; doch wird er überall zur Jagd abgerichtet, und als Lockvogel benützt. Sein Fleisch wird gegessen und für sehr schmackhaft gehalten.

Der rauchfüßige oder Tengmalms-Kauz, Strix dasypus (tengmalmi), ein Bewohner des Nordens, der aber auch zuweilen in Deutschland vorkommt, ist in Farbe und Größe dem vorigen gleich, hat aber einen längern Schwanz, längere Flügel, einen deutlicheren Schleier, und sehr dicke, bis an die Klauen befiederte Füße; die Jungen sind fast einfarbig chokoladenbraun; er hält sich bloß in Waldungen auf, wo er unter Tags in hohlen Bäumen sitzt, und kommt nie in die Wohnungen der Menschen.

Die braune Nachteule, Strix castanoptera, eine der schönsten Eulenarten, die kaum 8 Zoll Größe erreicht, und auf den ostindischen Inseln sich in Menge findet, wo sie sich meistens von Insekten nährt; sie ist oben sehr schön kastanienbraun, in Purpur schillernd, unten rein weiß.

Von Ohreulen, Striges auriculatae, finden wir in Deutschland und fast ganz Europa, vorzüglich:

Den Uhu oder die große Ohreule, auch Goldeule genannt, Strix bubo, den unsere Tafel zeigt, sie ist die größte deutsche Eule; wird gegen 30 Zoll lang und hat eine Flügelspannung von 5—6 Fuß; oben ist sie fahlbraun, schwarz geflammt und weiß gesprenkelt, unten rostgelb, mit braunen großen Flecken; die Federbüsche sind lang und schwarz, bei den Männchen oft 4 Zoll; die Kehle ist weißlich, die Augensterne feuergelb und sehr groß, der Schleier gelbbraun, schwarz gefleckt und punktirt. Man findet den Uhu fast in der ganzen Welt, vom höchsten Norden bis herab zum Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er auf hohen Gebirgen, doch einzeln und selten, hohe Felsen und zerfallene Schlösser bewohnt, und nur Winterszeit in die Ebenen herabkommt. Obgleich ein Nachtvogel, fliegt er auch bei Tage aus, wenn er gestört wird, ohne daß er im dichtesten Walde irgendwo anstößt. Sein Geschrei ist ein schauerliches, oft wiederholtes puh oder uhu! zur Paarungszeit im April aber klingt dasselbe wie das starke Jauchzen eines Betrunkenen. Dies widrige Geschrei allein scheint zu der Sage vom wilden Jäger oder dem wüthenden Heere Veranlassung gegeben zu haben; so überaus leise, und gewöhnlich tief an der Erde hin, er auch fliegt, und sich nur dadurch verräth, daß er, ehe er seinen Flug beginnt, mehrere

Male sehr stark mit den Flügeln auf den Schwanz schlägt, so furchtbar ist der Lärm, wenn 20—30 Stück des Nachts wie ein Heer Toller die Luft durchziehen: „diese sogenannte wilde Jagd besteht darin, daß man in der Stille der Nacht aus den Wäldern her ein hohles, gedämpftes, doch weit hörbares Rufen „Puhu, Puhu," oft von mehreren Seiten her wiederholt hört, welches das Echo nicht selten eben so furchtbar wiedergibt. Brausend und schnaubend zieht es durch die Gebüsche, und wenn man in der Nähe ist, bemerkt man feurige, sich schnell bewegende Punkte. Bald ertönt ein höheres Huh! bald glaubt man ein schallendes Hohngelächter zu hören, bald das Heulen und Klaffen der Hunde, oder das jauchzende Rufen der Jäger und das Wiehern der Pferde zu vernehmen. Alles zusammen, die dunkeln unheimlichen Wälder, Nacht, Felsen oder nahe Ruinen ergreifen die Phantasie, und man glaubt manches zu hören, was nicht ist. Dies alles kommt von den Kämpfen und Zügen des Uhu's her, welche zur Begattungszeit statt haben, wobei sich 10 bis 20 versammeln sollen. Die feurigen Funken kommen von den phosphorescirenden Augen des Uhu, und das Bellen ist das wirkliche Bellen der Hunde, welche von dem Spuke geweckt werden; das Huh gleicht dem Jauchzen eines Menschen. Das Weibchen gibt zu dieser Zeit ein häßliches, weit tönendes Kreischen von sich, welches im Zorne noch von einem hauchenden Puh begleitet ist." — Der Uhu ist ein starker, muthiger Raubvogel, der selbst mit dem Adler kämpft, mit Weihen und Raben beständigen Krieg führt, von diesen, wenn er irgendwo sitzt, fortwährend umkreist und so dem Jäger verrathen wird, und es selbst oft mit dem Jäger aufnimmt. Seine Nahrung besteht in Mäusen, Ratten, Maulwürfen, Fröschen, Schlangen, Eidechsen, Fledermäusen, Käfern, Hasen, Feldhühnern und andern Vögeln, und zuweilen selbst in Hirsch- und Rehkälbern, welche er zerstückt und die Haar- und Federballen als Gewölle wieder von sich gibt. Sein Horst oder Nest besteht aus Baumreisern, Wurzeln und Halmen, hat gegen 3 Schuh im Durchmesser und wird von ihm in Felsenhöhlen, in Ruinen, Mauerklüften, auf Thürmen und Baumstumpen, selten aber auf Bäumen angelegt. Das Weibchen legt 2 bis 3, selten 4 weiße, runde Eier, die etwas größer als Hühnereier sind, und in 3 Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen bleiben lange im Horste, und bekommen von den Alten so viele Nahrung zugetragen, daß oft das ganze Nest damit überfüllt ist. Jung läßt sich der Uhu leicht zähmen, und auch alte gefangene können gekirrt werden, wenn man sie sanft behandelt, sie öfters mit einer weichen Feder streichelt, und nicht durch Neckereien boshaft und wild macht. Gezähmt sieht man, wie bei allen Eulenarten, die seltsamsten Geberden an ihm; bald kauzt er sich wie ein Ball zusammen, verdreht Kopf und Hals, oder zieht sie nach der Brust zurück, pustet sich und sträubt die Federn, knackt mit dem Schnabel, reißt die Augen auf oder nickt mit den Augenliedern, zittert mit den Füßen, und wendet die äußere Zehe bald vor- bald rückwärts, und nähert man sich ihm, so sträubt er zornig alle Federn, zischt, knackt mit dem Schnabel, und funkelt mit seinen großen feuergelben Augen. In der Gefangenschaft frißt er alles Fleischwerk, was man ihm vorwirft, und man bedient sich seiner bei der Krähenhütte, um Raubvögel, Raben, Krähen rc. herbei zu locken und zu fangen. Da der Uhu der Wildbahn wirklich schädlich ist, schießt man ihn Abends auf dem Anstande, oder fängt ihn in Fallen, die mit einem jungen Hasen oder Kaninchen als Köder versehen sind, und an vielen Orten Deutschlands, wo Wild gehegt wird, werden die abgelieferten Fänge von der Obrigkeit mit einem Gulden bezahlt.

Die Horneule oder mittlere Ohreule, Strix otus, zweilen auch rother Kauz genannt, ist 14 bis 16 Zoll lang und hat 3½ Fuß Flugweite; sein Gefieder ist rostgelb mit braunen Längsflecken, bunten Wellenlinien auf dem Rücken und neun braunen Querbändern über den Schwanz; die Ohrbüschel sind lang, und bestehen aus 10 schwärzlich-rostgelben, weißgeranbeten Federn; der Schnabel ist schwarz, die Füße bis an die Krallen dicht befiedert; wie die vorige, findet sich auch diese Eule in der ganzen Welt, in Deutschland gewöhnlich in hohen Waldungen und Felsenhöhlen; im Herbst und Winter streicht sie umher, sitzt den Tag über unbeweglich auf einem Baumast, dicht am Stamm, und geht Abends und Morgens in der Dämmerung, unter fortwährend lautem, Huhuhu! oder dumpf: wumb, wumb! schreiend, ihrer Nahrung nach, die in Mäusen, Maulwürfen, Insekten und kleinen Vögeln besteht. Das Weibchen legt in verlassene Krähen- oder andere Nester, seltener in hohle Bäume oder Felsenhöhlen, 4—5 rundliche weiße Eier. Auch diese nützliche Eulenart läßt sich leicht zähmen, und zum Anlocken von Vögeln gebrauchen, und ist in ihren Geberden höchst possirlich.

Die kleine oder Zwergohreule, auch Aeuflein, Strix scops, ein niedlicher Vogel von 7—8 Zoll Länge, der die Alpen Deutschlands und der Schweiz bewohnt, indessen auch hin und wieder in unsern Feldhölzern gefunden wird. Sie hat kleine, braune, schwarzgefleckte, aus 6—8 Federn bestehende Ohrenbüschel, die sie willkürlich bewegen kann; ihr Gefieder ist aschgrau mit wellenförmigen, schwärzlichen Querstreifen, und einer Reihe weißer Schulterflecken; die Zehen sind unbefiedert, der Schnabel dunkelbraun. Sie findet sich ziemlich überall in Mittel- und Süd-Europa, so wie in Nordamerika; besonders häufig ist sie auch auf den Rheininseln und in Italien, welch' letzteres Land sie aber, als einzige Wandereule, im Winter verläßt, um nach Asien und Afrika zu ziehen, von wo sie in den ersten Frühlingstagen wieder zurückkommt, und an schönen Abenden noch vor der Nachtigall ihre Stimme ertönen läßt. Sie sitzen zerstreut auf den Pappeln im Feld, und stimmen dort ihr sonderbares, aber angenehm melancholisches Konzert an, das von einem eintönigen, oft wiederholten, wie „Kiu" klingenden Pfeifen untermischt ist. Eben so drollig als der Kauz, ist sie leicht zu zähmen, zum Vogelfang aber wenig zu gebrauchen,

da sie das Tageslicht nicht so gut verträgt, als der Steinkauz. Sie nistet in Baumlöchern, wo sie 3—5 weißliche Eier legt. In der Schweiz findet sie sich fast überall in den gemäßigten Thälern, wo Obst wächst, und hält sich dort am liebsten in Baumgärten auf, versteckt sich aber nicht in Baumlöchern, sondern in dicht belaubten Zweigen, von wo sie früh Morgens nach Käfern, Heuschrecken und Mäusen ausfliegt. Dort wird sie Todtenvogel benannt, weil sie in mondhellen Nächten sehr deutlich „Tod oder Töd“ ruft, mit welchem Rufe man sie auch bis vor die Fenster locken, und mit Leimruthen fangen kann.

Die Sumpfohreule oder Schnepfeneule, auch gelber Kauz, Brand- und Kohleule genannt, nicht aber mit der Waldeule zu verwechseln, die ebenfalls den Namen Brandeule führt, Strix brachyotos (ulula, palustris), steht fast dem Uhu gleich, nur ist sie viel kleiner, 15—16 Zoll, hat mehr Längsstriche auf dem Bauche, kleine Wellenlinien auf dem Rücken, und nur fünf braune Bänder auf dem Schwanze; ihre kurzen Ohrfedern, jederseits nur 2—4, auch beim Weibchen, können zurückgelegt werden, und sind dann kaum zu bemerken. Man findet sie in ganz Europa, in Nordamerika und dem nördlichen Asien in Sumpfgegenden; im nördlichen Deutschland ist sie gemein, und hält sich größtentheils auf der Erde in kleinen Büschen, in langem Grase, Binsen oder Rohr sitzend, selten auf Bäumen auf; sie streicht des Winters gegen Süden, fliegt ihrer langen Flügel wegen, sehr schnell, und lebt von Insekten, Mäusen ꝛc. Munter und nicht sehr scheu, jagt sie nur in der Dämmerung, wobei sie ihr „Käw käw“ ertönen läßt, und laut mit dem Schnabel knackt; sie nistet in Binsen und Schilf, doch an trockenen Orten, und trägt nur etwas Mist oder Stoppeln, als Unterlage für ihre weißlichen Eier zusammen. Gezähmt sitzt sie immer träg, mit dicht angelegten Federbüschen, und unterhält, wie die andern Eulenarten, durch ihre sonderbaren Geberden.

Die Mahagonyholz-Fällerei auf der Honduasküste.

Der Mahagonybaum zeichnet sich durch Pracht und Größe unter allen Stammgewächsen aus, und wüchse er neben dem stattlichen Eichbaum, dem Könige unserer deutschen Wälder, so würde dieser in Vergleich mit jenem Kolosse der Tropenwelt nur als unbedeutend erscheinen. Der ungeheure Umfang und die Höhe des Stammes, die riesenhafte Verbreitung seiner Aeste und Zweige, der weite Raum, den seine Wurzeln erobern, machen ihn zu einem erhabenen Naturgegenstand, und flößen fast die Meinung ein, die Schöpfung habe diesen Koloß des Pflanzenreichs für ein Titanengeschlecht hervorgebracht. Man findet ihn fast in allen wärmeren Theilen des mittägigen Amerika, auf den großen Antillen, den caraibischen Inseln und den Bahama's, am häufigsten aber auf den niederen Küsten Guatemala's, namentlich der Honduasküste, wo sein Holz einen der wichtigsten Handelsprodukte liefert. Auf Cuba, Jamaica und Trinidad findet man oft Bäume, aus denen man sechs Schuh breite Planken oder Dielen schneiden kann; die auf den Bahama's werden nicht so groß, doch fast allgemein vier Schuh im Durchmesser, und haben dabei, obgleich sie auf Felsen wachsen, wo sie nur wenig Erdreich zu ihrer Nahrung finden, eine bedeutende Höhe. Jacquin, welcher den Baum auf den caraibischen Inseln fand, wo er im December blüht, benannte ihn zu Ehren seines Freundes, des berühmten Gerard van Swieten, durch dessen Fürsorge die Universität Wien mit einem trefflichen botanischen Garten versehen wurde, Swietenia mahagoni, und gibt folgende generelle Kennzeichen von dem Baume an, der zur ersten Ordnung der 10. Klasse des Linnéischen Systems gehört: die Blätter sind gefiedert; die Blättchen, von denen meist 4 Paar an einem Blatte stehen, eirund-lanzettförmig, am Grunde gleich; Blüthen klein, weiß, büschelweise in den Winkeln der Blätter; Kelch fünfspaltig, Kronenblätter 5; Honigbehältniß cylinderförmig; die große cylindrische, holzige, fünffächrige Frucht theilt sich am Grunde in 5 Klappen, und enthält längliche, platte, dachziegelförmig über einander liegende, auf dem fünfeckigen Samenhälter ruhende, geflügelte Samen. Das Holz ist roth, hart und schwer, nimmt eine treffliche Politur an, und ist zu einem Handelsartikel geworden, der jetzt fast in der ganzen civilisirten Welt verbreitet, und als Möbelholz fast Bedürfniß geworden ist. In Westindien haben die Mahagonybäume einen so schnellen Wachsthum, daß sie in 20 bis 30 Jahren eine ansehnliche Größe überkommen, auf Honduras aber wachsen sie so langsam, daß haubare Bäume, obgleich bedeutend stärker als in Westindien, nach der gewöhnlichen Angabe, 150—200 Jahre alt sind.

Die erste Entdeckung der Nutzbarkeit des Mahagonyholzes verdankt man einem Zimmermann am Bord eines Schiffes des berühmten Sir William Raleigh, desselben, der den Kartoffelbau in Irland einführte. Das Schiff hatte 1595 in einem Hafen der Insel Trinidad angelegt; der Zimmermann fuhr an's Land, um Holz für eine Arbeit am Schiffe zu holen, und traf zufällig einen Mahagonybaum, dessen Holz, als es bearbeitet ward, Allen durch wunderbare Schönheit der Adern, die keine Kunst nachzuahmen vermag, auffiel. In England verfiel man ganz zufällig auf die Anwendung des Mahagonyholzes. Dr. Gibbons, ein ausgezeichneter Arzt, der im Anfange des 18. Jahrhunderts in London lebte, hatte einen Bruder, der als Kapitän eines Westindienfahrers, einige Pfosten dieses Holzes, dessen Werth er nicht kannte, als Ballast nach England gebracht hatte. Da der Doctor ein Haus in Kingstreet bauen ließ, so schenkte ihm der Bruder das Holz, die Zimmerleute aber, für deren Werkzeuge es viel zu hart war, warfen es als unnütz bei Seite. Bald darauf brauchte Frau Gibbons einen Lichtkasten, und ihr Gatte ließ den Tischler Wollaston kommen,

denselben aus dem Holze zu machen, welches in seinem Garten lag. Auch Wollaston klagte, daß es für sein Handwerkzeug zu hart sei, aber der Doctor sagte ihm, er möchte stärkeres Werkzeug nehmen. So ward endlich der Lichtkasten fertig, und zwar so schön, daß der Doctor sich nun aus dem Holze auch eine Kommode machen ließ. Da erschien das Holz zuerst polirt in seiner ganzen Schönheit, die Kommode ward ein Gegenstand der Bewunderung des Doctors, der alle Freunde einlud, um sie zu besehen. Unter diesen war die Herzogin von Buckingham; diese bat um Holz, ließ sich auch eine Kommode machen, und führte so das Mahagonyholz gleichsam in die große Welt ein; es ward Mode, Wollastan, der Tischler, ein reicher Mann, und so schuf sich zufällig einer der wichtigsten Handelsartikel Westindiens. Gegenwärtig ist es überall als Möbelholz eingeführt, auch bedient man sich dessen häufig zum Schiffsbau, wozu es auch weit tauglicher, als irgend eine andere bekannte Holzart, und viel dauerhafter ist; es widersteht dem Schuß, oder nimmt denselben an, ohne zu zersplittern, und wird vom Wurm weniger angegriffen, als das Eichenholz. — Anfänglich brachte man es unter dem Namen Madeiraholz von den bahamischen Inseln nach England; nach Frankreich von den Inseln über dem Winde und von Cayenne, irrthümlich unter den Namen Acajou. Gegenwärtig kommt aber das meiste von der Honduraskküste; ein schön geflammtes, aber weniger starkes, von St. Domingo; das auf Cuba und Jamaica wird größtentheils zu Zuckerkisten verarbeitet und ist heller von Farbe,

Die Jahreszeit zur Fällung des Mahagonybaums auf Honduras beginnt gewöhnlich im Monat August. Zwanzig bis fünfzig Arbeiter bilden eine Gesellschaft oder einen Gang; selten sind die Gesellschaften zahlreicher. Sie bestehen aus Sklaven und freien Leuten, doch ohne Unterschied des Ranges, so daß der Leiter der Arbeit, der sogenannte Kapitän, sehr oft ein Sklave ist. Zu jedem Gang gehört ein Mann, den man den Jäger nennt; er wird gewöhnlich aus den klügsten und gewandtesten der Genossen gewählt, und seine Hauptbeschäftigung ist, das Gehölz, oder wie es dort heißt, den Busch zu durchsuchen, um für die übrigen die Arbeit zu finden. Im Anfang des August wird der Jäger auf seine wichtige Sendung abgeschickt. Er haut sich einen Weg durch den Dickicht der Waldung bis zu einer höher liegenden Stelle, und erklimmt den höchsten Baum, den er findet, von welchem er das umliegende Land genugsam überschauen kann. In dieser Jahreszeit hat das Laub des Mahagonybaumes beständig eine gelbröthliche Farbe, und ein darauf geübtes Auge kann die Stelle in großer Entfernung unterscheiden, wo der Baum am häufigsten wächst. Der Jäger steigt nun herab, richtet seine Schritte nach jener Stelle, ohne Kompas und ohne andere Leitung, als die, welche sich durch die Beobachtung seiner Aufmerksamkeit eingeprägt hat, und nie verfehlt er den genauen Punkt, worauf er will. Zuweilen bedient sich der Jäger, da öfters mehrere einen und denselben Distrikt durchstreifen, irgend einer seltsamen List, um andere abzuhalten vom seiner Entdeckung Vortheile zu ziehen; denn finden diejenigen, die auch nach Mahagonybäumen suchen, seine Spur, welches gar oft der Fall ist, so hauen sie es, und er muß daher, wie ein ächter Indianer, seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um andere von der rechten Spur abzubringen, was aber freilich nicht immer gelingt, denn die, welche ihm folgen, sind mit allen Künsten bekannt, welche er anwendet, und ihre Augen sind wie die seinen, so scharf, daß sie die leichteste Wendung eines Laubes oder den schwächsten Eindruck eines Fußes ohne Irrung bemerken; selbst trockenes Laub, welches auf dem Boden gestreut wird, hilft oft, um an die versteckte Stelle zu leiten, und so hat der Jäger oft den Verdruß, daß ein Vortheil, den er für seinen Gang entdeckte, von andern weggenommen wird. So wie man daher einen Schlagplatz gefunden hat, eilt man eine Anzahl Bäume zu fällen, hinreichend um die Gesellschafts-Arbeiter während der Jahreszeit zu beschäftigen. Der Baum wird 10 bis 12 Fuß vom Boden geschlagen, und zu diesem Zweck ein Gestell für den Mann errichtet, der die Axt führt; für den Zuschauer scheint das Fällen eine gefährliche Arbeit, doch ereignet sich dabei selten ein Unglücksfall. — Der Stamm in ganzer Dicke gilt für das schätzbarste Stück, als Zier- und Fournirholz zieht man aber die Aeste vor, deren Kern fester und deren Adern geflammter sind. Ist eine Anzahl Mahagonybäume gefällt, um die Arbeiter während der Jahreszeit beschäftigen zu können, so fangen diese an, den Waldweg anzuhauen, welches mehr als zwei Drittel Zeit und Arbeit kostet, und die Schlagkosten um eben so viel erhöht. Jedes Mahagony-Gewerk bildet für sich ein kleines Dorf (Barquedero) am Ufer eines Flusses, und die Wahl der Lage wird immer durch die Nähe eines solchen Flusses bei dem Mahagonystand bestimmt, welcher der Gegenstand künftiger Arbeit ist. — Das Aussehen und die Anordnung der Wohnungen offenbart oft einen gewissen ländlichen Kunstsinn, und es gewährt dem Fremden einen lieblichen und unterrichtenden Anblick, in ihnen die verschiedenen Bauarten der Nationen oder Volksstämme Afrika's, so wie die durch europäische Erfahrung eingeführte bessere Einrichtung der Häuser beobachten zu können, unter welchen die Wohnung des Eigners einer Mahagonyfällerei, mit ihren Vorrathshäusern, Viehställen oder Schältern und Einfriedigungen, obgleich auch sie nur von Holz ist, sich am stattlichsten ausnimmt, während die Hütten der Arbeiter ärmlicher erscheinen. Häuser der letzteren Art werden oft in einem Tage vollendet, ohne Hülfe anderer Werkzeuge als einer Axt und eines Hirschfängers, Machetta genannt, und jeder Holzschläger ist im Stande, die Arbeit zu verrichten, welche zum Bau seiner Wohnung erforderlich ist. Nach der Vollendung des Barquedero, wird von dort ab in möglichst gerader Richtung, ein Hauptweg nach dem Mittelpunkt des Gehaus eröffnet, in welchen dann alle Seitenwege münden. Der Grund worauf diese Wege laufen, ist mit dickem Urwald, hohen Bäumen

und dichtem Unterholz bedeckt. Zuerst wird das Unterholz, mittelst der Machettas weggeschafft, und das an sich schwache Instrument, entspricht dem Zwecke vollkommen, durch die Gewandtheit, mit welcher sich die Arbeiter desselben zu bedienen wissen. Diese Arbeit selbst wird in Tagewerke getheilt; jeder Arbeiter hat 100 Yards (300 Fuß) täglich niederzuhauen. und hinwegzuschaffen, und ein gewandter Mann vollendet diese Arbeit in sechs bis acht Stunden. Ist das Unterholz hinweggeräumt, so werden die größern Bäume mit der Art gefällt, und zwar so nahe als möglich am Boden weg; jeder Arbeiter reinigt wieder den Boden auf einer Strecke von 100 Yards täglich, aber hier ist die Arbeit schwieriger und mühsamer, wegen der vielen hier wachsenden harten Hölzer, welche der Art widerstehen, und dann durch Anwendung des Feuers vernichtet werden müssen. Die Stämme dieser Bäume, obgleich darunter viele schätzbare Hölzer sind, wie Rothholz, Eisenholz, Sapodillen 2c., werden als nutzlos weggeworfen, wenn nicht zufällig ein Bach oder Creek die Straße durchschneidet; in welchem Falle man sie zum Brückenbau benützt. Die Zahl und Länge der Straßen, welche jedes Jahr ausgehauen werden müssen, hängt von der Lage der Mahagonybaumgruppen ab; stehen die Bäume sehr zerstreut und einzeln, so wird dadurch die Art und Ausdehnung der Weghaue sehr vermehrt, und es kommt nicht selten vor, daß halbestunden lange Wege und mehrere Brücken gemacht werden, um einen einzelnen Baum zu holen, der am Ende doch nur einen Block gibt. Sind die Wege von aller Holzung gereinigt, so müssen sie mittelst der Hauen, Spitzhammer und Rammen geebnet, die Hügel geplattet, die Felsen gebrochen und die Baumstümpfe und Wurzelstöcke fortgeschafft werden, da sie sonst die Holzstücken hindern würden, welche darüber hingehen sollen. — Die Wege sind gewöhnlich erst im December fertig, und dann beginnt das Durchschneiden der Stämme, mittelst der Säge. Jeder Baum wird seiner Länge nach in Blöcke oder Bohlen zerschnitten. Oft gibt ein Baum nur eine einzige Bohle, oft vier bis fünf; die Größe der Bohlen oder Blöcke wird nach der Stärke des Viehs eingerichtet, welches die Blöcke zu ziehen bestimmt ist, und es wird sehr darauf gesehen, daß man diesem nicht zu viel zumuthet, d. h. je dicker der Baum ist, desto kürzer werden die Blöcke geschnitten; da aber dadurch der Unregelmäßigkeit der Ladung nicht völlig abgeholfen wird, muß man immer noch eine Anzahl Ochsen in Reserve halten, um bei der Verschiedenheit der Bohlen aushelfen zu können. Bei der oft bedeutenden Verschiedenheit der Bäume, ist auch die Größe der Bohlen verschieden, und es gibt Bäume, woraus sich Bohlen von 300 Kubikfuß machen lassen, während ein anderer Bohlen von 3000 Kubikfuß liefert. Die größte Bohle, welche je in Honduras gemacht ward, war 17 Fuß lang, 57 Zoll breit und 64 Zoll dick, maß 5168 Fuß Oberfläche und wog 15,000 Pfund. — Ist das Sägen geschehen, so werden die Bohlen von einander gesondert, und in eine Lage zusammengestapelt, welche das größte Viereck zuläßt; jede Bohle, namentlich die langen, wird nun vierkantig zugerichtet; nur kurze Bohlen läßt man rund. Erstere kantet man, weniger um ihr Gewicht zu verringern, als um das Abrollen von den Schlitten oder Wagen zu verhindern.

So wie der März eintritt, sind alle diese Arbeiten beendigt, oder sollten doch beendigt sein; denn dann beginnt die trockene Jahreszeit, oder die Zeit, wo die Bohlen von dem Orte, wo sie geschlagen sind, fortgebracht werden; eine Arbeit, die nur in den Monaten April und Mai verrichtet werden kann, da der Boden während des übrigen Theils des Jahres zu weich ist, um schwer beladene Rollwagen oder Schleifen ohne Einsinken überzubringen; und obwohl der Regen gewöhnlich schon im Februar ganz aufhört, ist der Grund doch dermaßen durchweicht, daß die Straßen selten vor dem 1. April brauchbar sind. — Des Mahagonyholz-Fällers Erndte beginnt, so zu sagen, um diese Zeit, und der Erfolg der jährlichen Arbeit hängt von der anhaltenden Dauer des trockenen Wetters ab; denn ein einziger Regenschauer schadet den Wegen sehr. Daher ist in dieser Zeit kein Augenblick zu verlieren, um das Holz an den Fluß zu bringen. — Die Zahl der nöthigen Rollwagen oder Schleifen, richtet sich nach der Zahl der Arbeiter und der Länge des Weges, der oft 6 bis 10 englische Meilen beträgt. Ein Gang von 40 Mann erfordert sechs Rollwagen, und jeder Rollwagen 7 Joch Ochsen und zwei Treiber; 16 Mann schneiden Futter für das Vieh; zwölf laden die Bohlen auf die Rollwagen, und diese letzteren bleiben im Walde bei der Hauptmasse des Holzes zurück, wenn der Weg zu weit ist, um täglich nach dem Barquedero am Fluß, und von dort wieder in den Wald zu gehen. Die starke Sonnenhitze macht das Vieh am Tage unfähig zur Arbeit; das Holzschleppen muß also bei Nacht geschehen. Da nun die erwähnten Lader jetzt in ihrer Station im Walde sind, so gehen die Rollwagen von dem Barquedero Abends um 6 Uhr ab, und treffen zwischen 11 und 12 Uhr Nachts an den Ladungsplätzen ein. Die Lader welche bis dahin schliefen, weckt bei Annäherung der Rollwagen, der Peitschenknall der Ochsentreiber, der weit zu hören ist; sie stehen auf und legen die Bohlen auf den Rollwagen mittelst einer Bahre, die auf der Ecke des Wagens ruht und eine schiefe Fläche bildet, auf welcher die Bohle allmählig fortgeschoben wird. Sind alle Schleifwagen beladen, welches in drei Stunden geschehen kann, so gehen die Lader wieder bis 9 Uhr Morgens zur Ruhe. Die Treiber treten nun den Rückweg an; aber die Fahrt wird durch die Fracht bedeutend verzögert; kleine Sümpfe, die auf der Straße vom letzten Regen zurückgeblieben sind, und bei Tageshelle leicht vermieden werden könnten, hindern, trotz der Fakelbeleuchtung, die schnelle Förderung des Transports; doch kommen die Wagen gewöhnlich 11 Uhr Morgens am Flusse an, wo dann sämmtliche Bohlen, welche vorher mit dem Zeichen oder den Anfangsbuchstaben des Eigners markirt wurden, in den Fluß geworfen werden; hierauf

wird das Vieh gefüttert, die Treiber frühstücken, legen sich bis Sonnenuntergang zur Ruhe, füttern dann das Vieh noch einmal und spannen es wieder in's Joch. Die Lader beschäftigen sich während dieser Zeit die Bohlen und Blöcke für die Rückkehr der Wagen zuzurichten, und so geht der Transport fort, bis alles nach dem Fluß geschafft ist, oder der Eintritt der Regenzeit den fernern Transport unterbricht.

Das Holzschleppen bildet eine ganz seltsame Erscheinung: sechs Rollwagen nehmen eine Strecke Weges von mehr als einer Viertel englischen Meile ein, dabei die große Anzahl von Zugstieren. — Die halbnackten Treiber, jeder mit einer Pechholzfackel versehen — die wilde Urwaldung umher — das Rasseln der Ketten, womit die Bohlen befestigt sind — der weithin schallende Peitschenknall — der Lärm und das Geschrei der aufgescheuchten Bewohner der Dickichte — alles unterbricht auf wunderliche geisterhafte Art die schweigende Stunde der Mitternacht, wie dem auch überhaupt die Art der Holzfällerei in den herrlichen Tropenwäldern der Honduasküste Scenen darbietet, welche Maler ersten Ranges mit Freuden beschäftigen könnten.

Gegen Ende Mai beginnt das periodische Regenwetter von Neuem: die Ströme Wassers, welche aus den Wolken herabstürzen, sind so gewaltig, daß sie in wenigen Stunden die Waldungen in Sümpfe umwandeln; alles Holzfahren hört nun auf; das Vieh wird in die höher gelegenen Savannen getrieben; Wagen, Geschirr, Werkzeuge ꝛc. in den Magazinen verwahrt. So strömt der Regen unaufhörlich, bis zur Mitte des Juni, wo die Flüsse ungeheuer anschwellen. Die Bohlen schwimmen nun 40 bis 50 deutsche Meilen abwärts, von den Holzfällern in Pitpans, einer Art flachbodigen Kanoe, begleitet, um sie von den Zweigen der überhängenden Bäume los zu machen, bis sie bei einem Pfahlwerk (boom) ankommen, welches an einer bequemen Stelle, unweit der Mündung des Flusses errichtet ist. Jeder Holzfäller-Verein sondert sich nun die von demselben gefällten, mit dem Marke des Herrn versehenen Bohlen aus, macht große Flöße daraus, und bringt sie so an die Werfte der Eigner, wo man sie aus dem Wasser nimmt, und die Oberfläche noch einmal mit der Axt ebnet; oft sind die Enden und Kanten durch das Anstoßen gegen die felsigen Ufer des Flußes zerstoßen und zerschmettert; diese werden wieder glatt gesägt, und dann ist das Mahagonyholz zum Verschiffen nach Europa fertig.

Jeder mit dem Mahagonyholz-Fällen beschäftigte Arbeiter, kommt den Ansteller jährlich auf 100 Pfund Honduras-Courant, oder 70 Pfund Sterling (420 Thlr. oder 735 fl. Rhein.) zu stehen, und der Ertrag des Holzes muß überdieß noch den Ankauf und den Bau der Werke, die Unkosten für das Zugvieh, die Rollwagen und Schleifen, die Fahrzeuge, das Geschirr, die Werkzeuge ꝛc. decken.

Die deutsche Mispel.

(Taf. 38.)

Die deutsche oder gemeine Mispel, Mespilus germanica, auch holländischer Mispelbaum oder Aespel genannt, scheint ursprünglich in den südlichen Theilen Europa's zu Hause zu sein, wiewohl man ihn auch in Frankreich, England, Holland, Deutschland und der Schweiz, nicht nur in den Gärten, sondern auch hin und wieder wild wachsend antrifft. Er erreicht an verschiedenen Orten eine verschiedene Größe; sein Stamm ist kurz, krumm, mit einer aschgrauen Rinde bekleidet, und theilt sich in ausgebreitete, krumme, unregelmäßige, haarige Aeste, die im wilden Zustande mit einzelnen starken, geraden Dornen besetzt sind. Seine eirunden oder eirund-lanzettförmigen Blätter stehen auf kurzen, fast unmerklichen Stielen, sind am Rande zuweilen ganz glatt, unmerklich weitschweifig gezähnt, oder gegen die Spitze mit sehr feinen sägenartigen Zähnchen besetzt, 5 Zoll lang und 2 Zoll breit, auf der obern Fläche glatt und hellgrün, auf der untern aber mit einem dünnen, weißlichen Filz überzogen. Seine weißen, sehr großen, kurzgestielten Blumen entwickeln sich erst gegen Ende Mai oder im Anfange des Juni, und sitzen einzeln in den Winkeln der Blätter und an den Zweigspitzen; die Blumenkelche sind zotig und in lange, schmale, spitzige Abschnitte getheilt; die Blumenblätter sind an der Spitze gekerbt, und kürzer als der Kelch. Die Früchte sind rundlich, von der Größe einer Nuß, oben eingetieft und von den Kelchblättern gekrönt, rothbraun von süßsäuerlichem Geschmacke, und enthalten fünf sehr harte, gereifte, höckerige, fest am Fleische hängende Steine, die zur Fortpflanzung der Art dienen können, aber gewöhnlich zwei Jahre in der Erde liegen, ehe sie aufgehen. Die Früchte reifen spät im Herbst, und sind anfangs sauer und zusammenziehend; wenn man sie aber durch die Nachtfröste an dem Baume vorher recht mürbe werden läßt, alsdann im November oder December abbricht, und noch einen Monat lang in einem reinen Tuche oder auf Stroh, und an einem trockenen Orte aufbewahrt, so werden sie eßbar, und bekommen einen angenehmen weinigen Geschmack, daher man sie auch an einigen Orten als Leckerbissen auf den Tisch stellt, an andern zu Branntwein benützt. Man schreibt ihnen eine zusammenziehende und stopfende Kraft zu; eine Spielart, Mespilus abortiva, enthält keine Kerne. — Der Mispelbaum kommt in jeder Lage und in jedem Boden fort, wenn er nur nicht gar zu schlecht ist, doch trägt er in einem mittelmäßigen Boden, in lockerm, feuchtem Erdreich, die besten Früchte. Man kann ihn sowohl auf seine eigenen Stämme, als auch auf den gemeinen Hageborn, auf Quitten- oder wilde Birnstämme pfropfen, okuliren oder kopuliren, und ihn nach Gefallen entweder hochstämmig oder niedrig ziehen, nur muß man im letzteren Falle seine äußeren Aeste nicht zu stark beschneiden. Veredelt man Birnstämme in die Krone, so erhält man schöne Hochstämme, deren Früchte größer und schöner werden, als die auf


1847.
35

den Mispelwildlingen. Ist der Baum alt, werden die Früchte klein und unschmackhaft, so wirft man die Aeste ab, und verjüngt den Baum, kommt ihm durch zweckmäßige Düngung zu Hülfe, und erhält so bald wieder einen schönen, fruchttragenden Baum, dessen Früchte, wenn man den Baum etwas licht und dünn von Holz hält, um so größer und schöner werden.

Die Frauen der Ansiedler in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.

Von Fr. Gerstäcker.

So viel, so verschiedenes hört man über die Backwoodsmen (Männer) des Westens, so wenig und unbestimmtes dagegen über die Frauen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härtern Beschwerden, größern Entbehrungen ausgesetzt als die Männer, denen die Natur schon zum angebornen Eigenthum Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß, und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und seine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleinern Kindern widmen muß, sie, die bis jetzt im warmen, sichern Haus, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegen zu gehen, das ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Sorgen und Entbehrungen, nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlage, nur an drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein Monate, ja nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie; der nächste wohnt vielleicht eine halbe Tagereise entfernt; kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie auf's Lager wirft; in jener wilden, unbebauten Gegend hat keiner derselben seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht gezogen, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter und versucht ein Stück Wild zu schießen, um den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Wald, sieht er selbst die Fährten des scheuen Bären Morgens in kaum hundert Schritten von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und tagelang folgt er dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager, und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, die Beute witternd die Hütte umschleichen, zu furchtsam aber sind, sich dem Lagerplatz menschlicher Wesen zu nahen. Doch eben so wie der Mann, von andern stets geleitet, nie selbstständig und unabhängig wird, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bis zu diesem Augenblick einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines andern, stärkern gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selbst Trost bedürftig, die Zaghaften, und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke, diese wird an die Thür gestellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßen sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen erquickendem Licht die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen und geschickten Hieben der Axt, und jeder Tag vervollkommt die stille Waldesheimath und macht sie sicherer, wohnlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie zuerst für die Ihrigen das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt, daß es einen festen Teig bildet, und dann auf einen eisernen Deckel flach geschlagen und schräg gegen die glühenden Kohlen gestellt. Eine Kaffeemühle fehlt, die Frau weiß sich aber zu helfen, die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel seines Tomahawks zerstoßen, in die große Blechkanne gethan und auf Kohlen gesetzt, bis das Wasser kocht und dadurch zu Kaffee wird. Bräunt sich das Brod, so schneidet sie dünne Scheiben Speck in die eiserne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirschfleisch folgen, gießt, um den Kaffee klar zu machen, etwas kaltes Wasser in den hochaufkochenden, rückt ihn schnell vom Feuer und ruft jetzt die Ihrigen zum einfachen, schnell bereiteten Mahl.

Das „Geschirr," wenn das wenige Hausgeräth mit solchem Namen belegt werden kann, ist bald wieder aufgewaschen, und sie holt jetzt ihr großes Baumwollen-Spinnrad hervor und dreht mit fleißiger Hand den Faden. Hat der Farmer seine Pflüge in Ordnung, ist das Feld bestellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet er wohl auch an einem Webestuhl, und wenn die Tage wieder warm werden, so webt die thätige Hausfrau den Faden, den sie im vorigen Jahre gesponnen, für sich und die Ihrigen zum Kleide, das sie für

alle Mitglieder des kleinen Familienkreises anfertigt. Dabei sind aber auch noch viele andere Geschäfte zu besorgen, ein kleiner Garten will bestellt, Hühner und Ferkel wollen gezogen sein; sie muß Seife kochen, um die Wäsche besorgen zu können, und die jungen Kälber, die der Mann erst kürzlich zum Hause getrieben hat, nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn jetzt gibt es Milch, und auch Butter macht sie, wenn freilich noch sehr wenig, denn das Schütteln der Milch in einer Flasche bis sie zu Butter wird, da sich kein anderes Gefäß zu diesem Zwecke vorfindet, ist sehr beschwerlich.

Die Töchter und Söhne wachsen nun aber heran, die Heerde vermehrt sich, das urbare Land wird erweitert und alle zum Leben nöthigen Bedürfnisse im Ueberfluß gezogen; in wenigen Meilen Entfernung steigt der freundliche Rauch von Nachbarhütten empor, gebahnte Wege durchkreuzen den Wald nach allen Richtungen, und der Pionier wird zum ehrbaren Farmer. Hiedurch erleichtern sich auch die Arbeiten, da die Nachbarn einander freundlich an die Hand gehen; sollen in den Feldern gewaltige Klötze zusammengerollt werden, damit sie leichter verbrennen; will der Landmann den Mais aus den Hülsen brechen, daß er weniger schnell fault, was dem Einzelnen wochenlang Zeit rauben würde; ist ein Haus zu errichten, wo starke Arme nöthig sind, so ruft eine freundliche Einladung sämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen, zusammen, und während die ersteren im Felde arbeiten, reihen sich die Frauen und Mädchen um eine gewaltige, im Haus aufgehangene Steppdecke und nähen nach Herzenslust. Nur beim Maisausschälen helfen sie mit. Ist aber das Werk beendet, dann wird die Decke schnell in die Höhe gezogen, daß sie unter die Querbalken des Daches zu hängen kommt und einige der Frauen geben an's Kochen, während andere einen tüchtigen Stew *) bereiten, und jetzt vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanz. Von unseren deutschen Walzern und Rutschern wissen sie freilich dabei nichts, doch gebrauchen sie ihre Zehen und Hacken bei den englischen und irischen Tänzen, als Jigs, Hornpipes, Reels ꝛc. auf eine merkwürdig behende Weise, daß es oft fast wie Castagnetten klingt. Nicht zu ermüden sind sie dabei, und gar häufig geht die Sonne auf und neigt sich wieder ihrem Untergange, ehe die Fröhlichen auseinander gehen. Häufig wechseln Pfänderspiele mit den Tänzen, doch sind diese immer beliebter.

So selten wird aber den amerikanischen Jungfrauen im Walde die Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen Leuten bewundern zu lassen, daß sie eine jede auf das sorgfältigste benutzen, um wenigstens das zu zeigen, was sie an Staat und bessern Kleidern besitzen. Es müßte ein recht armes Mädchen sein, das sich nicht bei einem solchen Ball zweimal umziehen könnte, und die wohlhabenderen thun dieß fünf-, ja sechsmal, ohne jedoch an ihrem Haarschmuck, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe, und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt ihrer Kleider muß geschmackvoll sein, und sie weichen in dieser Hinsicht keineswegs den „Stadtdamen," von denen sie sich auch in ihrem Benehmen sehr wenig unterscheiden.

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der alten Welt so gewaltig ist, fast ganz weg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmann" eine Spur jenes plumpen unbehülflichen Wesens suchen, welches nur zu oft unseren braven Nährstand auszeichnet, und wohl nur daher kommt, daß dieser mit den über ihm stehenden Klassen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikanische Bauer kennt keine über ihm stehende Klasse, und das Gefühl seiner Unabhängigkeit, seiner Freiheit gibt ihm jenes ungezwungene, ich möchte fast sagen gentile Wesen, das in unseren Kreisen den Mann von Welt verräth. Ebenso verhält es sich mit den Frauen. Ein eigenes Interesse gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher sich diese „Töchter des Waldes," die ihre wilde Heimath vielleicht nie verlassen haben, in allen Lebensverhältnissen benehmen. Ursache dieses Selbstbewußtseins ist aber auch wohl größtentheils die Achtung, in der „weiße" Frauen in Amerika stehen, und schwer würde es der Mann büßen müssen, der die ärmste, niedrigste unter ihnen beleidigte. Oft sieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reisen ohne Begleitung, ohne Schutz unternehmen, denn sie finden in jedem Reisegefährten einen Beschützer und einen Freund. Die jungen Leute heirathen in den Vereinigten Staaten sehr früh, und ich habe nicht selten Mütter von vierzehn bis fünfzehn Jahren gefunden; hiezu tragen aber auch nicht wenig die so leicht zu erlangenden Mittel der Existenz, wie die wenigen Bedürfnisse bei, die besonders der Landmann des Westens kennt. Die Leute sind genügsam und mit ihren Kindern mehren sich auch ihre Heerden und Ernten. Man darf aber ja nicht glauben, daß bei diesen einfachen Waldbewohnern das Herz allein Verbindungen stifte, ach leider ist gerade hier das Gegentheil nur zu oft der Fall, und viele, sehr viele Beweise sind mir davon bekannt. Freilich lernen sich bei den oben erwähnten Zusammenkünften, als „husking-, quilting-, logrolling- und house-raising-frolics" häufig junge Leute kennen und lieben, wobei der strenge Verstand nicht um seine Meinung gefragt wird, im Ganzen aber geben ein paar Kühe und Schweine, einige Acker Land, oder gar ein Paar Sklaven nicht selten den Ausschlag. Interessant war immer dabei stets die Art, auf welche de Amerikaner nach dem deutsch-englischen Ausdruck „courteten" oder den Hof machten, und unvergeßlich wird mir in dieser Hinsicht ein junger Mann bleiben, der nach ächt amerikanischer Art eine Frau nahm.

Heinze — er war deutscher Abkunft — hatte sich mit unermüdlichem Fleiß ein Stückchen Land urbar ge-

*) Stew, ein amerikanisches Getränk aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter.

macht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tausend Fencestangen gespalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirsichgarten gepflanzt und eine so allerliebste Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeschafft, wie man nur irgend in Arkansas finden konnte. Die natürliche Folge hievon war, daß alle Nachbarn fest behaupteten, Heinze sei der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heirathen. Trotz allen Sticheleien der Freunde läugnete er dieß aber auf das bestimmteste und meinte, „er habe noch Zeit, an's Heirathen zu denken." Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außergewöhnlichem Eifer seine Sonntagsstiefeln zu wichsen und seinen blauwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürsten.

„Sonny" sagte der alte Vater, der mit ihm gemeinschaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny, was hast du denn vor, daß du deine Geh-zur-Kirche-Kleider am Donnerstag anziehst? Du gehst doch nicht „courten?"

„Unsinn," sagte Heinze, bürstete aber nur desto eifriger an dem sehr bestaubten Rockkragen, „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler und mir ein Paar Kühe besehen, die ich kaufen möchte."

„Ahem!" sagte der Alte, schüttelte aber gleich darauf sehr bedeutend mit dem Kopf, als sein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfell darüber hinbreitete, das sonst nur bei festlichen Gelegenheiten benützt wurde; seine Vermuthung ward aber zur Gewißheit, als sein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er sonst nicht einmal zum Rasiren benutzte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er mit äußerster Sorgfalt seine Toilette vollendet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet; Heinze begab sich keineswegs zu dem neuen Ansiedler hinüber, sondern schlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreistündigen Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei sehr hübsche Töchter und sonst auch recht anständiges Eigenthum sein eigen nannte. Wenn er aber auch noch nicht recht fest entschlossen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten sollte, überließ er dieß doch gänzlich dem Zufall, stieg vom Pferd, das ruhig zu grasen anfing und trat in's Haus.

Es war noch früh am Tage und er fand beide Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt; die älteste butterte und die jüngste spann, während die Mutter am Webestuhl saß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze also, der freundlichen Einladung folgend, rückte sich einen Stuhl zum Kamin und fing an, seinen Hut zwischen den Knieen herumzudrehen.

„Haben Sie schon Ihr Korn dieses Jahr gepflanzt, Mr. Heinze?" frug die Matrone.

„Will gerade anfangen, Mä'm!" sagte Heinze.

„Trockenes Frühjahr heuer!"

„Sehr!"

„Wie geht's Ihrem Vater?"

„O, danke schön. — Er schlägt sich so herum."

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?"

„Nein!"

Hier stockte die Unterhaltung wieder und Heinze wirbelte seinen Filz auf eine wahrhaft unmenschliche Weise zwischen den Fingern herum. Die älteste Tochter versuchte zwar noch einigemal ein Gespräch anzuknüpfen, es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete alles so bündig wie möglich, und verfiel dann wieder in sein voriges Nachsinnen. Endlich nahte sich die Mittagstunde, der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen und der Besuch stand jetzt auf, strich seinen Hut glatt und sagte: „Lebt wohl, alle zusammen."

„Wollen Sie nicht mit uns essen, Mr. Heinze?"

„Habe nichts dagegen," erwiederte dieser, ruhig umkehrend, setzte den Hut unter seinen eigenen Stuhl, und vertiefte sich gar bald in etwas gebratenen Speck und eine Schüssel mit Kartoffeln.

Das Essen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beschäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach schon herein, der wahrscheinliche Freier blieb aber immer noch auf seinem Stuhle stocksteif sitzen und sah bald die jüngste, bald die älteste forschend von der Seite an, daß die Mädchen, die lange die Absicht seines Besuchs gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein paar Kühe heim, trat dann in die Stube, begrüßte den Gast und setzte sich neben diesem nieder. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde gesprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus und ließ sich erst wieder zum Abendbrod einladen, ehe er zugab, daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse augenblicklich zu Hause reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten überdieß jedes fernere Nöthigen unnütz, ohne weitere Einladung holte er jetzt selbst den Sattel in's Haus und band den Poney an einem Trog fest.

Sobald das Wetter vorüber war, suchten alle ihr Lager, und auch der Freiersmann fand sich bald darauf unter zwei wollenen Decken ausgestreckt. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen (denn es schlief die ganze Familie, den Gast eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühstück, Speck mit Maisbrod, auf. Jetzt wurde aber auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge, oder steckte ihm wenigstens in der Kehle. Das merkte der Alte, dem die Mutter schon ihre Vermuthungen mitgetheilt hatte; dem armen Teufel also eine Verlegenheit zu ersparen, nahm er ihn bei einem Knopf, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier, daß — seine beiden Töchter schon Bräute wären und am nächsten Sonntag zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze sagte blos das eine Wort: „eigenthümlich!"

drückte sich dann den Hut fester in die Stirn, schüttelte dem Alten die Hand, bat ihn seinen Sattel aus dem Hause zu holen und war zehn Minuten später auf dem Heimweg.

Er hatte aber einen ganzen Tag versäumt, und noch dazu in der Pflanzzeit, durfte also auf keinen Fall, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, zu Hause kommen; als er daher an einer andern kleinen Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich sehr armes Mädchen wohnte, so stieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geschäft, indem er schnell von Eltern und Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burschen kannten, die Zustimmung erhielt. Vier Stunden später ging er schon wieder in Hemdärmeln auf seinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maissaat, und acht Tage darauf ritt er mit seiner Braut zum Friedensrichter und verließ diesen nur wieder als ein verheiratheter Mann.

So arm ein Backwoodsman aber auch sein mag, so wird er doch nie zugeben, daß seine Frau eine sehr harte Arbeit thue, und auf Kochen, Waschen, Spinnen und Weben beschränken sich größtentheils deren Beschäftigungen. Von Vergnügungen, einen gelegentlichen Tanz ausgenommen, weiß solch' arme Frau freilich gar nichts — Städte kennt sie oft nur dem Namen nach; sie verlangt aber auch nichts weiter als ihre eigene Familie gedeihen, ihre eigenen Heerden mit jedem Jahre wachsen und sich vermehren zu sehen; Sonntags reitet sie dann an der Seite ihres Mannes auf einem sehr hübschen Damensattel (den sie sich anschafft, und wenn sie eine Kuh verkaufen müßte) zur Betversammlung, und benützt vielleicht zugleich die Zeit, eine nicht sehr entfernt wohnende Freundin aufzusuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur hellen Flamme emporzulodern, mag das folgende Beispiel beweisen.

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzug, den er mit mehreren Kameraden unternommen, zufällig eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 Meilen von seiner eigenen und 40 Meilen von jeder andern bewohnten Farm gelegen sein mochte. Da er gerade allein war, so beschloß er, keinem der Gefährten ein Wort von seinem Fund zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an jener Stelle ein „Improvement“ anzulegen, d. h. sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er sich vor allen Dingen daß Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht gethan, schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht augenblicklich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein, seine Frau und zwei kleinen Kinder auf ein anderes Pferd, schulterte die Büchse, und trat leichten Herzens und mit frohen Hoffnungen seinen Marsch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte gegen Abend, da sich noch überdieß der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war auch kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinter ihm drein schmetterte.

Bald hatte sich jetzt die kleine Familie für die Nacht häuslich eingerichtet: das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt nnd der Mann zündete vor allen Dingen mit von den Wänden gerissenen trockenen Brettern ein gutes Feuer an, auf das er später, als der Sturm etwas nachließ, Brennholz von außen häufte.

Das Blockhaus war eines jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt, und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine wo möglich noch einfachere, aber weiter westlicher liegende zu vertauschen. Das Dach mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen auf ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hie und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faule Stellen des Holzes in's Innere. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatbot angehört hatten, und wahrscheinlich von dem nicht sehr weit entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen; doch entsprach er wenigstens noch theilweise seinem Zweck, und blieb auch etwas mehr Rauch im Zimmer als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Inwohnenden vertrug, so diente dieser wiederum als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskitos, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden lang herrschte eine fast durch nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlummernden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, du holtest mir einen Becher voll Wasser!“ sagte die Frau endlich zu ihrem Manne, „das Kind will trinken, und mir selber klebt die Zunge am Gaumen.“

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein paar Spähne entzündet habe — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden.“

Damit stand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen — was ist dir?“ rief die Frau erschrocken — „was hast du?“

„Nichts!“ stöhnte der Mann, tief Athem holend — „nichts — ich — ich trat nur auf etwas!“

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen! sagte die Frau und richtete sich vom Lager empor.

„Halt — um deiner Seligkeit willen — halt!“ schrie schnell und heftig der Missourier — „rühre dich nicht von der Stelle wo du liegst, bis es hell wird!“

„Was ist dir geschehen? William — rede — ich beschwöre dich,“ bat die arme Frau in Todesangst.

„Es sind Schlangen im Zimmer und ich habe auf eine getreten.“

„Bist du gebissen?“ frug entsetzt sein Weib.

„Ich glaube nicht, es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt, bleibe nur ruhig liegen, rühre dich nicht und halte auch die Kinder still!“

„O mein Gott!“ jammerte das arme Weib — „wenn es doch erst Tag wäre, mich wird die Angst verzehren, bleib nur ja wo du bist, daß dir kein Unglück geschiebt.“

„Ja, ja!“ sagte der Mann, „ich rühre mich nicht, gib nur auf die Kinder acht.“

Lange noch wachte die Frau und lauschte ängstlich der geringsten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kleine beruhigt hatte, schlief sie wieder ein. Aber lange Träume quälten sie und mit einem Angstruf fuhr sie plötzlich empor.

Es war heller Tag, die Sonne schien durch die breiten Spalten in's Innere der Hütte, die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos und keines der gefährlichen Thiere war mehr im Zimmer zu sehen, der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu ermuntern; kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem Schrei zurücksprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem leeren Gebäude wiederhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten, gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte alles was in ihren Kräften stand, ihn in's Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich, und schluchzend warf sie sich endlich wieder auf's Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Das gab dieser die ganze Kraft, die ganze Seelenstärke wieder, und erweckte einen Muth in ihr, dessen sie sich früher selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen dann ihr Frühstück und bereitete sich jetzt, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren auch mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bach, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug sie dann den schweren Körper an den Ort seiner Bestimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, stemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in stillem Gebet ihre Hände über dem Grab und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat, „keine Erde auf den Vater zu werfen!“ Da verließ sie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte sie lautschluchzend das Kind an sich und gab sich ganz ihrem Schmerze hin, aber auch jetzt bezwang sie ihn bald wieder, trug das Kleine liebkosend von der Stelle fort, und beendete schnell ihre traurige Arbeit.

Nun galt es aber, ihre ganze Energie zu zeigen. Dort konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten, auf dem Platze selbst erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen, und schnell ordnete sie alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, die sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thür, das Uebrige trug sie heraus in's Freie, packte Lebensmittel für mehrere Tage zusammen, ließ das jüngste Kind auf einige Minuten in der Obhut des ältern, um die nur wenige hundert Schritt entfernt von dort grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Messer herbei, um nicht unbewaffnet einen Marsch durch die einsame Wildniß anzutreten.

Mit unsäglicher Mühe gelang es ihr endlich alles in Stand zu setzen, und mit Hülfe eines umgestürzten Baumes stieg sie selbst in den Sattel und hob die Kinder zu sich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie diese auf dem Herweg fast gar nicht beachtet und nur von ihrem Mann gehört hatte, ihr neuer Ansiedlungsort liege nordwestlich. Doch hier half kein Zögern und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Heimweg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel der Weiden vollkommen zufrieden zu sein, und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimath so schnell wieder aufzusuchen, begann daher jedesmal, sobald es den Zügel locker fühlte zu grasen, und beachtete weder Drohungen noch Zurufe. Die junge, hülflose Frau sah sich also auch hier auf ihre eigene Kraft angewiesen und lenkte nun das ungern folgende Thier einen südöstlichen Cours, so weit sie selbst im Stande war, diesen genau einzuschlagen. Aber nur sehr langsam konnte sie ihren Weg fortsetzen, denn die beiden Kinder wie die schwere, lange Büchse nöthigten sie alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, um nicht durch irgend einen vorstehenden Ast oder überhängenden Stamm abgestreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis jetzt klare Himmel, und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiser, denn nach der Rinde der Bäume vermochte sie ihre Bahn nicht zu bestimmen; nach besten Kräften verfolgte sie aber dessen ungeachtet die wie sie

glaubte richtige Bahn, und lagerte, als der Abend kam, am Fuße eines kleinen Hügels und am Rand einer klaren Quelle. Wohl ängstigten sich die Kinder Nachts über das Heulen der Wölfe und die schaurigen Töne der Eule, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erschallen ließ, die Mutter beruhigte aber, selbst mit bangklopfendem Herzen, die Weinenden, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringste Geräusch, das sich im dürren, raschelnden Laub vernehmen ließ.

Der nächste Morgen fand sie wieder marschfertig, aber noch war der Himmel trüb, und immer ängstlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn sie an die vor ihr liegende bahnlose Wildniß dachte, in der sie sich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abend verzehrte sie, nachdem sie die Kinder zuerst ordentlich gesättigt hatte, die letzten Brodkrummen, und nagender Hunger gesellte sich am dritten Tag noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte sie unterwegs mehrere Hirsche gesehen, die auch wohl in Schußnähe gewesen wären, Furcht aber, das Pferd scheu zu machen, und ihre Kinder der Gefahr auszusetzen abgeworfen zu werden, verhinderte sie jedesmal, die Büchse zu gebrauchen; jetzt aber, am Abend des dritten Tages, sah sie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufsteigen, machte schnell Halt, und es gelang ihr, einen der nicht im mindesten furchtsamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht stand ihr jedoch bevor, der Säugling schrie fortwährend, und die Wölfe, durch die scharfen, dem Rufe des Hirschkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umschwärmten winselnd das Feuer, so daß sich das geängstigte Weib endlich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie die Büchse mit Pulver lud und abschoß, die Bestien zu schrecken. Wer aber beschreibt das Gefühl, das ihre Brust bestürmte, als in gar nicht so großer Entfernung ein lautes „Halloh!" ihrem Schusse antwortete; o wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr herankam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache blasse Weib allein mit den zwei hülflosen Kindern in der Wildniß fand, ohne lange Fragen aber schaffte er schnell alle zur nicht sehr fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebender Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und aufnahm. Der Mann hatte schon am Abend den Schuß, ja später sogar in einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes gehört, dieß aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuschend ähnlich lautet, und den ersten Schuß weiter nicht beachtet, das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerksam, und gerade als er vor die Thür seiner Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß sich ein Verirrter im Walde befinden müsse, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieß eine arme verlassene Frau sei.

Das Haus des Farmers befand sich wohl zwanzig englische Meilen südlich von dem beabsichtigten Cours und dem elterlichen Haus der Unglücklichen, am nächsten Tage aber schaffte der Amerikaner sie und ihre Kinder auf einem kleinen Wagen in die Heimath zu den Ihrigen zurück.

Bis hieher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der starke Geist den Körper bezwungen, jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte und ein Nervenfieber warf sie monatelang auf's Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die einer von ihnen kannte, um von dort die zurückgelassenen Sachen zu holen. Hier beschlossen sie aber die Nacht das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenen Kienflammen hatten sie auch kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang geharrt, als zwei ungeheure Klapperschlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und sich der knisternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Dasein zu gleicher Zeit ein Ende, und als Siegestrophäen wurden sie über dem Grab des armen Pioniers aufgehangen.

Ausland.

Die Sternbilder.

Schon in den frühesten Zeiten mußte bei der Beobachtung des Himmels das Bedürfniß entstehen, eine möglichst einfache Vorkehrung zu treffen, gemäß welcher man die einzelnen Sterngruppen leichter von einander unterscheiden, sie auf diese Weise besser auffinden, und einzelne Stellen des gestirnten Himmels bestimmter angeben könnte. Wahrscheinlich verbanden zu diesem Zwecke die ältesten, auf den Lauf der Gestirne aufmerksamen Nationen, die einzelnen Sternhaufen durch bloße Linien, wie noch jetzt die indischen Sternfiguren beschaffen sind. Hieraus entstanden nach und nach die verschiedenen Thier- und Menschengestalten und die übrigen bildlichen Darstellungen, welche von den einzelnen Völkern des Alterthums angenommen wurden; so auch diejenigen, welche die hochgebildeten Griechen annahmen und uns überlieferten.

Mit lieblichem, mythologischem Rahmen umgab dieses phantasiereiche Volk seine Sternbilder, welche es, vielleicht in mannigfach anderer Form, von anderen Völkern (den Chaldäern, Aegyptern ꝛc.) erhalten hatte. Diese Ansicht wird dadurch zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß manche Sternbilder erst später in den Kreis der griechischen Mythologie gezogen wurden, wie z. B. der Herkules, welcher lange Zeit hindurch der Knieende, der Schwan, welcher früher schlechtweg der Vogel genannt wurde. Ihre Helden, ihre Wohlthäter durch nützliche Erfindungen, selbst ihre lieblichen Sagen prangten so am Himmelszelte, und diese mythologisch-historischen Sternbilder wurden besungen von begeisterten Dichtern. — Zwar sind uns die wirklichen Thaten dieser Personen meist unbekannt — denn wie weit geht hier das Gebiet der Fabel, wie weit das der Geschichte?

— und das historische Halblicht, welches ihre Namen umgibt, zeigt uns nur unbestimmte, jeder festen Form entbehrende Schattenrisse dessen, was sie waren; aber der Nachwelt wurden sie auf solche Weise erhalten.

Die älteren Griechen zählten im Ganzen nur 46 Sternbilder; doch wurde für die Scheere des Scorpions schon vor Begründung der alexandrinischen Schule, also schon mehrere Jahrhunderte vor Christus, häufig die jetzt allgemein eingeführte Waage als eigenes Sternbild gesetzt, und Hipparch fügte das kleine Pferd bei (um 150 v. Chr.), so daß man 48 alte Sternbilder anzunehmen hat. — Sie sind folgende:

a) Nördlich vom Thierkreise: 1) Der große Bär (große Wagen); 2) der kleine Bär (kleine Wagen); 3) der Drache; 4) der Bootes; 5) die nördliche Krone; 6) der Herkules; 7) die Leier; 8) der Schwan; 9) der Kepheus; 10) die Kassiopeia; 11) der Perseus mit dem Medusenhaupt; 12) der Fuhrmann; 13) der Triangel; 14) die Andromeda; 15) der Pegasus; 16) das kleine Pferd (Füllen); 17) der Delphin; 18) der Adler; 19) der Pfeil; 20) der Schlangentödter (Ophiuchos) und 21) die Schlange.

b) Sternbilder des Thierkreises: 1) der Widder; 2) der Stier; 3) die Zwillinge (Ziegen); 4) der Krebs; 5) der Löwe; 6) die Jungfrau; 7) die Waage; 8) der Scorpion; 9) der Schütze; 10) der Steinbock; 11) der Wassermann und 12) die Fische.

c) Südlich vom Thierkreise: 1) der Orion; 2) der Hase; 3) der große Hund; 4) der kleine Hund; 5) das Schiff Argo; 6) die Wasserschlange; 7) der Becher; 8) der Rabe; 9) der Kentaur; 10) der Wolf; 11) der Altar; 12) die südliche Krone; 13) der südliche Fisch; 14) der Wallfisch und 15) der Eridanusfluß.

Diesen gesellte später die niedere Schmeichelei noch den Antinous und das Haupthaar der Berenice bei, welche ihrer ursprünglichen Entstehung nach noch in die Zeit der Alten zu rechnen sind, obschon sie damals nicht allgemein angenommen worden waren, und ihre bleibende Einführung erst Tycho de Brahe's Schutz verdanken.

Größer ist die Zahl der neueren Sternbilder; manche derselben sind wieder vergessen, andere, und zwar die meisten, sind aber bis jetzt geblieben. Der größte Theil derselben befindet sich am südlichen Himmel. In der Nähe des Südpols war noch Raum genug übrig, da dieser Angelpunkt der Erde den Alten völlig unsichtbar geblieben war, und erst nach den Entdeckungen vom 15. und 16. Jahrhundert abgetheilt und bezeichnet werden konnte. Die jene Meere zuerst durchkreuzenden Seefahrer wählten meist Bilder und Namen solcher Gegenstände, wie sie ihnen die neuaufgefundenen Länder zeigten. Auf diese Weise entstanden der Phönix, der Paradiesvogel, der Pfau, der Toucan, der Kranich, die kleine Wasserschlange, der Schwertfisch, der fliegende Fisch, das Chamäleon, die südliche Fliege, das südliche Dreieck und der Indianer.

Um mehrere größere Stellen am Himmel auszufüllen, die bis jetzt noch leer standen, da die Alten bloß jene Räume zu ihren Bildern nahmen, welche sich durch hellere Sterne und durch Sterngruppen auszeichneten, setzte Bartsch noch den Kamelopard, das Einhorn, die Fliege, den Hahn und die Flüsse Jordan und Tigris an den Himmel. Hevel verwarf die letzteren drei Sternbilder, dagegen setzte er andere an die Stelle der beiden letztern, und fügte diesen an verschiedenen Gegenden des Himmels noch weitere bei; dem Antinous gab er Bogen und Pfeil. Die Karlseiche ward von Halley aus den Sternen des Schiffes Argo gebildet, der brandenburgische Scepter von Kirch eingeführt. Das Herz Karls II., eigentlich nur die Benennung eines einzelnen Sternes, nicht aber Name eines Bildes, soll von Halley, nach Andern von Flamstread, benannt worden sein.

Die Churschwerter und der Reichsapfel, beide von Kirch vorgeschlagen, hatten dem Berge Menelaus und den Waffen des Antinous weichen müssen; der Regierungs- und Richterscepter (le sceptre et la main de justice) Ludwigs XIV. konnte den Platz der Eidechse nicht behaupten, eben so wenig die französische Lilie den der Fliege. An die Stelle des Rhombus trat später Lacaille's rhomboidisches Netz. Der kleine Krebs, der Bohrer, der südliche Pfeil, die Fahne, und andere, wurden nie viel beachtet und sind längst verschwunden; dagegen blieben das Kreuz und die Taube, zu den ältesten der später gemachten südlichen Sternbildern gehörig und fälschlich Royer zugeschrieben. Die große und kleine Wolke, welche der ebengenannte Astronom als Sternbilder aufnahm, sind dieß sehr uneigentlich, sondern scheinen vielmehr milchstraßenähnliche Flecken zu sein.

Im vorigen Jahrhundert führten Bode, le Monnier und Lalande mehrere neue Sternbilder ein; der polnische Abbé Przcobut verzeichnete den poniatowskischen Stier. Lacaille setzte vierzehn neue Sternbilder am südlichen Himmel fest, und bestrebte sich hiebei, die vornehmsten Werkzeuge und Erfindungen unserer Künste zu verherrlichen; der Abt Hell endlich führte das Herschel'sche Telescop und die Georgsharfe ein, während der von dem gleichen Astronomen in Vorschlag gebrachte kleine Herschel'sche Refractor keine Aufnahme fand.

Folgende Uebersicht zählt die sämmtlichen neuen Sternbilder auf, welche bis jetzt im Gebrauche blieben, wobei nur noch zu bemerken ist, daß die ersten 17 derselben nördlich, die übrigen südlich vom Thierkreise sich befinden:

Name der neuen Sternbilder.	Eingeführt von:
1) Der Kamelopard (Giraffe) .	Bartsch (?).
2) Das Rennthier	le Monnier.
3) Der Erndtehüter	Lalande (1774).
4) Der Luchs (Tiger) . . .	Hevel.

Name der neuen Sternbilder.	Eingeführt von:
5) Der kleine Löwe	Hevel.
6) Die Jagdhunde	Hevel.
7) Der Berg Menelaus . .	Hevel.
8) Der Mauerquadrant . .	Lalande (1795).
9) Der Cerberus mit Zweig .	Hevel.
10) Der Fuchs mit der Gans .	Hevel.
11) Die Eidechse	Hevel.
12) Die Friedrichsehre . . .	Bode (1787).
13) Herschel's Telescop . . .	Hell (1789).
14) Der Sobiesky'sche Schild .	Hevel.
15) Der Poniatowsky'sche Stier	Przcobut (1777).
16) Der kleine Triangel . . .	Hevel.
17) Die Fliege	Bartsch (?).
18) Die Georgsharfe	Hell (1789).
19) Die Bildhauerwerkstatt . .	Lacaille.
20) Die Elektrisirmaschine . .	Bode.
21) Der chemische Apparat . .	Lacaille.
22) Der brandenburgische Scepter	Kirch (1688).
23) Der Grabstichel	Lacaille.
24) Das Einhorn	Bartsch (?).
25) Der Kompaß	Lacaille.
26) Das Log mit der Leine. .	Lacaille.
27) Die Buchdruckerwerkstatt .	Bode.
28) Die Taube	?
29) Der Sextant	Hevel.
30) Die Katze	Lalande (1798).
31) Die Luftpumpe	Lacaille.
32) Der Einsiedlervogel . . .	le Monnier (1776).
33) Das Lineal mit dem Winkelmaaß	Lacaille.
34) Das astronomische Fernrohr	Lacaille.
35) Das Mikroskop	Lacaille.
36) Der Luftballon	Lalande.
37) Der südliche Triangel	in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von Unbekannten eingeführt. Genannt werden Houtmann und Peter Theodor's Sohn.
38) Der fliegende Fisch	
39) Der Schwerdtfisch	
40) Der Kranich	
41) Der Phönix	
42) Der Toukan (amerikanische Gans)	
43) Der Indianer	
44) Der Pfau	
45) Die kleine Wasserschlange	
46) Das Chamäleon	
47) Die südliche Fliege (Biene)	
48) Der Paradiesvogel	
49) Die Eiche Karls II. . . .	Halley (1677).
50) Das Kreuz	?
51) Der Zirkel	Lacaille.
52) Der Schiffsoktant. . . .	Lacaille.
53) Das rhomboidische Netz .	Lacaille.
54) Die Pendeluhr	Lacaille.
55) Der Tafelberg	Lacaille.
56) Die Malerstaffelei . . .	Lacaille.
57) Die große Wolke . . .	Royer (1679).
58) Die kleine Wolke . . .	Royer (1679).

Zur Umgestaltung dieser Sternbilder wurden früher manche Versuche gemacht. Schickard, Bartsch und Andere suchten vorerst nur eine Aehnlichkeit zwischen den bereits vorhandenen Bildern am Sternenhimmel mit Personen und Gegenständen des alten und neuen Testamentes zu finden; so ward Perseus mit dem Medusenhaupt zum König David, mit dem Kopf des Goliath, Herkules zum Simson mit dem Eselskinnbacken, das südliche Kreuz zum Kreuz Christi, die Jungfrau zur Maria, der Wassermann zum Johannes dem Täufer u. s. w. Weiter noch ging der Augsburger Schiller um 1627; den ganzen heidnischen Himmel zu einem christlichen umschaffend, verwischte er jede Spur der alten Bilder auf seinen Sterncharten. Den Thierkreis bildeten die zwölf Apostel; der kleine Bär ward zum Erzengel Michael, der große zum Schifflein Petri; aus dem Drachen wurden die unschuldigen Kindlein; die Leier verwandelte sich in die Krippe, die Andromeda in das Grab Christi; statt des großen Hundes sah man den König David; die heiligen drei Könige nahmen den Raum des Herkules ein, die Bundeslade den des Bechers und des Raben u. s. w. Diese Umwandlung konnte sich jedoch keines Erfolges erfreuen. Eben so wenig Erfolg hatte der Einfall des Jenaer Professors Weigel, welcher um 1688 am Firmamente zugleich mit der Sternkunde auch die Wappenkunde studieren lassen wollte, und deßhalb an die Stelle der alten Sternbilder lauter Wappen setzte; so den dänischen Elephanten für den großen Bären, den brandenburgischen Adler für die drei Sternbilder des Adlers, Delphins und Antinous, die französischen Lilien für den Fuhrmann und Kamelopard, die portugiesischen Thürme für die Jungfrau, das Einmaleins, als der Kaufleute Wappen, statt der Plejaden, eine Krippe, als Wappen für die Landleute, statt des Krebses, einen Kardinalshut statt des Scorpions u. s. f.

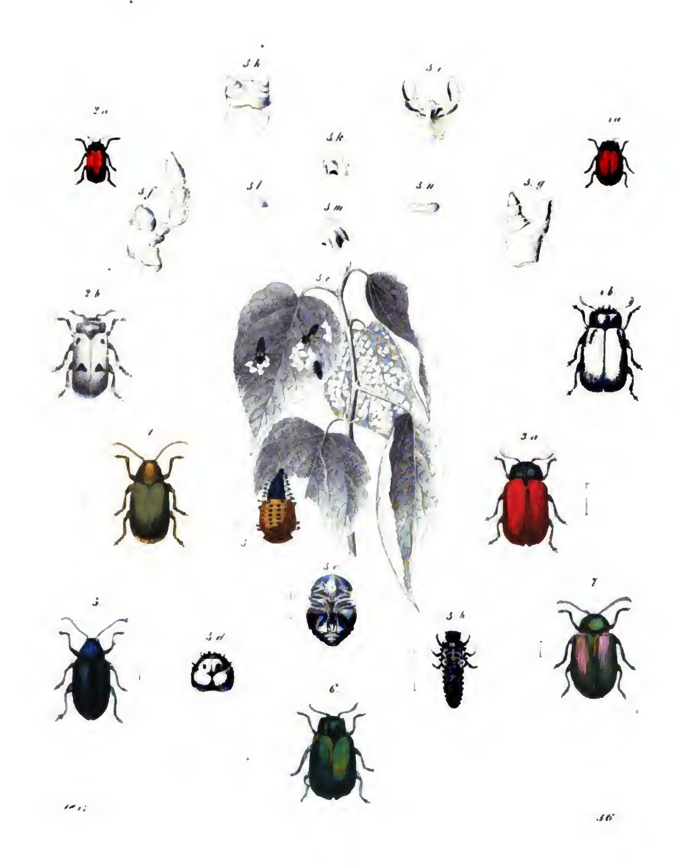
Am wichtigsten sind die Sternbilder des Thierkreises. Sie folgen einander der Reihe nach in jener Ebene, in der die Bahn unserer Erde liegt, diese ganz in Uebereinstimmung mit unseren Monaten in 12 Theile zerlegend. Man hat jedoch diese Sternbilder des Thierkreises sehr genau von den gleich benannten Zeichen desselben zu unterscheiden, denn während jedes der letzteren genau 30 Grade oder den zwölften Theil des Kreises hält, ist die Länge der Sternbilder sehr verschieden, und wechselt zwischen 24 Graden bis zu 43 Graden.

Die Bilder des Thierkreises werden hinsichtlich der Jahreszeit eingetheilt in:

Frühlingszeichen: Widder, Stier und Zwillinge,
Sommerzeichen: Krebs, Löwe und Jungfrau,
Herbstzeichen: Waage, Scorpion und Schütze,
Winterzeichen: Steinbock, Wassermann und Fische;

in Hinsicht auf ihre Lage gegen den Aequator aber in:

nördliche: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau,



südliche: Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische;
in Bezug auf den Sonnenlauf in:
aufsteigende: Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge,
niedersteigende: Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze.

Die Benennungen der Sternbilder und Zeichen des Thierkreises wurden sehr scharfsinnig als eine Darstellung dessen erklärt, was auf der Erde vorgeht, während sich die Sonne in dem einen oder dem andern derselben befindet. Der Abbé Pluche sagt in seiner Geschichte des Himmels: Man hat den drei ersten Gestirnen, in welche die Sonne beim Jahresanfange trat, der damals auf die Frühlingsnachtgleiche fiel, die Namen des Widders, des Stiers und der beiden Ziegen oder der Zwillinge gegeben, weil zuerst die Lämmer ihre Jungen werfen, dann die Kühe, zuletzt endlich die Ziegen, die letztern öfters paarweise, als einzeln. Wenn man bedenkt, daß bei jenen großentheils nomadischen Völkern des Alterthums die Heerden den Hauptreichthum bildeten, so begreift man leicht, daß ihr Ertrag eines der wichtigsten, jährlich wiederkehrenden Ereignisse war, und daß sie die Zeit seines Eintrittes so genau als möglich zu bezeichnen suchten. — Den Beginn des Sommers stellten sie dar mit dem rückwärts gehenden Krebs, weil die Sonne, welche nun ihren höchsten Standpunkt erreicht hat, wieder rückwärts geht und die bis jetzt wachsenden Tage wieder abnehmen; der Löwe, dessen glänzendes Auge und kochendes Blut sehr treffend die Gluth des Sommers bezeichnet, war ein Bild der jetzt in den dortigen Gegenden herrschenden strengen Hitze; die Jungfrau herrschte über den folgenden Monat, als eine Schnitterin mit einem Büschel Aehren in der Hand, die nun eingetretene Erndte auf den Sinearischen Feldern bezeichnend; der nun folgende Herbstesanfang wurde sehr passend durch eine Waage, dem Sinnbild der Gleichheit der Tage und Nächte, dargestellt. Die Krankheiten, welche im kommenden Monate sich häufiger als zu andern Jahreszeiten einzustellen pflegten, wurden bezeichnend durch den giftigen Scorpion angedeutet, und die hierauf eintretende Zeit der Jagd durch den Schützen versinnlicht. Der Winter ward unter dem Sinnbilde des Steinbocks dargestellt, der gerne, die Spitzen junger Baumtriebe suchend, die höchsten Felsenspitzen hinanklimmt, wie die Sonne sich nun wieder von ihrem niedrigsten Standpunkte zu ihrem höchsten zu erheben beginnt. Der Wassermann erinnert an die dortigen statt der Kälte eintretenden starken Winterregen, und ein paar zusammengebundene Fische deuteten die sodann eingetretene Zeit des Fischfanges an.

So viel für diesesmal von den Sternbildern im Allgemeinen; vielleicht finden wir Gelegenheit, unseren Lesern später die wichtigsten und interessantesten derselben einzeln vor's Auge zu führen.

Dr. Theuerle.

Schädliche Blattkäfer.

(Taf. 36.)

Die Blattkäfer, Chrysomelina, bilden die vierte und letzte Familie der Tetrameren oder Viergliedrigen, und lassen durch ihren kurzen, gedrungenen, stark gewölbten Bau, durch ihre geringe Größe, kurze Fühler, langbeinige dunkle oder bunte Larven, und durch ihre Lebensweise, keine Verwechslung mit irgend einer andern Tetramerenfamilie zu. Der Kopf der Käfer ist klein, mit ganzen, stark gebuchteten, hervortretenden Augen; die Lefze, Fig. 3 n, ist gebuchtet oder ausgerandet; die Oberkiefer, 3 k, stark, sehr breit und spitz mit Zähnen; die Unterkiefer, 3 f, mit zweilappiger Lade; der Taster viergliedrig; die Lippe, 3 i, aus einem hornigen, ausgerandeten, außen stark gekielten Stück bestehend; die Taster dreigliedrig; das Halsschild ist quer, und schmaler als die Flügeldecken; diese häufig hinten breiter, und unregelmäßig oder reihig punktirt. Die Beine sind kurz und dick, und das dritte Fußglied groß und zweilappig. Die Larven, 3 b, sind meistens lanzettförmig, klein, mit deutlichen Aeugelchen hinter den am Kopfrande stehenden Fühlern; das Kopfschild ist gesondert; die Lefze 3 l, rundlich, gebuchtet; die Oberkiefer, 3 m, ziemlich schwach; die Unterkiefer 3 g, mit deutlich gesonderter Lade und sparsam behaarten, viergliedrigen Tastern; die Lippe, 3 h, ist fleischig, klein; die Taster sind zweigliedrig. Die drei erstern Leibesringe zeichnen sich durch ihre Größe und Schildbildung aus; der letzte ist mit einem nach unten gerichteten, quergespaltenen, als Nachschieber dienenden After versehen; die Füße sind stark, hornig, und tragen spitzige Hornhäkchen. Die Puppen, 3 c, sind sehr gedrungen und denen der Coccinellen ähnlich. Bei Betrachtung des Fig. 3 e abgebildeten, von Käfern und Larven skeletirten Blattes, kann man sich leicht einen Begriff von den Verwüstungen dieser Insekten machen. Die Larven fressen vom Mai und Juni bis in den August, und verpuppen sich an den Blättern. Die Puppe selbst befestigt sich, wie wir an Fig. 3 sehen, mittelst der abgestreiften Larvenhaut und hängt gestürzt.

Die Blattkäfer leben im vollkommenen und im Larvenstande auf Blüthen und Blättern der verschiedensten Pflanzenarten; die auf beiliegender Tafel Abgebildeten aber, sämmtlich auf Bäumen, von deren Blattsubstanz sie zehren. Die allermeisten findet man auf bestimmten Arten von Laubhölzern, gewöhnlich nur an jungen Pflanzen, und werden, da nicht nur die Larven sondern auch die Käfer fressen, den Waldungen oft ungemein gefährlich. Sie fangen nicht am Rand der Blätter an, sondern in der Mitte, und wissen das Parenchym zwischen den Rippen und Adern so geschickt herauszunagen, daß die Blätter oft auf das Wundervollste skeletirt werden. Die Käfer sitzen beim Fressen stets zerstreut und einzeln, die Larven aber oft Familienweise, und bilden regelmäßig vorrückende Kolonnen. Zur Verpuppungszeit trennen sich auch die ge-

selligsten, und hängen sich entweder, wie der Pappelblattkäfer, mit der abgestreiften Larvenhaut an die Blätter, oder gehen, wie der Erlenblattkäfer, in die Erde. Die Bewegungen der Larven sowohl als der Käfer sind träge, und letztere retten sich bei Berührung der Zweige dadurch, daß sie sich herunterfallen lassen, doch sind sie darin nicht so empfindlich, wie die Rüsselkäfer. Sie legen eine große Menge Eier, vermehren sich außerordentlich, und man kann ihrer zu großen Vermehrung nur durch Sammeln der Käfer begegnen, was mit um so weniger Schwierigkeiten verknüpft ist, als die meisten Arten groß sind, und leicht auf den Blättern gesehen werden können; da die Käfer, wie schon bemerkt, nicht so schnell wie die Rüsselkäfer herunter fallen, kann man in kurzer Zeit eine Menge auf den Fangschirm klopfen, und nachher tödten. Die beste Zeit, diese Vertilgung vorzunehmen, ist im Mai und Juni, ehe die Weibchen abgelegt haben; im Herbst, wo der Käfer zum zweiten Male erscheint, kann dann die Operation von Neuem wiederholt werden. Schwieriger ist das Vertilgen der Larven, die sich nicht so leicht abklopfen lassen, und bei denen man, um sie zu sammeln, die Blätter abbrechen müßte. Auf Saatbeeten ist ein Besprengen der Beete mit Wermuthaufguß, oder das Eintauchen der zu versetzenden Pflanzen in einen solchen, das sicherste Mittel.

Die den Forsten am schädlichsten Arten sind:

Der Fichtenblattkäfer, Chrysomela pini, Fig. 1, welcher 3½ bis 4 Linien lang wird, bräunlichgelb, metallisch glänzend und unregelmäßig punktirt ist, ein gelbes, punktirtes Halsschild und gelbe Fühler und Füße hat, und in manchen Jahren den jungen Fichtenwaldungen ungemeinen Schaden zufügt.

Der Haselblattkäfer, Chrysomela quadripunctata, Fig. 2, a b, ist 3 bis 5 Linien lang, schwarz, mit grauen, weichen Haaren bedeckt, und hat gelbrothe, 4 schwarze Flecken zeigende Flügeldecken, die regelmäßig punktirt sind; das Halsschild ist schwarz. Er fliegt schon im Mai, und frißt auf Haseln, Weißdorn, Saalweiden, Aspen, Erlen und Birken; im Siegenschen will man ihn auf niedrigen Eichen bis in den August hinein gefunden haben. Er ist merklich schädlich, zumal wenn er in Menge auf jungen Schlägen erscheint, und die jungen Loden der Wurzelbrut von Birken, Saalweiden und Aspen befrißt, die an der Spitze davon einknicken oder verdorren, und dann abgeschnitten werden müssen. Durch Einsammeln allein ist ihnen zu begegnen.

Der Aspenblattkäfer, Chrysomela tremulae, Fig. 3 a, u. ff., ist 3½ bis 4 Linien groß, stahlblau, mit gelblichrothen Flügeldecken, schwarzem Halsschild, Füßen und Fühlern.

Der Pappelblattkäfer, Chrysomela populi, Fig 4, a b, ist 4½ bis 5½ Linien lang, länglich-eiförmig, und unterscheidet sich von dem vorigen nur dadurch, daß er etwas größer ist, und die äußersten Spitzen seiner Flügeldecken blau sind. Die Larven beider sind sich fast gleich, 4 bis 5 Linien lang, von schmutzig-weißer Grundfarbe, und haben hinter den Fühlern vier größere, im Viereck gestellte kuglige Aeugelchen, und außerdem noch zwei sehr kleine außerhalb derselben. Beide Käfer kommen meist unter einander und in gleich großer Menge, überall auf jungen Aspen, besonders auf üppig aufgeschossener Wurzelbrut vor, die darnach oft auf ganzen Strecken eingeht. Sie verrathen sich schon von weitem durch einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch. Vertilgen kann man sie nur durch Sammeln.

Der große Spring-Blattkäfer, Chrysomela oleracea, Fig. 5., auch Erdfloh genannt, ist 1½ bis 2½ Linien lang, stahlblau oder metallischgrün, unregelmäßig fein punktirt, und mit einem hinten quergefurchten Halsschild. Er ist überall gemein, überwintert als Käfer an der Erde, unter Blättern rc. oder auch in Baumritzen; begattet sich im Frühjahr, und das Weibchen legt eine große Menge kleiner, bernsteingelber Eier auf einen Haufen zusammen. Im Mai erscheinen die Larven, die bis in den Juni und Juli fressen. Die Verpuppung geschieht in der Erde, geht nach der Witterung, in 10—14 Tagen vorüber, und die Käfer fressen dann gleich mit den noch übrigen Larven. Die Bedeutung dieses Insekts für Garten, Feld und Forst ist oft sehr groß, denn es kommt nicht nur auf den verschiedensten Laubhölzern, besonders auf Eicheln und Haseln vor, sondern auch auf Gemüsepflanzen und allerlei Blumen, am liebsten aber auf den jungen Samenpflanzen, die dadurch verwüstet werden. Die Vertilgung geschieht durch Abpflücken der von den Larven besetzten Blätter; die Käfer lassen sich, da sie springen, nicht sammeln; Besprengen der Saatbeete mit Wermuthaufguß, oder Bestreuen derselben mit Chausseestaub, früh Morgens nach einem starken Thau, so daß die jungen Pflanzen wie gepudert aussehen, soll diese Erdflöhe vertreiben, und namentlich wird das letztere gerühmt, das nach jedem Regen wiederholt werden muß.

Der Birkenblattkäfer, Chrysomela aenea, Fig. 6, ist 3—3½ Linien lang, eiförmig, das Halsschild an den Seiten nicht verdickt; die Flügeldecken sind unregelmäßig punktirt, metallisch blau oder grün und stark glänzend, und die beiden letzten Hinterleibsringe am Rande bräunlich-roth. Man findet ihn auf Birken und Erlen, die er stark zerfrißt. Die Larven, welche beinahe wie Spannerraupen kriechen, benagen in den ersten Wochen blos die Epidermis, und später, wenn sie größer sind, fressen sie das ganze Diachym heraus; sie erscheinen bereits im Mai, und fressen bis in den Juli und August, wo sie sich ganz oberflächlich in der Erde verpuppen. Im September finden sich die Käfer schon wieder auf den Bäumen, wo sie bis Fröste eintreten fressen, und dann unter den abgefallenen Blättern überwintern. Durch Sammeln allein lassen sie sich vertilgen.

Der Weidenblattkäfer, Chrysomela vitellinae, Fig. 7, ist 2—2½ Linien groß, länglich, nicht stark gewölbt; die Flügeldecken sind reihig punktirt,

metallisch-bräunlichgrün, selten blau, stark glänzend, und die Seiten des Aftergliedes unten röthlich. Auf Weiden findet man sie sehr häufig, und in ihrer Lebensart mit den Pappelblattkäfern übereinstimmend.

Das Goldloch an der Achalm.

An einem trüben Herbstabend war es, daß die Familie des Gerbers Hoß in Reutlingen, der alten Reichsstadt, bekümmert bei einander saß. Wohl war der Tisch gedeckt, doch nur die Mägde und Gesellen hatten gegessen, die Mutter und ältere Tochter standen traurig beiseit und verschmäheten die duftenden Speisen, obwohl sie seit Mittag nichts genossen hatten. Der Vater fehlte einmal wieder, wie die Zeit her schon öfter, seit der reisende Bergmann ihm von den unermeßlichen Schätzen vorgeschwatzt, die in der Achalm und dem Ursulenberg liegen sollen. — O Mutter, wo ist doch unsere gute, zufriedene Zeit hin! seufzte die achtzehnjährige Rosine, wenn wir Abends an der Kunkel um den Ofen saßen, und der Vater uns aus der alten Chronik vorlas, und ich ihm sein Krügle mit Most dazu füllte. — Du weißt Kind, antwortete leise die Mutter, daß Obst und Kartoffeln, Korn und Wein dieß Jahr verhagelt und verdorben sind. Noth ist in jedem Haus; da mag kein Nachbar zum Andern gehen, da Jeder klagen muß und Niemand helfen kann. Wir haben — Gott sei Dank, noch keinen Mangel gefühlt, und brächte das Handwerk uns wohl durch, wenn dein Vater nur, wie sonst, darnach sehen mögte: aber er hat keine Freude mehr daran, seit der hergelaufene Spitzbube ihn beschwatzt und bethört hat. — Wenn ihm nur kein Unglück begegnet, meinte Rosine; auf allen Felsen, in allen Klüften klettert er herum, und ich kann's gar nicht begreifen, was er da eigentlich will und sucht. — Gold und Silber sucht er! klagte die Mutter, wie es in den Steinen wächst in andern Ländern. Die Gabel eines Haselstrauchs, in der neunten Stunde des Charfreitags geschnitten, faßt er in die kreuzweis gelegten Hände, und betet einen langen, dummen Vers; wenn man dann damit über Gold oder Silber kommt, so soll sie sich umdrehen; das heißen sie: eine Wünschelruthe. Er kann lange laufen, bis sie schlägt; wenn da etwas zu finden wäre, so hätten es die Alten vor uns längst gefunden, denn die waren klüger wie wir Alle. In meiner Familie sind zwei Rathsherren gewesen, und Einer ist einmal mit nach Wien zum Kaiser geschickt, von der Stadt aus; aber solche Possen hat keiner getrieben!

Die gute Frau schalt noch lange in diesem Ton fort, und Rösle mußte abermal die ganze Gesandtschaftsreise anhören, die sie schon als Kind auswendig wußte, bis endlich Tritte auf der Stiege polterten, und der Vater, ein schweres Säckchen mit Steinen auf der Schulter, eintrat. Mit leisem Gruß, den die Mutter kaum erwiederte, setzte er sich, das Säckchen neben sich, auf die Bank am Fenster. Röschen war, seine Mattigkeit und Blässe gewahrend, sogleich aufgesprungen, und brachte einen Kelch Kirschengeist mit dem Hausbrod. Der alte Mann trank, und aß einen Bissen, doch erst nach einer halben Stunde hatte er sich so weit erholt, daß er das Abendessen, welches Rösle schmeichelnd bot, annahm; indeß ließ er auch essend das Steinsäckchen nicht aus dem Auge, und legte nur mit sanftem, abweisendem Blick, die Hand darauf, als die Tochter es in die Kammer tragen wollte, daß er bequemer in der Ecke sitze. Die Mutter war während dessen im Armstuhl eingeschlafen; leise, daß sie nicht erwache, hatte Rösle dem Vater die kurze Pfeife mit dem Maserkopf gebracht und den Tabaksbeutel, und er ihr mit freundlichem wehmüthigen Blick gedankt. Als aber jetzt sein Lieblingskind mit der schnurrenden Spindel zu ihm her an's Licht der Ampel saß, und die Pfeife qualmend brannte, schielte er zuvor in den Lederstuhl am Ofen, dann, als er sich des festen Schlafs seiner Frau versichert, begann er das flüsternde Gespräch.

Endlich, endlich, sprach er gepreßt, ist es mir gelungen den tückischen Kobold zu überlisten: ich weiß jetzt den Fleck, wo er seine Schätze hütet!

O, liebster Vater, entgegnete die Tochter, wenn du nur wieder daheim bleiben mögtest. Am Zurichttisch, und den Schlichtmond in der Hand, und Gottes Segen dazu, hast du uns Schatzes genug erworben, und kein Kobold hat dich dabei getückt.

Kind, ich kann nicht, versicherte Hoß. Wer mit dem geheimen Wirken der Natur einmal vertraut geworden, den lassen die gewaltigen Mächte nimmer los, die dort herrschen. Und absonderlich das Steinreich, welches unserem tollen wirren Treiben in seiner stillen Heimlichkeit am Fernsten steht, hütet ängstlich die heiligen Gräber der Millionen Urwesen, die ihm anvertraut wurden. Hat aber ein Mensch mit treuem redlichen Fragen es einmal zu leisen, stets vertraulicheren Antworten gebracht, so umschlingt es ihm mit lieben, süßen Banden das Herz, als wollte es zu leuchtendem Krystall veredelt, es einschließen in kühlem klingenden Hohl. Du siehst dann, wie die Gnomen das allmächtige Gold in das Urgestein sprengen, die zarten Bäume des lockenden Silbers in zierlichen Drusenräumen ziehn und das Metall tausendfach mischen, sondern und verändern, daß der Menschen strebender, wühlender Geiz es nicht kenne und findend raube. Denn, so gütig die Krystallgeister dem Leben, und besonders den Menschen, Alles Nutzbare gönnen und geben, so neidend und feindlich sind die Erdgeister. Tückische Gifte bereiten und bieten sie als blinkende Erze, als erstickende Schwaden morden sie den Häuer vor Ort, und schrecken ihn mit grausem Huschen.

Den feinen Mund halbgeöffnet, die tanzende Spindel müssig auf den Schooß gestemmt zwischen den schlanken Fingern, horchte Röschen den geheimnißvollen Worten. Vater, sprach sie endlich mit banger Stimme, von alledem habe ich in Bibel und Katechismus nichts gelesen.

Bibel und Katechismus, mein Kind, antwortete der Vater, lehren dich Den kennen, der in unwandelbarer Klarheit über dem All der Welten schwebt, und auf dessen Wink sie entstehen und vergehen. Den Elementargeistern aber ist der Menschengeist ebenbürtig, ja ihnen, wenn er mit Gott strebt, stets überlegen, wie er ohne Ihn überall unterliegen muß und soll. Todt ist aber Nichts in dem ewigen Kreislaufe der Natur, wenn das blöde Menschenauge auch sein leises Werden, Wachsen und Vergehen, um in vollendeterer Form zu erstehen, nicht sieht, wozu auch seine kurze Lebensspanne nicht reicht. Ob du aber geheimnißvoll wirkende, unwägbare Kräfte mit den Gelehrten annimmst, oder stillwaltenden Geisterhänden das untergeordnete Thun zuweisest, wie der kindliche Glauben aller Völker — das mögte am Ende das Gleiche sein; nur, daß das Erste dem reflectirenden Gehirne, Letzteres dem empfindenden Herzen mehr zusagen dürfte.

Schnurrend ließ Röschen am langen Faden die Spindel auf dem Boden kreisen, und stumm das Gesagte in Gedanken fortführend, blickte der Vater in die trübrothe Flamme der Ampel, die eine dunkle Kohle des Dochts noch mehr dämpfte. Seufzend wandte die Mutter im Ledersessel sich auf die andere Seite und knisternd sprühete ein feiner kalter Regen an die lockeren Fenster. Der Wächter an der Ecke rief eben: neun.

Erst neun, brach Röschen das Schweigen; die Abende werden schon so lang — erzähl' mir etwas Vater, wie auch sonst. — Wie erschreckt fuhr Hoß zusammen und strich mit der Hand über die hohe kahle Stirn. Er sann eine Weile, dann begann er halb flüsternd, um die gefürchtete Mutter nicht zu wecken.

Lange, ehe die klugen Menschen auf die Welt kamen um zu forschen, was Gut und Böse sei, standen zwei schöne schlanke Berge hier einander gegenüber, die wir jetzt nur noch verschrumpft, veraltet und kaum ihrer Jugendpracht ähnlich kennen; die stolze, jungfräuliche Achalm, und der ernste, starke Neuffen. Eine rothe Glutader aus dem Herzen der Erde hatte, sich spaltend, beide gehoben, und die Geister, die pflegend sie bewohnten, waren von jeher Gespielen gewesen. Wenn die Sonne über der Albfläche sich hob, und beide zugleich anlachte, so tönte der Neuffen einen hellen, dröhnenden Gruß hin, über die klaren Wellen des Meeres, aus dem sie beide als grüne Inselhäupter ragten, zu der geliebten Nachbarin, daß sie rosig erglühend ihm leise dankte; und Beide strebten dann den ganzen Tag, alles Leben, was auf ihnen sich regte, zu beglücken. Und eines Abends, als des Mondes breite Scheibe aufstieg, rief der Neuffen den riesigsten Bewohner seiner Gewässer, den ungeheuren Thaumatosaurus herbei, und legte ihm Stücke einer Goldkette auf den breiten Rücken, die er fast nicht zu heben vermogte, die mußte er hinüberschleppen, zur schönen Achalm, und ihr um den schlanken Hals legen, bis sie rings damit geschmückt war. Dann sandte er behende Bohrmuscheln, die kegelförmige Löcher in den mächtigen Metallreifen arbeiteten, in welche weiße Rosen von Anthophyllen sich senkten, und milde, schimmernde Perlen gefügt wurden. — Als nun der Tag kam und die Achalm sich so geschmückt sah, wie kein Berg im ganzen Jurameer, schauerte sie vor freudiger Ueberraschung, daß weiße brandende Wellen rings an ihrer Brust hochauf sprüheten, und zum stolzen Neuffen hinüberprallten, ihm von der Geliebten zu erzählen. Zur Nacht aber, im Strahl von tausend fernen Sonnen gab sie dem Neuffen ihr Wort, als seine frohe Braut. Da ward hohe Zeit im Jurameere angesagt, durcheilende Festboten, das waren gelenke Ichthyosauren und Plesiosauren; schwer gepanzerte Makrospondyten stellten sich als Leibwacht, und die schönsten Pentakrinitquasten meldeten sich zum Federschmuck; Palmen aber sollten zur Brautkrone geflochten werden.

Der ritterliche Zollern entbot der schönen Braut oft nachbarlichen Gruß, und wünschte, daß seine Verlobte, die schroffe, spröde Lochen mit der holden allgeliebten Achalm in ein näheres Verhältniß treten mögte, doch standen die Damen einander zu fern. Ein alter Katzenhai hatte den Verkehr erlauscht, und, wie unreine Herzen stets nur Unlauteres von Andern denken und vermuthen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als dem Neuffen die Untreue seiner Braut zu hinterbringen. Der edle Neuffen aber rollte einen mächtigen Felsblock nach ihm herab, so daß der tückische Zuträger nahezu zerschmettert worden wäre. Erzürnt hierüber schoß er eiligst zur Lochen, und klagte den bittern Undank und die schändliche Untreue. Hier fand er offene Ohren und reichlichen Fraß, denn aus eifersüchtig entbranntem Herzen spritzte die Lochen eine giftige Schwefelquelle, daß eine Menge Fische erstickten, oder betäubt dem Hai fast in den weiten Lügenrachen schwammen. Der armen Achalm aber ließ sie die schmählichsten Beschimpfungen zusagen, und wie der Neuffen all die Schande schon erfahren habe, und sich von ihr loszusagen trachte.

Nach Frauenweise untersuchte nun auch die gekränkte und belogene Achalm nicht weiter, sie wandte sich zürnend ab vom Neuffen, der gar nicht wußte, was sie wollte, und sich viele vergebliche Mühe gab, sie zu versöhnen. Aus der Brust der Aermsten, die die große Goldkette mit hohem Gestein zudeckte, da sie sie nicht zu sprengen und abzuwerfen vermogte, sprudelte eine noch viel herbere Schwefelquelle, und rieselte zu ihrem Fuß hinab — das ist unser Heilbrunnen. Kein Strauch, kein Baum sproßt aus der Rückseite, die sie dem Neuffen zugewendet, nur Wermuth und betäubender Nieswurz wachsen da, bis zur heutigen Stunde.

Der Alte schwieg — nur das ruhelose Herz der alten Stockuhr tickte, in längeren Pausen rollte die Spindel im schnurrenden Kreis, und draußen spann ein kalter feiner Regen herab, der vom dumpf und anschwellend brausenden Windhauch an die kleinen runden Scheiben der Fenster geworfen wurde, die dann im Blei locker klirrten.

Sieh, Kind, nahm nach langer Pause Hoß wieder

das Gespräch auf, so spricht die uralte Sage, und alle alten Sagen haben einen festen Grund hinter sich. Das, was ich dir da erzählte, ist nur die Ausschmückung der Wahrheit, daß unter der Achalm ein reiches Goldlager ringsherum schon in frühester Vorzeit erschürft worden ist.

Rosine antwortete nur durch ein leises, zweifelndes Schütteln des Köpfchens.

Du glaubst mir nicht, so sieh, rief der Alte heftig, doch leis; abermal beobachtete er einen Augenblick den Schlummer seiner Frau, dann öffnete er nicht ohne Mühe den fest verknoteten Sack. Oben lagen Kalkbrocken mit Dendriden, dann kamen Stücke zähen Eisenrogensteins und Handsteine von Granit und Gneiß, wie hier wohl als Findlinge an der Achalm und ihren Nachbarbergen vorkommen, deren breite Glimmerblättchen im Strahl der Ampel funkelten. Zuletzt, aus dreifachem Papier, und dickem Werg, wickelte er mehrere Knollen und Nieren krystallinischen Schwefelkies mit verführerischem Goldglanz und auffallender Schwere. Das ist der Brautschmuck der jungfräulichen Achalm, sprach er mit blitzendem Auge, der jetzt mein wird. —

Röschen hatte die blinkenden, lastenden Klumpen, aus denen die Ecken der Krystalle, wie mystische Hieroglyphen, verstanden, mißtrauisch in der feinen Hand gewogen. Vater, rief sie plötzlich laut, und warf die Steine klappernd auf den Tisch, sag mir um Jesu willen, daß dieß Gold nicht mit Hülfe des bösen Feindes gewonnen wird, und deiner Seele nicht schadet! — Die rollenden Steine, die beschwörenden Worte hatten erschreckend die Mutter erweckt, schreiend und jammernd fuhr sie aus dem Armstuhl auf, aber ehe Röschen sie beruhigt, hatte Hoß seine Steine zusammen gerafft, und und war in seine Kammer entflohen, die die bangen Frauen ihn von innen verriegeln hörten.

Die feierlichen Versicherungen des Vaters, daß er den Teufel durchaus nicht zitire, im Gegentheil, nur hacke und grabe, wodurch er ja, nach alter Erfahrung, fern gehalten werde, auch jederzeit, nach Bergmanns Brauch, mit Gebet beginne und ende, hatten Röschen nur zur Hälfte beruhigt. Der bald alles deckende Schnee bannte den Vater wohl in's Haus, doch war er auch da wenig nütze. Die erloschene Pfeife im Munde, den Schlichtmond in der Hand, starrte er lange auf die, vor ihm hängende Haut, ohne die Arbeit zu fördern, bis er mit schwerem, tiefen Athemzug sich ermunterte, um bald wieder in die alten Träume zu versinken. Der Mutter murrende Vorwürfe, ja ihr gellendes Keifen schien er kaum zu vernehmen, und jedenfalls nicht zu verstehen; nur Röschens wehmüthig bittender Blick brachte ihn dann zur Besinnung, doch auch nur auf kurze Dauer.

Kaum schmolz der März die dicke Schneedecke die der Winter gehäuft, so stieg Martin Hoß, mit Haue und Schaufel schon wieder gegen den Welschberg hinan, um sein ruheloses Treiben von neuem zu beginnen. Dicht unter dem schmalen Grat, der den hohen Schild mit der Achalm verbindet, ist die regelmäßige Form des Bergs zu einer muldigen Vertiefung eingesunken, über welcher der Kegel prallig und steil ansteigt, bis auf breiter Felsplatte die Ringmauer der Ruine oben sich aufsetzt. Hier, in der Einsenkung die der, jetzt schon blühende Helleborus mit widrigem, betäubenden Geruch füllte, und die Wolfsmilch dicht überwuchert hatte, sah man ein weites Loch, in den steinigen Boden gegraben, doch von den Winterwassern gefüllt und halb wieder zugeschwemmt, die mühlige Arbeit manches sauren Tages. Hoß betrachtete sie mit wehmüthigem Blick. Wenn er nur wieder kömmt, flüsterte er vor sich hin, mein Lehrer und Freund, der alte Daniel; er versprach mit den Lerchen zu kommen, und die sind da. Ich muß höher einschlagen, und dann schachtweis absenken, sonst ersäuft mir die Grube im Tagwasser, das sehe ich deutlich jetzt. Wohl war's nur Raubbau, was ich bis jetzt getrieben habe, doch nun muß ich bergmäßig verfahren, die Grube muthen bei der Stadt edelen Rath, oder dem Herzoge in Stuttgart, und ihr auch einen Namen schöpfen, der mein Gedächtniß noch nach Jahrhunderten erhält. „Der Martin“ soll sie heißen, nach dem, der ihre edeln, allhöfflichen Gesteine erschürfte, und den Kobold übermannte. Wohl ist er noch nicht ganz bezwungen, der alte, finstere Fürst, das blanke Gold der Grube ist mir im Tiegel nicht probehaltig gewesen, sondern zu braunem Schmant geschwunden — doch das wird sich finden, wenn nur Daniel kömmt.

Unter einer festen, hervorstehenden Schicht, die er als Dachgestein zu benützen dachte, schlug er, nach kurzem innigen Gebete, an der steilen Wand der Schlucht gegen den Berg hin, ein, daß der Abraum ihm polternd unter den Füßen hinabrollte. Es war Trümmergestein, durch zähen Letten gehalten, in welchem er arbeitete, und sein rastloser Eifer förderte das Werk.

Schon am Abend stand er in einem Hohl, aus dem er den Schutt nur kaum zum Mundloch mit dem Wurf der Schaufel hinauszubringen vermogte. Doch schon nach einigen Ruthen rollte der lockere nasse Berg zu beiden Seiten nach, und zu seinem großen Glück noch, hielt das Hangende, eine feste Kalkschicht über ihm, Stand. Mit der Zimmerung wußte er nicht umzugehen, und andere Leute in sein Treiben einzuweihen, nachdem es, seiner Meinung nach, so reichen Erfolg versprach, hielt er nicht für thunlich. Der längst erwartete alte Daniel, der ihm eines Abends in der Nähe seiner Wohnung entgegentrat, erschien ihm daher wie ein Engel. — O, tausendmal Glück auf! rief Martin seinem kurzen Gruß entgegen, wie habe ich mich nach dir gesehnt, du alter Führer. Eben komme ich aus dem Berg, aber ich fühle keine Müde mehr, seit ich dich sehe! Wo bist du eingekehrt? — In der Sonne, antwortete der finstere hohe Mann, mit trübem, tiefliegenden Auge; das scheu und wie verstohlen, sich hinter grauen, buschigen Braunen versteckte. Er trug den dunkeln Grubenkittel und den Schachthut, ein breiter Gürtel hielt das Hinterleder und in der Rechten

führte er die Stockhaue des Steigers. Fäustel und Schlägel von Silber kreuzten sich vor der Stirn, und am linken Arm.

Geh heim und iß, dann komm zu mir, wenn Du kannst, fuhr der Fremde mit ausländischer Betonung fort. Verlegen blickte Martin vor sich hin; ich pflege Abends nicht mehr auszugehen, sprach er stockend. „Wo denn morgen?“ — „Um sechs am Gartenthor, dann kannst du mit mir vor Ort sitzen, den ganzen Tag.“ — Gut Nacht denn. — Und der arme Martin blickte mit leisem: Gott Lob! zum Himmel auf, dann aber dem Fremden nach, bis er zum Gerberthörle hinaus war. — Daß die Nacht schlaflos verging, unter Beten, Pläneschmieden und Verwerfen — ist begreiflich. Vor Tag stand Martin Hoß auf, besorgte bessern Mundvorrath in doppelter Portion, und konnte vor fieberhafter Erregung kaum den sechsten Stundenschlag erwarten, der den Freund mit Rath und Hülfe bringen sollte. Endlich trat dieser gebückt aus dem kleinen Nebenthürchen und entgegnete dem wortreichen Gruß nur sein kurzes: Glück auf! Oefter begann Hoß auf dem Wege zu fragen, zu klagen, der einsylbige Begleiter aber schnitt jedes Gespräch im Beginn durch ein kurzes: vor Ort! ab, oder gab gar keine Antwort. Endlich, im steilen Aufsteigen ging dem alten Martin der Athem aus, und schweigend erreichten sie die Höhe, wo der Jünger rechts ablenkte, indeß der Fremde vollends den Grat erstieg, trotz der Ungeduld des Ersteren. Eben warf die Sonne die ersten Strahlen von der Felsenmündung des Urachthales herüber; der ernste Neuffen, mit der Mauerkrone seiner Ruine, der zerrissene, wilde Jusi mit den starrenden Basaltzacken, die edle Form des Florians, näher schon der Metzinger Weinberg mit dem weißen Wartthurm, das milde, ruhig noch schlummernde Glemsthal, in welches die spitzigen Felsenkolosse des Albrandes, wie stumme Wächter hinabschaueten — die ganze, einzig schöne Aussicht schien den düstern Beschauer tief zu ergreifen. Wohl fehlte dem Walde noch sein lebendiges Grün, wohl blinkten noch große Schneeflecken aus den Schluchten der langhin sich streckenden, steilen Bergwand, doch mögte selten das Wilde, Hochromantische der stillen, lieblichen Idylle so nahe liegen, und Beides in so vollendeter Form dem Auge sich bieten wie auf diesem, und einigen andern Punkten der Vorberge, die an der herrlichen Schwabenalb lagern.

Endlich, nach einer Viertelstunde, die dem alten Hoß lang, wie eine schlaflose Winternacht, wurde, wandte Daniel sich mit tiefem Seufzer, und folgte dem Freunde, der indeß einige dunkle Glocken der Pulsatille und die liebliche weiße Waldanemone, die schon umher blüheten, zu freundlichem Strauß gepflückt hatte, die wenigen Schritte seitwärts hinab, wo das Mundloch des von ihm begonnenen Stollens gähnte. Finster betrachtete der Bergmann die Halde, hob einige Steine auf und schüttelte, sie genau prüfend, die grauen Locken. Schweigend traten Beide in den engen, feuchten Gang, den Hoß gehöhlt. Eine handbreite Rinne, die ein trübes Wasser ergoß, hatte nicht verhindern können, daß der ganze Boden tiefer zäher Koth geworden, den die Fortschreitenden mit Mühe gewältigten. Die unregelmäßigen Ausbuchtungen der Wände zeigten, wie viel seitlich nachgerollt war, und Geduld und Muth des einsamen Häuers geprüft hatte, die Decke sogar, war mehrfach geborsten, und hatte mit armdicken Stangen gestützt werden müssen, welche die Last bog. Hoß eilte, das Grubenlicht in der Hand, mit zitternder Hast voran, und leuchtete nur zuweilen seitlich, dem Folgenden eine andere Schichtung des Berges andeutend. Nach etwa hundert Schritten war man vor Ort, und sah, daß bereits mannslang, in festen Fels geschrömt war, doch auch hier, nachdem er das Gestein betrachtet, schüttelte Daniel mißbilligend den Kopf. Dein Arbeiten, begann er mit tiefem Ton, der hohl in der Strecke wiederhallte, dein Mühen ist hier umsonst! Das ist kein erzführendes Gestein, sondern Flözkalk, ohne alle Edelkeit und Höfflichkeit: drum mach nur zur Stunde Schicht. Der arme Hoß sank zurück an die Wand, vor der Wucht dieser Worte; vergebens suchten seine erlöschenden Blicke in den starren harten Zügen Daniels ein Lächeln, welches sie, als im Scherz gesprochen, zurücknähme. Seitlich griff er, auf einen vorspringenden Stein, und langte eine Handvoll kleiner blanker Nieren herunter, wie er sie im Herbst schon der Tochter gezeigt hatte, und hielt sie dem Manne hin, von dem er wachend und träumend, nur die freudigste, bestätigende Zustimmung um so sicherer erwartet hatte, als Er ja es war, der die Keime dieser Hoffnungen in ihm erregte. Schwefelkies! war die verächtliche Entgegnung. Gold ist es, Gold! schrie Hoß verzweifelnd auf; Kies, nur Kies! kam die eintönige Antwort zurück, sieh her! und — helle Funken sprühete das Erz am Stahl. Gold ist sehr weich, das weißt du, sprach er dann mit mitleidigem Lächeln; Martin, geh heim und treib dein Gewerbe: aus der Lohgrube mögtest Du leicht mehr Schatzes erheben, als aus dem Berg. Handwerk hat goldnen Boden!

Hast Du mir nicht den Segen des Bergbaus mit feuriger Zunge beschrieben, hast Du nicht mir die Ruthe in die Hände gegeben? Hier schlug sie an, und hier liegt die goldene Kette rings um den schlanken Hals der Achalm begraben, schrie Hoß mit erhobenen Händen.

Wohl that ich das, dessen Du mich zeihst. Ich bin vom Pochjungen auf im Dienste des Bergs; meines Lebens Schicht ist im Strahl des Grubenlichts verfahren, und wenig nur hat mich die Sonne angelacht. Des Erzes Gang in Stollen und Schacht war meine Flur, und seine lichten Drusen, meine Blumen; ein zufriedenes Herz, die Zitter, ein geliebtes Weib und zwei starke, schöne Buben mein stolzer Schatz. Das Weib hat der Gram gefressen, denn die Buben nahm der Berg, die Zitter ist verklungen, das Herz zerrissen und verwaist — wie sollt ich nicht gern, nicht mit liebender Sehnsucht der Zeit gedenken, wo dies Alles mein war, nicht mit begeisterter Rede davon erzählen? Nie habe ich von deiner Berge Edelkeit gesprochen, oder dir die Ruthe gegeben sie zu erprüfen, die der

Herr mit äußerer Pracht schmückte, überschwänglich. Wo der Berggeist haust, und die Ofen qualmen, da lacht nicht die Aue, da glüht nicht die Rebe, da duftet kein Wald, da klammert höchstens die dunkle Fichte die zähen Wurzeln um den schwarzen Felsblock, und rauscht geisterhaft über den trüben Bach, in dem kein Fischlein die bunten Flossen regt. Gott gab dir Weib und Kind und segnete deiner Hände Thun; was wühlest du in dunkler Tiefe. und forderst ihre feindlichen Mächte herauf, in thörigtem Streben? Geh heim, Martin, im frohen Licht der Sonne arbeitet sich's leichter, als vor dunkelm Ort.

Martin war niedergesunken. Nein, rief er heftig, nicht draußen mehr ist meine Welt. Nur im Berg erwacht mein Leben, und in ihm will ich sterben, wenn er mein beschwörendes Wort nicht erhört! Aber er muß es! Als reichem Bergherrn soll die Knappschaft meinem Sarg folgen, oder vor Ort will ich den Ruf zum Gericht erwarten. Ich weiche nicht von dannen.

Thor, lästre nicht, zürnte Daniel. O wie gern läge ich, wie meine Buben, tief im Berg, beim Licht der Krystalle, bei geheimnißvollem Rauschen der Cementquelle, die den Leib selbst zu Erz veredelt und unzerstörlich erhält. Doch wie Er will, der Berge und Meer erschuf! —

Warum bliebst du denn nicht in deinen dunkeln Bergen, was trieb dich heraus zu uns mich zu verlocken mit falschem Wort? Dein Erzählen von den Wundern der Unterwelt, hat mich und die Meinen unglücklich gemacht.

Hör mich an, dann schilt! — In Andreasberg, am schönen Harz, steht meine Hütte, und vom zwölften bis zum neunundvierzigsten Jahr war im Berg meine tägliche Arbeit. An der Grube Samson war ich Obersteiger und sollte bald Schichtmeister werden, als Gott es plötzlich anders lenkte. Mein Aeltester hatte mit der Tochter eines Häuers ein Verhältniß, welches wir beiden Eltern zwar nicht gern sahen, da das ewige Kaffeekochen der Mutter, und des Vaters öftere Völlerei uns nicht behagten, da der Andreas und die Liese aber nicht von einander lassen wollten, so schwiegen wir am Ende. Bald mußte es mir aber auffallen, daß der Andreas stets Geld im Kittel hatte, und doch doppelt so viel verjubelte, wie Georg der Jüngere, der, nach altem Bergmannsbrauch, nie auslangte, während Beide doch auf derselben Schicht arbeiteten. Ich frug zuerst den Georg darüber; der lachte: weißt's nicht, Vater, meinte er, was unser Herrgott gesagt hat, wie der neidig Teufel den Bergleuten den frohen Muth nicht gönnte? „Die Musik und Zufriedenheit ist freilich viel „Glück für das Volk, aber sie sehen auch keine Sonne, „keinen Mond und Sterne, und verzehren stets in der „Woche, was sie in der andern erst verdienen. Neidi„ger Kaib, laß meine Bergleut ungeschoren!“ Sieh, Vater so halt ich's eben auch, und wo der Andres sein Geld alles hernimmt, das kümmert mich nicht! — Nun zog aber so ein Narr in den Bergen herum, der fing Schmetterlinge, Käfer, Raupen und alles Ungeziefer, und durchwühlte alle Halden nach besonderem Gestein, wovon er schwere Kisten voll fortschickte. Es war aber nicht Freude an Wissenschaft und Natur, was ihn dazu trieb, sondern der hohle Aff trieb nur Handel damit, kannte Alles halb, und nichts recht, und war ein heuchelnder, schmeichelnder Hund, durch und durch. Den sah ich oft mit der Liese ihrem Vater beisammen, und wußte nun auf einmal, warum der alte Schichtmeister den Elias zur Grube „Himmelsfürst“ hinüber schieben wollte — er fürchtete Bergdiebstahl, und darauf steht bei uns der Galgen. Nun wards mir bang für den Andres. Ich sprach mit ihm, aber der Knab gab mir kurze Antwort: er sei sechsundzwanzig Jahr alt, und habe dem König und in den Berg geschworen, so gut, wie ich! — Ich konnte nichts beginnen, als ihn beobachten, und das that ich scharf.

Zwischen dem Samson und der Katharine Neufang, ist auf verlassener Strecke ein alter Schacht abgeteuft, aus dem die Fahrten gezogen sind. Dahin geht nicht gern ein Bergmann, weil's da fleißig Fuschen*) soll, und böse und schlagende Wetter dort mehrere Leute getödtet haben; aber der Andres schlich öfter da hinaus, wie ich bemerkte, wenn seine Schicht verfahren war, ehe er ausfuhr. Da versteckte ich mich hinter altem Holzwerk, und paßte auf ihn. Die Andern fuhren zu Tag hinauf in der Tonne, aber Andres, mein armes Kind kam wie ein Schwaden gegen mich her. Eine kurze Fahrt**) war noch stehen geblieben, die stieg er hinab und machte, wie er einen vorspringenden Felsblock erreicht hatte, Licht. Aus dem Bausch des Kittels zog er schöne Stufen rothgültig Erz, gewachsen Silber, und zierliche Spathe, und wühlte sie unter den Schmant. Bergdieb, was thust du da, rief ich zitternd vor Wuth, ihm zu; der Mann erschrak, ließ los und stürzte polternd den Schacht hinab. Laut schrie ich auf, und gab Nothzeichen, denn aus der Tiefe scholl's dumpf herauf, „Vater, um Jesu Willen hilf; ich hänge, wohl zwanzig Lachter tief, auf einem Rest fauler Zimmerung!“ Von allen Seiten eilten jetzt die Knappen herbei, und mein braver Georg unter ihnen. Andreas sei in den alten Schacht gestürzt, rief ich ihnen zu, schnell war ein Grubenseil zur Hand, und ward hinabgelassen. „Ich kann mich nicht anschlingen,“ tönte Andreas klagende Stimme heraus, „mein einer Arm ist gebrochen. O eilt, es zettelt die Wand!“ Da hatte Georg sich schon angeschlungen, ein zweites kurzes Seil in der Hand, das Grubenlicht am Schachthut, rief er mir ein muthiges „Glück auf, Vater!“ zu, und glitt hinab in den dunkeln Schlund, aus dem seines Lichtes Flamme wie ein einsamer Stern heraufleuchtete. Beten wollte ich, und konnte es nicht, zitternd — athemlos lag ich auf den Knieen am Rand der entsetzlichen Tiefe. „Ich hab' ihn fest, zieht auf!“ hallte Georgs Ruf endlich, und jubelnd zogen die Knappen an, als mit dumpfem, rollenden Donner der ganze Schacht niederging. Unter der Pinge, da liegen meine

*) Fuschen, bei den Bergleuten: spuken.
**) Fahrt = Leiter.

Söhne begraben, bis zum jüngsten Tage, und bald, Gottlob bald, folgte ihnen meine gute Christiane hinauf zu Gott, wo kein Trennen mehr ist!

Lautlos saßen die Greise neben einander im engen feuchten Stollen. Der Berg zettelte warnend — sie hörten es nicht. — — Ein Weingärtner, der am Hohen-Schild aufließ, wollte einen dumpfen Schlag gehört haben, wie er später erzählte. Zur Nacht kehrte Martin Hoß nicht heim, und als am andern Morgen Röschen hinaufstieg zu seiner Grube, war sie eingesunken; vorn aber am Mundloch stand ein Sträußchen dunkler Pulsatille und weißer Waldanemonen in des Vaters Zinnbecher; sein letzter Liebesgruß an sein theures Kind.

Oede und einsam liegt seit jener Zeit die Gegend des Berges, wo Martin Hoß grub und verschwand, und mit schüchternem Fingerzeig nur, weist der arbeitende Winzer den Wanderer hinüber zu dem eingesunkenen Goldloch, unter dem steilen Gipfel der Achalm.

Schmidt.

Der Hirsch. — The red deer!

Der amerikanische Hirsch ist in der Größe ein Mittelding zwischen dem deutschen Edelhirsch und dem Reh, und erreicht eine Schwere von 200—280 Pfd., jedoch sind die letzteren nur selten. Er gehört zum Damwild, und kommt in seiner Lebensart ganz dem europäischen gleich.

Die Farbe verändert er dreimal im Jahr, und ist im Sommer roth, wechselt im Herbst (und zwar die alten Böcke in Arkansas schon im August) in eine bläuliche Farbe um, die im Januar und Februar in's Graue ausartet, welche drei verschiedene Veränderungen die Jäger auch als die rothe, blaue und graue Jahreszeit bezeichnen.

Das Abwerfen des Geweihes, wie die Brunstzeit, ist fast in jedem Staat verschieden, und richtet sich ganz nach dem Klima, ob es südlicher oder nördlicher liegt; in Arkansas (also schon etwas südlich vom Mittelpunkt der vereinigten Staaten), fällt die Brunstzeit gewöhnlich in den Oktober und November oder in den ersten Frost, und dauert bis Weihnachten, zu welcher Zeit der Hals des Hirsches ungeheuer anschwillt und das Fleisch einen eigenen, unangenehmen Geschmack bekommt; dennoch wird den alten Böcken dann gerade am meisten nachgestellt, da sie in dieser Jahreszeit leicht zu erlegen sind und das Fell schwerer, also auch werthvoller als zu irgend einer andern Zeit ist; das Fleisch der Böcke bleibt aber dann fast stets den Aasgeiern, Wölfen und kleineren Raubthieren zur Beute unbenuzt im Walde liegen.

Das Geweih, das nach vorne zu gebogen ist, wirft der Bock (ebenfalls in Arkansas) im Februar, oft schon in der ersten Hälfte des Januar ab, und setzt im März und April ein neues an, das jedoch erst im September seine gehörige Härte und Festigkeit erlangt. Er richtet sich mit dem Aßen oder Füttern im Allgemeinen nach dem Auf- und Niedergang des Mondes, und erhebt sich, wenn die Nächte hell sind, nur 2 Mal am Tage, um seiner Nahrung nachzugehen, scheint aber der Mond am Tag und sind die Nächte dunkel, dann äßt er mit Tagesanbruch, Mittags um 12 Uhr und gegen Abend, jedoch besucht er im Frühjahr, auch in ganz dunkeln Nächten die liks*), denn leidenschaftlich liebt er das Salz, und wandert oft 4—5 Meilen um nur zu solchen Quellen oder Adern zu gelangen, wo er theils das salzige Wasser einschlürft, theils das mit dem Mineral durchdrungene Erdreich beleckt. Der Jäger lauert an solch' besuchten Orten häufig dem arglos nahenden Thiere, bei dem hellen Licht einer Kienflamme, auf, die der Hirsch um so weniger scheut, da er durch die häufigen Waldbrände an die Flamme gewöhnt ist und in dem dichten Qualm, den der fette Kien verbreitet, nicht so leicht seinen Feind wittert.

Aber nicht der Mensch allein benutzt die Salzlecken um das arme Opfer zu erlegen, sondern auch der Panther kennt die schwache Seite des Hirsches, und besteigt häufig, in der Nähe derselben, einen Baum und stürzt sich auf die, harmlos ihrer Nahrung Nachgehenden herab, die er dann augenblicklich erwürgt.

In der Brunstzeit kämpfen die Böcke oft wüthend mit einander, und gar manchmal fällt es vor, daß sie sich mit den Geweihen so fassen und verwickeln, daß sie nicht wieder los können und eine leichte Beute des Jägers oder eines dazu kommenden Raubthieres werden; in dieser Zeit ist auch der angeschossene Bock gefährlich und nimmt den Schützen an, sobald sich dieser ihm unvorsichtig nähert, wobei seine Augen von einem grünen, unheimlichen Feuer glänzen.

Er nährt sich im Frühjahr und Sommer von Gräsern und Kräutern, und im Herbst von den verschiedenen Arten von Eicheln und Buchäckern, ja in einigen Gegenden sogar von einer kleinen Art weichschaliger Wallnüsse; nagt aber auch gern im Winter eine graue Art Moos von den Bäumen ab, das am häufigsten an abgestorbenen Stämmen wächst, und richtet sich dann oft, um dieß zu erlangen, mit den Vorderläufen an einem Stamme in die Höhe. Der weibliche Hirsch oder die „Doe" wirft im Mai und Juni ein bis zwei Junge, die bis zum Herbst bei der Mutter bleiben und weiß gefleckt sind, im Herbst aber, in der sogenannten blauen Jahreszeit, die Flecken verlieren. Sein Fell ist der allgemeine Handelsartikel des westlichen Jägers, und sein Fleisch macht einen großen Theil von dessen Nahrung aus, während die Keulen, geräuchert, durch die ganzen Vereinigten Staaten gesandt werden.

Die Sommer- und Herbstfelle eignen sich am besten zum Gerben, und der weiße wie der rothe Jäger und Landmann bereiten sich ihre Kleider aus der weichen Haut des so arg verfolgten Thieres, die sie mit dem eigenen Gehirn desselben geschmeidig machen.

Eine Delicatesse sind im Mai und Juni die weichen Spitzen des Geweihes, die geröstet, außerordentlich zart und herrlich schmecken.

*) Salzlecken.

F. Gerstäcker.



JEAN PAUL.

reszeit,
pel der
andern
auf das
r. Dich=
machte,
einzige
„was
ag und
Doppel=
r Um=
erksam
n und
dieser
epunkt
m un=
ühling
. Er
eteoro=
aß auf
ie der
Natur
hienen,
ühling
erschei=
seiner
te ihm
Mensch
r Wirk=
Seine
ndlichen
ie Na=
ld auf
nd Be=
n Dar=
; daher
hysiolo=
r des

irgends
einung
r= und
größter
en wie
sie we=
ährend
gen der
n Kind
äußern
te, und
hterisch
spätern
rsuchte,
Wirk=
in der=
, selbst
worfen
finden



Jean Paul Friedrich Richter.

(Mit Portrait Taf. 37.)

Mitten im Schroße des Fichtelgebirges, am Fuße der zweiköpfigen Kössein und der Luxburg, im Städtchen Wunsiedel, wurde am 21. März des Jahres 1763, wenige Jahre nach Schiller, als Goethe bereits fünfzehn Jahr alt war, Lessing in der vollen Blühte seines Wirkens stand, Herder und Wieland jene merkwürdige Epoche in der deutschen Literatur und Lebensweise vorbereiteten, welche bis zum Ausbruche der französischen Revolutionskriege Deutschland charakterisirte, Jean Paul, einer unserer begabtesten Dichter geboren, dessen gesammelte Werke in 60 Bänden die schaffende Kraft seines reichen und nachdenkenden Gemüths mehr als hinreichend beurkunden. Sein Vater, Johann Christian Christoph Richter, der auf dem Lyceum in Wunsiedel gebildet wurde, dann auf dem Gymnasium poeticum in Regensburg die eigentliche Blühte seines Lebens, die Tonkunst trieb, in Jena und Erlangen Theologie studirte, und sich zu einem der geliebtesten Kirchenkomponisten des Fürstenthums Baireuth erhob, war Tertius und Organist in Wunsiedel, und der Sohn des Rektors Johann Richter in Neustadt am Culm, von dem man nichts weiß, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Die persönlichen und sächlichen Verhältnisse der Familie blieben nicht ohne Einfluß auf unsern Jean Paul, wie er sich selbst bei Herausgabe seiner ersten Werke nannte, und die Eindrücke, die er in ihrem Kreise empfing, bildeten die Grundlage und den Grundton seines ganzen späteren Lebens. Mit einem unendlichen, unerschöpflichen innern Reichthum ausgerüstet, bekleidete das Schicksal sein äußeres Leben mit Armuth, damit er um so tiefer in die Schachten seiner eigenen Seele hineinsteigen, und das Leben der armen und beschränkteren Lebenskreise dichterisch und philosophisch auffassen und durchdringen könne, und der Zufall seiner Geburt, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des beginnenden Frühlings war, wurde sein ganzes Leben hindurch eine reiche Quelle poetischer Freuden für ihn, die ein romantisches Licht über sein ganzes Sein warf. Der Frühling, jedem Dichter so bedeutend, war ihm eine doppelt heilige Erscheinung, an der er sein und der Dichtkunst Geburtsfest jedes Jahr von Neuem beging. Der 21. März ward der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens, an dem sich seine innere Jugend mit jedem Jahre erneute und von Neuem gebar; Alles strebte ihm von da aus und strebte danach hin, und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf, die auf seine Familie, seine Bekannten, auf den ganzen Kreis seiner Umgebung, auf Alles überging, was nah und fern in einiger Berührung zu ihm stand. Allen war der Frühling eine doppelt heilige Erscheinung, und der Dichter trat ihnen als der Sohn, als der Priester dieser Jahreszeit in so ehrwürdigerer, liebevollerer Gestalt entgegen, als Jean Paul vorzugsweise der Dichter des Frühlings bis in sein spätestes Alter blieb, alle seine Werke, vornehmlich eine Apotheose dieser Jahreszeit, sind, für deren auserwählten Priester im Tempel der Natur er sich wirklich betrachtete, und auf der andern Seite sich dieser Frühlingsgottesdienst an ihm auf das Herrlichste belohnte, indem er ihn vorzüglich zum Dichter der Jugend, des Gemüths und des Geistes machte, und sie ihm erhielt bis an sein Grab. — „Das einzige Wunderbare,“ sagt er in seiner Selbstbiographie, „was sich bei meiner Geburt zutrug, war, daß der Tag und die Nacht gleich waren, als Vorspiel meines Doppelstyls“ — (des Ernstes und Scherzes), und dieser Umstand führte ihn, sobald er einmal auf ihn aufmerksam geworden, zu vielfachen Folgen in seinem Leben und Wirken, denn da er einmal an die Einwirkung dieser Jahreszeit glaubte, sie als jedesmaligen Wendepunkt seines geistigen Lebens betrachtete, konnte es ihm unmöglich gleichgültig sein, ob der jedesmalige Frühling schön eintrat und ein heiteres Jahr verkündete. Er suchte daher frühzeitig die astronomischen und meteorologischen Anzeichen auf, die sowohl einen Einfluß auf den kommenden Frühling haben sollten, als die der Tag- und Nachtgleiche selber, insofern sie die Natur des ganzen Sommers vorher zu bestimmen schienen, und berechnete im Herbst den Frühling, im Frühling den Herbst. Sonne, Mond, Stürme, alle Naturerscheinungen wurden so im ganzen Jahre Gegenstände seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit; die Natur rückte ihm um so näher, und, wie er sie mehr als je ein Mensch liebte, so ward er auch mehr als Jemand in der Wirklichkeit oder in der Einbildung von ihr abhängig. Seine Einsamkeit und die Armuth des äußern jugendlichen Lebens konnten nur diese Aufmerksamkeit auf die Naturumgebungen steigern; sie erstreckten sich bald auf Alles um ihn her, und daher jene Kenntniß und Berührung jedes Kleinsten in der Natur, das seinen Darstellungen ein so saftiges und reiches Leben gibt; daher jene ausgebreitete und tiefe Kenntniß aller physiologischen Erscheinungen und Gesetze am Körper des Menschen.

Das Kind ist der Vater des Mannes! Nirgends aber sehen wir diese höchst charakteristische Erscheinung so hervortreten, als bei Jean Paul, dessen Kinder- und Knabenzeit beständig bis in das höchste Alter in größter Klarheit vor seiner Seele lag, und seinem Leben wie seinen Werken ein Gepräge aufdrückte, welches sie wesentlich von allen andern unterscheidet. Während Goethe's bewegtes Leben die innern Entwickelungen der Kinderseele so verwischt hatte, daß er bis zum Kind hinab gar nicht zu steigen vermochte, nur die äußern Erscheinungen seiner Knabenzeit darzustellen wußte, und sich selbst in jener Zeit gewissermaßen erst dichterisch wieder zu erfinden strebte, als er den Lesern in spätern Zeiten seinen Entwickelungsgang darzulegen versuchte, suchte Jean Paul sein ganzes Leben hindurch die Wirklichkeit seiner Kinder- und Knabenzeit und die in derselben gehabten Gefühle und Bilder fortzuleben, selbst als er in das größere und glänzende Leben geworfen und gezogen ward, und in allen seinen Werken finden

wir dieselbe in den verschiedensten Variationen und Modulationen dichterisch wiedergegeben. Seine Erinnerungen gehen bis in die allertiefste Kindheit hinab; er konnte sie fast auswendig, und sie war ihm beständig gegenwärtig und wirkte auf ihn ein. Entscheidend war darum auch für seine ganze Gedankenwelt die Versetzung seines Vaters im August 1765 nach Joditz, einem zwei Meilen von Hof entfernten Dorfes, als Pfarrer. In diesem Dorfe, in das Jean Paul als zweijähriger Knabe einzog, um es erst als dreizehnjähriger wieder zu verlassen, war es, wo er jene Bilder und Eindrücke einsog, die ihn durch sein ganzes Leben und alle seine Werke begleiteten. Er selbst begrüßt daher auch im Anfange seiner Lebensbeschreibung dies Dorf als seine eigentliche geistige Geburtsstadt, den ersten und längsten Erziehort, in dem er das wichtigste, die Knabenolympiaden, verlebt. Die Jahre daselbst blieben ihm die glücklichsten seines Lebens, da hier den Knaben die Sehnsucht der Vorenthaltung des unbeschränkten Genusses der kleinen Freuden des „Idyllenreiches" noch nicht schmerzte, sondern durch die Hoffnung ihrer Erreichung in der Zukunft sich poetisch verklärte. Seine Selbstbiographie führt Jean Paul nicht über die Schilderung seiner Knabenzeit hinaus; sein geistiges Leben schildert er auf das Ausführlichste in seinen Werken. In der Beschreibung der vier Jahreszeiten, in denen der Dichter selbst sein jugendliches Idyllenleben schildert, tritt uns im Winter die große Familienstube entgegen, in welcher der Vater zugleich mit den Kindern seine Studirgeschäfte treibt, mit einem Ofen, unter dem ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser; am andern Ende des Pfarrhauses der Stall „mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh." Im grimmigen Frostwetter wird der lange Tisch der Wärme wegen an die Ofenbank geschoben; um den unförmlichen Ofen laufen die Holzbänke, auf denen die Kinder sitzen; und nach dem Abendessen läßt im Winter der Vater „noch einen Lustnachtisch des Winterabends zu, den die Viehmagd in der Gesindestube am Spinnrocken bei aller Beleuchtung vorträgt, welche die Kienspähne geben können, die man von Zeit zu Zeit in den Kienstock angezündet steckt." Auf diesem Nachtisch stehen — „außer mehreren Konfekttellern und Eistassen mit Volksmährchen — die von der Magd selbst getriebene Ananas von Geschichte eines Schäfers und seiner Thiergefechte mit Wölfen, wobei zu einer Zeit die Gefahr immer größer wurde und zur andern seine Verproviantirung." — So anmuthig Jean Paul auch diese seine Kinderwinterfreuden beschreibt, geht doch ein schmerzlicher Hauch durch sie, und macht, daß aus einer neuen Ursache das kindische Herz sehnsüchtig dem Frühling entgegenschlägt: die Söhne des sonst geistreichen, aber engherzige Erziehungsplane befolgenden Vaters bleiben immer „eingesperrt" den Winter über, „den ganzen Vormittag in der Wohnstube mit Auswendiglernen zubringend." Nur wenn im Dorfe ein schweres Redegeschäft auszurichten ist, wird Jean Paul aus seinen Lerngeschäften verschickt, und kann nur bei solchen Gelegenheiten in's Freie und Kalte. Aber im Frühling — „da wurden wir armen, vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahreszeit befreit und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten." Wie verkümmert und beschnitten ihm aber selbst der Frühling und Sommer durch seinen sonderbaren Vater wurde, geht, so sehr die Pietät des seine Eltern heilig verehrenden Sohnes diesem auch nur die leiseste Klage darüber verbot, aus seinen Beschreibungen fast zu schmerzlich hervor: „die Frühling- und Sommermorgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau, an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außerhalb dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen, nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns zum zweitenmale mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und Himbeeren! — Nach dem Abendbrode setzte sich der Vater mit der Pfeife in's Freie, d. h. hinaus in den — ummauerten Pfarrhof, und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum, und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns." Die Beschränkungen der ihm so seligen, unvergeßlichen Kindheit sehen wir noch tiefer, wenn er erzählt, daß er es unter die größten Freuden derselben gerechnet habe, „wenn der Vater verreiste." Dann nur konnten „Paul und seine Brüder hinter den Augen der in Geschäften verstrickten Mutter über die Hofklingelthüre hinaus nach einigem Grenzwildpret des Dorfes jagen, z. B. nach Schmetterlingen, Grundeln und Birkensaft, und Weidenruthen zu Pfeifen, oder einen neuen Spielkameraden, des Schulmeisters Fritz, hereinlassen, oder Mittags läuten helfen, bloß um von dem Seil bei dem Ausschwingen der Glocke in die Höhe gezogen zu werden, oder auf einer Leiter einen freiliegenden Balken besteigen und von ihm auf das anderthalb Stockwerk tiefgelegte Heu herunter springen, um unterwegs das Fliegen zu genießen." — Unter solchen Umständen war es eine große, tief in das Leben des Dichters hineingreifende Erscheinung, ein historisches Ereigniß, daß „der Vater unsern Helden einmal an den Hof von Versailles mitnahm, wie man wohl Zedtwitz ohne Uebertreibung nennen mag, da es die Residenz der Patronatherrschaft der Joditzer Pfarrer war." Jedesmal, wenn der Vater bei Hofe gewesen war, setzte er Abends Frau und Kinder in das größte ländliche Erstaunen über hohe Personen und deren Hofceremoniell, und über die Hofspeise und Eisgruben und Schweizerkäse, und wie er selbst aus dem „Domestikenzimmer" sehr bald zum Herrn von Plotho, oder auch zum Fräulein, und endlich zur Freiin von Plotho, und stets wegen seiner Munterkeit zur Tafel gezogen wurde, wenn auch daran die bedeutendsten Rittergutsbesitzer Voigtlands saßen und aßen." — Die Haupteindrücke dieses Ganges waren aber die, welche der Dichter in dem herrschaftlichen Garten einsog, den er ein einziges

Mal in seinem Kinderleben bei solcher Gelegenheit betreten konnte. „Schwerlich hat je ein anderer Gesandter," sagt er, „als unser damals noch kleiner Hildburghäuser Legationsrath unmittelbar nach der abgemessenen regelrechten Audienz solche romantische Stunden durchgeathmet und eingesogen, wie die Laubengänge, die Springbrunnen, die Mistbeete, die Baumaltane einem mehr in als außer sich phantasirenden Dorfkinde geben mußten, das zum ersten Male und einsam in diesen Herrlichkeiten mit gepreßter und weitgedehnter Brust umherwankte. Was den geschwungenen Paul wieder in die natürliche Wirklichkeit trug, war ein hölzerner Vogel an einem Seile, den er mit dem Eisenschnabel in das Schwarze einer Scheibe schießen lassen konnte. Ein köstlicher, vom Schlosse herabgesandter Obstkuchen hielt die Mitte zwischen Flug und Stand, und dessen süßer Nachgeschmack erhielt sich unverwüstlich im Reliquiarium des Helden." —

Etwas mehr erweiterte sich von Zeit zu Zeit sein Horizont, als er später nach der Stadt Hof geschickt wurde, um von den unterstützenden Großeltern mütterlicher Seits Lebensmittel zu holen. Der zweistündige Weg führte über gewöhnliche, reizlose Gegenden durch einen Wald und darin über einen brausenden Fluß, bis endlich auf einer Felderhöhe die Stadt mit ihren beiden verbundenen Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebene, den begnügsamen kleinen Träger übermäßig überschüttete und ausfüllte. Vor einem Höhleneingange nahe der Vorstadt, ging er mit dem kindlichen Schauer vor allen Sagen von Kriegen und Marterzeiten vorüber, und die nahe Tuchwalkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerstößen seine Dorfseele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darin aufzunehmen. — „Noch erinnerte er sich im 55. Jahre eines Sonntags, wo ihn, als er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Getraidefeldern und die Luftschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten." — Da er auch im Schneewinter diese Gänge machen mußte, so verdankte er überdieß diesen wöchentlichen Turnrennen manche später nachhallende Kräfte und das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche, wie jede damalige, mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten, Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete. — Das Größte jedoch, was unser Paul als Kind erlebte, waren die Höfer Jahrmärkte, die am Montag nach Jakobi einfielen; denn hier ließen die Großeltern die Mutter jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch mit einsaß. Wie Kaisern sonst Ehrentränke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets mit süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum Haarkräusler, der dann den Kopf von außen durch Brenneisen abkühlte. Der Nachmittag wurde herrlich und aufsichtfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lauten Getümmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktsgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte Alles kaufen, und in der tiefen Dämmerung dann und halben Nacht, welche die Jugend berauschen und begeistern, zog die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen, Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, der Dorfsohn hörte zum ersten Male Trommeln und Querpfeifen und Janitscharenbecken; in ihm entstand ordentlich ein Tonrausch; er hörte, wie der Betrunkene sieht, die Welt doppelt und im Fliegen, und so tief war der Eindruck, daß man den Dichter, der sonst so selten aus seiner Klause kam, noch in seinem sechzigsten Jahre jeden Jahrmarkt Nachmittag in Baireuth sich allein in das Gewühl werfen sah, um an dem Getön und dem Geruch der Jahrmärkte auch jene Kindheitsseligkeiten wieder einzuschlürfen und um sich zu erneuern. —

In großer Einsamkeit und Zurückgezogenheit verlebte Jean Paul seine entscheidende Kindheitsepoche; selbst die Dorfschule des Ortes durfte er nur kurze Zeit besuchen, sondern empfing, nebst seinen Brüdern, allein den Unterricht vom Vater. Für einen so nach allen Gütern dieser Welt dürstenden Knaben, der weder im Freien spielen, noch mit den wenigen Menschen seiner Umgebung verkehren durfte, mußte die allergeringfügigste Sache, das kleinste Ereigniß von größter Wichtigkeit und Einwirkung werden; was Andere kaum der Aufmerksamkeit für würdig hielten, mußte er mit Liebe und Ehrfurcht betrachten. Der Ausschluß aus der Schule, die er auf Befehl des Vaters nicht mehr betreten durfte, war die erste, größte und gefühlteste Entbehrung, die ihn traf, und sein Schmerz wuchs, wenn er jeden Winter die Schulkinder in einen Hafen einlaufen sehen mußte, der ihm verschlossen blieb. Die Folge dieser Einziehung fast aller Kinderfreuden war nun einmal, daß Jean Paul den Grund zu der tiefen, unaufhörlichen schmerzlichen Sehnsucht, die durch sein Leben und alle seine Werke zieht, schon in dieser seiner seligsten Lebenszeit legte, und dann, daß er in dieser schon in sein Inneres hinabzusteigen und mit demselben sich zu beschäftigen gezwungen war. Von da an bekam er, wie er selbst sagt, eine „eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen." Dieser Haussinn zeigte sich zuerst überall in den Phantasien des Knaben, und er prieß die jungen Schwalben glücklich, weil sie in ihrem ummauerten Neste innen so heimlich sitzen konnten in der Nacht. Die „uferlose" Thätigkeit des Knaben warf ihn auf geistige Spiele, die er mit unsäglicher Wollust trieb: er erfand sich neue Buchstaben, fertigte sich Uhren und Bücher aus Papierschnitzeln. Diese fortwährende Selbstbeschäftigung, die ihm die Armuth des äußern Kinderlebens zuerst aufzwang, ward noch mehr befördert durch

die Art, wie ihm selbst von seinem Vater die geistige Nahrung des Wissens zugeführt wurde. Er mußte nämlich an den Büchern „wie ein kräftiger Hellseher sich selber magnetisiren.“ Vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags gab der Vater den Söhnen Unterricht, der bloß darin bestand, daß er sie nur auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langens Grammatik; die lateinischen Beispiele, ohne sie zu verstehen. Ging der Vater an schönen Sommertagen über Land, mußten die Söhne in der Stube unterdessen Aufgaben lernen. Ohne ein Wort von Geschichte, sowohl alter als neuer — Naturgeschichte, dem Wichtigsten aus der Erdbeschreibung, desgleichen Arithmetik und Astronomie, so wie Rechtschreibung — ward der Knabe zwölf Jahr alt, und selbst später lernte er Alles dies nur schriftlich und brockenweis aus der allgemeinen deutschen Bibliothek! Desto lechzender war sein Durst nach Büchern in dieser geistigen Saharawüste. Ein jedes Buch war ihm „ein frisches, grünes Quellenplätzchen,“ besonders der orbis pictus, und die Gespräche im Reiche der Todten; aber es war auch die Bibliothek seines Vaters ihm nur offen, wenn derselbe nicht darin und daheim war. Trotz der Mißgriffe und Fehler in der Erziehungsmethode seines Vaters, die der Sohn in seiner Selbstbiographie mit gottesfürchtiger Pietät nur sanft andeutet und halb verhüllt, blieb des Vaters edles geistiges Wesen, seine uneigennützige Menschenliebe, und die stolze und aufrechte geistige Haltung des Mannes, der im Selbstbewußtsein seines Werthes vor Niemand niederfiel, und eher starrköpfig als servil zu nennen war, nicht ohne hohe dichterische Einwirkung auf den Sohn, und gerade durch dessen Liebe und dessen Betreiben der einzigen Kunst, die sich in dem nun innerlich lebenden Paul entwickeln und leben konnte, und die gerade in die Seelen am liebsten einzieht, vor denen, wie vor dem Singen lernenden Vogel im Käfig, durch Armuth und Einsamkeit die Außenwelt verhangen wird, durch die Tonkunst, wurde seine geistige Kraft noch mehr erschlossen. Viele Stunden widmete er sich einem alten verstimmten Klavier, dessen Stimmhammer und Stimmmeister nur das Wetter war — aber auch zur Bildung dieses Talentes, das sich in der Folge von selbst so ausbildete, daß Zuhörer seiner Phantasien in späteren Jahren erklärten, er hätte ein eben so großer Tonsetzer als Dichter werden können, that der Vater, gemäß seiner sonderbaren Erziehungsweise, nichts! der „so klavierfertige Vater wies ihm keine Taste und Note;“ — aber es war dagegen der Anblick des hierin so begeisterten Vaters, der ihn durch das anfeuernde Beispiel so gewaltig zu der Tonkunst hinzog. — Mit dem zwölften Jahre endigte sich diese glücklichste Epoche in dem Leben unseres Helden. Am 9. Januar 1776, also im beinahe vollendeten dreizehnten Jahre, zog Jean Paul mit seinem nach Schwarzenbach an der Saale als erstem Pfarrer versetzten Vater, dem Ort seiner Geburt um mehrere Meilen wieder näher, und begleitete seinen Vater in einen unabhängigern und größern Wirkungskreis, von wo 15 Jahre später des Dichters Ruhm und eigentliche Wirksamkeit zuerst ausgehen sollte.

Schon nach den ersten Schritten aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte, lag derselbe als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht hinter ihm, als ein Ort, welcher die erste Liebe seines kindlichen Herzens ihm auf immer verbarg. So wichtig und einflußreich das Leben in dem Dörfchen Jodiz auf die spätere Gefühls-, Phantasie- und Dichterwelt Jean Pauls wurde, so gewann dieselbe Bedeutung der Aufenthalt in Schwarzenbach in Bezug auf die rein geistige und Verstandesentwickelung des Dichters, auf die Natur der von ihm eingesammelten Kenntnisse, die Art dieselben einzusammeln, sie zu verarbeiten, mithin besonders auch auf die Form seiner Darstellungen. Obgleich Schwarzenbach, als ein nicht unbedeutender Marktflecken, dem Knaben als eine ungemein reiche Welt hätte vorkommen müssen, entbehrte er daselbst aller Joditzer Idyllenfreuden. Bedeutende Abzüge, welche die Gläubiger des Vaters von dem allerdings ansehnlichen Gehalt zu Schwarzenbach, in den ersten Jahren an sich nahmen, so wie körperliche Leiden, verwandelten den früher so heiteren Pfarrer in einen mißmuthigen Mann, und dieser Mißmuth des Vaters klang in der ganzen Familie wieder; Paul war dem Rectorat übergeben worden, es war keine Frage mehr nach Fortschritten, und aus dem ganzen dreijährigen Leben in Schwarzenbach, vermochte der Dichter selbst nur drei einzeln stehende Freudenmomente in seiner Selbstbiographie hervorzuheben. Die Thüre zur öffentlichen Schule ward ihm hier aufgethan, und in ihr als vorzüglichster Lehrer ein feurig fühlender Mensch, den unser Paul als den ersten Menschen schildert, der auf ihn, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, erhebend einwirkte. Die Stimmung des Vaters, und die ihm von diesem gewordene Vernachlässigung, zerstörte indeß bei unserem Freund manche kindlich-dichterische Illusion; der Besuch der öffentlichen Schule verlor ebenfalls allen poetischen Reiz, da seine Phantasie sich nicht mehr an dem Zusammensein mit einer Menge von Altersgenossen begnügte, sondern das geistige und herzliche Bedürfniß erwacht war, sich an Einzelne völlig anzuschließen, und er Niemand fand, der ihm auch nur einige Theilnahme hätte einflößen können. Auch die Verehrung und der Einfluß des Rectors Werner, des oben erwähnten Lehrers, mußte nach nicht gar langer Zeit sich bedeutend mindern, denn seitdem in Schwarzenbach für den Dichter der Tempel der Wissenschaften sich geöffnet hatte, schritt seine geistige Ausbildung mit Riesenschritten vor, und er wurde bald ein Schüler, der die Beschränktheit des Rectors in wissenschaftlicher Beziehung erkannte. Andere, welche in dieser Lebensepoche mit solchen Entbehrungen und Erfahrungen zu kämpfen haben, finden Ersatz für den Mangel an Menschen oder Erlebnissen, welche die Phantasie anregen, wenigstens in Büchern und poetischen Werken, aber auch hierin verfolgte den Knaben ein ungünstiges Geschick, und nur der alte Robinson Crusoe, den er als Bücherdieb und Plagiator aus der väterlichen

Studirstube genoß, und einmal unter einer Wochenpredigt des Vaters, in einer leeren Emporkirche auf dem Bauche liegend, las, goß Freudenöl durch alle Adern seines Wesens. Der Kaplan Völkel, der sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen ausbat, um ihm allerlei aus Philosophie und Geographie beizubringen, und der Pfarrer Vogel zu Rehau, der ihm seine reiche Bibliothek zur Benutzung öffnete, die er mit ungeheurem Fleiße excerpirte, gewannen bedeutende Einwirkung auf den Jüngling und erkannten seine geniale Kraft, wie in der Folge nie andere seiner Lehrer. Zu Ostern 1779 brachte des Dichters Vater denselben nach Hof auf das dortige Gymnasium, wo er nach vollendeter Prüfung, um ihn vor Mißgunst und Verfolgung zu schützen, auf den Wunsch des Vaters der mittleren Abtheilung von Prima zugewiesen wurde, obgleich der Rector ihn in die erste Abtheilung einschreiben wollte. Mit dem Unterricht war es hier fast noch schlimmer bestellt als in den früheren Zeiten unseres Dichters, und es schien, als wenn die verhältnißmäßig äußere und geistige Dürftigkeit seiner Umgebung, mit jedem neuen Schritt, den er vorwärts in's Leben that, sich immer mehr steigern sollte, und um das Maaß seiner Leiden voll zu machen, starb wenige Wochen nach seiner Ankunft in Hof, am 15. April 1779, sein Vater in Schwarzenbach, welcher Schlag das Schicksal aller übrigen männlichen Kinder der Familie bestimmte und auf das Jean Paul's eine kaum zu berechnende Wirkung übte, denn fast gleich mit dem Tode des Vaters begann jener zehnjährige trojanische Krieg, den namentlich Paul mit der drückendsten Armuth zu führen hatte. — Endlich, nach zurückgelegtem siebenzehnten Jahre, war der Augenblick herangenaht, wo Jean Paul Friedrich Richter die einsame väterliche Wohngegend zum ersten Male verlassen, und die Universität beziehen sollte. Man hatte Leipzig für den Jüngling gewählt; der ursprüngliche Grund der Wahl selbst war ein äußerlicher — die gestiegene Verarmung der Familie. Leipzig, damals in der höchsten Handelsblühte, galt überhaupt zu jener Zeit in ganz Deutschland für den Ort, wo man am leichtesten und schnellsten sein Fortkommen finde, ganz besonders auch in Bezug auf junge Gelehrte, hauptsächlich seit der Zeit, wo Gellert von dort aus beinahe den halben Welttheil mit Hauslehrern und Informatoren hatte versehen müssen. Nach einer Prüfung vor dem Consistorio von Baireuth, der sich jeder unterwerfen mußte, der eine auswärtige Universität beziehen wollte, langte der Student Richter am 19. Mai 1781 in Gesellschaft des Rector Kirsch in Leipzig an, und ward denselben Tag immatriculirt. Schon gleich nach seiner Ankunft aber fühlte er sich gewaltig fast in allen seinen Hoffnungen getäuscht; er sah sich in der geräuschvollen Stadt verlassener und einsamer denn je; gleich unbeachtet von den Mitstudenten, von Professoren und Einwohnern, in Bezug auf Umgang wie auf seine Studien einzig sich selbst überlassen, trug er die Flachheit der ihm als reizend geschilderten Gegend, und die des Lebens in der Brust durch die kalten Straßen umher. Eben so schnell offenbarte sich die Täuschung, in Betreff des ihm versprochenen, angeblich so leichten Lebensunterhaltes. Der unentgeldliche Besuch mehrerer Collegien war der einzige Erfolg seines Armuthszeugnisses; wenn er sich aber über die zu erwartenden Informationen befragte, zuckte man von Seiten der Professoren die Achseln und berief sich dabei auf das alte Sprichwort, daß Leipzig abgewartet werden müsse. — Für eine Natur, wie Jean Paul, der von frühester Kindheit an entbehrte, und keine bereits genossenen, sondern nur geträumte geistige Genüsse verlor, waren für jetzt diese trüben Täuschungen so sehr niederschlagend nicht, wenigstens dies nicht von langer Dauer; er durfte sich nur, wie bisher, in sein immer reicher sich entfaltendes Innere zurückziehen, um am Ende in seiner neuen Lage sogar Gewinn gegen die frühern Verhältnisse zu finden. Aus den geringfügigsten Umständen war er Freude zu schöpfen im Stande, und daß er für sein schönes Zimmer in der Peterstraße nur 16 Thaler zu zahlen brauche, für achtzehn Pfennige zu Mittag essen könne, und ein Jugendfreund von ihm, Adam von Oerthel, eine Stube, die dicht an die seinige stieß, bezog, war ihm schon eine Quelle reiner Freude. Mit außerordentlicher Liebe gab er sich den Studien hin; nicht ohne Einfluß auf seine Gefühlswelt ward ihm die Lektüre der französischen und englischen Literatur, während die der deutschen von ihm unbeachtet blieb; seine zu philosophischen Denkübungen bestimmten Arbeitsbücher wurden zur Seite gelegt; er riß sich immer mehr von der Philosophie los und näherte sich den Vorbereitungen zu dem, was er selbst belletristisch nannte, denn damals wagte er noch nicht das Dichtkunst zu nennen, wohin er sich getrieben fühlte. Aber dennoch konnte er sein eigenes Herz nicht betäuben und täuschen, das immer ungestümer sich meldete, und ihm den Schmerz seiner getäuschten Hoffnungen und die dunkle Zukunft vorhielt, die sich vor ihm eröffnete. Gegen Ende des Sommers zeigten sich bei ihm die ersten Spuren der immer tiefer werdenden Sehnsucht nach — seiner Kindheit; der Herbst brachte, statt einer Verbesserung seiner Lage, eine noch größere Verschlimmerung derselben mit. Bis jetzt war der Jüngling zwar einsam, verlassen, ohne Mittel sich höhere Freuden zu verschaffen gewesen, aber er hatte doch noch nicht wirklich Noth gelitten; diesen aber, alle schönen Blühten des Geistes und Herzens mit Frost angreifenden Feind, welcher beinahe zehn ganzer Jahre mit wenigen Unterbrechungen an ihm nagen sollte, mußte er jetzt in drohender Nähe heranrücken sehen. Die immer bedenklicher werdende Lage seiner Familie, die von Schwarzenbach nach Hof übergesiedelt war, erinnerte den Jüngling ernstlich daran, auf Auskunftsmittel zu sinnen, wie er wenigstens die Sorge um ihn selbst der Mutter abzunehmen vermöchte. Der Entschluß, die theologische Laufbahn und überhaupt jede amtliche für immer aufzugeben, trat immer bestimmter bei ihm hervor, denn er fühlte es, wie jede amtliche Laufbahn ihm bei seiner Armuth und seinem Mangel

an Gönnern schwer werden müsse. Für sich selbst alle Leiden und Entbehrungen zu tragen, welche das unausbleibliche Erbtheil eines amt- und mittellosen Privatgelehrten und Schriftstellers sind, fühlte er sich in seinem Jugendmuthe stark genug, aber der Gedanke an die darbende Mutter und die hilflosen Brüder, ließen ihn noch immer schwanken. Da er die Aussicht, von seinen Kenntnissen zur Bestreitung seiner Bedürfnisse durch Ertheilung mündlichen Unterrichts Gebrauch zu machen, aufgeben mußte, ging er bald mit dem Gedanken um, ein Buch zu schreiben, es drucken und sich bezahlen zu lassen; der nach und nach zur Reife und Ausführung gekommene Entschluß bestimmte das ganze Schicksal Jean Pauls, seinen Wirkungskreis für das ganze Leben. Er schrieb sein erstes Werk: „die grönländischen Prozesse," nicht weil ihn irgend eine gewaltige Idee, irgend ein Stoff, der sich zur Gestaltung aus ihm herausdrängte, dazu trieb, sondern weil die Noth, oder vielmehr der Wunsch einer herannahenden Noth zuvorzukommen, ihm es als ein Rettungsmittel erscheinen ließ, wenn er ein Buch machen könne, gleichviel was für eins. Ja er wußte nicht einmal, als der Entschluß sich bei ihm regte, was der Inhalt dieses Buchs sein sollte, und mußte sich nicht nur erst einen Stoff dafür suchen, sondern sich auch zum Abfassen desselben durch neue Studien heranbilden. Unter tausend Leiden, Entbehrungen und Täuschungen wurde endlich im Spätherbst 1782 sein erstes Werk fertig, und lag, von Freundeshänden sauber abgeschrieben vor dem Verfasser, das Wichtigste aber, der Verleger, fehlte noch. Der Dichter übernahm es selbst, sein Manuscript den Verlegern anzubieten, aber die persönlichen Bemühungen des unbekannten, unscheinbar aussehenden Studenten waren bei den Leipziger Buchhändlern ganz fruchtlos, denn der Buchhändler sind nur wenige, welche einen Genius in seinen Embryonen zu erkennen fähig sind, und durch Unterstützung in dessen ersten Versuchen mit großartigem Spekulationsgeiste spätern Vortheil aussäen mögen. Der Jüngling hatte aber so viel Zuversicht gewonnen, daß er sich nicht abschrecken ließ, als er erfolglos bei allen Buchhändlern die Runde gemacht, mit gutem Muthe vertraute er sein Buch der Post an, um sein Glück auswärts zu versuchen. „Während der Reise des Büchelchens stand der Vater desselben viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Magen nennt," endlich aber, als er in den letzten Tagen des Novembers harrend in seinem kalten Stübchen saß, „klopfte endlich an der kalten Stube das Schreiben an, welches berichtete, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß in Berlin, der Verleger und Freund Lessings und Hippels, die beißige Erstgeburt mit Liebe in seinem Handelswerbhaus aufnähme, und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfants perdus stoßen könne." Ein Honorargebot von 15 Louisd'or krönte unseres Helden Mühen, und da Voß außerdem sich erbot, einen zweiten Theil der grönländischen Prozesse, den der junge Richter erst ausarbeiten sollte, für die Michaelsmesse desselben Jahres ebenfalls in Verlag zu nehmen, war Letzterer nun fest überzeugt, daß, da die Bahn nun einmal gebrochen sei, ihn dieselbe ohne Aufenthalt immer sicherer und rascher zum Ziele führen werde. Sein Lebensschicksal war hierdurch entschieden, — weit weg warf er von sich die Theologie, die philosophischen Studien; er entschloß sich, fortan und ausschließlich nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu leben, und trieb und las nichts mehr, als was dahin einschlug. Er machte sich sogleich an die Ausarbeitung des zweiten Theils der grönländischen Prozesse, miethete sich in einen freundlichen Garten ein, wurde aber aus diesem seinem Paradiese gar bald wieder vertrieben, da er, allen Gesetzen der damaligen Mode hohnsprechend, nicht nur den Zopf und den Puder von sich warf, sondern auch jede Halsbekleidung, und mit krausem blonden Haar und offener Brust unter die modischen Leipziger trat; dieses Kostüm war damals so unerhört, daß Jean Paul sieben Jahre lang gegen die übeln Folgen, welche ihm daraus erwuchsen, ankämpfen mußte, und dennoch in diesem Kampfe endlich erlag. Härtere Proben noch als in Leipzig standen ihm kurz darauf in diesem Kleidermärtyrerthume bevor, als er auf mehrere Wochen nach Hof reiste, um als ein gedruckter Autor die Süßigkeiten des Triumphs zu genießen, und nach seiner Rückkehr nach Leipzig, und dem Erscheinen seines zweiten Bandes, griff nur zu bald wieder eine erstarrende eisige Todtenhand in das erwachte Hoffnungsleben unseres Dichters, die Erwartung neue Erzeugnisse seiner Feder mit Leichtigkeit unterbringen zu können, ward nur zu schnell vernichtet. Das Honorar der Prozesse war längst verzehrt, und die Armuth des Jünglings wieder eben so groß, als vor Beginn seiner Schriftstellerthätigkeit. An eine Unterstützung von Hause war gar nicht mehr zu denken, gern würde er aber Leipzig ganz verlassen und in dem Wohnhause seiner Mutter Schutz wenigstens gegen den Frost und gegen den Hunger gesucht haben, wenn ihm nicht das frühere Bezahlen seiner Schulden einen neuen und längeren Kredit bei seinen Haus- und Speisewirthen verschafft gehabt hätte, den er wenigstens so lange zu benutzen sich entschloß, um während der Michaelsmesse 1784 die letzten Versuche bei den Buchhändlern zu machen. Leider scheiterten wiederum alle Versuche; seine Schulden waren so bedeutend angewachsen, daß er keine Möglichkeit sah, deren mehrere zu machen, und er entfernte sich heimlich, verkleidet und unter falschem Namen, von Leipzig, um in Hof ein schützendes, wenn auch jammervolles Asyl zu finden. Unter den traurigsten Verhältnissen, aber fleißig arbeitend, lebte er vom 16. Nov. 1784 bis zum Jan. 1787 in der Höfer Quarantäne, und übernahm darauf die ihm vom Kammerrath von Oerthel in Töpen angebotene Hauslehrerstelle. Zwar war für Richtern dort nichts weniger als ein Ersatz für die geistigen Entbehrungen in Hof zu hoffen, aber es ging dort doch wenigstens die Zeit des physischen Hungers zu Ende, und ihm ward Gelegenheit die „Teufelspapiere" herauszugeben. Der

Tod seines Freundes Adam von Oerthel veranlaßte unsern Richter im Oktober 1789 in das Stübchen seiner Mutter zurückzukehren, die Schwarzenbacher Freunde aber begehrten den heiteren, und doch mit so heiligem Ernst nach oben schauenden Mann, an dem Kinder und weibliche Wesen mit gleicher Neigung hingen, zum Führer ihrer Kinder und zum bleibenden Freund ihrer Häuser. Noch vor dem Anfang des Frühjahrs 1790 trat Richter sein Lehramt in Schwarzenbach an. Hier begann sein eigentliches Leben, ein plötzliches Erwachen seiner poetischen Schöpfungskraft, die nach und nach reiche Blühten trieb, die uns in seinen gesammelten Werken aufbewahrt sind. Die durch die „unsichtbare Loge“ wehende Begeisterung erfaßte und wärmte gleich das erste Herz, vor dem er sie ausbreitete, und das gütige Geschick wollte, daß dieses ein Mann in der Brust trug, der in der Lage war, auf direkte und unmittelbare Weise sich des einsamen und verlassenen Dichters im Fichtelgebirge zu erbarmen, und die Blühten, die dieser auf den Höhen seines einsamen Gebirgs und denen seiner einsamen Seele gepflückt, selbst auf den Markt vor die Menschen zu führen. Es war Moritz, der Dichter des Anton Reiser, der Verfasser der Mythologie und Erfahrungsseelenlehre, der als ein rettender und schützender Genius in sein Leben trat, gerade zur rechten Zeit, ehe die jetzt von der Satyre und dem Witz nicht mehr niedergehaltene „entnervende, empfindende“ Phantasie nach innen wieder zurückgedrängt, und mit ihrem lodernden und nicht nach außen entbundenen Feuer geistig und physisch ihn selbst zur Mumie gemacht. Von dieser Zeit an endete die Armuth Jean Pauls. Zwar verhing ihm, wie er sich auszudrücken pflegte, das Schicksal noch einmal den Bauer, damit er singen lerne, — Moritz starb, während der Dichter am Hesperus schuf, und dessen vier Bände gewährten kaum den Ertrag der „unsichtbaren Loge,“ indeß war er, obgleich er seine Lehrerverhältnisse in Schwarzenbach im Mai 1794 aufgegeben hatte, von dem früheren Elende nicht mehr gedrückt, und obgleich wiederum in die Stube der Mutter nach Hof versetzt, doch ganz versunken in seine rasch sich hervordrängenden und fast spielend von ihm ausgeführten Romane, deren beschränkteren Stoff er von der gewonnenen Höhe herab leicht beherrschte. Bis zum Sommer 1796, wo er zu Fuß nach Weimar mit einem Boten pilgerte, der ihm seine Sachen trug, erschienen von ihm Quintus Fixlein, die biographischen Belustigungen und Siebenkäs, in welch' letzterem er das bisherige Sein mit all seinen Schmerzen und Tröstungen noch einmal zusammengefaßt. In Weimar, auf welches er seit zwölf Jahren schon von seinem einsamen Fichtelgebirge aus so sehnsüchtig geblickt, fand er jetzt im 34. Jahre seines Lebens, die so lange ihm vorenthaltenen Töne und hohe Menschen, zarte Frauen und glänzende Gegenden, Liebe und Ruhm und Alles, was ein Dichter nur immer Goldenes träumt, und in Wieland, Herder, Knebel u. a. die innigsten Freunde. — Von jetzt an war Jean Pauls Leben erst für ihn aufgeschlossen, zwar zog ihn die Krankheit der geliebten Mutter noch einmal nach Hof zurück, der Tod derselben aber zerriß alle Fäden, die ihn an seine zweite Vater- und Jugendstadt fesselten, und eine glänzende weibliche Erscheinung, Emilie von Berlepsch, die bei Altenburg ein Gut besaß, und das Interesse für sie, erweckte von neuem in ihm die alten Jünglingsträume von Leipzig, wohin ihm Emilie zu folgen versprach. War er früher mit Schmerz unbemerkt durch das Petersthor hereingekommen, so drängte sich ihm dießmal Alles entgegen, und salle Leipziger empfingen ihn, als sei er wieder in Weimar. — Wie dem Adam die Thiere, wurden dort ihm Leute präsentirt — aber bloß weil er einen Namen hatte. Kleinere Ausflüge wurden nach Dresden, nach Halle und Giebichenstein, und nach Halberstadt zum alten Gleim gemacht; doch immer zog ihn eine unsichtbare Hand trotz alles Sträubens wieder nach Weimar; eine innere Stimme sagte ihm, daß nur dort an Herder's Seite, ihm die befruchtende Sonne für den lang vorbereiteten „Titan“ aufgehen werde, und im Oktober 1798 siedelte er völlig nach Weimar über. — Wir übergehen die Glanzepoche, die sich in Weimar und Berlin dem Dichter erschloß, welchem von jetzt an das Glück hold blieb, indem es ihn in die innigste Vereinigung mit den größten Geistern brachte, ihm in Karoline Meier ein Wesen zur Braut und 1801 zur Gattin gab, das seine Phantasie ganz ausfüllte, und das zugleich mit gränzenloser Hingebung an ihm hing, übergehen seinen Aufenthalt in Meiningen, wo er in dem Fürsten einen Freund fand, der in dem Titel, den er dem Freund verlieh, sich mehr ehrte als den Dichter, und erwähnen nur, daß dort ihm ein Sohn geboren ward, und seine schriftstellerische Fruchtbarkeit seinen Namen immer mehr bekannter machte, seinen Geist in allen Klassen verbreitete. In sechzig Bänden liegen seine Leistungen vor uns; unermüdlich thätig begann sein eigentliches Stillleben, seine ihn erquickenden Reisen, wahre geistige Triumphzüge, erst mit dem Jahre 1812. Im Spätherbst 1821 traf den Dichter der härteste Schlag seines Lebens, der mit Einem Male dem so mühsam errungenen, heitern, äußern und innern Leben seiner Arbeitsepoche ein Ende machte: sein einziger Sohn stürzte, krank von Heidelberg kommend, in seine Stube und starb drei Tage darauf in seinen Armen. Der Verlust erschütterte nicht nur die geistigen Gestaltungskräfte des Dichters, sondern untergrub auch seine physischen. Beides unterstützte sich wechselseitig, die gänzliche Auflösung in einer nie geahnten Schnelligkeit herbeizuführen. In dieser Periode entwarf er seine „Selina,“ in welcher er die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zu lösen sich vornahm, und schlummerte sanft hinüber am 14. Nov. 1825, den gegebenen Beweis zu besiegeln, betrauert von allen Edlen, die in ihm den reich begabten Dichter der Armen erkannt.

Nager und insektenfressende Raubthiere.

(Taf. 38.)

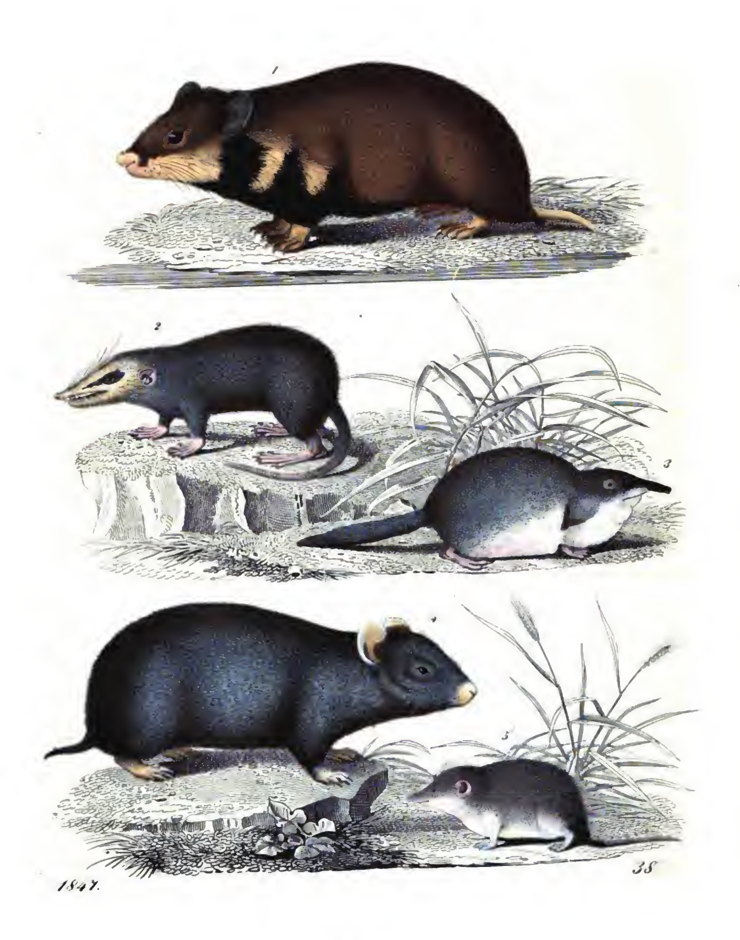
Wenige Thierarten werden so häufig mit einander verwechselt und in eine Gattung oder Familie geworfen, als die, welche wir im gewöhnlichen Leben mit den Namen von Mäusen und Ratten bezeichnen, und doch sind dieselben wesentlich von einander verschieden, und gehören öfters nicht nur andern Gattungen und Familien, sondern selbst andern, durchaus verschiedenen Ordnungen an, wie die Spitzmaus, die Rüsselmaus und die Spitzratte, während wir andere Gattungen von den Mäusen trennen, die, wie der Hamster, der Familie der Mäuse, mithin den Nagethieren zugezählt werden müssen.

Die Mäuse bilden die dritte Familie der Nagethiere, Glires, deren Ordnungscharakter sich dadurch auszeichnet, daß sie 2/2 Vorderzähne haben, die immer an der Wurzel nachwachsen, daß ihnen die Eckzähne fehlen, zwischen den Vorder- und Backzähnen eine Lücke ist, und die Bewegung der Kiefer beim Nagen von hinten nach vorn geht. Ihrem speziellen Charakter nach unterscheiden sie sich von den andern Familien der Ordnung, daß sie an den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen fünf Zehen haben, und ihr Schwanz mittellang, oder sehr lang mit Schuppenringen, selten aber haarig ist. Bis jetzt hat man sie in zwölf Gattungen, in: Mus, Maus; Cricetus, Hamster; Hapalotis, Küllenmaus; Hydromys, Sumpfratte, Schwimm-Maus; Euryotis, Elfenratte; Hypudaeus, Feldmaus, Wühlmaus; Lemmus, Lemming; Gerbillus, Rennmaus, Gerbill; Arvicola, Wasserratte; Isodon, Isodon; Neotoma, Neotoma, und Sigmadon, Sigmadon, unterschieden.

Alle andern, mit dem Namen Maus bezeichneten Thiergattungen, wie die Spitzmaus, Sorex; die Bisamspitzmaus oder Rüsselmaus, Mygale; die Rüsselspitzmaus, Macroscelides; die Spitzratte, Gymnura, und die Kletterspitzmaus, Cladobates, gehören zur ersten Familie der Raubthiere, Ferae, zu den Insektenfressern, und unterscheiden sich von den Mäusen dadurch, daß sie mit der ganzen nackten Sohle auftreten, ihre Beine fünfzehig sind, und sie in beiden Kiefern Vorderzähne von ungleicher Zahl oder von ungleicher Länge haben.

Um den Unterschied zwischen den Thieren beider Familien besser hervorzuheben, haben wir auf beiliegender Tafel die durch ihre Lebensart am meisten verschiedenen Gattungen abgebildet, und zwar von deutschen den Hamster, aus der Familie der Mäuse, und die Spitzmaus, aus der Familie der insektenfressenden Raubthiere, welch' letzterer wir noch zwei ausländische Gattungen, die durch Gestalt und Größe wesentlich verschieden sind, beigefügt haben. —

Der Hamster, Cricetus vulgaris, Fig. 1. ein niedliches, schön gefärbtes Thier, das sich überall im fruchtbaren Boden, vom Rheine an bis nach Sibirien findet, besonders häufig aber in Polen, Sachsen und Thüringen ist, und dort den Feldern oft so bedeutenden Schaden zufügt, daß Prämien auf dessen Einlieferung ausgesetzt werden, ist größer als eine Ratte, oft so groß als eine kleine Katze, und erreicht eine Länge von 8—10 Zoll; der Kopf ist dick, kurz und stumpf; die vorstehenden, schwarzbraunen Augen sind klein, und ziemlich in der Mitte zwischen Nase und Ohren; die Ohren sind rundlich, dünn und fast nackt, die Oberlippe ist gespalten, der Schwanz kurz, und mit einzelnen langen Haaren besetzt, und die Füße sind kurz, niedrig und massiv; die Vorderfüße haben vier Zehen und eine Daumenwarze mit rundlichem Nagel, die Hinterfüße fünf Zehen. Die Farbe des Körpers ist sehr verschieden, gewöhnlich sind Kopf und Rücken röthlichbraun oder graubraun, Brust, Bauch und innere Schenkelwand schön schwarz, Kehle, Füße und Schwanzspitze weiß, die Backen fuchsroth, und an den Seiten des Halses und der Vorderbrust finden sich drei weißliche oder lichtgelbe, länglichrunde Flecken. Zuweilen gibt es auch ganz weiße, weiß- und blaßgelbe mit fleischfarbenem Augenstern, oder ganz schwarze, Cricetus niger, Fig. 4., die nur eine lichte Nasenspitze, lichte Ohren und eben solche Füße haben. Die Kinnlade überzieht eine weite Haut, die inwendig zu beiden Seiten die Backentaschen, länglicheirunde Säcke von 3 Zoll Länge und 1½ Zoll Breite, bildet. Man findet den Hamster am häufigsten in mäßig festem, trockenem Boden, am liebsten solchem, der als Acker bearbeitet wird, unter der Dammerde; — sandiges, steinigtes und sumpfiges Land, so wie mit Wurzen durchwachsenen Wiesengrund meidet er. Sein Bau besteht aus einem senkrechten Eingang (Fallloch) und einem schrägen Ausgang (Schlupfloch), die in eine Wohn- und mehrere Vorrathskammern führen. Die Kammern selbst haben die Größe einer Rindsblase, manche sind auch zwei- und dreimal so groß, rundlich, oben gewölbt und inwendig ganz glatt. Eine davon dient zur Wohnung, eine, die eine Erweiterung der Schlupfröhre bildet, für den Unrath, und die übrigen größeren, drei, vier auch wohl fünf, die den ersteren zur Seite, zuweilen aber auch etwas tiefer liegen, und durch Röhren, welche einen gemeinschaftlichen Eingang haben, mit der Wohnung in Verbindung stehen, sind zur Aufnahme der Wintervorräthe bestimmt. Die alten Hamster machen ihre Kammern in einer Tiefe von 3—5 Fuß, und daneben eine bis fünf Vorrathskammern, zwei bis drei Fuß von der erstern entfernt; wie denn die alten Männchen überhaupt immer mehr Kammern als die Jungen oder die Weibchen zu haben pflegen. Die schräge Röhre oder das Schlupfloch, durch welche der Hamster seinen Ausgang nimmt, geht nicht gerade, sondern in verschiedenen Biegungen nach der Wohnkammer, und scharrt der Hamster mit seinen Pfoten die losgearbeitete Erde durch sie hinaus, wenn er sich nicht seiner Backentaschen dazu bedient; das Fallloch, dessen Mündung von der des Schlupflochs um so entfernter ist, je tiefer der Bau liegt, führt senkrecht unterwärts, und macht nur dort, wo es sich in die Kammer öffnet, eine kleine Biegung. Durch letzteres


1
2
3
4
5
1847.
38

stürzt sich der Hamster, wenn er verfolgt wird, oder mit Beute beladen ankommt, in seine Wohnung hinab, und durch dasselbe steckt er den Kopf heraus, bevor er ausgeht, um zu erforschen, ob Alles umher sicher ist, worauf er sich dann erst durch das Schlupfloch in's Freie begibt. Der Sommerbau des Weibchens besteht aus einer weit niedrigern, mit Stroh- und Grashalmen ausgefütterten Nestkammer, einer Nebenkammer mit Schlupfloch, und zwei bis acht senkrechten Röhren, ohne Vorrathskammern; der Winterbau desselben dagegen, welche in einer größeren Tiefe als die Baue der Männchen liegen, hat deren mehrere. Alle sind mit Stroh ausgelegt, und zwar die Wohnkammer mit feinem, weichen, welches fast bloß aus den Blattscheiden des Getreides besteht, und dem Thiere zum Lager dient, die Vorrathskammern mit gröberem Stroh, zur Unterlage der eingesammelten Vorräthe. In Gärten, wo der Hamster auch zuweilen nistet, sucht er seine Wohnung gern tief unter den Wurzeln der Bäume oder Mauern anzulegen, am liebsten aber legt er seine Baue in Feldern an, und wenn es kalt zu werden beginnt, verstopft er die Röhren seines Baues, und gräbt sich eine tiefere Winterkammer, in deren Nähe er eine andere für die Vorräthe anlegt, und so oft bis 10 Fuß tief in die Erde dringt. Die ausgeleerten Kammern füllt er mit der Erde der neu ausgegrabenen aus, füttert die letzteren wieder mit Stroh, und frißt dabei fleißig von seinem Vorrathe, so daß er in dieser Zeit am fettesten ist. — Im Frühjahr und Sommer besteht die Nahrung des Hamsters in allerlei grünen Kräutern, die er mit seinen Zähnen an der Wurzel abschneidet, und zum Theil in seine Wohnkammer, nicht aber in die Vorrathskammern trägt, und in Wurzeln und Baumfrüchten, von denen er aber nichts einzutragen pflegt; gegen den Herbst hin bilden allerlei Körnerfrüchte seine vorzüglichste Nahrung, und trägt er in dieser Zeit ansehnliche Vorräthe von Getreide, Erbsen, Bohnen, Wicken und Leinknoten, welche seine liebste Speise sind, in seine Kammern ein. Er liest zu diesem Zwecke nicht nur die auf der Erde liegenden Getreidekörner auf, sondern weiß auch mit unglaublicher Geschwindigkeit die noch in den Spelzen und Hülsen steckenden auszumachen, füllt damit behende seine Backentaschen so voll an, daß sie strotzen, und eilet damit in seinen Bau. Um sie auszuleeren, drückt er mit den Vorderpfoten, die ihm auch zum Einstopfen dienten, an das hintere Ende jeder Blase, und streicht die Früchte so vorwärts heraus, die er dann so fest auf einander packt, daß man sie nur mit Mühe von einander trennen kann. Gemeiniglich reinigt er die Körner, ehe er sie in die Backentaschen nimmt, von allem Unnützen, und sammelt jede Sorte, von denen er 2—3 Loth auf einmal in den Backentaschen fortzubringen vermag, besonders ein, und stapelt sie auch unvermischt in den Vorrathskammern auf. Die Weibchen, die später mit Einsammeln anfangen, und zu eilen haben, sind weniger genau mit Reinigen, und bringen auch öfters ihre Vorräthe unter einander. Die Quantität des von einem Hamster eingetragenen Wintervorraths beträgt oft 50 bis 100 Pfund. Die zu den Vorrathskammern führenden Röhren füllt er entweder mit Getreide an, oder verstopft sie mit Erde, und läßt in der Regel nur die Röhre der Kammer offen, die seiner Wohnung am nächsten liegt. Die Körner verlieren in den Kammern ihre Keimkraft nicht, wohl aber fangen sie oft, wenn sie nicht trocken genug waren, in denselben zu keimen an, worauf dann der Hamster ein tieferes Behältniß gräbt, und sie, nachdem er die Keime abgebissen hat, dahin bringt. Die eingesammelten Vorräthe werden übrigens von ihm nicht eher angegriffen, als bis das weite Feld keine Nahrung mehr bietet; dann aber schließt er seinen Bau, frißt von seinen Vorräthen, bis der Winterschlaf eintritt, und zehrt, wenn dieser vorüber ist, das Uebrige vollends auf. Neben der vegetabilischen Nahrung verschmäht er übrigens auch die animalische nicht, und verzehrt fast eben so gern Maikäfer, Heuschrecken und andere Insekten, kleine Vögel, die er im Felde überrascht, und denen er zuerst die Flügel entzwei beißt, Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern 2c., ja man hat sogar gefunden, daß sie einander selbst aufgefressen. Ihre Nahrung bringen sie, meistens auf den Hinterfüßen sitzend, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderpfoten zum Munde, und hülsen die Körner vorher sorgfältig aus. Trinken sieht man sie selten; sie können es, gleich andern Mäusearten, lange entbehren, wenn aber der Durst bei ihnen zu heftig wird, saufen sie oft ihren eigenen Harn. Ihr übelriechender Auswurf gleicht den der übrigen Mäusearten, und entledigen sie sich desselben in einer zu diesem Zwecke bestimmten Erweiterung der Ausschlupfröhre, die sie zu Zeiten reinigen.

Von Natur ist der Hamster ernst und träge, in seiner Bewegung langsam, und deßhalb leicht einzuholen. Morgens früh vor Tagesanbruch, und Abends nach Sonnenuntergang, geht er seinem Unterhalte nach; ebenso bei trübem Wetter am Tage, bei hellen Tagen und so lange die Sonne am Himmel ist, aber nie. Beim Graben und Wühlen ist er sehr behende: er scharrt die Erde mit den Vorderfüßen, und wo sie zu hart ist, mit Hülfe der Zähne los, und unter sich; kratzt sie dann mit den Hinterfüßen hinter sich, und wenn sich so viel gesammelt hat, daß die gegrabene Röhre ungefähr so weit verstopft ist, als die Hälfte der Länge des Thiers beträgt, so schiebt er sie, rückwärts gehend, mit dem Hintern heraus. Der Backentaschen bedient er sich dabei nie, wie Einige früher beobachtet haben wollen. Am Tage verkriecht er sich stets in seinen Bau und ruhet dort, wie eine Kugel zusammengeballt, mit unter die Brust gezogenem Kopfe. — Seine Stimme, wenn er auf den Fraß ausgeht, ist ein eigenthümliches Knurren; bei Schmerzen quiekt er, wie ein junges Schwein, und wenn er in Schrecken gesetzt, oder unwillig ist, so murrt er und pfaucht, wie eine zornige Katze. — Außerordentlich unverträglich, weßhalb auch jeder Hamster seinen eigenen Bau hat, ist der Hamster ein muthiges, tapferes Thier, das sich gegen

Alles, was ihm nicht ausweicht, oder ihn ergreift, zur Wehre stellt. Große und kleine Feldmäuse, die nicht plötzlich fliehen, fallen unter seinem scharfen Gebiß; begegnen sich zwei Hamster, so daß sie einander nicht ausweichen können, so fallen sie einander an, und endigen den Kampf nicht eher, bis einer von ihnen auf dem Platze bleibt, der dann von dem Sieger aufgefressen wird. Ergreift man ihn, wenn er mit vollen Backentaschen nach Hause kehrt, so ist er wehrlos, ist man aber nicht schnell genug, so daß er sich seines Vorraths entledigen kann, so stellt er sich auf die Hinterfüße, bläst die Backen auf, pfaucht, murrt, knirrscht mit den Zähnen, springt auf seinen Feind los, und vertheidigt sich mit seinem scharfen Gebiß. Wird ihm ein Hund angehetzt, so wetzt er durch Aneinanderreiben die Zähne, murrt zornig, richtet sich auf die Hinterfüße, und empfängt so mit grimmigen Bissen seinen Gegner, der öfters weichen und ihm den Sieg überlassen muß. Selbst Pferde fällt er an, wenn ihn der Reiter gereizt oder nach ihm geschlagen hat, und nicht selten springt das boshafte Thier, ohne gereizt zu sein, ganz unversehens nach Menschen, Pferden und Hunden, wenn solche in seine Nähe kommen. Vor Menschen, die ihn angreifen oder ausgraben wollen, scheut er sich keinesweges, springt an ihnen hinan, und gelingt es ihm die Hand oder einen andern Theil des menschlichen Körpers zu fassen, so verbeißt er sich im Zorn so fest, daß man ihn todtschlagen muß, wenn er loslassen soll. Sein Biß ist scharf, äußerst schmerzhaft und dabei gefährlich. Wird der Hamster in seinem Bau angegriffen, so sucht er sich zuerst durch Wühlen zu retten; das Weibchen läßt sogar seine Jungen im Stiche, und die Jungen suchen sich selbst, so gut es gehen will, einzugraben; sieht der Hamster indessen, daß er in seinem Baue nicht entfliehen kann, so rüstet er sich zur Gegenwehr, springt seinem Feinde entgegen, und ist selbst nicht durch Stockschläge zur Flucht zu bewegen.

Im Oktober, wenn es anfängt kalt zu werden, begibt sich der Hamster in seinen Bau, und verstopft zuerst das Schlupfloch so fest als möglich mit Erde, und später das Fallloch, letzteres jedoch nicht immer bis an die Mündung. Hierauf pflegt er sich eine tiefere und ganz kleine Wohnkammer, wie auch tiefere Vorrathskammern zu graben, in die er sodann seine Vorräthe schafft, und die ausgeleerten Kammern und Röhren mit Erde füllt, die neue Wohnung hingegen mit dem feinsten Stroh ausfüttert. Er verzehrt dabei weit über die Hälfte seiner Vorräthe und wird jetzt sehr fett. So wie die Kälte tiefer in die Erde dringt, fällt er in den Winterschlaf, der gewöhnlich vom Anfang November bis in die zweite Hälfte des Februar dauert; in dieser Zeit liegt er zusammengekugelt, den Kopf unter den Bauch gezogen und mit den Pfoten bedeckt, kalt und ohne zu athmen, auf der Seite, und kugelt sich, wenn man ihn dehnt, unwillkührlich und ohne zu erwachen, wieder zusammen; ja man kann ihn in dieser Zeit zerschneiden, ohne daß er ein Zeichen des Schmerzes von sich gibt. Die bloße Kälte, welche Wasser in Eis zu verwandeln vermag, bewirkt indessen dieses Erstarren nicht allein, sondern es ist, wie die Versuche Sulzers und Pallas bewiesen haben, noch eine eingeschlossene Luft dazu nöthig. In der Wärme oder auch nur in der kalten freien Luft, ist er leicht aus seinem Winterschlafe zu erwecken, aber eben auch durch Entziehung beider wiederum leicht einzuschläfern. Wenn im Frühling die Erde wieder erwärmt wird, so erwacht der Hamster von selbst aus seinem Schlafe, und zwar einer, dessen Bau weniger tief ist, eher, als einer, der tiefer in der Erde steckt. Sein Erwachen ist artig anzusehen, wie man an Gefangenen beobachten kann: Zuerst dehnt er seine zusammengepreßten Glieder aus, hernach öffnet er den Mund, gähnt und läßt verdrießliche, knurrende Töne hören, als ob ihm das Erwachen aus dem Schlafe gar nicht angenehm sei. Jetzt öffnet er blinzelnd die Augen, versucht sich zu setzen, wobei er bald auf die eine, bald auf die andere Seite taumelt, und hebt sich mühsam auf seine vier Beine, was ihm unter schwerem Athemholen endlich gelingt. Nun aber fängt es an besser zu gehen, er putzt und streicht sich sauber, sucht seine Nahrung, und ist nach wenigen Stunden wieder der zornmüthige, räuberische Hamster, der er vor dem Einschlafen gewesen. In der Gefangenschaft schläft er den Winter über ebenfalls am liebsten, wenn er sich verkriechen und vor der Luft bewahren kann, denn so lange letztere ihn berührt, fällt er nicht in Winterschlaf, und ohne diesen fühlt er sich selbst in der warmen Stube nicht recht wohl und stirbt leicht. Nach der Mitte des Februar werden die ersten aufgewachten Hamster angetroffen; sie öffnen aber ihre Wohnungen nicht sogleich nach dem Erwachen, sondern verzehren erst den noch übrigen Vorrath, und fangen dann um die Mitte des März, die Weibchen aber erst im April an, die senkrechten Falllöcher zu eröffnen und zu erweitern. Einige Tage später verlassen sie dann den alten Bau, und graben sich einen neuen, der nur einen bis zwei Fuß tief, und ohne Vorrathskammern ist, denn die junge Saat und die Kräuter, von denen sie jetzt leben, tragen sie bloß in die Wohnkammer. — Zu Ende des April kommt die Zeit der Begattung. Zu diesem Zwecke begeben sich Männchen und Weibchen in einen Bau, und bleiben einige Tage beisammen. Treffen sich zwei Männchen dabei in einer Röhre an, so erfolgt ein heftiger Kampf, bis das schwächere weicht oder unterliegt. Sobald das Weibchen belegt ist, muß das Männchen aus dem Baue weichen, ersteres erweitert und vertieft den Bau, bereitet sich ein weiches Nest, und wirft nach 5 Wochen 6—9, das erstemal aber nur 3—4 sehr kleine, nackte, blinde, aber mit allen Zähnen versehene Junge, die es an seinen acht Zitzen, von denen die Hälfte auf der Brust, die Hälfte auf dem Bauche steht, drei Wochen lang ernährt, in Gefahr aber sie, ohne sich zur Wehre zu setzen, stiefmütterlich verläßt. Die Jungen bekommen bald Härchen, nach acht Tagen öffnen sich die Augen, und sie fangen nun an, in den Ausgangsröhren auf und ab zu steigen. Nach 14 Tagen beginnen die Jungen schon sich eigene

Schlupflöcher zu wühlen, und nach drei Wochen werden sie von der Mutter ausgestoßen, um selbst für ihren Unterhalt zu sorgen und sich eigene Wohnungen zu bauen. In einem Jahre erhalten sie ihre vollständige Größe, und die im Frühjahr geworfenen Weibchen pflanzen sich schon im Herbst, die Männchen aber erst im nächsten Frühjahr fort. Das Weibchen wirft im Sommer gewöhnlich zweimal, und die schwarzen Hamster paaren sich mit den bunten; gewöhnlich halten sich aber die erstern gern zusammen. Zur Zeit der Paarung leben Männchen und Weibchen zärtlich beisammen, vertheidigen einander bei Gefahren, trennen sich aber gewöhnlich im Zank, und wenn sie einander nachher begegnen, ist ihr gegenseitiges Betragen so feindselig, als ob sie einander immer fremd und feind gewesen wären. Man schätzt das Lebensalter des Hamster auf 7—8 Jahre, doch mögen wohl nur wenige dieses Maximum erreichen. In manchen Jahren ist die Vermehrung der Hamster außerordentlich, und in einzelnen Gegenden, in Sachsen, Thüringen und Polen, sind sie öfters eine wahre Landplage, während man sie an andern Orten gar nicht kennt. Ungemein groß ist der Schaden, den sie an der jungen Saat, noch mehr aber der, den sie zur Erndtezeit anstellen, wo sie nicht selten in einer Nacht die Aehren ganzer Felder auszuhülsen verstehen. In Thüringen sind sie besonders häufig; auf der Gemarkung der Residenzstadt Gotha, die noch nicht ganz 13,000 Acker beträgt, und wo durch obrigkeitliche Veranstaltung der Fang und die Vertilgung der Maulwürfe durch kleine Preise befördert wird, wurden, nach Sulzers Bericht, im Jahre 1621: 54,429, im Jahre 1770: 27,574, und im Jahre 1772: 22,812 Hamster gefangen; im Jahre 1817 wurden auf derselben, nach dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen, nicht weniger als 111,817 Stück, von eigens angestellten Hamstergräbern, abgeliefert, wobei die große Anzahl, welche die Eigenthümer der Felder selbst fingen, noch gar nicht in Berechnung gebracht ist. Die Hamstergräber erhalten dort für ein altes Hamsterweibchen 1 Groschen, für ein Männchen oder einen schon behaarten jungen Hamster 2 Pfennige, für einen noch nackten 1 Pf., was dem Stadtrath in Gotha im Jahre 1817 eine Ausgabe von 2237 Thlr. 19 Gr. 7 Pf. verursachte. In den 10 Jahren von 1818 bis 1828 wurden daselbst im Durchschnitt jährlich über 12,000 Stück eingeliefert, und bis 1840 wechselte es jährlich zwischen 6 und 10,000 Stück. — Was sich in den Hamsterbauen von Früchten vorfindet, gehört den Hamsterfängern, und ist nicht unbedeutend, da man aus einem Baue oft 100 Pfund Früchte: Erbsen, Wicken, Hafer, Weizen, Roggen, Leinknoten ꝛc. herausschafft, und diese verschiedenen Hülsenfrüchte und Getreidearten stets vorzüglich gut und rein, und die ausgewähltesten Kerne sind. Die Hamsterfänger ziehen den Hamster, wenn sie bis zu seiner Wohnkammer gegraben haben, mit einem starken eisernen Haken hervor, in welchen sie ihn beißen lassen, und schlagen ihn mit einem Stocke todt, müssen aber dabei ungemein vorsichtig sein, damit er nicht unversehens hervorkommt, ihnen nach Gesicht und Händen springt und sie beißt, oder sich weiter in die Erde gräbt und den Gang unerkennbar verstopft, wie er denn in Zeit von fünf Minuten drei bis vier Ellen in der Erde fortzugraben vermag. Das Ausgraben der Hamster geschieht gewöhnlich im Herbste, sobald die Felder abgeräumt sind, weil das Thier im Winter, wo es die Röhren seines Baues verstopft hat, und auch tiefer liegt, schwieriger zu entdecken ist. — Einige suchen sie durch Ausgießen der Löcher mit Wasser zu vertilgen, wobei übrigens auch ihr Vorrath vernichtet wird; Andere locken sie, wie Mäuse und Ratten, in Fallen und in glatte, tiefe Töpfe, die man in die Erde gräbt, und auf den Boden mit etwas Stroh, Brod und Getreide belegt, und wiederum Andere benutzen Stachelfallen, die in den Mündungen des Baues aufgestellt, und mit Erde überstreut werden, damit sich das Thier beim Ein- und Ausschlüpfen an die darin gegen einander gerichteten Nägel spieße; das Ausgraben bleibt aber auf jeden Fall das beste Vertilgungsmittel. Die natürlichen Feinde des Hamster sind Füchse, Wiesel, Marder, Eulen, Mäusefalken, Milane, besonders aber Iltisse, die seinen Bau gern in Beschlag nehmen, und sich dort Vorräthe von todten Hamstern zusammentragen. Hunde und Katzen sind ebenfalls Feinde der Hamster, doch fressen sie keinen, den sie todt beißen. Auch die Witterung trägt viel zu ihrer Verminderung bei, und durch lange anhaltende, abwechselnde Winter werden eine große Menge vertilgt, und Viele werden durch Milben, welche sie räudig machen, und von Bandwürmern aufgerieben. Der Nutzen des Hamsters ist außerordentlich gering, und was sie an Mäusen, Maikäfern und Heuschrecken vertilgen, kann nicht in Betracht gezogen werden, gegen die Verwüstungen, die sie auf den Feldern anrichten. Das Fleisch wird an einigen Orten zwar von den Armen gegessen, scheint aber kaum eine erträgliche Speise zu sein, da Hunde und Katzen es verschmähen, und ihr Balg allein, der von den Kürschnern gaar gemacht und zu Pelzfutter für Kleider benutzt wird, gewährt allein noch einen geringen Ertrag. — Jung eingefangen und an eine Kette gelegt, ist er eine Zeit lang ein artiges, unterhaltendes Stubenthier, das aber immer tückisch und gefährlich bleibt, selbst wenn man ihm, wie es immer geschieht, die Vorderzähne ausgebrochen hat.

Die Spitzratte, Gymnura Rafflesia, Fig. 2.; ein in unsern Sammlungen seltenes, in seinen Gewohnheiten fast noch unbekanntes Thier, das in den Wäldern Sumatra's lebt, und zu den Zibetkatzen sowohl als zu den Kletterspitzmäusen Verwandtschaft zeigt, von ersteren aber durch seinen schuppigen Rattenschwanz, von letzteren durch zurückziehbare Krallen abweicht. Im Oberkiefer hat es zwei große, von einander abstehende, im Unterkiefer sechs, in der Mitte nach vorn gerichtete Vorderzähne; Eckzähne oben zwei, unten 1 jederseits; Backenzähne jederseits oben 8, unten 7. — Die Schnauze ist vorgestreckt, die Ohren sind nackt; der Leib ist gedrungen gebaut, borstig, und steht auf

niedrigen Füßen; der Schwanz ist lang und nackt. Der Pelz ist aus dichtem, hellwolligem Grundhaar, und langem, grobem und dünnverstreuetem Grannenhaar zusammengesetzt; Körper, Füße, vordere Schwanzhälfte und ein Streifen oberhalb der kleinen Augen sind schwarz, Kopf, Hals und Schwanzende weiß, und um das Maul stehen lange Bartborsten. —

Die russische Rüsselmaus, Bisamspitzmaus oder Desman, Mygale moschata, Fig. 3, von den Russen Woygul genannt, gleicht auf den ersten Anblick einem kleinen Biber, ist aber von diesen durch den sehr charakteristischen Rüssel unterschieden, der platt gedrückt, sehr beweglich, lang, vorn mit Nasenlöchern und auf der Oberfläche mit einer tiefen Furche versehen ist. Das oben braune, unten silberweiße Haar ist seidenartig glänzend, wie Biberhaar, indessen noch weicher; die unbehaarten Sohlen berühren im Gange den Boden; die Zehen sind an der äußern Seite gewimpert, durch Schwimmhaut verbunden, und tragen scharfe Krallen. Die Augen sind sehr klein; ein äußeres Ohr fehlt. Der Desman erreicht die Größe eines Igels, ist 8½—9 Zoll, der an der Wurzel zusammengezogene, nach der Mitte dicker, drehrunder, in der Spitze ruderförmig platte Schwanz 7 Zoll lang. Dieser Schwanz ist das Organ, aus welchem der dem ganzen Thiere anhängende Moschusgeruch ausströmt; es befinden sich nämlich an dessen unteren Seite und nach seiner Wurzel hin, reihenweis gestellte Talgdrüsen, deren Ausführungskanäle zwischen den Schuppen der Oberfläche sich so hinziehen, daß dieser immer wie geölt aussieht, und in den zoologischen Sammlungen Jahrelang seinen starken Geruch behält. In den Seen und Flüssen des südlichen Rußlands ist der Desman ungemein häufig, und wird namentlich in der Wolga jährlich zu Tausenden gefangen und sein Fell als Pelzwerk nach Kasan gebracht; er nährt sich von Würmern, Insektenlarven, besonders aber von Blutegeln, die er mittelst seines beweglichen Rüssels geschickt aus dem Schlamme zu ziehen weiß. Vom Ufer entfernt er sich nie freiwillig, geht aber in die mit Ködern versehenen Fischreusen. Seine Baue legt er an den Flußufern an, richtet sie aber stets so ein, daß die schief aufwärts gerichteten Zugangsröhren mit ihren Mündungen 4—5 Fuß über den höchsten Wasserstand reichen.

Die gemeine Spitzmaus, Sorex araneus, Fig. 5, nähert sich zwar in ihrer Bildung und in ihrer Lebensweise den Mäusen, tritt aber beim Gehen mit der ganzen Sohle auf; sie ist etwas kleiner und schlanker als die Hausmaus, und mißt mit dem fast anderthalb Zoll langen, kurzbehaarten Schwanz gegen 4 Zoll. Oben ist sie braunaschgrau, unten grau, die Füße sind weiß, und im Oberkiefer hat sie auf jeder Seite drei spitzige kurze Eckzähne, im untern zwei. — Ihre Rüsselnase ragt weit über den Unterkiefer vor; die Vorderfüße, welche zum Graben in der Erde gebraucht werden, sind kürzer und stärker als die Hinterfüße, und mit langen Nägeln bewaffnet. Man findet die Spitzmaus, die ein Alter von 6—8 Jahren erreicht, über ganz Europa verbreitet, auf Feldern, in Laubhölzern, auf hohen Gebirgen, in Häusern, unter Steinhaufen, unter alten Baumstürzen und wurzelreichem Gebüsch, in selbstgegrabenen Löchern, in Ställen, Kellern, Mistgruben, alten Mauern, feuchten Winkeln und in der Nähe von Gewässern, obwohl sie nicht schwimmt. Hoch oben in den Häusern zeigt sie sich selten, da sie kein besonderer Kletterer ist. Sie ist ein nächtliches Thier, geht nur des Abends aus ihren Höhlen hervor, ist außerordentlich gefräßig, und nährt sich von Insekten und deren Larven und Eiern, von Regenwürmern, ganz kleinen Säugethieren und noch im Neste liegenden Vögeln, und auch von todten Thieren, erweist sich außerordentlich nützlich, und sollte deßhalb nie gestört, gehindert oder vertrieben werden. Im Spätherbst macht sich die Spitzmaus oberflächliche Baue unter Baumwurzeln, das Weibchen in denselben ein weiches Lager von klein gebissenen Grashalmen, in welchem sie den Winter über, ohne in einen Winterschlaf zu fallen, zubringen. Vom Mai an wirft das drittehalb Wochen trächtige Weibchen jährlich mehrmals von 5—10 nackte Junge, die es drei Wochen lang sorgfältig an seinen 12 Zitzen säugt. Hunde, Marder und Füchse beißen sie todt, fressen sie aber wegen ihres Bisamgeruchs nicht, nur die Kreuzotter allein läßt sich ihr Fleisch behagen. Von Katzen werden sie selten angegriffen. Hunger und angestammte Ungeselligkeit veranlassen unter den Spitzmäusen selbst grimmige Kämpfe, sobald Einige auf einander treffen; die auf dem Platze bleibende wird von der andern verzehrt, und sperrt man mehrere in einem Zuckerglase zusammen, so werden die schwächeren stets von den stärkeren aufgefressen. Ihre Stimme ist hellpfeifend und zwitschernd, und ihr Biß, der früher für giftig gehalten wurde, außerordentlich schmerzhaft. In der Geschichte des Aberglaubens spielen die Spitzmäuse eine große Rolle: man glaubte, daß sie den Pferden in den Bauch kröchen, den Kühen das Euter zernagten, und daß durch ihre bloße Berührung die Hausthiere erlahmten; daß ihr Biß giftig sei, berichteten schon Aristoteles, Plinius und Agricola, und der lateinische Name Mus araneus bezeichnet sie als eine Maus, deren Biß so giftig sei, als der einer Spinne (Aranea), weßhalb man auch früher in England die Zweige einer Spitzmaus-Esche, d. h. einer Esche, in deren angebohrtem Stamme eine lebende Spitzmaus eingeschlossen war, als heilsames Mittel gegen diese angebliche Vergiftung aufzulegen pflegte. — Schneeweiße oder gelblichweiße Spitzmäuse mit rothen Augen, muntere possirliche Thierchen, die häufig als Spielart vorkommen, hält man öfters zum Vergnügen in großen Zuckergläsern, in welche man Rasen und feuchte Erde thut; sie lassen sich mit Weißbrod, Milch, Speck, Nüssen und Käfern lange Zeit erhalten, und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort.

William Eaton.

Unter allen civilisirten Völkern waren es zuerst die Amerikaner, die sich dem schmachvollen Ansinnen der Barbaresken widersetzten, den Raubstaaten einen jährlichen Tribut zu erlegen, um im mittelländischen Meere vor den Angriffen ihrer Räuberschiffe gesichert zu sein, ein Beispiel, welchem die europäischen Mächte erst 25 Jahre später folgten. Was die europäische Politik länger als ein Jahrhundert geduldet, dem wagte Eaton, dessen Namen man in Europa kaum kennt, mit unbedeutender Unterstützung entgegen zu treten, und sicher wäre schon damals einer der Raubstaaten, Tripolis, völlig unterworfen worden, wären die amerikanischen Friedens-Kommissarien nicht so vorschnell mit Abschließung ihrer Verträge gewesen. Amerika gab auch hier ein lehrendes Beispiel, und dem General Eaton gebührt die Ehre, sein Vaterland von einem Tribute befreit zu haben, den abzutragen jedes seefahrende Volk sich schämen mußte.

William Eaton, der Besieger der Tripolitaner, ward am 23. Februar 1764 zu Woodstock, einer bedeutenden Ortschaft im Kanton Windham, des Staats Connecticut, nahe an der Grenze von Massachusetts geboren. Er war der Sohn eines Landmanns, der bei sehr beschränktem Vermögen dreizehn Kinder zählte. Der Knabe zeigte frühzeitig Anlage, und erhielt auf der Akademie seines Geburtsorts, die eines trefflichen Rufs sich zu erfreuen hatte, eine gute Schulbildung. Etwa 16 Jahre alt, entlief er seinem väterlichen Hause und ließ sich bei der Armee der Vereinigten Staaten anwerben, und blieb bei derselben ein Jahr als Diener eines Offiziers. Kränklichkeit zwang ihn nach Hause zurückzukehren, doch, so wie er sich wieder hergestellt fühlte, ging er wieder in Dienst bis 1783, wo er nach vollendeter Kapitulation als Feldwebel seinen Abschied erhielt. Nach seiner zweiten Rückkehr zu seinen Eltern widmete er sich dem Studium der lateinischen und griechischen Sprache, und brachte es so weit, daß er auf die Hochschule in Dartmouth zugelassen ward. Vom 1. Jan. 1788 bis August 1791 stand er einer Schule zu Windsor, im Staat Vermont, als Direktor vor, und zeichnete sich durch seine Kenntnisse der alten Sprachen so sehr aus, daß ihn die genannte Hochschule zum Magister (Bachelor of Arts) freiwillig erhob. Im Oktober 1791 ward er zum Sekretär des Hauses der Delegaten des Staats Vermont gewählt, und durch den Einfluß eines Senators des Staats Vermont beim Kongresse, erhielt er 1792 eine Hauptmannsstelle bei der amerikanischen Armee. Als Werbeoffizier leistete er jetzt gute Dienste, und fuhr später mit seiner Kompagnie den Ohio abwärts zur West-Armee nach Legionville, wo er sich in mehreren Gefechten und auf Streifzügen gegen die Indianer auszeichnete. 1795 kommandirte er 160 Mann virginischer Soldaten, einen Theil der Truppen, welche dort aufgestellt waren, um die Florida-Indianer in Schranken zu halten. Streitigkeiten mit einem Stabsoffizier veranlaßten, daß er nach Philadelphia, dem damaligen Sitz der Generalversammlung, geschickt ward. Dort ward er von der Vollziehungsbehörde, und namentlich von dem damaligen Präsidenten, dem großen Washington, auf's Beste empfangen, und endlich im Jahr 1797 zum Konsul in der Stadt und dem Barbareskenstaate Tunis ernannt, wohin er ohne Verzug absegelte. Hier ward er mit dem Bey in mancherlei Unterhandlungen und Zwistigkeiten verwickelt, welche er mit außerordentlicher Geschicklichkeit, und oft mit Gefahr seines Lebens durchführte. — Im Jahre 1801 erklärte der Pascha von Tripolis den Vereinigten Staaten den Krieg. Der regierende Barbareske hatte sich gewaltsam des Reichs bemächtigt, und der rechtmäßige Pascha, sein Bruder, Hamed Pascha, lebte zu Tunis in der Verbannung. Mit diesem verabredete Eaton einen Plan, den Usurpator zu Lande anzugreifen, während das amerikanische Geschwader im mittelländischen Meere ihn von der Seeseite bedrängen sollte. Im Jahre 1803 reisete er nach den Vereinigten Staaten, und dort ward ihm am 30. März zu Washington die Leitung einer Unternehmung an der Küste der Barbarei übertragen, welche den Zweck hatte, die in der Sklaverei des Pascha von Tripolis gerathenen Bürger der Vereinigten Staaten zu befreien; sein Privatplan, von jener Regierung dadurch günstige Friedensbedingungen zu erzwingen, daß er mit einem Thronbewerber und einem inländischen Heere im Rücken des Feindes vordringe, ward vom Präsidenten Jefferson und seinem Rathe gebilligt, und Hamed Pascha, der sich seitdem durch Eatons Vermittlung, seiner Verbannung in Tunis entzogen hatte, stand bereits zu Derne an der Spitze eines Heeres Araber, und hatte schon bedeutende Vortheile über das Heer seines Bruders errungen. — Eaton bewirkte, daß der Präsident beschloß, dem Pascha als Anlehen einige Stücke leichtes Geschütz, 1000 Gewehre nebst Zubehör und 60,000 Dollars zur Unterstützung zu schicken. Diese Vorräthe wurden von dem Geschwader zu Hampdon Roads, der Mündung der Chesapeake-Bay gegenüber, an Bord gebracht, es vergingen aber zwei Monate, ehe die Kriegsschiffe absegeln konnten, und mittlerweile kam die Nachricht nach Washington, daß Hamed Pascha aus Mangel an Kriegsvorräthen sein Heer entlassen und sich nach Alexandria in Egypten begeben habe. Die republikanische Vollziehungsgewalt verlor dadurch das Vertrauen zu jener allerdings abenteuerlichen Unternehmung, und ließ das Geld ꝛc. wieder ausschiffen; Eaton aber verlor den Muth nicht, und beschloß, auch ohne die Hülfe seiner Regierung, dem Pascha, der ihm vertraut hatte, beizustehen. Er segelte im Juli 1804 mit dem Geschwader der Vereinigten Staaten nach dem mittelländischen Meere ab und langte im November vor Alexandria an, wo er unter dem Titel eines amerikanischen Agenten auftrat. Im December erreichte er Groß-Cairo, wo er erfuhr, Hamed Pascha habe sich, bewogen durch eine Reihe von Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, den Mamelucken angeschlossen, und stehe als Befehlshaber einer kleinen Schaar Tripolitaner und arabischer Hülfstruppen in

Ober-Egypten. Eaton wirkte beim Vicekönig eine Amnestie für Hamed Pascha, und die Erlaubniß aus, die türkische Armee ungehindert passiren zu dürfen, und so trafen sich die beiden Freunde, der Amerikaner und der Afrikaner, in der Nähe von Alexandria, wo eine förmliche Konvention abgeschlossen wurde, deren achter Artikel festsetzte, daß Eaton als General und Oberbefehlshaber der Landtruppen anerkannt werden sollte, so lange sie gegen den gemeinschaftlichen Feind, den regierenden Pascha von Tripolis, im Felde ständen. Am 8. März 1805 brach die Karavane vom Araber-Thurm, 9 Meilen westlich von Alexandria, wo die Konvention geschlossen war, auf. Bei Eaton befanden sich 9 Amerikaner, 25 Artilleristen und 38 Griechen; der Pascha hatte ein Gefolge von 90 Mann. Ein Haufe berittener Araber schloß sich an. Mit diesen, den Knechten und Kameeltreibern, zählte diese Land-Expedition 400 Mann, 107 Kameele und einige Esel. Nach einem schrecklichen Marsche durch die Wüste erreichte dieser jammervolle Heereszug am 15. April die Küste, der Insel Bomba gegenüber, wo die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten, der Argus, Kapitän Hull, und der Hornet, lagen, von denen die halb verhungerte Karavane mit Mundvorrath versehen wurde, um den Marsch nach Derne fortsetzen zu können. Ueber sein ritterliches Abenteuer erstattete Eaton selbst, von Derne aus, folgenden merkwürdigen Bericht an Sam. Barron, dem Oberbefehlshaber des amerikanischen Geschwaders: „Hindernisse, die ich vornämlich der Fahrlässigkeit unsers Verpflegungsamtes zuzuschreiben hatte, waren die Ursache, daß ich Alexandria erst am 3. März verlassen konnte. Die Araber-Schaar, welche dem Pascha von jenem Orte ab begleitet hatte, und sich ihm auch auf dem Wege anschloß, schleppten Weiber, Kinder und Heerden mit sich, wodurch unser Zug durch die Wüste verzögert und widerwärtig wurde; letzteres um so mehr, als der plünderungssüchtige Haufe nur schwer in Ordnung zu halten war. Muthlosigkeit nahm überhand, die zuweilen bis zur Meuterei stieg, vornämlich, da uns fast täglich Nachrichten zukamen, der Feind habe sich auf's Furchtbarste verstärkt und wolle sich auf's Aeußerste vertheidigen. Erst am 15. April erreichte ich die Gegend der Insel Bomba, 105 deutsche Meilen westlich von Alexandria. Wir waren 25 Tage ohne Fleisch und 15 Tage ohne Brod gewesen, und hatten blos nothdürftig von Reis gelebt. Glücklicherweise entdeckten wir am nächsten Morgen den Argus, welchem ich Rauchsignale machte, der sie auch bemerkte und erwiederte. Der Hornet erschien bald darauf, und Kapitän Hull schickte ein Boot ab, mit welchem sich Eaton an Bord begab. Zu rechter Zeit versorgten uns diese Schiffe mit Lebensmitteln, welche unser halb verhungertes Volk neu belebten; kein Augenblick ward verloren und rasch gings vorwärts. Am 25. April faßten wir auf einer Anhöhe hinter Derne, 25 Meilen westlich von Bomba, Posto. Einige Häuptlinge kamen heraus, dem Pascha Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit darzubringen; durch sie erfuhr ich, daß die Stadt Derne, welche dem Staate Tripolis blos ein Schutzgeld von 6000 Piaster bezahlt, aus drei Bezirken besteht; zwei waren dem Hamed Pascha zugethan, einer aber wollte mit ihm nichts zu schaffen haben. Dieser Bezirk war freilich der am mindesten bevölkerte, aber der stärkste durch seine Lage und Hülfsquellen; er ward durch eine Batterie von 8 Kanonen vertheidigt; überall waren Schanzen aufgeworfen, denn dieser Theil der Stadt stößt an's Meer und ist der Wohnsitz des Bey's, und die Mauern der Häuser waren nach allen Richtungen mit Schießscharten für Kleingewehr versehen. — Am Morgen des 26. wurden dem Bey Friedensanträge gemacht, unter der Bedingung, dem rechtmäßigen Oberherrn den Eid der Treue zu leisten. Der Parlamentär kam aber mit der wahrhaft lakonischen Antwort zurück: „Mein Kopf oder die Eurigen!" — Um 2 Uhr Nachmittags kam der Nautilus an und ward angerufen. Am 27. Morgens 6 Uhr erschien der Argus und der Hornet und liefen an. Ein günstiger Landwind machte es dem Nautilus und dem Hornet möglich, sich der Küste zu nähern, die ein steiler, rauher Felsabhang ist. Mit vieler Mühe landeten wir, und ein Feldstück ward an das Gestade hinaufgezogen. Es waren zwar zwei Feldstücke im Boote hergeschickt worden, aber die Besorgniß, diese günstige Gelegenheit zum Angriff möchte uns verloren gehen, bewog mich, das andere an Bord zu lassen. Wir rückten in unsere Positionen vor. Die Schiffe fingen zu feuern an. Lieutenant Evans mit dem Nautilus segelte vor, ankerte 100 Yards von der Batterie und eröffnete ein wohlgerichtetes Feuer. Lieutenant Dant mit dem Hornet segelte heran und ankerte in einer Stellung, wo er sein Geschütz auf die Batterie und die Stadt richten konnte. Der Kapitän Hull, mit dem Argus von 18 Vierundzwanzigpfündern, ließ sein Schiff etwas südlich vom Nautilus, so daß seine Kugeln bis in die Stadt reichten. 60 amerikanische Marinesoldaten, 24 Artilleristen und 26 Griechen, mit ihren Offizieren, alle unter dem unmittelbaren Kommando des Lieutenant O'Bannon, nebst einigen Arabern, hatten eine Höhe vor dem bedeutenden Haufen Feinde besetzt, welcher die Schanzen und eine Schlucht am südöstlichen Ende der Stadt besetzt hielt. Unser Pascha nahm ein altes Kastell im Südsüdwesten der Stadt und ließ seine Reiter die Ebene im Rücken besetzen. Um 2 Uhr ward das Feuer allgemein; von allen Seiten trafen Tripolitaner und Amerikaner auf einander. In dreiviertel Stunden war die Batterie zum Schweigen gebracht, aber noch nicht verlassen, obgleich die meisten Feinde aus jener Gegend eilends fortliefen, und sich dem Haufen anschlossen, welcher gegen die Handvoll Christen stand, die mit mir die Anhöhe besetzt hielt, welche ihnen unser verwundbarster Punkt zu sein schien. Unglücklicherweise ward unser Feldstück am Feuern gehindert, da demselben ein Ladstock zerschossen war. Das Kleingewehrfeuer des Feindes wurde zu heftig und nahm fortwährend zu. Unsere Truppen geriethen in Verwirrung und, undisciplinirt, wie sie waren, konnte man sie nicht wieder in Ordnung bringen. Ein

Sturmangriff schien nun das letzte, einzige Hülfsmittel; so drangen wir gegen eine zehnmal zahlreichere Schaar von Barbaren vor. Sie flohen ohne Ordnung in ihre Schanzen, und feuerten auf ihrem Rückzuge von jedem Palmbaum, und aus jedem Versteck am Wege. Ich erhielt einen Schuß durch die Handwurzel, so daß ich nicht mehr feuern konnte. Herr O'Bannon mit Herrn Mann aus Annapolis drangen mit ihren Seesoldaten, den Griechen und den Kanonieren, welche für die Handhabung des Feldstücks nicht mehr nothwendig waren, durch einen Hagel von Musketenkugeln, die aus den Schießscharten der Häuser auf sie herabrasselten, vor, nahmen Besitz von der Batterie, pflanzten die amerikanische Flagge auf die Wälle und kehrten die Kanonen gegen den Feind, der nun, von den Außenposten vertrieben, blos aus den Häusern feuerte, woraus er bald durch die Kugeln der Schiffe verjagt ward, welche während des Sturmangriffs das dahin gerichtete Feuer eingestellt hatten. Der Pascha nahm Besitz vom Palaste des Bey, seine Reiterei fiel dem fliehenden Feinde in die Flanke, und bald nach 4 Uhr war die ganze Stadt in unserem Besitz. Das Gefecht dauerte 2½ Stunden. Der Bey floh zuerst in eine Moschee, dann in ein Harem, das sicherste Heiligthum der Türken."

Eaton faßte Posto in der Batterie, ließ Schanzen aufwerfen und Kanonen aufpflanzen, um auf alle Fälle gegen eine Contre-Revolution gefaßt zu sein. Von den wenigen Christen, die mit ihm kämpften, waren 14 getödtet und verwundet, meistens Griechen, die in diesem kleinen Gefechte ihren alten Ruf der Tapferkeit bewährten. Die Schiffe richteten ihr Feuer mit größter Geschicklichkeit und leisteten die trefflichsten Dienste; die Herren O'Bannon und Mann zeigten sich als herzhafte, unternehmende und erfahrene Offiziere, und ein junger Engländer, Herr Farquhar, der bei dem Marsch durch die Wüste als Freiwilliger diente, und alle Beschwerden standhaft ertrug, erzeigte unserem Eaton viel Liebe und Unterstützung. — Der Besitz von Derne war durch die Einnahme keinesweges gesichert. Eine Armee des regierenden Pascha von Tripolis, von mehreren tausend Mann, näherte sich der Stadt, ward aber am 13. Mai von Eaton und seiner kleinen Schaar mit beträchtlichem Verluste zurückgetrieben. Am 2. Juni erneuerte dieselbe ihren Angriff, hatte aber kein besseres Schicksal. Am 10. Juni rückten die Tripolitaner, die bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatten, von neuem gegen Derne vor, wurden aber mit Ernst empfangen, und durch die muthige Anwendung der Artillerie, welche Eaton selbst leitete, blieben über 5000 Feinde auf dem Platze. Leider blieben diese glorreichen Siege und die muthige Gegenwehr Eatons ohne den günstigen Erfolg, da schon am 11. Juni die officielle Nachricht einging, daß die amerikanischen Unterhändler auf dem Geschwader vor Tripolis, von welchem aus die Stadt bereits beschossen worden war, mit dem Usurpator einen Frieden abgeschlossen hatten. Eaton wurde von Herrn Lear, der die Unterhandlungen leitete, aufgefordert, Derne zu räumen, und sich mit seinen Griechen und Amerikanern auf die Schiffe zu begeben; eine Sache, die aber im Geheim geschehen mußte, damit seine arabischen Hülfstruppen ihn nicht daran hindern möchten. Hamet Pascha schiffte sich auch mit ein, und lebte später ruhig in Woodstock, Eatons Heimath, wo er sich ankaufte; die Araber entflohen in's Gebirge, und so endete der rühmliche, romantische Heereszug, worin die Amerikaner auf afrikanischem Boden einen außerordentlichen Unternehmungsgeist und Muth bewiesen hatten, welcher, nach den amtlichen Berichten der Friedens-Kommissarien, wesentlich mit dahin wirkte, den Raubstaat Tripolis zu Friedensbedingungen zu bewegen, die sehr günstig für die Vereinigten Staaten ausfielen, und sie von dem schmähligen Tribut befreiten, den Europäische Mächte noch 25 Jahre länger zahlen mußten. — Eaton, welcher gehofft hatte, die Mauern von Tripolis erreichen, und dem Usurpator unbedingte Unterwerfung vorschreiben zu können, war höchst unzufrieden mit dem voreilig abgeschlossenen Vertrage. Er kehrte im August nach den Vereinigten Staaten zurück, ward dort mit den schmeichelhaftesten Merkmalen der Volksgunst und Bewunderung empfangen, und Präsident Jefferson erwähnte in der Botschaft an den Congreß Eatons Verdienste und Leistungen. Ein Beschluß im Hause der Repräsentanten, ihn mit einer Medaille zu beschenken, wurde, nachdem der Antrag lange von beiden Häusern heftig debattirt worden war, durch eine geringe Majorität verworfen. Der gesetzgebende Körper von Massachusetts indessen, machte ihm mit einem Strich Landes von „zehn tausend Acres“ ein Geschenk, als Beleg „zu der Meinung von seinem unverzagtem Muthe und seinen glänzenden Dienstleistungen.“

Im Winter von 1806—1807 bemühte sich der berüchtigte Aaron Burr, ihn in seinen Verschwörungsplan zu ziehen, doch ohne Erfolg, und im Verhör gegen Burr zu Richmond, gab Eaton vollständiges Zeugniß gegen ihn ab. Um diese Zeit ward Eaton zum Repräsentanten in den gesetzgebenden Körper von Massachusetts erwählt, leider wurden aber daheim die Thaten seiner früheren Berühmtheit und seine Wohlfahrt, durch die Gewohnheit des Trunkes, welche er annahm, verdunkelt, und es wäre wünschenswerth, man könnte über den letztern Theil seines Lebens, der nur das Bild rücksichtsloser Unmäßigkeit lieferte, die eben so nachtheilig auf seine Gesundheit, wie auf seine Vermögensumstände wirkte, einen Schleier ziehen. — Er starb 1811, früh dahin welkend, und hinterließ eine achtungswerthe Familie, eine Gattin und fünf Kinder. — In seinem Aeußern war General Eaton von schöner Gestalt und robustem Körper; er war ein freisinniger Mann, und sein Betragen einnehmend. Er besaß gründliche Kenntnisse der Französischen und Italienischen Sprache, ebenso der Geschichte, Geographie und Taktik, und seine officielle und Privat-Korrespondenz zeichnete sich durch Scharfsinn und Energie in hohem Grade aus.

Scheibenflossenartige Kehlflosser und die Seeratze.

(Taf. 39.)

Die Scheibenflosser, Discoboli, deren Brustflossen eine Scheibe bilden, machen die dritte Familie der Kehlflosser, Malacopterygii subbrachiati s. jugulares, aus, die sich vor anderen Fischordnungen dadurch charakterisiren, daß bei ihnen die Bauchflossen in der Gegend der Kehle unter den Brustflossen stehen. Man scheidet sie in sechs Gattungen: 1) Napfmuschelfische, Lepadogaster, deren breite Brustflossen sich etwas nach vorn biegen, und sich unten an der Kehle durch eine nach vorn gerichtete Querhaut vereinigen, die aus den beiden verbundenen Bauchflossen besteht; ihr Körper ist glatt, ohne Schuppen, die Schnauze vorstehend und vorstreckbar, und die wenig gespaltenen Kiemen haben 4 oder 5 Strahlen. Der Gouani, Lepadogaster gouani, Fig. 4, ein kaum 4—5 Zoll langer Fisch, ist grünlich, mit braunen Flecken bestreut, über den Augen sind zwei halbmondsförmige, dunkelgraue Flecken; die Augen sind groß, das Maul weit, und die einfache weiche Rückenflosse zieht sich bis zum Schwanze. Man findet ihn in der Nordsee und im Mittelmeere; Fig. 3 c, zeigt dessen sogenannten Napf, der durch die häutigen Flossen gebildet wird. — 2) Sauger, Gobiesox gyrinus, Fig. 1, der Kopf desselben ist dicker und breiter als der, nur 6—8 Zoll lange Körper; er hat zwei nicht vereinigte Brustflossen, von denen die eine sehr klein ist, und die Rückenflosse am Ende des Schwanzes. Man findet ihn in allen europäischen Meeren. — 3) Bauchsauger, Cyclopterus, bei denen die Bauchflossen eine durch Strahlen gestützte Hautscheibe bilden; die Brustflossen desselben sind sehr breit, das Maul ist weit, und die nach unten geschlossenen Kiemen haben 10 Strahlen; mit der hohlen, eiförmigen Hautscheibe können sie sich an Felsen anheften; ihre Haut ist klebrig, ohne Schuppen, aber mit kleinen harten Knötchen bestreut. — 4) Seehase oder Lumpsauger, Liparis lumpus, mit an der Seite gedrückten, weichen, verlängerten Körper, langer Rücken- und Afterflosse. — 5) Schiffshalter, Remora oder Schildfisch, Echeneis osteochinus, Fig. 3 a, der sich durch die, nach hinten gerichtete, am Hinterrande gezähnelte, knorpelige und bewegliche Kopfplatte auszeichnet, deren er sich wie eines Schröpfkopfes bedienen, und so an Körper anheften oder mit den Rändern einhaken kann, wodurch die Fabel entstand, daß er ein Schiff in vollen Segeln aufhalten könne. Er ist bis 2 Fuß lang, rußschwarz, mit einigen blauen Binden, und der Körper mit einer glänzenden, klebrigen Haut überzogen. — Der rothbraune Schildfisch, Echeneis naucrates, wird 3—4 Fuß lang und ist im atlantischen Ocean zu finden. In Fig. 3 b, ist dessen Saugscheibe vorgestellt. — 6) Schlangenkopf, Ophicephalus, der stumpfe Kopf dieser letzten Gattung der Scheibenflosser ist niedergedrückt, die Schnauze kurz, die Kiemenhaut fünfstrahlig, und Kopf und Körper sind mit großen Schuppen bedeckt, von denen die des Bauches unregelmäßig vertheilt sind.

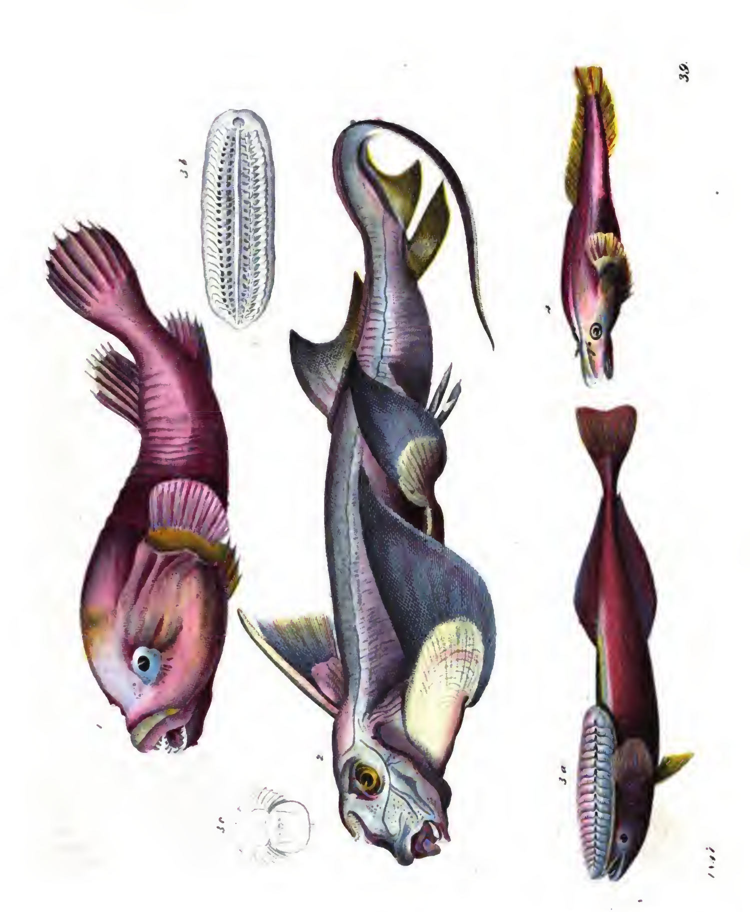
Die Seeratze, Seekatze, Spöke oder Affenfisch, Chimaera monstrosa, Fig. 2, welche zu den Freikiemern, Eleutherobranchi, gehört, gleicht in der Gestalt und in der Stellung der Flossen, so wie in den knochigen Anhängseln an den Bauchflossen, ganz den Hayen, hat aber nur eine Kiemenspalte und der kleine Kiemendeckel ist unter der Haut verborgen. Die Seeratze ist gewöhnlich von 4—6 Fuß lang, findet sich aber auch, wenn gleich selten, von 8, 10 und 12 Fuß Länge. Der Schwanz läuft in einen sehr langen Faden aus; die erste Rückenflosse steht auf dem Nacken und hat vorn einen langen Sägestachel, die zweite läuft fast über den ganzen Schwanz; die Brustflossen sind sehr lang und spitzig. Die Haut ist silberglänzend und braun gefleckt. Die vortretende, kegelförmige Schnauze ist stumpf, nach oben gerichtet, und mit regelmäßigen Reihen von Löchern durchbohrt; die obere Lippe bildet eine Hasenscharte, und in derselben stehen die Nasenlöcher zwischen Windungen und Lappen, die denen der Hufeisennase (Rhinolophus) gleichen; jeder Mundwinkel verlängert sich in einen Lappen; die großen Augen, welche wie Katzenaugen leuchten sollen, haben einen grünen Stern mit weißem Ring, und zwischen den Augen befindet sich ein Fleischlappen, der in einen Busch feiner Stacheln oder dorniger Zähne endigt, nach welchem Anhängsel man den Fisch in Norwegen auch den „Fischkönig“ nennt. Man findet die Seeratze oder Seekatze, die diese Namen von ihren lebhaften, geschmeidigen Bewegungen erhalten hat, im mittelländischen Meere, der Nordsee und dem Nordmeere, eine größere Art auch in der Südsee und dem südlichen atlantischen Ozean, wo sie den Zugfischen folgt, von Fischen, Krebsen und Korallen lebt, und in der Nordsee manchmal im Netze mit den Häringen und Dorschen gefangen, ihres zähen Fleisches wegen aber nicht gegessen wird. Aus der Leber läßt man Oel tropfen, das gut für Wunden und in Augenkrankheiten sein soll, und die Eier, die 2—3 Zoll groß werden und lederartig sind, werden gegessen.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

16. Hackelberg, der wilde Jäger.

Auf der Harzburg lebte vor Zeiten ein Ritter, Hackelnberg genannt, ein grimmiger und rastloser Jägersmann. Er ehrte nicht den Sonntag und achtete des Landmanns Mühen nicht, sondern raste über die Fluren und zerstampfte die goldenen Aehren um das schlaue, flüchtige Wild. Da träumte ihm in einer Nacht, ein furchtbarer schwarzborstiger Eber, den er schon mehrere Tage vergebens gehetzt hatte, werde ihn auf den



Tod verwunden. Am Morgen aber, als er aufwachte, achtete er des Traumes nicht, sondern fuhr wie gewöhnlich rasch von seinem Lager auf, warf sein Jagdkleid über, rief seine Jäger und Hunde zusammen, und ritt wie alle Tage in den Wald hinaus. Es dauerte nicht lange, da sah er den Eber, welcher ihm im Traume erschienen war, und griff ihn sogleich mit Waidmesser und Jagdspieß an. Der Eber wehrte sich muthig, und lange blieb der Kampf unentschieden. Endlich aber erlag doch das grimmige Thier, und hauchte auf dem feuchten Moor seinen letzten Athem aus. Da lachte, seines Traumes spottend, Ritter Hackelnberg laut auf, und stieß mit dem Fuße spöttisch nach des Feindes struppigem Haupte. Mit solcher Gewalt aber trat er zu, daß der scharfe Hauer des erlegten Thieres seinen Stiefel durchdrang und in das Fleisch des Siegers hineinfuhr. Hackelnberg fühlte den Schmerz wohl und zuckte zusammen; doch achtete er anfänglich die Wunde nicht, sondern setzte die Jagd fort bis zum Abend.

Als er nun aber nach Hause kam, war sein Fuß bereits so angeschwollen, daß ihm der Stiefel, den er nicht ausziehen konnte, vom Beine heruntergeschnitten werden mußte, und den dritten Tag nach der Jagd lag er im Sterben.

Da sprach er: „Was hilft es mir, wenn ich in's Himmelreich kommen sollte! Ich möchte jagen können durch Wald und Feld bis zum Tage des jüngsten Gerichts!“

Kaum war dieser frevle Wunsch seinen Lippen entflohen, so starb er.

Seit jener Zeit nun wird es, sobald die herbstlichen Stürme durch die Bäume sausen, lebendig im Harzwalde. Um Mitternacht raset der tobende Hackelnberg über die Berge mit seiner wilden gespenstischen Jagd. Voran fliegt die Tutursel, vormals eine sündhafte Nonne, in Gestalt einer gewaltig großen Ohreule, und heult ihr Uhu! Uhu! schauerlich durch die Nacht. Der Tutursel folgt ein endloser Zug von heiser kläffenden Hunden und kreischenden Jagdbuben, und füllt mit gellendem Hussah die Lüfte. Zuletzt kommt der wilde Hackelnberg, spornt seinen feuersprühenden Rappen, schwingt die knallende Peitsche, und dräuet mit blitzendem Wurfspeer.

Wenn der späte Wandersmann die Tutursel hört, so wirft er sich in den Sand oder auf das schwellende Waldmoos, und verbirgt sein Gesicht, bis der höllische Spuk über ihn hingerauscht ist. Kein kluger Jägersmann streift in dem Revier, wo Nachts zuvor der wilde Jäger gehaust hat; denn sein Gewehr würde nicht losbrennen, und ohne Beute, wenn nicht gar verwundet, würde er nach Hause zurückkehren.

---

17. Der heilige Rupert.

Zur Zeit, als Karl der Große noch auf Erden wandelte, lebte zu Bingen am Rhein ein mächtiger Herzog. Er hatte eine schöne und sittsame Tochter, Bertha genannt, welche er mit dem tapferen Heidenfürsten Roland vermählte, in der Hoffnung, den jungen Helden durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bekehren.

Die schöne Bertha bändigte auch wirklich eine Zeit lang das wilde Gemüth ihres Gemahles; aber nur zu bald kehrte derselbe zu seiner vorigen Lebensweise zurück, und seine edle Gemahlin mußte von seiner Rohheit vielfache Unbilden ertragen.

Duldend und leidend blieb sie einsam in ihrem Gemache, und ihre einzige Freude war ihr Söhnlein, der kleine Rupert, welchen sie in allen Tugenden der christlichen Religion erzog. Ihr Gatte stürzte sich indeß tollkühn in das Getümmel von Fehden und Schlachten, bis er endlich, im Kampfe erschlagen, todt auf dem Wahlfelde blieb.

Nach seinem Abscheiden widmete Bertha vollends ihre Kräfte der Erziehung ihres Sohnes, und dieser wurde so mächtig von den mütterlichen Lehren ergriffen, daß er selbst die fröhlichen Ritterspiele zu üben verschmähte, und immer nur der Wohlthäter armer Kinder sein wollte. Wenn er eine Schaar armer Knaben um sich versammelt hatte, so führte er sie zu seiner Mutter und sagte: „Siehe Mutter, deine Kinder!“ Und die Mutter antwortete sanft: „Ja, mein lieber Sohn, sie sind deine Brüder.“

Rupert's Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums:

„Brich erst den Hungrigen das Brod, bedecke erst die Nackten mit deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“

So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen erworben hatte, so verächtlich sahen die jungen Ritter und fürstlichen Großen des Landes auf ihn herab. Die jungen Edelknaben in der Nachbarschaft wollten nicht mehr mit ihm umgehen, und sagten ihm gerade zu, daß es seinem hohen Stande viel angemessener wäre, sich in ritterlichen Künsten zu üben, als sich mit schmutzigen Bettelbuben abzugeben. Aber alles Spotten konnte den jungen Fürsten nicht abhalten, auch fernerhin arme Kinder mit seinen Wohlthaten zu überhäufen.

Eines Abends schlief er auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein. Da sah er im Traume einen ehrwürdigen, schönen Greis und eine Menge von Knaben um ihn her, welche munter in das Wasser des Rheines sprangen. Der Alte wusch sie Einen nach dem Andern, und Alle kamen sie in schönerer Gestalt aus den Fluthen wieder hervor.

Als Rupert eine Zeit lang zugesehen hatte, erhob sich aus dem Strome plötzlich eine wunderbar liebliche Aue. Die schönsten Blumen und Kräuter erschlossen ihre Kelche auf ihr, und ein so köstlicher Wohlgeruch duftete aus den Blüthen, daß er rings umher die ganze Gegend erfüllte. Am Rande der Aue prangten Bäume und Gebüsche, aus deren saftgrünen Zweigen die köst-

lichsten Früchte hervorschimmerten. In den Aesten und zwischen ihren rothen und weißen Blühten flatterten muntere Vögelein umher, glänzend in den schönsten Farben, und aus den Gebüschen erscholl der süße Gesang von Lerchen und Nachtigallen.

Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern, und wies ihnen die Blumen und Früchte zum Genusse an. Rupert, ganz entzückt von dem herrlichen Schauspiele, wandte sich gegen den Greis und sagte flehend:

„O laß mich auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue verweilen!“

„Hier ist die Stätte deines Bleibens nicht,“ antwortete der Greis. „Du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort zum Himmelsbrode, und die Kleider, mit denen du ihre Glieder bedeckt hast, werden sich für dich in Kleider der Unschuld umwandeln.“

Bei diesen Worten des Alten sah Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen vielfarbigen glänzenden Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend schöne Engel mit goldglänzenden Fittichen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke das Jesuskind, vor dem ehrerbietig der kleine Johannes kniete. Zwei Engel kamen geflogen und brachten Christus ein Kleid, welches kurz zuvor Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Christus ließ sich von den Engeln damit bekleiden und sprach sodann: „Sehet, dieß ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben!“

Jetzt verschwand die Erscheinung; Rupert erwachte, und neben ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken. Rupert nahm ihn mit sich, ging nach Hause, und erzählte seinen Traum der Mutter. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts; er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein ganzes ferneres Leben dem Himmel zu weihen.

Als Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sei, sie zu verlassen und in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise anzutreten, wurde sie sehr betrübt und sagte weinend zu ihm:

„Bedenke doch, mein liebster Sohn, daß du mein einziges Kind bist, und daß auf dir allein die Erhaltung unseres edeln Fürstenstammes beruht. Wie soll ich ohne dich die Einsamkeit ertragen? Ich habe dir für Arme und Nothleidende nie unsere Schätze vorenthalten, und wie willst du nun Gott besser dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe bei deiner Mutter, und erhalte mir meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf das Weiterblühen unseres fürstlichen Geschlechts!“

Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach seiner betrübten Mutter, sie nicht zu verlassen.

Im Laufe der Zeit erwuchs nun der Knabe zu einem rüstigen Jünglinge, und seine Mutter umgab ihn mit edlen Männern und holden Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Es war das Alles aber eine vergebliche Mühe. Rupert, anstatt an dem geräuschvollen Leben Gefallen zu finden, faßte von Neuem den Vorsatz, nach Rom zu wallfahrten, und dieses Mal fester als das erste Mal. Er legte seinen stolzen Fürstenmantel von sich, zog ein einfaches Pilgerkleid an, nahm einen Stecken zur Hand, und ging zu der heiligen Stadt, wo er das Gelübde ablegte, für immer seinen Thron zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen.

Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Rom kehrte er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner trauernden Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, in denen er selber die niedrigsten Dienste verrichtete, und lebte mehr wie ein Einsiedler, denn als ein fürstlicher Herr. Anstrengende Nachtwachen untergruben und zerstörten vollends seine schon wankende Gesundheit. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben.

---

18. Der Gemsenjäger.

Auf den hohen Alpen und ihren Schneegefilden schweift scheu und flüchtig die Gemse umher, und ein kühner Jäger muß es sein, der sie erjagen und erlegen will. Da war aber ein Jüngling aus dem Thale, der war kühn und gewandt, und verfolgte mit frischem Muthe das Wild bis in seine äußersten Schlupfwinkel.

Eines Tages stieg er auf die Alpen hinauf, und stieg immer höher, und keine Gemse zeigte sich seinen Blicken, so fleißig er auch seine scharfen, blauen Augen umherschweifen ließ. Endlich gewahrte er einen schönen, feisten Bock, schlich sich an ihn heran, und wollte ihn eben mit seiner Kugel erlegen, als der Gemsbock ihn bemerkte und flüchtigen Laufes davoneilte. Unverdrossen setzte der Jäger ihm nach, klimmte weiter von Fels zu Fels, ohne der Gefahren zu achten, die ihn umringten, und gelangte endlich an eine Stelle, wohin er noch niemals gekommen war. Da hing auch hoch oben auf einer Felsenspitze der Gemsbock, und konnte nicht mehr rückwärts und auch nicht vorwärts, denn vor ihm gähnte ein furchtbarer, wohl zweitausend Fuß tiefer Abgrund.

„Jetzt wirst du mir nicht mehr entgehen,“ sprach der kühne Jäger, indem er seine Büchse an die Wange legte und zielte.

Die Gemse hoch oben sah ihren Verfolger mit stummen, flehenden Blicken an. Es war, als ob sie sagen wollte: „Was hab' ich dir gethan, daß du mich

bis auf die äußersten Alpenspitzen verfolgst? Ich bitte dich, schone meines Lebens!“

Der Gemsenjäger aber achtete nicht der Bitte des Thieres, er zielte scharf mit sicherer Hand, und wollte eben losdrücken, als plötzlich ein Felsen sich spaltete, und ein kleiner Greis hervorkam, der sich drohend neben den Jäger stellte. Er war kaum zwei Fuß hoch, aber ein ellenlanger, schneeweißer Bart fiel von seinem Kinn herab, und fegte den Felsen vom Staube rein.

„Warum verfolgst du meine Heerde und erlegst meine Gemsen?“ fragte der kleine Greis zornig. „Lange hab' ich dir schon aufgelauert, um mich an dir zu rächen, aber immer war es eine vergebliche Mühe. Jetzt jedoch sollst du mir deine Jagdlust mit dem Tode bezahlen!“

Der Jäger wurde blaß wie der Kalk an der Wand, und erschrak so furchtbar, daß ihm die Büchse aus der Hand fiel, und er beinahe von dem Felsen in den Abgrund getaumelt wäre. Doch faßte er sich noch zu rechter Zeit, warf sich dem Alten zu Füßen und flehte ihn um Vergebung an.

„Herr,“ sagte er, „ich wußte nicht, daß die Gemsen Euer Eigenthum wären, darum verzeiht mir, und schenkt mir noch ein Mal das Leben!“

Als der kleine Greis sah, daß es dem Jäger wirklich ernst sei, so besänftigte sich sein Zorn um ein Weniges und sein Blick wurde freundlicher.

„Gut,“ erwiederte er, „für dieses Mal sei dir dein Leben geschenkt, und wenn du mir versprichst, niemals wieder meine Heerde zu verfolgen, so will ich dir je am siebenten Tage von heute an einen Gemsbock schicken, den du des Morgens geschlachtet vor deiner Thüre finden wirst. Aber gib mir dein Wort darauf, nie wieder deine Büchse auf meine Gemsen abzudrücken.“

Der Jäger gab dem Alten Wort und Handschlag, worauf derselbe verschwand. Dann warf er seine Büchse auf den Rücken, sah noch einmal mit sehnsüchtigem Blick zu dem Gemsbock empor, und stieg alsdann nachdenklich die Felsen hinab, um nach Hause zurückzukehren.

Nun hatte der Jägersmann gute Zeit und konnte schlafen bis zum hellen Morgen. Auf die Jagd durfte er nicht, etwas Anderes als Schießen hatte er nicht gelernt, also trieb er sich unthätig unter seinen Kameraden umher, und stahl dem lieben Gott seine Tage ab.

Das ging eine Zeit lang recht gut, und der Müssiggang behagte dem Jünglinge. Und eines Morgens, am siebenten Tage, nachdem er den Alten gesehen, hing vor seiner Thür ein feister Gemsbock, so schön, wie er noch selten einen geschossen hatte.

„Ei,“ dachte er, „das ist ja schier, wie in dem Schlaraffenlande, wo die gebratenen Tauben den Leuten in's Maul fliegen!“

Er verkaufte den Gemsbock, und konnte nun wieder eine ganze Woche faulenzen, denn das Geld, so er lößte, reichte vollkommen für seine geringen Bedürfnisse hin.

So verstrich eine Woche nach der anderen, bis ein paar Monate herum waren. Da auf einmal wollte dem Jünglinge der Müssiggang nicht mehr schmecken, und er fing an, traurig und unzufrieden zu werden. Oft stand er vor der Thür seines Häuschens, schaute hinauf zu den Bergen, und betrachtete mit Sehnsucht die weiten Schneefelder und die schroffen Felswände, die er so oft mit Gefahr seines Lebens erstiegen hatte.

„Ach!“ seufzte er da manchmal, — „ich hätte doch nicht gedacht, daß es mir so schwer werden würde, ein mühevolles Leben gegen ein Leben ohne Arbeit und Sorge zu vertauschen!“

Wendete er dann schmerzlich den Bergen den Rücken zu und trat wieder in seine Hütte, so wurde er noch trauriger. Denn dort an der Wand hing die treffliche Büchse, mit der er schon so manche Gemse auf's Blatt geschossen, und der gute Lauf verrostete und das Schloß wurde blind.

„Ach!“ seufzte er, und nahm das gute Gewehr von der Wand, — „ach, wer doch wieder mit dir durch die Thäler und auf den Bergen schweifen könnte! Du verdirbst, wie ich, und der Rost verzehrt dich, wie mich der Gram!“

So klagte er und seufzte, bis endlich seine Sehnsucht nach dem Jagen so groß wurde, daß er sie nicht mehr zu unterdrücken vermogte. Eines Morgens, als eben die Sonne die höchsten Eisspitzen der Alpen mit rosiger Gluth färbte, riß er die Büchse von der Wand, hing Jagdtasche und Pulverhorn um, setzte sein Hütl auf, und ging geradeswegs auf die Berge los. Wohl klopfte ihm das Herz ein wenig, und es war ihm bange zu Muthe, wenn er des Versprechens gedachte, so er dem Alten vom Berge gegeben hat e. Doch dachte er: willst lieber sterben in deinem Berufe, als mit Kummer und Gram in Faulheit leben! — und schritt rüstig immer weiter fort. Als er die grünen Matten betrat, nach so vielen Wochen zum ersten Male, da jubelte er laut und jodelte und jauchzte, daß die hellen freudigen Klänge von den Felswänden wiederhallten. Denn das Herz war ihm gar so voll, und die alten bekannten Triften und Fluren lachten ihn so freundlich an, daß er sich gar nicht zu fassen wußte. Sein Lied verstummte erst, als er höher und höher stieg und sich nun der Region näherte, wo die Gemsen umherzuschweifen und zu weiden pflegten. Da schwieg er still, und ließ sein Auge umherlugen, um sich das Wild nicht entgehen zu lassen.

Es dauerte nicht lange, so gewahrte er auf einer kleinen Wiese dicht neben einem Gletscher, der seine Eismassen bis an das grüne Gras und die duftigen Kräuter des Thales vorschob, eine ganze Heerde von Gemsen, die da sorglos weideten und sich um den Jägersmann gar nicht zu bekümmern schienen. Zitternd vor Jagdbegierde schlich sich der Waidmann dicht an sie heran, bis nur noch eine tiefe und wohl hundert Fuß breite Schlucht ihn von dem Wilde trennte. Hier warf er sich auf seine Knie nieder, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne seiner Büchse, legte an, und wollte eben auf den Leitbock der Heerde abdrücken, als wie vormals

plötzlich der Berggeist vor ihm stand, und ihn mit zürnendem Auge anschaute.

„Du hast dein Wort gebrochen und mußt also sterben!" rief er so laut und grimmig, daß der Jüngling in seiner Seele erbebte und seine Büchse aus der Hand fallen ließ. Der Greis nahm sie und schleuderte sie in den Abgrund; dann warf er sich auf den Jüngling und stieß ihn, trotz seines Sträubens, hinter der Büchse her. Da lagen der Mann und sein Gewehr zerschmettert im Abgrunde, und kein menschliches Auge hat jemals wieder etwas von ihnen gesehen.

---

19. Vom Ritter Scharfenberg.

Im Lande Tirol lebte vor Zeiten ein edler und tapferer Ritter, Hans von Scharfenberg benamet, der war berühmt in allen Landen weit umher ob seiner Mannhaftigkeit und unverbrüchlichen Treue. Dabei war er stark wie ein Bär, und kühn wie ein Löwe, so daß ein Jeder ihn fürchtete, nur die Guten nicht. Denn denen that er nichts zu leide.

Eines Tages stand der Ritter an einem hohen Bogenfenster seiner stattlichen Burg, und sah hinab auf einen Anger, der grün und weich sich vor dem Burgberge ausbreitete. Und als er so hinschaute, gewahrte er einen seltsamlichen Anblick. Er sah vier Zwerglein, die trugen an vier vergoldeten Stangen einen köstlichen seidenen Thronhimmel, und unter dem Thronhimmel ritt ein fünfter Zwerg einher auf einem muthigen Rößlein. Dieser Fünfte mußte wohl ein König sein, denn auf seinem Haupte funkelte ein goldenes Krönlein, um seine Schultern hing ein purpurner Mantel mit Hermelin gefüttert, und ein kostbares Schwert klirrte in reichem Wehrgehäng an seiner Hüfte. Auch das Rößlein war auf das Herrlichste geschmückt. Der Zaum und die Steigbügel waren von lauterem Golde und so reichlich mit Edelsteinen geschmückt, daß Alles blitzte und funkelte. Auch der Sattel war mit Gold und Edelgestein beschlagen, und sah überaus schön und herrlich aus.

„Was mag das zu bedeuten haben?" dachte der Ritter von Scharfenberg. „Willst hinab gehen auf den Anger und dir die Leutchen ein wenig mehr in der Nähe besehen."

Er setzte sein Barett auf, gürtete sein Wehrgehäng um die Hüfte, und schritt mit raschen Schritten den Burgberg hinab, ohne vorher Jemandem von seiner Absicht ein Wörtlein zu sagen. Als er hinabkam, fand er die Zwerglein mitten auf der Wiese, und schwenkte grüßend vor dem Könige sein Barett. Der König sah ihn sehr freundlich mit seinen hellen Aeugelein an, und sagte: „Gott zum Gruße, Ritter Wilhelm! dich eben wollt' ich sprechen und bin darum hierhergekommen!"

„Woher weißt du meinen Namen?" fragte Ritter Scharfenberg verwundert. „Ich habe dich doch noch niemals gesehen und weiß nicht, wer du sein magst."

„Laß dich das nicht kümmern, guter Ritter," antwortete der Zwergkönig. „Sieh, der Ruf von deiner Treue und Tapferkeit ist bis in mein Reich gedrungen, und darum bin ich gekommen, um dich um Hilfe zu bitten. Ich führe Krieg mit einem Könige, der mächtiger ist, als ich, um ein schönes und großes Reich. Trotz der Stärke meines Feindes hat er mich doch bisher nicht überwinden können, und sucht mich nun durch List zu bewältigen. Der Stärke aber und List, wenn Beide vereinigt sind, vermag ich nicht zu widerstehen, und in meiner Noth gedachte ich mir einen Helfer zu erküren. Da riethen mir meine Freunde, ich solle dich zu meinem Verbündeten gewinnen, und ohne Zögern machte ich mich auf, um dich anzuflehen, mir Dienste zu leisten. Wenn du mir zu Willen sein willst, so ist mir geholfen, denn ich kann dir die Stärke von zwanzig Männern verleihen und dir eine Rüstung geben, die allen Waffen der Feinde widerstehen wird."

Der Ritter Scharfenberg schüttelte bedenklich sein Haupt, und sagte endlich: „Es freut mich wohl, daß du zu meiner Treue und Mannhaftigkeit Vertrauen hast, und ich würde dir auch gern gegen alle deine Feinde Beistand leisten nach meinen besten Kräften. Aber wie soll ich wissen, daß ich nicht im Dienste des Bösen gegen das Gute kämpfe? Antworte mir darauf, edler König!"

„Willst du mir helfen, wenn ich dich überzeuge, daß nichts Teuflisches in mir und an mir ist?" fragte der Zwergkönig.

„Ja, so Gott mir helfe!" antwortete Ritter Scharfenberg.

„Nun, dann sieh her!" sagte der Zwergkönig. „Hier auf dem Kreuzgriff meines Schwertes schwöre ich dir, daß ich an unseren lieben Gott glaube, und an seinen eingebornen Sohn Jesus Christus, und an den heiligen Geist!"

Als Ritter Scharfenberg diesen Schwur vernahm, da sah er wohl, daß er ein christliches Zwergköniglein vor sich hatte, und sprach:

„Wohlan, so verspreche ich dir, daß ich jederzeit auf deinen Ruf bereit sein will, für dich zu kämpfen, sei es zu Roß oder zu Fuß, mit Lanze oder Schwert, mit Kolben oder Streitaxt. Wenn du mir winkst, so will ich meine gute Rüstung anlegen und dir Beistand leisten mit meiner besten Kraft!"

Ueber dieses Versprechen freute sich der Zwergkönig so sehr, daß er dem Ritter Scharfenberg beinahe um den Hals gefallen wäre.

„Jetzt ist mir wieder leicht um's Herz," rief er aus; „denn nun will ich meinem Feinde schon obsiegen und die gerechte Sache wird triumphiren. Nach Ablauf von sechs Wochen komm um die nämliche Stunde, wie heute, mit Roß und Waffen hierher an diese Stelle, und halte dich bereit, einem Boten zu folgen, den ich dir senden werde. Versprich mir aber noch, keinem Menschen auch nur eine Sylbe von unserem Vorhaben zu verrathen, selbst deinem Weibe nicht, denn sonst wäre Alles umsonst. Versprich es mir bei deinem Ritterwort!"

Der Scharfenberger versprach's und reichte dem Zwergkönig zum Pfande seine Hand.

„So ist's gut," sagte dieser. „Und damit du siehst, daß du es mit keinem Undankbaren zu thun hast, stecke ich dir dieses Ringelein an den Finger. So lange das Ringelein dein ist, wirst du nimmer dein Hab und Gut verlieren, selbst wenn du tausend Jahre alt würdest, und dein Leben wird voller Glück und Freude sein. Wenn du aber dein Wort nicht hälst, so verliert der Ring seine Kraft, und dich selber trifft nichts als Unglück und Elend. Also hüte dich, Wilhelm von Scharfenberg!"

Der Ritter, seiner unverbrüchlichen Treue sich bewußt, lächelte nur über die Warnung des Zwergkönigs, der jetzo freundlich Abschied nahm, und in wenigen Augenblicken mit seinen Begleitern verschwand. Sein Rößlein trabte munter über den Anger und die vier Zwerge, welche den Thronhimmel trugen, liefen so hurtig neben her, daß ihre kleinen Füße kaum den Boden berührten. Die Ringe des goldenen Zaumes erklangen lieblich, wie silberne Glöcklein, und das leise Getön verhallte erst in weiter Ferne.

Eine ganze Weile lauschte Ritter Scharfenberg nach dem Klingen, selbst als die kleinen Gestalten schon längst seinen Augen entrückt waren, und kehrte erst spät und sehr nachdenklich zu seiner Burg zurück. Jetzt kam ihm die ganze Begebenheit vor, wie ein Traum, und in seinem Sinne dachte er, er hätte sich doch wohl ein wenig übereilt. Schon berente er sein Versprechen, und der Mißmuth wachte so stark in seiner Seele auf, daß seine Frau, als sie ihn zum Essen rief, sogleich merkte, wie irgend etwas sehr Wichtiges vorgefallen sein müsse.

„Was fehlt dir, lieber Mann?" fragte sie, indem sie ihm schmeichelnd die Wange streichelte. „Sage es mir, ich bitte dich!"

Ritter Scharfenberg blickte aber, ohne zu antworten, seine Frau nur grimmig an, und ging von ihr hinweg an die Tafel. Da aß er und trank er und suchte seinen Mißmuth zu verbergen. Aber der Zwergkönig kam ihm nicht aus dem Sinn, sein Versprechen gereute ihn immer mehr, und eine finstere Wolke schwebte auf seiner sonst immer heiteren und freien Stirn.

Die Frau war über die Maßen neugierig und hätte gar zu gern erfahren, was ihren Mann bedrückte, doch wagte sie nicht, ihn noch einmal zu befragen. Wohl aber nahm sie sich vor, ihn heimlich zu beobachten und nimmer aus den Augen zu lassen.

Ritter Scharfenberg traf indeß alle Vorbereitungen, wie zu einer nahe bevorstehenden Fehde. Er ließ seinen Schlachthengst mit neuem Eisen beschlagen und Sattel und Zaum ausbessern, ließ seine Rüstung von einem geschickten Waffenschmiede nachsehen und in Stand bringen, und schliff sein langes und breites Schlachtschwert mit eigener Hand. Denn ob ihn gleich sein Versprechen reute, war er doch fest entschlossen, es wie ein treuer und redlicher Mann zu halten, sollte er auch sein Leben darüber verlieren. Ihm bangte nur um sein Seelenheil. Und um sich auch darüber Beruhigung zu verschaffen, schickte er heimlich seinen Knappen zu seinem Beichtvater und ließ ihn bitten, er möge in der Nacht auf das Schloß kommen.

Der Beichtvater kam, und als er da war, schloß Ritter Scharfenberg die Thüre zu, so daß kein Lauscher seine Worte hören konnte, und beichtete ihm nun die ganze Begebenheit. Als er Alles erzählt hatte, da sprach er:

„Nun wißt Ihr, was mich drückt, Herr Pater, und könnt mir sagen, ob ich Recht that oder Unrecht."

„Ihr habt Recht gethan, Ritter," erwiederte der Pater. „Wenn der Zwergkönig eine teuflische Absicht hätte oder mit dem Fürsten der Finsterniß verbündet wäre, so hätte er nimmermehr schwören können, wie er gethan. Ziehet hin in den Kampf mit Gott und fechtet in gutem Vertrauen auf seinen Beistand. Wenn Ihr den Feinden erliegt, nun, so seid Ihr in ehrlichem Kampfe gefallen und habt einen Tod erworben, wie er einem tapferen Ritter geziemt."

Als der Ritter seinen Beichtvater also sprechen hörte, war sein Herz voll Freude, und alle Traurigkeit wich von ihm. Die düstere Wolke verschwand von seiner Stirn und er war heiter, wie zuvor. Hatte er doch nun nichts mehr für sein Seelenheil zu fürchten, das ihm vor allem Andern sehr am Herzen lag. Da nun des Scharfenberger's Frau sah, wie gänzlich umgewandelt ihr Mann war, forschte sie nach, und erfuhr von dem jungen Knappen, daß der Beichtiger Nachts bei dem Ritter gewesen sei. Alsogleich dachte sie, daß ihr Mann dem Pater gebeichtet und von diesem Trost empfangen habe, und nahm sich vor, den Pater zu fangen, und ihn zu zwingen, die Beichte zu verrathen. Denn auf solche Weise gedachte sie hinter das Geheimniß ihres Mannes zu kommen.

Und eines Tages, als Ritter Scharfenberg auf die Jagd geritten war, ließ sie den Beichtiger mit heuchlerischen Worten zu sich entbieten. Sobald er aber ganz arglos in ihr Gemach trat, ließ sie ihn von vier Knechten, die ihr ergeben waren, greifen und fragte ihn nun, ob er gutwillig gestehen wolle, was er in jener Nacht von ihrem Manne erfahren habe?

Der arme Pater wurde blaß und fürchtete Böses. Doch antwortete er standhaft:

„Frau, Ihr wißt, daß ein Beichtiger nichts von den Beichtgeheimnissen verrathen darf. Also laßt mich gutwillig gehen, oder fürchtet Schlimmes!"

„Fürchtet Ihr selbst Schlimmes," antwortete die Frau mit höhnischem Lachen. „Ihr verlaßt nimmer wieder lebendig dieses Gemach, wenn Ihr mir nicht haarklein Alles erzählt, was ich zu wissen begehre!"

Der Pater sträubte sich unter den Händen der Knechte, und hätte sich gern losgerissen und von ihrer Gewalt befreit. Die vier Männer waren ihm aber zu stark und packten ihn so fest, daß er nach kurzem Ringen kein Glied mehr rühren konnte.

„Wollt Ihr nun gestehen, oder nicht?" fragte die Frau.

Der Priester weigerte sich noch immer.

Da aber befahl das ergrimmte Weib ihren Knechten, dem Beichtiger ihre vier Dolche an Brust und Gurgel zu setzen und ihn augenblicklich niederzustoßen, sobald sie ihnen einen Wink gebe.

Die Knechte zogen die blanken Waffen, und als die scharfen Spitzen vor den Augen des Paters funkelten, da ergriffen ihn alle Schrecken des Todes, seine Entschlossenheit wich von ihm, und er erzählte haarklein Alles, was er wußte. Da war die Frau zufrieden, ließ den Pater gehen, schickte ohne Zögern zu den Freunden ihres Mannes und entbat sie zu sich. Und da sie kamen, sagte sie: „das und das ist meinem Manne begegnet, und Ihr könnt nun wohl denken, daß er in die Schlingen des Bösen gefallen ist. Ich bitte Euch, bringt ihn von dem Vorsatze ab, dem Zwergkönige Hülfe zu leisten. So gewiß wie die Sonne scheint weiß ich, daß der Kriegszug sein Tod sein würde, und ich armes unglückliches Weib müßte dann auch vor Kummer und Gram in die Grube fahren!“

Die Ritter wußten nicht recht, was sie thun sollten. Da sie aber die Thränen der Frau sahen, und hörten, wie sie jammerte, so beschlossen sie, dem Ritter Scharfenberg von seinem Vorhaben abzurathen. Das sagten sie der Frau, und blieben im Schlosse, bis der Ritter von der Jagd heimgekehrt war.

Da er nun kam, stellten sie ihm vor, wie thöricht es doch sei, sich in solch' ein ungewisses und gefährliches Unternehmen einzulassen, und redeten ihm hart zu, sein Vorhaben aufzugeben. Der Ritter Scharfenberg stellte sich anfänglich, als ob er gar nicht wüßte, was sie meinten, als sie ihm aber mit klaren Worten sein ganzes Geheimniß vorhielten, da sah er wohl, daß Läugnen zu nichts mehr helfen würde, und starrte still und traurig vor sich hin.

„Ich sehe wohl,“ sagte er, „die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße. Hätte ich mein Wort gehalten und auch meinem Beichtiger verschwiegen, was er nicht wissen durfte, so würde ich jetzt nicht von Euch gedrängt werden, noch tiefer in den Pfuhl der Sünde zu waten. Schweigt, sage ich! Habe ich mich auch Ein Mal vergangen, zum zweiten Male soll es nicht geschehen.“

Die Freunde des Ritters schwiegen und wagten es nicht, noch weiter in ihn zu dringen; denn sie fürchteten Alle seine Tapferkeit und scheuten sich, ihn zu reizen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, ritten sie wieder auf ihre Schlösser und ließen die Frau mit ihrem Manne allein.

Da gab es nun ein Klagen und Jammern und Weinen auf der Burg des Ritters Scharfenberg, daß diesem ganz übel und weh dabei ward. Seine Frau ließ nicht ab von ihm, und plagte ihn so lange mit Bitten und Thränen, daß er sich endlich berücken ließ und versprach, nicht zu dem Zwergkönige zu ziehen. Deß freute sich die Frau. Der Mann aber war betrübt und traurig, und wie ein Wurm nagte das Bewußtsein an seiner Seele, daß er die Treue nicht gehalten habe und ein wortbrüchiger Mann geworden sei. Blaß und düster ging er in seiner Burg umher und fand keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Das böse Gewissen scheuchte den Schlaf von seinem Lager, und wenn er doch einmal vor lauter Erschöpfung einschlummerte, dann quälten ihn böse Träume, aus denen er oft wild und schrecklich emporfuhr.

So verging die Zeit, bis der Tag kam, an welchem der Bote des kleinen Zwergkönigs eintreffen und den Ritter zu seinem Herrn geleiten sollte. Schon am frühen Morgen stand der Scharfenberger an dem hohen Bogenfenster, aus dem er auf den Anger unten am Burgberge hinabschauen konnte, und suchte mit den Augen nach dem Boten. Aber noch war er nicht da, und vergebens harrte der Ritter bis zur Mittagsstunde. Da endlich, gerade als die Sonne am höchsten stand, trabte auf einem kleinen Rößlein ein kleiner Zwerg aus dem nahen Walde heraus und trabte über den Anger weg bis auf die Mitte desselben. Hier blieb er halten, und die Sonnenstrahlen blitzten wieder von der Rüstung, welche der kleine Mann angelegt hatte. Unbeweglich hielt er da auf dem Flecke wohl eine Stunde lang, und blickte nur von Zeit zu Zeit nach dem Burgthore empor, um zu sehen, ob noch immer Niemand gewappnet und gerüstet daraus hervorreiten werde. Aber das Thor war geschlossen und Niemand öffnete die schweren Thorflügel. Auch die Zugbrücke war aufgezogen, und die Frau von Scharfenberg hatte den Schlüssel zu sich gesteckt, so daß Niemand im ganzen Schlosse sie herablassen konnte. Der Ritter stand oben im Bogenfenster und blickte mit beklommenem Herzen nieder auf den grünen Anger und auf den kleinen geharnischten Mann. Gern hätte er seinen Platz verlassen, aber eine unwiderstehliche Macht hielt ihn trotz Scham und Grauen an dem Orte fest.

Als eine volle Stunde vergangen war, erhob das Männlein unten sein Haupt, schlug das Visier des Helmes in die Höhe, schaute zum Bogenfenster hinauf, wo Ritter Scharfenberg stand, und rief mit wunderbar lauter und starker Stimme, die selbst in dem versteckttesten Winkel der Burg vernommen wurde:

„Ritter Scharfenberg! Ritter Wilhelm von Scharfenberg! der Bote ist da, der dich zum Zwergkönig Ekbatana geleiten soll! Warum lässest du mich so lange harren?“

Ritter Scharfenberg wollte vom Fenster hinwegstürzen um sich im geheimsten Gemache seiner Burg zu verbergen; aber ganz wider Willen mußte er das Fenster öffnen, und hinabschauen in das Thal. Der Zwerg erblickte ihn.

„Wilhelm von Scharfenberg, warum säumest du?“ fragte er.

„Mein Pferd ist lahm, und mein Schwert ist gebrochen,“ antwortete der Ritter. „Reite allein wieder heim, ich kann dir nicht folgen!“

„Deine Treue ist lahm und dein Wort ist gebrochen!“ rief der Zwerg laut schreiend zurück. „Du hast gelogen und meinen Herrn, den König, verrathen und hintergangen! Fortan wird man nicht mehr sagen: treu

wie Wilhelm von Scharfenberg, sondern: treulos wie Wilhelm von Scharfenberg! Hab' es denn, was du verschuldet! Fortan wirst du nie anders als sieglos aus einem Kampfe hervorgehen! dein Reichthum wird verschwinden, deine Burg wird zerfallen, und elendiglich wirst du erschlagen werden von Knechteshand!"

Also rief das Zwerglein mit donnernder Stimme, und dann warf er sein Roß herum und jagte schnell, wie er gekommen war, in den Wald zurück. Als er verschwand, seufzte Ritter Schwarzenberg tief und schmerzlich, und als er das Fenster verschlossen und sich davon abgewendet hatte, da sah er so bleich und jammervoll aus, als ob der Tod ihm sein Siegel schon auf die Stirne gedrückt hätte. Still und traurig lebte er vor sich hin, und hatte keine Freude mehr weder an seinem muthigen Rosse noch an seinen herrlichen Waffen.

Als ein Jahr vorüber war, zog er mit dem Grafen Ulrich von Heunburg gegen den Grafen Mainhard von Tirol in den Streit. In der Schlacht kämpfte er tapfer, aber alle seine Tapferkeit vermogte den Sieg nicht zu erringen. Er mußte fliehen, und auf der Flucht erstach ihn ein Reiterknecht hinterrücks mit dem Speere. Als er vom Rosse sank und in seinem Todesblute auf der Erde lag, erschien ihm plötzlich der Zwergkönig und blickte ihn traurig an.

„Dein Schicksal ist in Erfüllung gegangen," sprach er. „Du hast empfangen, was dir gebührte, denn auf eine schlechte That folgt ein schlechter Lohn. Dennoch jammerst du mich, weil ich recht gut weiß, wer dich von der Bahn des Rechten abgelockt hat, und darum, auf daß du doch ruhig sterben mögest, will ich dir verzeihen, was du an mir verbrochen hast."

Bei diesen Worten lächelte der Ritter freundlich und sprach mit der letzten Anstrengung seiner Kraft: „Habe Dank!" dann aber schloß er seine Augen, streckte seine gewaltigen Glieder und verschied. Todt lag er auf dem Schlachtfelde unter den anderen Erschlagenen. Seine Burg wurde erobert und verbrannt, seine Güter wurden eingezogen, und sein Weib, so an allem Uebel schuld war, starb im Elende und in der bittersten Noth.

Die rothe Magnolie.

(Taf. 40.)

Die rothe oder zweifarbige Magnolie, Magnolia discolor, bildet einen 3 bis 4 Fuß hohen Strauch mit kleinem Stamme, langen gebogenen, aufrecht-abstehenden, mit Blättern versehenen Aesten, der aus China und Japan zu uns gekommen ist, und an geschützten Stellen bei uns ohne Nachtheil im Freien aushält. Die Blätter sind abstehend, groß, umgekehrt-eiförmig, ganzrandig, nach beiden Seiten zugespitzt, mit einem Adernetz versehen, beiderseits dunkelgrün, wenn jung wollig-behaart, später oben fast glatt, und nur unten an den Nerven und am Rande weichhaarig; die größern sind gegen 4 Zoll lang und 2⅔ bis 3 Zoll breit, im Glashause ausdauernd, im Freien abfallend. Vom April bis Juni erscheinen die großen, glockenförmigen Blumen, mit sechs purpurrothen, inwendig aber schneeweißen, länglich-keilförmigen, stumpfen, fleischigen Kronblättern, einzeln auf kurzen, aufrechten, starken, weichhaarigen Blühtenstielen. Der Kelch ist aus drei oder fünf lanzettförmigen, röthlichen, zurückgebogenen Blättchen gebildet. Der Strauch gehört der sechsten Ordnung der 13. Klasse Linné's an, nach Jussieu's natürlichem System aber, unter die Magnoliaceae. Die zahlreichen Staubgefäße stehen dicht gedrängt um den unteren Theil des verlängerten Fruchtbodens; die kurzen, verdickten, rothen Staubfäden tragen an den Seiten die, mit weißen Pollen erfüllten, der ganzen Länge nach angewachsenen Antheren. Die Pistille bilden einen kleinen Zapfen aus übereinander liegenden, einfächrigen Fruchtknoten, die sich in eine zugespitzte röthliche Narbe endigen.

Die Kultur dieses schönen Strauchs ist außerordentlich leicht, und wenn man im Winter die Wurzeln der im Freien stehenden Exemplare mit Laub bedeckt, und die Zweige durch eine leichte Decke von Stroh odrr Fichtenzweigen schützt, können sie selbst eine Kälte von 18° R., ohne Schaden zu leiden, ertragen. Eine Mischung von gleichen Theilen Torf- oder Heideerde und Lauberde, mit ein Viertel Flußsand und Thonmergel, oder eine tiefe, fette, mehr trockene als feuchte Dammerde, liefert den dieser Pflanze besonders günstigen Boden. Den Samen säet man in Näpfe mit Heideerde, die man im Frühlinge in ein laues Mistbeet unter Glas bringt; im Herbste oder im folgenden Frühjahre versetzt man die Pflanzen in Töpfe, um sie 2 Jahre lang im Glashause überwintern zu können: nachher setzt man sie in's freie Land. — Das Verpflanzen muß im Februar, ehe die jungen Blätter zum Vorschein kommen, geschehen, die Wurzeln dürfen aber dabei nicht beschnitten werden. — Da diese Magnolie indessen nur selten Samen liefert, vermehrt man sie am leichtesten durch's Ablegen der untern Zweige, die man wie beim Nelkensenken einschneidet und mittelst Haken im Boden befestigt, wo sie sehr bald Wurzeln treiben. Um das schnelle Austrocknen zu vermeiden, bedeckt man an dieser Stelle die Erde mit feuchtem Moos. Eben so leicht läßt sich die Pflanze auch durch Stecklinge vermehren, wenn man diese vor dem Austreiben der Blätter abnimmt, und in kalte Beete pflanzt.

Die im Topfe oder Kasten gezogene rothe Magnolie blüht gewöhnlich schon im März und April, die im Freien stehende aber erst im Mai und Juni.

Peter I., oder der Große, Kaiser von Rußland.

Ueber diesen Mann thut Herder folgenden Ausspruch: „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient, so ist es Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reiches, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anord-

nete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe. Er selbst, nie durch ihn ein Anderer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seinen kleinsten und größten Unternehmungen, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte."

Indem wir den Gang seines Lebens verfolgen, laßt uns sehen, ob wir in dieses Urtheil, das ein großer Mann über den Anderen fällte, mit einstimmen können.

Peter war der Sohn des Czaren Alexei und der zweiten Gattin desselben, Natalie Narischkin, und wurde am 10. Juni 1672 zu Moskau geboren. Ursprünglich nicht für den Thron bestimmt, da zwei ältere Brüder, Fedor und Iwan, nähere Rechte hatten, sollte er dennoch auf Anordnung Fedor III. nach dessen Tode die Zügel der Herrschaft übernehmen, indem Iwan blödsinnig und zum Selbstregieren vollkommen unfähig war. Die herrschsüchtige Stiefschwester Peters, Sophie, wußte jedoch diese Anordnung unwirksam zu machen. Sie veranlaßte eine Empörung der Strelitzen *), in Folge deren sie wenigstens so viel erreichte, daß beide Prinzen, Iwan und Peter, zu Czaren ernannt, sie selbst aber zur Mitregentin erkoren wurde. Sie regierte nun allein; denn Iwan war, wie gesagt, blödsinnig, und Peter erst zehn Jahre alt.

Während Iwan die Regierungssorgen an der Seite einer schönen Gemahlin vergaß, bereitete sich Peter in stiller Zurückgezogenheit auf seinen spätern großen Beruf vor. In den Dörfern Preobraschenskoi und Semenowsky bildete er sich, als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, eine kleine Kriegerschaar von Jünglingen seines Alters, ernannte den Genfer Lefort, der bis zu seinem Tode der Liebling des Czaren blieb, zum Hauptmann über die beiden Compagnien, zu welchen die anfänglich nur fünfzig Mann starke kleine Leibgarde bald anwuchs, und lernte hier als gemeiner Soldat von Grund aus das kriegerische Wesen kennen.

Sophie'n schien das Kriegsspiel Peters ganz ungefährlich, und sie vernahm mit Vergnügen Nachrichten von Ausschweifungen, zu welchen Lefort den jungen Czar verleitet haben sollte. Aber diese Nachrichten waren unvollständig. Allerdings führten die jungen Leute zu Preobraschenskoi ein ziemlich ungebundenes und lustiges Leben, aber zugleich war der lebhafte und wissenschaftlich gebildete Lefort der beste Lehrer für das wißbegierige Gemüth des feurigen Peter. Sophie bemerkte endlich Peter's hohe Geistesfähigkeiten, als er im Jahre 1688 zum ersten Male mit wahrer und ächter Herrscherwürde in dem Staatsrathe zu Moskau erschien. Sie zitterte vor seiner geistigen Größe, und als seine Mutter nun ihm eine schöne Gemahlin, Eudoxia Federowna Lapuchin, wählte, durch welche Peter dem Volke näher trat und theurer ward, da war es zu spät, den Aufflug des jungen Adlers zu hemmen. Das Soldatenspiel des jungen Czaren hatte schon einen ernsten Character angenommen, und die immer mehr vergrößerte Schaar der Poteschnie, so wurde die jugendliche Leibgarde Peters genannt, fing bereits an, selbst den Strelitzen furchtbar zu werden, die mittlerweile abermals einen Aufstand versucht hatten, und Petern ohne das glückliche Eintreffen einer Abtheilung treu gebliebener Kavallerie im Kloster Troizkoi ermordet haben würden.

Sophie fühlte, daß die Zügel der Herrschaft ihren Händen entglitten, und machte vergebliche Anstrengungen, dieselben fest zu halten. Heimlich grollte sie dem jungen Fürsten und haßte ihn tödtlich; bald sollte der Zwist in offene Flammen ausbrechen.

Bei Gelegenheit eines feierlichen, gottesdienstlichen Umganges wollte Sophie als Regentin an demselben Theil nehmen; Peter aber wollte ihr den Mitgang in solcher Eigenschaft nicht gestatten. Sophie setzte jedoch dießmal noch ihren Willen durch, und da einige treue Strelitzen ihm verriethen, daß sie mit dem Plane umgehe, ihn, seine Gemahlin, seine Mutter und seine Schwester Natalie umbringen zu lassen, so flüchtete Peter mit den Seinigen abermals in das feste Kloster Troizkoi, und berief den Schotten Gordon und andere Getreue, besonders Ausländer, zu seinem Schutze zu sich. Die Verschworenen rückten an, wagten aber keinen Angriff. Peter drang nun Selber vor, nahm seine Schwester gefangen, sperrte sie in ein Kloster ein, und übernahm dann, da Iwan freiwillig auf sein Herrscherrecht verzichtete, die Regierung allein.

Peter's erstes Bestreben ging darauf hin, ein stehendes Heer nach dem Muster der Kriegsmacht civilisirter Staaten zu bilden. Hiebei leisteten ihm Lefort und Gordon die trefflichsten Dienste. Er verstärkte seine Preobraschenskoi'sche Garde auf fünftausend Mann, welche meist aus Ausländern bestanden, brachte sein ganzes Heer auf etwa zwanzigtausend Mann regulärer Truppen, und dachte nun daran, auch seine Seemacht zu stärken, oder vielmehr eine Solche erst zu schaffen. Mit aller Macht warf er sich auf den Schiffbau, und ein Holländer, Karsten Brand mit Namen, wurde sein Lehrmeister. Unter seiner Anleitung wurde zuerst eine russische Yacht gebauet, welche am 14. März 1691 vom Stapel gelassen wurde. Auf ihr fuhr Peter selbst aus Moskau nach Kolomenskoje, und sie war der Anfang jener bedeutenden Flotte, mit welcher nicht lange nachher der kühne und einsichtsvolle russische Czar wundergleiche Siege zur See erfocht. Karsten Brand mußte noch mehrere Schiffe bauen, und Peter befuhr in ihnen mit immer steigendem Vergnügen den Pereslawlischen See. Dieser genügte seiner Leidenschaft aber nicht lange. Das breitere und tiefere Wasserbecken des Kubinski'schen See's lockte ihn erst, und dann das offene Meer.

Im Jahre 1693 ging er nach Archangel am weißen Meere, damals der wichtigste Seeplatz, welchen die Russen inne hatten. Er besah den Hafen und die Schiffe, mischte sich als holländischer Schiffer verkleidet unter die Kaufleute auf der Börse, und schloß mit Einigen von ihnen einen Vertrag, nach welchem sie in Holland ein Kauffahrteischiff mit Tuch für die Armee auf seine Rechnung befrachten sollten. Er vertraute sodann auch seine Person dem Meere an, indem er auf einem holländischen Kriegsschiffe nach Ponoi fuhr. Es war dieß das erste Mal, daß jenes Meer einen Fürsten auf seinem Rücken trug.

Im folgenden Jahre begab sich Peter abermals nach Archangel, und stach, dießmal aber schon von einigen russischen Schiffen begleitet, wiederum öfters in See, um mit dem Wasser, das er anfänglich scheute, immer vertrauter zu werden. Diese Lustfahrten waren jedoch nicht ganz gefahrlos, und einmal wurde der Czar auf dem hohen Meere von einem so heftigen Sturme überfallen, daß er nur mit genauer Noth dem empörten Elemente entrann. Alle Gefährten von ihm zitterten für sein Leben; Peter allein blieb völlig unbefangen, oder beherrschte sich doch so vollkommen, daß Niemand eine Schwäche an ihm bemerken konnte.

Indem der Czar seine Seemacht zu vergrößern strebte, mußte er zugleich darauf denken, eine nähere Verbindung mit den Europäischen Staaten einzuleiten. Und dieß vermogte er nur durch Gewinnung passender Hafenplätze. Auf der einen Seite winkte ihm zu diesem Zwecke mit verlockendem Reize die Ostsee, auf der anderen das schwarze Meer. Schon früher waren diese Meere den Russen offen gewesen, aber durch unglückliche Ereignisse wieder verloren gegangen. Das Verlorene zurück zu erkämpfen, war der feste Wille des jungen Czaren.

Der damalige Krieg mit den Türken gab Peter'n eine geeignete Veranlassung, seinen Blick auf die Stadt Asow, am Ausflusse des Don gelegen, zu lenken. Um sie zu erobern, wurden alle Kräfte aufgeboten, und Peter rückte mit einem gewaltigen Heere vor die Festung. Aber der Feldzug mißlang. Die Türken vertheidigten sich so tapfer, daß Peter ihnen nicht viel anhaben konnte, und die Belagerung, nachdem er an dreißigtausend Mann verloren hatte, in eine Blockade verwandeln mußte. Verdrießlich kehrte er nach Moskau zurück, und kam hier noch zu rechter Zeit an, um seinem Bruder Iwan die Augen zuzudrücken, und große Dinge für sein Volk zu thun, welches mit der Bedrängniß einer Hungersnoth zu kämpfen hatte. Peter überließ den Armen seine eigenen Vorräthe, und traf schleunige Maßregeln, um auch aus Riga und Danzig Getreide herbeischaffen zu

*) Eine Miliz, welche in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Czar Iwan Wasieliewitsch zu seiner Leibwache errichtet wurde. Sie war 30 — 40.000 Mann stark, die besten russischen Truppen, aber von jeher gern zu Empörungen geneigt.



lassen. Diese väterliche Fürsorge machte den jungen Herrscher sehr beliebt, und wo er sich blicken ließ, wurde er mit Segenruf und lautem Jubel empfangen.

Im Jahre 1696 zog Peter noch einmal vor Asow, und bediente sich dießmal bei der Belagerung besonders deutscher und holländischer Ingenieure. Die Festung wurde erobert, und triumphirend ging der Sieger nach Moskau zurück. Bevor er aber seinen Triumph feierte, verstieß er seine Gemahlin Eudoxia in's Kloster, weil sie, wie er behauptete, sich allen seinen Plänen widersetzte, ihn durch Eifersucht quälte und seinem Sohne Alexei Widerwillen gegen ihn einflößte. Eudoxia mußte weichen; aber obwohl in ein Kloster eingesperrt, wußte sie doch eine Verschwörung einzuleiten, welche nichts Geringeres bezweckte, als dem Czaren das Leben zu rauben.

Am 2. Februar 1697 befand sich Peter des Abends zu Preobraschenskoi in Gesellschaft bei seinem Lieblinge Lefort. Man wollte sich eben zur Tafel setzen, als zwei Menschen gemeldet wurden, welche unverzüglich den Czaren zu sprechen wünschten. Peter begab sich zu ihnen, und erkannte zwei Strelitzen, welche, von Reue getrieben, ihm das Geständniß ablegten, daß sie sich mit einer Rotte ihrer Kameraden gegen den Czaren in eine Verschwörung eingelassen hätten. In dem Hause des Staatsraths Sokownin säßen eben jetzt die Verschworenen zusammen, und erwarteten den Ausbruch eines Brandes, der in Moskau angelegt werden und das Zeichen zum Ausbruch geben solle. Da der Czar bei solchen Gelegenheiten niemals zu fehlen pflegte, so sollte er im Tumulte überfallen und ohne Barmherzigkeit ermordet werden.

Peter erschrak nicht über die Verruchtheit der Verschworenen, sondern behielt seine ganze ruhige Fassung. Jetzt war es acht Uhr des Abends. Er hielt die beiden Strelitzen zu Preobraschenskoi in Haft zurück, und sandte einen Befehl an Trubetzkoy, den Hauptmann seiner Leibgarde, daß er in aller Stille seine Kompagnie versammeln, gegen elf Uhr das Sokownin'sche Haus umzingeln, und alle darin Befindlichen gefangen nehmen solle.

Hierauf begab sich Peter in die Gesellschaft zurück, und blieb daselbst bis gegen zehn Uhr. „Lassen Sie sich in Ihrem Vergnügen nicht stören, meine Herren," sagte er kaltblütig, als er ging. „Ich habe nur ein kleines Geschäft abzumachen und werde bald wieder bei Ihnen sein."

In der Meinung, daß er den Kapitän der Garde schon um zehn Uhr nach Sokownin's Hause beordert habe, setzte er sich in eine Droschke, und fuhr, von einem einzigen Adjutanten begleitet, dahin ab. Um halb elf Uhr, so meinte er, würde er Alles gethan finden. Daher befremdete es ihn nicht wenig, als er keinen einzigen Mann von seiner Garde antraf. Vielleicht, dachte er, sind sie im Hause oder im Hofe vertheilt, und fuhr entschlossen auf den Hof. An der Hausthür stieg er ab, begab sich mit seinem Begleiter in das Haus, trat in das ihm bezeichnete Zimmer, und fand daselbst Sokownin, den Kammerherrn Puschkin, den Oberst Zikler und die ganze Rotte der Verschworenen versammelt. Betroffen standen Alle auf und bezeigten ihrem Herrn die schuldige Ehrerbietung. Peter selbst stutzte, als er sich von lauter Verräthern umgeben sah, aber seine kühne Entschlossenheit wankte keinen Augenblick. „Ich habe," sagte er mit vollkommener Selbstbeherrschung und scheinbar heiterer Laune, — „ich habe im Vorbeigehen so helles Licht hier wahrgenommen, daß ich Gesellschaft vermuthen mußte. Darum bin ich eingekehrt, um noch ein Gläschen zu trinken."

Der Wirth mußte sich das zur Ehre rechnen, und schenkte ein. Man trank auf des Czaren Gesundheit, und Peter that tapfer Bescheid.

Jetzt winkte ein Strelitze dem Sokownin und flüsterte ihm zu: „Es ist Zeit, Bruder!"

„Noch nicht," erwiederte Sokownin eben so leise.

Peter, dem diese leise gesprochenen Worte nicht entgingen, sah wohl ein, in welche Gefahr ein längerer Verzug ihn bringen müsse. Beherzt sprang er auf, und schlug Sokownin mit geballter Faust so kraftvoll in's Gesicht, daß er sogleich niederstürzte.

„Für mich ist es Zeit, Schurke!" rief er mit Donnerstimme, „Fort, bindet die Hunde!"

In diesem gefahrvollen Augenblicke, mit dem Schlage elf trat der Gardekapitän, gefolgt von den Preobraschenskoi'schen Soldaten seiner Compagnie, in das Zimmer. Die Verschworenen sahen ihren schändlichen Plan entdeckt, fielen auf ihre Kniee nieder, bekannten sich für schuldig, und wurden sofort gebunden.

Zornig wandte sich jetzt der Czar an den Gardehauptmann, der, wie er meinte, eine Stunde zu spät eingetroffen sei, und schlug ihn, den Unschuldigen, ebenfalls in's Gesicht. Der Hauptmann rechtfertigte sich aber sogleich durch Vorzeigung des empfangenen schriftlichen Befehls und seiner Uhr, und reuig küßte der Czar ihm nun die Stirn, und erklärte ihn für einen tapferen und rechtschaffenen Officier, dem er die Bewahrung der Verhafteten anvertrauen wolle.

Als ob gar nichts geschehen wäre, kehrte Peter nun in die verlassene Gesellschaft zurück, und erzählte mit heiterer Laune den versammelten Männern, welch' einer großen Gefahr er so eben entgangen sei.

Die drei vornehmsten Verschwörer wurden hingerichtet, die Uebrigen aber ungestraft entlassen.

Peter verfolgte standhaft den Plan, sein unermeßliches Reich mehr und mehr zu cultiviren, und den übrigen europäischen Staaten in Gesittung und Bildung ähnlicher zu machen. Zu diesem Ende sandte er eine Zahl von hundert jungen Männern in's Ausland, damit sie dort sich eine gediegene Bildung erwerben sollten, und beschloß, selbst eine große Reise zu machen, um die Wunder der Civilisation, von denen Lefort und Andere ihm schon Mancherlei erzählt hatten, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Um durch lästige Ehrenbezeigungen nicht behindert zu werden, legte er seine Czarenwürde von sich und mischte sich unter das Gefolge einer großen russischen Gesandtschaft, welche Europa durchziehen und nach althergebrachter Sitte im Namen des Czaren die alten Verbindungen des Reiches mit den auswärtigen Höfen erneuern und befestigen sollte. Lefort und mehrere andere bedeutende Männer begleiteten ihn. Die Reise ging durch Livland, und hier machte Peter Ansprüche auf Ehrenbezeigungen, die ihm, da er unbekannt reiste, von den Befehlshabern der Festungen verweigert wurden. Dieß that er aber nur, um später einen Vorwand zum Kriege zu haben. In Berlin angekommen, wurde er vom Kurfürsten Friedrich mit großen Ehren empfangen, und eine innige Freundschaft war die Folge davon. In Holland spazierte er oft ganz allein umher, betrachtete alle Sehenswürdigkeiten, und suchte sich besonders über sämmtliche, das Seewesen betreffende, Einrichtungen die genaueste Belehrung zu verschaffen. Sein Eifer dafür ging so weit, daß er sich ganz allein nach dem Holländischen Dorfe Saardam begab, wo damals der Schiffbau am lebhaftesten betrieben wurde, sich in gewöhnliche Schiffertracht kleidete, und sich unter dem Namen Peter Michaelof in die Liste der Arbeiter bei'm Schiffbau einzeichnen ließ. Hier verrichtete er nun, gleich allen übrigen Werkleuten, jede vorkommende Arbeit, und sah es sehr ungern, wenn die Leute, denen er sich nicht selbst entdeckt hatte, ihm die gewöhnliche Ehrerbietung bezeigen wollten.

Seine erste Arbeit war das Zimmern eines Mastbaumes zu einem Boote, das er angekauft hatte. Nach Beendigung dieser Arbeit griff er zu einer anderen, und ließ nicht ab, bis er allmählig alle beim Schiffbau nöthigen Stücke zu verfertigen wußte.

Der mächtige Herrscher, der Mann, der über einen halben Welttheil gebot, bewohnte hier aus eigener freier Wahl, nur, um seine hohe Bestimmung würdig erfüllen zu können, ein kleines, unscheinbares Häuschen, in welchem er sich mit eigenen Händen ein Bad und ein hölzernes Lager baute, sich auf eigenem Herde ein kleines Feuerchen unterhielt, und aus den selbst eingekauften Lebensmitteln seine Speise bereitete. In dem einen Augenblicke sandte er Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer in der Ukraine, und verhieß dem König August von Sachsen kräftigen Schutz zur Behauptung seines Thrones in Polen; und im nächsten Augenblicke ging er, sein Beil in der Hand, auf die Werfte, erkundigte sich nach jedem Seil und Nagel, die zum Schiffbau gehörten, und setzte durch seine ungewöhnlich schnelle Auffassungsgabe und Gelehrigkeit alle Welt in Staunen und Verwunderung.

Mit Aufmerksamkeit besah er die mancherlei Mühlen, an denen Saardam so reich ist, und keine Werkstätte der Schmiede, der Seiler, der Segelmacher und anderer Handwerker blieb von ihm unbesucht. Einen Saardamer Bürger, Namens Mus, den er besonders lieb gewann, nahm er mit nach Rußland, und machte ihn zum Kapitän eines Schiffes, auf welchem er selbst durch alle Stufen des Seedienstes sich aufzudienen entschlossen war.

Nach einem Aufenthalte von sieben Wochen ging Peter nach Amsterdam, und ließ hier unter seiner Aufsicht ein Kriegsschiff von sechzig Kanonen bauen, das er alsdann nach Archangel schickte. Während des Baues besah er alle Merkwürdigkeiten von Amsterdam und suchte auf jede mögliche Weise seine Kenntnisse zu vermehren.

Von Holland aus wollte der Czar nach Frankreich reisen, änderte aber seinen Plan, ging im Frühjahr 1698 nach Wien, und wollte von dort eben seinen Weg nach Italien nehmen, als die Kunde von einem neuen Aufruhr der Strelitzen ihn zwang, nach Moskau zurückzukehren. Bei seiner Ankunft daselbst fand er die Empörung zwar schon gedämpft und die Aufrührer in Ketten und Banden, aber die Bestrafung blieb ihm noch vorbehalten. Mit unerbittlicher Strenge, die durch die unaufhörlichen Unruhen wohl gerechtfertigt war, verfuhr er gegen die Empörer, und ließ eine große Menge derselben hinrichten. Das Corps der Strelitzen wurde für aufgelöst erklärt, und vor dem Kloster, in welches seine Schwester Sophie eingesperrt war, ließ der erzürnte Herrscher 28 Galgen aufrichten und 130 der Schuldigen aufhenken. Da er Sophie der Theilnahme an der Empörung schuldig hielt, gedachte er sie durch diese Execution zu bestrafen, welchen Zweck er auch gewiß in vollem Maße erreichte.

Da nun, wie Peter selbst äußerte, die Hyder erlegt und das Gemeinwohl befestigt war, dachte er mit größerem Ernste als jemals an die zu treffenden Besserungen in seinem Reiche. Sein Freund Lefort war freilich vor Kurzem gestorben und konnte ihn bei der Ausführung seiner großen Pläne nicht mehr unterstützen; aber Peter fand einen andern Mann, der den erlittenen schmerzlichen Verlust einigermaßen zu ersetzen verstand. Dieser Mann hieß Menzikow, ein geborner Russe von dunkler Herkunft, der sich durch große Talente aus dem niedrigsten Stande zu den höchsten Würden empor zu schwingen verstand. Er unterstützte seinen Herrn bei dessen rastloser Geschäftigkeit mit regem Eifer, und die Umwandlung begann. Vorerst stiftete Peter den Andreasorden, um durch Ehrbegierde auf seinen Adel einzuwirken. Dann befahl er an der Stelle der Strelitzen die Einrichtung eines neuen Truppencorps, das vorläufig aus 32,000 Mann bestand, und richtete hierauf seinen Blick auf die Verbesserung der Finanzen, welche seinem großen Geiste trefflichst gelang. Hierauf wagte es Peter, den Russen allmählig ihre alte Nationalkleidung zu nehmen, indem er der Meinung war, daß die Europäische hohe Kultur niemals Eingang in seinen Staaten finden werde, wenn nicht vor allen Dingen die in die Augen fallenden *äußerlichen* Verschiedenheiten beseitigt würden. Er begann das Werk mit dem Befehle, daß Jeder, der von ihm besoldet werde oder Zugang zu ihm haben wolle, in ausländischer Tracht erscheinen müsse. Das Muster eines Kleides ließ er über alle Stadtthore hängen, und wenn Jemand mit einem Kleide alten Schnittes durch ein Thor gehen wollte, mußte er entweder einen Geldzoll bezahlen, oder unter dem Thore niederknieen und sich den Rock so weit, wie er beim Knieen die Erde berührte, abschneiden lassen. Von dieser Operation blieben vor der Hand nur die Geistlichen, Bauern, Kosacken, Kalmucken und Tartaren verschont; alles übrige Volk mußte sich derselben unterwerfen. Bei dieser Maßregel verschwanden allmählig die langen Kleider, und mit den fremden Röcken kamen dann auch bald die fremden, feineren Sitten in das Land.

Mit den kurzen Gewändern vertrug sich aber sehr schlecht der lange Bart, den der russische Mann nach uralter Gewohnheit ungeschoren und in Würden hielt. Also mußten auch die Bärte verschwinden, und Peter erreichte es sehr bald, glatte Gesichter zu sehen, als er das Gesetz erließ, daß für die Erlaubniß, den Bart nach Gefallen tragen zu dürfen, alljährlich eine Abgabe von hundert Rubeln bezahlt werden müsse. Da wurde der Bart gehörig gestutzt, und die Folge war, daß die Russen viel reputirlicher aussahen, als früher, wenigstens nach dem Geschmacke jener Zeit.

Eine andere Umwandlung betraf die Verhältnisse der Frauen in Rußland, welche sich viel leichter in die neue Kleiderordnung Peter's hineinfanden, als die Männer. Bisher waren sie mit orientalischer Eifersucht in den Häusern gehalten worden. Peter änderte dieß, verbesserte überhaupt ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, und erwarb sich dadurch den Dank des weiblichen Geschlechts in ganz Rußland.

Ferner, als im Jahr 1699 der russische Patriarch Hadrian starb, setzte Peter keinen Anderen ein, sondern erklärte sich selbst zum Oberhaupte der russischen Kirche. Auf seinen Befehl mußte das russische Jahr, welches bis dahin mit dem September begonnen hatte, in Zukunft, wie in den übrigen europäischen Staaten, mit dem Januar anfangen. Um die Wissenschaft zu verbreiten und in Rußland einheimisch zu machen, ermunterte der Czar junge talentvolle Leute, auf auswärtigen Hochschulen zu studieren, ließ eine Menge guter Schriften in's Russische übersetzen und in einer dazu eingerichteten Druckerei in Moskau drucken, verbesserte auf jede mögliche Weise die Schulen, und legte deren in allen größeren Städten an, wo sie bisher noch gemangelt hatten.

Natürlich fanden alle diese neuen Einrichtungen nicht sogleich den wünschenswerthen Eingang im Volke; aber Peter kehrte sich an kein Murren und Klagen, sondern setzte mit zäher Standhaftigkeit und festem Willen durch, was er einmal als gut und zweckmäßig erkannt hatte. Darin bestand eben seine unvergleichliche, moralische Größe, daß er aus den rohesten und widerstrebendsten Elementen ein Werk (die Umwandlung eines ganzen Volkes) zu schaffen wußte, das jetzt noch mit Bewunderung von der dankbaren Nachwelt angestaunt wird.

Um die Seemacht und den Handel seines Volkes auf eine höhere Stufe zu bringen, bedurfte Peter nothwendig einen Hafen an den Küsten der Ostsee. Er konnte denselben aber nur erlangen, wenn er sich mit Schweden in einen Krieg einließ, dessen Ausgang mindestens sehr zweifelhaft war. Aber der kühne junge Czar des russischen Volkes kannte keine Furcht. Mit Sachsen und Dänemark schloß er ein Schutz- und Trutz-Bündniß, und nahm die bei seiner Reise durch Livland verweigerten Ehrenbezeigungen zum Grunde, um dem Königreiche Schweden den Krieg zu erklären. Mit 80,000 Mann fiel er in das schwedische Gebiet ein und belagerte Narwa. Karl der Zwölfte aber, welcher mittlerweile die Dänen auf's Haupt geschlagen und zum Frieden gezwungen hatte, eilte mit Blitzesschnelle herbei, und zerschmetterte mit 8000 Mann die Heeresmasse jener 80,000 Russen. Nie war ein Sieg vollständiger, als der Schwedische bei Narwa über den zehnmal stärkeren Feind. Viele tausend Russen wurden erschlagen, der bei Weitem größte Theil der Uebrigen gefangen. Karl der Zwölfte verfolgte jedoch seinen Sieg nicht, sondern wendete sich gegen Polen.

Als Peter, welcher den Oberbefehl über sein Heer einem Fremden, dem Herzog von Croy, übergeben hatte, die Niederlage seines Heeres erfuhr, war er eben im Begriff, mit zwölf Regimentern Fußvolks gegen Narwa aufzubrechen. Die Nachricht überraschte ihn natürlich sehr unangenehm, aber schnell gefaßt sprach er: „Ja, ja, ich weiß wohl, die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir *lernen*; die Zeit wird auch kommen, wo *wir* über sie siegen!“

In solchem Geiste der Festigkeit und Sammlung verachtete er den Hohn seines Gegners, der seinen Sieg nicht verfolgte und dem Czaren Zeit ließ, neue Kräfte zu sammeln. Hurtig rüstete Peter ein zweites Heer, und während Karl in Polen sich damit beschäftigte, einen König vom Throne zu stoßen, um einen Andern darauf zu setzen, fiel er von Neuem in die Provinzen Ingermanland, Esthland und Livland ein, eroberte Nöteburg, und im Mai des Jahres 1703 Nyenschanz, erfocht einen kleinen Seesieg an der Mündung der Newa, und — that die ersten Schritte zu Gründung seiner einstigen Residenz Petersburg.

Nach der Einnahme von Nyenschanz wurde nämlich berathschlagt, ob man diese Festung beibehalten, oder sie zerstören und verlassen wolle. Man beschloß endlich das Letztere, und suchte

einen bessern Ort zur Gründung einer neuen Veste, welchen man bald auf der Insel Ljust-Elant oder Lustinsel fand, wo bis dahin nichts erbaut gewesen war, als eine arme kleine Fischerhütte. Peter, welcher den Bau selbst leiten wollte, ließ sich ein ganz einfaches Blockhaus mit nur zwei Zimmern an Ort und Stelle errichten, und unter seinen Augen ward in der Pfingstwoche des Jahres 1703 der Grund zu der Festung gelegt, welche nach dem Apostel Petrus Sankt-Petersburg genannt wurde.

Rasch erhoben sich die Basteien der Festung, da aus allen Enden des Reiches eine Menge Volkes zur Arbeit gerufen wurde. Peter selbst untersuchte den Lauf der Newa bis zu seinem Ausflusse in das Baltische Meer, und bald reifte der Entschluß in ihm, hier nicht nur eine Festung, sondern auch einen Haupt-Bau-Platz zu großen Kriegsschiffen, und eine Stadt anzulegen, welche die Verbindung mit Europa vermitteln könne. Für jetzt sollte sie jedoch nur ein Waffenplatz werden, von welchem aus er mit größerem Nachdrucke als bisher, Krieg gegen Schweden führen könne.

Mittlerweile strömten von allen Seiten Russen, Tartaren, Kosacken, Kalmucken, Finnen und Ingermanländer, zum Theil aus einer Ferne von zwei- bis dreihundert Meilen, bei Tausenden zur Festungsarbeit heran. Sie kamen, fanden aber weder hinlängliche Nahrungsmittel, noch Handwerksgeräth, weder Haus noch Hütte. Die Zufuhr auf dem Ladogasee ward oft durch widrige Winde verzögert. Es fehlte an Schaufeln, an Hacken, an Brettern, an Allem. Schiebkarren kannten die Russen noch gar nicht. Aber Menschenhände waren im Ueberfluß da, und man schritt zum Werke. Zwanzigtausend Menschen waren täglich an der Arbeit. In den Rockschößen, oder in Säcken von alten Matten wurde die seltene Erde auf den Achseln, oder unter den Armen aus der Ferne herbeigeschleppt; denn in der Nähe war der Boden sumpfig. Viele tausend Menschen gingen dabei zu Grunde, aber die Festung wuchs mit jedem Tage, und innerhalb vier Monaten stand sie, und konnte einem feindlichen Angriffe Trotz bieten.

Zu gleicher Zeit nahm auch der Bau der Stadt seinen Anfang. Die ersten Privathäuser wurden schon 1703 auf Wassili-Ostrow angelegt. Es waren schlechte hölzerne Häuser, und die Einwohner meist Hofbediente des Fürsten Menzikow. Bald mehrte sich die Häuserzahl. Viele Schweden, Finnen und Liefländer, deren Wohnungen der Krieg verheerte, trieb die Noth mit ihrem letzten Pfennig hierher. Künstler, Handwerker und Matrosen eilten mit Weib und Kind zum Erwerb beim neuen Schiffbau. Die Krämer, meist Nowgoroder, gingen gern nach einem Orte, wo sie ihre Waaren den Reichen und Edelleuten, die mit vielem Gesinde hierherkamen, theurer als irgendwo zu verkaufen Gelegenheit hatten; und die aus der Ferne gekommenen Tartaren und Kalmucken scheuten, da die ihnen anbefohlene Arbeit beendigt war, den weiten Rückweg. Sie blieben bei Tausenden, halfen den Reichen ihre Häuser bauen, und verdienten sich Geld genug, um auf den unentgeldlich ihnen angebotenen Plätzen sich auch selber anzubauen. Was Wunder, daß die öde Gegend, wo noch vor Kurzem nur eine elende Fischerhütte stand, so schnell und hurtig aufblühte.

Ein glücklicher Zufall, oder vielmehr der Wille Gottes führte wenige Monate nach der Grundlegung der Festung ein holländisches, mit Wein, Salz und andern Waaren beladenes Schiff, das wahrscheinlich nach Nyenschanz bestimmt war, in die Mündung der Newa. Peter, über die unerwartete Erscheinung höchlich erfreut, leitete selbst als Matrose mit seiner Schaluppe das holländische Schiff die vielen Sandbänke vorüber bis zu des Gouverneurs Fürst Menzikow's Wohnung, welche nahe bei des Czaren Hause, aber größer, erbauet und zum Empfang der Fremden bestimmt war. Der Schiffer wurde zur Tafel gezogen, und erst hier ward er gewahr, daß er mit dem Czaren speiste, und daß der Czar es sei, der sein Schiff in die Newa-Mündung gelootset habe. Er erhielt die Erlaubniß, ohne Zollabgaben seine Ladung zu verkaufen. Der Czar selbst kaufte einen Theil davon; die angesehenen Russen folgten seinem Beispiele, und in kurzer Zeit war die ganze Ladung mit großem Vortheile abgesetzt. Mit Russischen Producten beladen ging der Schiffer bald wieder in die See, und bei dem Abschiedsschmause bekam jeder Matrose dreihundert Thaler, der Schiffer selbst aber fünfhundert Dukaten zum Geschenke. Auch wurde ihm bei jedem künftigen Besuche eine Belohnung von hundert Rubeln zugesagt, und zugleich bekannt gemacht, daß der Kapitän des zweiten nach Petersburg kommenden Schiffes eine Belohnung von dreihundert, und der des dritten hundertundfünfzig Dukaten zu erwarten habe.

Das erste Schiff, welches nach dem Holländischen in Petersburg ankam, war ein Englisches. Auch bei diesem machte Peter selbst den Lootsen, und das Schiffsvolk ward, wie das Holländische, bewirthet.

Die Häuser mehrten sich indeß von Tage zu Tage. Wassili-Ostrow hatte die ersten Privatgebäude erhalten. Im Jahre 1704 ward auch die St. Petersburgische Insel, und 1705 die Admiralitätsseite von Privatleuten angebaut.

Um seine rasch entstandene Schöpfung zu sichern, erbaute der Czar auch die Festungen Kronslot und Kronstadt. Menzikow, der bei der Ausmessung des Platzes, welche der Czar selber besorgte, zugegen gewesen war, mußte das große Werk leiten, da Peter durch andere Geschäfte nach Moskau gerufen ward. Auf dem Eise, das schon im November so stark war, daß es die größten Lasten trug, wurden alle Baumaterialien, Holz und Steine nach einer Sandbank geführt, welche sich zwischen der Insel Retu-Sari und der Ingermanländischen Küste im Meere erhebt. Um einen Grund zu legen, wo keiner war, nahm man Bäume, dreißig Fuß lang, und fügte sie in zehn Fuß hohe und fünfzehn Fuß breite Kasten künstlich zusammen; diese Kasten wurden mit schweren Steinen gefüllt und in die See gesenkt. Sie bildeten den Grund zu der Feste. Ueber achttausend Pferde kamen bei Herbeiführung der Materialien um, und fast eben so viele Menschen verloren ihr Leben; aber Kronslot stand, ehe noch der Winter endete. Peter, der im März wieder zu Petersburg ankam, führte selbst das Geschütz herbei, womit in seiner Gegenwart die neue Festung besetzt wurde. Die Folgezeit mehrte noch ihre Stärke, und Kronslot ward, in Verbindung mit dem später erbauten Kronstadt auf der Insel Retu-Sari, die Vormauer von Petersburg.

Nachdem nun Peter seine Absicht erreicht und ein Küstenland an der Ostsee im Besitz hatte, bot er seinem Gegner, dem jugendlichen König Karl, den Frieden an. Aber stolz verweigerte ihn dieser, und noch mehr als einmal mußten die russischen Heere vor dem Seinigen die Flucht ergreifen.

Mit 45,000 Streitern zog Karl von Altranstädt gegen den Czar durch Litthauen über die Berezina, schlug die Russen bei Holowtschin am 7. September 1708, und drang über Mohilew in Rußland ein. Ueber Smolensk, bis wohin er vorrückte, ging die Straße nach Moskau. Hier aber, anstatt diesen Weg einzuschlagen, wandte Karl sich südlich nach den Steppen der Ukraine, wohin sein Verbündeter, Mazeppa, der Hetman der Kosacken, ihn einlud, um sein Heer mit Hilfsmannschaft, Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu verstärken. Eben dahin eilte weit her aus Liefland der tapfere Löwenhaupt, mit unermeßlichen Kriegs- und Mundvorräthen unter einer Bedeckung von 16,000 Streitern. Peter griff ihn mit überlegener Macht an, erbeutete 7000 Wagen, und zerstreute oder vernichtete das ganze schwedische Heer. Gleichzeitig hatte Mazeppa, als er den Kosacken sein Bündniß mit Schweden verkündete, fast allgemeinen Abfall erfahren, und ein paar tausend Kosacken, welche mit dem flüchtenden Mazeppa zu den Schweden übergingen, waren für Karl die einzige Frucht des so theuer erkauften Bundes.

Anstatt nun auf den Rath der Klugheit zu hören, und den Rückzug nach Polen anzutreten, folgte Karl nur den Eingebungen seines Starrsinnes, und nahm seine Winterquartiere in der Ukraine. Der schreckliche Winter von 1709 setzte ihm hart zu. Dennoch aber hielt er seinen Blick auf Moskau geheftet, und nahm dahin bei der Annäherung des Feindes seine Richtung, vorerst die Stadt Pultawa angreifend, woselbst sich große Magazine der Russen befanden. Sein Heer, auch durch Zaporogische Kosacken verstärkt, zählte noch mehr als 30,000 Streiter.

Vom März bis zum Juni setzte Karl vergebens seine Angriffe auf das wohlverwahrte Pultawa fort. Endlich erschien der Czar mit mächtigen Heerschaaren zum Entsatze der Stadt. Am 27ten Juni griff der König an. Aber trotz der heldenmü-

thigsten Hingebung der Schweden, trotz ihrer Kriegskunst und ihres Königs ungebeugter Seelenkraft, erlagen sie dem gleichfalls wohlgeführten, muthigen und weit stärkeren Feinde. Nach zwei blutigen Stunden, worin gegen 10,000 Schweden gefallen, entstand allgemeine Flucht. Der König jagte mit Mazeppa und einem kleinen Gefolge dem Dnieper zu, setzte über, und flüchtete weiter durch die Steppe in das Türkische Gebiet. Löwenhaupt aber, welcher mit dem Rest des Heeres, 14,000 Mann stark, an die Ufer desselben Stroms geflohen, ergab sich mit all' den Seinen gefangen an den Fürsten Menzikow, der mit nur 9000 Mann ihn ereilt hatte.

Nach diesem Siege bei Pultawa, der den Czar in ganz Europa berühmt machte, nahm er den Titel Kaiser und Selbstherrscher an, eroberte Riga, Wiborg und Kepseln, und schritt dabei in der Ausführung seiner Pläne, die Civilisation seines Volkes betreffend, immer weiter fort.

Mittlerweile träumte Karl, obgleich seine eigene Macht zertrümmert war, noch immer von der Entthronung des Czars. Von Bender aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, wiegelte er die Türken auf, so daß die Pforte am 21ten November 1710 Rußland den Krieg erklärte. Ohne Zögern brach Peter in die Moldau und Walachei ein. Aber die Türken, über 200,000 Mann stark, angeführt von dem Großwessier Baltadschi Mehemet, gingen über den Pruth, und schlossen das Heer des Czars ein, welches kaum 30,000 Streiter zählte. Nach mehreren blutigen Gefechten sahen sich die ermüdeten Russen ohne Nahrungsmittel, ohne Wasser, ja, fast ohne eine Möglichkeit des Rückzugs.

In dieser dringenden Gefahr war Katharina, die zweite Gemahlin Peters, der rettende Engel. Im Jahre 1702 war in dem Städtchen Marienburg, an der Gränze Lievlands und Ingermanlands, von den stürmenden Russen eine junge Lievländerin, die Tochter eines Bauern und Wittwe eines ihr kaum angetrauten Schwedischen Dragoners, als Gefangene weggeführt worden und in die Gewalt Menzikow's gefallen. Hier sah sie der Czar, und von ihrer äußeren Schönheit wie von ihren Geistesgaben bezaubert, vermählte er sich mit ihr erst heimlich, später aber, beim Ausbruche des Türkenkrieges, auch öffentlich. Sie begleitete ihn auf dem beschwerlichen Feldzuge, und war nicht nur eine treue Theilnehmerin seiner Mühen und Gefahren, sondern auch seine Gehilfin und Rathgeberin. In der Stunde der äußersten Gefahr beschloß sie für ihren Gatten zu handeln, und schickte an den Wessier und seine Diener einige Geschenke, begleitet von einem Schreiben des Feldherrn Scheremetoff, Friedensanträge enthaltend. Der Großwessier zog einen kleinen, aber sicheren Gewinn den glänzendsten Hoffnungen vor, und gewährte den Frieden um einen mäßigen Preis. Die Pforte sollte Asow mit seinem Gebiete zurückerhalten, Taganrock und andere Festungen am schwarzen Meere sollten geschleift, und Karl auf der Rückreise in seine Staaten vom Czar nicht beunruhigt werden.

So wurde Peter gerettet, und stiftete aus Dankbarkeit zur Ehre seiner Gemahlin den St. Katharinenorden.

Während dieses Feldzuges war Peter's Gesundheit angegriffen worden, und zur Herstellung derselben unternahm er eine Reise in das Karlsbad. Unterwegs vermählte er zu Torgau seinen Sohn Alexei mit der Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel, schloß ein Bündniß mit Preußen, Hannover, Sachsen und Dänemark gegen den gemeinschaftlichen Feind Schweden, und führte seinen Verbündeten ein Hilfsheer von 50,000 Mann nach Pommern zu, wo er Stettin belagerte und Stralsund eroberte. Alle Besitzungen der Schweden in Deutschland gingen verloren, und Peter faßte den Plan auf, diese Länder zu behalten und dadurch als deutscher Reichsfürst Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu erhalten. Aber die Politik der übrigen europäischen Mächte ließ diesen Plan nicht zur Ausführung kommen, und unzufrieden hierüber verließ Peter Pommern und segelte auf einer Flotte von 200 Galeeren, mit 16,000 Kriegern bemannt, nach Finnland, wo er beträchtliche Eroberungen machte. Seinem Feldherrn Galyczin überließ er es, diese errungenen Vortheile zu verfolgen. Er selbst ging wieder in See, suchte die feindliche Flotte auf, fand sie im Juni 1714 bei den Alandsinseln, und schlug sie völlig auf's Haupt. Er selbst zeichnete sich in dieser Seeschlacht durch große persönliche Tapferkeit aus, eroberte das feindliche Admiralsschiff, und empfand eine solche Freude über den Sieg, daß er ihn durch einen prachtvollen Triumphzug feierte.

Mittlerweile baute der Vertraute Karl XII., der Baron von Görz, auf die Zerwürfniß der Verbündeten einen Plan zur Wiedererhebung des gedemüthigten Schwedens. Der König sollte sich mit dem Czar aussöhnen und im Bunde mit ihm seine übrigen Feinde unterdrücken. Aber das Schicksal trat in die Mitte, als Karl der Zwölfte in den Laufgräben vor der Festung Friedrichshall von dem Tode überrascht ward. Erst am 10. Sept. 1721 kam unter Frankreichs Vermittlung zu Nystadt der harte Friede zu Stande, worin Rußland die Provinzen Livland, Esthland, Ingermanland und Karelien, einen Theil von Wiburglehn, auch alle Inseln von der Kurischen Gränze bis Wiburg erhielt, dagegen Finnland zurückgab, und zwei Millionen Thaler zahlte.

Dieser für Rußland so glorreiche Friede krönte die vielen Mühen Peters mit dem glänzendsten Triumphe. Jetzt nahm er mit Selbstgefühl die Namen des Großen und Vater des Vaterlandes an, womit der Reichssenat und die heilige Synode bei der Verkündigung des Friedens ihn begrüßten. Auch erkannten alle Mächte, mit Ausnahme Polens und des Papstes, sofort oder doch bald nachher die angenommene Kaiserwürde des Czaren an.

Mittlerweile hatte Peter in der Reihe von Jahren mancherlei treffliche Einrichtungen in seinem Reiche getroffen. Im Jahre 1710 ließ er den Kronstadter Kanal graben, entwarf den Plan zum Ladogakanal und führte das Postwesen ein; 1711 ernannte er einen dirigirenden Senat; 1714 erließ er ein Landkriegsreglement, und 1718 das Seereglement; in demselben Jahre wurde die Polizei und die Regierung auf Europäische Weise eingerichtet; 1721 errichtete er die heilige Synode und 1724 die Akademie der Wissenschaften.

Im Jahre 1716 trat Peter abermals eine große Reise an, und ging in Begleitung seiner Gemahlin über Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Bremen und Amsterdam nach Frankreich, mit welcher letzteren Macht er einen Handelstraktat abschloß. Aber diese Reise wurde ihm sehr durch das Benehmen seines Sohnes Alexei verbittert, über welchen wir jetzt weitläufiger reden wollen.

Ein Unstern hatte bisher über dem Schicksal dieses Erben des Thrones gewaltet. Acht Jahr alt war er, als seine Mutter Eudoxia von ihrem Gemahle verstoßen und in ein Kloster eingesperrt ward. Die ungnädige Gesinnung gegen die Mutter machte den Vater auch gegen den Sohn gleichgiltig, und er ließ ihn unter Frauen und Priestern ohne Bildung aufwachsen. Alexei wurde mit Mißtrauen gegen seinen Vater erfüllt, und die Priester sorgten dafür, daß die Neuerungen desselben von dem Sohne mit mißgünstigen Augen betrachtet wurden.

Als Alexei das zehnte Jahr erreicht hatte, dachte man ernstlicher daran, ihm eine bessere Erziehung und gute Lehrer zu geben. Der Vorzüglichste war ein Deutscher, der Baron von Huyssen. Die Oberaufsicht erhielt Fürst Menzikow. Der junge Prinz ließ sich ganz gut an, seine Lehrer lobten ihn, und er würde vielleicht ein trefflicher Herrscher geworden sein, wenn seine früheren Umgebungen ihm nicht einen so unauslöschlichen Haß gegen die Neuerungen seines großen Vaters eingeflößt hätten. Dieser Widerwillen befestigte sich noch, als Huyssen nach einigen Jahren in Staatsgeschäften versendet wurde, und Alexei nun dem Fürsten Menzikow allein überlassen blieb. Menzikow konnte weder lesen, noch auch mehr, als seinen Namen schreiben, und er begegnete dem jungen Prinzen mit Härte. Peter war so oft abwesend, und befand er sich in der Residenz, so sehr mit Geschäften überhäuft, daß er auf die Erziehung des Prinzen nicht die erforderliche Aufmerksamkeit richten konnte. Kriegsübungen lagen dem Bekämpfer der Schweden jetzt vorzüglich am Herzen. Um dazu den Sohn zu ermuntern, nahm er ihn auf mehreren Feldzügen nach Polen und Lievland mit. Aber Alexei's Fortschritte auf dieser Laufbahn waren so gering, daß er bei des Vaters Einzug in Moskau noch als Gemeiner dem Zuge folgte.

Peters zweite Vermählung, während Eudoxia noch lebte, mußte den Sohn der Verstoßenen kränken. Das Geschrei der Geistlichkeit, welche laut gegen die neue Verheirathung eiferte,

erhöhte noch sein Mißvergnügen, und die Priester flüsterten ihm zu, daß die Folgen dieser Ehe leichtlich seinen Erbfolgerechten gefährlich werden könnten. Das ganze Volk, sagten sie, verabscheue den auswärtigen Krieg, so wie die Neuerungen seines Vaters, und er könne sich die Liebe seiner künftigen Unterthanen nicht leichter erwerben, als wenn das Volk aus seinem Betragen erkenne, daß er künftig in die Fußstapfen seiner Ahnen treten, den Czarensitz wieder nach Moskau verlegen, und seinem Staate sowohl, als den Nachbarn Ruhe geben würde.

Zu diesem Geiste betrug sich Alexei, und so gewann er leicht die Gunst des alten Adels und der Geistlichkeit, welche sich von seiner Regierung goldene Zeiten versprach, und mehr Gebete für ihn, als für den Czaren, zum Himmel sandte.

Peter erfuhr dieß alles durch Menzikow. Dennoch verzweifelte er nicht, den Sinn des damals noch einzigen Sohnes zum Besseren zu lenken. Um ihn mit dem Geschäftsgange vertraut zu machen, hatte er während des Türkenkrieges dem Sohne die Regentschaft des Reiches anvertraut. Aber Alexei's Verfahren entsprach den Hoffnungen des Vaters nur wenig. Kaum war des Czarewitsch Regentschaft im Reiche bekannt geworden, als schon von allen Enden Rußlands Klagen über die Noth des Landes, und Bitten um deren Erleichterung zu dem jungen Regenten strömten, den längst die Priester weit und breit als den Heiland des Volkes gepriesen hatten. Alexei wagte es, in einem Schreiben seinem Vater die Noth der Flehenden vorzutragen und ihre Bitten zu unterstützen. Peter erkannte daraus, wie unfähig Alexei sei, in den neuen Geist seiner Regierung einzudringen, und ward unwillig. Doch verzieh er dem Sohne seine Dreistigkeit, und entschloß sich zu einem letzten Versuche, ihn auf den rechten Weg zu leiten. Er vermählte ihn mit einer liebenswürdigen und geistreichen, ausländischen Prinzessin, und hoffte von ihrer Einwirkung auf den jungen Gemahl das Beste. Aber auch dieses Mittel, seinen von Vorurtheilen befangenen Geist aufzuhellen, zeigte sich vergeblich. Alexei haßte seine Gemahlin, die er als ihm durch Gewalt aufgedrungen betrachtete, und selbst die Geburt zweier Kinder, einer Prinzessin und eines Prinzen, konnte sein Herz der Mutter nicht zuwenden. Peter machte ihm Vorwürfe wegen der rohen und barschen Behandlung seiner Gemahlin. Aber diese Vorwürfe entfernten ihn nur noch mehr von ihr, da er der Meinung war, daß sie selbst seinen Vater gegen ihn erzürnt und aufgehetzt habe. Die unglückliche Prinzessin fühlte sich elend und verlassen. Obschon in einem Palaste wohnend, sahen sich die Vermählten doch kaum einmal in der Woche, und führte eine Gesellschaft sie zusammen, so vermied der Prinz geflissentlich jede Unterredung. Des Prinzen strafbaren Umgang mit einer heimischen Leibeigenen, Namens Euphrosine, machte die Prinzessin vollends unglücklich, und der Kummer nagte so schmerzlich an ihrer Seele, daß sie nach der Geburt ihres Söhnleins erkrankte und starb.

Wenige Tage später war Peter's eigene Gemahlin am 8. November von einem Prinzen entbunden, und das Vertrauen, daß Gott ihm diesen Sohn erhalten werde, gab jetzt den Maßregeln des Czaren gegen Alexei eine noch festere und ernstere Richtung. Er drohete ihm, ihn von der Erbfolge auszuschließen, wenn er sich nicht bessern würde. „Habe ich doch," schrieb er an ihn, „für mein Vaterland und die Wohlfahrt meiner Unterthanen mein eigenes Leben nicht geschont, wie sollte ich nun Eurer schonen, da Ihr Euch dessen nicht würdig macht. Lieber überlasse ich mein Reich einem würdigen Fremden, als meinem eigenen unwürdigen Sohne."

Die Freudenbezeigungen über die Geburt eines Prinzen schlugen Alexei sehr nieder. Seine Antwort an den Czaren waren die wenigen Zeilen: „Wenn Eure Majestät mich wegen meiner Unfähigkeit der Russischen Krone berauben wollen, so geschehe Ihr Wille. Ja, ich bitte inständig darum. Meine Kräfte des Verstandes und des Leibes sind durch Krankheit sehr geschwächt. Ich fühle mich untüchtig, so viele Völker zu regieren. Hätte ich auch keinen Bruder, ich würde nicht die Thronfolge verlangen. Noch viel weniger verlange ich sie jetzt. Ich wünsche dem Neugeborenen Gedeihen, und nehme Gott zum Zeugen und schwöre es bei meiner Seele, daß ich künftig keinen Anspruch an die Thronfolge machen werde. Meine Kinder befehle ich Eurer Majestät; für mich aber bitte ich nur um einen geringen Unterhalt für meine übrige Lebenszeit."

Dem Czaren genügte diese Erklärung nicht.

„Ihr redet," so schrieb er ihm einige Wochen nachher, — „blos von der Thronfolge und entsaget ihr, als ob ich Eurer Beistimmung zu einer Verfügung bedürfte, die ganz von meiner Willkühr abhängt. Aber warum redet Ihr nicht von der Unfähigkeit, die Ihr Euch selbst zuziehet? Ich habe Euch mein Mißvergnügen über Eure so vieljährige Aufführung zu erkennen gegeben; und Ihr schweigt. Die väterlichen Ermahnungen müssen Euch wenig an's Herz gegangen sein. Achtet Ihr deren so wenig bei meinem Leben, wie wenig werdet Ihr darauf achten, wenn ich todt bin. Bei der Verstocktheit Eures Herzens, wie kann ich mich auf Eure Schwüre verlassen? Und hättet Ihr auch die Absicht, Eure Zusage zu halten, würden nicht die Großbärte Euch eigenen Gefallens umlenken, und Euch zwingen, den Eid zu brechen? Diese Leute, durch Müssiggang und schlechten Lebenswandel jetzt von Ehrenämtern entfernt, hoffen dereinst durch Euch ihr Glück zu machen. Sie dürfen dieß hoffen, denn Ihr seid ihnen zugethan. Statt Euren Vater, der Euch das Leben gab, in seinen Sorgen und Bemühungen beizustehen, verläumdet und verflucht Ihr Alles, was ich mit Gefahr meiner Gesundheit aus Liebe zu meinen Unterthanen zu ihrem Besten gestiftet habe. Muß ich nicht fürchten, daß Ihr, wenn Ihr mich überlebet, Alles wieder umstoßen werdet, was ich Gutes that? Und ist es verantwortlich, Euch, wie ein Amphibium, nach Gefallen hinleben zu lassen? Unmöglich kann ich mich Euretwegen beruhigen. Zum letzten Mal schreibe ich Euch. Aendert Euer Betragen, und strebet, der Thronfolge würdig zu werden, oder — geht in's Kloster! Antwortet mir gleich nach Empfange dieses Schreibens mündlich oder schriftlich. Thut Ihr das nicht, so werde ich mit Euch als einem Verbrecher verfahren."

Alexei schrieb gleich am folgenden Tage zur Beantwortung die wenigen Zeilen: „Meine Unpäßlichkeit hindert mich an einer ausführlichen Antwort. Es sei! Ich will den geistlichen Stand erwählen, und erbitte Ihre Einwilligung dazu."

Wenige Tage nach dieser Erklärung trat Peter seine Reise nach Deutschland, Dänemark und Frankreich an. Vorher ging er zu seinem Sohne, um Abschied von ihm zu nehmen. Er fand ihn im Bette. Alexei klagte über Krankheit, und als Peter ihn fragte, ob er bei seinem Entschlusse beharre, bekräftigte er es und rief Gott zum Zeugen, daß er nichts so sehr wünsche, als in den Mönchsstand zu treten. Peter rieth ihm nochmals, sich nicht zu übereilen, sondern wohl zu bedenken, wozu er sich entschließe. Besser würde er thun, den Weg, welchen er ihm gebahnt habe, einzuschlagen, und hiezu gestattete er ihm noch eine Bedenkzeit von sechs Monaten.

Die sechs Monate verliefen, ohne daß Peter die verlangte entscheidende Antwort von seinem Sohne erhielt. Alexei's Briefe an den Vater enthielten nur Nachrichten von dem Zustande seiner Gesundheit. Aber in Briefen, die der Czar von seinen Vertrauten erhielt, meldete man ihm, sein Sohn scheine sehr tiefsinnig zu sein; er gehe viel mit verdächtigen Leuten um, und es werde zweckmäßig sein, daß der Czar ihn zu sich kommen lasse, um ihn unter Augen zu haben.

Der Czar befand sich in Kopenhagen, als er diese Nachricht erhielt. Sogleich fertigte er durch einen besonderen Eilboten ein Schreiben an ihn ab. „Ihr habt Zeit genug gehabt, Euch zu bedenken," schrieb er. „Entschließt Euch beim Empfang dieses. Ist's Euer Entschluß, Euch zur Kronfolge tauglich zu machen, so kommt in acht Tagen zu mir, und wohnet den Kriegsunternehmungen des Feldzuges bei. Wählt Ihr das Kloster, so schreibt mir, wo und an welchem Tage Ihr Euern Entschluß zur Ausführung bringen wollt, damit ich mein Herz beruhige und wisse, wessen ich mich zu Euch versehen kann. Ich will durchaus, daß Ihr Euch zu etwas Gewissem entschließt, und diesen Entschluß fordere ich durch den Kourier, der Euch meinen Brief überliefert."

Der betroffene Prinz fühlte, daß er einer Entscheidung nicht länger ausweichen könne, wenn er unter des Vaters Gewalt bliebe. Und so reifte ein schon lange gehegter Gedanke schnell zum Entschluß. Er beschloß, sich der Gewalt seines Vaters zu

entziehen, und, insofern nicht andere Umstände eintreten, bis zu dessen Tode geheim im Auslande zu verweilen, in welchem Fall es ihm dann, so meinte er, an Anhängern nicht fehlen würde, die ihn auf den Thron erhöben.

Sein vorzüglichster Vertrauter bei dieser gefahrvollen Unternehmung war der Admiralitätsrath Kikin, ein Mann, der Petern nach dem Leben getrachtet, und dennoch Verzeihung von ihm erhalten hatte. Er schloß sich, der erbittertste Feind aller Neuerungen, eng an Alexei, und durch ihn war allem Vermuthen nach der Gedanke an heimliche Flucht in des Prinzen Seele erregt worden.

Anfänglich drang Kikin darauf, daß der Prinz seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen solle, änderte aber später den Plan und reiste in Alexei's Auftrage nach Wien, um ihm dort, bei dem Kaiser, seinem Schwager, eine sichere Zuflucht zu verschaffen. Als des Czaren Brief ankam, mußte der Prinz seinen Vertrauten auf der Rückreise vermuthen, und hoffte ihn in Deutschland zu treffen. Der Drang der Umstände gab ihm Kraft. Er machte sich auf und verließ Petersburg unter dem Vorwande, daß der Befehl des Vaters ihn nach Kopenhagen rufe.

In Libau traf er seinen Vertrauten Kikin, und vernahm von ihm, daß der deutsche Kaiser dem Flüchtling eine Freistatt gewähren wolle. Um Peter'n über seine Absichten zu täuschen, sandte er demselben von Libau einen Brief, welchen er fälschlich aus Königsberg datirte.

Die Reise ging nun schnell nach Wien, wo der Prinz, kaum angekommen, sich bei dem Reichs-Vice-Kanzler, Grafen von Schönborn, meldete, und durch ihn um des Kaisers Schutz bat.

Der Kaiser ward allerdings durch die Ankunft des Prinzen in Verlegenheit gesetzt, aber, nach des Prinzen Darstellung seiner Lage, mußte sein Zustand ihn rühren. Er sah in Alexei einen Thronerben, der, von einem harten Vater und einer Stiefmutter mit ungerechtem Hasse verfolgt, gezwungen werden sollte, in ein Kloster zu gehen und die ihm gebührende Thronfolge seinem jüngeren Halbbruder zu überlassen. Aber es entging ihm auch eben so wenig die Bedenklichkeit, dem Vater und Regenten einen flüchtigen Sohn vorzuenthalten, als die Schwierigkeit, dessen Zufluchtsort zu verheimlichen. Nach gepflogenem Rathe mit dem Prinzen Eugen und dem Grafen Stahremberg, fand er sich dennoch bewogen, dem Unterdrückten einen Zufluchtsort in seinen Staaten zu gestatten und zu versprechen, daß er diesen Aufenthalt heimlich halten, auch, wenn einst der Russische Thron erledigt würde, des Prinzen Vorrechte im Fall der Noth durch die Waffen unterstützen wolle. Alexei wurde in die Gebirge von Tirol gesandt, wo ihn das Schloß Ehrenberg aufnahm. Alles blieb so geheim, daß der Russische Resident zu Wien, Wesselowsky, nicht einmal des Prinzen Ankunft in Wien erfahren hatte.

Peter befand sich in Amsterdam, als er die Nachricht von des Prinzen Entweichung erhielt, und bald mit Gewißheit erfuhr, daß er seinen Weg nach Wien genommen habe. Dahin sandte er jetzt den Hauptmann der Garde, Alexander Rumjanzow, mit einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser, worin er als Souverain und Vater die Auslieferung des Prinzen verlangte.

So bedenklich die Versagung der Bitte war, konnte sich der ritterlich gesinnte Kaiser doch nicht entschließen, den Prinzen, welcher sich ihm in die Arme geworfen hatte, dem erzürnten Vater sogleich wieder auszuliefern. Alexei wurde von Ehrenberg nach Neapel auf das Schloß St. Elmo gebracht, wo er, unter fremdem Namen und als ein Gefangener gehalten, vor des Vaters Verfolgung sicher zu sein wähnte. Doch wurde es dem Russischen Gesandten nicht schwer, seiner Spur zu folgen und den neuen Aufenthalt des Flüchtlings zu entdecken.

Sogleich schrieb der Czar noch einmal an den deutschen Kaiser, und seine Abgeordneten unterstützten sein Schreiben mit so eindringlichen und gewichtigen Vorstellungen, daß der Kaiser ihnen endlich erlaubte, dem Prinzen nach Neapel zu folgen und ihn durch gütliche Vorstellungen zur freiwilligen Rückkehr zu vermögen.

In Neapel angekommen, hatten die Russischen Gesandten Tolstoj und Rumjanzow erst Mühe, den Zutritt zu Alexei zu gewinnen; und als es ihnen gelang, ihn endlich bei dem Vicekönig von Neapel zu sprechen, würden selbst dann ihre Vorstellungen vergeblich gewesen sein, wenn nicht die Vorstellungen des Vicekönigs den Prinzen wankend gemacht hätten. Ein Brief des Czaren, in welchem er dem Sohn Verzeihung zusagte, that das Uebrige, und Alexei kehrte nach Moskau zurück, wo mittlerweile sein Vater ebenfalls angekommen war.

Noch am Abend seiner Ankunft, welche am 1. Februar 1718 erfolgte, hatte er mit seinem Vater eine lange Unterredung, und die Folge derselben war Alexei's Verzicht auf die Krone. Sie geschah auf feierliche Weise vor dem versammelten Rathe, und Alexei bat um Gnade und Leben. Die Bitte wurde gewährt unter der Bedingung, daß Alexei die Theilnehmer und Mitwisser seines Verbrechens anzeigte. Dieß geschah. Die Schuldigen wurden bestraft, Alexei aber, anstatt frei gegeben zu werden, mußte in das Gefängniß wandern und ein strenges Gericht über sich ergehen lassen. Den Czaren folterte die Furcht vor der Zerstörung seines Werkes, und die Richter, 144 an der Zahl, die Gesinnung ihres Herrn kennend, gaben nach den Geständnissen des Prinzen einstimmig die Entscheidung ab, daß Alexei des Todes schuldig sei.

Die Wohlfahrt des Staates hatte Peter'n dieses Gericht über seinen Sohn zu verhängen geboten. Ob aber das strenge Urtheil feierlich eröffnet, ob es vollstreckt werden sollte, dazu war er noch nicht entschlossen. Katharina suchte ihren Gemahl zu bewegen, daß er dem Prinzen das Urtheil nicht förmlich verkündigen lassen, sondern den Unglücklichen sofort in ein Kloster einsperren möge. Die Schande, sagte sie, welche eine öffentliche Verurtheilung nach sich ziehen müsse, würde auch des Verurtheilten Kinder treffen, und eins dieser Kinder sei es doch, welches einst den Ruhm des Russischen Thrones erhalten müsse, da die schwache Leibesbeschaffenheit des zum Thronerben ernannten Prinzen Peter demselben ein langes Leben nicht verspreche.

Noch einmal kämpfte Peter den schwersten Kampf, den Kampf der Vaternachsicht mit der Regentenpflicht. Endlich befahl er, dem förmlichen Rechtslaufe durch Verkündigung des Urtheils die Vollendung zu geben.

Am 6. Juli wurde Alexei frühmorgens in Begleitung einer Wache in den Gerichtssaal geführt. Hier mußte er das Bekenntniß seiner Verbrechen wiederholen und dann sein Urtheil anhören. Der Ausspruch, daß er des Todes schuldig sei, machte ihn auf der Stelle erkranken. Er ward in sein Gewahrsam zurückgebracht.

Das Uebel, so ihn ergriffen hatte, artete bald in convulsivische Zufälle aus, die dem Kranken den Gebrauch der Sinne raubten. Doch erholte er sich am folgenden Morgen so weit, daß er die Sacramente empfangen und den Wunsch äußern konnte, seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Czar hatte indeß auf die Nachricht, daß der Prinz durch die heftige Gemüthsbewegung, in welche das Todesurtheil ihn gesetzt habe, vom Schlage gerührt sei und sich in Lebensgefahr befinde, um die Mittagszeit alle Geheimräthe und Senatoren versammelt. Noch während sie versammelt waren, kam die Botschaft, die Gefahr nehme so zu, daß der Kranke vielleicht nicht den Tag überlebe. Der Czar verfügte sich sofort in Begleitung der Versammelten zu dem unglücklichen Sohne. Mit thränendem Auge und die Hände gefaltet, bekannte der Kranke wiederholt, daß er sich schwer an Gott und seinem Vater versündigt habe. Er sei unwerth des Lebens, und hoffe, von dieser Krankheit nicht zu genesen. Nur flehe er den Czaren an, daß er vor seinem Ende den Fluch, so er auf ihn gelegt, von ihm nehmen, ihm seine Verbrechen verzeihen, ihm den Vatersegen ertheilen, und für seine Seele beten lassen möge.

Keiner der Anwesenden blieb ungerührt bei der herzzerreißenden Scene. Auch der Czar ward mächtig ergriffen. Doch bald sich sammelnd, redete er mit Würde und tiefer Empfindung über das Vergangene, verzieh dem Sohne die Schuld, gab ihm seinen Segen und schied.

Des Kranken Beängstigungen nahmen indeß überhand, und noch vor Abend äußerte er das heftigste Verlangen, noch einmal mit seinem Vater zu reden. Der Major Ottschakow ward mit der Nachricht an den Czaren gesandt, und die Bitte der Anwesenden, daß er dem Sterbenden im Kampfe mit seinem Gewis-

en diesen letzten Trost nicht versagen möge, überwand seine natürliche Abneigung, sich der Marter einer zweiten Abschiedsscene auszusetzen. Schon war der Czar in das Boot gestiegen, das ihn zu dem Leidenden bringen sollte, als die Nachricht eintraf, daß er verschieden sei.

Bei dem Begräbnisse des Unglücklichen predigte der Priester über die Worte der Schrift: „Ach Absalon! Mein Sohn Absalon!" Der Czar zerfloß dabei in Thränen.

Dieß die Geschichte Alexei's. Er selbst sollte den Thron seiner Väter nicht besteigen. Dieß war seinem Sohne vorbehalten, der als Peter II. regierte, da des Czaren und Katharina's zwei Söhnlein bald nach der Geburt wieder starben.

Bald nach dem Frieden mit Schweden beschäftigte sich Peter mit der Ausführung des längst gehegten Planes, seinen Unterthanen den wichtigen persischen Seidenhandel zuzuwenden, zu welchem Zwecke er das kaspische Meer genau hatte untersuchen und andere Vorkehrungen treffen lassen. Eine Handlungsgesellschaft russischer Kaufleute, die sich mit dem Seidenhandel beschäftigte, wurde von den unter persischem Schutz stehenden Lesghiern überfallen, geplündert und erschlagen. Um Genugthuung für diese Frevelthat zu erhalten, überzog er Persien mit Krieg, und die erste, köstliche Frucht desselben war die wichtige Handelsstadt Derbent, das berühmte Felsenthor am kaspischen Meere. Bald nachher flehte der Schah Thamasp die Hilfe des Czars gegen die Afghanen an, und trat als Preis dafür die kaspischen Provinzen Daghestan, Shirwan, Gilan, Mazanderan und Asterabad, nebst den Städten Baku und Derbent, an Rußland ab.

Nach Moskau zurückgekehrt, feierte Peter einen Triumph, und zog dann eine Menge Staatsdiener in Untersuchung, welche der Untreue und Bestechung beschuldigt worden waren. Der Vicekanzler Schaffiroff wurde zum Tode verurtheilt, aber auf dem Schaffotte noch begnadigt. Menzikow, sein Liebling, mußte 200,000 Rubel an den Fiskus zahlen, verlor manche Einkünfte, und wurde von Petern eigenhändig mit seinem Rohrstocke gestraft. Mehrere Andere verloren Adel und Rang, und wurden mit Geld- oder Leibesstrafen belegt.

Hierauf führte Peter noch einmal, im Juli 1724, seine Flotte gegen Schweden, um seiner Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark den gehörigen Nachdruck zu geben. Als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Versicherung der Thronfolge erhalten, segelte Peter nach Kronstadt zurück, und feierte daselbst durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen versehen war.

In seinen letzten Lebensjahren stiftete Peter den Alexander-Newsky-Orden, verbesserte das Mönchswesen, gab ein Gesetz über die Thronfolge, verbannte die Capuziner aus Rußland, schloß einen neuen Handelsvertrag mit Schweden, beschäftigte sich lebhaft mit der Ausführung des Ladoga-Canals und verlobte seine Tochter Anna mit dem Herzoge von Holstein.

Doch fühlte er jetzt schon eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte, veranlaßt durch eine schmerzhafte Krankheit, welche auch seinen sonst heiteren Sinn in Mißmuth umstimmte. Eine Folge dieses letztern mogte wohl die Hinrichtung des Kammerherrn Mons sein, den er in dem ungegründeten Verdachte strafbarer Vertraulichkeit mit der Kaiserin, seiner Gemahlin, hatte.

Im Herbste 1724, wo sein Uebel einigermaßen wich, wagte es Peter, nach Schlüsselburg zu reisen, um dort das Fest der Eroberung dieser Festung zu feiern. Zugleich sah er nochmals die Fortschritte am Ladogakanal, ging dann nach Staraja-Russa, um die angefangenen Verbesserungen der dortigen Salzwerke zu besichtigen, und begab sich in den ersten Tagen des Novembers nach Petersburg zurück. Hier landete er aber nicht, sondern steuerte seine Yacht gerade fort nach Lachta, einem wenige Werste von Petersburg am Finnischen Meerbusen gelegenen Flecken. Die Absicht war, weiter nach Systerbek zu gehen, um die dort angelegten Eisenhämmer und die Gewehrfabrik zu besehen.

In dem Augenblicke, wo der Kaiser in der Abenddämmerung zu Lachta landete, sah er ein Boot, das, mit Soldaten und Matrosen besetzt, von Kronstadt kam, in größter Gefahr mit den Wellen kämpfte, und endlich unweit Lachta auf der Untiefe strandete. Der Kaiser säumte nicht, eine Schaluppe mit seinen Leuten dem Boote zu Hilfe zu senden. Aber die Leute vermogten das Fahrzeug nicht flott zu machen. Peter wandte seinen Blick nicht von dem Orte der Gefahr. Er sah, wie einige Menschen von den Wellen hinweggerissen, Andere halbtodt aus dem Wasser gezogen wurden. Jetzt hielt er sich nicht länger. Trotz der einbrechenden Nacht und der ihm drohenden Gefahr mußte man ihn hinführen, wo Rettung nöthig war. Als er in die Nähe des gestrandeten Fahrzeugs kam, hinderte auch ihn die Untiefe, ganz hinan zu kommen. Ungeduldig sprang er aus der Schaluppe, gelangte so, das Wasser durchwatend, an's Boot, half es flott machen, und sorgte dafür, daß die Leute geborgen wurden.

Die Freude, diese Unglücklichen gerettet zu haben, hatte ihn sein Uebel vergessen machen. Doch setzte er die vorgehabte Reise nicht fort, sondern kehrte, um sich zu pflegen und üble Folgen zu verhüten, nach Petersburg zurück.

Aber seine edelmüthige Aufopferung kostete ihm das Leben. Sein Uebel verschlimmerte sich, durch die Erkältung im heftigsten Maße zurückgerufen, immer mehr, und trotzte allen Bemühungen der Aerzte. Eine chirurgische Operation, der er sich unterwarf, gab nur kurze Hoffnung auf Besserung. Das Uebermaß der Schmerzen raubte ihm häufig die Besinnung, und er fand in seinem Leiden nur Trost im Hinblick auf Gott und Christus.

Seine Gattin verließ sein Schmerzenslager nicht, bis er im Todeskampfe unterlag. Am 25. Januar 1725 verschied er in der Morgenfrühe in Katharina's Armen. Die treue, schmerzerfüllte Gattin warf sich auf ihre Knie, hob ihre Hände auf und betete: „Herr, öffne dein Paradies, und nimm diese schöne Seele zu dir!"

Was Peter dem Reiche war, das fühlte jeder Russe erst ganz, als die Nachricht seines Todes von der Newa bis zum Amur-Flusse erscholl. Als in Moskau das Trauergeläut ertönte, und das Volk in die Kirche strömte, wo der Priester den Tod des Kaisers verkündigte, da erhob sich ein so lauter Jammer, daß der Geistliche mit seiner Vorlesung inne halten mußte. Alle Russen trauerten, und die Nachwelt bestätigte willig Peter'n den Namen des Großen, den er sicherlich mit vollem Rechte verdient.

Peter war, wie durch seinen Geist, so auch durch seine Gestalt vor Anderen ausgezeichnet. Sein hoher Körper, sein feuriges Auge, der majestätische Ernst auf seiner Stirne, der nur durch die ihm angeborne Gutmüthigkeit gemildert wurde, dieß Alles verkündigte einen Mann, der zum Herrscher geschaffen war.

Peter war Selbstregierer im vollsten Sinne des Wortes. Er war der erfahrenste General, der beste Seemann, der klügste Minister in seinem Reiche. Es gränzt an's Unglaubliche, wie er bei der Führung so vieler Kriege, bei seinen Reisen im In- und Auslande, und bei seinem Hange zu Vergnügungen, Alles was er that, zu vollführen im Stande war. Man begreift es nur, wenn man seine Thätigkeit näher in's Auge faßt.

Peter bedurfte nur kurzer Ruhe. Ein vierstündiger Schlaf erquickte ihn. Fast keine Nacht verging, daß er nicht seinen Kammerdiener weckte und sich Licht und eine Schiefertafel geben ließ, auf die er, zur Erinnerung an den folgenden Tag, seine Gedanken zeichnete. Schon um drei Uhr stand er auf, und beschäftigte sich gewöhnlich ein paar Stunden mit Bücherlesen. Während er sich ankleidete, ließ er sich die eingelaufenen Berichte vortragen, und was er darüber beschloß, zeichnete er auf einzelne Blätter. Dann besuchte er die Bauten, die Manufakturen, die Stückgießerei, und mit besonderer Vorliebe den Schiffswerft, ordnete die Arbeiten, und legte wohl auch selbst Hand an's Werk. Immer hatte er die Schreibtafel zur Hand, um seine Bemerkungen zu notiren. Gewöhnlich pflegte er sich jetzt, oder auch früher, eine Zeit lang mit Drechseln zu beschäftigen, bis ihn die elfte Stunde zur Tafel rief. Gewöhnlich speiste er mit seiner Gemahlin allein, zuweilen auch mit Einigen aus seinem Gefolge, und nie dauerte das Mahl länger als eine halbe Stunde. Nach der Tafel gab er, nach russischer Sitte, sich einer kurzen Ruhe hin. Dann nahm er sein Täfelchen mit den Morgenbemerkungen zur Hand, und betrieb selbst, was er zu besor-

gen nöthig gefunden hatte. So war es nichts Seltenes, daß man ihn in der nämlichen Stunde jetzt bei einem General, jetzt in der Schmiedewerkstätte, und dann wieder auf einem Zimmerplatze fand.

Dieß waren die gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen. Doch oft auch wohnte er den Berathschlagungen der geheimen Kanzlei bei; oft besuchte er das neu errichtete Gymnasium und die See-Akademie, und wohnte dem Unterrichte bei. Müde der ernsteren Geschäfte brachte er die Abendzeit gewöhnlich bei einem Glase Wein hin; zuweilen unterhielt ihn auch das Schachspiel, worin er, wie im Drechseln, Meister war, und von Niemandem übertroffen wurde. Alle anderen Spiele, besonders das Kartenspiel, haßte er. „Entweder," pflegte er zu sagen, „haben die Spieler keinen Geschmack an nützlicher Unterhaltung, oder es ist Eigennutz, der ihnen die Karten in die Hände gibt. Beides ist mir verächtlich."

Um neun Uhr legte er sich zur Ruhe, und Niemand durfte von dieser Stunde an in der Schloßgasse fahren oder reiten, weil das leiseste Geräusch ihn zu wecken pflegte.

Peters Grundcharakter war Aufrichtigkeit und offene Geradheit gegen Jedermann. Mit großem Scharfsinn beurtheilte er die politischen Verhältnisse der Höfe, errieth ihre Absichten, und wußte die Umstände zum Vortheile seines Reiches zu benutzen.

Aechte Religiosität beseelte ihn nicht nur, sondern er machte sich's auch zur Pflicht, sie öffentlich an den Tag zu legen. Bei aller Zerstreuung, die der Drang der Regierungs- und Kriegsgeschäfte nothwendig veranlaßte, versäumte er doch nicht leicht den öffentlichen Gottesdienst, und die Entheiligung des Sabbaths war ihm ein Greuel. Mit Strenge ließ er auf Anstand und Stille bei der Gottesverehrung halten, und kaum in der äußersten Noth erlaubte er am Sonntage, aber auch nur nach geendigtem Gottesdienste, am Schiffbau oder an anderen öffentlichen Werken zu arbeiten.

Ein abgesagter Feind überflüssigen Aufwandes, kargte er des Beispiels halber oft selbst, sogar in seinem Anzuge. Er war nie vergnügter, als in seiner Regimentsuniform, einem grünen Kleide, mit schmaler, goldener Tresse.

Eine besondere Liebhaberei war seine Lust zu chirurgischen Operationen, worin er sich besonders zu Amsterdam eine gewisse Fertigkeit angeeignet hatte. Er übte diese Kunst fortdauernd im Laufe seines Lebens, half Wassersüchtigen das Wasser abzapfen, und befreite Manchen, der an Zahnschmerz litt von dem leidenden Theile. Gemeiniglich trug er daher neben einem Bestecke zu mathematischen Instrumenten auch ein anderes mit chirurgischen bei sich, und wenn im Hospital eine wichtige Operation vorgenommen werden sollte, mußte man es ihm melden, damit er zugegen sein und auch wohl selbst Hand anlegen könne.

Peter war bei allen seinen Tugenden jedoch auch nicht ganz frei von Fehlern. Er liebte den Wein oder Branntwein, und ließ sich von seiner Heftigkeit zuweilen zu übereilten Handlungen hinreißen. Aber wo viel Licht ist, pflegt auch Schatten zu sein, und die Fehler, welche Peter hatte, waren zum Theil gleichsam Bedingungen seiner Größe. Vom Antritt seiner Herrschaft bis zu seinem Tode, sechsunddreißig Jahre hindurch, verfolgte er immer Ein hohes und erhabenes Ziel, die Civilisirung seines Reiches. Ohne seinen leidenschaftlichen und lebhaften Geist würde er es nicht erreicht haben.

Auf dem Thron folgte ihm seine Gemahlin Katharina, welche es verstand, in seinem Geiste fortzuarbeiten, und das Riesenwerk ihres großen Gemahles noch weiter auszubauen. — (Vergl. Halem's Leben Peter des Großen, dem wir zumeist gefolgt sind.)

Franz Hoffmann.

Räthsel ohne Auflösung.

Ich habe kalter Herzen Winter
Durch meinen Frühling abgewehrt,
Und Eines Vaters irre Kinder
Die Liebe statt dem Haß gelehrt.

Ich half den Sklaven Menschenrechte
Von ihrer Zwingherrn Herz empfahn,
Hab' ihrem leidenden Geschlechte
Verschloss'ne Himmel aufgethan.

Wenn nicht so Mancher für mich brennte,
So wäre nicht mein Ruf so rein,
Der größten Männer Monumente
Nicht neben meinen Thürmen klein!

Drum haben himmlische Verklärung
Mir meine Freunde zugedacht,
Und meiner eigenen Erklärung
Zum Trotze, mich — zu Gott gemacht!

Sie tragen hin in alle Weite
Begeistert meines Namens Gut,
Doch stehn viel Andre noch bei Seite,
Die lüpfen kaum den stolzen Hut.

Charade.

1.

Was soll ich denn von mir, ich Armer sagen?
Fast wie die Nullen bin ich Nichts allein,
Doch wenn mir Druck, Fall oder Sicht nachjagen,
Kann ich schon flüchtig oder wichtig sein.

Ich unterscheide dich von allen Andern,
Und unterscheide dich doch kenntlich nie;
Und muß ich dir zu liebe rückwärts wandern,
So rathe gut, dann findest du mich — nie.

2. 3.

Als Colonialgut mach' ich große Reisen
Und unter ging ich oft mit meinem Schiff;
Als Füllung wird der Militär mich preisen,
Doch ist verderblich dann mein leiser Pfiff.

Als fernes Gut die nahe Welt ernähren
Ist mein Geschäft, das mich zum Reisen zwingt;
Als Füllung aber helf' ich sie zerstören,
Wenn mich entleert ein Mensch zum Ziele bringt.

1. 2. 3.

Ich aber mache friedliche Geschäfte
Und bringe gern zusammen, was sich liebt;
In Zeitungs-Blättern üb' ich meine Kräfte,
Wo Kraft und Reiz der Eigennutz mir gibt.

Als kleines Blättchen hab' ich manches Sehnen
In lauten Jubel augenblicks verkehrt,
Und als einsylbig Wort von deiner Schönen
Gehorsam folgen selbst den Stolz gelehrt.

J. G. Moser.

Auflösung: 5. 9. 13. 11. 1. 4. 20. 13. 7.



1841



Die Tigerjagd in Indien.

(Taf. 41.)

Die verschiedenen Methoden, deren man sich in Indien bedient, um sich der gefährlichsten und häufigsten Feinde der dortigen Einwohner, der zahllosen Tiger nämlich, möglichst zu entledigen, sind außerordentlich mannigfaltig. Man fängt die Tiger in Netzen, deren Einrichtung und Aufstellung wir schon früher beschrieben haben; ebenso in Fallen, jedoch seltener, weil diese Raubthiere sehr scheu und vorsichtig sind. Die Shecarries, eine niedrige Kaste der Hindus, deren alleiniges Geschäft das Fangen oder Tödten schädlicher Thiere ist, tödten sie mit vergifteten Pfeilen oder schießen sie von den früher erwähnten Schießhütten oder Platformen herab, oder aus Gruben nieder, eben so machen es die indischen Landleute, und die Reicheren schießen auf sie von den Rücken der Elephanten herab. Die Fallen, in denen man die Tiger fängt, sind von Holz und gleichen im Ganzen unsern gewöhnlichen Rattenfallen, nur daß sie zwölf bis vierzehn Fuß lang und fünf Fuß breit sind, mit aufgezogenen Fallthüren an jedem Ende, welche mittelst eines einfachen und bekannten Mechanismus sogleich herabfallen, sobald der Tiger eine in der Mitte befestigte Ziege oder anderes Thier anpackt. Eine andere Art, ähnliche, aber größere Fallen zu bereiten, wird dadurch bewerkstelligt, daß man, statt einen hölzernen Kasten zu machen, einen Theil des Bodens mit Pfählen umrammelt und diese mit Bambus überdeckt; hat man in diesen Umzäunungen auf die angegebene Weise Tiger gefangen, so werden sie daraus in die für sie bestimmten Kasten getrieben und fortgeschafft.

Um sie mit vergifteten Pfeilen zu tödten, wird ein Bogen auf einem Fußpfad im Gehölz, den der Tiger zu nehmen pflegt, in der Mitte zwischen zwei Pfählen etwa 18 bis 24 Zoll hoch befestigt, und mittelst eines Keils gespannt erhalten, welch' letzterer an ein in gerader Richtung auf dem Boden gelegtes Seil befestigt ist, dergestalt, daß er, sobald der Tiger auf dieß Seil tritt, herabfällt, und somit zugleich das Abschnellen des Pfeils veranlaßt. Die Hauptsache dabei ist, dafür zu sorgen, daß der Pfeil in möglichst horizontaler Richtung fliegt, welches auch die Shecarries so wohl einzurichten verstehen, daß die Tiger meistens durch die Lungen und oft mitten durch das Herz geschossen werden, und dann kaum noch einige hundert Schritte weit von dem Ort, wo sie verwundet worden, laufen können. Sind die Pfeile vergiftet, was nicht immer der Fall ist, so kommt es weniger auf die Stelle an, wo das Thier getroffen wird, indem das Gift so wirksam ist, daß es jedesmal binnen einer Stunde tödtet, und man mit Hülfe mitgenommener Hunde leicht den Weg findet, den das verwundete Thier genommen hat. Beim Aufstellen des Bogens nimmt man jedoch keinen Hund mit, um nicht den Tiger, der einen äußerst scharfen Geruch und große Abneigung gegen Hunde hat, von seinem gewohnten Durchgangsort zu verscheuchen. Gewöhnlich wird der Bogen erst vor Sonnenuntergang aufgestellt, und am andern Morgen, wenn er nicht mittlerweile losgegangen, wiederum abgespannt, damit nicht etwa einem Menschen, der in diese Gegend käme, Leids wiederführe. Wenn man ihn den Tag über gespannt halten will, oder die Stelle sonst ein gewöhnlicher besuchter Weg ist, so werden in der Richtung, die der Pfeil nehmen kann, in einer hinlänglichen Entfernung zwei mit der Sehne des Bogens ebenfalls verknüpfte Pfähle kreuzweis über einander gelegt, und zwar so, daß ein Tiger bequem darunter weggehen kann, ein Mensch oder Lastthier aber beim Wegstoßen dieser Pfähle den Pfeil früher abschnellen würde, als der Mensch an den Punkt gelangt, wo ihn derselbe treffen könnte. Das Gift, dessen man sich zu diesem Gebrauche bedient, wird aus den Wurzeln eines großen breitblätterigen Baumes gezogen, dessen Rinde der Eichenrinde gleicht, und der bei den Eingebornen unter dem Namen Boglear oder „Tigergift“ bekannt ist. Die mit diesem Gummi überzogene Eisenspitze ist sehr kurz und mit einem kleinen Widerhaken versehen; der Pfeil schnellt aber stets mit hinlänglicher Kraft ab, um das Gift in das Blut des Thiers zu bringen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die dortigen Brantweinbrenner mit der nämlichen Substanz die Brantweinblasen verschmieren, wobei sie nichts weniger als schädlich ist, und nur, wenn sie mit dem Blut in unmittelbare Berührung kommt, ihre giftigen Wirkungen äußert.

Diese Art, mittelst vergifteter Pfeile die Tiger zu tödten, ist fast ausschließlich bei einer Hindu-Kaste üblich, welche in dem Distrikt von Denaypoore, östlich vom Ganges, angesessen ist, und von da aus ganz Bengalen, wo es nur Tiger gibt, durchstreifen, um durch Tödtung derselben die von der Regierung darauf gesetzte Belohnung von zehn Rupien (etwa 22 engl. Schillinge oder circa 13 fl.) für jedes Stück zu erhalten. Auch empfangen sie dann und wann ein Geschenk von den Einwohnern, deren Gegend sie von jenen gefährlichen Feinden befreien, und gewinnen noch etwas durch den Verkauf der Zähne und Klauen, welche von den Eingebornen als Amulete oder Zaubermittel gesucht werden. Oefters ereignet es sich auch, daß sie sich von der Regierung den Tod desselben Thieres doppelt bezahlen lassen, indem sie den Kopf an den Kollektor des einen Distrikts und das Fell an den eines andern einliefern. Sobald sie auf ihren Zügen sich genug verdient haben, kehren sie zu ihren Familien zurück und bleiben daselbst, bis ihre Subsistenzmittel wieder auf die Neige gehen, wo sie dann neue Jagdwanderungen unternehmen, wie die Kammerjäger oder Rattenfänger bei uns in Deutschland. Die Shecarries lieben den Genuß geistiger Getränke und das Rauchen betäubender Blätter außerordentlich, und führen überhaupt ein höchst rohes, elendes Leben, abgesehen von der mit ihrem Geschäft verbundenen Gefahr, indem sie bei ihren Streifzügen und oft eben in dem Akte des Aufstellens des Bogens von den Thieren gepackt und getödtet werden, denen sie den Untergang bereiten wollen.

Sobald ein Ochse oder ein Büffel von einem Tiger getödtet und sein Leichnam von den Einwohnern des Dorfes gefunden worden, so wird ein Michaun oder eine Schießhütte auf einem Baum oder auf Pfählen, oder auch eine Grube in der Nähe jener Stelle errichtet, und wenn sich Niemand im Dorfe finden sollte, der Muth genug hat, um auf den Michaun oder in der Grube die Nacht zu bleiben und auf den zu seiner Beute zurückkehrenden Tiger zu schießen, so schickt man deßhalb nach einem andern Dorfe oder nach den Shecarries; ein Fall, der indessen nur selten nothwendig ist, da sich fast in jedem Dorfe Leute finden, die gewohnt und muthig genug sind, auf diese Weise auf Tiger zu lauern. Von den Landleuten unterzieht sich indessen selten einer allein ohne Begleitung diesem Geschäfte, während die Shecarries, welche die wiederholte Uebung mit der Gefahr vertrauter und beherzter gemacht hat, oft ganz allein in einem Michaun in der Hoffnung sitzen, den bestimmten Lohn allein verdienen zu können. Sie bewaffnen sich mit Luntenflinten, Speeren und kurzen Schwertern, und müssen auf ihrem Anstand sehr große Geduld zeigen und die tiefste Ruhe beobachten; denn da der Tiger nicht gar lange vorher erst seinen Hunger gestillt hat, so würde ihn das geringste Geräusch sogleich verscheuchen. Kehrt er jedoch zurück, so wird er in der Regel getroffen und meistens tödtlich, wiewohl er nur selten gleich todt auf dem Platze niedergestreckt wird. Während der Nacht pflegt man den verwundeten Tiger nicht zu verfolgen, da dieß zu gefahrvoll ist; denn selbst bei Mondschein ist das Dickicht viel zu dunkel, als daß das menschliche Auge weit zu blicken vermöchte; die Tiger dagegen, wie alle zum Katzengeschlecht gehörige Raubthiere, sehen im Finstern noch weit besser, als im Hellen, und würden in ihrer Wuth den von den Michaun herabsteigenden Schützen oder Shecarrie ihre Verwundung schwer büßen lassen, zumal sie ein sehr zähes Leben haben, so daß oft mehrere Kugeln, oft sechszehn bis achtzehn, erforderlich sind, um sie todt niederzustrecken. Selbst am Morgen darauf, wenn der Shecarrie herabkommt und in Begleitung der Dorfbewohner die Verfolgung unternimmt, ist keineswegs die Gefahr vorbei; im Gegentheil ist gerade diese Verfolgung mit einer weit größern verbunden, wenn auch zum Alleinsitzenbleiben in dem Michaun mehr Kühnheit erforderlich sein möchte, während bei der Verfolgung die Menge der Begleiter jedem Einzelnen Muth einflößt, wiewohl öfters bei diesen Nachsuchungen der eine oder andere das Opfer der Wuth des gereizten Raubthiers wird.

Wenn ein Mann oder Weib von einem Tiger weggeschleppt und der Körper noch nicht zur Hälfte aufgezehrt gefunden worden ist, so wagt kein Schütze aus dem Dorfe und kein Shecarrie, auf den etwa rückkehrenden Tiger zu lauern, und zwar nicht sowohl aus Furcht vor dem wüthenden Thiere, als vielmehr vor der todten Person. Bei mehreren dergleichen Gelegenheiten erbot sich Johnson in einem Michaun zu sitzen, konnte aber selbst durch das Versprechen einer Belohnung, auch auf den Fall, daß sie den Tiger nicht erlegten, dennoch Niemanden bewegen, ihm Gesellschaft zu leisten. Oft sah er aber große erlegte Tiger von zehn bis zwölf Mann auf einer Art Bahre nach Chittrah in Ramghur aus den entferntesten Gegenden des Distrikts herbeigeschleppt bringen, um den Lohn von zehn Rupien zu erhalten. Bei sehr heißem Wetter war der Leichnam bei ihrer Ankunft schon so sehr in Fäulniß übergegangen, daß man sich demselben nicht nähern konnte, ohne vor Gestank fast ohnmächtig zu werden. Man kann hieraus schließen, wie groß die Freude und der Stolz dieser Leute über ihren Sieg sein mußte, daß sie diese Kadaver bei einem so fürchterlichen Geruche unmittelbar unter ihren Nasen eine so große Strecke herbeischleppten, da sie doch denselben Lohn bekommen haben würden, wenn sie bloß den Kopf oder das Fell eingeliefert hätten. Der Anführer eines Heeres nach einer gewonnenen Schlacht kann von keinem stolzern Selbstgefühl durchdrungen sein, als es diese armen Bauern sind, wenn es ihnen gelungen ist, die Plage ihrer Nachbarschaft zu vertilgen. Wenn sie Jemand wegen ihres dabei gezeigten Muthes und ihrer Gewandtheit lobt, so zeigen ihre Gesichtszüge, wie innig vergnügt sie darüber sind, und schon die bloße Anerkennung, daß es ein sehr großer Tiger war, vergütet ihnen alle Beschwerlichkeiten ihrer oft großen Reise. Nach dem Empfang des Lohnes, der oft zur Hälfte diesen armen unwissenden Menschen durch den Dewan oder Kollektor vorenthalten wird, kehren sie dann ruhmtrunken nach Hause zurück, fest entschlossen, bei erster Gelegenheit ihr Leben wieder auf so ehrenvolle Weise zu wagen.

Viele der Eingebornen Indiens glauben an die Metempsychose oder Seelenwanderung; sobald daher ein Tiger oder Leopard getödtet ist, so machen sie ein Feuer an und sengen die an der Schnauze befindlichen langen Barthaare sorgfältig ab; durch diese Operation hoffen sie, der Seele die Lust benommen zu haben, in einer andern Welt wieder in einen Tigerkörper zu fahren. Wie abergläubisch überhaupt die Hindus noch immer sind, bestätigen unter andern auch folgende Anekdoten.

Ein Schneider zu Chittrah war mit dem Hauptmann der Garnison und einer Anzahl Einwohner ausgezogen, um einen Tiger zu erlegen, der sich in einer Zuckerpflanzung nahe an der Stadt versteckt hatte, und glücklicherweise war er es gerade, der den Tiger traf. Stolz und siegestrunken erklärte er in dem Uebermaße seiner Freude laut, daß er zu jeder Zeit bereit sein würde, einen Tiger zu schießen. Der damalige Stadtrichter und Distriktskollektor M. Leslie versprach ihm daher, er wolle ihn bei vorkommender Gelegenheit holen lassen. Eine solche zeigte sich bald darauf, indem ein Tiger eine kleine halbe Stunde von der Stadt einen Ochsen erwürgt hatte. Man schickte sogleich nach dem Schneider, dessen Kourage übrigens mittlerweile schon ziemlich herabgestimmt sein mochte; indessen erklärte er sich bereitwillig, in einem Michaun, welcher sogleich aufgerichtet ward, zu sitzen, und nahm zu seiner Begleitung einen jungen rüstigen Burschen mit hinauf. In

der Todesstille der Nacht nahete sich der Tiger, um seinen Hunger wiederum an dem Leichnam zu stillen. Die Finsterniß des Ortes zu dieser Zeit und die feuersprühenden Augen des Thieres mochten wohl auf die Phantasie und das Nervensystem des Nadelhelden einen zu starken Eindruck gemacht haben; kurz er fiel in Ohnmacht. Das hierbei erfolgte Geräusch veranlaßte den Tiger, den Ochsen tiefer in das Gebüsch zu schleppen, und da dieß der Bursche sah, so band er den Meister an den Michaun fest, stieg herab, und verbreitete im Dorfe die Nachricht, daß jener umgekommen sei; als man aber am andern Morgen zu dem Michaun kam, fand man ihn ganz wohlbehalten und gesund, doch verschwur er es jetzt hoch und theuer, je wiederum des Nachts auf einem Michaun zu sitzen, denn er habe den Teufel in leibhafter Person gesehen.

Während meines Aufenthalts in Chittrah, erzählt Johnson, erfuhr ich einst, daß jede Nacht ein Trupp Rothwild in einigen an ein Dickicht stoßenden Kornfeldern, in geringer Entfernung von meinem Hause grasete; ich ließ einen Michaun errichten, und nahm in einer mondhellen Nacht einen meiner treuesten und ergebensten indischen Diener, Namens Dildar Kaun, mit mir, der mir meine Gewehre zu besorgen und mich seit mehreren Jahren auf meinen Jagdpartien zu begleiten pflegte. Der Michaun war etwas höher, als gewöhnlich errichtet, daher wir ihn mittelst einer Leiter erstiegen, welche sodann weggezogen wurde. Um Mitternacht begann plötzlich eine Eule dicht über unsern Häuptern sich einen Sitz zu wählen und ihr melancholisches Geschrei anzustimmen; unmittelbar darauf hörten wir in einiger Entfernung den Pheall oder Tigeranmelder, nämlich einen Schakal, der der Fährte des Tigers folgt, und dann ein von seinen gewöhnlichen Tönen sehr verschiedenes Geheul von sich gibt, vielleicht um die Thiere seines Geschlechts vor der nahen Gefahr zu warnen, wie dieß auch kleine Vögel bekanntlich zu thun pflegen, wenn sie vor einem Habicht, Falken oder einer Eule fliehen. Mein Diener wurde nicht wenig beunruhigt, als die Eule über uns zu schreien begann, und als er nun vollends den Pheall hörte, so legte er zitternd die Hand auf meine Schulter, eine Freiheit, die sich dort ein Eingeborner nur in der größten Furcht oder Gefahr zu erlauben pflegt, und bat um Gottes willen, nicht auf den nahenden Tiger zu feuern, weil sonst gewiß einer von uns Beiden umkommen würde, denn das Eulengeschrei bedeute nichts Gutes. Die außerordentliche Dunkelheit an jener Stelle, und die Todesstille rings umher, die nur dann und wann durch das traurige Geheul des Shakals oder der Eule unterbrochen ward, erregten selbst in mir, wie ich nicht läugnen will, eine unbehagliche Stimmung; indeß nahm ich mir doch fest vor, auf den Tiger, wenn er mir nahe genug käme, zu schießen, indem ich für unsere Sicherheit durch meine zwei Flinten und noch andere Waffen hinlänglich gesorgt zu haben glaubte. Der Tiger passirte nur wenig Schritte von uns vorbei; aber obgleich wir sein Spinnen oder Schnurren, wie von einer Katze im Gefühl des Wohlbehagens, ganz deutlich vernahmen, so konnten wir ihn doch nicht sehen, weil er unter dem Schatten der Gebüsche seinen Weg nahm. Kaum war er ein paar Minuten vorüber, so sahen wir den Schakal, der wiederum zu heulen begann, als er nahe bei uns war. Kein Wild kam diese Nacht heran, um zu grasen.

Nun mochte nach diesem Vorfall etwa eine Woche verflossen sein, als ich in Gesellschaft des Herrn Tavers Smith, eines Civilbeamten, Chittrah auf einige Tage verließ, um dieselben in einer Entfernung von drei oder vier Stunden mit Jagdvergnügungen unter einem Zelte zuzubringen. Vier Ochsen trugen mein Zelt und übriges Gepäck unter der Leitung meines oben erwähnten Dieners, so wie zweier Diener des Herrn Smith. Wir Beide hatten die Diener vorausgehen lassen, hatten erst gefrühstückt, und waren ihnen dann gefolgt. Zwischen zehn und elf Uhr, als wir sie so weit eingeholt hatten, um sie sehen zu können, hörten wir auf einmal ein furchtbares Gebrüll, dem ein gellendes Angstgeschrei folgte; wir spornten unsere Pferde, und kamen zu unsern Dienern gerade, als ein Tiger, meinen armen Dildar in seinem Rachen schleppend, über eine nahe mit Gehölz bewachsene Anhöhe rannte. Die Ochsen hatten ihre Last abgeworfen, und waren in verschiedenen Richtungen aus einander gestoben. (Siehe Bild.) Die übrigen Diener waren in einen panischen Schrecken gerathen, so daß mehrere Minuten vergingen, ehe sie nur einen artikulirten Ton hervorbringen konnten. Als sie sich etwas erholt hatten, erzählten sie, daß sie Alle nur wenig Schritte hinter einander gegangen wären, und daß, als Dildar den hintersten Ochsen durch einen kleinen Hohlweg zwischen zwei Abhängen trieb, plötzlich ein Tiger hinter einem Busche hervorgesprungen sei und ihn niedergerissen habe; wegen der Abhängigkeit des Bodens sei aber der Tiger selbst mehrere Fuß über ihn weggestürzt, sogleich aber umgekehrt, habe jenen beim Schenkel ergriffen, und sei mit ihm, den Kopf auf der Erde schleifend, spornstreichs davon gesprungen. Der Unglückliche sowohl als alle Uebrigen waren mit Speer und Schwert bewaffnet gewesen, aber der Anfall geschah so plötzlich und unerwartet, daß an keinen Widerstand zu denken war, und Alle befanden sich vor Furcht auch in der That so außer sich, daß sie dem armen Menschen auch nicht den geringsten Beistand würden haben leisten können, wenn ein solcher auch möglich gewesen wäre. Wir gallopirten so schnell wir konnten in das nächste Dorf, und versammelten so viele Leute mit Trommeln und andern geräuschvollen Instrumenten, als wir auftreiben konnten, und folgten hierauf mit unseren geladenen Flinten zu Pferde den Spuren des Tigers, nämlich dem Blute des Schlachtopfers und seinen in den Dornen hängen gebliebenen Haaren über eine halbe Stunde weit. Ich sah dann etwas unter einem großen Banyanbaum, der von Buschwerk umgeben war, liegen; es hatte zwar nicht das äußere Ansehen eines Tigers, doch vermuthete ich, daß er hier wäre, und sprengte mit mehr Tollkühnheit als Vorsicht mit gespanntem Ge-

Gehre durch die Büsche auf jenen Gegenstand los; zum Glück für mich bestand derselbe nur aus den Ueberresten des unglücklichen Mannes. Der Tiger mochte wohl bei dem großen Geräusch, was unsere Annäherung verursachte, und da er seinen Hunger schon gestillt hatte, in einen der tiefen Flußgraben in der Nähe sich versteckt haben. Er hatte bereits das ganze Eingeweide und das Fleisch von dem einen Fuß und Schenkel verzehrt. Den Schauder, den ich hierbei fühlte, kann man sich eher vorstellen, als ich ihn beschreibe; alle diesen schrecklichen Vorfall begleitenden Umstände prägten sich so lebhaft in meine Seele ein, daß es mir noch jetzt, obgleich eine Reihe von Jahren seitdem verflossen ist, nicht anders ist, als wäre es erst gestern geschehen. Sowohl alle meine Diener, als alle übrige Eingeborne, welche von dem vorhergehenden Vorfalle in dem Michaun gehört hatten, fanden den Tod des armen Menschen als deutlich von jener Eule voraus gesagt.

Es war mir auffallend, daß ich während der ersten drei Jahre meines Aufenthalts in Chittrah, obgleich ich fast täglich zu Fuß auf die Jagd ging, und öfters in Gesellschaft mit Hrn. Smith oder auch allein die dichtesten Gebüsche durchstreifte, dennoch nie einen Tiger während dieses ganzen Zeitraums zu Gesicht bekam; hierauf aber an denselben Stellen, wo ich so oft gejagt hatte, während eines einzigen Monats auf fünf oder sechs dieser Raubthiere stieß. Wie gefährlich ein unvorbereitetes Zusammentreffen mit denselben war, davon hätte ich beinahe selbst ein warnendes Beispiel abgeben müssen.

Bei einem Treibjagen auf Hasen, welches ich etwa eine Viertelstunde von meiner Wohnung in einem kleinen Holze anstellen ließ, und wobei mir ein junger Landsmann, Hr. Barret, Gesellschaft leistete, sprang plötzlich ein Hase bei mir vorüber, und lief in ein anderes Gehölz in der Nähe, von geringem Umfang, hinein. Ich eilte ebenfalls in dasselbe, um die entgegengesetzte Seite zu erreichen und den Hasen niederzuschießen, sobald er herauskommen würde; auf einmal gewahrte ich, als ich einen Busch bei Seite bog, einen darunter im Schlafe liegenden Tiger; das Geräusch erweckte ihn sogleich, er sah mich mit einem furchtbar grimmigen Blick an, ohne sich jedoch in Bewegung zu setzen; meinen Zustand in diesem Moment vermag ich nicht zu schildern; wäre jener auf mich losgesprungen, so würde ich wohl schwerlich an Widerstand gedacht haben. Sobald ich mich ein wenig von meinem Schrecken erholt hatte, trat ich meinen Rückzug an, indem ich rückwärts schritt und meine Flinte ihm entgegenhielt. Auch er erhob sich vom Boden, doch wie es schien, mit Mühe und Widerwillen; als er auf den Füßen stand, und sich eben streckte, sah ich Hrn. Barret in einer Entfernung von etwa fünf und zwanzig Schritt, und im Begriff, mit Schrot auf den Tiger zu feuern. Ich rief ihm laut zu, daß, wenn er dieß thäte, einer von uns sicher des Todes sein würde; worauf er seine Flinte sofort absetzte. Er hatte das Thier im Buschwerk nicht deutlich gesehen, und nicht eine Idee davon gehabt, daß es ein Tiger sei, bis ich es ihm sagte. Ich ging zu ihm, und lud sogleich noch Kugeln auf meine Schrotladung in beide Läufe. Der Tiger entfernte sich in einer schrägen Richtung von uns, ganz langsamen Schritts, und kam dicht bei einem Diener des Hrn. Barret vorbei, der sogleich vor Schrecken niederfiel; nicht weit davon passirte er bei unsern andern Bedienten, die eben unsere Pferde bepackten, vorbei, ohne sie im Geringsten zu beachten oder anzufallen. Sobald ich glaubte, daß er ganz bei unsern Leuten vorbei sei, feuerte ich, um ihn zu verhindern, sich in der Nähe auf die Lauer zu legen, meine Flinte in die Luft ab, bei deren Knall er ein furchtbares Gebrüll erhob, und dasselbe noch einige Male wiederholte, als er sich das Thal hinabwärts begab. Einige dreißig Yards von dem Busch, in welchem ich ihn schlafend traf, fanden wir den Leichnam eines kleinen Büffels, der beinahe halb aufgezehrt war; diesem Umstande, daß der Tiger so eben erst seinen Hunger vollkommen gestillt hatte, und sich in einem unthätigen, lethargischen Zustande befand, hatte ich ohne Zweifel meine Erhaltung zu verdanken.

Ein ähnlicher Vorfall, der mir bald darauf zustieß, veranlaßte mich, meine Fußjagden aufzugeben, und von dieser Zeit an bis zu meiner Abreise aus Chittrah, mich stets eines Elephanten zu bedienen.

Ich hatte wiederum in einem dichten Gehölz mit fünfzig bis sechzig Leuten ein Treibjagen angestellt, und stand meinerseits außerhalb desselben mit einem Manne, der mein Pferd hielt, und einem andern Diener mit einem Speer in der Hand, mit denen man dort die wilden Schweine abfängt, als die Treiber „Suer! Suer!“ zu schreien begannen, was der hindostanische Name für E b e r ist. Da ich in den Büschen etwa zwanzig Yards von mir etwas sich regen sah, und es jenem Rufen gemäß für den Eber hielt, so feuerte ich sogleich mit etwa zehn oder zwölf kleinen Kugeln darauf los; aber sogleich nach dem Knall rauschte ein Tiger hervor, und näherte sich uns in gerader Richtung. Ich kroch schnell unter dem Bauch des Pferdes weg und stellte mich auf die andere Seite; er kam bis auf einige Schritte uns nahe, kehrte aber dann um und in's Gebüsch zurück. — Als die Treiber aus dem Gehölz herauskamen, brachten sie einen todten, bereits halb aufgezehrten Eber mit. — Diese beiden Beispiele beweisen übrigens ziemlich deutlich, daß die Tiger von Natur eigentlich feig sind, daher sie auch ihre Beute meistens im plötzlichen Ueberfall machen. Wagen sie einen offenen Angriff, so ist dieser nur die Folge ihres großen Hungers, in welchem Fall sie sich freilich oft genug befinden mögen, da ihr Tödten jagdbarer Thiere doch immer nur etwas Zweifelhaftes ist.

Erinnerungen an den Sonnendienst.

Man hat noch niemals den Spuren längst verschwundener Zeiten so emsig nachgeforscht, als heut zu Tage, und man beachtet und schont die noch erhaltenen Reste von den Werken der Vorzeit viel mehr, als ehedem. Da und dort entblößt man eingesunkene Römerstraßen, die Fundamente von Festungswerken, den Mosaikboden eines Bades, eine Wasserleitung u. s. w. — alles dieß geschieht, um über das Treiben und Schaffen jenes Volkes Aufschluß zu erhalten, das einst einen beträchtlichen Theil unserer Gauen eingenommen hatte. Ein anderes Mal wird ein kegelförmiger Grabhügel (gewöhnlich im Dunkel des Waldes verborgen) geöffnet; dort stößt man auf freiem Felde mit dem Pflug oder Grabscheite auf Gräber; sie enthalten gewöhnlich Särge und Gerippe, mit mancherlei Zugaben von Schmuck u. s. w., während man in jenen Grabhügeln, die oft sehr groß sind, in der Regel Urnen aus schlecht gebranntem Thon findet, angefüllt mit Asche, halbverbrannten Knochen und Schlacken. Oftmals ist es schwer zu entscheiden, ob diese Reste dem Celtenvolke angehören, welches vor den Deutschen unser Land wenigstens theilweise bewohnte, oder aber den Deutschen selbst; und vielmals ist man wieder ungewiß, aus welcher Zeit, der vorrömischen oder nachrömischen, jene Ueberbleibsel herrühren. Wir haben nämlich wenige Erinnerungszeichen jener Periode, da der deutsche Volksstamm jenen Boden wieder bewohnte, von welchem er die Römer vertrieben hatte; denn ein Volk, das nur dürftigen Ackerbau treibt, lieber das Vieh auf freier Heide weidet und sich des wildreichen Forstes freut, wird wohl keine großen Bauwerke gründen. Bei keinem Volke der alten Zeit treffen wir eine so innige vertraute Liebe zu der Natur, wie bei den Deutschen; das fiel schon dem Römer Tacitus auf, der von ihnen sagt: „Sie bauen abgesondert von einander, wie Wald und Quelle sie anzieht.“ In den Städten und Dörfern fühlten sie sich beengt, frei nur in Wald und Au, daher unsere Sprache allein unter allen anderen die Natur als „frei“ bezeichnet; wir gehen „in's Freie“, wenn wir unsere vier Wände verlassen. Unsere Vorfahren waren aber, wie alle alten Völker, mehr zu der Natur hingezogen, als wir, weil sie in ihr das unmittelbare Walten der Götter anschauten. In den Gestirnen sahen sie die wohlthätigen Genien, welche die Erde erleuchten, erwärmen und befruchten; in Meeren, Seen und Strömen, in dem krachenden Gletscher, im Walde und Berge walten höhere Mächte, die der schwache Sterbliche beachten, verehren und sühnen soll. Diesen Gottheiten feierten sie einst ihre Feste; nicht in Tempeln, denn sie hatten entweder gar keine oder nur solche, welche wenige Menschen faßten, sondern in den Wäldern, auf Berghöhen, an Quellen, Wasserfällen oder auf freier Aue mit Gesang und Tanz, mit Jubel und Gelag, während Opfer- oder Freudenfeuer emporloderten. Von diesem Götterglauben und seinen frohen Festen haben sich sehr bedeutende Spuren im Volksleben selbst erhalten; denn was einmal das Gemüth eines Volkes erfüllt, scheint unvertilgbar zu sein; zurückgedrängt sucht und findet es einen andern Ausweg, oder es nimmt ein anderes Gewand an und lebt verwandelt wieder fort. So wurde aus dem Glauben unserer Väter nach der Einführung des Christenthums ein Aberglauben, der neben der christlichen Religion hergeht und dieselbe an Kraft zuweilen sogar zu übertreffen scheint. Die Götter werden zu Teufeln oder Unholden gestempelt; Wodan, der einst als Schlachtengott zur Walstatt eilte, um sich der Heldenthaten zu freuen, zieht als wilder Jäger brausend durch die Luft oder als kriegverkündendes Tosen von einer Burg des Odenwalds zur anderen; die Genien in Wald und Feld, Fluß und See aber verwandelten sich in Elfen, Nixen und Kobolde. Doch ging es nicht allen so schlimm; einige wurden auch zu christlichen Helden umgewandelt, und wieder andere wurden zu Helden der Sage und mit historischen Personen zusammengeschmolzen. Die Freudenfeste aber durften nicht aufgehoben werden, diese ließ sich das Volk nicht nehmen; sie wurden deßwegen geduldet und meistens auf den christlichen Cultus bezogen, gerade wie an den Stellen, wo man einst zu den Göttern gebetet hatte, christliche Kirchen hingebaut wurden.

Vor allen andern war es die Sonne, dieser Urquell des Lichts, der Wärme und des Lebens, welcher unsere Väter, wie alle Völker des Alterthums, hohe Verehrung weihten; sie heiligten ihr auch den ersten Tag der Woche und nannten ihn Sonntag.

Die Sonne kämpft mit Nebel und Wolken, mit Frost, Schnee und Eis; sie überwindet dieselben im Frühlinge und Sommer, daher erscheint sie alsdann als der siegreiche, triumphirende Gott, als der gewaltige Sonnenheld; aber im Winter gewinnen seine Feinde, Finsterniß und Kälte, die Oberhand, und der Sonnengott ist der leidende, den bösen Mächten unterliegende; aber die Sonne steigt wieder empor am Himmelsbogen und triumphirt von Neuem — der Sohn des Sonnengottes rächt seinen Vater an dessen Feinden. Dieß ist im Allgemeinen die Vorstellung, welche dem nordischen Sonnendienste zu Grunde lag; man darf übrigens ja nicht glauben, daß sie unsern Vätern immer klar bewußt war; gerade wie bei vielen Christen und Juden die Grundbegriffe ihrer Religion mit Beimischung anderer Vorstellungen gleichsam verschüttet werden können, und der Glaube im Aberglauben zu versinken scheint, so war auch schon in der heidnischen Religion vielfaches Mißverständniß; indem z. B. die verschiedenen Zustände des Sonnenhelden mit verschiedenen Namen bezeichnet wurden, entstanden eben so viele neue Götter, die zum Theil von der Sonne ganz getrennt erschienen und eben deßwegen bei dem Erlöschen der alten Religion um so leichter als Helden der Sage fortleben konnten. Wenden wir uns nun zuerst zu den Ueberresten des Sonnendienstes, welche bei uns durch die christliche Religion oder die Polizei noch nicht ganz ausgetilgt sind.

Wenn die Sonne am 21. December ihren tiefsten Stand im Süden erreicht hat, so wendet sie sich wie-

der gegen den Aequator hin, die Tage werden, wenn auch sehr allmählig, wieder länger, die Nächte kürzer; wir feiern am ersten Januar Neujahr, gleichsam den Geburtstag des Jahres, wir wünschen einander Glück und beschenken uns gegenseitig. In diesen Tagen feierten unsere Vorfahren die Geburt des jungen Sonnengottes, das Julfest, das 12 Tage und Nächte dauerte, von denen der erste und letzte, und je der fünfte Tag am fröhlichsten begangen wurden. Die Schweden kennen noch heut zu Tage das Jolfest, und der ärmste Mann stellt dem Trut, dem Hauskobold, das hat der Sonnengott werden müssen, einen Teller mit Hafergrütze als Opfergabe hin; in England aber zünden die Bauern am dritten Fünftag der Jultage, 5. Jänner, auf freiem Felde einen ungeheuren Scheiterhaufen an, umgeben von 12 kleineren, wobei sie fröhlich um ein fruchtbar Jahr „trinken. Bei uns sind aus den alten Opferflammen die Lichtlein des Christbaums geworden, die so freundlich das erste Lebensalter erleuchten; statt der Geburt des Sonnengottes, eines jungen oder neuen Jahres, feiern wir die Geburt des Lichthelden, welcher die Mächte der Finsterniß besiegend, eine neue Zeit für das arme Menschengeschlecht gebracht hat.

Ende Februars, wenn die Sonne wieder höher steigt und die frostige Erde aufzuthauen beginnt, loderten große Feuer auf den Bergspitzen; jubelnd umtanzte man die Flamme und leerte große Trinkhörner zu Ehren des siegenden Sonnengottes. Dieses Fest verwandelte sich in Sachsen in die Walpurgisnacht, in der die Zauberer und Hexen auf den Brocken ziehen und dem Urian huldigen; denn als Karls des Großen Schwert die Sachsen gebändigt hatte, wurde der Götterdienst bei schwerer Strafe verboten; die hartnäckigen Männer aber, glaubt man, zogen dessen ungeachtet nächtlicher Weile auf den Brocken und feierten ihre Orgien absichtlich mit einem solchen furchtbaren Lärmen, daß die Franken ein Teufelsfest zu hören glaubten und aus Furcht vor dessen Patronen die Sachsen gewähren ließen. Der gleiche Aberglauben kehrt in anderen Gegenden wieder; in Württemberg z. B. ist dem Heuberge die Rolle des norddeutschen Brocken angewiesen, im St. Gallischen Seezthale dem Gafarrabühl u. s. w. Ueberhaupt wo das Volk Hexenplätze, Hexenringe und dergleichen kennt, darf man alte Opferstätten annehmen; denn die christlichen Priester, welche unseren Vorfahren den neuen Glauben brachten, erklärten die alten Götter und Göttinnen nicht etwa für mythische Gestalten, die nur im Volksglauben eine Existenz gehabt hätten, sondern für Teufel, die sich für Gottheiten ausgegeben und so ihre Anhänger in's ewige Verderben gestürzt hätten; jene Opferstätten wurden auf diese Weise zu verfluchten Plätzen, wo die Teufelsdiener ihre höllische Feier begangen hatten.

Doch wurde der alte Sonnendienst auch freundlicher umgestaltet; man bezog das zunehmende Sonnenlicht auf die Person Christi, dessen Person den Sonnenhelden verdrängen mußte. Schon Lichtmeß erinnert an den Lichtdienst, noch mehr aber der sogenannte „Funkensonntag“ (24. Febr.). Am Abende besteigen noch heut zu Tage die Knaben und Jünglinge eine weithin sichtbare Anhöhe, zünden Holzstöße an, heben gewaltige Strohfackeln in die Höhe und schwingen dieselben, und suchen die Jugend der benachbarten Dörfer, die sich ebenfalls auf gut gelegenen Höhen aufgestellt hat, an Flammenpracht zu übertreffen. So sieht man bei anbrechender Nacht, z. B. von dem oberschwäbischen Ufer des Bodensees, eine Menge düsterrother Feuer über diese große Wasserfläche hinleuchten, und es läßt sich gar nicht bestreiten, daß es ein ganz eigenthümlicher Anblick gewesen sein muß, als jedes Dorf ein solches Opferfeuer anzündete und der ganze Himmel von diesen Bränden geröthet wurde. Die christlichen Priester suchten vergeblich diesen Brauch auszurotten; das Concil von Konstantinopel im J. 680 verbot ebenso fruchtlos diese Feuer und die Tänze um dieselben, als aus dem Heidenthume stammend, es blieb keine andere Wahl, als eine christliche Idee unterzustellen. Es sollten nun die Feuer zur Erinnerung dienen, daß die Juden den Heiland mit Fackeln suchten; freilich reimte es sich nicht gut, daß das Andenken an die Leidenszeit mit lärmendem Jubel begangen wurde; indessen kümmerte das nicht viel, wurde ja auch die Fastenzeit mit dem tollen Carneval, ebenfalls ein altheidnisches Fest, begonnen.

Bald nach dieser Zeit kommt die Frühlings Tag- und Nachtgleiche, es fangt an zu keimen und zu sprossen; die schlafenden Körner regen sich, es erwacht ein neues Leben — das Bild des werdenden Lebens ist bei den alten Völkern das Ei, daher beschenkte man um jene Zeit die Kinder mit Eiern, und zwar mit bunt gefärbten, da ja die ganze Natur wieder ihren Farbenschmuck anlegt. Das Osterfest wurde bei unsern Vorfahren gefeiert, ehe die Kunde von dem auferstandenen Heiland in die germanischen Wälder gedrungen war; das heidnische Auferstehungsfest der Natur traf so schön mit dem christlichen zusammen, daß nicht einmal der Name geändert werden mußte. Ostern ist nämlich ein altdeutscher Name, Ostara, und heißt Aufstehen; aus der gleichen Wurzel stammt Osten, die Himmelsgegend, wo die Sonne aufgeht oder aufsteht, wie man früher sagte und der alemannische Dialekt noch festhält; die Schiffer auf dem Bodensee nennen den Ostwind immer noch Ostarwind. Wie übrigens die heidnische Osterfeier mit dem Sonnendienste zusammenhing, ist nicht auszumitteln, aber der Namen sowohl, als die Symbole und die Zeit weisen darauf so bestimmt hin, daß nicht daran zu zweifeln ist.

Von dieser Zeit an steigt die Sonne immer höher, der Tag überwindet die Nacht, das Licht die Finsterniß; die Wiesen grünen und blühen, „der Wald schmückt sich mit grünen Flammen“; dieß ist die Zeit des Triumphes für den Sonnenhelden. In dieser Periode, als Genius der Frühlingssonne, heißt er Baldur, der schönste und geliebteste unter allen Göttern, die Freude der Asen und der Menschenkinder. Zur Zeit der Sommersonnenwende ist der aufsteigende Lauf vollendet. Die Frühlingssonne, Baldur, stirbt, und zwar durch die Hinter-

list Lockis, des bösen Gottes, der dem blinden Hödr die Mistel zum Wurfe in die Hand gibt, dem Einzigen, das Baldur tödten konnte, denn alle anderen Dinge waren von den Göttern gefeit worden. Nun brannten die Todtenfeuer des Ermordeten auf allen Höhen, und brennen zum Theil heute noch, in Dänemark noch unter dem alten Namen Balders Brand, in Deutschland als Johannisfeuer oder noch bezeichnender Himmelsfeuer. Wie unsere Väter Christen wurden, übertrugen sie alle Baldurspflanzen, Thiere u. dergl. auf St. Johann oder andere Heiligen. Die Johannisfeuer sind jetzt nur ein Spiel der Jugend; die Knaben zünden so große Feuer an, als ihnen nur möglich ist, bilden einen Reigen und setzen in hohem Sprunge über die Flammen weg; andere zünden aus Stroh geflochtene Räder an und lassen sie den Berg hinabrollen. Vor Zeiten wurde dazu noch wacker getrunken, denn unsere Vorfahren begingen kein Freudenfest und eben so wenig eine Todtenfeier ohne Becher oder Trinkhorn.

Bald nach der Sommersonnenwende werden die Tage wieder kürzer und nach der Herbsttagundnachtgleiche gewinnt die Nacht die Oberhand. Auch die Herbstzeit wurde mit Feuern bewillkommt, welche jedoch, wenigstens in Deutschland, für immer erloschen sind. Von jetzt an nimmt die Kraft der Sonne mehr und mehr ab, der Sonnenheld wird von finsteren, tückischen Mächten bekämpft und unterliegt denselben, wiewohl nur für einige Zeit. Eine ähnliche feindselige Macht ahnten unsere Vorfahren auch bei den Verfinsterungen der Sonne und des Mondes; sie kannten die natürlichen Ursachen nicht, und was anders konnte den Gestirnen ihr Licht rauben, wenn nicht eine feindselige, tückische Gewalt? Wie sie bei Finsternissen lärmten und brüllten, um die bösen Dämonen zu verscheuchen (von den römischen Heeren erzählt es Tacitus noch unter Kaiser Tiberius Zeit, nachdem man die Finsternisse schon vorher zu bestimmen gelernt hatte), so war auch jene Zeit, welche den kürzesten Tagen vorangeht, eine unheimliche, den finstern Mächten anheimgegebene, denen man durch Lärmen und Toben entgegenarbeitete. Die letzte Spur dieses Treibens behält noch die Andreasnacht, welche mit der von Walpurgis so ziemlich denselben Charakter hat.

Bald darauf haben wir die Wintersonnenwende, der strahlende Held ersteht wieder, es beginnt ein neues Jahr; auf jene unheimliche Zeit folgen nun die fröhlichen Julfeste, an die St. Nikolaus am stärksten erinnert, der Baum der Christnacht selbst stammt davon her, dessen Lichter an die alten Opferflammen mahnen, wie die Gaben, die an seinen Zweigen aufgehängt sind, an die Früchte des Jahres, in das wir einzutreten im Begriffe sind. Auch der Christbaum ist ächtdeutsche Sitte und wandert erst in unseren Tagen nach Frankreich und anderen Ländern: Herzlichkeit und Gemüthlichkeit scheinen immer noch vorzugsweise bei uns einheimisch zu sein. Oben wurde gesagt, daß unsere Vorfahren, obwohl sie selbst, nach dem Zeugnisse der Römer, die furchtbarsten Kriegsmänner waren, so empfänglich für die Schönheiten und Schauer der Natur waren; das blieb ihnen auch im ehernen Mittelalter, aus dem „Liederfrühling und Waffenklang“ zu uns herüberschallen. Als Beweis jener sinnigen Naturanschauung eine Stelle aus dem Annoliede, das lange vor dem Zeitalter der Minnesänger gesungen wurde:

Manen unte sunnen
die gebin ihre liht mit wunnen;
die sterrin behaltint ihre vart,
sie geberent frost unt hizze so stark.
Das fuir havit ufwert sinen zug,
dunir unt wind ihren flug:
die wolken tragent den regenguzz,
nider wendent die wazzer ihren fluzz;
mit bluomin cierint sich die lant,
mit laube dekkit sich der walt;
das wilt habit sinen gani,
skone ist der vogilsani u. s. w.

Im jetzigen Deutsch:

Mond und Sonne,
Die geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
Sie gebären Hitze und Frost so stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden die Wasser ihren Fluß;
Mit Blumen zieren sich die Lande,
Mit Laube decket sich der Wald;
Das Wild hat seinen Gang,
Schöne ist der Vogelsang u. s. w.

Nun noch einen Blick auf die Sagen und Dichtungen, in denen der Sonnengott zum ritterlichen Helden umgeschaffen ist.

Unsere Vorfahren hatten so wenig als die Griechen eigentliche Priester; die Kunde von den Göttern und ihren Thaten war daher dem Munde der Sänger und des Volkes überlassen. Deßwegen bildeten sich beide Religionen zu keinem starren Dogma aus, wie bei den Indern, Aegyptiern u. s. w., sondern sie verzweigten sich in unendliche Legenden, die in üppigem Wuchse den ursprünglichen einfachen Mythus so umrankten und mit Blüthen umhüllten, daß derselbe dem Auge des Volkes entschwand, die ursprüngliche Bedeutung verloren ging. Das warf Plato den griechischen Dichtern bitter vor und verbannte sie sogar aus seiner Republik; indessen verfuhr er selbst wie Herodot nicht weniger willkührlich mit seinen Göttern, indem beide die griechischen Mythen mit den ägyptischen und phönizischen vereinbaren wollten. Die spätere Zeit trug endlich die Göttermythen auf die Nationalhelden über, so daß diese kaum mehr als historische Personen zu erkennen sind. So weiß der Kenner des griechischen Alterthums, wie der dorische Stammheld Herakles und der Sonnengott mit einander verschmolzen sind, wie die Helden des trojanischen Krieges Achilles und Odysseus fast ganz in Mythe aufgehen. Gerade so erging es dem Sonnengotte und den Stammeshelden bei der deutschen Nation: der siegreiche Sonnenheld ist zum gehörnten Siegfried der Volkssage und des Nibelungenliedes geworden.

Der Held ist jugendlich, wunderschön, von gewaltiger Kraft und unverwundbar. Wie alle Sonnengenien (Apollo, Heracles, Perseus) hat er einen Drachen getödtet; er hat sich mit dem Fette desselben gesalbt, aber ein abgefallenes Lindenblatt hat auf einer Stelle des Rückens die härtende Flüssigkeit abgehalten, so daß der Tücke Gelegenheit zum tödtlichen Stoße offen bleibt. Der gehörnte Siegfried der Volkssage befreit durch seinen Kampf mit dem Drachen eine herrliche Jungfrau, wie einst Andromeda, Hesione u. s. w. befreit wurden; der ritterliche Dichter des Nibelungenliedes aber erkämpft die schöne Chriemhilde, als Preis seines Sieges über die Sachsen, welchen er für König Günther errungen hat. Hier vermischt sich Mythe und Geschichte; da von allen deutschen Volksstämmen die Sachsen gegen die Franken am ausdauerndsten gestritten hatten, so durfte der gefeierte Held beim harten Kampfe nicht fehlen, gerade wie später Karl der Große in der Volkssage Jerusalem erobern mußte. In der Mythe wird der südwärts eilende Sonnengott rückwärts tödtlich verwundet, oder Osiris, Adonis, Bacchus u. s. w. werden von bösen Dämonen tückisch ermordet, und deßwegen feierte man ihnen die bekannten Trauerfeste, bei denen Frauen und Jungfrauen den gemordeten Heldenjüngling beklagten. Der Siegfried im Nibelungenliede aber eilt im Wettlauf zu dem Ottenbrunnen im Odenwalde und wird dort von dem finsteren Hagen meuchlings erstochen, indem dieser die Schmach rächt, welche einst Chriemhilde seiner Königin Brunehilde angethan hat. Chriemhilde beklagt den Tod ihres Heldengemahls mit ihren Frauen und Jungfrauen, die Trauer indessen verwandelt sich bald in das einzige Gefühl der Rache. Von jetzt an hält sich das Lied an die Geschichte, wie sie einzelne Sagen, ohne den Zeitunterschied festzuhalten, überliefert hatten. Jene beleidigte Königin, die Hagen rächt, ist die schreckliche Brunehilde, die so manches Glied des merowingischen Königshauses vertilgte.

Nun tritt endlich König Attila auf, dessen Andenken als des Helden vernichtenden Königs beim Volke fortlebte. Auf seinem Verwüstungszuge von Ungarn herauf bis an den Rhein wagten es 20,000 kühne Burigonden mit ihrem Könige Guntahar dem Gewaltigen in den Weg zu treten, wurden aber nach heldenmüthiger Gegenwehr sämmtlich erschlagen. Diesen Nachhall aus den Stürmen der Völkerwanderung nimmt der Dichter auf und verwebt denselben mit der alten Siegfriedsdichtung; Attila freit Chriemhilden und diese ladet nach Jahren die Burigunden zu sich; sie erscheinen, da aber Chriemhilde ihren Siegfried an Gunther und Hagen rächen will, erhebt sich ein grimmiger Kampf, in welchem alle Burigunden erschlagen werden, aber erst, nachdem jeder sein Leben theuer verkauft hatte.

Die Sage von dem Drachentödter aber hat sich auch an einzelne Gegenden und Orte gebunden und in buntes Gewand gekleidet, wie es gerade die Bewohner solcher Gegenden lieben. Ein solcher Held befreiet z. B. eine Jungfrau, die der Drache an einer Quelle verschlingen will; das ist der griechische St. Georg, später Schutzpatron der Ritterschaft, als er zu uns in's Abendland einwanderte, so ist der Sonnenheld in die christliche Legende aufgenommen. In Rhodus hingegen ist der Drachentödter Apollo, dem die Insel geheiligt war, zum Rhodiser Ritter geworden, welcher den Lindwurm erschlägt, der viele Menschen verschlungen hatte; aus dieser ritterlich ausgebildeten Fabel hat Schiller seine herrliche Romanze „der Kampf mit dem Drachen“ geschaffen. In Unterwalden hat sich die Sage ebenfalls lokalisirt; dort zeigt man noch das Drachenloch und das Drachenried, wie einst bei Argos den lernäischen Sumpf; in Unterwalden erschlägt ein Winkelried den Drachen, denn dieses ritterliche Geschlecht des Ländchens hat sich vor allen durch Heldenthaten ausgezeichnet, darum muß auch der Drachentödter dieser Familie angehören. Winkelried ist indessen nicht ganz glücklich; er erlegt das Ungethüm, stirbt aber an dem Gifte, das ihn beträufelt, wie der Sonnenheld auch Sieger und Besiegter in einer Person ist. Eine ähnliche Sage kehrt bei Burgdorf wieder, wo zwei Brüder Sintram und Bertram das Abentheuer bestehen; und würde man der Sage in die deutschen Gaue überall nachgehen, so würde man sie in hundertfacher Gestalt wieder auffinden; denn wo einst der Sonnendienst eine heilige Stätte hatte, da hat sich das Andenken an den Sonnenhelden, den Besieger der nächtlichen Ungethüme, der Drachen und Lindwürmer, erhalten.

Bumüller.

Der Kondor oder Greifgeier.

(Taf. 42.)

Der **Kondor**, ein Bewohner Süd-Amerika's, ist der größte unter den fliegenden Vögeln, und gehört der Gattung Cathartes der Tagraubvögel an. Hinsichtlich des Baues, der Lebensart und Gefräßigkeit ist er den Geiern verwandt, geht übrigens geschickter als jene, und frißt nicht nur Aas, sondern alle Arten von Abgängen und thierischen Auswurfsstoffen, Schlangen, Eidechsen, Insekten und Vogeleier, und greift vereint auch größere Thiere an. Er erreicht eine Größe von 3—3½, und klaftert mit ausgebreiteten Flügeln 12—13 Schuh; sein Gefieder ist glänzend schwarz, die Flügelmitte weiß. Um den nackten, rothen Hals breitet sich ein weißer, seidenartiger Kragen aus. Der Kopf des Männchens hat einen rothen, breiten, knorpeligen Fleischkamm, und unter dem Schnabel Fleichlappen, wie der Haushahn. In der Jugend ist er aschgrau, ohne Halskragen, und das Weibchen ist graubraun gefiedert und ohne Fleischkamm und Lappen.

Man findet den **Kondor** oder **Greifgeier**, Cathartes gryphus, nirgends als auf der Andenkette, die den östlichen Theil Süd-Amerika's von dem westlichen scheidet, von der Magelhansstraße an bis zum 7° N. Br., und wir verdanken dem berühmten A. v. **Humboldt**, der während seines 17monatlichen Aufenthalts in den Gebirgen öfters Gelegenheit hatte, ihn zu


1847.

beobachten, zu erlegen und abzubilden, die ersten genauen Nachrichten und die hier beigefügte Abbildung dieses riesenhaften Vogels, der eigentlich „Cuntur" geschrieben werden sollte, da sein Name von „Cuntuni", welches in der Incassprache „einen guten Geruch haben" bedeutet, abgeleitet ist. — Mehr als durch die Größe seiner Flugweite erregt er Erstaunen durch seine Kühnheit, die ungeheure Stärke seines Schnabels, seiner Flügel und seiner Krallen, mit denen die von 2½ — 5 Zoll langen Zehen bewaffnet sind. Sein gerader, graulichbrauner Schnabel hat am Ende einen großen weißen Haken; der Schädel ist sehr niedergedrückt; der Kamm ist länglich, gerunzelt und sehr dünn, sitzt auf der Stirn, ragt etwas frei über den Grund des Schnabels nach vorn, und beschützt die Nasenlöcher; der nackte Hals und Kopf ist mit einer harten, trockenen, runzlichen, hier und da mit kurzen, steifen Borsten besetzten Haut bedeckt, die beim Männchen hinter dem Auge eine zum Hals herunter laufende, höckerige Falte bildet, welche die großen Ohrlöcher bedeckt, und willkührlich aufgebläht werden kann. Der keilförmige, ziemlich kurze Schwanz ist schwarz, die starken Füße sind graulichblau mit weißen Runzeln, und die sehr langen Krallen schwärzlich, aber nur wenig gekrümmt.

Feuillen schoß im Juni 1710 einen Kondor im Thale Ylo, der auf einem Felsen in der Nähe des Meeres saß, und ihn durch seine ungeheure Größe in Erstaunen setzte; verwundet hob er sich schwerfällig auf, flog gegen 500 Schritt weit auf einen andern Felsen, und erhielt hier eine zweite Kugel in den Hals. Nur mit Mühe konnte Feuillen den tödtlich getroffenen Vogel, der sich auf dem Rücken liegend aus allen Kräften vertheidigte, bemeistern; er schleifte ihn von dem Felsen herab und trug ihn mit einem Matrosen in sein Zelt. Die Flugweite desselben war 11 Schuh 4 Zoll, die Länge des Schnabels 3½ Zoll, die der schwarzen Schwungfedern 2 Schuh 2 Zoll. Es war dieses ein kleines Exemplar, sagt Feuillen, denn viele andere haben Vögel von 15—18 Schuh Flugweite gefunden. Humboldt hat nie einen Kondor gesehen, dessen Flugweite über 9 Schuh betragen, und Niemand, behauptet er, hat einen geschossen, der über 11 Schuh gehabt hätte. Das Exemplar im Londoner Museum, welches über 13 Schuh hat, mag daher wohl das größte sein, das je gefangen wurde. —

Der Kondor horstet an den einsamsten Orten der Andenkette, oft auf dem Kamm der Felsen, in der Nähe des ewigen Schnees, und Humboldt sah ihn über der Höhe des Chimborazzo schweben. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist zwischen 1600 und 2500 Fuß Höhe, und in der Nähe der Schneelinie ist man immer von 3 — 4 Stück umgeben, die auf Felsengipfeln, wie auf Bäumen sitzen, und einen ohne alle Scheu auf 5 Schritte nahe kommen lassen. Man bemerkt nie ein Zeichen an ihnen, daß sie einen Menschen angreifen wollten, auch hat man nie gehört, daß sie Kinder geraubt hätten, und die Indianer versichern einstimmig, daß sie den Menschen nie gefährlich seien, und daß kleine Kinder oft in der freien Luft und von Kondorn umgeben schliefen, während ihre Eltern Schnee sammelten, um denselben in die Städte zu verkaufen. Ein Nest baut sich der Kondor nicht, sondern legt 3 gegen 4 Zoll lange, ganz weiße Eier, in eine Vertiefung der Felsen, und das Weibchen bleibt das ganze Jahr über bei den Jungen, bis diese völlig ausgewachsen sind. — Mit dem Llama, Alpaca und der Vicuña die höchsten Punkte der Anden bewohnend, kommt er nur durch den Hunger gezwungen in die Ebenen herab bis an das Meer, nie aber am Tage, sondern stets nur des Abends, um am Morgen wieder zu seinen Bergen zurückzukehren. In seinem Betragen stimmt der Kondor mit dem Lämmergeier überein, ja übertrifft ihn sogar an Stärke und Keckheit. Zu zwei stürzen sie sich nicht nur auf den Hirsch der Anden, auf den löwenartigen Puma, auf die Vicuña oder das Guanaco, sondern selbst auf junge Rinder, die sie mit ihren Krallen und Schnäbeln verwunden, und so lange verfolgen, bis sie athemlos hinstürzen und die Zunge herausstrecken. Sogleich reißen die Kondors diese weg, hacken dann die Augen aus, und öffnen den Unterleib von hinten, um zu den Eingeweiden zu gelangen. In der Provinz Quito ist der Schaden, den die Heerden von ihnen erleiden, zuweilen sehr beträchtlich. In den Niederungen verweilt er nur so lange, als es seine Jagd erfordert, sonst aber hält er sich fast immer in den höchsten Regionen auf, schwebt in großen Kreisen umher, um nach Fraß auszuspähen, stürzt sich auf seine aus Hirschen, Llama's, Schafen und Kälbern bestehende Beute herab, nimmt diese aber nur selten ganz mit sich in die Luft und zu seinem Horste, sondern frißt an Ort und Stelle mit solcher Gier in seinen Fang hinein, daß er sich kaum wieder erheben kann, wobei er dann oft von den Indianern mit dem Lasso gefangen wird. Hat er sich voll gefressen, so ist er so träge, daß man ihn vor sich herjagen kann, ohne daß er sich die Mühe nimmt aufzufliegen. — Die Landleute in Peru machen sich ein großes Vergnügen daraus, diese Vögel lebendig zu fangen und auf alle Art zu peinigen; zu diesem Zweck tödten sie eine Kuh oder ein Pferd, und in kurzer Zeit kommen, durch den Geruch angezogen, eine Menge Kondore herbei, obschon man vorher keinen einzigen gesehen hatte. Sie fressen sich gierig voll und werden dann von den Indianern verfolgt und entweder mit vergifteten Bolzen erlegt, die aus Blasröhren abgeschossen werden, oder mit Wurfschlingen gefangen. Sieht sich der Vogel verfolgt, so thut er alles Mögliche, um sich in die Luft zu erheben, was ihm aber nur gelingt, wenn er das Gefressene wieder ausspeien kann, wobei er würgend den Hals streckt und verkürzt, und mit den Klauen sich dem Schnabel nähert, woher wohl auch die Fabel stammen mag, daß der Kondor den Finger in den Rachen stecke, um sich zu erbrechen. Viele Heerdenbesitzer bestreichen das Fleisch getödteter Schafe mit Gift, um die zu große Zahl der räuberischen, gefräßigen Vögel zu vermindern, und andere füllen betäubende Kräuter in den Bauch der getödteten

Thiere. Auf den Alpen des Antisana, in Peru, legt man eine ganz frisch abgezogene Ochsen- oder Pferdehaut auf die Erde, unter welcher sich ein Indianer verbirgt, während ein anderer in einiger Entfernung im Hinterhalte lauscht; durch den Geruch des Fells herbeigelockt, läßt sich der Kondor auf demselben nieder, wird von dem Manne unter der Haut ergriffen, und von dem andern mit einer Keule erschlagen. Er hat übrigens ein sehr zähes Leben; in der Gefangenschaft ist er anfangs traurig und furchtsam, später aber wird er bald so boshaft, daß man ohne Gefahr ihm nicht nahe kommen darf, was aber unstreitig dadurch geschieht, daß die Indianer die gefangenen Vögel fortwährend reizen und quälen, denn ein paar lebende Vögel, die über Rio nach Wien kamen, und dort von Heckel und Graf Gourcy genau beobachtet wurden, und deren Flugweite 8 Schuh betrug, zeigten einen nichts weniger als boshaften Charakter: ihre Zahmheit übertraf alles, was man sagen kann, und nicht geringer war ihre Gelehrsamkeit und Fassungskraft. Ihren Besitzer hatten sie bald sehr lieb gewonnen, besonders das Männchen, welches bei dessen Erscheinen stets vor Freuden im Behälter herumsprang, sich auf seinen Arm letzte und sein Gesicht mit dem Schnabel auf's zärtlichste liebkoste. Auf die Liebkosungen ihres Herrn waren sie so eifersüchtig, daß ihm oft einer die Kleider zerriß, um ihn von dem andern, mit dem er spielte, wegzubringen. Kam er des Morgens um zu füttern, so sprangen sie mit einem frohlockenden, wiehernden Ton von der Sitzstange herab, und das Männchen sprang lustig herum und trieb mit jedem Gegenstande sein Spiel. Von allen Raubvögeln unterschieden sie sich durch ihre Zähmbarkeit ohne allen Zwang, und von den Geiern durch ihre Munterkeit. Muth, Furchtlosigkeit und Eigensinn waren ihnen eigen, und weder eine Menge von Menschen, noch plötzlicher Lärm oder Drohung konnten sie erschrecken oder von einem Vorhaben abhalten, und hatten sie sichs in den Kopf gesetzt, in ihren Wasserzuber zu kommen, so brachen sie ohne alle Scheu durch, oder flogen über die Köpfe der Anwesenden. Beim Baden schlugen sie mit den Flügeln so heftig um sich, daß sie alles ringsum benetzten, dann trockneten sie sich an der Sonne mit ausgebreiteten Flügeln, und gingen täglich 4 — 5 mal in's Wasser. Trotz ihrer Lust am kalten Baden, fühlten sie sich bei starkem Froste doch unbehaglich, und wenn sie froren, zogen sie stets die Halskrause über den Kopf, was ihnen ein äußerst komisches Ansehen verlieh. — Die Stärke ihrer Brustmuskeln war außerordentlich, denn oft saßen sie eine halbe Stunde lang mit ausgebreiteten Flügeln ganz bewegungslos. — Ihre Lieblingsnahrung in der Gefangenschaft war Rinderherz, von welchem beide täglich ein Pfund bekamen; angegangenes Fleisch ließen sie liegen. Zucker und herabgefallenen Mörtel fraß nur das Weibchen, das Männchen aber nie.

Die Bewohner der Aleutischen Inseln.

Da, wo das Meer die ehemalige Verbindung zwischen dem Festlande Asiens und Amerika's durchbrochen hat, sicherlich nicht ohne Begleitung gewaltiger vulkanischer Verheerungen, bildet nunmehr eine Inselreihe gleichsam die Strebepfeiler einer großartigen Brücke; sie gibt noch jetzt Zeugniß von der Wirkung eines unterirdischen Feuerherds, der noch lange nicht ausgetobt zu haben scheint, und fast in jedem Jahrzehente die Gestaltung derselben mehr oder weniger verändert. Ganze Gebirge bersten hier mit fürchterlichem Knalle, oder sie fangen an allmählig anzuschwellen und sich zu erheben; während auf der einen Seite ein Berg mit Donnergetöse in sich selbst zusammen sinkt, erhebt sich auf der andern eine neue Insel aus den Fluthen des Oceans. Die hohen Bergkuppen der Halbinsel Kamtschatka, der Aleuten Insel, der Halbinsel Aläska und der Westküste von Cooks-Einfahrt, deren Gipfel in ewigen Schnee von blendender Weiße gehüllt sind, bilden in ihrem Zusammenhange ein einziges großes System thätiger Vulkane, welches den Wellen des Oceans zum Trotze, die hier Asien von Amerika losgerissen haben, einen ungeheuern Halbkreis bildet und aus hundert Kratern hervorbricht. Noch kennt man die Natureigenthümlichkeiten dieser Gegenden nicht genau, denn bis jetzt hat sich kein begabter, mit gründlichen Kenntnissen der Naturwissenschaften ausgerüsteter Mann gefunden, der uns ein vollständig ausgebreitetes Naturgemälde von diesen Gegenden zurückgebracht hätte, wie einst Otto Fabricius seinen Aufenthalt in Gröland dazu widmete, uns mit den Eigenthümlichkeiten der großen östlichen Halbinsel Nordamerika's bekannt zu machen. Es kostet wirklich auch größere Opfer, ganz in die Naturwunder der aleutischen Inselwelt einzudringen, als man beim ersten Blicke vermuthen sollte. Kein freundlicher Hain ladet auf diesen nackten Eilanden den Naturfreund ein, sich eine Hütte unter seinem Laubdache aufzubauen, und in längerem Verweilen zu erwarten, bis er eine jener großen unterirdischen Kraftäußerungen, durch welche die innere Thätigkeit der Erde nach außen dringt, in ihrem gesammten Verlaufe beobachten könnte. Um diese von immerwährenden Nebeln bedeckten Vulkane erblickt das suchende Auge kaum ein niedriges, verkrüppeltes Buschwerk; an ihrem Fuße findet sich kein vorgeschrittenes Volksleben, keine höhere Geistesbildung.

Konnte bisher die Wissenschaft noch keinen ihrer Verehrer hier fesseln, so gelang dieß doch der religiösen Begeisterung. Der ehrwürdige Geistliche Weniaminow verwendete viele Jahre seines Lebens auf die Verbreitung und Ausbildung des Christenthums unter den Aleuten, und brachte uns zwar keine Kunde von der Natur — denn er hatte hiezu weder die erforderlichen Mittel, noch die nöthigen Kenntnisse — aber um so mehr Kunde von dem Zustande des Völkchens, das er dort traf. Den Berichten dieses Mannes ist zum großen Theile die kurze Schilderung der Aleuten entnommen, welche d e nächsten Zeilen einnehmen wird. Die-

ses kleine, an einem so fernen Winkel der Erde lebende Völkchen bietet so manches Besondere, Eigenthümliche dar, daß gewiß Jeder hohes Interesse an der schlichten Charakterschilderung desselben, wie sie der genannte russische Geistliche gab, nehmen wird.

Ein jedes Volk bietet individuelle Ausnahmen von den Grundzügen seines Charakters dar; aber die Aleuten — und das ist gerade die größte Eigenthümlichkeit dieses Volkes — sind Alle, sowohl in Hinsicht ihrer äußeren Bildung, als besonders der inneren, wie aus Einer Form gegossen. Ihre geringe Anzahl erlaubt freilich keine große Mannigfaltigkeit der Formen; aber jene Uebereinstimmung muß selbst dann auffallen, wenn man sie nicht mit einem ganzen Volke, sondern nur mit einer geringen Anzahl von Individuen eines andern Volkes, z. B. nur mit einer größeren Gemeinde, vergleichen wollte. Bedenkt man aber noch, daß alle Aleuten zusammengenommen kaum 1500 Köpfe stark sind, daß sie auf einem Flächenraume von mehr als 1500 Werst (1 Werst = 3500 engl. Fuß oder 1066¾ Meter; 7 Werst = 1 geogr. Meile) in kleinen Ansiedlungen zerstreut leben, und daß deßhalb manche Bewohner der entferntesten Ortschaften weder ihre Nachbarn noch die Inwohner der gegenwärtigen Hauptansiedlung jemals gesehen haben, so muß jene merkwürdige Uebereinstimmung des Charakters noch mehr auffallen.

Der auffallendste und stärkste Zug im Charakter des Aleuten ist seine Geduld, die so groß ist, daß sie an Gefühllosigkeit gränzt. Es läßt sich fast keine Beschwerde, kein drückender Zustand ersinnen, der im Stande wäre, ihn zu erschüttern, oder zum Murren zu bringen. Tritt z. B. Hungersnoth ein, so bringt er zwei, drei, ja wohl vier Tage ohne alle Nahrung zu, und gibt weder durch Worte, noch durch Zeichen zu erkennen, daß er so lange Zeit nichts mehr genossen habe; sein Auge verräth selbst dann nichts, wenn man ihm Speise anbietet, nur die Blässe seines Gesichtes läßt die langerduldete Entbehrung ahnen. Keine Klage kommt über seine Lippen, und eine Frage beantwortet er durch ein Lächeln. Bei einer länger andauernden Hungersnoth denkt er mehr an seine kleinen Kinder, als an sich selbst; alles, was er auftreiben kann, gibt er ihnen. Nach der lang entbehrten Nahrung greift er, wenn er solche erhalten hat, nie gierig; ruhig, langsam, nachdem er alles vorher gethan hat, was ihm obliegt, steckt er den ersten Bissen in den Mund, wie Jemand, der nach einem reichlichen Frühstücke sich gemächlich zu seinem Mittagsmahle setzt.

Schön ist die althergebrachte Sitte, daß bei eintretendem Mangel an Nahrungsmitteln die Ausbeute des Fischfangs an Alle vertheilt wird, wenn sie dem Rechte gemäß auch nur Einem gehören sollte. Ein Jeder erhält in solchen Fällen seinen Antheil nach Maßgabe der Größe seiner Familie, und der Spender nimmt nicht nur keinen größern Theil für sich, sondern er theilt, wenn Jemand vergessen worden oder zu spät gekommen ist, bereitwillig den ihm zugefallenen Rest mit diesem. Alle, die einer Unterstützung sehr bedürfen, eilen den von einer Seefahrt Heimkehrenden an den Landungsplatz entgegen, und setzen sich zum Zeichen, daß sie um Hülfe bitten, schweigend an's Ufer; nur die Kranken und Altersschwachen lassen sich durch Andere vertreten.

So sehr empfänglich der Aleute für Freude und Leid ist, mit eben so großem Gleichmuthe nimmt er beide auf. Der Verlust einer geliebten Person rührt, schmerzt, erschüttert ihn wohl, bringt ihn aber nie zur Verzweiflung; kein Ausdruck seines Gesichtes läßt errathen, was in seinem Innern vorgeht, kein Seufzer verräth seinen Kummer, keine bittere Thräne netzt sein Auge. Eben so wenig kann aber auch eine Ueberraschung, ein Vortheil oder sonstiger Glücksfall seine Freude bis zum Entzücken steigern; auf seinem Gesichte zeigt sich allerdings ein gewisses Wohlbehagen, aber er bleibt ruhig, gesetzt und gemäßigt.

Trotz der Kaltblütigkeit und des Gleichmuthes dieses Völkchens ist die Liebe der Eltern zu den Kindern, und umgekehrt die der Kinder zu ihren Eltern sehr groß. Während die Eltern oft fast umkommen vor Hunger, ist gut für die Kinder gesorgt, und sehen diese wohlgenährt aus; für sie werden immer die leckersten Bissen, die besten Kleider aufbewahrt; den kleinen Sohn oder Enkel vor Ermüdung zu bewahren, dessen Gesundheit zu schützen, schont der bejahrte Vater oder Großvater auch seiner letzten Kräfte nicht. Auf der andern Seite hört man nie, daß ein Sohn oder eine Tochter ihre Eltern vorsätzlich gekränkt hätten, im Gegentheile opfern sie sehr oft die vortheilhaftesten Verhältnisse auf, um jene wiederzusehen oder im Alter zu pflegen.

Ein empfangenes Geschenk, eine erwiesene Wohlthat, eine erzeugte Gefälligkeit wird der Aleute nie vergessen, obgleich Niemand besondere Beweise der Dankbarkeit weder mit Worten, noch durch die That fordert, Niemand seinen Dank durch schöne Redensarten ausspricht. Nur sein vielsagendes Wörtchen „akh", begleitet von einem besondern, unbeschreiblichen Gesichtsausdruck, drückt die Gefühle der Dankbarkeit aus, welche sich unauslöschlich in sein Inneres eingraben. Durch eine besondere Betonung des gleichen Wörtchens spricht er auch einzig und allein die Zuneigung aus, welche er gegen eine Person fühlt; ein heiterer Blick, ein gesteigerter Eifer bei allen Dienstleistungen, der keine Anstrengung, keine Gefahren scheut, geben außerdem noch die thatsächlichen Beweise derselben; ein freundliches Lächeln, ein Schmeichelwort, eine Artigkeit in unserem Sinne des Wortes darf man dagegen nicht von ihm erwarten. Nie sieht man ihn sein Weib, seine Kinder oder irgend einen seiner Verwandten liebkosen, ja die Aleutin schämt sich jeder Zärtlichkeit gegen ihren Mann, selbst jedes Wörtchens zu ihm vor einem Zeugen, obwohl sie es keineswegs z. B. für unanständig findet, in Gegenwart fremder Männer zu baden.

Im Allgemeinen ist der Aleute nicht redselig, ja er ist im Stande, mehrere Tage nach einander kein Wort über seine Lippen zu bringen. Kehrt er von einer weiten Seereise auf seinem kunstlosen, zerbrechlichen Fahrzeuge zurück, so erzählt er nicht gleich die erlebten

Abentheuer, sondern theilt mit wenigen Worten vorerst nur die wichtigsten Neuigkeiten mit, räumt dann langsam und schweigend vor allen Dingen sein Fahrzeug aus, geht dann in seine Wohnung, und thut die Lippen nicht eher auf, als bis die Hausgenossen ihr Nachtlager eingenommen haben. Nun erst beginnt er die Erzählung des Erlebten mit leiser Stimme. Jetzt aber fließt der Strom seiner Rede unaufhaltbar fort; kein Umstand wird unerwähnt gelassen, wenn er auch noch so geringfügig wäre; er wird nicht müde zu sprechen, die aufmerksamen Zuhörer nicht, ihm Gehör zu schenken, so daß solche Erzählungen, die in wenigen Stunden erschöpft sein könnten, oft mehrere Tage währen. Dabei verabscheut er jede Lüge, und sucht eben so wenig mit seiner Geschicklichkeit zu prahlen. Da er stets der Wahrheit getreu bleibt, so nimmt er es sehr übel auf, wenn man seinen Worten nicht Glauben schenkt, oder Zweifel in seine Erzählungen setzt; dieß beleidigt ihn dermaßen, daß er sogleich schweigt, und selbst dann seine Rede nicht fortsetzt, wenn er durch sein Stillschweigen einen bedeutenden Verlust erleidet. Dinge, die verschwiegen werden müssen, oder sich seiner Meinung nach nicht zum Wiedererzählen eignen, berührt er nie; daher ist es sehr schwer, ihm irgend ein Geheimniß zu entreißen. Hingegen versäumt er nie, etwas Lächerliches, das er bemerkt hat, seinen Bekannten mitzutheilen. Auf einen Wortstreit läßt er sich nie ein, wenn er auch noch so sehr von der Wahrheit seiner Ansicht überzeugt wäre.

Da der Aleute selbst nicht lügt, so ist er leichtgläubig, zutrauensvoll und der Verstellung unfähig. Ein zuvorkommendes Betragen reicht hin, sein Zutrauen zu gewinnen. Fällt irgend ein Verdacht auf ihn, so läugnet er selten; fühlt er sich wirklich schuldig, dann gesteht er entweder seinen Fehler sogleich ein, oder er schweigt auf alle Fragen, und dieses Schweigen, verbunden mit einem ängstlichen unstäten Blick, ist ein sicherer Beweis, ein deutliches Geständniß seiner Schuld. Einen Unschuldigen kränkt er nie, bei seinem natürlichen Gefühl für Recht und Billigkeit ist er aber seinerseits sehr empfindlich; jede unverdiente Beleidigung geht ihm sehr nahe; ein kränkendes Wort, ja nur ein verächtlicher Blick kann ihn tief verletzen; wird er aber auch gereizt und beleidigt, so unterdrückt er doch jedes leidenschaftliche Aufwallen, und man kennt in neuerer Zeit kein Beispiel von Rache, selbst wenn der Beleidigte berauscht war. Die einzige Genugthuung, die er sich nimmt, ist ein hartnäckiges Schweigen, das er so lange gegen den Beleidiger beobachtet, bis dieser sein Unrecht eingestanden und um Verzeihung gebeten hat. Dann vergißt er aber auch die erlittene Beleidigung eben so schnell, als er leicht verletzt wurde. Diese Versöhnlichkeit des Charakters mag jedoch großentheils dem Einflusse des Christenthums zugeschrieben werden; denn die furchtbaren Bürgerkriege, welche vor Ankunft der Russen wütheten, sowie die Ueberfälle, denen viele der Letzteren zum Opfer fielen, als sie sich zuerst auf diesen Eilanden niederließen, lassen zur Genüge ahnen, daß die Aleuten früher sehr rachsüchtig gewesen sein müssen.

Am Christenthume hängen sie jetzt treu und unerschütterlich, ja selbst die Spuren des früheren Heidenthums sind völlig vertilgt. Jene Tänze, welche sie vordem, durch Masken verhüllt, aufgeführt hatten, sind verschwunden, und haben einem Wechselgesange der Wirthe mit ihren Gästen, begleitet von dem eintönigen Schalle einer Trommel, oder einem fast kindischen Niederhocken nach dem Takte dieses kunstlosen Instrumentes, Platz gemacht. Auch ihre Namen, die sie vor ihrer Taufe von den Benennungen der Vögel, Fische u. s. w. zu entlehnen pflegten, vertauschten sie später gegen die bei den Russen gebräuchlichen Taufnamen.

So gleichgültig der Aleute gegen Freude und Leid scheint, eben so wenig trachtet er nach Verbesserung seiner Lage und Erwerbung von Reichthümern. Der Reichste besitzt kaum etwas mehr, als sein kunstloses Fahrzeug und Jagdgeräthe. Die einzigen Gegenstände, welche außerdem noch einen Wunsch des Besitzes bei ihm erregen, sind: Tabak, Branntwein, eine Flinte, ein Beil und ähnliche Dinge, die ersteren, weil sie ihm einen selten zu erreichenden Genuß bereiten, die letzteren, weil sie ihm unzählige Vortheile verschaffen. Wer ein neues Fahrzeug, einige Gewehre, eine hölzerne Kopfbedeckung, ein warmes Pelzgewand, Parko genannt, ein Beil und ein Messer besitzt, gilt für den reichsten Mann. Alles andere ist für dieses Völkchen Nebensache. Daher kommt es auch, daß der wohlhabende Aleute von seinen Landsleuten nicht höher geachtet wird, als der arme, und nur derjenige, welcher mehr Thätigkeit, Muth und Geschicklichkeit bei Erlegung eines Wildes entwickelte, ein Uebergewicht über die anderen zu erlangen vermag; daher kommt es aber auch, daß das Gefühl des Neides den Herzen dieses Völkchens bisher fremd blieb. Dieß beweisen alle Handlungen, besonders scharf tritt es aber bei den alljährlich stattfindenden Seeotterjagden hervor.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Seeotter nicht durch einen einzigen Schützen erlegt werden kann, es sei denn, daß das Thier durch einen besonders glücklichen, aber höchst seltenen Zufall in die Augenhöhle getroffen werde. Dagegen ist ein einzelner Jäger nicht im Stande, es in offener See so lange zu verfolgen, bis es ermüdet, und deßhalb ist es unumgänglich nothwendig, daß sich mehrere, wenigstens sechs, zu dieser Jagd vereinigen. Nun gehört nach althergebrachtem Gebrauche das erlegte Thier allein demjenigen, der es zuerst mit seinem Geschoße getroffen hat. Dieß hängt zwar sehr häufig von der Geschicklichkeit des Schützen ab, oft aber noch von dem glücklichen Zufalle, daß die Seeotter in der Nähe irgend eines Fahrzeuges aufgetaucht ist. Durch die erste Verwundung wird sie geschwächt, und sie taucht nun weniger häufig unter. In nicht eben seltenen Fällen haben aber mehrere Pfeile zugleich das Ziel getroffen, und dann fällt die Beute demjenigen zu, dessen Geschoß zunächst an dem Kopf steckt. Die anderen Theilnehmer an der Jagd des Thieres, deren Hülfe noch immer nothwendig bleibt, wenn das Thier auch bereits mehrfach verwundet ist, weil es selbst jetzt noch oft untertaucht und deß-

halb die Aufmerksamkeit Vieler in Anspruch nimmt, gehen ganz leer aus: sie erhalten keinen Antheil am Felle, und nur etwas vom Fleische, wenn sie an Nahrungsmitteln Mangel leiden. Regte sich ein Gefühl des Neides in ihrer Brust, so würden nun alle, die auf keinen Antheil an der zu machenden Beute hoffen dürfen, ihre Hülfeleistungen einstellen und sich entfernen, um ein anderes Thier aufzusuchen, wodurch von hundert Ottern kaum Eine dem Jäger in die Hände fiele; statt dessen leisten sie aber dem vom Glücke begünstigten Landsmann auf's Bereitwilligste fortwährend alle Unterstützung, bis er sich der Thieres bemeistert hat, und dann erst suchen sie ein neues Ziel für die fernere Jagd. Seit Menschengedenken wurde noch Keiner in dem angeführten Falle verlassen von seinen Mitgenossen; dagegen kommt es sehr häufig vor, daß ein Aleute, der mehrere Ottern erlegt hat, demjenigen eine abtritt, der das Unglück hatte, gar keine zu tödten, oder daß er sie einem Verwandten, einem Kranken oder Armen schenkt, ohne je auf den geringsten Ersatz Anspruch zu machen.

Die Art, Handel zu treiben, ist ebenfalls ganz eigenthümlich, und verdient einer genaueren Erwähnung. Ein solches Geschäft machen selbst die besten Bekannten oder die nächsten Nachbarn nie persönlich mit einander ab, sondern stets unter Vermittlung eines Bevollmächtigten, der Tayanak heißt, und immer aus den jüngeren Leuten gewählt wird. Der Handel geht nun auf folgende Weise vor sich: Der Besitzer eines Gegenstandes, der für ihn nicht nothwendig ist, und den er deßhalb veräußern will, schickt denselben durch den Bevollmächtigten in das Haus eines Andern, namentlich wenn er weiß, daß eben Fremde dort gegenwärtig sind, und läßt dafür Tabak oder irgend eine andere Waare, die er bestimmt, oder auch ganz einfach, was man ihm geben will, fordern. Der Bevollmächtigte tritt in die Wohnung und sagt: Hier ist der Tayak, d. h. die Sache, die verkauft werden soll; hiebei nennt er aber den Namen des Eigenthümers nie, wenn auch alle Anwesenden ihn leicht nach dem verkäuflichen Gegenstande errathen haben. Fragt nun ein Kauflustiger, was man dafür verlange, so nennt der Tayanak die Waare, welche er dagegen zurückbringen soll. Der Käufer besieht sich nun die Sache, behält sie vor der Hand, und schickt durch denselben Bevollmächtigten so viel Tabak oder andere Waare, als ihm gut dünkt, oder auch einen ihm selbst entbehrlichen Gegenstand. Jener bringt die eingetauschte Waare dem Verkäufer, und wenn dieser damit zufrieden ist, so gilt der Handel für geschlossen; im entgegengesetzten Falle läßt er eine Zugabe verlangen oder schlägt einen neuen Tausch vor. Der Käufer befriedigt nun entweder diesen Wunsch, und erhöht den Kaufpreis, bis der Eigenthümer zufriedengestellt ist, oder er gibt, wenn ihm der Preis zu hoch scheint, die erhaltene Waare zurück. Erst wenn das Letztere geschieht, treten andere Käufer auf, da es bei den Aleuten nicht herkömmlich ist, einander zu überbieten. Immer endigt ein solches Handelsgeschäft zur Zufriedenheit der beiden Betheiligten, obgleich der Eine gewöhnlich im Nachtheile steht; denn oft wird eine theure Sache, die dem Besitzer nutzlos ist und deßhalb für ihn keinen Werth hat, gegen eine andere, ganz geringfügige und wohlfeile eingetauscht, wenn diese ihm tauglicher und nützlicher erscheint. Ein solches Handelsgeschäft, oder wenn man lieber will, ein solcher Tauschhandel mag aber auch noch so lang dauern, so kommen doch Käufer und Verkäufer nie zusammen, und fragen nicht einmal nach ihren Namen. Der Grund dieser alten, in ihrer ursprünglichen Form gebliebenen Sitte liegt in einer eigenen Scheu, solche Geschäfte persönlich zu betreiben. Der Aleute ist viel zu blöde, eine Sache ganz kurz mündlich abzumachen, statt seinen Bevollmächtigten hundertmal hin und her zu schicken. Der Eigenthümer einer Waare könnte es nie über sich vermögen, einen höheren Kaufpreis zu verlangen, und auf der andern Seite würde sich der Käufer nicht entschließen können, eine Forderung zu hoch zu finden und den Handel abzubrechen, wenn der eigentliche Verkäufer vor ihm stünde.

Mit Ertheilung von Versprechungen ist der Aleute sehr behutsam, und er sucht sich selbst in schwierigen Lagen nicht durch Zusagen zu helfen, die zu halten er später nicht im Stande wäre; hat er aber einmal etwas zugesagt, so kann man sicher auf die Erfüllung zählen. Versprechen heißt bei ihm auch Halten. Für Geschenke verlangt er nie ein Gegengeschenk, für Dienstleistungen nie eine Belohnung. Oft theilt er seine Habe mit dem Armen und Kranken, wo er nie auf einen Ersatz rechnen kann, und selbst, wenn er dem Wohlhabenden oder einem Fremden etwas schenkt, zählt er auf keine Erwiederung. Hat er eine ihm gehörige Sache verschenkt, aber noch nicht abgegeben, so sieht er sie nicht mehr als sein Eigenthum an, sondern bewahrt sie wie ein fremdes, ihm anvertrautes Gut, das er nicht gebrauchen darf, das Bedürfniß möge auch noch so groß und dringend sein.

Auch die Tugend der Gastfreundschaft ist diesem Völkchen nicht fremd, obgleich es dieselbe auf eine besondere Weise übt. Der Aleute empfängt den ankommenden Fremden auf dem Landungsplatze, ohne ihn aber durch Zeichen oder Worte zu begrüßen. Erst seit russische Sitten einen größeren Einfluß zu üben beginnen, wird der Ankommende begrüßt; überhaupt betrachten sie seit dieser Zeit Grüße als Geschenke, und eine Gabe ohne Gruß ist ihnen nunmehr nicht angenehm, ja hat fast gar keinen Werth für sie. Hat der angekommene Gast einen Verwandten oder guten Bekannten an dem Orte, so geht er ohne weiteres zu ihm; hat er keinen solchen, so sind alle Einwohner bereit, ihn aufzunehmen, aber einladen wird ihn Niemand. Stets wird er von demjenigen, dessen Wohnung er gewählt hat, auf das Beste bewirthet; man tischt auf, was an Vorräthen da ist; die Hausfrau nimmt sich der Kleider des Gastes an, und bessert aus, was etwa während der Reise zerrissen ist; die früher übliche Sitte, den Angekommenen während seines Aufenthaltes als

ihren Mann zu betrachten, ist seit Einführung des Christenthums verschwunden. Eine Bezahlung werden die Aleuten von ihrem Gaste nie für die Bewirthung verlangen, er mag auch noch so lange bei ihnen gelebt haben, sie versehen ihn vielmehr bei seiner Abreise mit Lebensmitteln aller Art.

Nachdem wir nunmehr die vielen schönen Charakterzüge dieses Völkchens betrachtet haben, müssen wir uns zu der Schattenseite desselben wenden, und auch der tadelnswerthen Eigenthümlichkeiten gedenken, die mit seinem innersten Wesen verwebt zu sein scheinen, und bei jedem einzelnen Individuum ausgeprägt sind.

Voran steht hier die überall herrschende Unreinlichkeit. Zwar wäscht sich der Aleute täglich, und würde auch wohl alle Tage ein Bad nehmen, wenn es ihm nicht an Holz und Zeit fehlte; dagegen häuft er allen Schmutz und Auskehricht vor der Thüre seiner Wohnung auf, ohne je daran zu denken, den Platz einmal zu säubern. Das Hausgeräthe wird nie gewaschen, das Geschirr nie gereinigt, die Speisen selbst werden höchst unsauber bereitet, und der Ort, wo er sein Wasser zum Trinken schöpft, oft auf die widerlichste Weise verunreinigt. Es muß jedoch hier auch bemerkt werden, daß die große Armuth und die Lebensweise der Aleuten ihnen nicht immer erlaubt, große Reinlichkeit zu beobachten. Wer nur einen einzigen Pelz besitzt, der ihm zugleich als Kleidung, Bett und Decken dienen muß, der kann auch mit dem besten Willen denselben nicht immer rein erhalten; wer von Kindheit auf nur gesäuerte, in Gährung übergegangene Speisen genossen hat, mit deren widerlichem Geruch er so zu sagen vertraut geworden ist, der kann wohl die Unreinlichkeit nicht hassen. Ein Beweis, daß diese mehr aus Gewohnheit und Unkenntniß eines bessern Zustandes herrscht, liegt darin, daß sich diejenigen, welche oft mit Russen in Berührung kommen, allmählig an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen, und es in der Sauberkeit ihrer Wohnungen wenigstens so weit gebracht haben, daß ein Fremder sie ohne Eckel betreten kann.

Die Sorglosigkeit, mit welcher der Aleute alles betreibt, was sein Leben bequemer und ruhiger, sein Auskommen reichlicher machen könnte, die Nachlässigkeit in Herbeischaffung der nöthigen Nahrungsmittel, die unverbesserliche Trägheit, welche ihn selbst durch Hunger und Durst nicht zum Arbeiten kommen läßt, gehen über allen Begriff. Der Aleute ist im Stande, wenn er Niemand nach Wasser schicken kann, den brennendsten Durst zu ertragen, bis ihm Jemand zu trinken bringt, oder er selbst nach Wasser geschickt wird, in welchem Falle er dann den Auftrag ohne Murren erfüllt. Hat er für einen oder ein Paar Tage Nahrung, so fährt er gewiß nicht auf den Fischfang aus, das Wetter mag noch so günstig sein, bis der Barkenführer ihn ausschickt; dann erfüllt er seine Pflicht aber auch pünktlich und ohne Widerrede. Hundertmal kann man ihn ganz unthätig zu Hause oder auf der Straße sitzen sehen, wenn die Umstände es verlangen würden, daß er in seiner Wohnung oder auf der Jagd in vollster Beschäftigung wäre. Nur im Sommer, wenn die Wintervorräthe eingesammelt werden, bemerkt man etwas mehr Thätigkeit; aber auch dieses Geschäft wird mit unglaublicher Nachlässigkeit und Verschwendung betrieben. So ißt z. B. der Aleute, wenn für den Augenblick Nahrungsmittel genug da sind, nur die leckersten Bissen von seinen gedörrten Fischen, und wirft das Uebrige weg, dabei gar nicht an die Zukunft denkend, obwohl er aus langjähriger Erfahrung wissen könnte, daß er zu Ende des Winters und Anfang des Frühlings regelmäßig Hunger leiden mußte.

Es ist übrigens zu bemerken, daß sich die Trägheit der Männer nach den Umständen richtet; denn so faul sie in der Regel erscheinen, so thätig und regsam zeigen sie sich bei einzelnen Gelegenheiten, z. B. wenn sie ihre Vorbereitungen zur Jagd treffen oder Knochen künstlich bearbeiten, so daß man versucht wird, dieselben Menschen an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen für ganz andere Wesen zu halten. Beobachtet man sie vollends auf ihren Seefahrten, deren Beschwerden oft mehrere Tage hintereinander währen, und von einem Nicht-Aleuten gar nicht ertragen werden könnten, dann wird man geneigt, jene tage- und wochenlange Unthätigkeit als einen verdienten Lohn ihrer unsäglichen Arbeit und als die Vorbereitung zu neuen Anstrengungen anzusehen. Ein weiterer Entschuldigungsgrund liegt in ihrer Erziehung. Die Kinder thun fast bis zum Mannesalter lediglich gar nichts, weil die Eltern aus blinder Liebe oder aus Unverstand lieber selbst arbeiten, als daß sie ihren Kindern das leichteste Geschäft aufbürdeten. Selbst wenn sie dieselben an Thätigkeit gewöhnen wollten, so fehlte ihnen die Gelegenheit dazu, indem sie keine Beschäftigung für sie haben; sie besitzen weder Hausthiere noch Geflügel, weder Hausgeräthe noch irgend etwas, was einer täglichen, ununterbrochenen Pflege bedürfte. Darum gewöhnen sie sich von frühester Jugend an an das süße Nichtsthun, das sie auf ihrer ganzen Lebensbahn begleitet. Gleichgültigkeit und Mangel an Bedürfnissen vollenden, was der angeborene und anerzogene Hang zur Unthätigkeit begonnen hat.

Noch weniger zu vertheidigen ist die Neigung des Aleuten zur Völlerei, die sich besonders aller derjenigen bemächtigt hat, welche unter Russen leben und ihren Hang leichter befriedigen können. Wenn auch keine Beispiele vorhanden sind, daß sie alle Habseligkeiten im Trunke verthan hätten, so darf man doch mit Gewißheit annehmen, daß sie alles nur irgend Entbehrliche für Branntwein hingeben würden.

Groß ist ferner der Hang der Aleuten zur Sinnlichkeit. Ehe die christliche Religion in dieser Beziehung veredelnd auf sie einwirkte, gaben sie sich dieser Leidenschaft mit der ungezügeltesten Begierde hin; obgleich die Vielweiberei damals eingeführt war, begingen die meisten doch noch häufig sonstige Ausschweifungen; der fremde Gast theilte sogar alle ehelichen Rechte mit seinem Wirthe. Das schlechte Beispiel der ersten russischen Ansiedler verstärkte noch diesen Hang zur Sinn-

lichkeit. Kindermord war übrigens stets selten, und noch bis auf den heutigen Tag herrscht der Glaube, daß ein Mädchen, welches ihr Kind umgebracht hat, um der Schande zu entgehen, ihrem ganzen Dorfe unzählige Unglücksfälle zuziehe, und daß man das geopferte Kind jede Nacht weinen höre.

Die Einführung des Christenthums hob jene verwerfliche Bewirthung der Fremden und die Vielweiberei, und setzte dem Hang zu Ausschweifungen wenigstens Gränzen, wenn es ihn auch nicht ganz zu heben vermochte. Jede Mutter wacht nunmehr sorgfältig über die Ehre ihrer Tochter, und rechnet es sich zum Verdienste an, sie als unbescholtene Jungfrau dem Bräutigam zu überliefern. Die guten Folgen zeigen sich bereits, denn die Zahl der Geburten, welche früher kaum ein Eilftheil dessen betrug, was sie bei einem sittlicheren Leben hätte betragen können, hat sich fast verdoppelt.

Es ist klar, daß fast alle eigenthümlichen Charakterzüge der Aleuten mehr oder weniger von ihrer beispiellosen Geduld und ihrer so zu sagen angebornen Gutherzigkeit herrühren, so wie daß das rauhe, kalte Klima ihrer Eilande, die Armuth an Naturerzeugnissen, Erziehung und Lebensweise ohne Zweifel auf dieselben mächtig einwirken. Sie sind, verbunden mit ihrer Gelehrigkeit und ihrem Talente zum Nachahmen, Bürge dafür, daß sich der Zustand dieser Inselbewohner später, wenn auch langsam, heben und verbessern wird. Es ist nur zu bedauern, daß Einzelne durch den häufigen Umgang mit Russen manche lobenswerthe Eigenschaft abgelegt haben, wodurch die wenigen Schattenseiten ihres Charakters schroffer und schwärzer hervortreten, daß jene schöne Sitte, nach welcher der Wohlhabende dem Bedürftigen von seinem Ueberflusse bereitwillig mittheilte, immer mehr in Abnahme kommt, und bereits schon nicht jeder Aleute mehr mit seiner Lage zufrieden ist; daß sich endlich schon bei Manchen ein gewisses Gefühl persönlicher Empfindlichkeit, eine versteckte List und Neigung zum Betruge eingeschlichen hat.

Dr. Theuerle.

Die Eisenhütte.

Nicht ohne Mühe gibt uns die Natur ihre edelsten Gaben! Im Gebrauch nur erstarkt jede Kraft; Reibung, Drang von Außen ruft den elektrischen Funken hervor, läßt den Diamanten die Pracht seines Farbenspiels entflammen. Das Gold findet man häufig gediegen: Eisen muß sich der Mensch erarbeiten.

Die Eisenerze werden auf den Hochofen gebracht und dort von einem Arbeiter zerkleinert und von taubem Gestein völlig gesondert. Der Hochofen selbst ist ein runder Thurm von etwa 25 Fuß Höhe und im Lichten von 3 Fuß Weite. Seine eben so dicke Mauer ist aus feuerfesten, nicht schmelzenden und noch weniger springenden Steinen mit gutem Letten aufgemauert. Das beste Material hiezu ist Granit oder Quarz. Nach unten rundet sich der Grund kesselförmig und hat eine abschüssige Ablaufrinne von etwa 3 Zoll Durchmesser. Drei Fuß über dem Boden mündet von zwei Seiten ein starkes Gebläse in ihn, welches neuerlich durch die oben heraus schlagende Flamme erhitzte Luftströme ihm zuführt.

Der Ofen wird langsam steigend angeheitzt, damit er durch die Wärme nicht plötzlich und ungleich ausgedehnt werde und Sprünge bekomme. Ist er endlich in der Hitze, so wird vom Schmelzer abwechselnd zerkleinertes Erz und Kohlen eingesetzt, und, während das Gebläse in voller Thätigkeit ist, damit fortgefahren, bis eine gehörige Menge ausgeschmolzenen Eisens auf dem Boden des Ofens sich gesammelt hat. Nun wird der, das Gußloch der Rinne verstopfende Lehmpfropf mit dem Stecheisen aus der Ferne zerstoßen, und der glühende Metallstrom stürzt hervor und ergießt sich in die Formen von Kohlengruß, in welche er nach einander geleitet wird. Die oben schwimmenden Schlacken werden mit dem Schaumeisen beseitigt und schnell erstarrt die Masse von viereckiger, 3 — 4 Zoll Quadrat haltender Form und 4 — 5 Fuß Länge.

Es ist eine schwere, erschöpfende Arbeit, die des Schmelzers am glühend flammenden Ofen; sie erfordert einen starken, erfahrnen, genau aufmerkenden Mann. Hebels Ausspruch:

„Sell isch verbei, der Ma am Füür
„Muß z'trinke han, wärs no so thüür!"

wird indeß auch nicht außer Acht gelassen, und selbst der Senior einer Studentenverbindung würde staunen, sähe er solche Consumtion von Bier oder Wein. Schnaps dagegen wird hier nicht getrunken: er brennt, sagen die Hüttenleute.

Das so gewonnene Masseneisen ist begreiflich noch nicht rein, wird aber in dieser Form, besonders von England aus, zu unbegreiflich niederm Preis in den Handel gebracht. Eisenwerke, die kein Bergwerk besitzen, kaufen es bei niedriger Fracht mit entschiedenem Vortheil. Es wird durch einen vom Wasser gehobenen Hammer in halb Fuß lange Stücke zerschlagen und im Kuppelofen, der in kleinerem Maße ganz dem Hochofen gleicht, mit Zusatz von Kalk, oder wo er zu haben ist, von Basalt auf's Neue geschmolzen. In viereckigen hölzernen Kasten hat der Former, nach meist hölzernen Modellen, von festgestampftem, feuerbeständigem Sand mit Akkuratesse und geduldiger Kunst die Formen bereitet und genau ausgetrocknet: denn Ein Tropfen Wasser würde, von der Glut des fließenden Eisens verdampft, die Form sprengen und das Metall umherschleudern. In bequem zugänglichen Reihen stehen die Formen des Gusses gewärtig, mit Windpfeifen, d. h. kleinen Oeffnungen, durch welche die ausgedehnte Luft vor dem Glutstrom des Metalles entweichen kann, hinlänglich versehen. Endlich wird angestochen, das Metall aber in einem gußeisernen, mit Letten ausgestrichenen Kessel, der von zwei starken Arbeitern an langer eiserner Stange gehalten wird, aufgefangen. Der Former steht an der Form und schäumt alle Unreinigkeit, die oben schwimmt, sorglich zurück,

indeß durch den Trichter, die Gußöffnung, eingegossen wird. So geht es von einer Form zur andern, bis alle gefüllt oder der Ofen erschöpft ist, der sich nicht so schnell wie der rastlos wandernde Bierkrug ergänzt. Große, mehrere Centner haltende Stücke werden auch hier natürlich vom Ofen aus, durch Rinnen gegossen.

Das Schmiedeeisen wird aus rohen Massen im Frischfeuer gereinigt, und unter dem vom Wasser bewegten Eisenhammer wiederholt ausgedehnt und zusammengeschweißt, wodurch es stets reiner und dehnbarer wird. In verschiedenen Formen oder Zainen, die schon im Aeußern der Bestimmung entsprechen, holt es der Hufschmid, Schlosser, Nagelschmid u. s. w. vom Eisenhändler.

Draht heißen sehr verschiedene dicke Eisenfäden vom Durchmesser eines Zolls bis zu dem eines Haars. Es wird aus sehr weichem Eisen gewonnen, welches mit Wasserkraft durch stets kleinere Oeffnungen gezogen wird, die bei gröberem Draht mit sehr hartem Stahl ausgesetzt sind, bei den feinsten Sorten aber durch ein in einen Edelstein gebohrtes Loch gehen.

Blech wird zwischen Messingwalzen, auf denen ein ungeheurer Druck lastet, theils erhitzt, theils kalt, dünn gepreßt.

Der Stahl ist eine Verbindung von Eisen mit ½—2½ Proc. Kohlenstoff. Im Allgemeinen unterscheidet man Schmelz-, Guß- und Cementstahl, die auf völlig verschiedene Weise erzeugt werden. Weißes Roheisen gibt vorzüglichen Schmelzstahl, Roheisen aus kohlensauren Eisenerzen sind schon stahlartig und werden durch ihre Bearbeitung nur feinkörniger gemacht; wie dies vorzüglich mit den Produkten des Stahlberges bei Schmalkalden der Fall ist. — Der Rohstahl wird wiederholt gereckt, geschweißt und wieder gedehnt, welches man Gerben des Stahls nennt. Cement- oder Brennstahl entsteht, wenn Stabeisen in eigenen Cementkästen mit zartem Kohlenpulver wohlbedeckt im Stahlofen geglüht wird. Durch Abkühlen im Wasser wird er nachher gehärtet. Durch unvorsichtiges Verarbeiten läßt er seinen Kohlenstoff fahren und wird zu gewöhnlichem Eisen. — Gußstahl wird aus Stahlstücken im Schmelztiegel geschmolzen und ist der härteste.

Im Handel kennt man viele Stahlarten, die theils nach ihren Bereitungsorten, theils nach ihren Zwecken benannt werden, z. B. Messer-, Instrument-, Klingen-, Tuchscheer-, Feder-, Sensen-, Beil-, Pfriemenstahl u. s. w.; ferner: leicht-, mittel- und hartgebrannten Blasenstahl, gereckten St., zwei- bis achtmal gegerbten St., den allerhärtesten Wallerst., Hornst., Lupst., Osmiumst. aus Osmiumeisen, den vorzüglichen steyrer Scharrenst.; Damaszenerst., der durch Uebereinandergerben von Stahlplatten, die mit Draht umwickelt sind, entsteht; Silberst., der 1/500 feines Silber enthält; Wootzst. (spr. Wutzst.) oder Indiast., der Aluminium enthalten soll ꝛc.

Stahl rostet weniger, wie Eisen, läuft in der Hitze blau, grau und verschieden gelb, nach dem Grad seiner Härte an, wird durch Verarbeiten weit elastischer, ist härter und schwerer, wie Eisen. Er wird ferner durch Reibung und Hämmern magnetisch und behält den Magnetismus dauernder wie Eisen, wird aber nicht so leicht wie dieses angezogen. Zu verschiedenen Zwecken ist besondrer Stahl erforderlich, und bei sehr accuraten Instrumenten ist die Art desselben, oft eine Verbindung zweier Sorten, nothwendig. Durch Verarbeitung zu feinen Gegenständen, z. B. feiner Nähnadeln, wird sein Preis dem des Goldes gleich gebracht.

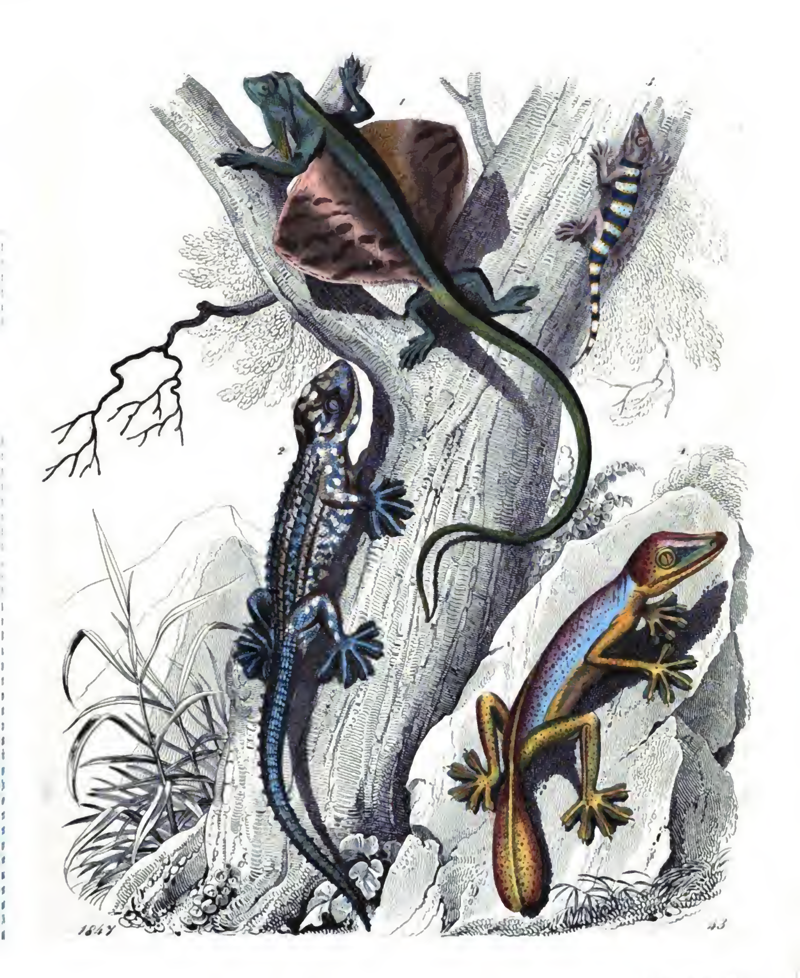
Die Kunst, in Stahl, so wie in Kupfer zu stechen, war schon im 15ten Jahrhundert bekannt, ward aber 1820 durch den Engländer Heath wieder aufgenommen und vervollkommnet. Sie gewährt größere Feinheit und den großen Vortheil, daß man die Platte durch Pressen auf eine Weiche, die gehärtet nur als Patrize dient, vervielfältigen kann; auch nutzt sie sich nicht so schnell ab, wie eine Kupferplatte.

Schmidt.

Die Flatter-Eidechsen und Gäker.

(Taf. 43.)

Ueber wenige Thiergattungen sind so fabelhafte Gerüchte verbreitet, als über die Flatter-Eidechsen oder Drachen, und die Gäker oder Blätter-Amphibien, und doch enthalten beide Gattungen nur kleine, unschuldige Thierchen, denen nur der Aberglaube giftige und gefährliche Eigenschaften beilegte. Die ersteren, die Flatter-Eidechsen oder Drachen, Draco, von denen man bis jetzt 6 Arten kennt, deren niedlichste, den grünen Drachen, Draco viridis, unsere Tafel in Fig. 1 zeigt, gehören zur Familie der Kammeidechsen, Iguanoidei, und sind kleine, nicht viel über spannelange, merkwürdige Thiere, die einen sehr langen Schwanz haben, weßhalb sie auch Herodot als geflügelte Schlangen bezeichnete, und von ihnen erzählte, daß bei der Stadt Butus in Arabien ein Ort sei, wo es deren in Menge gebe. Er sei selbst dorthin gegangen, und habe daselbst eine unglaubliche Menge Knochen und Gräten in zahllosen größern und kleinern Haufen gefunden. Der Ort sei von Bergen umgeben und öffne sich in die weite Ebene von Aegypten; im Frühjahre flögen diese geflügelten Schlangen aus Arabien nach Aegypten, begegneten aber beim Ausgange der Bergschlünde dem Ibis, von welchem sie umgebracht würden, und deßhalb ständen auch diese Vögel bei den Aegyptern in so hohem Ansehen. Die Gestalt dieser Schlangen sei übrigens die der Wasserschlangen, die Flügel aber hätten keine Federn, sondern wären wie die der Fledermäuse. In Arabien würden die Weihrauchbäume von geflügelten Schlangen mit kleinem Leibe und geschäckter Farbe gehütet; es sei dieses dieselbe Art, welche heerdenweise nach Aegypten käme, und könne man sie nur durch den Rauch von Storax von den Bäumen vertreiben. — Sie leben auf Bäumen in den dichten Wäldern des heißen Asiens und Afrika's, wo sie sich mittels ihrer Fittige von Zweig zu Zweig


1847
43

schwingen, wie die fliegenden Eichhörnchen; fliegen wie die Fledermäuse können sie aber nicht, höchstens sich in der Luft erhalten, wie die Schmetterlinge, oder in schräger Richtung von einem Baume zum andern sich bewegen. Sie sind gegen einen Schuh lang, mit kleinen Schuppen bedeckt, haben einen gewölbten Kopf mit einem Kropfe, und einen langen, etwas zusammengedrückten Schwanz. Die hinter den Vorderfüßen stehenden sechs falschen Rippen legen sich nicht um den Leib herum, sondern strecken sich gerade, wie Fächerstäbe hervor, und stützen eine Hautfortsetzung, die eine Art von Flügeln bildet, welche vorn ganz frei, hinten aber etwas mit den Schenkeln verwachsen sind, und nach dem Rande zu dunkle Flecken haben. — Auf der Erde, wo ihr Gang schwerfällig ist, findet man die Flatter-Eidechsen selten, dagegen aber auf Bäumen, wo sie behende und geschickt von Baum zu Baum zu flattern wissen, und von kleinen, fliegenden Insekten leben, die sie im Sprunge oder fliegend wegschnappen. Obgleich sie den Aufenthalt im Wasser nicht lieben, können sie doch gut schwimmen, und setzen zuweilen über bedeutende Flüsse. — Sie legen nur wenige Eier in Baumlöcher, und sind völlig unschuldige Thierchen, vor welchen die Eingebornen ihrer Heimathsländer auch nicht die geringste Scheu haben.

Die Gäker, Geckonen oder Blätter-Amphibien, Ascalabotoideae, sind kleine, plumpe, molchartige Thiere, die nicht die schlanke Gestalt der übrigen Eidechsen, sondern ein gedrücktes, schwerfälliges, trauriges Ansehen, eine warzige Haut und kurze Füße und Zehen haben, welch' letztere gleich lang, breit und unten mit Querblättern oder wenigstens mit Furchen, oben mit scharfen, an den Seiten schneidenden Krallen versehen sind, die sie, wie die Katzen, zurückziehen können. Die Zahl der Krallen ist verschieden, und bei einigen Arten, deren man gegen 30 zählt, fehlen sie ganz. Vermöge ihrer, an der Unterseite mit Hautfalten besetzten Zehen können sie sich gut an Körper anheften, und selbst an der Decke weglaufen; ihr Gang übrigens ist langsam und kriechend. Sie wohnen an trockenen Orten in Mauerlöchern und Steinhaufen, unter Blättern und Moos, und manche in Felsenspalten und auf Bäumen; in und an Häusern halten sie sich gern auf, verstecken sich unter Tags unter Bretter und Balken, wohin sie auch ihre Eier legen, und gehen des Nachts ihrer Nahrung nach, wobei ihnen ihre großen Augen sehr gute Dienste leisten. — Man findet die Gäker oder Geckonen in Südamerika, Afrika und Ostindien, zwei Arten auch im südlichen Europa, in Griechenland, Italien, Spanien und im südlichen Frankreich, wo sie allgemein, wiewohl mit Unrecht, als giftig verschrieen sind. Auf dem Leibe und zwischen den Zehenblättern schwitzen sie einen scharfen Saft aus, der, wenn sie in den Küchen über Speisen laufen, an denselben hängen bleibt; giftig ist derselbe aber nicht, wenn auch unappetitlich, und daher sieht man sie nicht gern in den Häusern, obschon sie dort alle Mucken und Spinnen wegfangen. Die Fabeln der Alten hat Karl Bonaparte neuerer Zeit am gründlichsten widerlegt, und vom Sterngäker die erste gute Abbildung geliefert. „Dieses unschuldige Thierchen," sagt er, „hat kein anderes Bestreben, als die Orte, wo es lebt, von Spinnen, Mucken und andern lästigen Insekten zu reinigen, und für diese Wohlthat bekommt es keinen andern Lohn, als Verläumdung und Verfolgung. Man beschuldigt es, daß es die Speisen durch die Berührung mit seinen Tatzen verderbe, daß es die Milch gerinnen mache, wenn es einer Wöchnerin über die Brust liefe, und mit ähnlichen furchtbaren Beispielen warnen in Italien die Mütter täglich ihre Kinder." Sein mißfärbiges, garstiges Aussehen, seine unerwartete, heimliche Erscheinung, die Leichtigkeit, mit welcher es an der Decke über unsern Köpfen läuft, ohne herabzufallen, und sich dicht bei uns in den Wandritzen verbirgt, mögen die ersten Ursachen des allgemeinen Mißtrauens gegen das arme Thier gewesen sein, welche allmählig in einen wirklichen Abscheu übergingen; vielleicht mag auch der Name Tarantola, den das Thier mit der bekannten Spinne in Italien zugleich führt, zu der allgemeinen Verfluchung desselben beigetragen haben. Der Gäker aber, gleichsam im Bewußtsein seiner Unschuld, scheut den Menschen nicht, und nur bei andringender Gefahr entweicht er hurtig an den glatten Wänden. Er sucht die Wärme und meidet die zu feuchten Orte; gewöhnlich wohnt er auswendig an den Häusern, in der Nähe der Dächer, auf Zinnen, hinter Gartengeländern, an halbverfallenen Mauern und dergleichen, wo er seine Insektenjagden anstellt. Wer Muth hat, kann das Thierchen dort leicht fangen, aber wird es schwerlich ganz bekommen, denn es wickelt den Schwanz und bricht ihn ab, als wenn er von Glas wäre; — für das Thier selbst nur ein geringer Verlust, denn nach wenig Tagen sproßt wiederum ein neuer hervor. Den Winter über verweilt es in Mauerritzen, erstarrt aber nicht, sondern kommt in den ersten Frühlingstagen wieder hervor, um sich zu sonnen, versteckt sich aber beim geringsten Geräusch oder beim Anschein eines Regens; sein Geschrei ist nur schwach und wird selten gehört; seine Eier sind ziemlich groß, hart und oval.

Gleiches Vorurtheil herrscht gegen den getupften Gecko, Gecko guttatus, Fig. 2, der nach seinem Geschrei den Namen Gecco und Toc-Kaie erhalten hat, überall in Ostindien und auf den ostindischen Inseln zu finden ist, und von Bontius unter dem Namen des indischen Salamanders zuerst abgebildet und als eins der gefährlichsten Thiere beschrieben wurde; „sein Biß ist so giftig, sagt unbegreiflicher Weise jener Arzt und Naturforscher, der selbst im Lande war, daß man in wenig Stunden stirbt, wenn der gebissenen Theil nicht gleich abgehauen oder gebrannt wird. Er ist nicht viel größer als eine gemeine Eidechse, etwa 1 Schuh lang, meergrün, mit mennigrothen Flecken, Krötenkopf mit großen, garstig vorstehenden Augen; seine Zähne sind so scharf, daß sie Eindrücke in Stahl und Eisen machen, und der Rachen ist roth, wie ein glühender Ofen; er ist langsam, wo er aber einmal seine Füße festgesetzt hat, da haften sie fest, als wenn sie angeleimt wären, so daß

man sie kaum mit Gewalt abreißen kann. Wie der Guckguck, ruft er wiederholt Gecko, und macht vorher ein Geräusch wie die Spechte; er lebt in hohlen Bäumen, feuchten Orten, und oft zum Schrecken der Einwohner um die Schlafzimmer, so daß die Javanesen oft ihre Hütten abbrechen, damit diese Thiere nur weiter wandern. Unter allen giftigen Thieren ist er das schlimmste, weil er nicht, wie die andern, nur einzeln umbringt, sondern ganze Bevölkerungen, indem er auf die Bäume schleicht und dort alle Früchte vergiftet; ja, wenn man Brod genießt, mit welchem man einen solchen Baum berührt hat, oder Wasser, in welchem die Aeste eines solchen gefallen sind, wird man schon vergiftet. Die Javanesen vergiften mit dem Blut und Geifer dieses Gecko ihre Waffen, und die ruchlosen Giftmischer, deren es dort beiderlei Geschlechts viele gibt, hängen zu diesem Zwecke das Thier mit dem Schwanze auf, und fangen den kleberigen und gelben Geifer, den das Thier aus Zorn immer ausfließen läßt, in ein irdenes Geschirr auf, lassen ihn an der Sonne trocknen, und halten daher immer solche Thiere." — So gefährlich dieser Bericht klingt, so unschuldig ist der arme, nur von Insekten lebende Gecko, der nie einen Menschen beißt, und nur zu seiner Vertheidigung einen klebrigen, übelriechenden Speichel aussprützt, der auf der Haut eine leichte Röthe und ein Brennen wie Nesseln hervorbringt. Seine Länge beträgt mit dem Schwanze 10 bis 12, sein Umfang 2½ bis 3 Zoll; seine Haut ist körnig, roth und blau gescheckt, mit mehreren Reihen kegelförmiger, bläulicher Spitzen auf dem Rücken, und unten ist er perlgrau mit röthlichen Punkten.

Auf den westindischen Inseln ist der **Kolbengäker** oder **Speier**, Gecko sputator, Fig. 3, am gemeinsten, und findet sich am häufigsten auf St. Domingo, Portorico und St. Eustache in den Häusern, wo er mit den Namen **Holzsklave** (Wood-slave) und **Speier** (Spulateur) belegt wird. Er ist nur 2 bis 3 Zoll lang, mit Körnern bedeckt, hat einfache Kolben an den Zehen und zurückziehbare Nägel, und ist von röthlicher Farbe mit braunen Querbändern. Fortwährend läuft er an den Wänden umher, um Insekten aufzusuchen, und nähert man sich ihm, um ihn zu betrachten oder anzugreifen, so spritzt er einen schwarzen, ätzenden Speichel aus seinem Munde, der unangenehm riecht, und eine leichte Geschwulst hervorbringt.

Den unangenehmsten Anblick von allen Gäkern gewährt der plattköpfige **Schlenderschwanz** oder **Plattkopf**, Gecko fimbriatus, Fig. 4, der auf Madagaskar zu Hause ist, und dort „Famo cantrata" benannt wird. Er ist gegen 9 Zoll lang, wovon der Schwanz den dritten Theil einnimmt, seine Färbung ist gelb, wechselt aber in Roth, Grün und Blau. Die Haut ist mit körnigen Schuppen bedeckt, und der Rand der Unterkiefer, der Hals, die Seiten und die Füße sind mit einem hängenden, ausgezackten und beschuppten Saum eingefaßt, der zu beiden Seiten des Schwanzes noch breiter und glatt abgerundet ist. Der Kopf ist platt; die Augen sind groß, die Zähne klein und zahlreich, und die Zunge platt und ausgeschnitten. Auf Bäumen ist das Thier außerordentlich lebhaft und behende, auf der Erde aber bewegt es sich nur langsam. Obwohl völlig harmlos, und nur von Insekten lebend, wird es auch in seiner Heimath gefürchtet, verabscheut und geflohen. Nähert man sich ihm, so springt es sogleich auf den Verfolger los, und hängt sich so fest mit seiner gefranzten Haut und seinen Krallen, daß man es nur mit Mühe wieder losreißen kann. Während alle andern Gecko-Arten vor dem geringsten Geräusche fliehen, geht der Plattkopf mit offenem Maule den sich ihm nähernden Menschen entgegen, läßt sich durch nichts in Furcht bringen, und sucht, wenn man ihn ergreifen will, den Angreifer in die Finger zu beißen. Sein Biß verursacht keinen Schaden, und veranlaßt nicht einmal eine Entzündung. Seine Wohnung hat er in Baumlöchern, in welche er auch seine Eier legt, und nur des Nachts oder bei Regenwetter kommt er hervor, springt, um Insekten zu fangen, munter von Zweig zu Zweig, wobei ihm sein breiter Schwanz sehr dienlich ist, und fällt er dabei auf den Boden, so kriecht er, wie gelähmt, langsam dem nächsten Baume zu, hat er aber dessen Stamm erreicht, so klettert er eben so munter wie vorher denselben hinauf, um seine Jagd fortzusetzen. Er ist zugleich ein guter Schwimmer, daß er aber, wie einige behaupten, sich mehrere Monate lang im Wasser aufhalten könne, möchte wohl zu bezweifeln sein.

Vom Ritter du Guesclin.

(† 1380.)

Unter allen Rittern Frankreichs, welche im vierzehnten Jahrhundert die Welt mit ihrem Thatenruhm erfüllten, leuchtete besonders Bertrand du Guesclin hervor, als der tapferste, edelste und erfahrenste Feldherr seiner Zeit. Er stieg bis zur Würde eines Connetable von Frankreich empor, und zeigte sich in den Kriegen mit England als ein Schrecken der Feinde, ein Schirm und Schild seines Königs, Karls VI. Ein Schloß, nicht weit von der Stadt Rennes in Bretagne gelegen, war sein Geburtsort, sein Vater von gutem alten Adel, obwohl nicht mit Reichthümern gesegnet, seine Mutter, eine schöne stolze Frau, stolz besonders auf ihre hohe Geburt. In den Jahren seiner Kindheit machte der kleine Bertrand den Eltern nur wenig Freude. Sein Aeußeres erschien nicht im mindesten einnehmend, seine Gesichtszüge weder, noch seine Gestalt zeichneten sich durch Schönheit oder Anmuth aus, und er wurde in diesen Stücken von seinen jüngeren Geschwistern weit übertroffen. Dazu kam ein finsteres, verschlossenes Wesen, Rauhheit in seinem Benehmen, und eine kaum zu bändigende Wildheit. Die Eltern versprachen sich nur wenig Freude von ihm, mogten ihn nicht leiden und setzten ihn so sehr zurück, daß er nicht einmal mit ihnen und seinen Geschwistern an einem Tische essen durfte. Diese Vernachlässigung schnitt dem Knaben, der unter

rauher Hülle ein fühlendes Herz verbarg, durch die Seele, und die natürliche Folge dieser unrichtigen Behandlung war, daß er immer finsterer und abstoßender wurde. Dennoch ertrug er die Schmähungen von den Eltern mit Geduld, wenn aber das Gesinde sich einfallen ließ, ihn zu necken oder zu höhnen, dann brach die stolze Wildheit seines ungebändigten Herzens mit Macht hervor, blitzenden Auges griff er zum nächsten besten Stecken, und schlug blind und wüthend auf den Beleidiger los, sich auf diese Weise Achtung und Furcht schon in der Kindheit erzwingend. Eines Tages ward er von seiner Mutter wegen eines unbesonnenen Jugendstreiches hart ausgescholten. Stumm nahm er die Vorwürfe hin und wendete sich ab, wenn ihm ja eine Thräne über die schonungslose Härte seiner Mutter in die Augen stieg; denn er war zu stolz, seinen Kummer und Schmerz zu zeigen. Da trat eine alte Jüdin, die sich mit Wahrsagen abgab, in das Zimmer und hörte die Strafpredigt mit an. Das Benehmen des Knaben mogte Eindruck auf sie machen. Sie näherte sich ihm, und obwohl er sie mit Heftigkeit zurückstieß, gelang es ihr doch, seine Hand zu fassen, welche sie mit Aufmerksamkeit durchforschte und betrachtete. „Sei ruhig, mein Sohn," sagte sie endlich, „wappne dich mit Geduld und vertraue auf die Zukunft, denn ich sage dir, du wirst noch ein gewaltiger und großer Held werden und zu den höchsten Würden emporsteigen!" Diese Worte klangen lieblich in des jungen Bertrand Ohren, er zeigte sich aus Dankbarkeit sehr freundlich und zuvorkommend gegen die Alte, bediente sie sogar eigenhändig bei Tische, schnitt ihr Brod und Fleisch, schenkte ihr Wein ein und bemühete sich in allen Stücken um ihre Gunst. Seine Mutter war über dieses Benehmen, dessen sie ihren Sohn nimmer fähig gehalten hätte, ganz erstaunt. Eine Ahnung, daß in des jungen Knaben unscheinbarer Gestalt ein hochfliegender und kühner Geist walten mögte, überraschte sie, obwohl sie der Prophezeihung der Alten keinen Glauben beimaß, und die Folge davon war, daß Bertrand gütiger behandelt wurde, bessere Kleidung bekam und das Gesinde den strengen Befehl erhielt, ihm in Zukunft mit Achtung zu begegnen.

Je größer der Knabe wurde, desto mehr zeigte sich seine Neigung zum Kriegerstande, und eine unwiderstehliche Lust zu Kampf und Streit. Im Schlosse fehlte ihm dazu die Gelegenheit, also schlich er sich, so oft er konnte, zum Burgthor hinaus, rannte hinab in das Dorf und fing hier mit den Bauerjungen Händel an. Oft wagte er sich an größere und stärkere Buben, die ihm weit überlegen und älter als er waren, aber dennoch trug er stets den Sieg davon. Ob bei dergleichen Gelegenheiten seine Kleider zerrissen, ob sein Gesicht zerkratzt, ob sein Rücken braun und blau geschlagen wurde, das war ihm ganz gleichgültig. Wunden und Schläge nahm er hin, wenn ihm nur der Sieg blieb. So wurde er bald bekannt und gefürchtet in der ganzen Gegend. Seine Mutter schalt, machte ihm Vorwürfe, suchte seinen Stolz zu wecken, indem sie ihm zeigte, wie wenig es sich für ihn, den Sohn eines Ritters und Edelmanns, gezieme, mit Bauerjungen zu verkehren, sie rief den Vater zu Hilfe, der ihn mit Strafen und harter Züchtigung bedrohte, — Bertrand ließ sich das Alles nicht anfechten, und lief in das Dorf nach wie vor, kämpfte und siegte, und machte seinen Namen berühmt unter der Jugend weit und breit. Als ein Knabe von neun Jahren, wo es kein Einzelner mehr mit ihm aufnehmen wollte, theilte er die Dorfknaben in zwei Parteien, die sich mit Stecken und hölzernen Schwertern bewaffnen und ordentliche kleine Schlachten ausführen mußten. Er selbst befehligte die eine Partei, und wo er focht, da war der Sieg auch gewiß. Am Ende machte er es aber seinem Vater denn doch zu arg, und als eines Tages der junge Streithahn wieder mit blutender Nase und zerrissenem Wamse nach Hause kam, nahm er ihn und sperrte ihn in eine Kammer ein, wo er vier Wochen lang sitzen mußte, um Sitte und Gehorsam zu lernen. Die Einsamkeit und das Nichtsthun folterten den feurigen Knaben Tag und Nacht, und sein ganzes Streben ging darauf aus, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Als daher eines Tages das Mädchen sein Essen brachte, wie gewöhnlich, nahm er den günstigen Augenblick wahr, entwischte mit unglaublicher Gewandtheit aus der Thür, schloß die Magd an seiner Stelle ein, und rannte nun spornstreichs zum Schlosse hinaus. Auf dem Felde traf er einen Knecht seines Vaters mit dem Pfluge, spannte ein Pferd aus, warf sich darauf und jagte, ohne auf das Schreien und Rufen des Knechtes zu hören, mit verhängtem Zügel nach Rennes, wo eine Tante von ihm wohnte, unter deren Schutz er sich begab. Die Tante war jedoch über seinen Besuch wenig erfreut, besonders als er seine Flucht aus dem Gefängnisse erzählte, und stand auf dem Punkte, den entronnenen kleinen Schelm in das väterliche Haus zurückzuschicken. Da legte sich aber ihr Gemahl in's Mittel und gab es nicht zu, „denn," sagte er, „der Knabe muß nur gebändigt und seine Gemüthsart geregelt werden, und es wird aus dem kleinen Raufbolde gewiß noch ein tüchtiger Soldat und vielleicht ein großer Feldherr!" Der Oheim drang durch, und Bertrand blieb bei ihm.

Jetzt hatte er gute Zeit und durfte die Pferde tummeln nach Herzenslust. Sein Oheim selber, weil ihm die kriegerische Gemüthsart des Neffen gefiel, ritt häufig mit ihm aus, und verwunderte sich über seine Kühnheit und die Leichtigkeit, mit welcher er alle Beschwerden eines langen und anhaltenden Rittes ertrug. Die größten Strapazen schienen ihm nur ein Spiel. Die wildesten Rosse bändigte er mit einer Kraft und Gewandtheit, die bei seinem jugendlichen Alter unerhört war. Bei dem Reiten allein ließ er es aber nicht bewenden, sondern beschäftigte sich Tag für Tag mit allen andern ritterlichen Uebungen, in denen er eine unglaubliche Gewandtheit erlangte. Keiner führte Schwert und Lanze so geschickt und kräftig, wie er, Keiner that es ihm im Ringen zuvor, Keiner erreichte ihn im Wettlauf.

Als er das sechszehnte Jahr erreicht hatte, fand sich eine Gelegenheit, wo er auf glänzende Weise sein

Kampfgeschick zeigen konnte. Es ward nämlich eines Sonntags zu Rennes ein öffentlicher Wettkampf im Ringen gehalten. Bertrand, brennend vor Begierde, den Preis davon zu tragen, trotzte dem Verbote seiner Tante, sich in einen Streit einzulassen, und stellte sich auf den Kampfplatz, die Fäuste schwingend und Jedermann mit blitzenden Augen zum Kampfe herausfordernd. Ein junger Bursch mit außerordentlicher Kraft, der schon einige Gegner zu Boden geworfen hatte, stellte sich ihm, und ein hartnäckiges und langes Ringen begann, wo Jeder seine äußerste Kraft anstrengte, um den Sieg davon zu tragen. Athemlos erwarteten die Zuschauer den Ausgang. Bertrand siegte und gewann den Preis, einen mit Federn und silbernen Tressen geschmückten Hut, den er voll Freude nach Hause trug. Seine Tante schalt ihn zwar tüchtig aus, aber er achtete dessen nicht, denn der erste öffentlich und ehrenhaft errungene Sieg berauschte sein Herz völlig, und machte ihn gegen alles Uebrige taub.

Um diese Zeit gelang es dem Oheime, Bertrand mit seinen Eltern, die ihm seit jener Flucht zürnten und ihn nicht sehen wollten, wieder auszusöhnen. Sein Vater schenkte ihm sogar ein kleines Pferd, auf dem der Jüngling weit und breit in Bretagne umherritt, und allen Turnieren und sonstigen Waffenspielen regelmäßig als Zuschauer beiwohnte. Mehr und mehr brannte sein Herz danach, selbst Thaten auszuüben und in jenen Kämpfen rüstig mit dreinschlagen zu können; aber noch war er zu jung dazu und zu schlecht beritten. Wenn er jedoch von den ritterlichen Spielen nach Hause kam, wußte er alle Vorfälle und Einzelnheiten daraus so genau und lebendig, mit solchem Feuer und glühendem Enthusiasmus zu erzählen, daß Jedermann, der ihn hörte, voraussagte, er würde seiner Zeit einmal der beste Ritter werden in Frankreich.

Als er nun endlich mehr und mehr heranwuchs und das Alter hatte, um an den öffentlichen Spielen Theil nehmen zu können, wurde er von den Damen ausgelacht, weil er so häßlich aussah und ein so schlechtes Pferd ritt; auch verspotteten sie ihn und riefen: „er sehe mehr aus als ein Eseltreiber, denn ein Ritter und Edelmann, und sein Roß habe er sicherlich von einem Müller geliehen!“ Bertrand verging fast vor Zorn und Scham, wenn er dergleichen Reden hören mußte, und als einst wieder ein Turnier bevorstand, bat er einen Vetter, ihm Roß und Rüstung zu leihen. Ohne Anstand wurde ihm Beides gewährt, und mit jubelndem Herzen begab er sich in die Schranken, wo ihn in den fremden Waffen natürlich Niemand, selbst seine Eltern nicht, erkannte. Ein bekannter tapferer Ritter stellte sich ihm. Das Zeichen wurde gegeben, sie rannten mit Blitzesschnelle wider einander und krachend zersplitterten die Lanzen in Beider Händen. Bertrand jedoch hatte mit solcher Kraft seinen Stoß gegen den Helm seines Gegners geführt, daß dieser alsbald aus dem Sattel flog und mehrere Schritte davon ohnmächtig auf dem Sande liegen blieb, und aus den Schranken getragen werden mußte.

Der junge du Guesclin kehrte mit frischer Lanze auf seinen Platz zurück und erwartete neue Kämpfer. Da stellte sein eigener Vater sich ihm gegenüber. Gegen den mogte er nicht kämpfen, aber eben so wenig wollte er sein Incognito aufgeben. Also beschloß er, beim Rennen seine Lanze zu senken und den Stoß seines Vaters mit dem Schilde aufzufangen, ohne Widerstand zu leisten. So that er, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß er fest im Sattel bleibend, ohne zu wanken, vorüber jagte und nun geradezu erklärte, er werde nicht mehr mit dem Ritter kämpfen. Man wunderte sich darüber, ohne sich jedoch spöttische Bemerkungen zu erlauben, weil Bertrands Muth schon im vorigen Treffen hinreichend erprobt worden war. Sein Vater ritt aus den Schranken und machte andern Kämpfern Raum, gegen welche weniger Schonung zu beobachten nöthig war. Viele noch warf Guesclin in den Staub, und einstimmig wurde er am Ende als Sieger anerkannt. Jedermann war begierig, den Helden kennen zu lernen, der alle Lorbeeren des Tages für sich in Anspruch genommen hatte. Am meisten sehnte sich sein eigener Vater nach der Enthüllung des Geheimnisses, denn das Benehmen des Ritters gegen ihn mußte wohl seine Neugier rege machen. Endlich war das Turnier geendigt, Bertrand hatte seinen Ritterdank empfangen, sprengte zu seinem Vater, schlug den Helmsturz auf und rief: „Kennst du mich nun, Vater?“ Der Alte umarmte ihn mit Freudenthränen im Auge, und rüstete ihn später mit Roß und Waffen auf das Freigebigste aus. Der Ruf des jungen Helden flog indessen durch ganz Frankreich.

Bisher hatte Bertrand nur immer Siege auf Turnieren erfochten, jetzt sollte auch das ernstere Feld der Schlachten die Erstlinge seines Schwertes erblicken. Herzog Carl von Blois nämlich führte gegen Johann von Montfort Krieg um den Besitz der Bretagne. Philipp VI., König von Frankreich, hielt es mit Ersterem, der König von England dagegen unterstützte Montfort. Für Bertrand blieb natürlich keine Wahl, denn er folgte als braver Franzose seinem Könige, wohin dieser ihn führte. Damals war das Schloß Fougeray in den Händen der Engländer, und Bertrand beschloß, diesen nicht unbedeutenden Ort ihrer Macht zu entreißen. Zu dem Ende verkleidete er sich mit sechzig seiner Gefährten in Holzhauer, theilte diese in vier Parthien, um so von verschiedenen Seiten her ohne Aufsehen sich dem Platze zu nähern. Darauf paßte er eine Zeit ab, wo der Befehlshaber des Schlosses mit einem Theil der Besatzung eine Streifparthie machte, ließ während der Nacht seine Leute im nahen Gehölz sich versteckt halten, dann bei Tages Anbruch mit Bündeln Reisig und Holz beladen, unter den Kleidern verborgene Waffen, von da und dort her auf das Schloß zugehen. Bertrand, im weißen Kittel, mit einer gewaltigen Last Holz auf dem Rücken, war der Vorderste, der vor der Zugbrücke zuerst erschien, und ohne Bedenken ließ man diese herab. Jetzt warf er gleich den Bündel ab, zog seine Waffe hervor und stach den Brückenwächter nieder,

dann schrie er mit starker Stimme: „Guesclin!“ Auf dieses Zeichen beeilten sich die Uebrigen, ihm zu Hilfe zu kommen und die Brücke zu gewinnen. Da aber wohl zweihundert Engländer in dem Schlosse waren, so war der Kampf sehr ungleich, und es entstand ein fürchterliches Gemetzel. Ein Engländer spaltete mit der Streitaxt einem Gefährten Bertrands den Kopf; dieser hieb ihn dafür zusammen, ergriff die Axt und hieb nach allen Seiten um sich, während er den Rücken an eine Schäferhütte lehnte. So hielt er kämpfend sich eine Zeit lang die Feinde vom Leibe, bis zufällig eine Reiterschaar von seiner Partei in die Nähe kam, ihn aus der Noth befreite und den Platz gewinnen half. Es war aber auch hohe Zeit, daß Hilfe kam, denn im Kampf mit zehn Feinden war ihm bereits die Streitaxt entfallen und sein Kopf mit Wunden bedeckt, daß das Blut über sein Gesicht rieselte. Durch diese ausgezeichnete Tapferkeit erlangte er den Ruf des unerschrockensten und kühnsten Ritters seiner Zeit.

Als der Herzog von Lancaster, der Bruder des berühmten schwarzen Prinzen, die Stadt Rennes belagerte, sah er durch die List, den Muth und die Geschicklichkeit Bertrands alle seine Pläne scheitern. Voll Bewunderung vor diesem Gegner wünschte er ihn persönlich kennen zu lernen, und es ward ein Herold mit einem Geleitsbrief in die Stadt geschickt, den Ritter zum Herzog einzuladen. Bertrand, der nicht lesen konnte, ließ sich den Inhalt des Briefes von einem Kameraden vorlesen. Als er denselben angehört hatte, war er recht gern bereit, der Einladung zu folgen, beschenkte den Herold reichlich und begleitete ihn unerschrocken in leichter Rüstung. Als er in's englische Lager kam, drängten sich von allen Seiten die Soldaten zu, den berühmten Feind zu sehen, der Herzog aber bewirthete ihn auf's Beste und erzeigte ihm alle Ehre. Dieß ärgerte einen englischen Ritter, mit Namen Wilhelm Brambroc, dem du Guesclin längst ein Dorn im Auge war, und er forderte ihn zu einem Zweikampf heraus im Angesicht des Herzogs und des ganzen Heers. Bertrand nahm die Herausforderung mit Freuden an, denn er hatte große Lust, den Bramarbas zu züchtigen, und so ward gleich der folgende Tag zum Zweikampf festgesetzt. Der Herzog, welcher die Freigebigkeit Bertrands gegen seinen Herold nicht unerwiedert lassen wollte, schenkte ihm das schönste Pferd aus seinem Stalle. Als er nach Rennes zurückkam, waren seine Verwandten und der Befehlshaber der Stadt gar nicht mit seinem Vorhaben zufrieden und suchten ihn durch alle möglichen Gründe davon abzubringen. Aber Bertrand, der auf des Herzogs Wort und seine tapfre Faust vertraute, ließ sich nicht im Mindesten irre machen. Den andern Morgen fand er sich ein ohne Panzer, nur mit Helm, Lanze und Schild. Der Herzog ließ bei Todesstrafe verbieten, einem der beiden Kämpfer zu Hilfe zu kommen, der Platz ward abgesteckt, und sie traten in die Schranken ein vor den neugierigen Blicken des ganzen Heeres. Bertrand zeigte eine so feste Haltung, daß man daraus gleich den Ausgang abnehmen konnte. Er eröffnete den Zweikampf mit einem so heftigen Lanzenstoß, daß er dem Gegner durch Harnisch und Wamms drang. Dieser schwang dafür sein Schwert mit so wüthender Kraft auf Bertrands Helm, daß er denselben ganz durchhieb, aber den Ritter, der fest in den Bügeln saß, nicht im mindesten erschütterte. So kämpften sie eine Zeit lang mit gleichem Glück, bis endlich Bertrand alle seine Kraft zusammennahm und mit einem wüthenden Stoß seinen Gegner vom Sattel in den Sand warf. Aus Achtung für den Herzog ließ er ihm das Leben und nahm ihm nur sein Roß ab, mit welchem er triumphirend von dannen zog. Der Herzog sendete ihm einen Herold nach, ihm Glück zu wünschen, und Bertrand schenkte dem Herold das eben gewonnene Roß.

Ein andermal, als der Herzog von Lancaster Dinan belagerte, geschah es, daß während ausbedungener Waffenruhe Bertrands Bruder, Olivier du Guesclin, von einem englischen Ritter, Thomas von Canterbury, wider Fug und Recht gefangen wurde. So wie Bertrand diese Nachricht erhielt, stieg er sogleich zu Pferde, und ritt spornstreichs in's englische Lager hinüber. Mit großer Achtung ward er daselbst empfangen und seinem Wunsche gemäß sogleich zum Herzog geführt, der eben mit Lord Chandos und anderen vornehmen Herren beim Schachspiele saß. Diese Herren erwiesen ihm die größte Ehre, und als er seine Klage über die an seinem Bruder verübte Unbill vorgebracht, beschied der Herzog den Ritter Thomas sogleich vor sich und befahl ihm mit einem harten Verweise, seinen Gefangenen unverweilt loszugeben. Voll Zorn wendete sich Canterbury gegen Bertrand und warf ihm seinen Handschuh vor die Füße. Bertrand hob ihn nicht nur willig auf, sondern faßte seinen Gegner bei der Hand und betheuerte, er wolle ihm im Kampfe auf Tod und Leben beweisen, daß er ehrlos gehandelt habe durch Verletzung des Völkerrechts. Noch zorniger begehrte Thomas, noch am selbigen Tage zu kämpfen. Lord Chandos bot Bertrand das beste Roß seines Stalles und die beste Rüstung zum Gebrauch an, und Bertrand nahm Beides mit Vergnügen an. Wie ein Lauffeuer durchdrang das Gerücht des Zweikampfs das Lager, und gelangte schnell auch nach Dinan. Die Bürger der Stadt, welche in große Besorgniß geriethen, weil Bertrand ihre Hauptstütze war und sie den Engländern nicht recht trauten, schickten ihm ungesäumt einen Boten und ließen ihn bitten, den Zweikampf auf ihren Marktplatz zu verlegen; dabei möge der Herzog mit zwanzig Begleitern zugegen sein, für welche sie tüchtige Geiseln stellen wollten. Bertrand setzte zwar nicht den mindesten Zweifel in die Ehrlichkeit der Engländer und in des Herzogs Wort; doch trug er demselben den Wunsch seiner Mitbürger vor. Der Herzog willigte ein, und der Kampf ward auf den folgenden Morgen verschoben. Den andern Tag erschien er mit seinem Gefolge in aller Frühe. Bertrand, von Kopf bis zu Fuß stattlich gerüstet, ritt in vortrefflicher Haltung auf den Kampfplatz; um die Schranken reiheten sich die hohen Gäste, die Bürgerschaft, das

ganze Volk; alle Fenster und Balkone waren rings mit Damen besetzt, um Zeugen des Kampfes der zwei tapfersten Ritter zu sein.

Indeß war aber dem guten Thomas der Muth gesunken. Auf sein Anstiften kamen einige Ritter von des Herzogs Gefolge zu Bertrand, stellten ihm die Größe der Gefahr vor, der er sich auszusetzen im Begriff sei, da er doch noch so jung wäre gegen den alten erfahrenen Kämpfer, und boten sich an, die Sache in Güte beizulegen. Allein Bertrand erklärte, der Handel sei schon zu weit gediehen, um beigelegt werden zu können, wolle jedoch Thomas öffentlich ihm seinen Degen überreichen, und damit ihm den Sieg zuerkennen, so sei er es zufrieden.

Da nun Thomas sah, daß nichts Anderes zu thun sei, kam ihm der Muth der Verzweiflung, und er gedachte sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die Bahn wurde geöffnet, die beiden Kämpfer ritten gegen einander, und hieben zuerst mit den Schwertern wüthend auf einander los. Die blanken Klingen durchschnitten blitzend die Luft, und Schlag auf Schlag rauschte hernieder mit immer verdoppelter Kraft. Aber Keiner wankte in den Bügeln. Nachdem sie also geraume Zeit sich mit gleichem Glücke geschlagen, zogen sie die Stoßdegen, und kämpften wieder eine Zeit lang, ohne daß einer dem andern einen Stich beibringen konnte. Endlich, als der Engländer alle Kraft zusammennahm, fiel ihm der Degen aus der Hand. Jetzt schwenkte Bertrand sein Roß und tummelte es, als wie seinem Gegner zum Spaß; auf einmal stieg er ab, hob den gefallenen Degen auf, und schleuderte ihn mit aller Kraft bis außerhalb der Schranken, um dann besser über seinen Feind zu triumphiren. Dieser ritt anfangs rings um den Plan, um Bertrand auszuweichen, der ihm wegen der Schienen an den Beinen und der schweren Rüstung nicht rasch folgen konnte. Er besann sich aber kurz, und setzte sich nieder, um die Schienen abzunehmen. So wie dieß der Engländer sah, sprengte er im Galopp herzu, um ihn zusammen zu reiten; aber Bertrand behielt alle Geistesgegenwart, und stieß dem Pferde seinen Degen in die Seite, daß es stürzte, und seinen Reiter abwarf. Jetzt fiel Bertrand im Nu über ihn her, um ihn gehörig zu zeichnen, versetzte ihm erst ein Paar scharfe Hiebe über's Gesicht, und zerbläute ihn dann mit seinem Panzerhandschuh dergestalt, daß er von Blut triefte. Zehn englische Ritter eilten herzu, ihm Einhalt zu thun, aber Bertrand bedeutete sie, daß sie gar kein Recht hätten, ihn zu hindern, und wenn er auch seinem Gegner das Leben nehmen wolle. Endlich ließ er ihn los, aber so entstellt, daß ihn kaum Jemand erkannte. Jedermann eilte herzu, Bertrand Glück zu wünschen; der Herzog von Lancaster aber verurtheilte den Ritter Thomas, die Summe, welche er als Lösegeld für Olivier du Guesclin verlangt hatte, als Buße zu entrichten.

Am Ufer des Vilaine lag ein Schloß, Chateaufort genannt, dessen sich die Engländer bemächtigt hatten. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon, damals aber war der Platz von Wichtigkeit, und Bertrand setzte Alles daran, in Besitz desselben zu gelangen. An einem Fastnachtabend, welchen die Engländer als Fest betrachteten und durch allerlei Lustbarkeiten und Gastmahle feierten, hatte sich der größte Theil der Garnison von Chateaufort bei fröhlichem Mahle gelagert, jedoch zu Vermeidung eines Ueberfalls mehrere Wachen auf den Mauerzinnen aufgestellt; denn da den Franzosen schon so manche Unternehmungen der Art gelungen waren, und da man du Guesclin in der Nähe wußte, hielten sie sich für verpflichtet, ihres eigenen Heiles willen auf der Hut zu sein.

Dort befand sich auch eine Engländerin, die Frau eines Offiziers, die, ihr Kind in ihre Arme schließend, auf den Mauerzinnen saß. Sie schaute von dort auf die Felder herab, und bemerkte einige schwarze Gegenstände, welche mit einer Viehheerde Aehnlichkeit hatten, die sich nicht weit von der Schloßmauer umher zerstreute, und sich dem Schloßgraben zu nähern schien. Sie zeigte dieß der Schildwache, und fragte, was das wäre?

„Ach,“ erwiederte sorglos der Soldat, „das ist das Vieh eines Pächters; dieser gute Mann macht sich eine lustige Fastnacht, und hat vergessen, seine Ochsen im Hofraume einzuschließen; wenn aber du Guesclin ihnen vor Tagesanbruch begegnet, so wird der Bauer seine Nachlässigkeit bereuen.“

Diese langsam herbeischleichenden Gestalten, welche sie von der Schloßmauer aus erblickten, waren jedoch keine Viehheerde, sondern du Guesclin mit seinen Soldaten, welche ihre Waffen mit schwarzen Mänteln bedeckt hatten, und auf allen Vieren einherkrochen, um, ohne erkannt zu werden, sich der Schloßmauer so weit zu nähern, daß sie Leitern anlegen konnten. Die arme Frau, welche natürlich davon keine Ahnung hatte, saß ruhig auf den Zinnen, und sang ihrem Kinde etwas vor. Nun war der Name du Guesclin den Engländern so furchtbar geworden, daß die Weiber häufig ihre Kinder damit schreckten, und ihnen drohten, wenn sie nicht artig wären, so würde sie der böse Ritter Bertrand holen. So sang denn des Offiziers Frau:

„So sei doch still, du kleiner Wicht,
Sei ruhig nur, er beißt dich nicht,
Bertrand du Guesclin kriegt dich nicht!“

„Das wißt Ihr noch nicht gewiß!“ flüsterte eine Stimme hinter ihr. Zugleich fühlte sie eine gewichtige Hand mit einem eisernen Panzerhandschuh auf ihrer Schulter, und als sie sich umsah, stand leibhaftig derselbe Ritter Bertrand hinter ihr, von dem sie so eben gesungen hatte. „Schweigt still,“ flüsterte du Guesclin, „und es soll weder Euch noch Eurem Kinde ein Leides geschehen!“ Bleich vor Schrecken und fast erstarrt, wagte die Frau keinen Laut, und sah zugleich nahe bei der Schildwache einen andern Franzosen, und noch mehrere die Mauer heraufsteigen. Der englische Soldat wurde jetzt die Gefahr gewahr, machte Lärm, und stach mit seiner Lanze nach dem Franzosen. Dieser aber parirte den Stoß, wurde mit der Schildwache handge-

mein, und brachte ihr mit seinem Dolche einen tödtlichen Stich bei. Die übrigen Franzosen erstiegen vollends die Burg, unterstützten du Guesclin und ihre Kameraden, und bemächtigten sich des Schlosses. Viele der Soldaten kamen um's Leben, aber die Frau mit ihrem Kinde wurde von du Guesclin beschützt.

Die Grashüpfer oder Heuschrecken.

(Taf. 44.)

Die Grashüpfer oder Heuschrecken, Gryllus und Locusta, gehören zur zweiten Familie der Geradflügler, Orthoptera, bilden den Schluß der Springer, Saltatoria, und zeichnen sich vor den andern Gattungen der Familie dadurch aus, daß ihr Hinterleib verwachsen, gestreckt und von der Seite zusammengedrückt ist, ihre Hinterfüße länger als der Körper sind, und ihre fadenförmigen, selten gegen das Ende dickern, nicht langen Fühlhörner, 12 bis 25 Glieder haben. Wie alle Springer, können sie vermöge ihrer langen Hinterbeine große Sätze machen, und die Männchen können durch Reiben gewisser Theile an einander, einen lauten Ton oder ein Schwirren hervorbringen; die Flügeldecken sind lederartig, und die der Länge nach gefalteten Flügel stehen oft über die Flügeldecken hervor. Sie fliegen gut, meistens in Absätzen, sind sehr gefräßig, und manche, in ungeheuern Schaaren ziehende, Arten verwüsten oft ganze Landstriche.

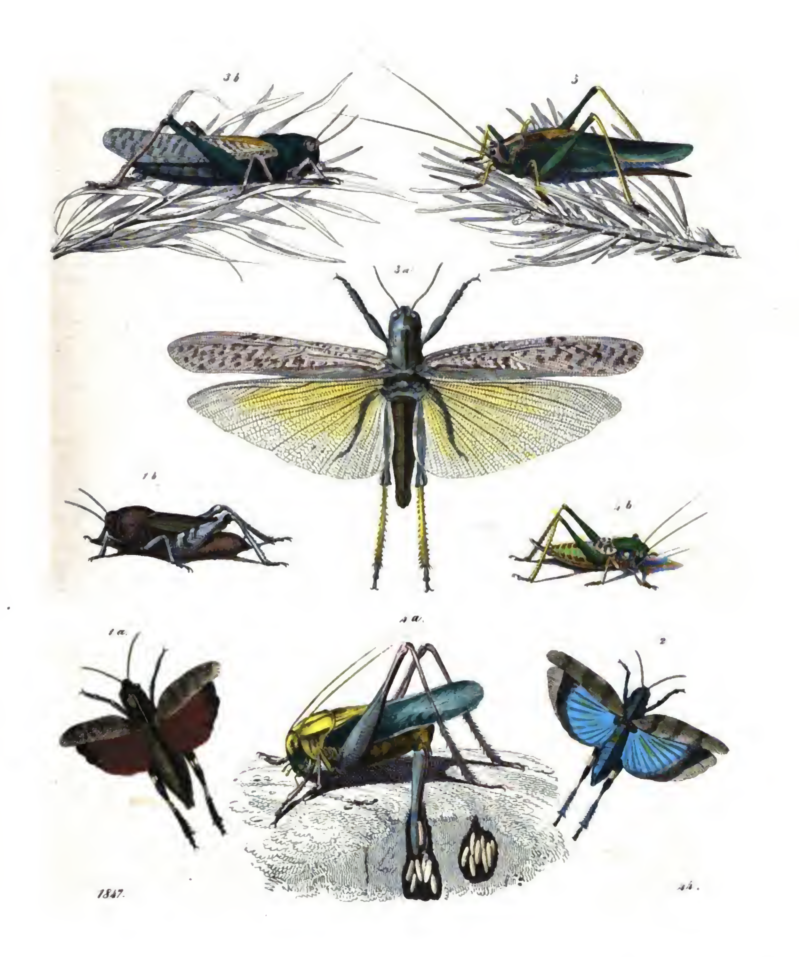
Der Kopf der Heuschrecken ist groß, eiförmig, und auffallend abwärts geneigt, so daß die Mundtheile nach unten stehen; die Augen sind stark gewölbt und hervorstehend, und haben noch zwei Nebenaugen; die Mundtheile sind von ungemein kräftigem Bau, was sich besonders in den, an der Kaufläche stark gezähnten Oberkiefern ausspricht, die sich in der Ruhe fast ganz, nebst dem größten Theile der Unterkiefer, unter der großen herzförmigen, von einem deutlich gesonderten Kopfschild entspringenden Oberlippe verbergen. Kinn und Unterkiefer entspringen dicht neben einander und sind durch eine zellige Masse mit einander verbunden; am flachen Kinne sitzt die große breite Unterlippe, mit ihren beiden starken dreigliedrigen Tastern und der auf der Innenseite angehefteten fleischigen Zunge. Der Rumpf ist gestreckt, mit nach hinten vorspringenden Ecken; der Prothorax ist, wie bei den Käfern, immer der größte, beim ruhenden Insekt nur allein sichtbare Theil; an der Seite des obern Metathoraxabschnittes liegt jederseits eine kleine ovale Vertiefung, deren schräg laufender Boden mit einer weißen, glänzenden Membran überspannt ist, deren Schwingungen den durch Reibung hervorgebrachten Gesang des Thiers zu unterstützen scheint. Die Beine haben dreigliedrige Tarsen, sind meist lang, und die Hinterbeine (wahre Springbeine) haben eine ungewöhnliche Verdickung der Schenkel, und an der Unterkante derselben noch eine Rinne zur Aufnahme der angezogenen Schienen. Die Flügel liegen in der Ruhe dachförmig, und werden von zahlreichen Nerven durchzogen, die eine ähnliche Vertheilung, wie bei den Neuropteren haben. Die Geschlechter unterscheiden sich sehr leicht, da das Weibchen verhältnißmäßig kürzere Flügel, eine lange Legeröhre, oder wenigstens vier zangenförmige, aus dem im Leben leicht klaffenden Hinterleibsende hervorragende Körper führt.

Wenige Insekten sind so weit verbreitet, als die verschiedenen Arten dieser Gattung, und von den ältesten Zeiten an bis jetzt, sind sie ein Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit gewesen, einmal, weil sie so außerordentliche Verheerungen anrichten, und dann auch, weil sie oft Wolken gleich ganze Länderstriche überzogen, und nur hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge ihren Wanderungen Grenzen setzten. Trockene Gegenden ziehen sie im Allgemeinen den feuchten vor, obwohl auch einige Arten in Sumpfgegenden zu Hause sind, und sich dort von Binsen und Schilfgras nähren. Ihr eigentlicher Tummelplatz ist der mit niedrigen Pflanzen, namentlich Gräsern, Kräutern und Gestrüppe bewachsene lockere Boden der Felder, Aecker, Gärten und höher gelegenen Wiesen; in Wäldern finden sie sich seltener, außer da, wo Haine und Felder mit einander wechseln. Am liebsten fressen sie die zartesten Pflanzentheile, später gehen sie an die härteren, und bequemen sich in der äußersten Noth, wenn nämlich Millionen schon die Vorlese hielten, auch zur Rinden- und Holzsubstanz. Jede weiche Pflanzenart scheint ihnen recht zu sein, und bei stark bevölkerten Zügen verschmähen sie weder die öligen, stark riechenden Labiaten, noch den giftigen Schierling, Stechapfel, Euphorbia ꝛc. In von ihnen rein abgeweideten Gegenden sah man sie die harten Baumrinden befallen, und Löcher in Leinenzeug fressen, und wo ihnen andre Nahrung fehlte, fraßen sie sich unter einander selbst und andere Insekten auf.

Die erste und auffallendste Bewegung, welche alle Heuschrecken ohne Ausnahme zeigen, ist die springende, weßhalb man auch die Familie, der sie angehören, mit dem Namen Saltatoria bezeichnete. Wenn sie springen wollen, bringen sie die Schienen in die Hohlkehle an der Unterseite des Schenkels, und schnellen sie dann, nachdem sie dieselben eine Zeit lang durch ihre Dornen festgehalten haben, mit einem Male weg; die Weite des Sprunges ist sehr verschieden, und bei allen im Larvenzustande geringer, als später. Hierzu gesellt sich noch der Flug, der bald auf kurze, bald auf weite Strecken sich ausdehnt, und bei ein und demselben Heuschreckenschwarm oft mehrere Meilen täglich beträgt, zumal wenn er von Zeit zu Zeit durch frische Kost sich gestärkt hat, und ein günstiger Seitenwind die großen Flügel wie Segel aufbläht. Im Jahre 1829 überschritt ein Zug Heuschrecken, der von Odessa kam, Anfang August die Galizische Grenze, und erreichte den 26. August die 20 Meilen davon entfernte Kreisstadt Brzegan; 1693 drang ein Heuschreckenzug von Ungarn her, durch Oesterreich und Böhmen bis Thüringen vor, und legte täglich 3—4 Meilen zurück; den größten Beweis für die außerordentliche Flugkraft der Heuschrecken

liefert indessen ihr Erscheinen auf dem Meere: „Das Schiff Georgia, Kapt. Stokes, welches von Lissabon nach Savannah segelte, befand sich den 21. November 1811 200 englische Meilen von den Canarischen Inseln, dem nächsten Lande; plötzlich trat eine Windstille ein, ein kleines Lüftchen erhob sich darauf aus NO. und zugleich fiel aus dem Gewölke eine unzählige Menge großer Heuschrecken. Sie schienen nicht ermüdet zu sein; im Gegentheil, wenn man sie ergreifen wollte, sprangen sie auf und suchten zu entwischen." — Die Menge der Heuschrecken ist schon in der Bibel zum Sprichwort geworden, und wer nicht Zeuge von dem Ziehen und Fallen großer Heuschreckenschwärme gewesen ist, kann sich keinen Begriff von der Wirkung einer solchen Naturerscheinung machen. Mit Staunen hören wir, daß solche Züge oft eine meilenweite Erstreckung in die Breite haben, daß da, wo sie einfallen, in wenigen Minuten der dichteste Kraut- und Graswuchs bis auf die Wurzel verzehrt ist, und daß das Herannahen eines solchen, die Sonne verfinsternden Zuges mit dem Rauschen eines Wasserfalles, oder mit dem Rasseln eines Regens im dürren Laube verglichen wird. — Ueber die Entwickelung der Heuschrecken haben Rösel u. a. genaue Beobachtungen angestellt. Das Männchen lockt durch seinen Gesang, der lediglich durch die Bewegung der Hinterschenkel gegen die Flügel verursacht, häufig aber auch durch Aneinanderreibung der mit eigenthümlich geformten Zellen versehenen Oberflügel hervorgebracht wird, und in stillen Herbstabenden, vom August an öfters stundenlang von einem Baume erschallt, das Weibchen herbei, um sich mit demselben zu paaren, und einige Tage später sucht sich das Weibchen einen lockern, grasreichen Ort, um seine Eier abzulegen. Diejenigen, welche wie die Fig. 4 abgebildete warzenfressende Heuschrecke, Gryllus verrucivorus, einen langen Bohrer haben, benutzen diesen, um damit ein Loch in die Erde zu graben, zu welchem Zwecke er noch am Ende feingesägt ist, und wo ein solcher sich nicht findet, werden die gekrümmten Häkchen am Hinterleibe dazu benutzt. Zwischen den beiden Platten, an der Basis innen stark konkaven Gräten dieses Bohrers gleiten dann auch die Eier hindurch und in das Erdloch hinein. Es werden jedoch immer nur 6—8, selten mehr zusammen gelegt, und zwar immer aufrecht und in einen durch eine schleimige Absonderung vereinigten Haufen, so daß aus dem ganzen Inhalte eines Eierstockes wohl an 10 bis 15 Nester besetzt werden können. Ein jedes Eiernest wird von den Weibchen sorgfältig mit den Füßen wieder zugescharrt, damit sich der Ort nicht verräth. Im April, wenn gleichmäßigere Wärme den Boden durchdringt, graben sich die kleinen ausschlüpfenden Lärvchen durch die leichte Erddecke, halten sich anfänglich gesellig beisammen in geschützten Gräben, Einsenkungen, hinter Hecken u. dgl. und verrathen sich, da die meisten Arten in der Jugend ganz dunkel sind, als schwarze, auf sandigem Boden oder auf dem Grase leicht bemerkbare, bewegliche Flecken. In dieser Periode bemerkt man noch keinen Fraß, und man vermuthet, daß sie sich jetzt nur von den atmosphärischen Niederschlägen nähren; bald aber machen sie sich sehr bemerkbar, und nach 4—5 Wochen, wenn die zweite Häutung vorüber ist, beginnt ihr verderblicher Fraß, welcher nach der dritten und vierten, die Flügel erzeugenden, seinen höchsten Grad erreicht. Bis zum Juli und August sind sie völlig ausgewachsen und beflügelt, und haben also eine einfache Generation durchgemacht. In südlichern Ländern ist die Generation doppelt, und die Verheerung, die sie anrichten, um so größer. In Afrika sollen sie schon im Mai legen; im Juni erscheinen die jungen Heuschrecken; im Juli waren sie ausgewachsen, und bald darauf wurde schon wieder eine Eierlage bemerkt, während bei uns in Deutschland die Heuschreckeneier überwintern. — Mehr als irgend ein anderes Insekt werden die Heuschrecken durch Wärme begünstigt, durch kalte und nasse Witterung aber in ihrer Entwickelung sehr gestört. Feinde haben die Heuschrecken, die sich, wenn mehrere heiße trockene Jahre auf einander folgen, in's Unglaubliche vermehren, an allen insektenfressenden Thieren. Geröstet geben sie einen fetten, schmackhaften Braten, den selbst der Mensch nicht verschmäht. — Den Kindern Israels war erlaubt, die Arbe zu essen, auch Johannes der Täufer verzehrte sie in der Wüste, obgleich man auch wieder zweifelt, daß dieses Heuschrecken gewesen seien, und neuere Sprachforscher das Wort als Wachtel bezeichnend übersetzen, andere darunter den Samen des Johannisbrodbaums verstehen. Im Morgenlande werden sie noch jetzt allgemein gegessen, und sollen so schmackhaft wie Krebse sein. Man sondert die Flügel und Beine ab, brät sie in Butter, oder legt sie in Salz oder Essig und Pfeffer. In Mißjahren werden sie von den Arabern gedörrt, gemahlen, mit Mehl zu Kuchen gemacht und in Butter geröstet, und die Fellahs in Egypten essen sie gedörrt, und mit Milch angerührt. Man hat auch in Deutschland versucht, sie als Speise zu benutzen, Rösel aber, der den Versuch anstellte, hat sie nach jeder Zubereitungsart ungenießbar gefunden. — Den Hausthieren, namentlich Hühnern und Enten, darf man nicht zuviel davon vorwerfen, weil sie leicht davon erkranken.

Durch die Verheerungen, welche sie an Feldern, Gärten, Wiesen und Wäldern anrichten, haben sie eine traurige Berühmtheit erreicht. Kahlenstein hat mit großer Belesenheit und Gelehrsamkeit in der „Stettin. entomol. Zeit. 1843" ein Bild von den Zügen und Verwüstungen der Heuschrecken von den ältesten Zeiten an und durch alle Länder geliefert, und verfolgt die Heuschreckenplagen in Deutschland bis zum neunten Jahrhundert zurück. Niemals sahen wir sie indeß bei uns von Westen kommen, sondern immer nur von Osten, und immer ging der Strich ihrer Verbreitung von Ungarn über Polen, Schlesien und Böhmen, oder auch von Oesterreich aus über Süddeutschland, Franken und Sachsen. — Es sind eine Menge Vertilgungsmittel gegen sie in Vorschlag gebracht worden, und durch Zerstören der abgelegten Eier, durch Vernichten der frisch ausgeschlüpften Larven, Vernichtung der Puppen in Raupen-


3 b
5
3 a
1 b
4 b
4 a
1 a
2
1847.

gräben, und Sammeln der ausgebildeten Insekten in Säcken oder auf Laken, sucht man ihrer Vermehrung zu begegnen. Ein Mittel, welches in frühern Zeiten häufig bei der Ankunft großer Heuschreckenzüge angewendet wurde, bestand in Abfeuern von Kanonen und Gewehren, in Anstimmung geräuschvoller Musik, Geschrei u dgl., und man wollte bemerkt haben, daß die Thiere sich wirklich dadurch abschrecken ließen; sie fielen aber dann nachher desto schneller nieder und verwüsteten die Grundstücken der Nachbarn desto ärger, und bei heißer und stiller Witterung lassen sie sich gar nicht dadurch irre machen. Eben so wenig Erfolg hat das Anzünden von Schmauchfeuern, da sich die Heuschrecken dem Qualme bald zu entziehen wissen, und die Feuer doch nicht auf so großen Strecken angezündet werden können, um das Eindringen ganzer Züge zu verhindern.

Die in Deutschland heimischen Heuschrecken und Grashüpfer zerfallen in zwei Abtheilungen, deren erste Gryllus, an Statt der Legeröhre vier Häkchen, die zweite: Locusta, längere Fühler und eine säbelförmige Legeröhre hat.

Zu der ersten gehören: die rothflüglige Heuschrecke, Gryllus stridulus, Fig. 1 a. b., die 1 Zoll lang und ¼ Zoll breit, das Weibchen aber wie bei allen Heuschreckenarten, fast um die Hälfte länger ist. Der Thorax ist einleistig, mit einer Grube; die Flügel beim Weibchen den Hinterleib kaum bedeckend, beim Männchen darüber hinausragend; die Hinterschienen sind an der Basis weißgeringelt; die Hinterflügel gebuchtet, schön zinnoberroth, und nur am Hinterrande mit braunschwarzen gebuchteten Flecken. Die Oberseite ist hellrothbraun oder aschgrau, mit dunklen und hellen Flecken. Man findet sie fast überall in Europa, besonders auf Waldorten, welche noch nicht dicht mit jungen Holzpflanzen bestanden sind, wo sie sich durch ihren laut schwirrenden Flug schon von Weitem verrathen

Die blauflüglige Heuschrecke, Gryllus coerulescens, Fig. 2, ist von ½ — 1 Zoll lang; der Thorax einleistig, ohne Grube; die Hinterflügel sind schwach gebuchtet, grünlichblau, am Hinterrande halbmondförmig schwarz, mit helldurchscheinender Vorderecke; die Vorderflügel mit drei dunklen Querbinden. Wird mit der vorigen zusammen gefunden, ist jedoch seltener.

Die Wander- oder Zug-Heuschrecke, Gryllus migratorius, Fig. 3 a. b., ist 1½ — 2 Zoll lang; der Thorax oben fein, höckerig und runzlich, mit scharfer, dachförmiger Leiste; die Brust stark behaart; die Farben sind sehr veränderlich: der Kopf, der größte Theil des Thorax und die, an der Innenseite fleckigen Hinterschenkel sind größtentheils grün, der übrige Körper und die Oberflügel braungrau, dunkel gefleckt; zuweilen auch das ganze Thier graubraun. Hinterschienen meist rothbraun. Sie ist in Asien und Europa heimisch, und die berüchtigte Art, die einer Landplage gleich, in gewissen Jahren oft ganze Gegenden überzieht. Im Orient und Afrika sind sie eine gewöhnliche Plage, und erscheinen dort viel häufiger als bei uns in Europa. Barrow fand sie am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie eben solche Verheerungen anrichteten, als auf ihren Zügen in Europa. In der Nähe der sogenannten Schneeberge waren die ganzen Ernten von ihnen aufgefressen worden; man sah weder Gras noch Kraut mehr, und die Fläche sah aus wie verbrannt und mit Asche bedeckt. Lichtenstein hat diese Heuschreckenschwärme ebendaselbst beobachtet: Es hatte das Ansehen, als ob eine Schneewolke über den Bergen hing, und in großen Flocken herabfiel. Er ritt die Höhe hinan, und schon hundert Schritt, ehe er den Zug erreichte, hörte er das Rauschen von dem schwirrenden Flug so vieler Millionen dieser Insekten, welches immer zunahm, und endlich dem Rauschen eines Mühlrades gleich kam. Ueber und neben ihm war die ganze Luft mit diesen Thieren erfüllt und fast von ihnen verdunkelt. Der ganze Zug war 2 — 3000 Schritt lang und hundert Schritt breit. Das Gesträuch rund umher war schon völlig kahl gefressen, obschon sie erst seit einer Stunde angekommen waren.

Von der zweiten Abtheilung, Locusta, deren borstenförmigen Fühlhörner sehr lang sind, und deren Füße vier Glieder haben, finden wir in Deutschland:

Die warzenfressende Heuschrecke, Gryllus verrucivorus, Fig. 4 a. b., die 1½—2 Zoll groß wird, und deren Stirn keine Höcker hat; die beim Weibchen etwa bis zur Mitte der Legeröhre reichenden Flügeldecken sind grün, braun gefleckt. Nach Linné sollen die schwedischen Bauern dem Insekt die Warzen an den Händen hinhalten, damit es dieselben durch seinen Biß und den darüber ergossenen Speichel vertilge.

Der grüne Heuhüpfer, Gryllus viridissimus, Fig. 5. ist eine der gemeinsten Arten bei uns; sie singt bis spät in den Herbst Abends in den Bäumen, hat den stärksten Gesang von allen. und wird deßhalb auch häufig in Käfigen gehalten. Sie ist 2 Zoll lang, fast ganz grün, hat an der Stirn einen Höcker, und nur auf dem Scheitel, auf der Mitte des Rumpfes, auf dem Hinterleibe und der Legeröhrespitze schmale, hellbraune Striche. Schädlich hat sich dieses Insekt bis jetzt noch nicht erwiesen, doch ist es sehr gefräßig, und könnte wohl einmal bei ungewöhnlicher Vermehrung den Bäumen nachtheilig werden.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

20. Vom Bauer und Wassermann.

An einem großen See wohnte einmal ein junger Bauersmann in einer niederen Hütte. Diese stand so nahe am See, daß die Wasser beinahe ihre Wände berührten. Ein schöner Lindenbaum wuchs dicht daneben, und bildete mit seinen ungeheuren Aesten ein ordentliches Dach, so daß die Hütte gerade wie in einer Laube stand.

Der junge Bauer war ein sonderbarer, träumerischer Gesell. Anstatt mit den übrigen jungen Bur-

schen in die Schenke zu gehen, und dort zu trinken und zu tanzen, saß er lieber zu Haus und überließ sich seinen Gedanken. Gewöhnlich konnte man ihn an einem Fenster erblicken, welches auf den See hinaus ging und mit wilden Weinreben umrankt war. Dort saß er Stundenlang und starrte auf die glänzende Wasserfläche, dachte an dieses und jenes und wußte oft wohl selbst nicht, worüber er grübelte und wovon er träumte. Vielleicht liebte er den See darum so sehr, weil sein eigener Vater darin ertrunken war.

Wenn das Wetter recht stürmisch war und Gewitter am Himmel standen; wenn der See hohe Wellen schlug und schäumte, wenn die Blitze glänzend durch die schwarzen Wolken fuhren, und der Donner krachend und majestätisch die Luft erschütterte, dann trieb es den jungen Bauer hinaus auf den See, und er bestieg seinen leichten Nachen, um ihn trotz Sturm und Wogendrang durch die Fluthen zu zwängen. So lange das Gewitter dauerte, blieb er auf dem See, und kehrte erst zurück, wenn die Sonne wieder heiter vom heiteren Himmel herablächelte.

Eines Tages, es standen schwere, finstere Wolken am Himmel, der Sturm brauste gewaltig, und die Wellen gingen hoch, da fuhr der junge Bauer wie gewöhnlich auf dem See umher, und schien sich so recht des wilden Unwetters und seines Kampfes mit den empörten Gewässern zu erfreuen.

„Immer tanzt und hüpft und schäumet und drohet mich zu verschlingen, ihr Wogen!“ rief er. „Ich fürchte euch nicht, und mich sollt ihr nicht in euer nasses Grab ziehen, wie meinen Vater!“

So rief er laut, sang mit heller Stimme ein Schifferlied, und blickte so kühn auf die rollenden Wasser, als ob er sich recht von Herzen über ihren Grimm freute. Plötzlich aber schwieg er ganz erschrocken still, und warf einen scheuen Blick seitwärts. Da tauchte aus den Wellen, so oft sie sich senkten, ein Haupt mit einem menschlichen Angesicht hervor. Aber seltsam und wunderbar sah es aus. Ein grünes Hütlein saß auf dem grünen Haar, das straff und lang über die bleiche Stirn und die bleichen Wangen herunterhing. Die grünen Augen zwinkerten auf und zu, und wenn das seltsame Wesen die Lippen verzog, so zeigten sich Zähne, so grün wie die Blätter der Bäume. Der junge Bauersmann entsetzte sich so sehr vor dem Gesichte, daß er ganz stille schwieg und mit Anstrengung aller Kräfte aus der Nähe desselben zu entrinnen versuchte. So gewaltig er aber auch ruderte, das Gesicht blieb ihm immer zur Seite, und wich nicht, und wankte nicht von ihm. Doch lächelte es ihn freundlich an, und sah gar nicht drohend und zornig aus.

„Sag' an, mein Knabe,“ rief es endlich aus den Wellen, „warum fliehst du mich und singst nicht dein Lied? die hellen Klänge haben mich aus meinem krystallenen Palaste gelockt, und nun ich heraufkomme, verstummest du!“

„Weiche von mir, wer du auch seist!“ rief der Jüngling. „Ich kenne dich nicht, und mag mit dir nichts zu schaffen haben.“

„Ei, so lerne mich kennen,“ antwortete das Gesicht. „Glaube nur, ich thue dir nichts zu leide, und wenn du mir hier auf dem Wasser nicht trauest, so will ich am Abende in deine Hütte kommen und mit dir plaudern. Es wird dich nicht gereuen, wenn du mir den Eintritt gestattest.“

„So komm denn, wenn es Abend geworden ist!“ rief der junge Bauer. „In meinen vier Pfählen will ich schon mit dir fertig werden.“

„Warte auf mich!“ erwiederte das Gesicht, nickte dem Jüngling noch einmal freundlich zu, und verschwand sodann in den Wellen. Der Bauersmann kehrte nachdenklich in seine Hütte zurück.

So lange es noch Tag war, traf der Jüngling alle Vorkehrungen zum Empfange seines Gastes. Er stellte ein einfaches Mahl und einen guten Trunk bereit, rückte die Stühle zurecht, putzte seine Stube blank, und setzte sich dann, als Alles fertig war, an sein liebes Fenster, und schaute träumerisch auf die Wellen des See's hinaus.

„Ach!“ seufzte er, „wenn mich doch lieber mein Vater besuchte anstatt des gespenstischen Wassermann's! Aber den werde ich wohl nimmer wiedersehen! Der liegt kühl und tief gebettet auf dem Grunde der Wasser!“

Der Abend kam; es ward dunkel, die Eule schrie draußen im Walde, und der junge Bauer mußte Licht anzünden. Kaum war das geschehen, so pochte es an die Thür und herein trat, ganz wie ein Mensch, der Wassermann. Er war hoch und schlank. Ein grünes Gewand deckte seine Glieder, und sein Gesicht, wenn auch blaß, wie der Kalk an der Wand, war doch wunderschön. Die grünen Augen funkelten klar und hell und sein Mund lächelte freundlich, als er dem Jüngling einen guten Abend bot. Wenn die grünen Haare nicht gewesen wären, hätte man ihn kaum für einen Wassermann angesehen.

Der junge Bauersmann überwand seine Scheu vor der fremden Gestalt und schüttelte ihr treuherzig die Hand.

„Setze dich,“ sagte er. „Auf dem Tische steht, was ich dir in Gastfreundschaft bieten kann. Davon nimm und iß.“

Der Wassermann setzte sich nieder, schüttelte den Kopf, daß die hellen Wassertropfen aus seinem langen Haare sprühten, und antwortete:

„Um des Essens willen bin ich nicht hergekommen. Ich bin aus meinem krystallenen Palaste auf die Oberwelt gestiegen, um mit dir, du freundliches Menschenkind, zu plaudern, und deine süßen Lieder zu hören, die du immer in die stürmischen Wogen hineinsingst. Auf dem Wasser vernehme ich sie nur halb; denn wenn die Wogen rauschen, die Stürme heulen und der Donner rollt, so werden die holden Klänge halb erstickt. Ich bitte dich, singe mir einige von deinen Liedern.“

Der Jüngling griff nach seiner Zitter, entlockte mit

kunstfertiger Hand, den Saiten die holdesten Klänge, und sang mit seiner weichen, sanften Stimme ein schönes, aber trauriges Lied. Der Wassermann hörte ihm aufmerksam zu.

„Ach, das war hübsch!“ sagte er, da der Jüngling verstummte. „Nun laß uns noch ein Stündchen plaudern, und dann singe mir noch ein Lied, aber ein fröhliches. Willst du?“

„Ach die fröhlichen Lieder wollen mir gar nicht mehr vom Herzen gehen, seit mein armer Vater von den Wellen verschlungen ward,“ antwortete der Jüngling traurig. „Weil du aber mein Gast bist, so will ich's versuchen.“

Der Wassermann und der Jüngling plauderten nun mit einander wohl noch eine Stunde lang, und die Zeit verstrich dem Letztern so schnell, daß er gar nicht wußte, wo sie blieb. Auch wurde er ganz vergnügt, denn der Wassermann wußte allerlei so neckische Späße an den Tag zu bringen, daß er recht oft von Herzen lachen mußte. Endlich griff er wieder nach seiner Zitter, und sang ein Lied so fröhlich und heiter und mit so heller Stimme, daß sein Gast vor Freuden ordentlich den Takt dazu schlug.

„Nun ist's genug,“ sagte dieser, als der Jüngling seinen Gesang beendigt hatte. „Du hast mir eine vergnügte Stunde gemacht und ich danke dir dafür. Nimm diese Perle! Sie ist von unschätzbarem Werthe und sei dein Lohn. Morgen siehst du mich wieder. Gute Nacht!“

Bei den letzten Worten stand der Wassermann auf, ließ die Perle auf einen Teller gleiten, schüttelte dem Jünglinge die Hand und eilte hinaus. Der junge Bauer hörte ein leises Plätschern, und dann war Alles still. Seltsam aufgeregt warf er sich auf sein ärmliches Lager.

Wochenlang besuchte der Wassermann allabendlich den Jüngling, und schenkte ihm jedesmal beim Abschiede eine Perle. Einst aber sagte er:

„Ich bin nun so oft zu dir gekommen, daß auch du einmal mein Gast sein könntest. Steige hinab in meinen krystallenen Palast und besuche mich!“

„Wie soll ich zu deinem Palaste gelangen, ohne zu ertrinken?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Nimm diese Fischflosse und verwahre sie auf deiner Brust,“ antwortete der Wassermann. „Sobald du sie bei dir trägst, kannst du durch das Wasser gehen, ohne daß ein Haar auf deinem Haupte genäßt wird.“

Der Jüngling nahm die Flosse und versprach dem Wassermann, ihn am nächsten Tage zu besuchen.

Und als nun der Abend des nächsten Tages herandämmerte, verließ er seine Hütte und ging kecklich in das Wasser hinein. Da wich es auf beiden Seiten auseinander und er konnte trockenen Fußes hindurchschreiten. Nach einem Gange von einer Viertelstunde kam er an den krystallenen Palast des Wassermanns, und wunderte sich, daß da Alles aussah, wie bei einem prächtigen Schlosse auf Erden. Nur waren Wände, Dach und Thüren aus Krystall und ganz durchsichtig.

An dem hohen gewölbten Thore empfing der Wassermann den Jüngling, nahm ihn bei der Hand und führte ihn lächelnd in seine prächtige Behausung. Er führte ihn von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer, und eines war immer schöner als das andere. An den Wänden hingen prächtige Spiegel und standen herrliche Geräthschaften, Sopha's, Tische, Stühle, Schränke und dergleichen mehr. Aber Alles war von Krystall wie der ganze Palast und unterschied sich von demselben nur durch allerlei Zierrath von Perlen und Diamanten.

„Gefällt dir es hier?“ fragte der Wassermann, freundlich.

„Ei, ganz wunderschön ist es in deinem Palaste,“ erwiederte der Jüngling. „Solchen Glanz und solche Herrlichkeit hätte ich mir niemals träumen lassen.“

„Nun, so bleibe hier und bewohne mit mir den Palast,“ sagte der Wassermann. „Alles was du siehst, soll dir gehören wie mir, und du sollst damit schalten und walten können wie ich selbst. Nur darfst du mich niemals wieder verlassen, und mußt mir von Zeit zu Zeit deine wunderschönen Lieder singen!“

„Ich dürfte dann nicht wieder auf die Erde zurück?“ fragte der Jüngling.

„Nein, nicht, so lange du lebst,“ antwortete der Wassermann.

Da schüttelte der Jüngling das Haupt, und obwohl ihm anfänglich der Vorschlag des Wassermannes gar nicht übel behagt hatte, so wollte er jetzo doch nichts mehr davon hören. Am liebsten wäre er gleich wieder auf die Oberwelt zurückgekehrt, und empfand ein ordentliches Grauen und Frösteln vor den glatten, durchsichtigen Wänden des Palastes und vor all' dem Geräth, das so prächtig, aber auch so farbelos aussah. Wohl war es schön da unten, aber auf der Erde war es doch noch viel tausendmal schöner. Da lachte die Sonne vom blauen Himmel nieder, da grünten die Bäume des Waldes, da sangen die Vögelein in den Zweigen, die Lerchen in den Lüften, da blüheten duftige Blumen; aber hier unten, ach, da war Alles so todtenstill und dämmerig und so schauerlich kühl. Nein, da konnte es einem lebendigen Menschenkinde nimmermehr auf die Dauer gefallen.

„Ich will doch lieber auf Erden bleiben,“ sagte der junge Bauersmann. „Aber wenn du es wünschest, besuche ich dich so oft du magst, und will dir auch gern meine besten Lieder singen. Nur für immer könnte ich nicht hier bleiben.“

„Wie du willst,“ sagte der Wassermann; „ich will dich zu nichts zwingen oder überreden. Aber komm obenhin in den Saal, dort wollen wir fröhlich sein!“

Der Wassermann ging voraus, und der Jüngling folgte. Sie schritten durch ein kleines Gemach, in welchem viele irdene Töpfe umgekehrt, die Oeffnung nach unten, auf dem krystallenen Fußboden standen.

„Was ist das?“ fragte der junge Bauer. „Was machst du mit den neuen Töpfen, die hier stehen?“

„In denen stecken die Seelen der Ertrunkenen,“ erwiederte der Wassermann. „Ich habe sie gefangen.

Die Seele deines Vaters ist auch dabei, und drüben in einem großen Saale liegt der Körper, der dazu gehört."

Dem Jüngling schoß all sein Blut in die Wangen, als er dieß hörte.

„Ich bitte dich, gib mir den Körper und die Seele zurück, Wassermann!" rief er aus.

„Das darf ich nicht!" erwiederte dieser. „Der Leib wird von den Nixen bewacht, denen ich mich nicht nähern darf."

„So will ich hin, und meinen Vater holen!" sagte der junge Bauersmann entschlossen. „Ich fürchte mich vor den Nixen nicht."

„Siehe zu, ob es dir gelingen mag," erwiederte der Wassermann lächelnd. So weit meine Macht reicht, will ich dir helfen. Nimm diese Fischschuppe! Sie macht dich unsichtbar. Wenn du in den Saal gelangst und den Körper deines Vaters rauben kannst, ehe die Nixen dich daran hindern, so will ich dir auch deines Vaters Seele wieder geben."

Der Jüngling nahm die Schuppe in Empfang, verbarg sie neben der Flosse auf seiner Brust, und folgte dem Wassermann nach, der ihn bis dicht an den Saal führte, wo die Nixen wohnten.

„Jetzt sieh' dich um," sprach er, vor der Thür stehen bleibend. „Wenn du deinen Vater siehst, so mußt du an seine Seite schleichen und einen günstigen Augenblick abwarten. Hast du ihn erst aus der Thüre getragen, so haben die Nixen keine Macht mehr über ihn. Aber nimm dich in Acht, sie sind wachsam."

Der Jüngling dachte, er wolle seine Sache schon gut machen, und trat in den Saal. Da lagen in langen Reihen die Körper der Ertrunkenen, und sahen alle aus wie lebendig, nur daß ihnen die Röthe der Wangen und Lippen fehlte. Nicht weit von der Thür aber lag der Körper, welchen der junge Bauersmann suchte. Er ging dicht neben ihn, umschlang ihn unsichtbar mit seinen Armen, und erwartete nun, wie der Wassermann befohlen hatte, einen günstigen Augenblick zur Flucht. Aber er wartete lange. Die Nixen, wohl hundert an der Zahl, saßen still und unbeweglich neben den Körpern und bewachten sie mit der unwandelbarsten Aufmerksamkeit. Dabei war Alles todtenstill im Saale, und nur zuweilen schwirrte ein heller Klang hindurch, wenn eine Welle gegen die krystallenen Wände schlug oder ein großer Fisch sie mit seinen Flossen berührte.

„Was sollst du beginnen?" dachte der Jüngling. „Du kannst hier sitzen Jahr und Tag, und keine der Nixen weicht von ihrem Platze."

Da gedachte er ihre Wachsamkeit durch eine List zu täuschen, und ging hin bis zum äußersten Winkel des Saales. Hier kauerte er sich nieder, und hub leise an ein Lied zu singen, so schön er nur immer konnte. Als die Nixen die süßen Klänge vernahmen, horchten sie hoch auf, und richteten ihre grünglänzenden Augen nach der Stelle, von welcher uns die Töne erschallten. Da sie nichts sahen, standen sie auf, schwebten näher und näher, und vergaßen über das schöne Lied all ihre Wachsamkeit. Plötzlich sprang der Jüngling auf, schlüpfte unsichtbar an den Nixen vorbei, ergriff den Körper seines Vaters mit starkem Arme, und stürzte so schnell er konnte der Thüre zu. Schon hatte er sie erreicht, und keine von den Nixen hatte den Raub bemerkt. Jetzt aber wendeten sie sich um, und schrieen Alle laut auf. Schneller wie ein Gedanke eilten sie auf den Jüngling zu, um ihm seine Beute zu entreißen. Der aber war schon aus dem Saale hinaus, und die Nixen vermogten ihm nichts mehr anzuhaben. Nur die Zehe von des Ertrunkenen Füße ergriff die Eine, vermogte sie aber nicht festzuhalten. Triumphirend brachte der Jüngling den Körper seines Vaters zum Wassermann, der sich höchlich über das Glück seines Freundes freute.

„Das hast du gut gemacht," sagte er lächelnd. „Nun komm, damit ich dem leblosen Körper die Seele wieder geben kann."

Sie gingen beide in das kleine Gemach zurück, wo die irdenen Töpfe standen. Der Wassermann ergriff den Einen, und deckte ihn auf, die Seele schlüpfte heraus und flink in ihre frühere Behausung wieder hinein. Da war der Vater lebendig, und schaute mit hellen Augen verwundert umher. Der Jüngling aber fiel ihm um den Hals und herzte und küßte ihn.

Viele Wochen blieben Vater und Sohn bei dem Wassermann, und als sie ihn endlich verließen, gab ihnen derselbe ein ganzes Säcklein voll Perlen, und gebot ihnen, sich dafür Ländereien zu kaufen und ein schönes Schloß zu erbauen.

Also geschah es. Am Ufer des See's erhob sich nach Jahr und Tag ein herrlicher Palast, in welchem der junge Bauersmann und sein Vater noch lange Jahre glücklich bei einander lebten. Der Wassermann besuchte sie oft, und wenn er kam, sang ihm der Jüngling aus Dankbarkeit seine schönsten Lieder.

21. Der Nix und die kluge Frau.

In Halle an der Saale, wohnte vor Zeiten einmal eine gute mildherzige Frau. Die verstand sich gut auf allerlei Kräuter und Arzneimittel, und wenn ein Kranker sich gar nicht mehr zu helfen wußte, so schickte er zu der Frau und bat sie um ein Heilmittel, was ihm auch gewöhnlich half und die Krankheit verjagte. In Halle wurde die Frau darum die kluge Frau genannt.

Eines Nachts klopfte es von außen an ihre Thüre, und als sie aufmachte, vernahm sie eine flehende Stimme, die mit den besten Worten ihre Hilfe anrief. Die gute Frau, welche allen Nothleidenden gerne Hilfe brachte, stand sogleich auf, warf ihr Gewand über, zündete ein Licht an, öffnete ihre Thür, und sagte dem draußen Stehenden, er möge nur herein kommen und mit kurzen Worten sein Begehren aussprechen.

Der Fremde kam herein, und da die Frau ihn sah, entsetzte sie sich fast vor ihm. Er war häßlich und klein, und von seinen langen Haaren tropfte das Wasser auf die Dielen nieder. Das kleine Männlein aber warf sich zu ihren Füßen, und bat sie flehendlich, ihm zu seiner Frau zu folgen, welche in schwerer Krankheit darnieder läge.

Obgleich die gute Frau sich vor dem Manne fürchtete, beschloß sie doch, ihm zu folgen, und befahl ihm, voran zu gehen. Dann steckte sie einige ihrer besten Heilmittel zu sich und ging rasch hinter dem Manne her.

Dieser führte sie hinaus durch ein offenes Thor an die Saale, schlug mit einem Stäbchen auf die Wellen, die sich alsbald auseinander thaten, und schritt voraus in das Bett der Saale hinunter. Die Frau aber blieb zagend am Ufer stehen.

„Warum folgst du nicht, Weib?“ schrie jetzt das Männlein mit furchtbarer Stimme. „Jetzt darfst du nicht mehr zurück, und wenn du nicht gehorsam bist, so drehe ich dir auf der Stelle den Hals um.“

Die Frau überwand ihre Furcht, dachte daran, daß sie ja überall in Gottes Hand stehe, und schritt nun entschlossen hinter dem Männlein her. Dieses führte sie bis auf den Grund der Saale, schlug hier noch einmal mit seinem Stäbchen auf den Boden, und spaltete dadurch den Grund. Ein enger Gang zeigte sich, und bald darauf erblickte die gute Frau einen schönen Palast, in welchem ein schwer krankes Weiblein lag. Dem gab sie von ihrer Arznei, und es wurde gleich darauf gesund. Der Mann aber war mittlerweile hinaus gegangen.

„Ach,“ sagte das Weiblein, und schaute die kluge Frau, welche ihr so schnell geholfen hatte, mitleidig an, — „ach, wie jammert es mich, daß du nun zum Lohn für deine Güte ewiglich hier unten bleiben sollst!“

„Wie, ich darf nicht wieder an das Tageslicht?“ rief die kluge Frau erschrocken aus. „Das wäre ja schlimmer, als den Tod erleiden! Gibt es denn gar kein Mittel, mich zu erlösen.“ „O ja, es gibt wohl eins, und wenn du es befolgst, liebe Frau, so kann dir mein Mann, der Nix, nichts Böses zufügen,“ sprach das Weiblein.

„So sage es mir, ich bitte dich um Gotteswillen!“ rief die Frau.

„Ich will es dir sagen, höre nur achtsam zu;“ sprach das Weiblein. „Mein Mann wird sogleich kommen, dir eine ganze Mulde voll Dukaten vorsetzen und dir sagen, du sollst davon so viel nehmen, wie dir gefiele. Da hüte dich denn wohl, das Gold anzugreifen. Wenn du Etwas nimmst, auch nur ein einziges Stück, so bist du dem Nix verfallen und gehörst ihm mit Haut und Haar. Dann, wenn du aus dem Schloße kommst, und gehst auf dem Pfade entlang, der nach oben führt, so wirst du ein Kräutlein an der Erde wachsen sehen. Darnach bücke dich, und pflücke eine Hand voll ab. Hast du das Kräutlein, so halt es fest und laß es nicht fahren, bis du zu Hause angelangt bist. Das Kräutlein wehrt der Macht des Nixen, und er kann dir nichts anhaben, so lange du es behältst.“

Die Frau versprach, Alles genau zu befolgen. Und als der Nix hereintrat, mit einer ganzen Mulde voll neugeprägter Dukaten, und sagte: „Da, Frau, nimm so viel du magst,“ da antwortete sie: „Ich danke schön! Was ich gethan habe, that ich um Gottes willen, und begehre keinen Lohn dafür.“

Da verdrehte der Nix gräulich seine wasserblauen Augen, schüttelte sein nasses Haar und sagte grimmig: „Also zu sprechen hat dir mein Weib gerathen, mit deren Kalbe du pflügst. Aber komm nur, ich fasse dich doch schon noch!“

Ohne sich weiter um sein Weiblein zu kümmern, schritt der Nix voran, ging aus dem Palaste hinaus, und führte die gute Frau in den Gang, welcher wieder auf die Oberwelt führte. Die Frau hielt ihre Augen offen und blickte fleißig zu Boden. Und als sie das Kräutlein an der Erde sah, so bückte sie sich schnell und pflückte eine ganze Hand voll davon ab. Es war ein hellgrünes Kräutlein mit brennend rothen Blüthchen und kleinen goldgelben Samenkapseln. Während sie noch das Kräutlein beschaute, kamen sie schon wieder am Ufer der Saale an, und hier zog der Nix ein langes Messer aus der Tasche um die gute Frau zu schlachten. Diese aber hielt ihm furchtlos die Hand mit dem Kraut entgegen, und da er dieses erblickte, da wich er drei Schritte weit zurück, warf abermals einen gräulichen Blick aus seinen wasserblauen Augen auf sie, und sagte grimmig: „Das hat dir Gott gerathen, daß du die Kräuter gepflückt hast. Wäre es dir nicht gesagt oder hättest du es vergessen, dich darnach zu bücken, so wäre dein letztes Brod gebacken gewesen. So aber magst du nur hingehen.“

„Ja, das will ich,“ antwortete die Frau; „aber noch einmal zu dir kommen, das will ich nicht! Laß dich nur noch einmal vor meinem Hause blicken, du böser Nix! Du magst lange klopfen, bis ich dich herein lasse, undankbarer Gesell!“

Der Nix lachte höhnisch auf und eilte durch den Gang in seinen Palast zurück. Hinter ihm fuhr die Erde geräuschvoll zusammen, die Wellen der Saale vermischten sich wieder, und man konnte keine Spur mehr, weder von dem Nix noch von seinem Palaste entdecken. Die gute Frau kehrte kopfschüttelnd nach Halle zurück. Als sie ihre Hausthür öffnete, schlug es gerade drei Uhr von dem hohen Marktthurme.

„Nein, zu solchem Gesindel kriegt mich kein Mensch wieder,“ murmelte sie, während sie das Bündel Kräutlein auf den Tisch warf, und sich dann hurtig zu Bette legte. „Solche Nixen sind ja noch schlimmer wie Heiden! Kommt mir nur noch ein Mal, ihr Burschen! Ich will Euch auf den Trapp bringen!“

Gleich darauf schlief sie ein und erwachte erst spät, am Morgen. Ihr erster Blick fiel auf die Kräuter die noch auf dem Tische lagen, und ihr die ganze nächtliche Begebenheit in's Gedächtniß zurückriefen. Neugierig betrachtete sie das Gewächs. Noch niemals hatte sie es auf Erden gesehen; und da sie von einigen Pflanzen die Würzelchen mit ausgerissen hatte, so beschloß sie einen Versuch zu machen, das Kraut zu erhalten. Sie pflanzte die Wurzeln in ein Töpfchen mit Erde, und sah zu ihrer Freude, daß sie fröhlich gediehen, und zu einem ordentlichen kleinen Strauche heranwuchsen. Der Strauch blühete und setzte Früchte an. Als die Früchte reif waren, stieß die Frau einst ganz zufällig an den Topf, und auf einmal fielen alle die Samenkapseln auf die Erde und klangen, wie Stückchen Metall. Verwundert hob die Frau sie auf. Als sie dieselben näher betrachtete, so fand sie, daß es lauter wirkliche Goldkügelchen waren, und vermuthete nun, des Nixen Weiblein hätte ihr aus Dankbarkeit das Kräutlein zugewiesen. Alle Jahre wiederholte sich dieß Spiel, und die gute Frau sammelte große Schätze. Nicht aber für sich, sondern für die Armen und Nothleidenden, welche jederzeit sehr reichlich von ihr unter-

stützt wurden. Als sie endlich starb, folgte ihr der Segen Aller, denen sie wohlgethan hatte. Das Kräutlein aber ging verloren. Ihr Erbe sah den Topf und den kleinen Strauch, und hielt ihn für nichts als Unkraut. Er riß Alles heraus und warf es auf den Düngerhaufen, wo es verfaulte. Wenn er gewußt hätte, welche gute Eigenschaft das Kräutlein besaß, er würde es wohl sorglicher gepflegt haben.

22. Von den Studenten und dem Kobold.

Es waren einmal zwei Studenten, die machten eine Fußreise in das Gebirge. Sie waren alle Beide muntere und lustige Gesellen, die da vor nichts Angst und Bangen hatten, selbst nicht einmal vor dem lebendigen Gottseibeiuns.

Eines Tages gingen sie auf ein Dorf zu, welches mitten im Gebirge drinnen lag. Sie gingen rasch vorwärts; aber da ihnen der Weg nicht ganz genau bekannt und beschrieben war, so kamen sie vom rechten Pfade ab, und liefen endlich kreuz und quer in der Wildniß herum. Endlich dämmerte der Abend schon, schwere Regenwolken zogen am Himmel auf, und noch immer hatten die Beiden kein Obdach gefunden.

„Bruder," sagte da endlich der Eine zu dem Anderen, „Bruder, in das Dorf finden wir uns nun heute nicht mehr, das ist einmal ganz gewiß und ausgemacht. Also laß uns klug sein und schauen, ob wir nicht anderswo ein Unterkommen entdecken mögen."

„Ei, mir ist's schon recht," erwiederte der Andere. „Die Regenwolken da gefallen mir gar nicht, und hungrig und durstig bin ich auch. Ich will auf einen Baum steigen und mich umsehen nah und fern. Auf das nächste Obdach, so in unserem Wege liegt, steuern wir los."

Gesagt, gethan. Wie ein Eichhörnchen kletterte der flinke Student auf eine hohe Eiche hinauf, und sah in weiter Ferne das rothe Dach eines Hauses aus den grünen Blättern hervorschimmern.

„Nun müssen wir die Sonne rechts liegen lassen, und immer geradeaus fortgehen, dann kommen wir unter Dach und Fach!" rief er seinem Freunde zu. Dann stieg er wieder vom Baume herunter, und die Beiden machten sich in der bezeichneten Richtung eiligst auf den Weg.

Schon wurde es ganz dunkel und es fielen schwere Regentropfen, da hörten die Studenten ein lautes Klappern durch den Wald erschallen, und riefen jauchzend: „Eine Mühle! Eine Mühle!" Neue Kraft und neues Leben fuhr in sie, und nach weniger als fünf Minuten standen sie vor der Mühle, die so recht einsam mitten im Walde lag. Die Thür war bereits verschlossen, und eine ganze Weile mußten die beiden ermüdeten Studenten klopfen, ehe ihnen aufgethan ward. Endlich schaute aus der Bodenluke oben, des Müllers Zipfelmütze heraus, und sein breites weiß gestäubtes Gesicht kam hinter her.

„Wer klopft, und lärmt, und handthiert da unten?" fragte er. „Ist es auch in Ordnung, daß ehrsame Müllersleute bei Nacht und Nebel aus dem Schlafe geweckt werden?"

„Ach, mein guter Meister Müller," riefen die draußen kläglich, „wir sind ein paar verirrte Studenten, die bei dem schweren Unwetter, das eben heraufzieht, ein schützendes Obdach suchen. Steigt herab von Eurer Höhe, öffnet das Pförtlein und laßt uns ein."

Der Müller brummte und schalt in den Bart; da aber eben ein recht greller schwefelgelber Blitz am Himmel hinfuhr, so mogte er es doch wohl für sündlich halten, die verirrten Leute ohne Barmherzigkeit von seiner Thüre zu weisen, und kam mit seinen schweren Holzpantoffeln die Treppe herunter getappt. Hurtig öffnete er die Thür, ließ die Studenten herein und führte sie in die Stube. Kaum waren sie drin, so brach das Unwetter, welches bisher nur gedroht hatte, mit dem größesten Ungestüm los, und die Donner rollten so gewaltig, der Regen fiel in solchen Strömen, daß die Studenten Gott dankten, noch zu rechter Zeit ein Unterkommen gefunden zu haben.

„Nun, Freund Müller," sagte der eine von ihnen, ein kecker Bursch, Hans geheißen, „nun, Freund Müller," schafft Essen und Trinken herbei, und erquickt uns abgemattete Wandersleute. Von meinem Hunger und Durst habt ihr gar keine Idee!"

„Ich bin kein Wirth und Herbergsvater," erwiederte der Müller brummig. „Wenn Ihr essen und trinken wolltet, müßtet Ihr in ein Gasthaus gehen. Da steht die Bank, auf die könnt Ihr Euch legen und schlafen. Das Lager ist zwar hart, aber besser ist's doch, als ein Bett von Waldmoos draußen im Freien, wo der Sturm die Kronen der Bäume schüttelt und der Regen die Wäsche einweicht.

„Aber, Mensch, ich will ja Alles bezahlen, was Ihr uns gebt!" rief Hans ein wenig barsch und ungeduldig. „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß wir mit knurrendem Magen unsere Augen schließen." „Was Knurren und Augenschließen!" rief der Müller. „Wenn's Euch bei mir nicht gefällt, so schert Euch zum Henker! Ich habe weder Bier noch Brod für Euch im Hause, und wenn Ihr es mit Gold und Silber aufwiegen wolltet!"

„Ihr lügt! schrie Hans ärgerlich. „Dort auf dem Tische steht eine ganze Schüssel mit Speise, und ein Krug Bier steht dabei, der nicht schlecht ist. Ich bitte Euch, laßt uns nicht verschmachten, Freund Müller!"

„Das, was Ihr da seht, gehört meinem Hausgeiste, dem Kobold, und wenn Ihr Euer Leben lieb habt, so rath' ich Euch, Alles unberührt stehen zu lassen. Legt Euch still und geduldig auf's Ohr, und es wird Euch kein Leides geschehen. Wenn's aber ja über Nacht Lärm geben sollte, so denkt nur, der Kobold wirthschaftet im Hause herum, und schlaft ruhig weiter. Morgen früh will ich Euch geben, was Ihr verlangt; heut' Abend geht's aber nicht mehr. Und damit Basta und gute Nacht!"

Ohne noch ferner auf das Brummen und Schelten der beiden hungrigen Studenten zu hören, ging er zur Stube hinaus, und schloß hinter sich zu. Die Studenten aber, da sie sahen, daß all' ihr Lamentiren nichts half, streckten sich auf der langen Bank aus, legten ihr

Ohr auf das harte Lager, machten ihre Augen zu und versuchten einzuschlafen. Aber der Hunger, welcher an ihren Eingeweiden nagte, gab es nicht zu.

„Höre, Bruder," sagte Hans endlich zu seinem Freunde Stephan, „ich halt es nicht länger aus. Was der verrückte Müller da von einem Kobolde geschwatzt hat, ist doch weiter nichts, wie lauter dummes Zeug, und es soll mich nicht abhalten, meinen Hunger zu stillen und meinen Durst zu löschen. Ich mache mich über die Schüssel und den Krug her!"

„Thu's nicht!" antwortete der Andere. „Der Müller scheint mir keinen Spaß zu verstehen, und mag der Kobold kommen oder nicht, ich rathe dir, auszuhalten bis morgen früh!"

„Nein, das geht nicht an," erwiederte Hans, indem er aufstand und im Finstern nach der Schüssel suchte. „Noth kennt kein Gebot, und wenn der Müller morgen grob gegen uns ist, so gerben wir ihm ein Bischen das Fell und gehen dann unserer Wege."

Vergebens stellte ihm Stephan vor, daß er unrecht thäte; Hans hörte kaum darnach hin. Als er die Schüssel gefunden hatte, machte er sich rüstig darüber her, fand sie mit wohlgeschmelztem Gemüse angefüllt, und leerte sie aus, beinahe bis auf den Grund. Dann trank er einen tüchtigen Zug Bier aus dem Kruge, schmatzte vor Vergnügen, daß es ihm so herrlich geschmeckt hatte, und suchte dann sein hartes Lager wieder auf.

Nun, da er satt war, schlief er bald ein, wachte aber auch bald wieder auf. Das Gemüse war scharf gesalzen und hatte seinen Durst wieder rege gemacht.

„Ei, es ist ja noch die Hälfte von dem Biere im Kruge," dachte er, und stand auf, um den Rest auszutrinken. Er trank und trank, und that einen guten Zug, was man so einen Pommerschen Zug nennt. Als er den Krug wieder hinsetzte, war nur noch die Neige darin geblieben.

„An der mag sich der Kobold ergötzen, wenn er Lust hat," sagte Hans lachend. „Mir aber gesegne der Himmel Speise und Trank, und lasse mir Beides so wohl bekommen, wie es mir geschmeckt hat." Hierauf warf er sich von Neuem auf sein Lager, und schnarchte nach fünf Minuten so herzhaft, als ob er seit fünf Tagen und Nächten kein Auge zugethan hätte.

Bis um Mitternacht hin war nun in der Mühle Alles still, bis auf den Lärmen, so des Studenten Schnarchen verursachte. Sobald aber die Mitternacht da war, kam unter gewaltigem Spektakel der Kobold in die Stube hereingefahren. Die Studenten erwachten sogleich mit großem Schrecken, und starrten verwundert das Männchen an. Es hatte ein Licht in der Hand, bei dessen Scheine sie es recht genau sehen konnten, und da sahen sie denn, daß der Kobold nicht größer war als wie ein dreijähriges Kind. Nur war er viel breiter in den Schultern und hatte lange Arme, die beinahe bis an die Erde reichten. Er trug ein buntes Röcklein, und hölzerne Schuhe, die tüchtig auf den Dielen klapperten. Dazu hielt er einen Besen und ein großes Wischtuch in der Hand, um damit die Stube zu fegen und die Tische und Bänke nachher vom Staube zu säubern. Die Studenten hätten sich wohl kaum vor ihm gefürchtet, wenn er nicht ein so erschrecklich häßliches Gesicht und einen so mächtig großen Kopf gehabt hätte. Der Kopf war schier eben so lang und dick, wie der übrige Leib, und seine Nase übertraf an Umfang Alles, was die Studenten jemals von einer Nase gesehen hatten. Sie war eine Spanne lang und wohl drei Zoll dick, sah ganz kirschbraun und blau angelaufen aus, hing bis über das Kinn herunter, und wackelte bei jeder Bewegung des Männleins hin und her, wie ein Fähnlein. Ueber dieser gewaltigen Nase blitzten ein paar kleine grüne Aeuglein, und unter derselben breitete sich der Mund aus, genau von einem Ohre bis zum andern. Ein schönes Kerlchen war es, der Kobold!

Als der kleine Unhold ein paar Mal die Stube auf und ab, und hin und her gefegt war, setzte er endlich sein Licht auf den Tisch, griff nach der Schüssel, setzte sich daneben und langte einen Löffel aus seiner Tasche, um seine Mahlzeit zu beginnen. Aergerlich aber schob er die Schüssel, da er gewahr wurde, daß sie leer sei, wieder auf die Seite, und schlug auf den Tisch, daß es ordentlich krachte. Dem kecken Studenten, der das Gemüse aufgegessen hatte, wurde gar nicht wohl dabei. Der Kobold griff nun nach dem Kruge, klappte ein paar Mal mit lautem Geräusch den Deckel auf und zu, schnalzte mit den breiten rothen Lippen, und setzte den Krug endlich an den Mund. Als er aber merkte, daß nichts darinnen war, klappte er ihn heftig wieder zu, stampfte ihn hart auf den Tisch und murmelte.

„Ist ein Spitzbube über meine Schüssel gegangen und hat mein Krüglein ausgeleert. Will ihn aber schon kriegen! Will ihn schon fangen! Soll's bereuen, der Spitzbube der!"

Hierauf sprang er von seinem Sitze hurtig und ärgerlich in die Höhe, griff nach seinem Besen und kehrte die Stube rein. Aber er that es so hastig, daß eine mächtige Staubwolke aufwirbelte, welche den Studenten beinahe den Athem versagte. Nachdem der Kobold dieß Geschäft beendigt hatte, rutschte er noch einmal hin an den Tisch und schaute in Krug und Schüssel hinein, um zu sehen, ob vielleicht mittlerweile beides wieder gefüllt sei. Aber da er sah, daß Krug und Schüssel noch immer leer waren, stampfte er zornig auf den Boden, und fing sein Geschäft von Neuem an.

Mittlerweile hatte der Staub sich gesetzt, und lag fein und dicht auf den Tischen und Bänken. Der Kobold ergriff sein Tuch, wischte Alles säuberlich ab, erst den Tisch oben und dann auch die Füße, wusch und scheuerte die Flecken weg, und kam endlich auch an die Bank, wo die beiden Studenten lagen und kein Glied rührten. Er blickte sie an, und lächelte recht höhnisch. Dann kroch er unter die Bank, putzte daselbst den Boden rein, und blickte dann wieder die Studenten an. Endlich fuhr er mit leichter Hand über den Stephan hinweg, der weder die Schüssel noch den Krug angerührt hatte, und streichelte sanft seine Wange und sein

langes glattes Haar. Dann aber kam er an Hans, den Bier- und Gemüsedieb. Den zerrte er an den Haaren, daß er vor Schmerz beinahe laut aufgeschrien hätte, und hierauf packte er ihn bei einem Bein, riß ihn von der Bank herunter, gab ihm einige tüchtige Püffe und schleppte ihn endlich mehrere Male im Zimmer umher. Zuletzt ließ er ihn mitten im Gemach auf den blanken Dielen liegen, stieß ihn noch einmal mit der Faust so hart in die Seite, daß noch nach acht Tagen die blauen und gelben Flecken zu sehen waren, und schlüpfte darauf hurtig hinter den Ofen, wo er den gebudelten Bruder Studio tüchtig auslachte.

„Etsch! Etsch! Etsch!“ rief er und schabte Rübchen mit dem Finger. „Etsch, iß mir noch 'Mal mein Gemüslein auf und trinke mein Krüglein aus! Wird dir wohl bekommen, und bringt dir Püffe und Hohn ein! Etsch! Etsch!

Der Student war vor Angst halbtodt und die Püffe schmerzten ihn dermaßen, daß er wimmerte. Nach einiger Zeit erholte er sich aber wieder ein wenig, und kroch auf die Bank zurück, wo er sich stöhnend niederlegte.

Eine Weile blieb der Kobold ruhig, und die Studenten glaubten schon, er habe sie vergessen, und sei davon gegangen. Aber plötzlich raschelte es wieder hinter dem Ofen, und kichernd kam der Kobold hervorgetappt. Er fegte noch einmal Alles sauber, wischte wie vorhin die Tische und Bänke ab, und packt darauf, nachdem er den Stephan sänftiglich gestreichelt hatte, den Hans, zog ihn von der Bank herab, gab ihm verschiedene derbe Püffe, schleppte ihn in der Stube umher, und versteckte sich endlich hinter den Ofen. Alles ging zu, wie beim ersten Mal, und hatte der Student vorhin gestöhnt, so stöhnte er jetzt wohl noch mehr. Der Kobold aber fing an zu lachen und rief höhnisch:

„Etsch! Etsch! Nun iß mir noch einmal mein Gemüslein auf und trinke mein Krüglein aus! Ich will es dir schon gesegnen, aber anders, als du denkst! Etsch! Etsch!“

War dem Student vorher angst gewesen, so wurde er jetzt desperat und ärgerlich.

„Du höllischer Kobold!“ rief er wüthend, „wenn du mich jetzt nicht in Frieden läßest und noch einmal hinter dem Ofenloche hervorkommst, so haue ich dich mit meinem Schläger in millionen Kochstücken!

„Schlag zu, schlag zu!“ antwortete der Kobold und lachte. „Wenn du mich triffst will ich dir nichts mehr thun!“

Der Student, so jämmerlich zerpufft und zerschlagen er auch war, raffte sich doch wieder auf und streckte sich auf die Bank aus. Doch stöhnte er gräulich und machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er Gemüse und Bier nicht ruhig habe stehen lassen. „Aber nun wird es ja genug sein!“ dachte er. „Der abscheuliche Kobold wird dich ja endlich in Ruhe lassen!“

Der Kobold ließ ihm auch Ruhe, bis er wieder eingeschlafen war. Da aber schlich er sachte hinter dem Ofen vor und gab dem Studenten eine so gewaltige Backpfeife, daß dem alsbald die Haare zu Berge standen. Ganz wüthend sprang er in die Höhe, griff nach seinem Schläger und hieb nun zornig, wie toll und blind, auf den Kobold los. Wenn er aber meinte, ihn getroffen und von oben bis unten gespalten zu haben, so saß der flinke Hausgeist auf einmal in einem Winkel des Zimmers, oder auf dem Tische, oder einem Schranke, und grinste ihn höhnisch an, indem er rief:

„Etsch! Etsch! Triff mich doch, wenn du kannst! Triff mich doch! Aber du bist viel zu dumm, und ich bin viel zu flink, du triffst mich im Leben nicht! Etsch! Etsch!“

Und wenn nun Hans wüthend auf ihn losstürzte und zuschlug, so war der Kobald wie ein Wetter fort, und lachte aus einer andern Ecke, und rief Etsch! Etsch! und war bald hier, bald da, bald oben, bald unten, machte die wunderlichsten Sprünge, schlüpfte dem Studenten immer unter den Händen fort, und lachte ihn dermaßen aus, daß er sich vor Ingrimm und Wuth kaum zu fassen wußte.

Die wilde Jagd dauerte wohl eine Stunde lang. Da war der Student ganz schachmatt, konnte den Arm kaum mehr heben, hatte keinen Athem mehr, und sank erschöpft auf die Bank nieder.

„Ich sehe wohl, ich kann dich nicht fangen, du höllischer Kobold!“ rief er keuchend aus. „Aber hüte dich, damit du mir nicht zu nahe kommst!“

Der Kobold lachte noch lauter und spöttischer, als vorher, rief noch einmal: „Etsch! Etsch! Iß mir mein Gemüslein und leere meinen Krug,“ und war dann auf einmal verschwunden. Es wurde ruhig im Zimmer; die Studenten schliefen ein, schliefen bis an den hellen Morgen und wurden nicht wieder gestört. Als sie aufwachten, kam ihnen Alles wie ein Traum vor. Hans aber wußte wohl, daß er nicht blos geträumt hatte, denn die Püffe des Kobolds schmerzten ihn dermaßen, daß er sich kaum zu rühren vermogte.

Der Müller kam in die Stube und sah die Studenten scheel von der Seite an.

„Ich habe Alles gehört, was in der Nacht passirt ist,“ sagte er. Ihr könnt Gott danken, daß es so glimpflich abgegangen ist, und nicht Einem von Euch das Leben gekostet hat. Ein ander Mal gehorcht dem Hausvater, der Euch bei nachtschlafender Zeit in sein Haus aufnimmt, und laßt die Kobolde in Ruhe. Sie sind sonst wohl fleißig und gut und thun keinem Menschen ein Leides; aber necken und ärgern darf man sie nicht. Nun, Ihr habt's gemerkt und werdet die Erfahrung nicht vergessen!“

Die Studenten schwiegen beschämt, und selbst der kecke Hans sagte kein Wort. Der Müller aber, da er meinte, daß die Strafe hart genug gewesen sei, gab den Beiden Gesellen zu essen und zu trinken, und brachte sie dann auf den richtigen Weg nach dem Dorfe, wohin sie schon am vorigen Tage hatten gelangen wollen. Beim Abschiede warnte er sie noch einmal und sagte: „Es ist mit den Kobolden, wie mit den großen Herren! Mit Beiden ist nicht gut aus Einer Schüssel essen!“

Darauf schüttelte er ihnen die Hand, und kehrte in seine Mühle zurück.



A. v. HUMBOLDT.

ae Fri-
. 1792
Hütten=
s Ober=
h Bay=
ebungen
, unter
sonders
r seine
er, und
eiz und
assender
n aller
alvani's
nspruch
'e Gal=
mühe=
esultate
r Blu=
Wien,
Samm=
em be=
Theile
97 be=
n Bru=
ssischen
Bon=
:, der
zahl=
Grade
Von
angen
wenig
schon
, eine
ch zu
testen
ischen
eichen
nstru=
Beob=
ihm
t kei=
pfen,
ihren
ritten
veni=
isge=
ascht,
ebin=
ihig=
orfen
Reise
tung
men
Die
onen
rend

Alexander von Humboldt.

(Mit Porträt, Taf. 45.)

Unter sämmtlichen Gelehrten der Neuzeit, unter allen Schriftstellern, welche das Gebiet des menschlichen Wissens erweitert haben, nimmt keiner einen höheren Rang ein, als A. von Humboldt, der durch ein Leben mühevoller Forschungen einen ausgezeichneten Ruf erlangte, und nur wenige wußten, so wie er, in ihren Werken, durch anziehende scenische Gemälde den erhabenen Ernst der Wissenschaften mit so anmuthigen Reizen zu bekleiden. Mit Humboldts Namen ist jeder vertraut, dessen Aufmerksamkeit auf Staatenkunde und Naturphilosophie hingelenkt worden, und mit demselben vereinigen wir Alles, was die Naturwissenschaften Großes und Anziehendes darbieten. Durch keinen Reisenden, welcher die entlegensten Gegenden des Erdballs besuchte, um die verschiedenartigsten, mannigfaltigen Naturerscheinungen zu beobachten, ist unser Schatz positiver Kenntnisse in gleichem Maße bereichert worden, und während der Seefahrer die Küsten unbekannter Länder erforschte, Inseln entdeckte, die Tiefen des Meeres bestimmte und die Stärke und Schnelligkeit der räthselhaften Strömungen des Ozeans schätzte, während der Zoolog die mannigfaltigen Formen der Thierwelt, der Botaniker die Vegetation, der Mineralog den Bau und die Verhältnisse der Gebirgsmassen und Schichten untersuchte, aus welchen unser Planet zusammengesetzt ist, vereinigt unser berühmter Landsmann alle Wissenschaften jener in sich, und seinen ausgezeichneten Talenten und Beobachtungen haben Geographie und Meteorologie, Magnetismus und Astronomie, Menschen- und Sprachenkunde, Geschichte und Politik, Statistik, Handel und Ackerbau ansehnliche und schätzbare Bereicherungen zu verdanken. In bändereichen Werken liegen die Resultate seiner Forschungen und Entdeckungen vor uns, ein Zeichen deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, und glücklich können wir uns schätzen, Zeitgenossen eines Mannes zu sein, der seiner Leistungen wegen eines Weltrufs genießt, und in sich das Wissen einer ganzen Akademie vereinigt. —

Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt wurde zu Berlin am 14. September 1769, mithin in dem Jahre geboren, in welchem auch Napoleon und Wellington, der ihm geistesverwandte Cüvier, und Chateaubriand das Licht der Welt erblickten. Seine akademische Bildung empfing er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. Im Jahre 1790 durchwanderte er in Gesellschaft der beiden Naturforscher, Georg Forster und von Geuns, die Rheinlande, Holland und England, und veröffentlichte in demselben Jahre zu Braunschweig sein erstes Werk: „Beobachtungen über die Basalte am Rhein.“ — Im Jahre 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, um den Unterricht des berühmten Werner, des Begründers der Geologie, zu genießen, vervollkommte sich hier zum tüchtigen Mineralogen und Botaniker, und legte nach zwei Jahren die Resultate einiger seiner Beobachtungen in den Bergwerken des Freiberger Distrikts, in seinem Specimen Florae Fribergensis subterraneae, Berlin 1793, nieder. 1792 in Berlin als Assessor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement angestellt, wurde er bald darauf als Oberbergmeister der Fränkischen Fürstenthümer nach Bayreuth versetzt, und richtete dort seine Bestrebungen vorzüglich auf Begründung öffentlicher Anstalten, unter denen die öffentliche Schule zu Streben besonders segensreich wirkte. Im Jahre 1795 legte er seine Stelle, aus Liebe für seine Reiseprojekte, nieder, und besuchte mit einem Herrn v. Hasten die Schweiz und einen Theil von Italien. Sein thätiger, umfassender Geist, der sich fortwährend mit dem Studium aller Naturwissenschaften beschäftigte, wurde durch Galvani's interessante Entdeckungen damals besonders in Anspruch genommen; nicht zufrieden aber die Experimente Galvani's zu wiederholen, unterwarf er sich selbst mühevollen und schmerzhaften Versuchen, deren Resultate im Jahre 1796 mit Anmerkungen vom Professor Blumenbach erschienen. Einige Zeit verweilte er in Wien, eifrig beschäftigt mit dem Studium einer schönen Sammlung exotischer Gewächse, und reiste dann mit dem berühmten Leopold von Buch durch verschiedene Theile von Salzburg und Steyermark. Zu Ostern 1797 besuchte er, begleitet von seinem zwei Jahre älteren Bruder Karl Wilhelm, und dem nachmaligen russischen Hofrath Fischer, Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zögling der medizinischen Schule, der später sein Reisegefährte wurde, und sich durch zahlreiche Entdeckungen in der Botanik in hohem Grade auszeichnete, eine innige Freundschaft schloß. — Von frühester Jugend an von einem glühenden Verlangen durchdrungen, entfernte, von den Europäern nur wenig gekannte Länder zu bereisen, hatte unser Humboldt schon in seinem achtzehnten Jahre den Entschluß gefaßt, eine Reise nach der neuen Welt zu unternehmen, sich zu derselben durch Untersuchung einiger der interessantesten Gegenden Europa's vorbereitet, um den geologischen Bau beider Welttheile besser mit einander vergleichen zu können, und eine praktische Kenntniß aller Instrumente gewonnen, die ihm zur Anstellung seiner Beobachtungen am zweckmäßigsten schienen. Da es ihm nicht an reichlichen Geldmitteln fehlte, hatte er mit keinen von den Mängeln und Entbehrungen zu kämpfen, welche manche andere ausgezeichnete Köpfe in ihren Plänen scheitern gemacht und in ihren Fortschritten aufgehalten haben; indessen war er darum nicht weniger unvorhergesehenen Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, und er sah sich in manchen Erwartungen getäuscht, wodurch er an der Ausführung mehrerer Pläne gehindert wurde, die er nach Art aller mit großen Fähigkeiten begabter, unternehmender Männer entworfen hatte. So zwangen ihn politische Ereignisse eine Reise nach Oberegypten aufzugeben, die er in Begleitung eines wissenschaftlich gebildeten Mannes unternehmen wollte, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte. Die Kenntnisse von den Denkmälern der früheren Nationen der alten Welt, die er sich zu diesem Behufe während

dieser Zeit erwarb, waren indessen in der Folge, als er mit seinen Forschungen in Amerika beschäftigt war, von großem Nutzen für ihn. Eine Entdeckungsreise nach der südlichen Hemisphäre, unter Kapitän Baudins Leitung, die man damals in Frankreich vorbereitete, und welcher man die Herren Michaux und Bonpland als Naturforscher zuzugesellen gedachte, eröffneten auch ihm eine neue Aussicht, sich derselben anschließen und seinen Wissensdurst befriedigen zu können; der Ausbruch des Krieges in Deutschland und Italien veranlaßte aber die französische Regierung, die zu dieser Expedition bestimmten Fonds zurückzuziehen. Die Bekanntschaft mit einem schwedischen Konsul, der durch Paris nach Marseille reiste, um sich dort behufs einer Mission nach Algier einzuschiffen, veranlaßte unsern Humboldt, die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einer Reise nach Afrika zu benützen, die hohen Bergketten Marocco's zu untersuchen, und sich sodann der Gesellschaft von Gelehrten anzuschließen, welche damals der französischen Armee in Egypten beigegeben waren. Von seinem Freunde Bonpland begleitet, begab er sich nach Marseille, wo er zwei Monate verweilte, um die Ankunft der Fregatte zu erwarten, welche den Konsul seiner Bestimmung entgegenführen sollte. Endlich erfuhr er, daß das Schiff durch einen Sturm beschädigt worden sei, und beschloß den Winter über in Spanien zuzubringen, und rechnete darauf im nächsten Frühling von dort aus mit einem andern Fahrzeug nach Afrika gelangen zu können.

Auf seinem Wege nach Madrid, wo er von allen Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, bestimmte er die geographische Lage mehrerer wichtigen Gebietstheile, und erforschte die Höhe der Centralebene von Castilien. Sein früherer Plan, die Verhältnisse der neuen Welt zu erforschen, wurde hier von Neuem angeregt, und im März 1799 dem Hofe von Aranjuez vorgestellt, und vom König sehr gnädig aufgenommen, setzte er diesem die Motive, die ihn bestimmten, eine Reise nach dem neuen Kontinent zu unternehmen, ausführlicher auseinander. Durch die Verwendung und Vorstellungen des aufgeklärten Ministers Don Mariano Luis de Urquijo unterstützt, erhielt er die Erlaubniß, mit seinem Freund Bonpland, der mittlerweile nach Paris zurückgekehrt war, aber augenblicklich der Aufforderung des Freundes folgte, ohne Hindernisse und Beschränkungen sämmtliche, damals allen Ausländern verschlossenen spanischen Besitzungen in Amerika besuchen und durchforschen zu dürfen. Die Ungeduld der Reisenden ließ ihnen keine Zeit zu großen Vorbereitungen; in der Mitte des Mai bereits verließen sie Madrid, durchwanderten einen Theil von Alt-Castilien, Leon und Galicien, und begaben sich nach Corunna, um von dort aus nach Cuba unter Segel zu gehen. Bei ihrer Ankunft in Corunna fanden unsere Freunde den Hafen von den Engländern blockirt, um die Kommunikation zwischen dem Mutterlande und den amerikanischen Kolonien zu unterbrechen. Der Generaldirektor der Seestationen, Don Rafael Clavigo, an den sie empfohlen worden waren, vernachlässigte nichts, was ihren Aufenthalt angenehm machen konnte, sicherte ihnen Ueberfahrt auf der nach der Havannah und Mexiko bestimmten Korvette Pizarro, traf Anstalten zur sichern Aufnahme der nöthigen Instrumente, und ertheilte dem Kapitän Befehle, so lange Zeit auf Teneriffa zu verweilen, als die Reisenden zu einem Besuch des Hafens von Orotava und zur Ersteigung des Pik nöthig haben würden.

Am 5. Juni 1799 Nachmittags lichtete der Pizarro die Anker und segelte, nachdem er sich durch die enge Passage gearbeitet, halb sechs Uhr am Herkules oder Leuchtthurm von Corunna vorbei. Das Schiff richtete seinen Kurs nach Nordwest, um den englischen Fregatten auszuweichen, welche an der Küste kreuzten. Gegen Abend nahm der Wind zu und die See fing an zu steigen; um neun Uhr gewahrten sie das Feuer einer Fischerhütte zu Lisarga, den letzten Gegenstand, den sie von Europa erblickten! — „Unsere Augen," sagt Humboldt, „blieben unwillkührlich darauf geheftet. Solche Eindrücke schwinden nie aus dem Gedächtniß derer, welche in einem Alter, wo noch die Regungen des Herzens ihre volle Stärke behaupten, lange Reisen unternommen haben. Wie viele Erinnerungen werden in uns wach, wenn wir mitten in einer dunkeln Nacht einen leuchtenden Punkt erblicken, der von Zeit zu Zeit über den bewegten Wellen erscheint und die Küste des Vaterlandes bezeichnet." — Von Corunna bis zum 36. Breitengrade hatten unsere Reisenden kaum ein anderes Thier erblickt, als Seeschwalben und einige wenige Delphine; allein am 11. Juni kamen sie in eine Zone, wo das Meer mit einer erstaunlichen Menge von Medusen bedeckt war. Es herrschte fast völlige Windstille und das Schiff bewegte sich nur langsam vorwärts, die Mollusken aber schwammen mit einer Schnelligkeit, die viermal so groß war, als die der Meeresströmung nach Südosten, und ihr Zug dauerte ununterbrochen ziemlich dreiviertel Stunden hindurch fort. Mehrere derselben hatten vier Zoll im Durchmesser, und die Reflektion der Luftstrahlen an ihrem Körper bildete mit dem Azur des Meeres einen angenehmen Kontrast. — Zwischen der Insel Madeira und der Küste von Afrika wurde ihre Aufmerksamkeit durch eine außerordentliche Menge von Sternschnuppen in Anspruch genommen, die, je weiter sie nach Süden vorwärts drangen, immer mehr zunahm. — Der Führer des Pizarro hatte Befehl bei Lancerota, einer der Canarischen Inseln, zu landen, um dort mit Gewißheit zu erfahren, ob der Hafen Santa Cruz, auf Teneriffa, von den Engländern blockirt wäre. Am 16. Nachmittags erblickten die Schiffer Land, welches sich bald als die erwartete Insel auswies, und als sie darauf lossteuerten, sahen sie zunächst die Insel Fort-ventura, berühmt wegen ihrer Kameelzucht, und bald darauf die kleinere Insel Lobos. Der Kapitän begrüßte einen Basaltfelsen, den er irrigerweise für ein Kastell hielt, und schickte einen seiner Offiziere ab, Erkundigungen einzuziehen, ob die Engländer in dieser Gegend kreuzten. Unsere

Reisenden benützten die sich darbietende Gelegenheit und bestiegen das Boot, um das Land, welches sie für eine Ausdehnung der Küste von Lancerota angesehen hatten, das sich aber als die kleine Insel la Graciosa erwies, zu untersuchen. An Bord zurückgekehrt, setzten sie ihre Fahrt zwischen den Inseln fort, konnten aber des nebligen Wetters wegen den Pik von Teneriffa nicht erblicken. Am Abend des 18. entdeckten sie Grand-Canaria, erblickten am folgenden Tage die Spitze von Naga, und ankerten, nachdem die Dichtheit des Nebels die wiederholte Auswerfung des Loths nothwendig gemacht, auf der Rhede von Santa-Cruz, und gerade in dem Augenblick, als sie das Fort mit der ersten Salve begrüßten, zertheilte sich der Nebel mit einem Male, und der Pik von Teyde zeigte sich ihnen, in einer Wolkenöffnung, von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet. Während man auf die Erlaubniß des Gouverneurs zum Landen wartete, benützte Humboldt die Zeit, Beobachtungen anzustellen, um die so verschieden angegebene geographische Länge des Hafens von Santa-Cruz, und die Abweichung der Magnetnadel zu bestimmen, und erst nach Beantwortung zahlloser Fragen, die ihnen von den das Schiff untersuchenden Beamten vorgelegt wurden, wurde ihnen gestattet, das Land zu betreten. —

Die Empfehlung des Madrider Hofes verschaffte unsern Reisenden die befriedigendste Aufnahme. Der General-Statthalter ertheilte ihnen die Erlaubniß, die Insel zu untersuchen; Oberst Armiaga nahm sie gastfreundlich in seinem Hause auf, bewies ihnen die zarteste Aufmerksamkeit, und in seinem Garten bewunderten sie die Banane, den Papaw und andere im Freien wachsende Pflanzen, die sie bisher bloß in Treibhäusern gesehen hatten. Des Abends machten sie eine botanische Excursion nach dem Fort Passo Alto, längs den Basaltfelsen, welche die Spitze von Naga schließen, ihre Erndte fiel aber sehr unbedeutend aus, weil Dürre und Staub die Vegetation gewissermaßen zerstört hatten. Da sie auf höchstens fünf Tage Aufenthalt rechnen durften, beeilten sie sich, nach dem Hafen von Orotava aufzubrechen, wo sie Führer zu einer Besteigung des Piks zu finden hofften, und befanden sich am 20. vor Sonnenaufgang bereits auf dem Wege nach Villa de la Laguna, welches 2,238 Fuß höher liegt, als der Hafen von Santa-Cruz, und von einer mit Lorbeer-Myrten und Erdbeerbäumen gekrönten Anhöhe beherrscht wird. Von Laguna zum Hafen Orotava führte sie der Weg zunächst über Hügelland, welches mit schwarzem, lehmigem Erdreich überzogen ist. Diese herrliche, durch das Thal von Tacoronte zugängige Gegend, von welcher die Reisenden aller Nationen mit Enthusiasmus sprechen, bietet dem Auge Scenen von unvergleichlicher Schönheit dar: das Seeufer ist mit Dattel- und Cocospalmen geschmückt, weiter aufwärts zeigen sich Gruppen von Musa- und Drachenbäumen; die Abhänge sind mit Reben bedeckt; Pomeranzenbäume, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche auf den kleinen Hügeln ringsum errichtet worden sind. Einfriedigungen von Agave und Cactus trennen die angebauten Ländereien; Farnkräuter und andere Kryptogamen bedecken die Mauern und Felsenwände, und im Winter, wenn der riesige Vulkan in Schnee gehüllt ist, herrscht in dieser herrlichen Gegend ununterbrochener Frühling, während im heißen Sommer, gegen Abend, sanfte Seebrisen anmuthige Kühle verbreiten. In Verfolgung ihrer Marschroute passirten die Reisenden die schönen Weiler Matama und Vittoria, besuchten zu Durasno einen botanischen Garten, und langten sehr spät am Hafen an, von wo aus sie sich am nächsten Morgen auf den Weg nach dem Pik machten, begleitet von Herrn le Gros, dem französischen Vice-Konsul zu Santa-Cruz, Herrn Lalande, dessen Sekretär, dem englischen Gärtner von Durasno, und einer Anzahl Führer. Von Orotava gelangten sie auf einem schmalen und steinigen Pfade durch einen herrlichen Kastanienwald an eine mit Brombeersträuchern, Lorbeeren und baumartiger Heide bewachsene Stelle, wo sie sich unter einer einsamen Fichte reichlich mit Wasser versorgten. Von hier aus bis zum Krater stiegen sie fortwährend aufwärts, ohne durch ein einziges Thal zu kommen, passirten verschiedene, durch ihre besondere Vegetation ausgezeichnete Gegenden, und blieben einen Theil der Nacht hindurch auf einem sehr hohen Punkte, wo sie nicht wenig von der Kälte zu leiden hatten. Gegen drei Uhr Morgens begannen sie bei dem matten Licht von Pechfackeln den Zuckerhut oder kleinen Endkegel zu erklettern, wobei sie einen unterirdischen Eiskeller untersuchten, aus welchem die am Fuße des Berges liegenden Städte den ganzen Sommer über mit Eis versorgt werden. Nach einem dreistündigen Marsch über äußerst holperigen Boden erreichten die Reisenden eine kleine, Rambleta genannte Ebene, aus deren Mitte sich der Piton oder Zuckerhut erhebt, dessen Abhang so steil ist, daß es fast unmöglich gewesen wäre, den Gipfel desselben zu erklimmen, hätten die Reisenden nicht einen alten Lavastrom verfolgt. Der Pik von Teneriffa selbst bildet eine pyramidale Masse, deren Umfang an der Basis über 115,000 Yards (à 3 Fuß), die Höhe aber 12 176 Fuß beträgt. Zwei Drittel der ganzen Inselmasse sind mit Gewächsen mancherlei Art überzogen, das letzte Drittel hingegen ist kahl und nimmt ungefähr zehn Quadratstunden Flächenraum ein. Nach Untersuchung des Kraters und anderer Gegenstände, welche sich ihnen auf diesem hohen Punkte darstellten, stiegen die Reisenden den Berg wieder herab und erreichten gegen Abend den Hafen von Orotava, wo sie den folgenden Tag verweilten, die Umgegend besuchten, und den merkwürdigsten Gegenstand dieses Ortes, den Drachenbaum, in dem Garten eines Herrn Frani maßen, den sie 60 Fuß hoch, und nahe an der Wurzel 98 Fuß im Umfange fanden.

Am Abend des 25. Juni segelten unsere Reisenden mit einem starken Nordostwinde von Santa-Cruz ab, und verloren die Canarischen Inseln, deren Berge sich in röthliche Dünste hüllten, so daß nur der Pik von Zeit zu Zeit durch die Wolkenöffnungen erschien, bald aus dem Gesicht. Die Fahrt von Teneriffa nach Cumana dauerte zwanzig Tage; die Entfernung von dem

einen Ort bis zum andern beträgt 3,106 engl. Meilen. Von der Zeit an, wo sie in die heiße Zone gelangten (den 27. Juni), hatten sie stets Gelegenheit, während der Nacht die Schönheit des südlichen Himmels zu beobachten, welcher ihnen nach und nach neue Sternbilder zu Gesicht brachte. „Nichts läßt den Reisenden," sagt Humboldt, „lebhafter die ungeheure Entfernung von seinem Vaterlande fühlen, als der Anblick eines neuen Firmaments. Die Gruppirung der größern Sterne, die ausgestreuten Nebelflecke, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, merkwürdig wegen ihrer außerordentlichen Dunkelheit, geben dem südlichen Himmel eine sonderbare Gestalt. Sein Anblick ergreift selbst die Einbildungskraft derjenigen, die, wiewohl nicht mit der Astronomie vertraut, ein Vergnügen darin finden, das Himmelsgewölbe zu betrachten, so wie Mancher eine schöne Landschaft oder eine majestätische Lage bewundert. Ohne Botaniker zu sein, erkennt der Reisende die heiße Zone an der bloßen Gestaltung ihrer Vegetation; und ohne sich im Besitz astronomischer Kenntnisse zu befinden, bemerkt er doch, wenn er das große Gestirn des Schiffs oder die leuchtenden Wolken des Magellan erblickt, daß er nicht mehr in Europa ist." Da das Meer zwischen den Wendezirkeln gewöhnlich glatt und ruhig ist, und das Schiff bloß von leichten Passatwinden getrieben wurde, so war die Fahrt von den capverdischen Inseln nach Cumana so angenehm, als man nur wünschen konnte; allein in demselben Grade, als sie sich Westindien näherten, entwickelte sich am Bord ein bösartiges Fieber. Unsere Reisenden sehnten sich an's Land, und beabsichtigten, ehe sie Neu-Spanien besuchten, einige Zeit auf den Küsten von Venezuela und Paria zuzubringen und die schönen Pflanzen zu untersuchen, wovon Bose und Bredemeyer auf ihrer Reise nach Terra Firma Exemplare gesammelt, und die Humboldt in den Gärten von Schönbrunn und Wien gesehen hatte. Dieser Entschluß hatte einen glücklichen Einfluß auf die Richtung ihrer Reise, und war großentheils mit die Ursache einer dauerhaften Gesundheit, die sie während ihres langen Aufenthaltes in den Aequinoktialgegenden genossen. Am 15. Juli kam ihnen ein sehr niedriges, mit Sand bedecktes Eiland zu Gesicht. Hier und da stiegen Fackeldisteln aus dem dürftigen Boden empor. Da sich der Anblick dieses Ortes nicht mit den Begriffen vertrug, die sie sich von der Insel Margueritta gebildet hatten, und sie sich hinsichtlich ihrer Lage und ihres Laufes in der größten Verlegenheit und Ungewißheit befanden, ankerten sie im seichten Wasser und wurden daselbst von einigen Guayquerias auf zwei Kanoes besucht. Diese Indianer, die kupferfarben und sehr groß waren, zeigten ihnen an, daß die Insel, an der sie gelandet, das Eiland Coche sei, und erboten sich längs der Küste als Lootsen am Bord zu bleiben. Am 16. kam ihnen eine grüne, höchst malerische Küste zu Gesicht: die Berge von Neu-Andalusien begrenzten den südlichen Horizont, und die Stadt Cumana nebst ihrem Kastell zeigte sich mitten zwischen Baumgruppen. Gegen 9 Uhr Morgens ging das Schiff im Hafen vor Anker, und die Kranken kletterten auf das Verdeck, um sich am Anblick der lieblichen Natur zu stärken. Am Ufer des Flusses erheben sich über 60 Fuß hohe Cocospalmen, die Ebene war mit dichten Gebüschen von Cassien, Kapersträuchern und baumartigen Mimosen bedeckt, während sich die gefiederten Blätter der Palmen am azurblauen, von keinem Wölkchen getrübten Himmel deutlich abgrenzten. Ein blendendhelles Licht verbreitete sich längs den, mit cylindrischen Fackeldisteln bedeckten Hügeln, und über die platte Fläche der See, deren Ufer mit Pelikanen, Reihern und Flamingo's bevölkert waren. Alles verkündete die Erhabenheit und Pracht der tropischen Natur. — Durch die indianische Vorstadt, deren Straßen sehr reinlich und sauber waren, gelangten unsere Reisenden nach der eine englische Meile vom Landungshafen entfernten Stadt Cumana, wurden dort vom Befehlshaber des Pizarro zum Gouverneur der Provinz, Don Vincente Emparan, geführt, und von diesem, der sich als ein wissenschaftlich gebildeter Mann bewies, mit großer Freimüthigkeit empfangen. Sie mietheten ein geräumiges Haus, dessen Lage es zu astronomischen Beobachtungen eignete, und worin sie, wenn sich der Wind erhob, eine angenehme Kühle genossen, und stellten ihre Instrumente in demselben auf. Die Beschäftigungen unserer Reisenden wurden während der ersten Wochen ihres Aufenthalts zu Cumana durch häufige Besuche Neugieriger, die ihre Instrumente kennen zu lernen wünschten, sehr gestört; dessen ungeachtet verfolgten sie ihre Untersuchungen, und bestimmten die geographische Länge und Breite des großen Platzes, deren erstere sie 66° 30' 2", die letztere 10° 27' 52" fanden. Die erste Exkursion, welche die beiden Naturforscher machten, war nach der Halbinsel Araya gerichtet. Sie bestiegen am 19. August gegen 2 Uhr Morgens ein Fahrzeug auf dem Flusse Manzanares, unweit der indianischen Vorstadt. Die Nacht zeichnete sich durch eine wohlthätige und erquickende Kühle aus. Schwärme leuchtender Insekten funkelten in der Luft am Ufer des Flusses. Als das Boot stromabwärts über die Wellen glitt, bemerkten sie eine Gesellschaft Neger, welche zur Musik der Guitarre bei dem Lichte von Freudenfeuern tanzten, eine Belustigung, die sie dem Schlafe oder der Erholung an ihren Rasttagen vorziehen. — Die Barke, worauf sie den Golf von Cariaco durchsegelten, war bequem, und zum Ausruhen während der Nacht wurden große Jaguarhäute über den Boden gebreitet. Indeß ließ sie die Kälte nicht schlafen, obgleich das Thermometer, wie sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen fanden, 71,₈ F. zeigte. Gegen 8 Uhr landeten sie auf der Spitze von Araya, unweit der neuen Salzwerke, welche in einer von aller Vegetation entblößten Ebene liegen, und erblickten von hier aus die kleine Insel Cubagua, die hohen Hügel von Margueritta, die Ruinen des Kastells von St. Jago, den Cerro de la Vela und die Kalkfelsenkette von Bergantin, welche gegen Süden den Horizont begrenzt. Man gewinnt hier das Salz dadurch, daß man Salzwasser-Gruben in den lehmigen, mit salz-

saurem Natrum geschwängerten Boden gräbt und Wasser in dieselben läßt. Die neuen Salzwerke von Araya haben fünf dergleichen Behälter von sehr großem Umfange und 8 Zoll Tiefe, die mit See- oder Regenwasser gefüllt werden. Die Verdunstung geht so schnell von Statten, daß man schon 18—20 Tage nach ihrer Füllung Salz einsammeln kann, und dieses ist freier von unreinen Beimischungen, als europäisches Salz, obgleich es mit weniger Sorgfalt bereitet wird. Nach Untersuchung dieser Werke brachen sie, als sich der Tag zu Ende neigte, auf und nahmen ihren Weg zu einer, in einem Nopalwald liegenden indianischen Hütte; am nächsten Tag untersuchten sie die Umgegend von Maniquarez und kamen in der folgenden Nacht auf einem lecken Schifferboote wohlbehalten wieder in Cumana an. Der nächste Ausflug unserer Reisenden war einem Besuche der Missionen der Chayma-Indianer gewidmet, wohin sie am 4. September ihre Schritte wandten, und am nächsten Tag San Fernando, die erste der Missionen erreichten, wo sie vom Superior, dem sie empfohlen waren, gütig aufgenommen wurden. Dieser ehrwürdige Mann, welcher den größten Theil des Tages in einem Armstuhl sitzend zubrachte, beklagte sich bitterlich über die Lässigkeit und Trägheit seiner Landsleute. Die Forschungen und Beobachtungen der Reisenden hielt er für nutzlos, lächelte beim Anblick ihrer Instrumente und getrockneten Pflanzen, und behauptete, daß unter allen Ergötzlichkeiten des Lebens, selbst den Schlaf nicht ausgenommen, keine einzige mit dem Genuß eines guten Stück Rindfleisches zu vergleichen sei. — Am 12. setzte Humboldt und seine Begleiter ihre Reise nach dem Kloster von Caripa, dem Hauptsitz der Chayma-Missionen, fort, wobei sie die Richtung der Berge Cocollar und Turimiquiri verfolgten. Bei Hato de Cocollar, einer einsamen Maierei, auf einer kleinen erhabenen Ebene, ruheten sie einige Zeit aus, und genossen dort ein entzückendes Klima und die Gastfreundschaft des Eigenthümers. „Nichts," sagt Humboldt, „läßt sich mit dem Eindruck der majestätischen Ruhe vergleichen, die der Anblick des Firmaments an diesem einsamen Orte in der Seele zurückläßt. Verfolgten wir zur Abendzeit mit dem Auge diese Auen, welche sich am Horizonte ausdehnen, und die leicht hin und her wogenden, mit mannigfaltigen Pflanzen bedeckten Ebenen, so glaubten wir in der Ferne, so wie in den Steppen des Orinoco, die Fläche des Ozeans und das auf ihr ruhende, mit Sternen besäete Gewölbe des Himmels zu sehen." — In der Kühle des Morgens machten sie sich auf den Weg, um den Tumiriquiri, den Gipfel des Cocollar, zu ersteigen, und legten einen Theil ihrer Tour zu Pferde zurück. Bis zu einer Höhe von 4,476' war dieser Berg, so wie die in seiner Nähe befindlichen, mit grasartigen Gewächsen bedeckt, weiter hinauf zeigt sich aber nichts, als ausgestreute, mit Moos und Flechten bedeckte Felsen. Am 14. September stiegen sie in der Richtung von San Antonio den Cocollar herab, passirten eine mit Kalksteinblöcken bedeckte Savanne und einen dichten, von zwei Hügelketten eingefaßten Wald, und gelangten in ein herrliches, vom Colorado und Guarapiche durchströmtes Thal, in welchem sie am Abend die Station Guanaguana erreichten, und vom Missionär herzlich aufgenommen wurden. Ueber einen Kalksteinfelsenkamm, von dessen Gipfel sie ein anziehendes Gemälde der unermeßlichen Savannen von Maturin und Rio Tigre genossen, gelangten sie am andern Tage nach dem Thale von Caripe und an das Hospital der Arragonischen Kapuziner, hinter welchem sich eine ungeheure Wand von glänzend weißen, mit einer üppigen Vegetation überzogenen Felsen erhob. Im inneren, von einem Säulengange umgebenen Hof fanden sie zur Aufstellung ihrer Instrumente und zur Anstellung von Beobachtungen höchst günstigen Raum. Die Tage, welche unsere Reisende in diesem religiösen Gebäude zubrachten, glitten schnell und angenehm vorüber. Vom frühen Morgen bis in die Nacht durchstreiften sie die Wälder und Berge, um Pflanzen zu sammeln, und wenn sie durch Regenwetter verhindert wurden, weite Ausflüge zu machen, besuchten sie die Hütten der Indianer, und kehrten nicht eher zu den guten, gastfreundlichen Mönchen zurück, als bis sie die Glocke des Klosters zu einem freundlichen Mahle in's Refektorium rief. Am 18. September besuchten sie in Begleitung der Mehrzahl der Mönche und einiger Indianer eine merkwürdige, drei Leguas vom Kloster entfernte Höhle, welche von Nachtvögeln bewohnt wird, deren Fett man in den Missionen zur Zubereitung der Speisen benutzt. Sie heißt der Keller von Guacharo, enthält hunderttausende großer, geyerähnlicher Vögel, die eine eigene Gattung der Familie der Sperlinge (passeres) bilden, sonst aber den Ziegenmelkern gleichen, und die Größe eines Huhns erlangen, und längst vertilgt sein würden, wenn nicht abergläubische Furcht die Indianer abgehalten hätte, tiefer in das Innere der Höhle einzudringen. Nach achttägigem Aufenthalt verließen die Reisenden das Hospital, stiegen die gefahrvollen Abhänge des Brigantin und Cocollar herab und durchzogen einen waldigen Distrikt, durch welchen eine Art von Schlucht abwärts führte, in welcher der Pfad drei bis vier Fuß hohe Stufen bildete, welche die Maulthiere gleich wilden Ziegen übersprangen. Nach einem beschwerlichen, zweitägigen Marsche erreichten sie die Stadt Cariaco, an der niedern Küste, wo sie viele von den Einwohnern krank darniederliegen fanden, und da sie noch nicht hinlänglich an das Klima gewöhnt waren, des herrschenden Fiebers wegen, sich schon am nächsten Morgen wieder auf dem Flusse Carenicuar nach Westen einschifften. Widrige Winde, von starken Regengüssen und Gewittern begleitet, machten die Reise unangenehm, und froh waren sie, Cumana wieder erreichen und ihre Sammlungen in Sicherheit bringen zu können. — Nach einem Monat Aufenthalt zu Cumana, während welcher Zeit unser Humboldt ungemein thätig war, die geeigneten Vorbereitungen zu seiner Reise nach dem Orinoco zu machen, eine Sonnenfinsterniß beobachtete, das erste Erdbeben erlebte, und bald seinen Freund Bonplant durch den räuberischen Anfall eines Zambos verloren hätte, schifften sich die beiden Naturforscher

nach La Guayra ein, und gelangten von dort aus auf Wegen, die den Passagen über die Alpen gleichen, nach der Hauptstadt Caraccas, die den Europäern mehr wegen der Erdbeben, die es zerstört haben, als wegen seiner Wichtigkeit in politischer oder merkantiler Hinsicht bekannt ist. Auch hier freundlich aufgenommen, durchforschten sie die Bergebenen, die Felsengruppe Gallipano, und bestiegen die Piks der Silla, wobei sie ihre Aufmerksamkeit stets auf die Anzeige von Erzen richteten, die sie in den Gneißgebirgen fanden. Am 7. Febr. brachen sie von Caraccas auf, um nach dem See von Valencia zu gelangen; durchreisten eine bergige, fast gänzlich unbewohnte Gegend, gelangten aber endlich in das fruchtbare, mit Pflanzungen, Dörfern und kleinen Städten bedeckte Thal des Tuy, wo Humboldt vergebens nach einem Goldschacht suchte, auf welchen ihn die Bewohner aufmerksam gemacht hatten, fand sich aber hier durch eine Ernte von Pflanzen reichlich für seine Mühe entschädigt, und erstaunt über die ungemeine Ueppigkeit der hiesigen Vegetation, und die Stärke der Waldbäume, deren Einige nahe an der Wurzel 23 Fuß im Durchmesser hatten. Bei Victoria, San Matheo, Maracay und Turmero, wo alles von Glück und Wohlstand zeugte, fand er die lieblichsten und reichsten Weizenfelder mit Zucker-, Kaffee- und Pisangpflanzungen wechselnd, und hinter dem letztern Orte den berühmten Zamang von Guayra, eine prachtvolle Mimose, die in der ganzen Provinz wegen der ungeheuren Ausbreitung ihrer Aeste, welche einen hemisphärischen Gipfel von 614 Fuß im Umfange bilden, bekannt ist, und am Horizont gleich einem kleinen runden Hügel erscheint. — In diesem Distrikte erfuhren die Reisenden die freundschaftlichste Begegnung, besonders von Personen, mit denen sie in Caraccas zusammengekommen waren, und die in diesen herrlichen und auf das beste angebauten Ebenen große Ländereien besaßen. Auf der Hacienda de Cura des Grafen Tovar, in einer kleinen, von Dickichten umgebenen Wohnung am See von Valencia allein, brachten sie sieben angenehme Tage zu, und lebten hier ganz nach Art der Reichen, badeten sich zweimal, schliefen dreimal und speisten dreimal in 24 Stunden. Vom See von Valencia an, den die Indianer Tacarigua nennen und welcher größer als der Neufchateler See ist, von reizenden Inseln bedeckt wird, reich an Fischen ist und kleine, Bava's genannte Krokodille von 4 Fuß Länge in sich birgt, brachen unsere Reisenden nach Guacara und Neu-Valencia auf, durch kleine Waldungen von Schirmpalmen und Cacaopflanzungen, besuchten die heißen Quellen von La Trinchera, und gelangten durch einen malerischen Distrikt, dessen Schönheit noch durch eine höchst üppige Vegetation und zahlreiche Wasserfälle vermehrt wurde, nach Porto Cabello, einem der Hauptvertheidigungspunkte der Küste von Terra Firma, von wo sie nach Untersuchung der Umgegend wiederum nach den Thälern von Aragua zurückkehrten, und noch einige Tage am Valencia-See verweilten. Jetzt, fast vollkommen akklimatisirt, überschritten unsere Reisenden die ausgedehnten Llanos oder Flächen, welche sich bis zum Orinoco nach Süden ziehen, wirkliche Steppen sind, die während der Regenzeit mit dem schönsten Grün prangen, aber bei großer Dürre Wüsten ähnlich werden, das ganze Jahr hindurch aber mit ungeheueren Rinder- und Maulthierheerden bedeckt sind, und erreichten am 27. März die Stadt San Fernando, am Apure. Die begonnene Regenzeit, welche die Llanos oft 12 bis 14 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und in große Seen verwandelt, veranlaßte unsere Reisenden, den längern Weg auf dem Apure, eine Reise über die ungesunde und uninteressante Ebene vorzuziehen; sie schifften sich unter Leitung eines Lootsen und einer Mannschaft von vier Indianern in einer Lancha ein, versahen sich mit Geräthe zum Fischen und einigen Fäßchen Branntwein zum Tauschhandel mit den Eingebornen, und fuhren den, mit Krokodillen gefüllten Strom hinab, dem Orinoco zu, und diesen aufwärts bis zum Rio-Negro, wo sie beim Landen und Uebernachten oft manche Fährlichkeiten zu bestehen hatten. Sie landeten auf einer wegen der Schildkrötenfischerei berühmten Insel, wo sie ein Lager von mehr als 300 Indianern von verschiedenen Stämmen, die, um Schildkröteneier zu sammeln, hierher gekommen waren, und einige Weiße fanden, welche hierher gereist waren, um Eieröl von den Indianern einzuhandeln, von welchen hier allein jährlich gegen tausend Krüge gewonnen wurden. Nach 36 Tagen, die sie in einem engen, unsichern Kanoe zugebracht, erreichten sie den Rio-Negro, der sich östlich in den Amazonenstrom ergießt; hatten die zahlreichen Katarakten und Felsenbarrieren, die sich der Schifffahrt auf den Riesenströmen Süd-Amerika's widersetzen, und dieselbe oft gefährlicher machen, als selbst weite Seereisen sind, ohne Unfall passirt, und wenn sie auch bedeutend von den Stichen blutsaugender Insekten gelitten hatten, hatten sie doch der ungesunden Beschaffenheit des Klima's glücklich widerstanden. Unsere Reisenden hatten den Isthmus passirt, welcher zwei große Flußsysteme trennt, und waren gewiß, den wichtigsten Endzweck ihrer Reise nicht verfehlt, und durch astronomische Beobachtungen den Lauf deßjenigen Arms des Orinoco bestimmt zu haben, welcher sich mit dem Rio-Negro vereinigt, und dessen Existenz ein halbes Jahrhundert hindurch abwechselnd geläugnet und behauptet worden war. Der Wunsch, einiges Licht über diesen Punkt der Geographie zu verbreiten, war der große Zweck von Humboldts Reise. Nachdem die Reisenden durch den Pimichen in den Rio-Negro gelangt waren, und den Wassersturz an ihrer Vereinigungsstelle passirt hatten, erreichten sie bald die Mission von Aroa, passirten hierauf die Station Tomo und die von Daphipe und landeten auf dem Eilande Dapa, wo sie in einer indianischen Hütte übernachteten, deren Einwohner eine Art aus großen Ameisen bestehenden Taig verzehrten, und über dem Feuer noch mehrere mit solchen Insekten gefüllte Beutel hängen hatten. Auf ihrer weitern Fahrt den Rio-Negro hinab, passirten sie die Mündung des Casiquiare, und erreichten die Mission von San Carlos, bei deren Vorsteher sie sich einquartierten. Auf dem Casiquiare

setzten sie ihre Reise durch Indianerländer stromaufwärts fort, und kamen am 21. Mai wieder in das Bett des Orinoco, 3 Leguas unterhalb der Mission von Esmeralda, von wo aus sie noch eine Reise von 863 englischen Meilen zu machen hatten, ehe sie stromabwärts Angostura erreichten. Bei ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt wurden beide, Humboldt und Bonpland, von Unpäßlichkeiten befallen, die bei dem Letzteren den Charakter des typhösen Fiebers annahmen, und sie nöthigte, einen ganzen Monat an diesem Orte zu verweilen. Die botanischen und geologischen Sammlungen, die sie aus Esmaralda und vom Rio-Negro mitgebracht, hatten ihre Bagage bedeutend vermehrt, weßhalb sie, als sie Angostura verließen, um ihre Reise über die Llanos nach Venezuela anzutreten, nur sehr langsam durch die Wüste reisen konnten, die sie in 13 Tagen durchwanderten. Am 23. Juli kamen sie in der Stadt Neu-Barcelona an, weniger erschöpft durch die Hitze, woran sie seit so langer Zeit gewöhnt waren, als durch den Sandwind aufgerieben, welcher schmerzvolle Schrunden und Risse in die Haut erzeugt. Sie blieben ziemlich einen Monat zu Barcelona, durchforschten dann von hier aus die östlich gelegenen Theile des Landes, besuchten noch einmal Cumana, und schifften sich am 24. November nach der Havanna ein, wo sie bis zum Monat März verweilten, ihre Sammlungen theilweise nach Europa sendeten, und über die Inselgruppe der Caymans, in deren Nähe sie zahlreiche Schildkröten von beträchtlicher Größe erblickten, denen Schaaren von Haifischen nachzogen, nach Carthagena in Süd-Amerika weiter segelten. Weil die Reisenden die ungesunde Beschaffenheit der Stadt fürchteten, so zogen sie sich am 6. April in das indianische Dorf Turbako zurück, untersuchten die in dessen Nachbarschaft liegenden Schlamm- und Luft-Vulkane, und verweilten hier so lange, bis sie die nöthigen Anstalten zu ihrer Fahrt auf dem Magdalenenflusse getroffen hatten. Die Reise diesen Fluß hinauf dauerte 35 Tage, und verlief nicht ohne Unbequemlichkeit und Gefahren. Humboldt entwarf eine Karte davon, während sein Freund emsig damit beschäftigt war, die reiche Vegetation seiner Ufer zu untersuchen. Bei Honda stiegen sie an's Land, und nahmen hierauf ihren Weg auf Maulthieren über gefährliche Pfade, durch Eichen-, Melastoma- und Cinchona-Wälder nach Santa-Fe de Bogota, der Hauptstadt von Neu-Grenada, die sich in einem schönen, von hohen Bergen umgebenen Thale erhebt. Hier brachten die Reisenden mehrere Monate mit Untersuchung der botanischen und mineralogischen Schätze des Landes zu, und nahmen den prächtigen Katarakt von Tequendama in Augenschein. Von hier aus setzten sie ihre Reise nach Popayan fort, und nahmen ihren Weg über den Quindiu. Dieser Berg, der die schwierigste Passage der Cordilleren bildet, ist mit einem dicken unbewohnten Walde bedeckt, der in der schönsten Jahreszeit in nicht weniger als 10 bis 12 Tagen durchwandert werden kann. Der höchste Punkt dieser Straße ist 11,499 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, und die Ochsen, deren man sich in dieser Gegend als Lastthiere bedient, können oft nur mit Noth und Mühe durch die engen Passagen, deren einige über 6000 Fuß lang sind, ihren Weg erzwingen. Als die Naturforscher mit einem Zuge von 12 Ochsen, die ihre Sammlungen und Instrumente trugen, über diesen Berg stiegen, wurden sie von Regenströmen fast überschwemmt. Ihre Schuhe wurden von Dornen zerrissen, die aus den Wurzeln der Bambusarten hervorschießen, und sie waren gezwungen, da sie sich nicht auf den Rücken tragen lassen wollten, barfuß zu gehen. Die hier gebräuchliche Art zu reisen, besteht darin, daß man sich, auf einem am Rücken eines Carguero oder Trägers befestigten Stuhle sitzend, bucken läßt. Die ganze Provinz Antioquia ist von so schwer zu passirenden Gebirgen umgeben, daß alle diejenigen, welche sich der Geschicklichkeit und Erfahrung eines Carguero oder Trägers nicht anvertrauen wollen, und doch nicht stark oder robust genug sind, die steilen Felsenpfade zu erklimmen, jeden Gedanken, das Land zu verlassen, aufgeben müssen.

Von diesen Gebirgen, wo sich der abgestutzte, mit ewigem Schnee bedeckte Kegel von Tolima mitten unter Styrax, baumartigen Passifloren, Bambus- und Wachspalmenwäldern erhebt, stiegen sie in das Caucathal herab; verweilten einige Zeit zu Cathago und Buga, und segelten an der Küste der Provinz Choco hin, wo Platina unter Rollstücken von Basalt, Grünstein und fossilem Holze gefunden wird. Hierauf nahmen sie ihren Weg aufwärts über Calato und die Bergwerke von Quilichao nach Popayan, welches am Fuße der mit Schnee bedeckten Berge von Puraca und Sotara liegt, bestiegen und untersuchten diese Vulkane und die schöne Katarakte des durch sein Sauerwasser berühmten Rio Vinagre, und gingen hierauf über die schroffen Cordilleren von Almaquer nach Pasto. Von der letztern Stadt nahmen sie ihren Weg über die Hochebene der Provinz von Los Pastos, die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt ist, und kamen nach einer Reise von vier Monaten, die sie größtentheils auf Maulthieren machten, am 6. Jan. 1802 in Quito an. Von hier aus machten unsere unermüdlichen Reisenden wiederholte Ausflüge nach den schneebedeckten Bergen Antisana, Cotopaxi, Tunguraguay und Chimborazo, welch' letzterer für den höchsten auf der ganzen Erde galt, bis man entdeckte, daß er von einigen der kolossalen Gipfel des Himalaya, und selbst von einigen Bergspitzen in Ober-Peru übertroffen wird, und stellten physikalische Versuche auf dem Gipfel des Pichincha an. — In Quito erhielt Humboldt einen Brief vom National-Institut in Frankreich, aus welchem er erfuhr, daß er jeden Gedanken aufzugeben habe, sich mit der Expedition des Kapitän Baudin zu vereinigen, wie er gewollt, da dieser bereits am Kap vorbei nach Neu-Holland abgesegelt sei; er sowohl als Bonpland trösteten sich damit, Regionen untersucht zu haben, auf welche das wissenschaftliche Auge nie zuvor einen Blick gethan, beschlossen, sich von nun an auf ihre eignen Hülfsquellen zu verlassen, und machten sich, nachdem sie einige Monate auf die Erforschung der Anden verwendet, in der Richtung von Lima wieder auf den Weg.

Zunächst nahmen sie ihren Lauf nach dem großen Amazonenstrom, besuchten die Ruinen von Lactacuma, Hambato und Riobamba, gingen nicht ohne große Schwierigkeit nach Loxa, wo sie in den Wäldern die Bäume untersuchten, welche die Chinarinde liefern, und das ungeheure Gebiet, welches sie im Verlaufe ihrer Expedition durchwanderten, verschaffte ihnen bessere Gelegenheiten, als je ein Botaniker gehabt, die verschiedenen China-Arten mit einander zu vergleichen. Von Loxa aus überstiegen sie noch einmal die Anden, um zum oberen Amazonenstrom zu gelangen, betrachteten die Ueberreste der bis über 11,000 Fuß hoch liegenden Incastraße, welche über die Berggipfel von Cusco nach Assonay führt, schifften sich auf dem Chamaya nach dem Amazonenstrome ein, fuhren auf diesem Fluß bis zu den Kataракten von Rentama, und während Bonpland die Vegetation untersuchte und viele neue Entdeckungen machte, entwarf Humboldt zu Tomependa eine Karte des obern Amazonenflusses. Bei ihrer Rückkehr nach Peru gingen unsere Reisenden zum fünften Male über die Cordillere der Anden, und von Caxamarca, einem wegen seiner heißen Quellen und den Ruinen des Palastes von Atahualpa berühmten Ortes, nahmen sie ihren Weg abwärts nach Truxillo. Als sie auf dem westlichen Abhange der Anden herabstiegen, erblickten sie zum ersten Male den stillen Ozean, und das lange, enge, von seinen Ufern begrenzte Thal, wo Regen und Gewitter unbekannt sind. Verfolgten von Truxillo aus die unfruchtbare Küste der Südsee, und gelangten endlich nach Lima, wo sie mehrere Monate blieben, und wo Humboldt in der Nähe des Hafens Callao das Vergnügen hatte, den Durchgang des Merkurs beobachten zu können. Im Januar 1803 schifften sich die Reisenden nach Guayaquil ein, und nahmen von da ihren Weg zu Wasser nach Acalpulco in Neu-Spanien. Zuerst war Humboldts Absicht, blos einige Monate in Mexiko zu bleiben, und so bald als möglich nach Europa zurückzukehren, um so mehr als seine Instrumente in Unordnung gerathen und andere unmöglich aufzutreiben waren; allein die Reize einer so schönen und so viele Abwechselungen darbietenden Gegend, die große Gastfreundschaft ihrer Bewohner, und die Furcht vor dem zu Vera Cruz herrschenden gelben Fieber, bestimmte ihn, bis in die Mitte des Winters zu bleiben. Nach Anstellung zahlreicher Beobachtungen und Experimente über die atmosphärischen Erscheinungen, die stündlichen Abweichungen des Barometers, Magnetismus und die Naturerzeugnisse des Landes, brachen unsere Reisenden nach Mexiko auf, untersuchten bis zum Januar 1804 das Land in allen Richtungen und Beziehungen, ordneten zu Mexiko ihre botanischen und geologischen Sammlungen, berechneten ihre barometrischen und trigonometrischen Aufnahmen, und entwarfen den geologischen Atlas, welchen Humboldt herauszugeben gedachte. — Als endlich die Reisenden die Hauptstadt Neu-Spaniens verließen, nahmen sie ihren Weg abwärts nach dem Hafen von Vera Cruz, welcher zwischen Sandhügeln in einem brennend heißen und ungesunden Klima gelegen ist, entgingen glücklich dem daselbst herrschenden gelben Fieber, und schifften sich auf einer spanischen Fregatte nach Havanna ein, wo sie früher einen Theil ihrer Sammlungen zurückgelassen hatten. Hier verweilten sie zwei Monate und gingen darauf nach den Vereinigten Staaten unter Segel. Zu Philadelphia und zu Washington, welches sie bald nachher besuchten, hielten sich Beide acht Wochen in der Absicht auf, die politische Verfassung und die kommerziellen Verhältnisse und Verbindungen zu studieren, und kehrten endlich im August 1804, mit beträchtlichen Sammlungen, die sie während ihrer gefahrvollen und beschwerlichen Wanderungen angelegt hatten, nach Europa zurück. —

Die Resultate, dieser mit so ausgezeichnetem Muthe und so großem Eifer ausgeführten Expedition sind für die Wissenschaften von der höchsten Wichtigkeit gewesen, und was die Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Alterthumskunde, Physik und Astronomie anbelangt, so kann im Allgemeinen wohl behauptet werden, daß die Masse von Nachrichten und Mittheilungen, die dem Publikum als eine Ausbeute sechsjähriger Beobachtungen bereits vorgelegt worden sind, Alles übertrifft, was von den glücklichsten Bearbeitern derselben Felder des Wissens während eines ganzen Lebensalters geliefert worden ist. In zwölf Quartbänden, drei Foliobänden, zwei Sammlungen Karten und einer Sammlung malerischer Ansichten liegen die Ergebnisse der Reise dem Publikum vor, und die meisten der bis jetzt veröffentlichten Werke sind unter den Namen beider Reisenden erschienen. Obgleich es keine kleine Aufgabe war, die unzähligen, von den Reisenden gemachten Beobachtungen zu ordnen und dem Publikum in dem erforderlichen Zustande vorzulegen, beschäftigte sich Humboldt, doch unterstützt durch die außerordentliche Thätigkeit seines Geistes und durch seine umfassenden Kenntnisse, während dieser Arbeit mit den verschiedensten Untersuchungen, und in Verbindung mit Gay-Lussac, mit welchem er acht Jahre hindurch in der vertrautesten Freundschaft, und mit ihm in Frankreich, Deutschland und Italien unter einem Dache lebte, stellte er mit diesem zahlreiche magnetische Experimente an, beobachtete einen der großen Ausbrüche des Vesuvs, und bestätigte Biott's Theorie hinsichtlich der Lage des magnetischen Aequators. Im Oktober 1818 befand sich Humboldt in London, wo er mit Auszeichnung empfangen wurde, und wie man sagte, von den verbündeten Mächten den Auftrag erhalten hatte, einen politischen Ueberblick der Südamerikanischen Kolonien zu entwerfen. Im November desselben Jahres verwilligte ihm der König von Preußen, dessen besonderer Gunst und Freundschaft er sich zu erfreuen hatte, eine jährliche Pension von 12,000 Thaler, um seinen Plan, eine Reise nach Asien und insbesondere den Gebirgen von Tübet betreffend, zu befördern. Im Jahre 1822 begleitete er seinen Monarchen zum Kongreß nach Verona, und besuchte kurz darauf Venedig, Rom und Neapel, und in den Jahren 1827 und 28 hielt er in Berlin Vorlesungen über die physische Beschaffenheit der Erde, welchen die Königliche Familie


1447.
16.

und der Hof beiwohnten. Im September des letztgenannten Jahres eröffnete er als Präsident die Versammlung der Aerzte und Naturforscher, und im nächsten unternahm er eine neue wichtige Reise nach dem Uralgebirge, den Grenzen von China und an das Caspische Meer, von welcher bis jetzt außer dem ausführlichen Berichte, auch noch ein Werk über Central-Asien, und Fragmente über Geologie und Klimatologie erschienen sind. In Begleitung der Herren Ehrenberg und Gustav Rose schiffte sich unser berühmter Reisende zu Nischnei-Nowgorod auf der Wolga ein, und fuhr bis Kasan und an die tatarischen Ruinen von Bolgari herab. Von hier nahm er seinen Weg über Perm nach Jekatharinenburg auf der asiatischen Seite des Uralgebirges. Ein Monat verging unter Bereisung der mittlern und nördlichen Theile dieser Gebirgskette, welche einen Ueberfluß an Gold, Platina und edlen Steinen bietet, und während dieser Wanderungen entdeckte ein anderer der Reisenden, Herr Schmidt, durch Humboldts Bemerkungen über die Analogie der Formationen mit denen des brasilianischen Diamantendistrikts auf speziellere Nachforschungen geleitet, die ersten Diamanten im Ural. Von Jekatharinenburg gingen die Reisenden über Tjumen nach Tobolsk am Irtish, und von hier aus über Tara, eine Steppe von Baraba, nach Barnaulan den Ufern des Ob, an den malerischen See von Kolywan, und zu den reichen Silberminen auf dem südwestlichen Abhang der Altaischen Kette. Von Riddersk setzten sie ihren Marsch südlich bis an die Grenze der chinesischen Djungarei fort; es wurde ihnen gestattet über die Grenze, bis zu den mongolischen Posten von Bates, im Norden des Dzaisang-Sees, zu gehen, und von hier kehrten sie nach Ust-Kamenogorsk zurück, von wo aus unsere Reisenden längs der Steppe der mittleren Kirgisen-Horde, nach dem südlichen Theil des Uralgebirges zogen, und in der Nähe von Miask, in geringer Tiefe, drei bedeutende Massen gediegenen Goldes entdeckten. Hier nahmen sie nun ihren Weg am südlichen Ural nach den schönen, grünen Jaspisbrüchen zu Orsk, reisten von hier nach Orenburg, besuchten das berühmte Salzwerk Iletzki in der Steppe der kleinen Kirgisen-Horde, die deutschen Kolonien auf dem linken Ufer der Wolga und zu Sarepta, und langten endlich in Astrachan an, von wo aus sie über die Landenge, welche den Don von der Wolga scheidet, nnd durch das Gebiet der donischen Kosaken, nach Moskau zurückkehrten. — Von da an lebte Humboldt größtentheils in Berlin in der Nähe seines königlichen Freundes, welchen er stets auf seinen jährlichen Ausflügen nach Teplitz begleitete, und die Freundschaft des Vaters erbte auf dessen Sohn und Nachfolger über. Im Greisenalter noch unermüdlich thätig, zeigt Humboldts neuestes, noch nicht vollständig erschienenes Werk „Kosmos“ die volle Kraft des jugendlichen Geistes, gepaart mit der Weisheit des gereiften Alters. Der Ruhm seines Verfassers hat sich über alle Theile der civilisirten Welt verbreitet, und noch lange nach Vollendung seiner Laufbahn wird Humboldt als die Hauptzierde eines, in der Weltgeschichte vorzüglich merkwürdigen Jahrhunderts genannt werden.

Hasen.

Taf. 46.

Wohl keinem unserer Leser ist dies Thiergeschlecht unbekannt, welches Oken in die dritte Zunft der Haarthiere, die Laufmäuse, rangirt. Sie sind von allen Thieren durch zwei Stifte unterschieden, die sie hinter den oberen Nagzähnen haben. Die Backenzähne haben keine Wurzeln, bestehen aber, zum Zerschroten harter Rinden und holziger Pflanzenstengel, auf die sie die Noth, besonders in schneereichen, langen Wintern, oft anweist, aus zwei, durch harte Schmelzblätter verbundene, weichere Schichten. Durch ähnlichen Bau, und dadurch, daß die hintere, weichere Lamelle sich leichter abnutzt, während die vordere, härtere, wie die Schneide eines abgeschrägten Meißels hervorsteht, bleiben auch die Nagzähne stets scharf, und schleifen sich nie zu stumpfen Flächen ab.

Der Repräsentant der ganzen Familie ist der gemeine Hase, Lepus timidus, Fig. 1., dessen Gestalt und Farbe zu beschreiben wohl überflüssig ist. Er ist über ganz Europa, aber nicht in Schweden, verbreitet, am Caucasus, dem Ural, in Syrien, Persien, wahrscheinlich ist der in Indien, China und Japan Vorkommende nicht verschieden; in Amerika findet er sich nicht. Ueberall wird er gejagt und gern gegessen, doch halten ihn Perser und Türken für unrein, auch verschmäht ihn der gemeine Russe; die Römer aber kannten und schätzten sein Wildpret. Er bewohnt Winters die Wälder; warme, sonnige, trockne Abhänge sind es, wo er sich gern unter schützendem Busch sein Lager wählt, in dem er unter Tags ruhig, mit stets halb offenen Augen, schläft, doch weckt ihn schon der ferne Schritt eines Menschen, und das leise Heranschleichen des Fuchses entgeht ihm selten. Aufgesprengt ist er sehr flüchtig, pflegt aber, wenn ihm der Hund nicht rasch folgt, bald still zu sitzen, sich auf die Hinterläufe zu erheben, was die Jäger „Männchenmachen“ nennen, und mit den weit hervorstehenden Augen nach allen Seiten umzuspähen, indeß die langen, schwarzspitzigen „Löffel“ nach jeder Richtung gedreht werden, den mindesten verdächtigen Laut aufzufangen. Kommt die Dämmerung, so huscht er auf vom Lager und geht gern auf dem gleichen Pfade, den der Waidmann „den Wechsel“ nennt, nach Nahrung aus. Im Sommer bietet sich ihm reiche Auswahl: doch zieht er Kohlarten und zarten Klee vor; im Winter aber, bei hohem Schnee, ist er übel dran. Er schält dann im Walde Aspen und Weiden, aber leider auch manchen jungen Obstbaum, der, einmal angeschrotet, verloren ist.

Beim ersten Frühling verläßt der „Rammler“ mit seinem „Setzhasen“ den Wald, um in den jungen Saaten sich zu tummeln. Aeußerst possirlich sind zu dieser Zeit die Kämpfe und Sprünge der Männchen; sie schlagen sich mit den Vorderläufen, knurren, und beurkunden das englische Sprüchwort: „toll wie ein Märzhase“. Zu seinem Glück ist er zu dieser Zeit ungenießbar, und sein Balg schlecht, denn er vergißt sogar seine Scheu und läuft oft dem pflügenden Bauern wie blind an die Füße. Nach 30 Tagen setzt die Häsin, im Lager an der Waldtraufe, oder in eine flache Grube, die

sie im Feld scharrt, 3—4 nicht blinde Junge, die anfangs eine weiße Blässe haben, und durch Zusammenschlagen der knorpligen Löffel, welches ein leises Klatschen erzeugt, zum Saugen gerufen werden. Der erste Satz geht meistens durch Nässe oder Kälte zu Grund, desto besser gedeihen drei, noch im Lauf des Sommers folgende, wodurch ein Hasenpaar sich zu 12—16 Stück vermehrt. Dieser starken Nachkommenschaft bedarf auch das wehrlose Thier, um der ewigen Verfolgung nicht zu erliegen. Dem Fuchs ist der arme Lampe stets ein willkommnes Gericht, die Wildkatze, der Marder, der Iltis, ja das kleine Wiesel würgen jung und alt; der Uhu, die Falken, die Raben, und vor Allen der Mensch! — Auch der Bandwurm, und eine eigene Art Blattern, an denen sie zu Zeiten leiden, reiben manche auf.

Ende September beginnt für den Hasen eine böse Zeit: die Jagd geht auf! Der Jäger stellt sich „auf den Anstand"; folgt nun der Hase mit der Abenddämmerung seinem Wechsel, um ein Krautfeld zu benaschen: so erreicht ihn eine Ladung Schrot. „Auf den Pürschgang" begleitet den Jäger der Hühnerhund, der das Lager des Hasen „ausmacht", in welches er sich festdrückt, und in ihm, oder aufstehend auf der Flucht, geschossen wird. Mit dem Schnee beginnt aber erst das rechte Würgen. Unter dem Wind stellt sich eine Schützenreihe, indeß von der andern Seite die Treiber mit Lärm und Geschrei anrücken. Wohl suchen Einzelne durch die Lücken zu schlüpfen, oder seitlich heraus zu flüchten, die Mehrzahl wird in den Schuß getrieben, Verwundete von den Hunden eingeholt und meist unter kläglichem Geschrei, welches wie knä, knä! klingt, erwürgt. In den Ebenen um Leipzig und Dessau werden oft auf einer Treibjagd 1200 Hasen geschossen, die begreiflich den Sommer hindurch nicht geringen Schaden an Feldfrüchten aller Art gethan haben. — Sein Nutzen, außer dem schmackhaften Wildpret, ist nicht groß; das weiche Haar wird zu Hüten verarbeitet, und allenfalls die auch auf der Sohle behaarten Läufe zum Abreiben des Silbers 2c. gebraucht.

In Gebirgen mittlerer Höhe werden die sogenannten „Berghasen" um ein Merkliches größer, wie die „Feldhasen" der Ebene, ohne naturgeschichtlich verschieden zu sein. Auf Mooren leben die weniger schmackhaften „Sumpfhasen", von denen das Gleiche gilt; gehörnte Hasen sind eine Fabel.

Lepus variabilis, der Alpenhase, wird nicht so groß, wie der gemeine, die Ohren sind kürzer und weiß, mit schwarzer Spitze. Das graue Sommerkleid wird im Winter weiß. Seine Heimath sind die Hochalpen von Savoyen bis Steyermark. Nur zur Zeit der Noth gehen sie von den Kulmen bis zur Region des Holzwuchses herab, oder suchen die Heustadel der Sennen auf. Sie setzen nur zweimal im Jahr in Felsklüften, schlafen aber gewöhnlich in einer in den Schnee gescharrten Vertiefung. Die würzige Waide der Alpenkräuter gibt seinem Wildpret einen besondern angenehmen Geschmack. Auch gefangen im Thal ändert er im Winter sein Kleid, wodurch er seine eigene Gattung feststellt.

Lep. variabilis borealis, der nordische Hase, Fig. 3., hat mit dem Vorigen das Gleiche: daß auch er im Sommer sein sehr geschätztes weißes Pelzwerk auf dem Rücken in graubraun verändert; nur die Blume (das Schwänzchen) bleibt stets schneeweiß. Vom 54. Grad an findet man ihn im europäischen und asiatischen Norden, wo er mit dem gemeinen Hasen Bastarde erzeugen soll, deren Rücken im Winter grau bleibt. In Jahren des Mangels wandern sie, und vermeiden gern das offene Feld; Buschholz ist ihr Lieblingsaufenthalt. Die schönsten und größten fängt man am Jenisey in Schlingen. Das Fleisch ist gering.

Lep. glacialis, der Eishase — bleibt das ganze Jahr hindurch weiß bis auf die schwarzen Spitzen der Ohren; doch erscheint er zuweilen im Sommer gelbbraun gebändert. Man sah ihn in Grönland, den Georgs- und Melville-Inseln, auch an den Küsten der Barrowstraße.

Lep. tolai, der sibirische Hase, hat unveränderlich die Farbe des gemeinen, ist aber kleiner, mit schmälerem Kopf und längerem schwarzen Schwanz, die Läufe sind rostroth. Seine Heimath ist die Mongolei und die Ufer des Baikalsee's, wo er in Menge lebt. Balg und Fleisch sind schlecht.

Lep. capensis, der Caphase. Im südlichen Afrika, besonders am Cap, lebt ein Hase, der sich vom unsrigen nur durch etwas kürzere Läufe und Ohren unterscheidet, auch am Hintern röthlich ist. Es gibt auch andere, die völlig dem gemeinen Hasen gleichen, weßhalb dieser von den Einwohnern Root gat Haas (Hase mit rothem Hintern) genannt wird.

Der Stein- oder Heuhase, **Lepus alpinus**, Fig. 5., der Bell- oder Zwerghase, **Lepus pusillus**, Fig. 2., und der kleinste Hase, **Lepus hyperboreus**, Fig. 6., gehören in's Geschlecht der Pfeifhasen, **Lagomys**, und sind nur in Sibirien und Kamtschatka zu finden, wo sie in Erdhöhlen wohnen, und eine Größe von 5—8 Zoll erreichen.

Lep. cuniculus, das Kaninchen, Fig. 4. Um Vieles kleiner, schlanker, auch kurzohriger, wie der Hase; der Hauptunterschied liegt aber darin, daß das Kaninchen lange Höhlen sich zur Wohnung gräbt, wie sonst kein Hase, dem es an Farbe und Lebensart im Uebrigen gleicht. Die Küsten des Mittelmeers sammt seinen Inseln scheinen seine Urheimath zu sein, wiewohl es jetzt in Frankreich, England und dem mittleren Deutschland, auch an den Nordseeküsten, nichts weniger, als selten ist. Im Südwest Deutschlands fehlt es ganz — vielleicht, weil es hier den lockeren, sandigen Boden nicht findet, der ihm zu seinen Gebäuden so angenehm ist. In Oestreich soll es indeß, wiewohl sparsam, vorkommen. Auch in Südamerika leben Kaninchen, die aber wohl nur von Spaniern übergeführt und verwildert sind.

Sie leben paarweise, und setzen nach 30 Tagen 4—6 blinde Junge, meist fünfmal des Jahrs. Diese ungeheure Vermehrung macht sie für einige Gegenden zur wahren Landplage. Was sie nicht fressen, benaschen sie und unterwühlen die fruchtbarsten Aecker. Auf den Balearen und Pythiusen waren sie einst zu solcher Unzahl vermehrt, daß die Einwohner sich Soldaten zu ihrer Vertilgung vom Kaiser Augustus erbitten mußten,

obwohl man vorher schon wöchentlich Schiffsladungen davon nach Rom zu Markt sandte. Man schießt sie auf dem Anstand, da man sie aber nicht treiben kann: so wird eine gelbliche Iltisart in hölzernen Kasten gehalten, die Frettchen (vid. B. d. W. Jahrg. 184 pag. 9.), welche mit blutiger Gier sich in die Baue stürzen und die Bewohner in die davorgestellten Netze jagen. Fleisch und Balg sind brauchbar, jedoch geringer, wie vom Hasen.

Auch gezähmt werden Kaninchen in Ställen — daher Kühhasen — gehalten oder in ummauerten Hügeln gehegt. Erstere haben, wie die meisten vom Menschen gezähmten Thiere, ihre natürlichen Farben verloren, und erscheinen silbergrau, schwarz und weiß, oder mit diesen Farben großgefleckt. Die ganz weißen haben rothe Augen und sind krankhaft-zarte Kakerlacken des Geschlechts. Das angorische Kaninchen ist eine blaugraue Abart, mit langem Seidenhaar, welches ihnen von Zeit zu Zeit, wo es losgeht, ausgerupft wird. Strümpfe und Handschuhe, die man daraus verfertigt, sind äußerst weich und warm.

Das amerikanische Kaninchen, Lep. cunic. americanus, hudsonius, seu nanus, wird eben Fuß lang, und lebt von der Hudsonsbay bis Mexiko. Es gräbt Baue, versteckt sich aber auch in hohle Bäume, Felsen 2c. Sonst ist seine Lebensweise die Gleiche.

Die Völkerstämme an der Nordwestküste von Amerika.

Je mehr die einzelnen Stämme der Urbewohner Amerika's gelichtet werden, je bälder zu erwarten steht, daß sie zum Theil ganz aussterben, zum Theil aber durch Annäherung und genauere Bekanntschaft mit den Europäern ihre charakteristischen Sitten und Gebräuche ablegen, desto höher ist das Interesse, welches sie uns darbieten. Es wird daher keiner Entschuldigung bedürfen, daß wir die wichtigeren Völkerstämme an der Nordwestküste Amerika's zu schildern versuchen, wenn wir auch noch über manche dieselben betreffende Fragen, wegen der großen Unbekanntschaft mit diesem Theile der neuen Welt, nicht die genauen Nachrichten finden, welche wünschenswerth wären.

Wenden wir uns zuerst zu den Indianern, welche in der näheren und ferneren Umgegend von der russischen Ansiedlung Roß wohnen. Sie theilen sich in vier Stämme: die Bodegischen, die Steppenindianer, die nördlichen und die entfernten Indianer; letztere zerfallen wieder in eine noch unbekannte Menge von Stämmen, jeder durch einen besondern Dialekt von dem andern unterschieden.

Im Allgemeinen sind diese Indianer von mittlerem Wuchse, obwohl man auch hohe Gestalten nicht selten unter ihnen antrifft; ihr Körperbau ist wohl proportionirt und kräftig, ihre bräunliche Hautfarbe mehr Wirkung der Sonne, als angeboren; die Augen und die straff stehenden Haare sind schwarz. In Folge des Klima's und der Lebensart erreichen sie kein hohes Alter. Die bodegischen Indianer tragen keine künstlichen Färbungen an ihrem Körper; dagegen tätuiren die nördlichen Gesicht, Brust und Hände mit verschiedenen Figuren, und bestreichen sich mit einem Kräutersaft, von dem die Haut eine dunkelblaue, sich immer gleich bleibende Farbe erhält. Die Physiognomie aller dieser Stämme trägt im Allgemeinen den Ausdruck der Gutherzigkeit, nicht den der Wildheit, und man begegnet recht oft wirklich anmuthigen, männlichen und weiblichen Gesichtern. Ihr Charakter ist sanft und friedfertig; ihre Geistesfähigkeiten keineswegs schwach, obwohl sie wegen ihrer angebornen Trägheit und Sorglosigkeit in der Regel ein dummes Aussehen haben.

Die Männer leben in vollständigem Müssiggange: sich satt zu essen und nichts zu thun, ist ihr größter Genuß. Die Zubereitung der Speisen und andere häusliche Arbeiten haben die Weiber zu besorgen. Wenn der Wohnplatz gewechselt wird, was sehr häufig geschieht, tragen die letzteren auf der Wanderschaft die Kinder und die sämmtlichen Habseligkeiten, während die Männer mit Bogen und Pfeilen vorangehen und nur höchst selten eine Last tragen. Im Frühlinge leben sie gewöhnlich in der Nähe von Flüssen und Seen, um Fische zu fangen und Wurzeln und Kräuter einzusammeln, den Sommer bringen sie in Wäldern und Steppen zu, und nähren sich von wildwachsenden Beeren und dem Samen verschiedener Kräuter; im Herbste legen sie Vorräthe von Eicheln, ihrem Hauptnahrungsmittel, und von wilden Kastanien an, auch jagen sie den Bison und die wilde Ziege.

Die Eicheln bereiten sie auf folgende Weise zu: Nachdem sie vom Baume gepflückt sind, werden sie an der Sonne getrocknet und in einer Art von Körben mittelst besonders dazu behauener Steine gestoßen; dann wird im Sande oder sonst wo in lockerer Erde eine Grube gegraben, das grobe Eichelmehl hineingeschüttet und mit Wasser übergossen, welches beständig von dem Boden eingesogen wird. Dieses Ausspülen wiederholt man so lange, bis die Eicheln alle ihre eigenthümliche Bitterkeit verloren haben, worauf sie aus der Grube herausgenommen und in Kesseln gekocht werden, in welche man glühende Steine wirft. Will man dagegen eine Art von Brod daraus bereiten, so werden sie etwas gröber gestoßen und, nachdem man ihnen ihre Bitterkeit entzogen hat, noch einige Zeit in den Gruben gelassen. So entsteht eine Art von Teig, welcher in Fladen oder Stücke zerschnitten und auf Kohlen gebacken wird.

Die Wohnungen dieser wahren Naturkinder bestehen im Sommer aus Gesträuchen, die unten gelichtet, oben zusammengeflochten sind; zu den Winterwohnungen schlagen sie zugespitzte Stangen in die Erde, bedecken sie mit Holzrinde, Aesten und Gras, und lassen zwei Oeffnungen frei, die eine oben, damit der Rauch entweichen kann, die andere seitwärts, zum Eingange dienend. Gras und einige Ziegenfelle bilden das Lager; ein Bogen, Pfeile, ein großer Kessel und bisweilen ein paar Fischernetze machen das ganze Hausgeräthe aus; Kleidung kennen sie kaum dem Namen nach. Die Männer gehen meist ganz nackt, die Frauen hingegen be-

decken nur den mittleren Theil des Körpers mit den Fellen wilder Ziegen. Das Haar binden die ersteren auf dem Schopfe zusammen, und besten die Büschel mit ziemlich künstlich geschnitzten Hölzchen fest; die Frauen binden ihre Haare im Nacken. Beide Geschlechter schmücken sich mit Muschelperlen; in den Ohren tragen sie Knöchelchen aus Adlersfüßen.

In gesellschaftlicher Beziehung leben sie ganz frei und ungebunden: Wer die meisten Anverwandten hat, wird von einer gewissen Anzahl als Häuptling anerkannt, doch hat er weder das Recht zu befehlen, noch den Ungehorsam zu züchtigen. Bisweilen wird die Erfahrung der Aelteren bei einer Unternehmung zu Rathe gezogen, im Allgemeinen aber steht das Alter hier nicht in dem Ansehen, wie bei vielen, ja den meisten Stämmen Amerika's. Die Heirathen werden ohne alle Ceremonie vollzogen. Entsteht unter Eheleuten ein Streit, so trennen sie sich ohne Weiteres; die in der Ehe erzeugten Kinder, welche nach irgend einem Baume, Kraute oder sonst einem sichtbaren Gegenstande benannt werden, bleiben bei der Mutter, ohne daß jedoch der Vater die Anhänglichkeit an dieselben verliert. Mehr als eine Frau zu haben ist nicht erlaubt, und die Blutsverwandtschaft wird strenge geachtet, so daß Ehen im ersten oder zweiten Grade der Verwandtschaft nicht vorkommen.

Die Verstorbenen werden mit ihren werthesten Habseligkeiten verbrannt; um den Scheiterhaufen versammeln sich alle Verwandte, ihre Trauer durch Weheklagen und Geheul bezeichnend; die nächsten Anverwandten schneiden sich das Haar ab, und werfen es in das Feuer, wobei sie sich zugleich mit Steinen an die Brust schlagen. Alljährlich im Monate Februar findet eine allgemeine Todtenfeier statt. Hiezu werden je nach der Größe des Wohnorts 10 oder mehr Männer auserwählt, die sich durch mehrtägige Enthaltung von allen Fleischspeisen vorbereiten, am Vorabende des Festes in einer ihnen besonders angewiesenen Hütte mit Ruß und verschiedenen Farben bestreichen, mit Federn und Gräsern schmücken, bis zu einbrechender Dunkelheit tanzen und singen, dann in den Wald gehen und dort unter Gesängen mit Feuerbränden in der Hand umherlaufen. Hierauf kehren sie wieder in die Hütte zurück und verbringen dort die ganze Nacht unter Gesängen, Tänzen und den seltsamsten Verdrehungen Der folgende Tag wird eben so zugebracht; den kommenden Morgen endlich begeben sie sich zu den Anverwandten der Verstorbenen, welche sie in ihren Hütten erwarten und nach ihrem Empfange ein allgemeines Wehklagen erheben; die alten Weiber zerkratzen sich das Gesicht und schlagen sich mit Steinen an die Brust. Während der ganzen Zeit wird die größte Enthaltsamkeit von aller Nahrung beobachtet, und Fleisch bisweilen längere Zeit nicht gegessen.

Bei Kriegen ziehen sie immer in großer Anzahl aus; obgleich sich aber zur Nachtzeit einige kühne Männer den feindlichen Wohnsitzen nähern, so begnügen sie sich doch damit, einige Pfeile abzuschießen, und machen sich dann sogleich wieder aus dem Staube. Einen in Gefangenschaft gerathenen Feind erschlagen sie sogleich und hängen ihn an einem Baume auf. Im Ganzen sind demgemäß ihre Kriege nicht sehr blutig, auch kommen sie bei dem natürlich friedfertigen Charakter dieser Stämme selten vor.

Von dem höchsten Wesen haben sie zwar einen dunklen Begriff, glauben aber, der Schöpfer menge sich, nachdem er Himmel, Erde und alle übrigen sichtbaren Gegenstände erschaffen habe, in nichts weiter, und könne nun, da er die Gewalt andern Geistern abgetreten, weder Gutes noch Böses thun. Der gute und der böse Geist unterscheiden sich blos darin, daß der eine Gutes, der andere Böses thut; da aber der böse Geist immer Böses thut, so glauben sie, daß man ihn mehr fürchten und in Ehren halten müsse. Religionsgebräuche haben sie gar nicht, dagegen findet man eine Art von Zauberern bei ihnen, die sich, wenn sie ihre Kunst ausüben wollen, tief in den Wald begeben, und nach ihrer Zurückkunft denen weissagen, die sich bei ihnen Raths erholen.

Die Kenayer, welche sich selbst Tnaina (von Tnai, d. i. Mensch) nennen, wohnen in den Umgebungen von Cookseinfahrt und sind kaum mehr 480 Familien stark. Sie sind im Durchschnitt schlank gebaut und viele haben einen wahrhaft riesigen Wuchs; eine nicht geringe Anzahl derselben ist buckligt. Sie haben ein heiteres Gemüth, begleiten jede Arbeit mit Gesang und ergötzen sich nach Beendigung derselben, gleichsam zur Erholung, am Tanze. Ihre Winterhütten bestehen aus geräumigen, hohen, mittelst Balken aufgebauten Baracken, in deren Mitte sich der Feuerherd befindet, während an den Seiten so viele Abtheilungen angebracht sind, als mit einander verwandte Familien zusammenleben. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd wilder Thiere. Des Fischfanges wegen schlagen sie an den Mündungen kleiner Flüsse ihre Sommerlager auf. Die Art, wie sie die gegen den Strom schwimmenden Fische fangen, ist sehr einfach. Aus Wurzeln netzförmig geflochtene, an lange Stangen gebundene Körbe werden in's Wasser getaucht und sogleich wieder herausgezogen, wenn sich nur einige Fische darin gesammelt haben. Mit diesem Schöpfen der Fische aus dem Wasser beschäftigen sich alte Leute und Kinder, während der kräftige Mann dem weißen Delphin auflauert. Zu diesem Zwecke rammelt er an seichten Uferstellen mitten in der Strömung Pfähle ein. Auf einem derselben sitzend, erwartet er den Delphin, der sich bei Verfolgung kleiner Fische bis hieher wagt. Sobald er nahe genug gekommen ist, schleudert der Kenayer von dem Pfahle aus seinen Pfeil, oder vielmehr eine Pfeilspitze an einer 1½ Faden langen Stange, die mit einer durch Luft gefüllten Blase versehen und an einen sehr langen Riemen angebunden ist. Der Fisch taucht, vom Pfeile getroffen, eiligst unter, die auf dem Wasser schwimmende Blase verräth aber dem Fischer den Ort des Thieres, wohin er nun sogleich mit einem dazu bereit gehaltenen Kahne rudert. Nachdem er hierauf die von der Pfeilspitze sich ablösende Stange mit Schieferspitzen versehen hat, bringt er dem Thiere noch einige Wunden bei und zieht es endlich todt an's Ufer. Die Frauen

dörren indessen Fische, bereiten Kaviar und sammeln Beeren und Knollengewächse ein. Mit dem Beginne des Monats August wandern wieder alle in die Gebirge, um den Thieren des Waldes nachzujagen, bis die Strenge des Winters auch diese Beschäftigung verbietet. Dann feiern sie nach den Mühseligkeiten der Reise und der Jagd öffentliche Spielgelage, und verzehren die Früchte ihrer Anstrengungen, bis endlich der ganze Vorrath erschöpft ist. Doch überhebt sie der Frühling mit seinen auf's Neue zum Vorschein kommenden Fischzügen der Besorgniß einer drohenden Hungersnoth.

Die Brautwerbung ist eben so einfach, als sonderbar. Der Bräutigam erscheint früh morgens im Hause des Vaters seiner Auserwählten, und fängt, ohne eine Sylbe zu sprechen, an Wasser herbeizutragen, die Speise für diesen Tag herbeizuschaffen und andere Geschäfte zu besorgen, bis man ihn endlich fragt, wer er denn eigentlich sei und warum er sich so bemühe? Dann äußert er den Wunsch, das ausersehene Mädchen zu erhalten, und bleibt, wenn er nicht abgewiesen wird, ein ganzes Jahr lang als Knecht im Hause. Nach Verlauf dieser Zeit erhält er vom Vater der Braut einen verhältnißmäßigen Lohn für seine geleisteten Dienste, und nun führt er ohne Weiteres seine Braut heim; Hochzeitsgebräuche finden dabei gar nicht statt. Wohlhabendere besitzen nicht selten drei bis vier Weiber. Die Frau ist zwar die fleißigste Arbeiterin in der Familie, aber keineswegs die Sklavin ihres Gatten; sie hat vielmehr das Recht, zu jeder Zeit in das Haus ihres Vaters zurückzukehren, und der Mann ist in diesem Falle verbunden, den während der Brautwerbung erhaltenen Lohn zurückzuerstatten. Das Weib ist ferner die völlige Eigenthümerin der ihr zugehörigen nnd von ihr erworbenen Sachen, und nicht selten geschieht es, daß der Mann solche ihr abkauft; wenn er mehrere Frauen hat, so besitzt jede derselben ihre eigene Wirthschaft, die von den übrigen Gattinnen oder den sonstigen Familiengliedern nicht angetastet werden darf.

Ein Verstorbener wird von dem ganzen Stamme beweint. Alle versammeln sich bei dem nächsten Anverwandten des Hingeschiedenen, und erheben ein Klagegeschrei. Dieser hat sein bestes Kleid angezogen, eine Art von Mütze aus Adlerfedern aufgesetzt, durch die Nasenknorpel eine Adlerfeder gesteckt und sein Antlitz mit Ruß geschwärzt. So erscheint er vor der Versammlung, die Todtenklage anzustimmen. Während er mit fester Stimme einen Klagegesang beginnt, klingelt er mit einer Art von Schelle, macht mit dem ganzen Körper heftige Bewegungen und stampft beständig mit dem Fuße auf die Erde; er gedenkt der ruhmvollen Eigenschaften des Verblichenen, und sein Wort dient als Text des Liedes, das von der ganzen Versammlung aus dem Stegreife abgesungen wird, begleitet von dem dumpfen Tone einer Trommel.

Unsere Leser werden es uns Dank wissen, den Inhalt eines solchen Klageliedes nach den Ueberlieferungen des Direktors **Kostrominotow**, der 7 Jahre lang sich an der Nordwestküste Amerika's aufhielt, und Zeuge mehrerer solcher Trauerscenen war, hier mitgetheilt zu finden, da es uns einen Begriff von dem tiefen Schmerz, dem kräftigen, ungeheuchelten Gefühle dieser rohen, noch nicht verweichlichten Wilden gibt. Es lautet:

Der nächste Anverwandte:
Er war der beste Waidmann!

Chor der Anwesenden:
Er war der kühnste Delphinfänger,
Und kehrte nimmer ohne Beute heim:
Zog er dem Rennthier auf den Bergen nach,
So traf sein Pfeil dem Thiere stracks in's Herz;
Begegnet er dem Bär im Walde,
Er ließ ihn wahrlich nicht entschlüpfen,
Es mocht' ein schwarzer oder brauner sein.

Der nächste Anverwandte:
Er war freigebig und erheiterte die Andern:

Chor der Anwesenden:
Er theilte seine Beute stets mit Jedem:
Gewann er was im Meere, auf den Bergen,
Dann theilt' er Alles aus und half den Armen,
Und wenn er mit den Sein'gen auf die Arbeit ging,
Da sang er Lieder, tanzte und war fröhlich u. s. w.

Nach beendigtem Gesange vertheilt der Wirth die Kleidungsstücke und übrige Habe des Verstorbenen unter dessen Anverwandte, die an der Weheklage Theil genommen haben. Der Leichnam selbst wird verbrannt und die gesammelten Gebeine dann beerdigt. Im Laufe des ganzen nun folgenden Jahres sucht der nächste Anverwandte des Verstorbenen sich so viele Rennthierhäute und andere Thierfälle zu verschaffen, als ihm möglich ist, und begeht dann das Gedächtnißfest des Hingeschiedenen, indem er ein Spielgelage veranstaltet, zu welchem er alle Angehörigen der Familie und alle Freunde des Todten, die ihn beerdigt haben, einladet. Diese bewirthet er nun bis zur Uebersättigung, macht ihnen Geschenke und verpraßt oft sein ganzes Vermögen an diesem einzigen Tage. Der Name des Verstorbenen darf von nun an nicht mehr in Gegenwart des nächsten Anverwandten ausgesprochen werden, und auch dieser verändert seinen Namen, bei welchem ihn der Verstorbene bei Lebzeiten genannt hat.

Der von einer schweren Krankheit Wiedergenesene veranstaltet gleichfalls ein großes Gelage, zu welchem er alle einladet, die ihn während seiner Krankheit ihr Beileid bezeugt, ihn besucht, an seinem Lager geweint, seiner gepflegt und gewartet, ihm mit einem Labsal erquickt oder ihm sonst Linderung seines Leidens verschafft haben. Wer bei solchen Schmausereien im Stande ist, sich bei seinen Landsleuten am meisten durch Aufwand hervorzuthun, genießt des größten Ansehens im Stamme; die Uebrigen befolgen in Allem seine Rathschläge und wagen es nicht, ihm in irgend etwas zu widersprechen. Dieß bildet den Anfang zur Häuptlingsschaft. Die Gewalt des Häuptlings oder vielmehr die Hochachtung für ihn ist überhaupt nicht auf Herkunft gegründet, obschon sie in manchen Fällen auf seinen Erben übergeht; sie ist außerdem nur eine bedingte, und es steht jedem frei, den Häuptling anzuerkennen, oder nach einem anderen beliebigen Wohnort auszuwandern, oder auch für sich allein, von allen anderen getrennt, zu leben.

Die Kuskokwimer, so genannt nach dem Flusse, Kuskokwim, der zwischen hügeligen, häufig mit Wälder versehenen Ufern gegen den stillen Ocean hinströmt, endlich aber in einer sumpfigen, unfruchtbaren Ebene mündet, zählen gegen 8000 Köpfe, sind im Durchschnitte mittlerer Statur, schlank gebaut, rüstig und oft mit großer Stärke begabt; ihre Hautfarbe ist meistens braun, jedoch gibt es nicht Wenige unter ihnen, die an Weiße selbst die Europäer übertreffen. Ihr Haar ist gewöhnlich schwarz, seltener braun, am seltensten in's Röthliche spielend. Sie machen sich Einschnitte in die Lippen und legen in die Oeffnung zur Zierde kleine Korallen, Knochen oder Steinchen. Auch den Nasenknorpel durchstechen sie, um Schmuck anzubringen.

Man kann diese Völkerschaft weder ein Nomaden- noch ein Jagdvolk nennen. Während sie im Sommer in verschiedenen Gegenden zerstreut leben, kommen sie vor dem Eintritte des Winters stets in festen Ansiedlungen am Ufer des Kuskokwimstromes zusammen und bewahren eine sehr große Anhänglichkeit an die Wohnsitze ihrer Voreltern.

In jedem Dorfe befindet sich eine Art von öffentlichem Gebäude, welches so groß ist, daß alle Männer des Ortes darin Platz haben. An den Wänden sind Bänke fast auf amphitheatralische Art angebracht; in der Mitte befindet sich ein Herd; das Licht fällt durch eine weite Oeffnung über demselben ein. Hier versammelt sich die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes, wenn über wichtige Angelegenheiten, über Krieg und Frieden u. s. w. berathen werden soll. Außerdem dient dieses Gebäude noch als gemeinschaftliche Schlafstätte aller kampffähigen Männer des Ortes; nur die Greise und die Kranken schlafen, wie die Frauen und Kinder, in ihren Hütten. Früh morgens, vor Sonnenaufgang, erheben sich die Frauen, um Speise für ihre Männer und Anverwandten zu bereiten; zu gleicher Zeit geht der Schamane — der Priester des Dorfes — nach dem öffentlichen Gebäude, wo die schon angekleideten Männer seiner bereits harren; dann beginnt der Schamanendienst — die Gottesverehrung dieses Volkes. Nach vollbrachter Andacht bringen die Weiber das Essen für ihre Männer und Anverwandten herbei, und hierauf speisen die übrigen Familienglieder in ihren Hütten. Nach dem Mahle eilen alle Mädchen und Kinder in den Wald, um Holz zu sammeln, das noch vor völligem Sonnenaufgang auf den ganzen Tag für den allgemeinen Versammlungssaal sowohl, als für jede einzelne Hütte herbeigeschafft sein muß. Die Männer aber ziehen hinaus auf die Jagd, wohin jeder will, im Sommer in ihren leichten Böten, im Winter in kleinen, mit Hunden bespannten Schlitten; einige wenige bleiben zur Beschützung des Dorfes zurück. Kehrt gegen Abend der Jäger heim, so begibt er sich geraden Weges in den Versammlungssaal, ohne sich weiter um die Aufräumung seiner Barke oder seines Schlittens zu bekümmern; letzteres Geschäft wird von seiner Frau, Schwester oder Mutter besorgt, welche die Jagdbeute heimträgt und dann zu dem Ankömmling eilt, ihn zu speisen und seine Kleidung zu trocknen.

Auch die Volksbelustigungen werden in dem allgemeinen Versammlungshause gehalten. Nach beendigter Jagdzeit, wenn die ersten Winterfröste eintreten, wird das jährliche Hauptvolksfest in jedem Dorfe abgehalten, zu dem große Vorbereitungen getroffen werden; denn der hauptsächlichste Zweck desselben — eine Art Nationalausstellung des sämmtlichen Ertrages der Jagd und der vollbrachten Thaten eines Jeden, des Knaben wie des Mannes — schmeichelt dem Ehrgeize dieses Volkes und spornt die allgemeine Thätigkeit an. Die Familienmutter hat die von ihren minderjährigen Söhnen im Laufe des Jahres gefangenen oder erlegten Vögel, Mäuse u. s. w. sorgfältig gesammelt, ausgestopft, auf Schnüre gereiht und in Mitte derselben einen roh aus Holz geschnitzten Vogel mit ausgespreizten Flügeln angebunden. Das ganze wird nun im Versammlungssaale aufgehängt und unter dem hölzernen Vogel eine mit Thran gespeiste Lampe angezündet. Auf dem Herde brennt ein Haufen trockenen Holzes; die Männer und Frauen haben sich versammelt und auf den Sitzen nach einer gewissen Rangordnung Platz genommen. Nun tritt einer der besten Jäger in die Mitte, um ihn schaaren sich alle seine Verwandten, stellen sich dann in eine Reihe, und es beginnt der Tanz unter Begleitung einer Trommel und gemeinschaftlichem Gesange. Nach seiner Beendigung kehren alle an ihre Plätze zurück, der Jäger aber vertheilt unter die Anwesenden die Früchte seiner Bemühungen, Jeglichem etwas schenkend, dem eine Thierhaut, jenem ein Kleid, einem dritten Lebensmittel, einem vierten Schmucksachen u. s. w. Hiebei bedenkt er besonders gebrechliche alte Männer und Frauen, so wie die Armen reichlich. Die Menge und Güte der ausgetheilten Sachen dient als Maßstab für die Kühnheit und den Reichthum des Jägers, wie auf der andern Seite die Zahl der sich beim Tanze zu ihm gesellenden Anverwandten als Maß seines Ansehens betrachtet wird. Sind alle Geschenke vertheilt, dann bringt die Frau des Jägers ungeheure Geschirre voll verschiedener Speisen, um ihre Fürsorge in der Wirthschaft zu zeigen, und bewirthet die ganze Versammlung mit möglichstem Eifer. Oft wird aus Prahlerei bei diesem Volksfeste der größte Theil der Vorräthe vergeudet, so daß der Einzelne am Ausgange des Winters darben muß. Doch entehrt ihn das Hungern nicht, wogegen ihm eine glänzende Bewirthung hohes Ansehen erwirbt, und so kommt es, daß die Eitelkeit oft mächtiger ist, als die Fürsorge für die Zukunft.

Der Reihe nach erscheinen so alle Jäger, der eine nach dem andern auf der Scene. Bisweilen trifft es sich, daß Einer alle seine Verwandte verloren hat, und allein da steht, wenn er in die Mitte tritt. Das natürliche Zartgefühl dieser Wilden läßt ihn jedoch nicht lange in dieser peinlichen Lage, und bald gesellen sich einige alte Frauen zu ihm, dadurch ihre Bereitwilligkeit an den Tag legend, ihm zu helfen, so lange er ledig bleibt.

Während eines Krieges erschlagen die Kuskokwimen

niemals alte Leute oder Kinder; auch Frauen werden blos in Sklaverei geführt, wehrhafte Männer dagegen, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, getödtet. Mit dem Blute der erschlagenen Feinde waschen sie das Gesicht ihrer Kinder, damit diese, wie sie sagen, keine Scheu vor dem Tode haben sollen.

Die Koloschen theilen sich in zahlreiche, aber an Seelenzahl arme und in geringer Entfernung von einander wohnende Stämme. Die Sprache derselben ist keineswegs eine und dieselbe; oft hat man sogar Mühe, die Verwandtschaft dieser verschiedenen Mundarten zu erkennen, und nachzuweisen, daß sie nur Töchter Einer Stammsprache, so wie die verschiedenen Stämme, von denen sie gesprochen werden, nur Zweige einer und derselben Völkerschaft sind. Desto größer ist die Uebereinstimmung in den Sitten und Gebräuchen aller Koloschen-Stämme, wozu namentlich die Eigenthümlichkeit des Klima's und der Landesprodukte, die Lebensweise und die gleich niedrige Stufe der Kultur, auf welcher diese Wilden stehen, beitragen mag. Die nämlichen Ursachen, durch welche diese Stämme einander so zu sagen ganz fremd geworden sind, haben auch die übrigen charakteristischen Züge derselben hervorgebracht und fest ausgeprägt.

Sie alle nähren sich außer dem ergiebigen Fischfange hauptsächlich von Eicheln, wilden Kastanien und den Samenkörnern verschiedener wildwachsender Pflanzen; die Jagd dient mehr zum Vergnügen der Männer, denn als Mittel zum Lebensunterhalte; daher können sie keine zahlreichen Gesellschaften bilden, und müssen, um stets hinlänglichen Unterhalt zu finden, den Aufenthalt in allzu menschenreich gewordenen Ortschaften mit dem Nomadenleben vertauschen. Die Bewohner von Ortschaften, welche ihrer vortheilhaften Lage wegen bevölkerter wurden, als man es gewöhnlich in diesen Gegenden trifft, müssen die Lebensmittel in großer Entfernung zusammensuchen. Eine solche Lebensweise gewöhnt diese Indianer an ein stetes Verändern des Wohnortes, verbietet ihnen das Anhäufen großer Vorräthe, entfernt alle Sorge für die Zukunft von ihnen, und unterhält stets ihre körperliche Thätigkeit; sie nährt aber auch zugleich ihre angeborne Neigung zur Unabhängigkeit, und spiegelt sich in allen ihren Gesängen.

Einzelne dieser Stämme sind höher gebildet als die übrigen; dieß gilt besonders von den auf der Insel Sitcha wohnenden Koloschen, deren Sprache als sanft und musikalisch geschildert wird, und von zehn oder mehr kleineren Stämmen in nur wenig verschiedenen Dialekten gesprochen wird. Wilder und roher sind die Stämme, welche im Innern des Landes, zwischen dem Norton-Sund und dem Kupferflusse wohnen, und jene, welche von hier aus hinab nach Süden bis zu einer noch unbestimmten Gränze umherstreifen.

Alle diese Stämme sind kräftig gebaut, abgehärtet und kriegerisch; im Kampfe wird Unerschrockenheit, auf der Jagd Geschicklichkeit hoch geachtet. Gefangene Feinde werden sehr häufig nicht getödtet, sondern zu Sklaven gemacht, und dienen dann bei Friedensschlüssen als Geißeln. Von der Ueberlegenheit europäischer Feuerwaffen waren sie nur im Anfange geblendet; als sie aber bei genauerer Bekanntschaft einsahen, daß ihre gefürchteten Feinde Menschen seien, wie sie, nur gefühlloser, ungerechter, die Vortheile einer weit vorgeschrittenen Civilisation kennend und mißbrauchend, da loderte heiße Rache in ihrer Brust auf; sie überfielen die Ansiedlungen ihrer Unterdrücker mit mächtiger Ueberzahl, und erreichten theilweise eben dadurch nicht geringe Vortheile. Hier kannten sie keine Schonung; mit thierischer Grausamkeit weideten sie sich selbst an den letzten Todeszuckungen der unschuldigen Säuglinge, in deren Adern auch nur ein Tropfen europäischen Blutes floß.

Als aber mit der Zeit diese wilden Stämme europäischem Uebergewichte an vielen Punkten weichen mußten, als sie einsehen lernten, daß ihnen aus dem Umgange mit den Europäern mancher Vortheil zu Theil werden konnte; da bildete sich nach und nach eine Art Verkehr zwischen ihnen und den früher so sehr verhaßten Ankömmlingen; allmählig legte sich ihre wilde Blutgierde, und dem Christenthume, das schon bei manchen Stämmen Eingang gefunden hat, bleibt es überlassen, sie der Gesittung und einem ordentlichen, geselligen Leben immer mehr zu nähern, an die Stelle des Rechtes des Stärkern eine geordnete, durch Gesetze begründete Staatseinrichtung herbeizuführen und diesen kräftigen Menschenschlag einer höheren Kultur fähig zu machen.

Die Ugalenzen, ein sehr kleines, friedliebendes Völkchen, bewohnen einen nicht ferne von dem großen Ocean gelegenen Landstrich in der Nähe des Eliasberges. Den Winter über halten sie sich an den Seebuchten östlich von der Insel Kadjak auf, während des Sommers begeben sie sich zum Fange der Fische und der Biber nach der östlichen Mündung des Kupferflusses. Eine Art Schoppen, aus Balken gebaut, bilden ihre Wohnungen; an den Seiten sind für jede Familie besondere Plätze abgetheilt, in der Mitte brennt das Feuer für alle.

Die Atnäer, gleichfalls ein ganz kleiner, kaum aus 60 — 70 Familien bestehender Stamm, wohnen an den Ufern des Atnaflusses, von dem sie ihren Namen führen. Sie sind gleichfalls friedlicher Gemüthsart und leben mit allen benachbarten Stämmen in gutem Vernehmen. Sie verstehen mehrere nützliche Künste, z. B. das Schmieden des Eisens und des Kupfers, ihre Hauptbeschäftigung besteht jedoch in der Jagd wilder Rennthiere. Auf dem glücklichen Erfolge dieser meist im Frühlinge und im Herbste vorgenommenen Jagden beruht die ganze Existenz dieses Völkchens, da ihm diese Thiere Kleidung und Nahrung liefern. Auch Elennthiere, Bären, Füchse und Murmelthiere erlegen sie, dagegen lassen sie den Biber ungestört, obgleich er gleichfalls in diesen Gegenden haust. Die Reichen haben Sklaven, welche sie von den Koloschen erhalten.

Die Leichname der Verstorbenen werden verbrannt, die Gebeine aber sorgfältig gesammelt, in reine, noch nicht gebrauchte, aus Rennthierfellen gegerbte Häute eingewickelt, in Kisten verschlossen und auf Säulen oder Bäumen aufbewahrt. Jährlich feiern sie zum Andenken der ihnen durch den Tod entrissenen Anverwandten ein besonderes Fest.

An den Ufern der nördlichen und östlichen Zuflüsse des Atna, und noch weiterhin jenseits der Gebirge leben die Koltschanen oder Galzanen, d. h. Fremdlinge, die sich wieder in verschiedene, oft sehr feindselig gegen einander gesinnte Stämme theilen. Diejenigen derselben, welche am weitesten im Innern des Landes wohnen, werden als äußerst grausam geschildert, und sollen im Falle der Noth ihren Hunger sogar mit Menschenfleisch stillen.

Die Inkulüchliaten leben am Flusse Coulitna und an den oberen Zuflüssen der Ströme Kuskokwim und Kwichpack. Sie zählen ebenfalls sehr wenig Seelen, sind aber kriegerisch und tapfer. Selbst bei ihren Tänzen erscheinen sie mit Wurfspießen und Messern in den Händen, welche sie üb r dem Kopfe schwingen und so eine Art von Gefecht darstellen; außerdem führen sie Pfeil und Bogen. Ihre Hausgeräthschaften bestehen aus hölzernen Schalen und engen irdenen Töpfen, ihre Kleidung aus Biber- und Bisamrattenfellen und aus Fischhäuten. Die Häuser werden aus Balken aufgebaut, sind sehr niedrig und meist mit Rasen belegt; eine runde Oeffnung dient statt der Thüre.

Die Inkaliten leben an den Flüssen Kwichpack und Kuskokwim, bilden ein Mittelglied zwischen den Küsten- und Bergbewohnern, sind von großem Wuchse, brauner Hautfarbe, haben schwarzes, struppiges Haar nnd machen Einschnitte in die Lippen, um sie mit kleinen Steinchen und Glasperlen auszuschmücken; die Frauen tätuiren nur längs des Kinnes zwei schmale Streifen von blauer Farbe. Die Männer scheeren das Haupthaar mittelst eines scharfen Steines, die Weiber tragen es in Flechten, die zu beiden Seiten herabhängen und mit bunten Glasperlen verzier sind. Die Kleidung der Männer ist fast ganz aus Biberfellen, die der Weiber aus Zobel-, Bisamratten- und Hasenfellen genäht. Zum Kochen der Speisen bedienen sie sich irdener, ausgebrannter Geschirre.

Außerdem leben noch verschiedene Tschugatschen-Stämme an der Nordwestküste Amerika's, die aus Kadjak hier eingewandert sind während dortiger innerer Zwistigkeiten, und streng genommen, nicht hieher gehören.

Dr. Theuerle.

Der Pflaumenbaum.

Taf. 47.

Der Pflaumenbaum stammt aus Asien. Der bis jetzt erhaltene Name Damascener-Pflaume, welcher von Damascus abgeleitet wird, bezeichnet Syrien als das Vaterland desselben. Schon mehrere Hundert Jahre vor Christi Geburt waren die Pflaumen (nach Theophrast) in Armenien und Syrien häufig verbreitet. Von hier kamen sie später nach Griechenland und Italien. Durch die Römer wurden sie in den eroberten Provinzen Spanien, Gallien (Frankreich) und Germanien (Deutschland) verbreitet. Zur Zeit Karls des Großen kannte man schon mehrere edle Pflaumensorten. — Durch die Züge der deutschen Kaiser nach Rom, vorzüglich aber durch die Kreuzzüge nach Jerusalem, mögen wohl noch viele Sorten bei uns einheimisch gemacht worden sein. — Doch ging es mit ihrer Verbreitung nur langsam. So war im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts am Neckar die Pflaume noch eine Seltenheit. — Unsere gemeine Zwetsche, die köstliche Backpflaume, welche jetzt in ganz Deutschland so verbreitet ist, daß sie in manchen Gegenden eine bedeutende Erwerbsquelle abgibt, soll erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts durch Württembergische Soldaten, welche in Venetianischen Diensten standen, aus Morea, von wo sie Zwetschensteine mit nach Hause brachten, zu uns gekommen sein. Aus Frankreich und Italien, wie oft angenommen wird, haben wir den Zwetschenbaum nicht erhalten, indem er dort wenig kultivirt, auch, da er nicht recht da gedeiht, gar nicht geachtet wird. Bei uns hat er sich so eingebürgert, daß man glauben sollte, er wäre von jeher hier einheimisch gewesen. In Ungarn, Kroatien und Slavonien soll es ganze Wälder davon geben. Getrocknete Zwetschen und Zwetschenbranntwein (Slibowitzer) sind in diesen Gegenden wichtige Handelsartikel.

Die meisten edlen Pflaumen wurden aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt. In Süddeutschland werden sie gar oft noch von da z. B. aus der Baumschule der Gebrüder Baumann zu Bollweiler im Elsaß, bezogen. Seit 20 bis 30 Jahren fangen indeß auch die deutschen Baumschulen an, berühmt zu werden. Die größte Pflaumensammlung besitzt gegenwärtig wohl der, durch seine Schriften zur Kenntniß der Pflaumen, rühmlichst bekannte Pomolog, Herr Apotheker Liegel zu Braunau am Inn, welcher bei 200 Sorten kultivirt.

Die Pflaume ist eine köstliche, von Vielen gar hoch geschätzte Frucht, die in Hinsicht ihres Geschmackes nicht selten die Pfirsche und Aprikose übertrifft und in Bezug auf Nutzbarkeit mit dem Apfel um den Rang streitet. Der große Obstkenner Quintynie nennt in seiner Abhandlung über die Pflaumen, die Perdrigons, die Katharinen- und Aprikosenpflaumen die besten Früchte der Welt, wenn sie am Spaliere erzogen werden. An Schönheit übertrifft die Pflaume die meisten Obstarten. Der blaue und weiße Duft, der allen Pflaumen eigen ist, die vielen Farbenmischungen 2c. geben ihnen ein sehr liebliches Ansehen.

Der Pflaumenbaum (Prunus) gehört zu den Steinobstbäumen. Er ist kleiner als der Kirschbaum, aber größer als der Aprikosen- und Pfirsichbaum. Gewöhnlich erreicht er eine Höhe von 15 bis 20 Fuß; wird er indeß beschnitten und gehörig gepflegt, so erlangt er nicht selten eine Höhe von 30 Fuß. Wenn man ihn durch das Abwerfen der Krone verjüngt, so kann er ein Alter von 40 bis 50 Jahren erreichen; ohne dieses Verjüngen wird er nur 25 bis 30 Jahre alt. — Der Stamm wird selten fußdick. Die Farbe der Rinde ist, je nach den verschiedenen Arten, verschieden, und steigert sich vom Aschgrau bis zum Schwarzbraun. Die Wurzeln dringen nicht tief in die Erde, laufen meistens flach, in horizontaler Richtung, und


1847.
47

machen dadurch häufig Wurzelausläufer, wodurch sich die meisten Arten vielfältig selbst vermehren, oft so stark, daß man sie kaum auszurotten vermag. Die Aeste stehen zerstreut und breiten sich wenig aus. Die Zweige sind bei einigen sehr zähe und biegsam, bei andern spröde und brüchig. Fast alle Arten treiben in der Jugend Dornen, die sie indeß später meist verlieren. Die Sommertriebe sind bald kahl, bald weichhaarig, indeß alle ohne Ausnahme mehr oder weniger mit einem weißlichen Duft überzogen. — Die fünfblättrigen weißen Blüthen stehen einzeln, gepaart oder dreifach. Sie sind Zwitterblüthen, wie bei allem Steinobste, mit einem, unter dem Fruchtknoten befindlichen, einblättrigen Blumenkelche, in dem sich 20 bis 30 Staubfäden befinden, die einen Stempel umgeben. Die glatten, niemals mit Wolle bedeckten Früchte sind in Hinsicht der Größe, Form, Farbe und Beschaffenheit sehr von einander verschieden. Man hat kleine und große, längliche und runde, blaue, gelbe, rothe, grüne und bunte, saure und süße, die alle mit zartem Duft (der allen andern Steinobstfrüchten mangelt,) überzogen sind und vor und nach vom Juli bis Ende Oktober zeitigen. — Das Holz des Baumes ist im Allgemeinen, vorzüglich das der gemeinen Zwetsche, sehr hart, röthlich gefärbt und röthlich gestreift, und wird von Tischlern und Drechslern sehr gesucht.

Als verschiedene Gattungen bei den Pflaumen bezeichnet man:

Die Schlehenpflaume, Dornschlehe (Prunus spinosa). Dieser in ganz Europa in Waldungen und Hecken häufig wildwachsende, dornige Strauch läßt sich mit einiger Mühe auch hochstämmig erziehen. Zur Unterlage für edle Pflaumensorten würde er sich sehr eignen, da er mit dem schlechtesten Boden vorliebt nimmt und bei uns jeder, auch noch so strengen Kälte trotzt, wenn er nur nicht so sehr um sich wucherte. Die Frucht ist klein, rund, zuweilen etwas eiförmig, anfangs grün, im Oktober, wenn sie zeitig ist, schwarzblau und mit feinem Dufte überzogen. Das saftige, grünliche Fleisch ist sauer und zusammenziehend. Erst wenn sie durch Frost mürbe und teigig wird, ist sie genießbar. Obschon die Frucht zum frischen Genusse wenig Werth hat, leistet sie doch bei der Bereitung des Obstweines herrliche Dienste.

Die zahme Schlehe, Haferpflaume (Prunus sylvestris). Diese Abart, welche aus der vorigen entstanden ist, kommt mehr als Strauch, denn als Baum vor. Sie bildet den Uebergang von der Schlehe zu den Zwetschen, und wird als Mutterpflanze der meisten Pflaumensorten angesehen. Da alle sich auf derselben gut veredeln lassen, selbst Pfirschen und Mandeln leicht anschlagen und gut gedeihen, so werden Stämmchen derselben sehr häufig erzogen, um als Unterlage für die feinern Pflaumen ꝛc. benutzt zu werden. Durch wollenartige, sammtartige Triebe unterscheidet sich die zahme Schlehe von der Zwetsche, durch größere Frucht ꝛc. von der Schlehe. — Durch Pflege, guten Boden ꝛc. lassen sich die Früchte oft sehr veredeln und vergrößern, auch verlieren dadurch die Sträucher ihre Dornen und können hochstämmig erzogen werden. Man hat welche mit weißer, rother und schwarzblauer Frucht.

Die gemeine Zwetsche, Hauszwetsche, Backpflaume ꝛc. (Prunus domestica). Diese, unter allen Pflaumen eine der besten und nützlichsten, bildet einen mittelmäßigen Baum und wird gewöhnlich 16 bis 20 Fuß hoch. Durch die dicht zerstreuten, meist aufwärts gehenden Aeste erhält er ein wildes Ansehen. Er macht glatte, rothe, oft rothbraune, zuweilen etwas glänzende Sommertriebe. Die Blätter sind hellgrün und glänzend. Die Frucht hat bei der Reife eine schwarzblaue, mit Duft überzogene Haut, unter welcher sich ein grünlichgelbes, oft goldgelbes, saftiges, süßschmeckendes Fleisch befindet, welches bei veredelten Stämmen sich leicht von dem länglich zusammengedrückten, rauhen Steine löset, bei unveredelten meist damit zusammenhängt. Die Frucht reift gegen Ende September und hält sich bei günstiger Witterung wohl 4 bis 6 Wochen am Baume, wobei sie zwar etwas welkt, aber immer süßer und delikater wird. Der Boden hat auf die Güte und Größe der Frucht bedeutenden Einfluß. Außerdem erzeugen sich sehr leicht Abänderungen, so daß man nicht selten in einem Garten von gleicher Lage und Beschaffenheit frühe und späte Sorten, die sich in Form und Größe unterscheiden, sich leicht und nicht leicht vom Steine ablösen lassen und im Geschmacke sehr verschieden sind, vorfindet. — Der Baum ist sehr tragbar und hängt oft strotzend voll. Zum Trocknen eignen sich die Früchte vor allen andern. Wird die Haut abgezogen und der Stein herausgedrückt, so geben sie herrliche Prünellen. Aus den vielen, durch Kultur und Klima erzeugten Abänderungen sind die Eierpflaumen, die rothe Kaiserpflaume, die große englische Zwetsche, die Augustzwetsche u. a. m. hervorgegangen. Die aus Kernen erzogenen Wildlinge eignen sich am besten zu Unterstämmen für Zwetschen und Aprikosen. Wegen des wilden Wuchses und den vielen Holzfasern kann man sie nicht gut für feine Pflaumensorten gebrauchen.

Die Kirschpflaume (Prunus cerasifera). Dieser aus Nordamerika stammende Strauch, der gleichsam den Uebergang zu den Kirschbäumen bildet, hat seinen Namen von den Früchten, welche in Größe und Form dicken Kirschen gleichkommen. Sie sind rund, dunkelroth, ohne Furche, und sitzen an langen, dünnen Stielen. Der Strauch treibt in der Jugend wild und kräftig, macht viele Dornen, wird groß, gedeiht überall, ist sehr dauerhaft, trägt indeß wenige, oft gar keine Früchte. Da er sehr frühe, jährlich und überaus strotzend blühet, so zieht man ihn mehr zur Zierde in englischen Anlagen als in Obstgärten. Auch wird er sehr häufig als Unterlage für andere edle Pflaumensorten und Pfirschen erzogen, wozu er sich, da er keine Ausläufer macht, sehr stark treibt, dabei dauerhaft ist und die Veredlung sehr gut anschlägt, vor allen andern eignet. Er läßt sich sehr leicht durch Ableger und Stecklinge vermehren. Man hat verschiedene Abarten dieses Strauches, worunter sich die kleine und die gelbe Kirschpflaume auszeich-

nen. Ein mäßig feuchter, etwas sandiger Boden sagt ihm am besten zu.

Der **Pflaumenbaum** gedeiht zwar in jedem Boden und in jeder Lage, blüht auch fast jährlich strotzend; seine Blüthen sind indeß empfindlich für starke Nachtfröste und anhaltenden Regen, wodurch sie oft gänzlich abfallen. Nur in einem guten, fruchtbaren Boden, der eine warme, sonnige Lage hat und gegen rauhe Nordwinde geschützt ist, darf man schöne, vollkommen große Früchte und reichliche Tragbarkeit des Baumes erwarten. Der Landmann pflanze ihn deßhalb in seine nächste Hausumgebung, wo er durch Gebäude gegen Nordost geschützt ist. Sogar im geschlossenen Hofraume kommt er noch gut fort und liefert vollkommene Früchte. In einer ganz freien, luftigen Lage trägt er selten reichlich.

Unter allen Obstbäumen verträgt der Pflaumenbaum den meisten Dünger. Gärten, die im Winter mit Mistjauche und Abtrittsdünger begeilet werden, sagen ihm recht zu. Er trägt dann vorzüglich große und schöne Früchte. Auch der Malzkeim, den man bei Bierbrauern in großer Menge haben kann, ist ein gar vortrefflicher Dünger für die Pflaumenbäume. Man nimmt dabei den Rasen um den Stamm etwa 4 bis 6 Fuß weit weg, lockert die Erde auf, streut einige Zoll hoch Malzkeime darüber, lockert diese nach etwa 4—6 Wochen etwas auf und vermischt sie mit der Erde. — In ganz schlechtem Boden kümmert der Baum, die Früchte bleiben klein.

Die meisten Pflaumenbäume, vorzüglich die der gemeinen Zwetsche, Damascenerpflaume, Reineclaude u. a. m. pflanzen sich zwar in ihrer Art durch die Steine ihrer Früchte fort, indeß weichen sie doch gern vom Mutterstamme etwas ab, wie man dieses bei der großen grünen Reineclaude, wo man aus dem Samen wohl wieder eine Reineclaude, aber selten die nämliche große Sorte erhält, sehen kann. Nur durch die Veredlung ist man im Stande, die nämliche, große, schöne Frucht zu erziehen. Man kommt dadurch auch schneller zum Ziele und erhält früher einen tragbaren Baum. Auch die Zwetschen werden durch Veredlung größer, schöner und schmackhafter. Zu Unterlagen nimmt man die aus Samen erzogenen Stämmchen der Haferpflaume oder der Kirschpflaume; zu Zwetschen nimmt man, wie schon angegeben wurde, die Sämlinge der gemeinen Zwetsche. Zu den andern Pflaumenarten taugen letztere nicht, indem sie wegen des sehr harten Holzes langsam wachsen und von den Pflaumen, als Damascenen &c. überflügelt werden, wodurch der Stamm oben dicker wird und sich ein Wulst an der Veredlungsstelle bildet; auch wird ein so veredelter Baum nicht alt, da der Safttrieb beider Holzarten zu ungleich ist.

Wurzelausläufer zur Veredlung zu nehmen, wie es gar oft geschieht, ist deßhalb nicht gut, weil dieselben gewöhnlich wieder Wurzelausläufer erzeugen, wodurch der Baum geschwächt wird.

Um Sämlinge zu erziehen, sammelt man vor und nach beim Verspeisen die Steine der Haferpflaume und der Zwetsche, jede Sorte für sich, schüttet sie in Töpfe und bedeckt sie mit Mistjauche. Nach etwa 2 bis 3 Wochen sondert man die in der Mistjauche schwimmenden, welche taub und nicht keimfähig sind, ab und legt die übrigen reihenweise auf ein schon vorher zubereitetes, fruchtbares, gutes Gartenbeet, welches etwa zu Salat &c. gedient hat. — Man tritt die Steine dann etwas an und überläßt sie den Einwirkungen der Witterung. Frost, Regen, Schnee und Sonnenschein machen bis zum Frühlinge den Stein mürbe, so daß sich die feste Naht öffnen und der Keim hervortreten kann. Sobald dieses im Frühlinge erfolgt, muß man etwas Erde aufstreuen. Haben die Sämlinge eine Höhe von 1 bis 2 Fuß erreicht, so kann man sie in die Baumschule versetzen. Sie werden alsdann entweder gleich kopulirt, oder später erst, wenn sie stark und hoch genug sind, um in die Krone veredelt zu werden, gepfropft, oder auch kopulirt, welches am leichtesten anschlägt. Mißlingt im letzteren Falle die Veredlung, so kann man die schönsten Schossen im Juli oder August auf's schlafende Auge okuliren. — Sind die Stämmchen beim Versetzen dicht an der Erde veredelt worden, so läßt man sie im ersten Jahre ruhig wachsen. Im folgenden Jahre verkürzt man die Seitentriebe auf einige Augen und den Herztrieb, der den künftigen Stamm bilden soll, auf 10 bis 12 Augen, oder 6 bis 8, oder auch wohl noch mehr, je nach dem Verhältniß seiner Stärke. In den folgenden Jahren wird so fortgefahren, bis der Stamm die gehörige Höhe, etwa 5 bis 6 Fuß, erlangt hat und er zur Krone angeschnitten werden kann. Die in der Krone veredelten Bäume braucht man nur wenig zu beschneiden; bloß in den ersten Jahren nimmt man die unregelmäßig stehenden, sich durchkreuzenden, herabhängenden, überflüssigen Zweige fort.

Zu **Zwergbäumen** kann man ebenfalls die auf Haferschlehen dicht an der Erde veredelten Pflaumen benutzen. Im zweiten Jahre werden alsdann alle Zweige auf 3 bis 4 Augen eingekürzt und nur die zu gehäuft stehenden, unregulären Aeste weggeschnitten. Im dritten Jahre kann man sie an den Ort ihrer Bestimmung setzen. — Gewöhnlich wählt man zu Zwergbäumen solche Sorten, die einen zwergartigen Wuchs haben und den Schnitt gut vertragen, wie die gelbe Mirabelle, die doppelte Mirabelle, die weiße Diapree, der rothe Perdrigon u. dgl. — Da die Pflaumen an einer warmen Wand viel besser und vorzüglicher werden, als im Freien, so wählt man zuweilen auch wohl große, schöne Sorten, wie die Königspflaume von Tours, den violetten Perdrigon u. a., die dicke, starkmarkige Sommertriebe haben und den Schnitt nicht gut vertragen. Bei solchen muß man sich dadurch helfen, daß man die hinderlichen Triebe ganz ausschneidet und die übrigen ohne Schnitt so gut als möglich zu vertheilen sucht.

Zu **Topfbäumchen** eignen sich die Pflaumen ganz vorzüglich, da sie gerne blühen und auch viele Früchte zur Reife bringen, wenn man die Blüthen nur vor kalten Nächten und vielem Regen schützt. — In den ersten Jahren muß man den Bäumchen ohne Schonung ihre oft bis an das Ende des Sommertriebes angesetzten Fruchtangen wegschneiden und ihnen bei ihrem

starken Triebe nur etwa 4 bis 5 sichtbare Augen lassen. Aus diesen entwickeln sich dann kleine Fruchtruthen und Bouquetzweige, welche im folgenden Jahre Früchte liefern. Sobald sie nicht mehr so stark treiben und tragbar geworden sind, muß man sie kurz halten und ganz wie das Kernobst behandeln. Sie entwickeln alsdann sehr viele Fruchtaugen und hangen meist voller Früchte. — Hat man keinen schicklichen Ort zum Ueberwintern dieser Bäumchen, so nimmt man sie im Herbste aus den Töpfen und setzt sie in's freie Land. Im Frühjahre werden sie alsdann wieder herausgenommen, an den Wurzeln etwas beschnitten, von der alten Erde so viel als möglich gereinigt und dafür neue, nahrhafte Erde in die Töpfe gefüllt. Zur Düngung streut man eine Hand voll Malzkeime oben auf die Erde des Topfes. Diese düngt anhaltend und kräftig und bringt große, sehr schöne Früchte hervor. Da der Malzkeim gern eine Haut bildet, so muß man ihn zuweilen auflockern und mit der Erde vermischen, wodurch er bald in Verwesung übergeht und die Früchte zur höchsten Vollkommenheit bringt. — Zu Topfbäumchen eignen sich vorzüglich: die Johannespflaume, eine der frühesten, die strotzend trägt und nicht sehr empfindlich ist; die Herrenpflaume, welche etwas später zeitigt, zwar klein, aber gut ist; die gelbe Frühzwetsche, die klumpenweise trägt und eine wahre Zierde der Obstorangerie ist; die rothe Kaiserpflaume, der Normännische, der violette und der bunte Perdrigon, die gelbe Mirabelle, die rothe und weiße Diapree, die große und kleine Damascene, die große grüne Reineclaude u. a. m.

Zu Hochstämmen eignen sich alle Pflaumen ohne Unterschied, indem man diese gewöhnlich wenig beschneidet. Nur in den ersten Jahren geschieht es, um eine schöne Krone zu erzielen. Fangen die Bäume an zu tragen, so unterläßt man das Schneiden, da nicht bloß die aus 3-, 4- und mehrjährigem Holze hervorkommenden Fruchtaugen, sondern auch die einjährigen Triebe oft reichlich Früchte bringen, man sich mithin durch das Zurückschneiden den Fruchtertrag verringern würde. Nur die dürren, abgestorbenen Aeste und Zweige, die sich oft nach starkem Blühen und Tragen sogar an jungen Bäumen vorfinden, muß man jährlich sämmtlich wegschneiden. — Erzeugen sich Wasserschossen, geräth der Saft in's Stocken, so muß man ohne Schonung die alten Aeste nach und nach, jedes Jahr einige, abnehmen. Man erhält alsdann vor und nach einen neuen, recht gesunden und äußerst tragbaren Baum. — Sollten durch allzugroße Tragbarkeit sowohl junge als alte Stämme wenige oder nur schwache Sommertriebe machen, so muß man die Aeste einkürzen, den Boden auflockern und durch einige Düngung ihn wieder in Flor zu bringen suchen. — Pfarrer Christ erzählt in seinem Handbuche, daß die Stämme der gelben Mirabelle, jedes Jahr beschnitten, ein weit höheres Alter erreichten, strotzend voll hingen und bessere und größere Früchte hervorbrächten.

Um jedes Jahr einer reichen Ernte gewiß zu sein, vorausgesetzt, daß die Lage der Pflanzung den gemachten Anforderungen entspreche, dünge man alle drei Jahre sämmtliche Pflaumenbäume, oder besser noch, jedes Jahr ein Drittel der Bäume, nachdem man die Erde um den Stamm herum etwa 4 bis 6 Fuß hinweggenommen, mit gut verrottetem altem Miste, Mistjauche, Malzkeimen, wenn sie leicht und wohlfeil zu haben sind, mit Composterde u. dgl. — Es schadet den Bäumen nicht, wenn man auch in reichlichem Maße den Dünger anwendet. Sowohl alte als junge Pflaumenbäume erhalten darnach eine außerordentliche Triebkraft, und werden so fruchtbar, daß man die Aeste meist stützen muß; auch sind die Früchte weit besser und oft doppelt so groß. Man nimmt diese Düngung am besten vor, sobald das Laub abgefallen ist. Durch Regen, Schnee 2c. löset er sich den Winter hindurch auf, dringt in die Erde und macht dieselbe fruchtbar. — Die Bäume bekommen bei solcher Aufwartung und Pflege eine schöne glatte Rinde, treiben kräftig und stark, setzen wenig todtes Holz an und sind dem Gummifluß weniger unterworfen. — Stehen die Bäume im Grasboden, so wird schon durch das viele und gute Gras, welches man dabei erhält, die Mühe und Auslage reichlich ersetzt. — Ueberläßt man die Bäume sich selbst, wie es wohl meist der Fall ist, werden sie nicht zuweilen etwas gedüngt, beschnitten, von der alten Rinde und vom todten, abgestorbenen Holze befreit, so bleiben die Früchte klein, reifen auch nicht so früh und sind nicht so gehaltvoll.

Die Reife der Pflaumen erkennt man theils aus der Farbe, theils durch die Weichheit im Befühlen, vorzüglich aber durch das leichte Abfallen vom Baume und das Ablösen der Steine vom Fleische. — Da jedoch nicht alle Pflaumen bei ihrer Zeitigung gern abfallen und überzeitig gar viele geschmacklos und fade werden, so entscheidet am sichersten der gute, süß erhabene Geschmack ihren Reifpunkt. — Meist werden die Pflaumen abgeschüttelt. Läßt man sie recht reif werden, so ist ein leichtes Rütteln, das dem Baume nicht schadet, hinreichend. — Die große gelbe und die rothe Eierpflaume, so wie einige andere pflückt man am besten, da sie nicht gern abfallen und überzeitig ihren guten Geschmack verlieren. Auch sehr saftige Pflaumen, die im Fallen öfters aufspringen, wie die große grüne Reineclaude, die Katharinenpflaume, die gelbe Aprikosenpflaume u. a. m. werden am besten Stück für Stück abgepflückt. — Früchte, die für den Nachtisch bestimmt sind, muß man sehr sorgfältig abnehmen, damit der Duft nicht verloren gehe, der ihnen ein so schönes Ansehen verleiht. — Pflaumen, die man trocknen will, z. B. Zwetschen 2c. bleiben am besten so lange auf dem Baume, bis sie anfangen, am Stiele runzlich zu werden, indem sie dann am vorzüglichsten sind und den meisten Zuckerstoff enthalten.

Will man die Pflaumen aufbewahren und sich ihren Genuß verlängern, so muß man sie vor den Einwirkungen der Luft schützen. Man pflückt sie mit der größten Sorgfalt, am besten mit Handschuh, an einem trocknen und heitern Tage, mit den Stielen, legt sie 3 bis 4 Tage in ein luftiges, trockenes Zimmer, neben einan-

der und packt sie dann in Tonnen, Schachteln, Krüge oder Gläser in Weizenkleie oder Weizenmehl so ein, daß jede für sich allein zu liegen kommt und ganz mit Mehl umgeben ist. Oben wird die Oeffnung mit einem gut schließenden Deckel, oder bei kleinern Gefäßen mit einer guten Schweinsblase, dicht verschlossen. Nach Wochen oder Monaten, je nachdem man sie brauchen will, nimmt man sie aus den Kleien oder dem Mehle, legt sie in ein Sieb und hält sie in den Dampf von kochendem Wasser, wodurch sie etwas anziehen und ihre vollkommene Gestalt wieder erhalten. — Man kann sie auch recht gut in Asche oder feinem Sande aufbewahren. — Wickelt man jede einzelne, mit dem Stiele sorgfältig abgepflückte Frucht in weißes Fließpapier, legt sie dann schichtweise an einem reinen trocknen Orte auf Stroh, bedeckt sie mit einer leichten Bastmatte und bei zunehmender Kälte mit wollenen Decken, so halten sie sich bis Ende Januar und noch länger.

Für die Haushaltung hat besonders folgende Aufbewahrungsart, die ganz einfach, kostenlos und leicht anwendbar ist, großen Werth und verdient recht häufige Anwendung:

Man trocknet die frisch gepflückten oder abgeschüttelten, jedoch durchaus unbeschädigten Pflaumen, sowohl die gewöhnlichen, als auch die selteneren, wie Mirabellen, Perdrigons, Reineclauden rc. und die Kirschen aller Art, ebenfalls in ihrer vollen Frische und Schönheit — mit einem Tuche von aller Feuchtigkeit rein ab, füllt damit einen Topf von beliebiger Größe und verschließt ihn vermittelst einer Schweinsblase ganz fest, damit keine Luft hineindringen kann, und stellt ihn dann in ein mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß. Dieses wird nun sammt dem Topfe so lange über ein Feuer gestellt, bis das Wasser etwa 15 Minuten gekocht hat. Man nimmt dann das Gefäß vom Feuer und läßt die Früchte mit dem Wasser gemeinsam erkalten, hebt den Obsttopf heraus und bringt ihn uneröffnet an einen trockenen Ort, wo er bis zum Winter, Frühjahr oder Sommer, ja auch bis zur Reifzeit des neuen Obstes, je nachdem es früher oder später gebraucht werden soll, stehen bleiben kann. Wird alsdann der Topf geöffnet, so findet man die Pflaumen oder Kirschen durchaus wohl erhalten und im Uebermaße süßen Saftes schwimmend. Ihr Geschmack ist ganz unverändert geblieben und sie können eben so wie frisch gepflücktes Obst in der Haushaltung verwendet werden; vorzüglich eignen sie sich zur Bereitung von Suppen und Compots. Eins ist dabei wohl zu beachten, nämlich den Topf nach Eröffnung und Herausnahme eines Theils seines Inhalts rasch wieder zu verschließen und nicht im mindesten zu schwenken oder zu schütteln, sondern ihn ganz ruhig stehen zu lassen, indem sonst Luft einströmen und Erschütterung veranlaßt würde, durch welche das Obst bald verdirbt.

Außer dieser Benutzungsart gewähren die Pflaumen noch eine mannigfache Anwendung. Der Konditor macht die halbreifen Reineclauden, Perdrigons, Aprikosenpflaumen rc. in Zucker ein. Die gemeinen Zwetschen u. a. m. werden in Zucker, auch wohl ohne Zucker, eingesotten, oder in Weingeist aufbewahrt und zu Marmeladen u. dgl. benutzt. Die Damascenen, Mirabellen, Perdrigons, die gemeine Zwetsche u. a. m. werden gewöhnlich gedörrt. Enthäutet und entkernt man sie dabei, so erhält man die so köstlichen Prünellen, welche in unzähligen Schachteln und Kistchen von Tours in Frankreich durch ganz Deutschland verschickt werden. Meist nimmt man zu denselben die weiße Perdrigons, welche wegen ihrer sehr zarten Hart blos entkernt zu werden brauchen. Benutzt man die Zwetschen dazu, was sehr häufig der Fall ist, so nimmt man ganz ausgezeitigte, recht süße Früchte, läßt sie in freier Luft etwas einschrumpfen und zieht ihnen dann die Haut ab. Löset sich diese nicht gut, so schüttet man sie in ein Gefäß, gießt kochendes Wasser darüber, läßt sie einige Minuten darin und vollbringt dann die Arbeit, welche jetzt leicht von Statten geht. Am Stielende macht man alsdann mit einem Federmesser einen leichten Einschnitt und drückt den Stein heraus. Sie werden nun auf reinliche Horden gelegt und in einem gelinde erwärmten Ofen so lange gewelkt, bis sie wieder eine neue Haut bekommen haben. Ist dieses der Fall, so wendet man die Pflaumen, legt sie auf andere Horden, bringt sie wieder in den Ofen und läßt sie bei gelinder Hitze vollends abtrocknen. Nun läßt man sie auf einer luftigen Kammer einige Tage liegen und packt sie dann in Schachteln oder Kistchen. — Wie man aus den Pflaumen das so nützliche Zwetschenmuß anfertigt und einen köstlichen Wein aus Zwetschen bereiten kann, wird vielleicht später einmal mitgetheilt.

Zum Schlusse möge noch die Frage erörtert werden, welche Pflaumen soll man pflanzen? — Die Beantwortung derselben hängt zunächst von dem Zwecke ab, den man bei der Anpflanzung hat. Ist nur für einige Zwergbäume oder Hochstämme im Gärtchen Raum, so pflanze man einige der besten, und zwar solche Sorten, die in der Reife auf einander folgen, um sich den Genuß dieser köstlichen Früchte zu verlängern z. B. die frühe Herrnpflaume, die Königspflaume von Tours, die rothe Nectarine, die violette Diapree, die große grüne Reineclaude, die Katharinenpflaume, die italienische Zwetsche und die gemeine Zwetsche.

Beabsichtigt man bei der Pflanzung, vorzügliches Obst für die Tafel zu gewinnen, wie es wohl meist bei den herrschaftlichen Gärtnern der Fall ist, so wähle man außer den vorhin angegebenen noch: die rothe Diapree, Cors Goldpflaume, den weißen und den normännischen Perdrigon, die große Zuckerzwetsche, die mailändische Kaiserpflaume, die wahre blaue Eierpflaume, die aprikosenartige Pflaume, die Unvergleichliche u. a. m.

Für den Obstmarkt eignen sich vorzüglich ganz frühe und schöne Pflaumen, als: die Johannispflaume, die frühe Herrnpflaume (s. Taf. 47), die lange violette Damascene, die Augustzwetsche, die italienische Zwetsche, die rothe Kaiserpflaume, die rothe und die gelbe Eierpflaume, die gelbe Frühzwetsche, die große

weiße Damascene, die große Reineclaude, der bunte Perdrigon, die rothe Aprikosenpflaume u. a. m.

Zum ökonomischen Gebrauche, vorzüglich zum Trocknen, sind zu empfehlen: die Augustzwetsche, der weiße Perdrigon, die Katharinenpflaume, die violette Diapree, die lange violette Damascene, der rothe Perdrigon, die gelbe Aprikosenpflaume, die weiße Jungfernpflaume, die weiße Kaiserin, die doppelte Mirabelle, die gelbe Mirabelle, und vor allen die gemeine Hauszwetsche, welche sowohl zum Trocknen, als zu Muß und zur Weinbereitung mit zu den besten gehört und die allerhäufigste Anpflanzung verdient.

Rubens *).

Die Pehuenchen in Südamerika.

Nachfolgende Notizen über das bisher fast ganz unbekannt gewesene Volk der Pehuenchen sind aus dem ersten Bande der vom Professor Pöppig während der Jahre 1827—32 unternommenen Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom entnommen. Herr Professor Pöppig lernte die Pehuenchen kennen, als er die chilenische Provinz Conception und den Vulkan Antuco besuchte.

Der Pehuenche (Pehuentsche) ist ein Nomade, der sich nie an feste Wohnorte gewöhnen wird, und sich schon dadurch von den Araukanen unterscheidet, welche übrigens mit ihm demselben Zweige des großen Stammes der kupferfarbenen Raçe Amerika's, dem patagonischen, angehören. Aus angestammter Neigung zum Wanderleben, vielleicht auch durch die Noth gezwungen, zieht er stets im Andengebirge umher, und erscheint bald als ein Hirt, der keinen andern Reichthum kennt, als seine Heerden, bald als ein kühner Räuber, der im Kriege die häuslichen Sorgen den Weibern übergibt, in die Ebenen hinabsteigt und seine verderblichen Streifzüge zuweilen bis an die Thore von Buenos-Ayres ausdehnt, wo er unter dem Namen des Pampas-Indianers bekannter ist. Nur wenn der Winter, besonders in den kalten Monaten des Juli und August, alle höheren Gegenden mit tiefem Schnee belegt hat, wenn die dauernden Regenstürme und das unbeschreibliche Anschwellen der Flüsse das Umherkreuzen unmöglich gemacht haben, nur dann erbaut er sich eine etwas dichtere Hütte, um zu überwintern. Mit dem wegschmelzenden Schnee wandert er höher und höher in die Gebirge, jedoch selten aus dem Bezirke hinaus, der seit undenklichen Zeiten seinem Stamme angehörte. Noth und gleiches Bedürfniß haben die entferntesten Nationen, unter denen nie Verwandtschaft bestanden hat, zu denselben Erfindungen, zu denselben Verfahrungsarten in ihrem häuslichen Leben veranlaßt. Der Pehuenche gibt davon ein Beispiel, denn in der Wohnung, der Wahl seiner Lebensmittel, seiner Reiterei und seinen Waffen ist er mehreren nordasiatischen Völkern sehr verwandt. Sein Haus gleicht der Jurte des Tataren und dem des Kansas-Indianers in Nordamerika. Einige wohlbereitete Ochsenhäute, welche leicht verbindbar in Kegelform über aufgerichtete Stäbe befestigt sind, gewähren genügenden Schutz gegen die kalten Windstöße von den Schneegebirgen und die Regengüsse des Winters. In jenen Anden wächst die nützliche Colligui, ein baumartiges Gras mit ästigem Stamme, selbst noch in Erhöhungen über dem Meere, wo der Baumwuchs aufhört, und liefert dem Indier überall das Geripp seines Zeltes. Auf irgend einer kleinen Ebene der neugefundenen Weideplätze errichtet der angekommene Haufen die spitzigen Hütten, und wählt dazu das Ufer eines nahen Baches, dessen eiskaltes Wasser in jeder Jahreszeit zum Baden dient. Ringsumher weiden die unbewachten Heerden, aber vor den Hütten steht immerwährend ein Pferd gesattelt, und die gefährliche Lanze steckt daneben in dem Boden. Im Innern brennt ein Feuer, auf dem zu allen Tageszeiten irgend etwas im Bereiten ist, denn ohne sich an Stunden zu binden, genießt jedes Mitglied der Familie, wenn es der Hunger treibt. Sobald man weiter reist, werden die Felle aufgerollt, und einige Packpferde transportiren schnell das bewegliche Dorf nach einem entfernteren Thale. Der Hausrath ist gering, denn unzählige Gegenstände sind dem Nomaden entbehrlich, deren der Ackerbautreibende bedarf. Einige Schaffelle zum Schlafen, einige viereckige Stücke aus Kuhhaut mit Meisterfertigkeit genäht, die Sättel mit ihrem Zubehör, die Lanze, der Lasso, die Wurfkugeln, sind ungefähr Alles, was man erblickt.

In jeder neuen Niederlassung wird neues Kochgeschirr gefertigt, denn die Männer essen ganz erstaunliche Portionen, jedoch ohne sich in der Wahl ihrer Nahrungsmittel sehr delikat zu bezeigen. Vor Allem lecker dünkt ihnen Pferdefleisch, und nur Noth vermag sie zum Tödten einer Kuh zu veranlassen. Obwohl gewöhnt, alles Fleisch zu buccaniren oder zu rösten, gibt es doch Keinen, der da glauben würde, übler daran zu sein, wenn er, durch die Nähe des Feindes am Anzünden eines Feuers gehindert, es roh essen müßte. Da sie nie das Feld bauen, eine Beschäftigung, welche unter ihnen gewissermaßen für entehrend und unmännlich gilt, so sind sie Monate lang allein auf Fleischkost beschränkt. Vor der Revolution erkauften sie von den Chilenen große Quantitäten von Mais und Hülsenfrüchten für die Viehheerden, allein jetzt hat in Folge des Krieges dieser Handel aufgehört. Sie würden des Genusses der Pflanzennahrung ganz beraubt sein, hätte nicht die gütige Natur auch für den rohen Eingebornen der Anden mütterlich gesorgt, und ihm die nährenden Körner des Pehuen gegeben. Die Sammlung und Bereitung dieser Samen und die Verfertigung der geistigen Getränke, denen die Pehuenchen im Uebermaß ergeben sind, fällt den Weibern anheim.

Wie unter allen Völkern einer sehr niedrigen Kulturstufe sind die Frauen der Pehuenchen geplagte Last-

*) Verfasser des so eben in gleichem Verlage erschienenen Werkes: Der Obstbaumfreund. Leichtfaßlicher Unterricht in der Obstbaumzucht für Landleute. Mit vielen Abbildungen. Preis 1 fl. 12 kr. = 20 Ngr.

thiere, denen selbst solche Geschäfte aufgebürdet werden, welche in anderen Gegenden Niemand für weibliche halten wird. Das Pferd, welches der Eheherr am frühen Morgen besteigt, muß die Frau einfangen, herbeibringen und satteln. Sind die Haushaltungen auf einer Wanderung begriffen, so wird es den Weibern zur Pflicht, den Zug der Thiere in Ordnung zu halten, die Lastthiere kunstgerecht zu bepacken, auf den Ruheplätzen sie zu entladen, die Feuer anzuzünden, mit Einem Worte, dem häuslichen Despoten zu dienen, der theilnahmlos der Ruhe pflegt. Auf dem Marsche tragen die Frauen ihre Kinder in Binden, zum Theil auch in einer Art von Wiegen, auf denen der Säugling senkrecht festgebunden steht, eine Vorrichtung, welche derjenigen der Caraiben von St. Vincent gleicht. Die geringste Vernachlässigung nur einer von diesen Pflichten zieht harte Züchtigungen nach sich, und auffallend ist die Menge tiefer Narben, welche manche Pehuenchen-Weiber bedecken.

Indessen wird es auf der andern Seite den Freiern schwer gemacht, zum Besitz eines Mädchens zu gelangen. Meldet sich ein solcher, so setzt man ihm einen Preis, der im Verhältniß zum gegenseitigen Reichthum, aus Pferden, Sattelzeug, silbernen Spornen, Zierrathen und Waffen besteht, und dann Quegutun heißt, oder der Preis wird in Kühen und Schafen erlegt und dann Mavutum genannt. Zeigt sich der junge Mann geneigt, zu zahlen, so gilt es nicht für einen niedrigen Treubruch, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier so hoch zu treiben sucht, als er nur irgend kann. Allein mit der Befriedigung der Eltern ist der Handel noch nicht geschlossen, sondern auch jeder Verwandte des Mädchens muß im Verhältniß seines Verwandtschaftsgrades ein Geschenk erhalten. Festlichkeiten oder irgend eine Art von bürgerlicher oder religiöser Ceremonie sind bei dem Schließen dieses zarten Bundes nicht gebräuchlich. Der Ehemann hat das Recht, seine Frauen zu verstoßen, und der Anblick des Zusammenlebens ist unter diesen Menschen weit entfernt, dem Beobachter freundliche Bilder eines stillen, häuslichen Glückes darzubieten. Der Mann nimmt wenig Theil an dem Zustande seiner Frauen, und geht in seinem Stolze so weit, sie für eine Art von Geschöpfen zu halten, die von der Natur weit unter den Mann gestellt worden.

Daß aber diese Indier im Stande sind, die Freundschaft mit einem gleichen Wesen als ein hohes Gut zu betrachten, geht aus einem eigenthümlichen Gebrauche hervor, den alle verwandte Stämme theilen. Zwei Männer, die sich gefallen, errichten mit mancher Ceremonie ein Freundschaftsbündniß unter sich (Lacutur), welches mit Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten wird, und nicht in jenen Aeußerlichkeiten besteht, auf welche, sonderbar genug, diese Völker so viel Werth legen, sondern in alle Verhältnisse ihres Lebens eingreift. Wo sich irgend die zwei verbündeten Freunde treffen, sind sie verbunden, vorzugsweise mit einander umzugehen. Sie schlafen im Bivouac auf demselben Felle, und trennen sich im Kriege nie, um an verschiedenen Orten zu fechten. Häufig besuchen sie sich, und dann kommt es dem Wirthe zu, ein Schaf zu tödten und das gebratene Herz als erstes Gericht allein mit seinem Freunde zu verzehren. Im Kampfe ist der Eine für den Andern sich zu opfern verbunden, und Beide müssen sich in jeder Noth ohne Furcht und ohne Rücksicht beistehen.

Die Familien sind nicht zahlreich, und es scheint, so weit solche Dinge unter wilden Völkern zu ergründen sind, daß Mädchen in unverhältnißmäßig größerer Anzahl als Knaben geboren werden, und daß Vielweiberei nicht der einzige Grund davon sein könne, da viele der ärmeren Pehuenchen sich mit einer Frau begnügen müssen. Die Erziehung ist dem Kulturzustande angemessen. Die Kinder lernen, wenige Monate alt, sich auf dem Sattel hinter der Mutter anklammern, und erlangen bald die Fertigkeit, anhaltende und schnelle Ritte gleich den Erwachsenen zu ertragen. Mit etwas zunehmenden Kräften lernt das Mädchen Mais zwischen ein Paar Steinen zerquetschen, die Samen des Pehuen für den Winter aufbewahren, die Heerden abwarten, einen Poncho weben, und zuletzt erbt sie die Färbekünste der Mutter, die oft gar nicht verächtlich sind. Der Knabe wächst wilder und unabhängiger auf, und wird in einem Alter, wo unsere Kinder kaum allein zu gehen vermögen, schon zum kühnen Reiter. Er erlangt bald Uebung im Gebrauch der Waffen, zieht später mit in den Krieg, und nimmt Theil an den Berathungen, ohne daß man ihnen so grausame Ceremonien der Aufnahme und Mündigsprechung unterwirft, wie sie unter nordamerikanischen Indiern gebräuchlich sind. Doch sehen es die Eltern gern, wenn sich die Knaben blutige Gefechte liefern, und gerathen bei solchen Gelegenheiten wohl selbst an einander. Wird dennoch einer zufällig getödtet, so tritt das Recht der Blutrache ein, und der Todtschläger wird unfehlbar von den Verwandten der Gegenpartei ermordet. Indessen geschieht dieses nie ohne vorgängige Warnung und ohne einen Blutpreis zu verlangen, der in der Regel bezahlt wird und die Fehde beendigt. Unter den Araukanen herrscht die Sitte, durch Uebersendung von Pron (Schnüren, die in Zusammensetzung und Gebrauch den Quipos der alten Peruaner ähnlich sind) die Zahl und Art der Dinge anzuzeigen, die man zur Sühne verlangt. Die rothe Farbe der Schnüre deutet an, daß der Nichtzahlung ganz gewiß die blutigste Rache auf dem Fuße folgen werde.

Der Kunstfleiß der Erwachsenen unter den Pehuenchen ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich meistens auf die Verfertigung von Dingen, welche ihnen Eitelkeit und Putzliebe unentbehrlich machen. Wenn auch Mancher die Bearbeitung der Metalle unternimmt, die im rohen Zustande von den Chilenen erhandelt werden, so ist das Werk doch höchst roh, da spitze Steine oft die Stelle von Hämmern vertreten müssen. So viel man weiß, hat es noch nie einem Pehuenchen gelingen wollen, das Kunstwerk eines Pferdegebisses herzustellen, daher sie diesen Artikel von ihren Nachbarn beziehen. Die von ihnen verfertigten Silberzierrathen haben kein anderes Verdienst, als das der großen Gewichtigkeit. Zu der Zeit, als sich der Verfasser unter den Pehuen-

chen aufhielt, waren eben Ohrringe unter der Form von Vorlegeschlössern in der Mode, von welchen das Paar an zwei Pfund wog, so daß besondere Schnüre diesen schweren Schmuck am Stirnbande befestigen und die Ohren vor dem Zerreißen schützen mußten. Bewunderung verdient jedoch ihre feine Verarbeitung von dünnen Streifen ungegerbter Pferdehaut. Ueber eine Schnur von Pferdehaaren flechten sie, ohne je sich zu verwirren, zwölf bis fünfzehn schmale Riemen in künstlichen Mustern zu Zäumen und Sattelgurten zusammen. Ihre Reitstiefeln ohne Naht bestehen aus dem Hinterfuße eines Pferdes, dessen Haut man oberhalb des zweiten Gelenks zirkelförmig durchschneidet, abstreift, durch vorsichtiges Schaben und Gerben mit alaunhaltiger Erde, die sehr häufig in den Anden vorkommt, geschmeidig macht und endlich zu einem Strumpfe gestaltet, welcher bloß unten an der Spitze zugenäht wird.

Von jeher ist das ganze Volk als gewaltig putzsüchtig, von seinen Nachbarn mit großem Mißtrauen angesehen worden, wenn bei allgemeinen Versammlungen ein Kriegszug gegen die Spanier ausgeführt werden sollte. Die Pehuenchen kamen dann so geputzt und so weibisch geschmückt, daß nur ihr wirklich tapferes Fechten ihnen die verlorene gute Meinung der wilden Verwandten wieder verschaffen konnte. Der Poncho, den die Meisten von ihnen annahmen, deckt ihre nackten Schultern, und um die Hüfte schlagen sie eine Decke, welche bis auf die Knöchel herabhängt und einem Weiberrocke gleicht. Beinkleider und Hemden sind ihnen höchst unangenehm, und nie tragen sie die, welche sie als Geschenk erhalten. Die Zumeles sind mit silbernen Knöpfen von großer Schwere benähet; der Zaum und der fußbreite silberne Schild, welcher von reichern Kaziken getragen wird, mögen bisweilen einige hundert Thaler werth sein. Keiner bedeckt das Haupt. Man läßt das Haar zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen wachsen und knüpft es im Lager in einen Knoten, durch den ein rothes Band geflochten wird. Die Weiber hüllen sich in eine einfache wollene Decke, welche die Arme blos läßt und mit einem Gürtel befestigt wird. Das wohlgepflegte Haupthaar fällt in zwei langen Zöpfen herab, die weiter unten durch Schnüre im Halbkreis verbunden werden, an denen ein Ueberfluß von Schellen, Glaskorallen und polirten Kupferstücken hängt. Aehnliche Ketten umgeben den Hals, und so plump ist der Schmuck, daß er zuweilen einige Pfund wiegt. Der Wohlhabenheit einer Frau entspricht die Größe und Schwere dieses Putzes, und aus dem Klirren des noch ungesehenen Besuches kann man leicht auf seine Wichtigkeit schließen.

Die Pehuenchen sind stets mit irgend einem ihrer Nachbarvölker im Kriege begriffen, wozu der Grund in den Verhältnissen des nomadischen Lebens liegt. Als Besitzer großer Heerden müssen sie weit umherziehen, um neue Weiden aufzufinden. Begegnen sie nun innerhalb des Landstrichs, den sie durch Ueberlieferung als Eigenthum ansehen, einem andern Stamme, so kommt es erst zu Händeln und bald zu einem allgemeinen Kriege, bei dessen Führung aber keine Uebereinstimmung herrscht. Mag auch der Streit das ganze Volk betreffen, so zieht doch jeder Häuptling mit seinen Leuten aus, ohne einen Oberbefehlshaber anzuerkennen oder mit andern Kaziken sich zu verbinden. Für die größte Kriegskunst gilt es, den Feind auf einem unbewachten Punkte zu überfallen, in das offene Land einzubrechen, und den Landmann die ganze Furchtbarkeit eines Indierkrieges empfinden zu lassen. Sie wissen es so einzurichten, daß sie bei dem Grenzorte, der dem Untergange geweiht ist, des Nachts eintreffen. Kaum graut der Morgen, so stürzen sie unter furchtbarem Geschrei und ohne Ordnung in das unbewehrte Dorf, und so rasch verbreitet sich die wüthende Horde, daß den Einwohnern selten Zeit zur Flucht bleibt. Die Scene von Barbarei und von Zerstörung, die dann beginnt, ist grausenhaft. Was irgend Werth zu haben scheint, wird geraubt, das Uebrige zerstört, die Heerden weggetrieben und der Ueberfluß derselben getödtet. Die Männer und die halb erwachsenen Kinder werden ohne Barmherzigkeit gemordet, den älteren Frauen bleibt nach mancher rohen Mißhandlung das Leben.

Die Mädchen und die jüngeren Weiber werden fortgeführt, und haben, zum Leben mit dem Sieger verurtheilt, nur wenig Hoffnung, je ihr Vaterland wieder zu sehen. Den Beschluß macht das Anzünden der ärmlichen Hütten, und durch die Flammen und über die blutigen Spuren der Morde zieht der furchtbare Schwarm eilig davon. Weniger als zwei Stunden reichen hin, diese Scene zu eröffnen und zu beschließen. Die Pehuenchen verschwinden eben so schnell als sie kamen, und nur die rauchenden Trümmer und der Jammer der wenigen am Leben gebliebenen Bewohner zeugen von dem verderblichen Besuch.

Wenn unvermeidliche Umstände die Pehuenchen zum fechten zwingen, so fehlt es ihnen nicht an Muth. Ihr Angriff ist schnell und wüthend, aber auch im Augenblick vorüber, wenn ihnen kalter Widerstand geleistet wird, und einmal abgeschlagen, kehren sie nicht wieder um. Sie werfen vorher die wenige Kleidung ab und steigen so zu Pferde, Arme und Gesicht mit frischem Pferdeblut bestrichen. Nie fechten sie zu Fuß, und sie führen keine anderen Waffen, als die Lanze, welche aus einem achtzehn Schuh langen Rohr besteht, und mit der kunstreich daran befestigten kupfernen Spitze in der Hand des Pehuenchen eine sehr furchtbare Waffe ist. In einiger Entfernung in eine Reihe aufgestellt, ertönt plötzlich ein betäubendes Geschrei. So wie dieß Signal erfolgt, werden die langen, losen Haare nach vorn über das Gesicht geworfen, und Alles stürzt, über den Hals des galoppirenden Pferdes gelehnt und die schwankende Lanze unter dem Arme, toll brüllend auf den Feind los, der verloren ist, wenn ihm beim Anblick dieser, dem Anscheine nach aus Unholden der Unterwelt bestehenden Schaar seine Kaltblütigkeit verläßt. Im Fliehen sucht sich der Pehuenche durch seine Reitkunst zu retten, und entkommt selbst dem Chileno, obwohl dieser zu Pferde Wege einschlägt, auf denen ihm kein Europäer folgen würde. Verfolgend aber ist derselbe Nomade nicht min-

der furchtbar, denn was er mit der Lanze nicht erreicht, das trifft der sichere Wurf der Bolas oder Wurfkugeln.

Selten machen die Pehuenchen auf ihren vielfachen Kriegszügen Gefangene, und jeder kämpft wohl eher bis zum letzten Augenblick, ehe er sich einem Schicksale aussetzt, welches ihn, je nach der Laune der Sieger, in mehr oder minder furchtbarer Gestalt treffen kann. Während Pöppigs Aufenthalt in Antuco kehrte eine Kriegspartei aus den südlichen Anden zurück, der es gelungen war, einen Häuptling des verhaßten Stammes der Moluchen zu fangen. Der Unglückliche sollte der Rache zum Opfer fallen, und weder die Verwendung des chilenischen Kommandanten, noch das Anerbieten von ansehnlichen Geschenken vermogten etwas über die aufgereizten Indier, die mit Ungeduld den nächsten Morgen erwarteten. Der Gefangene harrte auf das Unvermeidliche mit jener stumpfen Gleichgiltigkeit, die mit dem Muthe des Helden wenig gemein hat. Die ganze Nacht hindurch erscholl der Lärm des Siegesfestes, und mit dem ersten Licht des Morgens versammelte sich vor dem Fort ein weiter Kreis der Männer und aller Frauen. Der Gefangene stand im Mittelpunkte eines zweiten engeren Kreises, den gegen zwanzig Krieger bildeten, jeder mit seiner langen Lanze bewaffnet. Drei flache Gruben hatte man vor seinen Füßen ausgehöhlt und ihm selbst einen kurzen Stab in die Hände gegeben. Mit lauter Stimme erzählte er von seinen Thaten, und nannte alle Feinde, die unter seinem Arme fielen, und jeden Namen bezeichnete ein abgebrochenes Stück des Stabes, das er in eine der Gruben warf, und verächtlich mit Füßen trat. Immer lauter wurden die empörten Zuhörer und die Weiber, zu Furien verunstaltet, antworteten mit gellendem Gekreisch auf jeden neuen Namen. Eine Lanze nach der andern senkte sich und umgab die Brust des höhnenden Feindes in immer engerem Kreise. Da fiel das letzte Stück des Stabes und mit ihm der letzte und größte aller Namen, und aus hundert Kehlen erscholl zugleich das furchtbarste Schlachtgeheul. An zwanzig Lanzen durchbohrten den Gefangenen, bis er todt zu Boden fiel.

Im Frieden sind die Pehuenchen gastfrei gegen Fremde, und gewähren ihren Handelsfreunden stets die beste Aufnahme. So rechtlich aber sie sich gegen diese benehmen, so wenig glauben sie dem Nichtempfohlenen Rücksicht schuldig zu sein. Sie halten Räuberei gegen den Unbekannten, die oft mit Mord verknüpft ist, für eben so ehrenvoll, wie der Europäer einen Krieg nach völkerrechtlichen Grundsätzen. Im Handel sind sie ehrlich und mißbilligen feigen Diebstahl und Betrug. Wenn nach achttägiger Reise eine Karavane aus der Isla de la Laxa, dem östlichen Theile der chilenischen Provinz Conception, im Pehuenchenlande ankam, begab sie sich nach dem Hause des mächtigsten Kaziken, der das Ereigniß sogleich seinem Stamme zu wissen that. Aus allen Thälern strömten die Handelslustigen zusammen, bestimmten die Preise und nahmen die Waaren mit sich fort. Der Tag der Abreise der Chilenen war bekannt, und nie geschah es, daß der Schuldner ausgeblieben oder in der Art der Zahlung betrügerisch verfahren wäre. Solche Freundschaft gegen Weiße im Frieden ist freilich nicht ohne Eigennutz. Die Indier sind sehr begehrlich, denn obwohl sie sich dem Fremden stets mit einem Geschenke nahen, so erwarten sie dafür bei weitem mehr als seinen Werth zurück zu erhalten. Nichts ist so leicht, als bei ihnen in den Verdacht des Geizes zu kommen, und wer einmal das Beiwort Culme Huinca (geiziger Weißer) erhalten hat, darf auf keine fernere große Freundschaft rechnen.

Auf Bezeigung gegenseitiger Achtung halten sie sehr viel; ein kalter Empfang macht sie verdrießlich, und wer bedeckt in ihre Hütte tritt, mag leicht mit einem ärgerlichen „entuge mi curtivia" (nimm deinen Hut ab) an seine Pflicht erinnert werden. Ihr Gruß besteht in dem Worte marinari, jedoch mit minder deutlicher Aussprache des Buchstaben R, der ihnen schwer wird und in ihrer Sprache selten vorkommt. Ein ansehnlicher Weinvorrath verschaffte dem Verfasser die Besuche der Kaziken fast allzu oft; allein obgleich überzeugt von seiner Unkenntniß ihrer Sprache ergossen sie sich stets in langen Anreden. Der gemeine Pehuenche gibt zum Gruß die Hand, und nur der Kazike umarmt den Fremden. Sich diesen Ceremonien entziehen zu wollen, würde für unhöflich gelten, und selbst von der Erwiederung hängt es ab, ob man für aufrichtig gehalten werden soll. Das Umarmen muß nämlich mit der kräftigsten Anstrengung geschehen; je wärmer die Zuneigung, desto unerträglicher ist das Pressen, und wer das Unglück hat, für eine wichtige Person zu gelten, oder sehr beliebt zu sein, mag darauf rechnen, daß nach mehrfachen Begrüßungen dieser Art ihm kaum der Athem bleiben dürfte, um für die erhaltene Höflichkeit angemessen zu danken. Dabei ist nicht zu vergessen, daß man während der Umarmung den Kopf dreimal wendet, bald über die rechte, bald über die linke Schulter seines Freundes blickt, und jedes Mal mari ruft.

An langen Anreden fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht. Es gilt für ein großes Talent unter jenen Nomaden, wenn auch nicht gerade ein bündiger, doch ein unerschöpflicher Redner zu sein, und ihre Versammlungen sind daher ziemlich langweilig. Bei den Berathungen mit den chilenischen Offizieren setzen sich die Kaziken im Kreise, und der Berichterstatter tritt in die Mitte. Unbeweglich und starr auf den Boden blickend, beginnt er langsam und mit lauter Stimme seine Rede, und kreischt das letzte Wort jeder Periode um eine Oktave höher als im Redeton hervor. Bald eintönig und bald ausschreiend erreicht der Redner seinen Hauptabschnitt, und fällt dabei zwar in den gewöhnlichen Ton, aber die Schlußworte poltert er mit außerordentlicher Schnelligkeit hervor. Anstatt daß nun der Dolmetscher diese Erzeugnisse der Redekunst sogleich dem ungeduldigen Weißen mittheilen dürfte, wendet sich der älteste Kazike an den letzteren, um den Inhalt des Gesprochenen zu wiederholen, und nun erst darf der Dolmetscher das Ganze in die spanische Sprache übersetzen. Ihr Gesang, der aber nur im Zustande der Trunken-



heit hörbar wird, ist ihrer Rede ziemlich ähnlich. Allen scheint die Neigung zur Musik abzugehen, denn nie entdeckt man in ihren Hütten irgend ein tönendes Instrument. Berauscht pflegen sie zu tanzen, wenn anders wunderliche Verdrehungen des Körpers und eine stampfende Bezeichnung des Taktes mit den Füßen, wobei jedoch der Standort nicht verlassen wird, den Namen des Tanzes verdienen.

Bei aller Aufmerksamkeit ist es dem Verfasser stets unmöglich gewesen, Spuren eines religiösen Cultus bei den Pehuenchen zu entdecken. Es ist eine sonderbare, wenn auch bei andern wilden Völkern schon gemachte Bemerkung, daß sie kein passendes Wort für den Begriff Gottheit haben. Die Missionäre sind gezwungen gewesen, das spanische Wort Dios in Maynas und auf Patagoniens Gränze einzuführen. Die Pehuenchensprache hat nur einzelne Worte, um gewisse Attribute der Gottheit auszudrücken. Gen Laoquen heißt Beherrscher der Meereswellen, und Gen Talka Herr des Donners; allein die zartern Namen, die ein kindlich frommer Sinn erfindet, und die Unendlichkeit, welche der stärkere Geist des Weißen mit Einem Worte begreift, vermag der stumpfe Urmensch Amerika's nicht zu erfassen. Blos aus dunkelm Gefühl, aber nicht aus Ueberzeugung, nehmen alle chilenischen Indier die Fortdauer der Seele an, und glauben an elysische Gefilde, allein sie schmücken sie in dem Maße aus, wie sich die Phantasie des Wilden das größte Glück und die höchsten Genüsse denkt. Die Meinung aller Stämme verlegt das Paradies jenseits des großen Meeres, in dem die Sonne untergeht. Was der Verstorbene zur weitern Reise nöthig haben möchte, sein Reitzeug, seine Lanze und die nährenden Samen der Araucaria, legt man ihm in sein flaches Grab. Dem Reichen gibt man wohl auch den besten Silberschmuck mit, und blutig ist die Rache, wenn der Chileno sich zur Plünderung der Leiche verführen läßt. Der Stamm der Huillichen hat die Gewohnheit, den Todten und sein bestes Pferd zu balsamiren, am Rauche zu trocknen, und erst spät zu begraben. Der Moluche bindet neben dem Grabe das Pferd an, und läßt es da, wenn es ihm nicht gelingt, sich zu befreien, Hungers sterben.

Mit den Leichnamen der Weiber macht man wenig Umstände, sondern begräbt sie am ersten besten Ort ohne alle Ceremonien.

Der Glaube an Gespenster ist allen Pehuenchen eigen. Die nächsten Anverwandten werden von den Ueberlebenden am meisten gefürchtet, indem man glaubt, daß sie in einer schreckenden Gestalt wiederkehren, um die Hinterlassenen zu beunruhigen. Stets schaffte man den Verstorbenen mit den Füßen zuerst aus der Hütte, denn wenn er in einer andern Lage hinausgetragen würde, so könnte sein irrendes Gespenst dahin zurückkehren. Verläßt die Horde das Thal, wo sie sich längere Zeit aufhielt und Einige aus ihrer Mitte begrub, so wird der Weg unter vielen sonderbaren Gebräuchen angetreten, und der Pfad mehrmals durchkreuzt, damit die etwa folgenden Gespenster die Spur verlieren mögen.

Der Schaden an ihren Heerden oder was sie sonst Unangenehmes erleiden, wird stets einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben. Auch auf den chilenischen Landmann ist dieser Glaube übergegangen, denn auch er spricht stets: „daß man es ihm angethan," wenn er erkrankt oder Seuchen seine Hausthiere befallen. Für den nomadischen Indier kann es kein größeres Unglück geben, und daher schreibt er es stets der Zauberei einer feindlichen Horde zu. Ihre Machis, Menschen, die sich der Verbindung mit den unterirdischen Mächten rühmen, sprechen bei einem mitternächtlichen Feuer den Fluch der Verderbniß über die Heerden des Feindes aus, und suchen die eigenen durch Zauberspruch zu sichern. Nur der gewaltsame Tod scheint dem Pehuenchen naturgemäß, die Krankheit aber, besonders wenn sie in weniger klarer Form auftritt, ist stets die Folge der Bezauberung. So sehr nun diejenigen Männer geehrt sind, welche durch Vertrautheit mit unheimlichen Wesen dem Feinde schaden, so sehr verfolgt die Rache alle, die ihre Macht gegen die eigene Horde gebrauchen. Wer eines solchen Verbrechens angeklagt wird, ist meistentheils verloren, allein nur selten trifft dieses Loos Andere als kinderlose und unbeschützte Wittwen. Urtheilsspruch und Feuertod sind Eines, und nur die öffentliche Meinung richtet.

Die Machis, die roheste Urform eines priesterlichen Standes, gehören beiden Geschlechtern an, und unterscheiden sich durch nichts im Aeußeren. Sie sind bejahrt und nicht unbekannt mit den Heilkräften der Pflanzen, denn in der That weicht manches äußere Uebel ihren Kenntnissen und ihrer Erfahrung. Indessen ist der Vorrath der gewöhnlich gebrauchten Heilmittel nicht groß, und die Pflanzen sind zum Theil dieselben, die auch der chilenische Bauer anwendet. Den Aderlaß kennen sie, obwohl sie ihn ziemlich ungeschickt anwenden. Als Werkzeug dient ein mühsam zugespitztes Stück Basalt, welches in dem Spalte eines Stieles von hartem Holze befestigt ist. Pulsadern, welche in fleischigen Theilen des Körpers liegen, damit zu öffnen, verstehen sie nicht, allein sie wählen entweder eine Ader zunächst der Haut, oder durchstoßen einen Finger von einer Seite zur andern, und bringen auf diese Art wenigstens eine Blutung hervor. Der Einfluß der Sterne, besonders hell leuchtende Gruppen, z. B. des südlichen Kreuzes, wird für unzweifelhaft angenommen.

Es ist nicht leicht, die Machis bei ihren Kuren zu beobachten, und nur der Freundschaft eines alten Mannes dieser Klasse, welchen Professor Pöppig die Heilkraft einiger Pflanzen kennen gelehrt hatte, verdankte er einst bei einem Heilungsverfahren den Zutritt. Eine weite Fellhütte, zu diesem Behufe errichtet, nahm den Kranken auf, welcher sichtbar an Rheumatismus litt. Auch einige seiner Verwandten gesellten sich dazu. Die Thüre wurde ängstlich verschlossen, und ein hohler Warnungsruf vertrieb die neugierigen Lauscher aus der Nähe. In der Mitte brannte das Holz des geheiligten Baumes Drymis, und ringsumher waren Zweige desselben angebracht. Noch glimmten andere harzige Stoffe,

so daß der enge Raum mit dickem Dampf erfüllt war. Der Machi begang die Entzauberung mit einem langsamen, zuweilen unterbrochenen Gesange, der aus der innersten Brust dumpf hervortönte, und die Umstehenden begleiteten das Zauberlied mit taktweisem Klappern einiger Blasen, die mit Erbsen gefüllt schienen. In dem Verhältnisse, wie die Stimme sich erhebt und schneller wird, vermehrt sich dieser Lärm, und endlich brechen die Gehilfen in lautes Kreischen aus. Der Arzt fällt in Extase, die bald in wüthendes Gebrüll und widerliches Verdrehen des Körpers ausartet. Stürzt er in Zuckungen zu Boden, so steht man ihm bei; er ist aber so wüthend, daß ihn kaum die vereinte Stärke aller Gegenwärtigen zu bändigen vermag. Wenn er erstarrt liegen bleibt, so benutzt ein Gehilfe diese Ruhe, und streicht den Kranken, so daß es fast den Anschein hat, als ob diesen Wilden der thierische Magnetismus bekannt sei. Langsam und wie aus einem Traum erwachend erhob sich endlich der Machi vom Boden und blickte heiter um sich her. Dem Kranken wurden Tränke aus Kräutern gereicht, deren Kenntniß und Bereitung als Geheimniß vom Vater auf den Sohn erbt. Wo ein fixirter Schmerz vorhanden ist, da gibt man als Ursache einen fremden Körper an, der durch Zauberei dahin gelangt sei. Ein flacher Hautschnitt wird gemacht, und der Taschenspielerkunst dieser Wundärzte macht die Geschicklichkeit Ehre, mit welcher Eidechsen, Nadeln und Stücken Messerklingen aus der Wunde gefangt werden.

Trotz diesem Aberglauben fürchtet kein Indier dieser Gegend den gewaltsamsten Tod, und ist sogar im Stande, sich denselben ruhig selbst zu geben.

Der Verfasser erzählt ein Beispiel, wo von chilenischen Truppen zwei Pehuenchen gefangen wurden, die des Spionirens verdächtig waren. In der Erwartung eines gewissen Todes suchten Beide zu entfliehen, wurden aber von den Soldaten so gut verfolgt, daß sie sich, als sie am Rande eines tiefen Abgrundes, in der Nähe des Vulkans Antuco, angekommen waren, von allen Seiten eingeschlossen sahen. Im Innern dieses Vulkans wohnt nach ihrer Meinung der Gott Pillan, dem die furchtbarsten Naturerscheinungen, Blitz, Donner und Erdbeben, zugeschrieben werden, und dem jeder Indier sich im Augenblicke des Todes empfiehlt.

Ohne Bedenken trat der eine Pehuenche, als er keine Möglichkeit des Entkommens sah, auf den Rand des Abgrundes, breitete seine Arme nach dem Vulkan aus, hüllte das Haupt in seinen Poncho, und stürzte sich in dem Augenblicke, wo er ergriffen werden sollte, in die schauerliche Tiefe hinab.

Der Felsenhahn.

(Taf. 48.)

Unstreitig einer der schönsten Vögel ist der, im nördlichen Theile Süd-Amerika's heimische, orangenfarbne Felsenhahn, Rupicola aurantia, der in wenigen unserer naturhistorischen Sammlungen fehlt, und obgleich theuer bezahlt, keineswegs mehr zu den Seltenheiten gehört. Oken fügt ihn der siebenten Zunft der dritten Ordnung, den Pflanzenfressern, Dickschnäbeln oder Hopfer bei, und zählt ihn zu den Körnerfressern oder Spatzen, Temminck gibt ihn als Insektenfresser an, und fügt ihn der dritten Ordnung als eigene, mit den Manikins oder Zahnmeisen verwandte Gattung an, mit denen er auch in der Bildung des kurzen, dreikantig zusammengedrückten, etwas gewölbten, an der Spitze gebogenen und ausgekerbten Schnabels übereinstimmt. Die äußeren Zehen sind bei ihm bis zur Mitte ihrer Länge mit der Mittelzehe verwachsen, und sein Kopf ist mit einem Federbusch geschmückt Man kennt bis jetzt drei Arten, von denen der gemeine und der orangenfarbige Felsenhahn sich überall in den felsigen Gebirgen Guyana's, in Surinam und Cayenne, und an den felsigen, höhlenreichen Ufern des Orinoco, der peruanische aber in Brasilien, in Ober-Peru und den Gebirgen Neu-Grenada's findet. Den Nachtvögeln gleich bewohnt er dunkle Höhlen und Felsenspalten, bereitet sich in diesen sein kunstloses, aus Reisig zusammengefügtes Nest, in welches er zwei weiße, runde Eier legt, fliegt aber nur am Tage umher, um seine Nahrung, die in wilden Früchten und Sämereien, selten in Insekten besteht, zu sammeln, er scharrt dabei die Erde, wie ein Huhn, und schlägt mit den Flügeln. In der Wildniß ist er ungemein scheu und schwer zum Schuß zu bringen; sein Flug ist schnell, aber nie weit, und seine helle, langgezogene Stimme lautet wie ein in langen Pausen wiederholtes Ke. — Von den wilden Indianern werden sie ihrer schönen Federn wegen sehr geschätzt und verfolgt, und die Federn zum Schmuck verwendet; die Indianer der Missionen des obern Orinoco hingegen fangen sie jung ein, wo sie leicht gezähmt werden können, und lassen sie frei mit den Hühnern herumlaufen.

Der gemeine Felsenhahn, Rupicola brasiliensis (auch Pipra rupicola), ist von rothgelber Farbe, hat braune und weiße Schwungfedern, einen abgestumpften, am Ende braunen Schwanz, gelbe Füße und Schnabel, und einen rundlichen Federbusch, und erreicht eine Länge von 10 bis 12 Zoll. Das Weibchen ist mehr braun, hat einen längern, oben oft ganz braunen Schwanz und zuweilen gar keinen Federbusch.

Der orangenfarbne Felsenhahn, Rupicola aurantia, welchen unsere Tafel zeigt, die prächtigste der drei bekannten Arten, erreicht die Größe einer Feldtaube, ist ganz pomeranzenfarbig und nur die Schwungfedern sind rothschwarz, gelb gesäumt, und die Flügel in der Mitte weiß. Auf dem Kopfe hat er einen kreisförmigen, helmartigen Federbusch, der aus einer doppelten Federreihe besteht, die fast den ganzen Oberschnabel bedeckt. Sein Schwanz ist kürzer als der des vorigen, und mit der Farbe des Körpers gleich.

Der peruanische Felsenhahn, Rupicola peruviana, ist in der Gestalt wenig von dem gemeinen Felsenhahn verschieden, wie dieser rothgelb gefärbt, Flügel und Schwanz aber sind bei ihm durchaus schwarz.

